Depot
Z 287

Digitized by Google

M. VI 1/12.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Fünfter Jahrgang.

Monat Januar bis Junius.

München,

in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1832.

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
JAN 15 1971

Digitized by Google

Alphabetisches

Inhalts-Verzeichniß.

Monat Januar bis Junius 1832.

Seite

A.

Abaſen. Haushalt und Induſtrie der . . . 251, 255
Abenteuer zweier mähriſcher Brüder . . 177, 181, 190
Abyſſinien. Heirathsgebräuche 180. Neueſte Nachrichten 528
Aegypten. Abuſabel, das Hoſpital 351. Arteſiſche Brunnen in der Wüſte Suez 561. Fortſchritte in der Civiliſation 535. Irrenhaus zu Kairo 667. Poſtwagen zwiſchen Alexandrien und Kairo 504. Zöglinge, ägyptiſche in Paris 248
Afrika. Angriff des Königs Barra auf die engliſchen Niederlaſſungen am Gambia 676. Douville's Reiſe: die Negervölker ſüdlich vom Aequator 193, 198. Biheh und Cunhinga 365, 370, 382, 386, 442, 476, 486, 497, 501, 530. Ein Negerkönig 468
Albany, die Gräfin von 411
Aleppo 696
Algier, Blick auf die Stadt und Geſchichte von, 191, 195. Clauzel in Algier 1, 5, 114, 130. Meteorologiſche Beobachtungen 520. Verurtheilung eines Franzoſen durch die Kadis 588. Zeitung 300
Alter, hohes 60, 280, 352
Amerika. Baum, großer in Maſſachuſetts 240. Biſonjagd, die 716. Chefs der eilf Republiken 676. Entdeckungsreiſen, die in 245, 249, 258, 275, 281, 290, 302, 334, 342. Fichtenart, gigantiſche in Kalifornien 572. Gas, brennbares natürliches in Neu-York 252. Krokodil, amerikaniſches 491. Still's natürliches Erdbasrelief 572
Amſterdam. Bevölkerung 116, 216
Anleihen in Europa ſeit 1830 124
Antwerpen, Verfall ſeines Handels 84
Arabiſche Pferde. 19, 23. Stammbaum. 599
Arm, wohlriechender 508

Seite

Aſcenſion, die Inſel 295
Aſien's und Nordafrika's gegenwärtige Beherrſcher 421, 426, 453
Attwood, Sprecher der Birminghamer Union . . . 684
Auſtralien, Geſchichte der Entdeckungen in . . 704

B.

Bagdad, die Einnahme von 39, 47. Peſt in . . . 488
Bali, Bewohner von 515
Balinli, Handel mit 556
Bell, Dr., ſtirbt 248
Belliard, Graf 225
Bentham, Jeremias ſtirbt 724
Berry, Mörder des Herzogs von, ſ. Louvel.
Beyt's, Baron, Napoleons lebendige Bibliothek . . 452
Biheh, ſ. Afrika.
Borneo, Urbewohner der Inſel 396. Dalton's Berichte darüber 511
Braſilien. Ausflug in die Provinz Minas Geraes. 1) Reiſe von Rio de Janeiro nach Porto d'Eſtrella 61, 65. 2) Eine braſilianiſche Zuckerpflanzung 77. 3) Panputha. Paraiba. Ein braſilianiſcher Eremit 93, 106. 4) Villa Ricca 135. 5) Mariane. Beſuch bei den Coroatos-Indianern. Indianiſches Kirchenfeſt in St. Joao Baptiſta 153, 157, 173, 186, 197, 206, 217. 6) Schlußbemerkungen über die Provinz Minas-Geraes 265, 277, 293, 309, 341, 350. Journaliſtik 299. Negerſklaven, die in Rio de Janeiro 259, 268, 279. Diamantendiſtrikt von Serro do Frio 615, 627. Regentſchaft, die in Braſilien 597, 602, 606. Schifffahrt und Handel 283. Tigerjagd in den Certoes. 171. Verbot und Strafe der Sklaveneinfuhr 224. Volks- und Kirchen-Feſte in Rio de Janeiro 127, 139
Bretagne, die Seeleute der 221, 226

Digitized by Google

Seite

Bughis, Handel der 235
Bulgarien. Statistik 119, 124, 147, 163
Byron, ein noch ungedruckter Brief von ihm . . . 232

C.

Canada. Der Ansiedler in 525, 529, 533, 538, 542. Geheimniß der Nonnen, den Krebs zu heilen 464. Neuere statistische Notizen 204
Canning. Sein Sterbegemach 4. Biographische Skizze von 693, 701, 705, 721, 726
Champollion's Tod 532. Nekrolog . . 535, 545, 575
Chili, Erinnerungen aus 488
China. Artesische Brunnen daselbst 235. Astronomischer Thurm zu Peking 316. Englische Kaufleute in China 620. Feier des Neujahrs 480. Harem des Kaisers 700. Kaiser, der gegenwärtige und sein Haus 492. Kalender, chinesischer 699, 703. Leben Lao-tsen's 403. Orkan in Kanton 616. Romanze, chinesische 527. Salzbrunnen mit brennbarem Gas 247. Schmeichler, der größte am Hofe 640. Strafe vagirender Advokaten 476. Streit der Engländer mit der Regierung 545, 549, 558, 561. Stutzer, chinesischer 696
Cholera. Ausbruch in England 40. In Aegypten 80, 83. Boumot eines französischen Arztes von ihr 316. Einfluß auf die Handels- und Industrie-Verhältnisse 434. Mittel gegen die 104. Opfer erste der, in Paris 528. In Persien 620. Streit über sie unter den Londoner Aerzten. 320. Unter den Thieren in Frankreich 480. Ursprung, der in Bengalen. 112. Vergleichung der Cholera in Paris und London 681. Verheerungen derselben 196. Vorschläge der Saintsimonisten dagegen 487. Witze der französischen Blätter über die 476
Cholerine zu Paris 508
Ceylon, Zimmtausfuhr aus 700
Celebes, neueste Nachrichten von 355
Cochrane, Sir Alexander, Admiral stirbt . . . 212
Columbien. Szene aus seinem Freiheitskampfe . . 319
Constantinopel. Besuch im Jahre 1831 in 679, 683. Briefe eines Franzosen aus 29, 41, 85, 109. Der Ramasan 484. Heerschau des Sultans 8
Cormenin, über die Lage Frankreichs 612
Costa Firma, eine Szene auf der 607
Csoma de Körös, ungarischer Sprachforscher . . 16
Cuba. Bevölkerung und Handel 8
Cuvier's Tod 600

D.

Daghestan, Kämpfe des russischen Heeres in . . 479
Dalmatien, Ausflüge in Illyrien und, 1) Venedig, s. Venedig 2) Seefahrt nach Cattaro 645, 649, 657. 3) Ragusa 685. 4) Umgegend von Ragusa 690. 5) Die Bocche 694. 6) Cattaro 695, 711
Dampfboot, das erste 219. Dampfwagen auf gewöhnlicher Straße 564
Dillon, Chevalier, über die Fidschi-Inseln . . . 672
Douville, s. Afrika.

C.

Seite

Elba, die Insel 35
Elephanten, die weißen 56
England. Abgaben der Londoner Zeitungen 48. Absendung des Kapitän Fitzroy nach der Küste von Südamerika 300. Alter Brauch zu Broadclist 588. Alterthümer zu Aldburgh gefunden 612. Armentaren 348. Ausfuhr im Jahre 1831 504. Bank, Geschichte der englischen 543. Bankerotte, Zahl der, 616. Berichte der geographischen Gesellschaft zu London von 1830 bis 1831 53, 58, 62, 69, 73, 89, 98. Besteuerung im 18ten und 19ten Jahrhunderte 560. Beschaffenheit der Atmosphäre von London 156. Bevölkerung von London 141. Bevölkerung von England seit 1801 156, 692. Bischöfe, englische, ihre Einkünfte 496. Bleiausfuhr 596. Brückengelder in London 112. Bücher im Jahre 1831 gedruckt 128. Clementi's Tod 372. Deutsches Theater in London 144. Dudley, Einkünfte des Lords 624. Erbfolgestreit im königlichen Hause 208. Eisenbahnen zwischen Liverpool und Manchester 248, 455. Ermunterungsgesellschaft schlägt eine neue eßbare Wurzel vor 56. Falstaffe, die zwei jungen in London 336. Fastenpredigt im englischen Unterhause 395. Faustkampf von 111 Gängen 472. Fletcher's Selbstmord 252. Fortschritte der Schiffsbaukunst 44. Fuchsjagd, eine 128. Ausgaben eines Fuchsjägers 460. Fuchsjägerei s. Melton Mowbray. Gefängnißscenen. 1) Der Gottesdienst in Newgate 87, 91. 2) Eine Begnadigung von Schulknaben 103. Getreide-Einfuhr im Jahre 1831 220. Geistesgegenwart eines Matrosen 456. Gold- und Silber-Verbrauch in England 652. Heereszahl 564. Hunt's Prozeß gegen die Times 256. Jokeyklub 288, 628. Irving und die unbekannte Sprache vor Gericht 316, 415, 460. Kampf einer Löwin und einer Elephantin 351. Meerfräulein 256. Miethkutsche in Schottland 276. Mittel, vor Zeiten Bills durchzusetzen 112. Nationalschuld, Berechnung der 496. Nebel, dichter in London 92. Northcote und der jetzige König 587. Ornament von Tippu Saib's Thron, dem Könige von England zum Geschenke gemacht 616. Paganini's Einnahmen 556; in England 476. Pairskammer, historische Notiz 36. Polizeiliche Statistik Londons 492. Perceval, das bigotte Parlamentsmitglied 496. Preis der Jagdhunde 584. Pflanzengattungen neue, in England seit Entdeckung der neuen Welt 60. Phrenologische Untersuchung der Burkerschädel 508. Polizeiverhandlungen in London 20, 407, 660. Reichthum eines Miethwagenbesitzers 196. Rennwette, außerordentliche, zweier Engländer 812. Riesenbuch in England gedruckt 516. Roß, Kapitän's Expedition nach der Baffins-Bay 372. Sancy-Diamant, der 600. Schifffahrt von 1816 bis 1823 durch den Sund 96. Seidenverbrauch, jährlicher 456. Sonntagsschule 624. Spinnerinnen, die 565, 570. Spielkarten, Abgaben von 672. Statistik von London 300. Sterblichkeit unter den Thieren 512. Steuern, indirekte 176. Streit mit China s. China.

Digitized by Google

Seite

Taucherapparat, neuer 676. Thee aus Hagedornblättern 288. Tilgungsfonds 495. Das Unterhaus 2, 18, 22, 25, 33. Verfall des Handelsstandes in London 663. Verhandlungen der englischen gelehrten Gesellschaften 294, 704. Verhältniß der Verbrecher zur englischen Bevölkerung 460. Vestris, Vein der 656. Volksbewegung, große 631, 639, 651. Wappentare 300. Weiberverkauf zu Carlisle 544. Weihnachtsfest, das 31. Weineinfuhr 580. Whithbreads Brauhaus in London 99. Winkeljournalist Hetherington 436. Zeitung um einen Pfennig 640. Zustand der Kinder in den Fabrikstädten 392, 516

Erdbeben, Ausdehnung die 188. Vorzeichen in Italien 324. In verschiedenen Theilen der Welt 440

Eriesee, der 76

Euphrat, warme Quellen im 576

Europäische Bevölkerung, mögliche Zunahme derselben 155

F.

Färbestoff in den vegetabilischen Körpern 214

Falklandsinseln, die 132

Ferdinandea, die vulkanische Insel, verschwindet . 236, 300

Fidschi-Inseln, die 672

Fische, die auf dem Lande leben 424

Florida. Ornithologie 612

Fossile Knochen in Kentucky 200. Ueber die Knochen in den Berghöhlen von Frankreich 218

Frankreich. Akademie, Verhandlungen der 214, 218, 311, 520, 720. Abgaben, indirekte der letzten drei Jahre 164. Allgemeines Eisenbahnsystem für Frankreich 427, 431. Altfranzösische Literatur 172. Arbeiten der geographischen Gesellschaft in Paris 388, 415. Ausgabe, merkwürdige, der Civilliste Karls X 172. Ausgabe jährliche von Paris 300. Auswanderungen aus England 484. Bänkelsänger und Musikanten in Paris 16. Baumwolleneinfuhr 220. Besserung der Gefangenen in St. Pelagie 56. Bevölkerung des Departements des Doubs 68. Bevölkerung von Paris 200. Bevölkerung von Frankreich 616. Blutegeleinfuhr 120. Der Boeufgras 304. Budgets des französischen Staates zu verschiedenen Zeiten 228. Camargue, s. Provence. Cholera unter den Thieren 480. Cholerine 507. Cholerawitze des Figaro 640. Der Carricature 644. Cormenin über die Lage Frankreichs 612. Civilliste Louis Philipps, über die 132. Demagogen, neue französische 564. Denkmünze auf Menotti 164. Die Deputirtenkammer 105, 113, 122. Einkommen des Institutes der französischen Ehrenlegion 340. Gannerspekulation in Paris 560. Inventar des Justemilieu 360. Jüdische Schule zu Paris 564. Künstler in Paris, Zahl der 480. Findelhaus in Paris 129, 138. Findelkinder 368. Geburten, Sterbefälle und Ehen in Paris 152. Gerippe bei Severac gefunden 376. Grand Poulot 184. Handschuhausfuhr nach England 364. Herzoge, die drei 392. Hieroglyphische Erklärung der Apokalypse 376. Journalistik 348. Kinderlied, französisches 628. Kleingewerbe, die von Paris 161, 169, 174, 178, 189, 194. Kriegsmacht 428. Kriminaljustiz in Frankreich 151. Lage der untern Volksklassen 223. Legate der Geistlichkeit im Jahre 1831 156. Litthauisch-russische Gesellschaft in Paris 288. Lithographirte Skizzen aus Indien 712. Lucian Bonaparte's vergleichende Ornithologie von Rom und Philadelphia 720. Medaillenraub 164, 240. Martignac's Memoire über Spanien 419, 712. Münzfund im Jura 452. Münzmethode 508. Perier's Leichenöffnung 636. Perier's Tod, s. Perier. Philosophie unter der Restauration. 1) Royer Collard 537, 541, 546, 550, 555. Polenfest in Paris 68, 79. Polnische gelehrte Gesellschaft in Paris 120. Polizeiverhandlungen 680. Reiseplan an die Quellen des Nils 500. Renouard's provençalisches Lexikon. 712. Rettung der acht Bergleute von Bois Monzil 167. Riesenhafter Dreidecker 116. Richelieu und Decazes, als Minister 307 310. Schiffe in den französischen Häfen im Jahre 1831 236. Schuldlage gegen Karl X. 176, 256. Selbstmord zweier junger Dichter 265. Sittenzüge aus der Pariser Welt gegen Ende des 17ten Jahrhunderts 287. Statistik des Verwaltungspersonales und der Offiziere der französischen Armee 36. Schauspielhäuser in Paris 664. Schisma in der neuen französischen Kirche 620. Schwarze Mann, der 428. St. Pelagie 425, 430, 434, 438, 458. Sterbefälle in Paris 84. Sumpfland in Frankreich 200. Theaterstücke des Jahres 1831 108. Tieck's Werke ins Französische übersetzt 716. Unterrichtsanstalten, höhere in Frankreich 160. Valery Reise in Italien 712. Verurtheilungen der letzten sechs Jahre 160. Volksfeste, die, in Paris 505, 510, 517, 522, 534. Wagen, erster, auf einer Eisenbahn 324. Weinbau im Departement der Côte d'Or 40. Witterungsbeobachtung in Paris 428. Zweikampf zwischen einem natürlichen Sohne Napoleons und einem Engländer 272; zu Grenoble 472

Fruchtbarkeit der alten und neuen Welt 588, 599

G.

Germain, Sophie, die Mathematikerin 623

Gesellschaftsinseln. Gegenwärtiger Zustand der . . 28

Girard, Stephan, der reichste Bankier in Amerika . 200

Griechenland. Bemerkungen über Berichte aus Griechenland 253, 257, 262. Ermordung des Grafen Capodistrias 269, 274, 278. Mährchen und Kinderspiele 225, 230, 242. Napoli di Romania 255

Guatemala, Handel von 648

Guepo Upas, das vergiftete Thal 164

H.

Haifischfang, der 499

Heirathsstatistik des weiblichen Geschlechts 508

Holland. Abgabenbudget für das Jahr 1832 160. Armenkolonien 503, 507. Bevölkerung in den Hauptstädten 414.

Holman, der blinde Reisende zu Sydney 296

Digitized by Google

Seite

Holyrood, die drei Könige in 5
Honoe Wronski, ein neuer Philosoph 532
Huber, Franz, der blinde Naturforscher 727

J.

Jahreszeiten, Einfluß der, auf die menschlichen Kräfte 551
Jamaica, Sklavenausfuhr in 304, 393
Japan. Tanz und Gesang in 704
Java. Die javanische Sprache 728
Idiosynkrasie, seltsame 48
Indianer. Die letzten Häuptlinge der Pokanokets: 1) Der Sachem Massasoit 50, 57, 71, 70, 94. 2) Massasoits Söhne 141, 154, 162, 214. Die Churruasindianer 556, 646. Urtheil eines Sachems über das Duell 460
Indien. Eine Alligatorjagd 439, 443. Bewohner der Neilgherry oder blauen Berge 523, 531, 536. Die Mohammedaner in Indien 295. 1) Der Sihnanah 297. 2) Die Feier des Moharrem 301. 3) Religiöse Gebräuche 305, 309, 314. 4) Der Nauroſe oder der Neujahrstag. 5) Die Najumith 325. 6) Abergläubische Gebräuche. Heilmittel 336, 358. 7) Putz und Kleidung 381, 391. 8) Heirathsgebräuche 394. 9) Musik und Vergnügungen 406, 418. 10) Mühlen 419. Fortschritte der Presse 256. Gottesgericht in Pegu 672. Jacquemonts Reisen in Indien. 296, 419. Kapitän Burns Fahrt auf dem Indus 340. Loria, die bengalische 402. Möglichkeit einer russischen Expedition nach 519. Orkan, furchtbarer 452. Parteien in Indien 584. Psalmenbuch der Mugs 552. Das Schastrispiel 552. Seltsame Frömmigkeit 256. Syrische Christen in Tiruwankada 100. Theater von Hindus 588. Verbindungsweg, neuer, zwischen Indien und Europa . 196
Insektenkraft mit Maschinenkraft verglichen . . 580
Johanna. Besuch auf der Insel 555
Ireland. Bauer, irländischer 564. Bedrückung des Landvolkes 152. Blutige Vorfälle wegen der Zehnten 48. Cobbet in Ireland 288. Terry-Alt-Ausschuß 212. Zehnten 459
Island. Literatur und literarische Gesellschaft 353, 357, 369, 378, 389, 401, 414
Italien. Architektonische Werke Luigi Rossini's 560. Ausgrabungen in Tarquinii 420. In Pompeji 520. Bevölkerung von Rom 200. Bevölkerung des Kirchenstaates 656, 660. Correggio, neuer im Vatikan 663. Ein italienischer Abraham a Sancta Clara 320. Flugschrift unter dem italienischen Volke verbreitet 24. Fund einer antiken bronzenen Statue bei Cremona 332. Gemme in der Ruine von Salunto gefunden 444. Institut der archäologischen Korrespondenz in Rom 168. Marcus Tullius Cicero im Inquisitionsgefängnisse von Rom 360, 365, 374. Memoiren der Academia Ercolanense 424. Nobili's Versuche mit dem Elektromagnetismus 428. Oplontis, neu entdeckte verschüttete Stadt bei Pompeji 476. Poussin's Denkmal zu Rom von Chateaubriand errichtet 472. Rom und der Papst im Jahre 1832 681, 686, 689, 698, 717, 722. Strohhüte, italienische 452. Tod dreier Kardinäle 288. Zustand der Wissenschaften 1) in den sardinischen Staaten 621, 626, 663

Seite

K.

Kaffern, französische Mission bei den 227
Kaffeezubereitung bei den Arabern 512
Kamtschatka. Einführung des Ackerbaues 192
Karabagh, die Provinz und die Festung Schuschah . 115, 123
Karamsin 55, 59
Kaukasus, Alterthümer auf dem 216
Klima, über die Veränderungen desselben . . . 183

L.

Lamarque, General 687, 692, 707
Lander's Expedition auf dem Niger 89, 98. Eine Nacht auf dem Niger 289. Dem Könige von England vorgestellt 424. Entdeckungsreisen auf dem Niger. 1) Einleitung 709. 2) Ankunft zu Badagry. König Adule. . . 713, 718
Liberia. Berichte von dieser Negerkolonie . . . 112
Louvel. 609, 612, 625, 634, 637, 642, 669, 674
Luxor, Obelisken, von 160

M.

Madagaskar, von den Franzosen verlassen . . . 532
Mährische Brüder, Zahl der 260
Malabar, Juden in 159
Malachowski als Nadir Bei 192
Malibran, die Sängerin 135
Mahabarat, Herausgabe des 584
Marat, ein Besuch bei 565
Marokko und der Atlas 73
Maschinenwesen und seine Folgen 511
Matrosenliebling, der 547
Mauren, kindliche Liebe der 300
Mauromichalis, die 9, 17, 26
Meereswasser, Temperatur in verschiedenen Tiefen . . 603
Melton Mowbray . . 581, 585, 595, 598, 617, 622, 651
Mexiko. historische Untersuchungen über seine Eroberung durch die Mongolen 51, 63. Handel mit England 84. Die Mexikaner im Jahre 1830. 1) Die Bevölkerung von Mexiko 125, 131, 142. 2) Die Parteien 150, 169. 3) Hülfsquellen des Landes 218. Größter Baum 201.
Michaud's Reise im Oriente 423, 447
Michigansee, der 671
Mineralogie, Fortschritte der im Jahre 1830 . . 230
Mirabeau's Memoiren . . 359, 367, 371, 379, 387, 400

N.

Neapel. Carnevalsbelustigungen 408. Fortschritte der Industrie und des Ackerbaues. 1) Wollen- und Baumwollen-Gewebe 390, 398. 2) Seide und Seidenzeuge 398, 402. 3) Lohgerberei. 4) Handschuhmacherei. 5) Hutmacherei 404. 6) Papierfabrikation 406. 7) Buchdruckerei, 8) Glasmacherei 422. 9) Landesprodukte 429, 449. 10) Schiffsbaue-

Digitized by Google

Seite

rei. 11) Schluß 457. Erstes neapolitanisches Handelsschiff nach Brasilien 364
Neilgherry s. Indien.
Nertschinsk, Stadt in Sibirien, Statistik der . . 16
Neuholland. Entdeckung eines Flusses 484. Menschenfresserei entsprungener Verbrecher 512
Neuseeland. Besitznahme durch die Engländer 883. Einbalsamirung der Köpfe 44
Neu-Süd-Wales. Statistik der Kolonien 292
Nikolajew, Ursprung der Stadt. 475

O.

O'Connell. Merkwürdige Worte 4
Odessa, eine griechische Niederlassung 552
O'Higgins, Präsident von Chili 168
Ohio, der, 292. Ueberschwemmung 456
Oran 299
Orkan, Geschwindigkeit eines 564. In Nordamerika . 647
Osseten, die 202

P.

Palenque, neueste Forschungen über die Ruinen von . 347
Panama, der Isthmus von 719, 723
Panathenäische Vasen, Abhandlung des Ritters Brönsted über 48
Paraguay. Sein Diktator Francia 241, 246, 250, 254, 261, 282, 286
Pedro's Don, Einschiffung nach Portugal 291. und seine Anhänger 563, 567
Peel, Sir Robert 12
Pendeluhr, elektrogalvanische 60
Perier, Casimir und seine Familie 592
Persepolis, die Ruinen von 147
Persien. Nachrichten von einigen persischen Städten 43, 95
Philippinische Inseln. Sitten und Gebräuche der Ureinwohner 33, 49, 53, 75, 101
Polanokets, die letzten Häuptlinge der, s. Indianer.
Polen. Erinnerungen aus Warschau 157, 187, 206, 213, 219. Gastmähler der Polen im 17ten Jahrhunderte 675. General Skrzynezki s. Skrzynezki.
Portugal. Charakter und Sitten des Volkes 199, 203. Ueberblick seiner neuesten Geschichte 313, 322, 331, 333, 345. 349, 353. Stella, ein Berg in der Provinz Entre Minho y Douro 672
Poujoulat's Reise von Smyrna nach Ephesus . 591, 595
Presse, Statistik der, in der Welt 568
Provence, ein Ausflug in die Camargue. 509, 513, 518 u. 521, 524, 566

Q.

Quebeck mit seinen Umgebungen 303, 315
Quita, dänische Kolonie. Sklavenpreise 56

R.

Rafflesia s. Sumatra.
Ragusa s. Dalmatien.

Seite

Remusat Abel 680
Rennthiere, Instinkt der 212
Rom und der Papst, s. Italien.
Rothschild, das Haus 7
Royer Collard, s. Frankreich.
Rußland. Absichten Rußlands im Oriente 456. Adel 235, 238. Anekdote von dem Grafen Ostermann 244. Archäographische Expedition 312, 336. Bevölkerung im Jahre 1829 107, 118. Dachplatten, eiserne in Petersburg 704. Diamanten 559. Dorf, ein russisches 237. Geselliger Ton in St. Petersburg 240. Handel mit den asiatischen Stämmen 84. Handel von Petersburg im Jahre 1831 156. Handel mit den jonischen Inseln 524. Heerwesen 224. Indigo-Einfuhr 124. Irrenhaus in St. Petersburg 568. Manufakturen im Gouv. Wladimir 380. Proben aus russischen Romanen. Die Strelitzen 11, 15. Schifffahrt im Hafen von Kronstadt 72. Statistik von Petersburg 240. Wohlthätigkeits- und Straf-Anstalten in Moskau 97, 101. Wölfe, in Litthauen getödtet. 176. Uwarowit, ein neuentdecktes Metall 492. Zustand im Jahre 1832 441, 446, 462, 466

S.

Saint-Jean d'Acre, der Pascha von . . . 87, 99, 111
Saint-Simon 239
Saintsimonismus, der, in seiner letzten religiösen, moralischen und politischen Entwicklung. Erster Artikel 569. 574. Zweiter Artikel 583, 586, 590. Dritter Artikel 614, 618, 630. Saintsimonisten, Bekenntnisse eines 562, 577, 585, 597; auf ihrem Berge 661. Gräuelthaten eines 472. Monatliche Ausgaben der Saintsimonisten 408. Verheißungen, ihre 412. Vorschläge gegen die Cholera 487, ziehen sich auf Menilmontant zurück 496
Sandwichinseln, die, 1) Klima, Bevölkerung, Naturgeschichte 13, 21, 42, 82, 117, 2) Staatsverfassung und Gesetze 146, 158, 166, 182. 3) Die königliche Familie 673, 677, 682, 697, 706. Missionäre, amerikanische . . . 716
Schwanenfluß, Kolonie am 53, 58
Schweden. Ampères Skizzen aus 1) Der See Mellar. Stockholm und seine Umgebungen 481. 2) Sitten, Literatur und Romantik 485, 491. 3) Upsala, die politische Geschichte Schwedens, der Codex Argenteus 493. 4) Das Eisenbergwerk von Danemora 497. 5) Das Nordlicht. 6) Der König von Schweden. Abreise. 506. Journalistik 560
Schwarzes Meer, Expedition im 70
Sebastiani, ältester französischer Prälat, stirbt . . 28
Seeabenteuer 471
Selbstmord, statistische Bemerkungen über den 168; aus dramatischer Ruhmbegier 263
Siam, Konscription in 708
Sibirien, geologische Bemerkungen über 376, 571. Klima in Jakutsk 579
Skrzynezki 316, 321, 325, 32
Spanien. Carroussel, altspanisches 267. Erinnerungen aus

Digitized by Google

Seite

Spanien: 1) Der Gerichtshof der Alcaden 145. 2) Die Verurtheilung 149. 3) Die Capilla 161. 4) Die Hochzeit in der Capilla 185. 5) Der Unbekannte 209. 6) Der Platz der Cebada 237. Ferdinand VII. und sein Hof 131, 143. Güter des Herzogs von Wellington . . . 192
Stanhope, ein Besuch bei Lady Ester 463
Strömungen im atlantischen Ocean 24
Sumatra. Neuentdeckte Pflanze Rafflesia daselbst . 240
Sunderland 40
Südsee, Stewarts Reisen in der . . . 619, 635, 643

T.

Taheiti, eine Parlamentssitzung in . . 553, 557, 562
Talleyrand's Lebensweise 588. Memoiren 144. Auflösung des Ministeriums Talleyrand 1815 271, 275. Biographische Skizze des Fürsten 201, 205, 210, 213, 229, 234, Talleyrand bei Bentham 260
Teneriffa, der Gipfel des Piks von 156
Terceira 336
Tongatabu, die Insel 523, 527
Torijos, sein Tod 28. Nähere Nachrichten darüber 72, 136. Schreiben seiner Gemahlin 204
Treibeis im australischen Ocean 535
Tuilerien, die 56. Ball in den 120. Die, im Jahre 1816 469, 473, 478, 482, 490
Türkei. Neue Uniform der Armee 239. Sprüchwort ein türkisches. 1) Pera 407. 2) Die Kabine 417. 3) Eine Griechin 433. 4) Der Sultan Mahmud 436. 5) Türkische Justiz 445. 6) Schluß 450. Vornehmste Männer des türkischen Reiches 300

V.

Van Diemensland. Bevölkerung im J. 1831 591. Einwanderung von Mädchen ne 716

Seite

Vendee, eine Scene in der neuen 444. die und Schottland 725
Venedig. Adel heutiger 616. Beschreibung 629, 633, 638
Verbrechen, Hang zu und Wiederholung derselben zu verschiedenen Zeiten 118, 121, 125
Vereinigte Staaten von Nordamerika. Aus- und Einfuhr 171. Baumwollenernte 256. Bevölkerung, Einnahme und Ausgabe 344. Bevölkerung von Neu-York 500. Botschaft des Präsidenten 64. Dampfschifffahrt 296. Duellantenstrafe 136. Finanzverwaltung 266, 270, 285, 297, 306, 538, 346, 411, 413. Gründung eines neuen Staates. Erste Skizze 641, 646, 650. Zweite Skizze 660, 666, Kanäle und Eisenbahnen 215. Journalistik 276. Länder-Erwerbungen von den Indianern 224. Mäßigkeitsgesellschaft 572. Regulators, die 514. Sitten und häusliches Leben, von Mistriß Trollope geschildert 489, 495, 502, 514, 573, 577, 589, 601, 605, 610. Statistik der Glaubensgenossenschaften 576. Uhrenfabrikation in Bristol 252. Zuckerproduktion in Luisiana 576
Vidua de Gonsalvo, Graf, stirbt 404
Vulkanische Inseln 62, 69. Neues vulkanisches Eiland von Walter Scott besucht 68. Verschwindet . . . 236

W.

Wallachei, gegenwärtiger Zustand 120. Skizzen aus der 653, 658, 665, 678. Volkslieder 659
Westindien, Orkan auf Barbadoes 504. Zustand der englisch-westindischen Kolonien 461, 465, 470
Wolff's Reise nach Kabul und Bokhara . . . 467

X.

Xeres-Weine, die 27

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 92. 1 April 1832.

Biheh und Cunhinga.

Bruchstück aus Douville's Tagebuch seiner Reise im Innern des Aequatorial-Afrika's. *)

Das Innere von Afrika hat seit einem halben Jahrhundert mehr als irgend ein anderer Theil der Erde die Aufmerksamkeit der Reisenden, die auf Entdeckungen ausgehen, in Anspruch genommen. Dieser unermeßliche Continent enthält so viele unbekannte Gegenden, daß wohl noch manches Jahrhundert reiche Ausbeute für die Geographie, Ethnographie, Physik und Naturgeschichte von ihm zu erwarten hat. Dieser Aufschwung, den die Reisen nach Afrika in neuern Zeiten nahmen, hat die herrlichsten Früchte getragen, denn wir danken ihm nicht nur Entdeckungen, die dem Handel und den Wissenschaften die größten Vortheile versprechen, sondern er hat auch entschlossenen, uneigennützigen Männern jene Begeisterung eingeflößt, die alle Gefahren verachten, alle Hindernisse besiegen lehrt.

Unter diesen Männern, die Liebe zum Ruhm und den Wissenschaften nach jenen unbekannten Gegenden trieb, zeichnet Douville sich besonders aus; seine Reise ist nicht nur der großen Ausdehnung und der Gefahren halber, die er während derselben bestand, sondern vorzüglich wegen der Materialien aller Art, mit denen sie das Gebiet der Wissenschaften bereichert, vom höchsten Interesse. Schon seit zwölf Jahren hat Douville auf mehreren Reisen die Meere, Amerika und Asien durchkreuzt; er hat dort Peru, Chili und besonders Patagonien durchforscht, hier seinen Weg über die Türkei und Syrien nach Indien genommen. Jetzt ist er aus Afrika zurückgekommen.

Eine Reisekarte in zwölf ungeheuren Rollen über eine Strecke von mehr als 2000 Lieues **), auf der der Weg jedes Tags sorgfältig aufgezeichnet und in einem fortlaufenden Tagebuche von mehr als 1500 Seiten beschrieben ist, in dem sich überdieß noch mehr als fünfhundert astronomische Beobachtungen, tausend barometrische Höhenmessungen, mehrere tausend meteorologische Bemerkungen und Hunderte von Angaben über Volksmenge u. s. w. aufgezeichnet finden; dann bei sechzig naturhistorische Zeichnungen und eben so viele von Scenen aus dem häuslichen und öffentlichen Leben der Völker, die der Reisende besuchte, und endlich mehr als zwanzig Kisten mit Gegenständen aus dem Gebiete der Geologie, Zoologie und der Industrie der Eingebornen — Dieß sind die Resultate von Douville's Forschungen. Sechzehn Wunden, von denen sein Kopf und seine Stirn tiefe Narben tragen, sind unwiderlegliche Zeugen seines Muthes, seiner Ausdauer und der Gefahren, die er bestand.

Der Weg, den der Reisende nahm, ist folgender: Nachdem er sich zu St. Philipp de Benguela im December 1827 ausgeschifft hatte, begab er sich unverweilt nach St. Paul de Loanda, von wo er nach dem Innern abreiste, indem er den Fluß Zenza aufwärts fuhr, der den Seeleuten unter dem Namen Bengo bekannt ist, ein Name, den ihm die Portugiesen bei seiner Ausmündung beigelegt haben; er ging durch die Länder Icolo und Golungo, durchreiste die Provinzen der Dembos und Encosche und ging, nachdem er wieder nach Ober-Golungo gekommen war, nach den Provinzen Ambacca und Punge-Andongo, drang dann bis zu den wilden, fast noch unbekannten Ländern Haco, Tamba und Bailundo vor, und kam von da, indem er eine westliche Richtung einschlug, nach Benguela, wo er ausruhte.

Von da aus machte er sich im August d. J. 1828 von Neuem nach den wilden Ländern auf den Weg, und durchzog eine Wüste in den Staaten von Nano und eine andere in den Staaten von Biheh dießseits des Rio Cubango; Dieß war der äußerste südliche Punkt, den er auf seiner Reise erreichte, und er befand sich damals 150 Lieues von Benguela, und unter einer südlichen Breite von 13° 57. Von hier aus schlug er eine nördliche Richtung ein, um die Staaten von Cunhinga zu erreichen, die den Portugiesen nur dem Namen nach bekannt waren. Nachdem er dann den Fluß Cuenza, 180 Lieues von seiner Mündung überschritten hatte, dessen Quellen, wie er vernahm, dreißig Tagreisen von da entfernt sind, kam er auf das Gebiet von Dala-Quisna, von wo aus er 280 Neger von seiner Begleitung nach Cassange vorausschickte, wohin er selbst westlich über Libolo und Quissama ging, um in Loanda abermals auszuruhen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Vergl. hiezu, was über Douville's Reisen bereits S. 1077, 1082, 1085, 1093, des vorigen Jahrgangs mitgetheilt wurde.

**) Das Ausland wird demnächst einen Auszug dieser Karte geben.

Marcus Tullius Cicero im Inquisitionsgefängnisse zu Rom.

(Fortsetzung.)

Gegen ein Uhr des Morgens fragte mich der Prinz von Canino (Lucian Bonaparte), der zugegen war, um meine Meinung über den gegenwärtigen Zustand von Rom, wobei er wissen wollte,

Digitized by Google

was ich von den bürgerlichen und peinlichen Gesetzen halte. Unglücklicher Weise für mich vergaß ich in der Hitze des Gesprächs den Ort, wo ich war, und da mich Jemand fragte, woher ich so gut Ereignisse kenne, die schon seit zweitausend Jahren nach meinem Tode sich zugetragen, erwiderte ich, daß ich in der Hölle Gelegenheit gefunden habe, sehr unterrichtete Römer zu treffen, und daß ich erst neulich über diesen Gegenstand eine lange Unterredung mit dem Kardinal Maury gepflogen habe. Dieses Wort war ein Donnerschlag für die Ohren einer großen Anzahl meiner Zuhörer; es war die größte Blasphemie, die gegen das ganze Cardinalskollegium ausgesprochen werden konnte; auch hatten mich die Augen der römischen Inquisition unverzüglich Monsignor Pacca, dem Gouverneur der Stadt, angezeigt.

Sogleich erging der Befehl mich, sobald ich einen Fuß auf die Straße setze, zu verhaften und um zwei Uhr Morgens, eben als ich in einen Wagen steigen wollte, sah ich mich von vier Sbirren ergriffen. Man führte mich in ein benachbartes Haus, verband mir die Augen, und brachte mich, ohne nur ein Wort zu verlieren, in einen Wagen, der eiligst mit mir davon fuhr. Der Wagen hielt, und als ich ausstieg, erkannte ich das Kloster der heil. Maria, wo die Inquisitoren des heiligen Officiums ihre Sitzungen halten, und wo sich auch die Gefängnisse befinden, in denen man die Angeklagten bis zu erfolgtem Urtheilsspruche aufbewahrt. Die kleine unterirdische Höhle, die mir als Gefängniß angewiesen wurde, war so niedrig, daß es mir unmöglich war, darin aufrecht zu stehen; sie hatte kaum sechs Fuß im Gevierte. Die einzige Oeffnung dieser Kerker war ein kleines Loch, das auf einen dunklen Gang hinausging, und als Luftloch diente. Ein hölzerner Stuhl, und ein Krug Wasser waren Alles, was mein neuer Aufenthalt von Geräthschaften enthielt.

Es ist mir unmöglich, meine Gefühle und meine Angst während dieser langen Nacht zu beschreiben. Zwar war ich schon zweimal in meinem Leben im Gefängnisse, und wegen politischer Vergehen zum Tode verurtheilt worden, doch nie hatte man mich in einen so scheußlichen Kerker gewiesen. Am andern Morgen, gegen zehn Uhr, erschienen zwei handfeste Mönche, die mir sagten, daß ich vor den Inquisitor geführt werden solle; zugleich wollten sie mir die Hände binden. Ich widersetzte mich aus allen Kräften diesem tyrannischen Verfahren und erklärte ihnen, daß ich es nie geschehen lassen würde. Die Mönche erwiderten, daß Dieß eine unerläßliche Vorsicht sey; da sie aber sahen, daß ich zum Aeußersten entschlossen war, so entfernten sie sich. Nach Verlauf einer Viertelstunde erschienen sie wieder, und gaben mir ein Zeichen zu folgen. Wir durchschritten viele lange und dunkle Gänge, stiegen dann Treppen hinab, die stockfinster waren, und gelangten endlich an die Zelle des hochwürdigen Paters Olivieri, *) eines der vier Inquisitoren des heiligen Officiums zu Rom. Dieser Inquisitor war etwa ein Mann von fünfzig Jahren, hohem Wuchs, und seine schwarzen und wilden Augen, sein großer Mund und seine dicken Lippen flößten mir zugleich Abscheu und Schrecken ein. Neben ihm saß ein junger Mönch, bereit seine Fragen und meine Antworten niederzuschreiben. Der hochwürdige Pater heftete eine Zeit lang seine Blicke auf mich, als wollte er in meinem Herzen lesen; dann setzte er sich und begann seine Fragstellung:

„Wie heißen Sie, was ist Ihr Vaterland, Ihr Stand und Ihre Religion?

„Ich heiße Aeduel Tschocha, bin zu Ofen in Ungarn geboren, ein Soldat und katholisch."

„Warum wurden Sie verhaftet?"

„Ich weiß es nicht."

„Haben Sie sich nicht in einem Theater öffentlich gegen das heilige Kardinalskollegium geäußert?"

„Ich erinnere mich nicht, dieses Verbrechen begangen zu haben."

„Haben Sie nicht vergangene Nacht, indem Sie über die Gesetze dieses Reiches gesprochen, gesagt, daß Sie dem Kardinal Maury in der Hölle begegnet seyen?"

„Ja, allein es geschah in der Lebhaftigkeit der Unterhaltung, und ich hätte nicht glauben können, daß darin eine Beleidigung gegen das heil. Kardinalskollegium enthalten sey, zumal da ich den Cicero vorstellte, der gewiß kein guter Katholik war."

„Können Sie noch einen andern Entschuldigungsgrund anführen, der den Zorn der heil. Inquisition besänftigen könnte?"

„Ich weiß keinen mehr." — Dann fügte ich hinzu: „Der Kardinal Maury feindete sein ganzes Leben lang das Dogma der Unfehlbarkeit der römischen Kirche an, und weigerte sich sogar bis zu seinen letzten Augenblicken, seine Irrthümer abzuschwören."

„Es ist wahr," entgegnete der Pater Olivieri; „aber wissen Sie auch, daß der heiligste Vater dem Kardinal auf dem Todbette seine Absolution in articulo mortis gesendet hat, und es daher fast so gut ist, wie ein Glaubensartikel, daß der Kardinal hiedurch der höllischen Pein entgangen ist.

„Ich wußte Dieß nicht, erwiderte ich; allein ich muß gestehen wenn ich es auch gewußt hätte, so würde ich deßhalb meine Ueberzeugung nicht geändert haben.

„Sind Sie derselbe, der so oft in der Academia latina lateinische Verse improvisiete?"

„Ja."

„Gut, wie kommt es aber, daß ein Soldat so gut mit der Literatur und Geschichte bekannt seyn kann, um lateinische Verse zu improvisieren, und den Cicero vorzustellen, wie Sie es gethan haben?"

„Factum infectum fieri nequit, und wenn ich es gethan habe, so ist Dieß der beste Beweis, daß ein Soldat dazu fähig ist.

„Hier ist ein Brief, den ich so eben von Monsignor Pacca, dem Gouverneur von Rom, erhalten habe. Man hat sehr starken Verdacht, daß Sie kein Unger sind; man sagt, daß Sie einen angenommenen Namen führen, ein italienischer Edelmann sind, und in Politik und Religion höchst gefährliche Grundsätze hegen. Was haben Sie hierauf zu antworten?"

„Meine Antwort wird sehr kurz seyn. Sie und Monsignore Pacca sind übel berichtet. Ich habe einen deutschen Paß, und habe

*) Der Pater Olivieri ist noch am Leben, und wurde unlängst von dem Kardinal Bernetti, Staatssekretär Gregors XVI, zum obersten Inquisitor der in den Staaten des heiligen Stuhles verhafteten Carbonari ernannt. Gegen seine Urtheilssprüche gibt es keine Appellation. Anm. d. V.

Digitized by Google

die Ehre, von dem Fürsten Kaunitz, unsrem Gesandten bei dem heil. Stuhle, gekannt zu seyn."

Bei diesen Worten konnte der Pater Olivieri sein Erstaunen nicht verbergen; er schwieg einige Augenblicke und sagte dann, ich könne mich jetzt in mein Gefängniß zurückbegeben, er wolle seinen Bericht erstatten, und weitere Befehle abwarten.

„Wenn man mich gefangen zurückhalten will," entgegnete ich, „so befehlen Sie, daß man mir ein angemesseneres Gefängniß anweise, und meine Kleider bringe, denn ich kann im Gewande eines römischen Konsuls doch unmöglich im Gefängnisse bleiben." Zugleich bemerkte ich, daß ich genau mit den Kardinälen Fontana und Litta *) bekannt sey, die damals Präsidenten des Tribunals der Inquisition waren, daß ich mich an sie wenden würde, wenn man mir meine Bitte abschlagen, und daß ich durch sie schnelle Gerechtigkeit zu erlangen überzeugt sey.

Diese Bemerkung machte den Inquisitor etwas artiger, und er befahl mich in das Gefängniß zu führen, wo man die gewöhnlichen Angeklagten verwahrt zu halten pflegt; auch versprach der Pater Olivieri, meine Kleider holen zu lassen.

*) Diese beiden römischen Kirchenfürsten waren zu dieser hohen und furchtbaren Würde durch Pius VII. nach seiner Rückkehr aus der Verbannung erhoben, als der Pabst sich auf die dringenden Forderungen der Dominikaner genöthigt sah, die Inquisition wieder einzuführen, welche die Franzosen abgeschafft hatten. Alle intoleranten Mitglieder des h. Kollegiums sahen sich durch diese Wahl der Präsidenten des Inquisitionstribunales getäuscht. A. d. W.

(Schluß folgt.)

Literarische Chronik.

Neueste französische Memoirenliteratur.

(Fortsetzung.)

Die folgende Stelle enthält eine treffende Parallele zwischen dem französischen und englischen Charakter; jedoch mit dem Unterschiede, daß sie am Schlusse des vorigen Jahrhunderts vielleicht passender seyn mochte als zu unsrer Zeit:

„Nur wenige der in der Versammlung gehaltenen Reden waren von den Speechern selbst aufgesetzt worden. Ein Franzose machte sich kein Bedenken daraus, die Arbeit eines Andern zu benutzen und durch eine Art von öffentlichem Betruge sich Ehre zu erwerben. Ein Engländer von Charakter würde sich nicht entschließen können, so etwas zu thun. Ein Franzose würde sich erheben und jede ihm unter die Hand gelegte Motion vorbringen, ohne sich im geringsten wegen der Folgen zu kümmern, während ein Engländer sich scheut, öffentlich aufzutreten, ohne seinen Gegenstand gehörig durchdacht zu haben, um im Stande zu seyn jeden vernünftigen Einwurf zu beantworten, und die von ihm aufgestellte Ansicht durchzuführen. Ein Franzose bejaht sehr leicht; eine Zustimmung kostet ihm nicht viel; — ein Engländer glaubt nicht so leicht, und ehe er eine Sache öffentlich unterstützt, verfolgt er sie bis zu ihrer Quelle, prüft alle Gewährleistungen und macht sich mit den besondern Umständen vertraut. Ein Franzose glaubt, mit ein wenig Witz einer Fluth von Schwierigkeiten sich entgegenstellen zu können; naudeutlich unterzieht er sich Dingen, die ihm gänzlich fremd sind, und so machte sich Mirabeau zum Berichterstatter des Bergwerks-Comité's, ohne auch nur die geringsten Kenntnisse vom Bergbaue zu besitzen. Ein Engländer würde sich für immer lächerlich machen, wenn er sich in ein Gebiet versteigen wollte, von dem er keine Kenntniß hat, und er ist eher geneigt, etwas von der Hand zu weisen, was er durchführen könnte, als sich an einen Gegenstand zu wagen, der seine Kräfte übersteigt. Der Franzose ist der Meinung, daß Witz den Abgang alles Uebrigen ersetzt; der Engländer dagegen ist überzeugt, daß ohne Kenntniß und Geschicklichkeit nichts ausgeführt werden kann. Ein Franzose wurde gefragt, ob er auf dem Flügel spielen könne; „Nein," war die Antwort, denn ich habe es nie versucht, aber ich will es sogleich thun." Dieß ist zwar nur ein Scherz, aber er ist ernster Deutung fähig; setzt man statt Flügel Regierung und statt Musik Gesetzgebung, so wird man statt Eines Franzosen deren zweihundert finden können."

Von Mirabeau's berühmter Rede über den Nationalbankerott bemerkt Herr Dumont: „Mirabeau war mit dem Gegenstande nicht recht vertraut, ob er gleich Einiges darüber geschrieben hatte; allein zwei Gehülfen standen ihm in Panchaud und Claviere zur Seite, von denen der erstere sagte, Mirabeau sey unübertrefflich in der Kunst, eine Frage zu erörtern, von der er nichts verstände. Eine schnelle Auffassungsgabe und die glücklichst gewählten Ausdrücke setzten ihn in den Stand, oberflächliche Köpfe vom rechten Wege abzuleiten. Herr Necker, außer Stand, eine unermeßliche Maschine, deren Federkraft fast schon gänzlich zerstört war, länger in Bewegung zu erhalten, schlug der Versammlung eine Anleihe vor, der er die möglichst anziehende Farbe zu geben sich bemühte; er bedurfte zu diesem Zwecke des Kredits der Diskontokasse. Claviere, der, wie ich glaube, eine persönliche Abneigung gegen die Gesellschaft der Diskontokasse hatte, vermochte Mirabeau, sich dieser Maßregel zu widersetzen. Die Versammlung versuchte es, die Anleihe zu organisiren, ging aber dabei mit eben so wenig Einsicht zu Werke, als bei vielen andern Gelegenheiten. Die Folge war, daß die Maßregel erfolglos blieb und der Nationalkredit, von dem man so viel gesprochen hatte, unter Null sank. Herr Necker war bald nachher genöthigt, einen andern Entwurf vorzulegen, der eine Art patriotischen Anleihens, einer Einkommensteuer ähnlich, bezweckte. Dießmal entschloß sich Mirabeau, den Minister zu unterstützen, dem er indeß persönlich entgegen war. Es bestand keine Verbindung zwischen ihnen, und die Bemühungen Duroverai's und Malouets, die versucht hatten, beide einander zu nähern, waren fehlgeschlagen. Einige vermutheten, Mirabeau's Unterstützung habe keinen andern Zweck, als die Verantwortlichkeit des gewissen Fehlschlagens der Maßregel auf Necker zu wälzen. Einige beschränkte Köpfe unter den Deputirten, welche glaubten, daß es der Würde der Versammlung zuwider sey, wenn sie ministerielle Vorschläge ohne etwas daran zu ändern annähme, schlugen mehrere Modifikationen vor. Mirabeau war der Meinung, daß der Entwurf ohne Aenderung anzunehmen sey; sein Hauptgrund hiefür war der schlechte Erfolg der letzten Anleihe, den die Freunde des Ministers der Versammlung beimaßen, die durch schlecht berathene Modifikationen den Entwurf wesentlich verändert hätte. Dann stellte er, nachdem er über den schlechten Zustand des Kredits und den Mangel an öffentlichen Einkünften gesprochen hatte, einen Nationalbankerott als wahrscheinliche Folge der Verwerfung des Vorschlags dar. Die Kraft, mit der er einen so alltäglichen Gegenstand entwickelte, war bewundernswürdig, er steigerte ihn zur Erhabenheit; Alle, die seine Rede hörten, werden sie nie vergessen; sie erregte jede Abstufung des Schreckens, und die Versammlung glaubte „den gähnenden Abgrund," von dem der Redner ein wahrhaft schaudererregendes Bild entwarf, und das Geheul der Opfer, die er verschlang, zu sehen und zu hören. Sein Triumph war vollkommen; nicht Ein Versuch zu Widerlegung wurde gemacht. Die Versammlung war von der Gewalt dieses kräftigen und überlegenen Geistes, der die Menge gleich einem einzigen Menschen leitete, überflügelt, und der Vorschlag ging einstimmig durch. Von diesem Tage an wurde Mirabeau als ein höheres Wesen betrachtet; er hatte keinen Nebenbuhler. Zwar gab es mehrere Redner, aber nur er allein war beredt, und der Eindruck, den er bei jener Gelegenheit hervorbrachte, war um so stärker, da seine Rede als eine schnelle Erwiderung nicht vorbereitet seyn konnte.

„Der berühmte Schauspieler Molé war gegenwärtig; die Kraft und die dramatische Wirkung von Mirabeau's Beredsamkeit, und das Erhabene seiner Sprache hatte den tiefsten Eindruck auf den berühmten Künstler gemacht, der sich mit sichtbarer Bewegung dem Redner näherte, um ihm seine Bewunderung auszudrücken. „Ach, Herr Graf," sagte er im pathetischen Ton, „welch' eine Rede! mit welchem Ausdrucke haben Sie gesprochen! Sie haben Ihren wahren Beruf verfehlt!" Molé mußte lächeln, als er bei kälterm Blute sein seltsames Kompliment, zu dem sein künstlerischer Enthusiasmus ihn hingerissen hatte, erwog; Mirabeau hingegen fand sich sehr dadurch geschmeichelt."

Der Plan zu einer Kontrerevolution von Mirabeau ist eine in der Geschichte so neue Thatsache, daß sie besonders erwähnt zu werden verdient:

Digitized by Google

„Mirabeau kam eines Morgens zu mir und sagte, er habe mir eine höchst wichtige Mittheilung zu machen. Er fing damit an, die gänzliche Desorganisation des Königreichs mit den schwärzesten Farben zu schildern, kam dann auf die Unmöglichkeit zu sprechen, mit der Nationalversammlung, wie sie jetzt zusammengesetzt sey, irgend etwas Tüchtiges auszuführen, und zog endlich ein, sieben bis acht Bogen starkes, von seiner eigenen Hand geschriebenes, Heft hervor. „Hier," sagte er, „ist ein Plan, wie Frankreich noch zu retten und seine Freiheit sicherzustellen wäre; denn Sie kennen mich zu gut, lieber Freund, als daß Sie glauben sollten, ich könnte bei Ausführung irgend eines Planes mitwirken, der nicht die Freiheit zur Grundlage hätte. Durchlesen Sie ihn ohne Unterbrechung; ich will dann über die Mittel zur Ausführung mit Ihnen sprechen, und Sie werden finden, daß sie der Größe des Entwurfs angemessen sind. Ich kann Ihnen indeß nicht Alles sagen, auch die Parteien nicht namentlich bezeichnen, denn es ist ein auf meine Ehre gegebenes Geheimniß, eine feierliche Verpflichtung."

„Ich muß hier die Untreue meines Gedächtnisses beklagen, aus dem der lange Zeitraum, der seitdem verstrich, so vieles Einzelne des Entwurfs verwischt hat. Er gründete sich auf die beabsichtigte Reise des Königs, der seine Gefangenschaft in Paris nicht länger ertragen konnte. Er sollte sich nach Metz oder irgend einer andern befestigten Stadt, wo sich Soldaten und Offiziere von anerkannter Treue befanden, begeben, und durch eine Proklamation ganz Frankreich aufrufen. Er sollte das Land an die ihm erwiesenen Wohlthaten erinnern, die Verbrechen der Hauptstadt enthüllen, die Dekrete der Nationalversammlung, als dem Gesetze zuwider und auf offene Usurpation der Gewalt gegründet, für null und nichtig erklären, die Versammlung selbst auflösen und durch unmittelbare Zusammenberufung der Wahlbezirke andere Deputirte wählen lassen. Zugleich sollte er allen Befehlshabern die Weisung geben, ihre Stellen wieder anzutreten, die Parlamente auffordern, ihre Verrichtungen wieder zu beginnen, und vereint gegen die Rebellen zu handeln. Endlich sollte er den Adel um sich sammeln, um den Monarchen und den Thron zu vertheidigen. Mirabeau wollte in Paris bleiben, um die Schritte der Nationalversammlung zu beobachten. Sobald die königliche Proklamation erscheinen würde, sollten, wenn ich mich anders recht entsinne, die ganze rechte Seite und die Gemäßigten der linken dafür stimmen, sogleich dem Könige zu folgen, und sich von Denen, die der entgegengesetzten Meinung wären, trennen. Würde Paris auf seinem Ungehorsame beharren, so sollte ihm alle Verbindung abgeschnitten und es durch Hunger bezwungen werden. Es schien gewiß, daß die Geistlichkeit, die durch die Nationalversammlung aller ihrer Reichthümer beraubt worden war, allen ihren religiösen Einfluß auf das Volk in Bewegung setzen würde, und die Bischöfe sollten sich versammeln und im Namen der Religion gegen die gotteslästerliche Usurpation der Nationalversammlung protestiren. Vier oder fünf Bogen waren mit solchen Entwürfen angefüllt, die mit vieler Kunst entworfen und in allen ihren Theilen gut in einander zu greifen schienen.

„Ich kann die Bewegung oder vielmehr Unruhe, die mich bei Durchsicht dieses Heftes ergriff, nicht beschreiben. Nach einigen Minuten Stillschweigens sagte ich Mirabeau, daß ich in diesem Vertrauen den stärksten Beweis seiner Freundschaft gegen mich erkenne; daß ich keine Bemerkung zu machen habe, da solche Entwürfe meine Begriffe überstiegen; daß es mir nicht zieme, weder über das Schicksal der Monarchie zu entscheiden, noch eine Meinung über die Differenzen zwischen dem Könige und der Nationalversammlung zu äußern; daß aber mein Entschluß gefaßt sey und ich Paris binnen zwei Tagen verlassen werde."

Es möge genügen hinzuzufügen, daß es Dumont nach einer Unterredung von zwei oder drei Stunden, bei der sie alle Ursache hatten, sich vor Zuhörern zu scheuen, gelang, Mirabeau zu überzeugen, daß er vom Hofe bei dieser Angelegenheit mißbraucht werde, und ihn endlich dahin zu bringen, den ganzen Plan aufzugeben.

„Als Ludwig XVI die berüchtigte „Séance Royale" hielt, um die Dekrete des Volks, das sich selbst eine Nationalversammlung gewählt hatte, für ungültig zu erklären, sagte Mirabeau, indem er die Gefahren einer solchen Maßregel auseinandersetzte: „So werden Könige zum Schaffot geführt." Von Necker sagte er: „Er ist eine Uhr, die immer zu spät geht. Malebranche sah Alles in Gott und Necker sieht Alles in Necker." Von der Nationalversammlung: „Sie hat Hannibale genug, es fehlt nur ein Fabius." Als die Rede davon war, daß nun alle Täuschungen, denen die Unterthanen sich einst hingegeben hätten, zerstört wären, sagte er: „Wir haben lange nur bei einer magischen Laterne gesehen, aber das Glas ist jetzt zerbrochen." — „Ist ein Teich voll," sagte er in Bezug auf die neue politische Begebenheit, „so kann auch ein Maulwurf, wenn er den Damm durchwühlt, eine Ueberschwemmung verursachen."

Ein Bonmot von Talleyrand ist charakteristisch: „Die Theurung, welche das Volk in Gährung erhielt, und die Scene am Schlosse schienen damals hinreichend, um die Empörung in Versailles zu rechtfertigen. Nicht lange nachher vermuthete man eine Verschwörung, die man dem Herzog von Orleans beimaß. Dieser Verdacht erhielt Bestätigung, als es bekannt wurde, daß Lafayette in den Herzog gedrungen sey, Paris zu verlassen und nach England zu gehen. Das Geheimniß dieser Intrite ist nie entschleiert worden; aber ich erinnere mich, daß zwei Jahre später der Bischof von Autun (Talleyrand) bei einer vertraulichen Unterredung die merkwürdigen Worte fallen ließ: „Der Herzog von Orleans ist das Spülfaß, in das man allen Unflath der Revolution geschüttet hat."

„Die Zehnten," sagte der Erzbischof von Aix in einem klägtichen Tone, „diese freiwillige Gabe, die die gläubige Andacht darbringt" — „Die Zehnten," — unterbrach ihn der Herzog von La Rochefoucauld auf seine ruhige und gelassene Weise, die den Einwurf nur noch beißender machte, „diese freiwillige Gabe der gläubigen Andacht, wegen der jetzt vierzigtausend Prozesse im Königreiche anhängig sind."

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Das „Journal von St. Petersburg" gibt folgende Details über das Irrenhaus in St. Petersburg: „Am 1 Januar 1851 zählte diese Anstalt 120 Geisteskranke; im Laufe des Jahres kamen hiezu noch 131 neue; 78 wurden entlassen; 60 starben. Am 1 Januar 1852 blieben noch 113, von denen 54 Weiber und 59 Männer waren. Unter den während des Jahres 1851 behandelten 250 Geisteskranken befanden sich 15 Offiziere, 8 Unteroffiziere und Soldaten, 51 Angestellte in Civildiensten, 3 Chirurgen, 8 Geistliche, 4 Lehrer, 2 Studenten, 15 Künstler und Handwerker, 6 Kaufleute, 12 Bürger, 14 herrschaftliche Bedienten, 13 Bauern, 6 Freigelassene, 4 Gefangene, und 3 Männer, deren Stand oder Geschäft unbekannt blieb; im Ganzen 140 Männer. Die 106 Weiber vertheilten sich so: 58 waren verheirathet, 31 ledige Mädchen, 16 Witwen, 5 Schülerinnen, 10 Bäuerinnen, 6 Mägde und 2 unbekannte. — Rücksichtlich des Alters war die größte Zahl der Geisteskranken (56) zwischen 25 und 30 Jahre alt; die Altersklasse von 70 bis 80 zählte nur 5. Von diesen Unglücklichen waren 33, und darunter 7 Weiber, in Folge von Trunkliebe um ihren Verstand gekommen; 28, darunter 15 Weiber, durch moralische Ursachen; 25, darunter 14 Weiber, durch erlittene Unglücksfälle; 21, darunter 4 Weiber, aus Stolz und Ehrgeiz; 8, darunter 5 Weiber, aus unglücklicher Liebe, u. s. w. 68 verließen das Spital vollkommen geheilt; 10 wurden unter Anzeichen merklicher Besserung von ihren Familien zurückgenommen. — Man beschäftigt die Kranken durch allerlei leichte Arbeiten, wie Charpiezupfen, Stricken u. s. w., die verkauft werden, und deren Erlös man unter die aus der Anstalt entlassenen vertheilt.

•

Einen traurigen Beweis von der Demoralisation in Frankreich gibt die furchtbare Anzahl der ausgesetzten neugebornen Kinder. Die Fonds der meisten Departements werden durch den Aufwand erschöpft, den der Unterhalt der Findelkinder erfordert, und je mehr man dem Uebel zu steuern sucht, desto mehr nimmt es überhand. Es gibt Departements, wo sich die Zahl der ausgesetzten Kinder seit 10 oder 12 Jahren verdoppelt hat. In Paris übersteigt diese Zahl ein Viertheil der Geburten, und im Jahre 1850 stieg die Zahl der Findelkinder auf 7749. Alle Departementraths-Versammlungen klagen über dieses Uebel. Um sich einen Begriff von den Umfang desselben zu machen, genügt zu bemerken, daß die Findelkinder nicht allein den Fonds der Hospitäler erschöpfen, sondern auch 4 Millionen, die ihnen von den Departements bewilligt sind, aufzehren, und daß diese Summe nicht einmal hinreicht. (Messager des Chambres.)

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 93. 2 April 1832.

Literatur und literarische Gesellschaften in Island.

(Fortsetzung.)

„So mußt Du denn vor Allem, fährt der Verfasser des Konungs Skuggsia fort, den Unterschied zwischen dem wahren und dem nur so genannten Kaufmann wissen, der in Kauf und Verkauf unehrlich verfährt. Der wahre Kaufmann ist jener, der sich selbst vielen Gefahren aussetzt; bald auf der See, bald in heidnischen Ländern, und fast stets unter unbekannten Völkern. Es braucht bei ihm ernstes Sinnen und Denken, auf daß seine Geschäfte gedeihen. Der Ozean muß Zeugniß geben von seiner Geschicklichkeit und muthigen Ausdauer; wo immer er verweilt: vorzüglich in Handelsstädten, muß er Bescheidenheit und Sanftmuth beweisen, und die Neigung aller Menschen gewinnen. Er darf keine ungestümen und zanksüchtigen Leute zu Gesellen haben; er muß zu guter Zeit aufstehen, die Frühmesse in einer Kirche hören, und des Himmels Gunst durch Psalmen und Gebete erflehen. Nach der nächtlichen Ruhe gehe an dein Geschäft. Findest Du dich unter neuen Umgebungen, so mußt Du besondere Klugheit brauchen, und Sitten und Gebräuche jener Kaufleute genau beobachten, die den ehrenvollsten Ruf und Namen haben. Siehe zu, daß Deine Waaren, Du magst nun kaufen oder verkaufen, unverfälscht und tüchtig seyen, und sorgfältig untersuche sie, bevor der Handel abgeschlossen ist. Nimm zu allen Deinen Verträgen Zeugen, bescheidene und ehrenwerthe Zeugen. Mache Deine Handelsgeschäfte wo möglich vor dem Morgen- oder Mittagsimbiß ab, und wenn Dieß geschehen ist, versieh Deinen Tisch mit weißen Linnen, gesunder Nahrung und zuträglichen Getränken. Halte eine gute Tafel, wenn Du es im Stande bist, und wenn die Mahlzeit vorüber ist, ruhe ein wenig aus oder ergehe Dich an einem lustigen Ort, um Deinen Geist munter zu erhalten. Erkundige Dich nach den Geschäften, die andere Kaufleute machen, und was für neue Waaren angekommen sind, die Du kaufen möchtest. Nach Hause zurückgekehrt, untersuche Deine Einkäufe und nimm ihrer gut wahr und siehe zu, daß sie keine Beschädigung und Minderung erleiden, so lange sie unter Deinem Dache sind. Wenn Deine Waaren gelitten haben, und Du ihrer los werden mußt, so zeige ihre Schadhaftigkeit offen und ehrlich vor, und verkaufe sie so gut es gehen mag, sonst wirst Du als ein Betrüger angesehen. Mache einen redlichen Preis von Deiner Waare, nicht höher als billig, und Du wirst nicht für einen Wucherer (mangari, das englische monger, eigentlich Krämer) gehalten werden. Behalte Deine Waaren nicht lange unter der Hand, denn es ist kaufmännisch, schnell zu kaufen und zu verkaufen, und vielfältig Vortheil zu ziehen. In Deinen müßigen Stunden beschäftige Dich mit den Wissenschaften. Suche Unterricht in den Büchern, vorzüglich in den Gesetzbüchern. In Letzteren mache Dich wohlbewandert, und da Du ein Kaufmann bist, so ist für Dich keines so wichtig als die Biarkeijgesetze, *) denn wenn Du wohl unterrichtet bist in den Gesetzen, so wirst Du nicht allein Dich selbst gegen Ungerechtigkeit beschützen können, sondern auch Dich selbst vor ungesetzlichen Handlungen bewahren. Allein es ist nicht genug, daß Du besonders die Gesetze fremder Länder kennen lernest, Du mußt Dich auch mit ihren Sitten und Gewohnheiten bekannt machen, vorzüglich an jenen Orten, wo Du länger verweilst. Um Deine Kenntnisse vollständig zu machen, mußt Du alle Sprachen erlernen, besonders die lateinische und wälsche (provençalische), die am meisten verbreitet sind; doch auch Deine Muttersprache darfst Du nicht vergessen. Gewöhne Dich an ein reges und thätiges Leben, doch nicht so, daß Du durch allzugroße Anstrengung Deiner Gesundheit schadest. Halte Traurigkeit Dir fern; denn Traurigkeit ist Siechthum der Seele. Sey liebreich und fröhlich, gleichmüthig, nicht wandelbar. Hüte Dich vor übler Rede, und gib guten Rath, wer ihn annehmen will. Suche die Gesellschaft der besten Männer. Hüte Deine Zunge sorgfältig, sie kann Dich zu Ehren, aber auch zu Schaden bringen. Im Zorn sprich wenig, und Dieß Wenige nicht mit Ungestüm. Oft schon hätte ein Mann gern um Gold ein leidenschaftliches Wort zurückgekauft, und ich kenne Nichts, was so sehr Einigkeit zerstört, als böser Wortwechsel, vorzüglich im Augenblick des Streites; und es gibt keine höhere und edlere Gewalt als die eines Mannes, der seine Zunge vor Fluchen, Verläumdung und andern thörichten Reden zu bewahren weiß. Noch andere Dinge gibt es, die man meiden muß, wie den Feind selbst, als da sind Völlerei, Ausschweifung, Spiel, Würfel, Wetten, Unzucht und andere Laster. Diese sind die Wurzeln weit größerer Uebel, und wenn man nicht sorgfältig auf seiner Hut ist, so werden sie Einem zu großer Sünde und Schande über den Kopf wachsen. Wenn Dein Vermögen zu einer bedeutenden Summe angewachsen ist, so theile es in drei Theile. Ein Drittheil lege bei ehrlichen und verständi-

*) Die Biarkeijgesetze sind der alte Handels- und Seefahrtscodex des nordwestlichen Europa's.

Digitized by Google

gen Kaufleuten an, die an den beſten Handelsplätzen wohnen; die andern zwei Drittheile verwende zu allerlei Unternehmungen und Handelsreiſen; denn ſo iſt es nicht wahrſcheinlich, daß Du Dein ganzes Vermögen mit einem Male auf's Spiel ſetzeſt. Aber wenn Du großen Reichthums Herr geworden, ſo verwende zwei Drittheile davon zum Ankauf von Grundſtücken, die allezeit das ſicherſte Beſitzthum für Dich und Deine Familie bleiben; dann kannſt Du das übrige Drittheil, wenn Du willſt, in den gewohnten Geſchäften anlegen. Aber wenn Du genug haſt und viele fremde Sitten und Länder geſehen, und viele Wanderungen und Handelsreiſen vollendet, ſo magſt Du Dich wohl zurückziehen. Und gedenke alles Deſſen, was Du geſehen haſt, des Guten wie des Böſen; des Böſen, um es zu meiden, des Guten, um davon Vortheil zu ziehen, nicht allein zu Deinem, ſondern auch Aller Nutzen, die Dich um Rath fragen."

So lauten die goldenen Lehren eines Kaufmannes vor ſechs oder ſieben hundert Jahren, deſſen einfache und vernünftige Grundſätze in unſerer Zeit des kaufmänniſchen Schwindelgeiſtes freilich wenig Anklang finden dürften.

(Fortſetzung folgt.)

Biheh und Cunhinga.

(Fortſetzung.)

Dieß war nur die Einleitung zu einer größern Reiſe, die Douville im Februar 1829 antrat. Mundvorrath, Waaren, Dolmetſcher und Pombeiros wurden nach Ambriz, wohin er ſich zuerſt begab, vorausgeſchickt. Er ging nun öſtlich, durch das Land der Muchicongos und die Staaten von Holoho und Ginga, kam noch einmal durch das Gebiet von Dala-Quiſua, wendete ſich dann gegen Norden und traf ſeine Neger bei dem Jaga von Caſſange wieder. Er hoffte bei dieſem Fürſten die nöthige Unterſtützung zu finden, um über den Cuango oder Zaire gehen zu können, erhielt aber eine durchaus abſchlägige Antwort. Auf einen wohlmeinenden Rath entſchieß er ſich, noch 14 Tagreiſen höher nach den Staaten von Baka zu gehen, wo er durch Geſchenke die Erlaubniß zur Durchreiſe zu erhalten verſuchen wollte; würde er dieſe nicht erhalten, ſo war er Willens noch 22 Tagreiſen aufwärts bis nach Hundeh zu gehen, wo der Fluß zu durchwaten ſeyn würde. Baka zeigte ſich geneigt, und der Reiſende ging über den Zaire, mehr als 300 Lieues oberhalb der Stelle, bis zu welcher der unglückliche Tuckey vorgedrungen war.

Nun ließ er die Muchingo's weſtlich, drang bis in die Staaten von Humeh vor, die ſich weit nach Südoſten erſtrecken, und unterſuchte den großen See Kuffua oder das todte Meer, das, wie der Aſphaltides in Judäa, augenſcheinlich durch eine vulkaniſche Kataſtrophe entſtanden, und von bituminöſen Felſen umgeben iſt, in denen ſich Naphtha erzeugt, die einen unerträglichen Geruch verbreitet, weßhalb man ſie auch „die ſtinkenden Berge" nennt. Gegen Weſten ſtrömt eine Waſſermaſſe, die ſich bald in ſieben Arme theilt, die alle theils direkt, theils indirekt in den Zaire ſich ergießen; auch gegen Oſten iſt ein großer Fluß, der gegen den öſtlichen Ozean hinfließt. *)

*) Siehe Ausland vor. Jahrg. S. 1095.

Der Reiſende ging hierauf durch die Staaten von Ngnana-Mucangama, und nachdem er den Bergrücken überſtiegen hatte, der die Abhänge gegen den atlantiſchen Ozean hin von denen trennt, die ſich gegen das indiſche Meer neigen, kam er in das Land der Moluas, bei denen er keine nach Oſten laufenden Flüſſe mehr fand. Er ſah Tondi-a-Vua, die Reſidenz der Königin, und machte in Yanvo, der Hauptſtadt und Reſidenz des Muata oder Königs, Halt. Dieß war der öſtlichſte Punkt ſeiner Reiſe; er befand ſich damals 25° 37′ 7″ öſtlich vom Meridian von Paris, und nur 17′ ſüdlich vom Aequator; hier traf er Neger von Cazembeh und Guilimaneh, die den Moluas pflichtig ſind, und dieſen das Salz von Mozambique zuführen.

Nach einem langen Aufenthalt in den Staaten des Muata-Yanvo begab ſich der Reiſende nordweſtlich in das Land von Bomba zu den Völkern Nineanay, Unterthanen des Muata oder Mueneh-Emuſchi; er verweilte lange in der Stadt des Mueneh-Kay, oder erſten Fürſten des Staats, noch ziemlich von der Hauptſtadt entfernt, die der Reiſende, der von einer gefährlichen Krankheit befallen wurde, zu erreichen verſuchen wollte. Er ging über mehrere Flüſſe, und kam bis auf zwei Tagreiſen vor Bomba; allein hier war nur noch ein ſchwacher Lebensfunke in ihm, von den Gegenden durch die er auf einer Bahre von ſeinen Dienern, faſt ſterbend, getragen wurde, hatte er nur eine dunkle Erinnerung, und ſo wurde er nach Mueneh-Kay zurückgebracht, ohne ſeinen Wunſch erreicht zu haben, den äußerſten Punkt ſeiner weiteren Reiſe, durch genaue Beobachtungen beſtimmen zu können; er hatte die Parallele um 3° nördlich vom Aequator überſchritten.

Von hier ſchlug er den Weg wieder nach Südweſten ein, vom Königreich Bomba kam er in das von Sala, das dem Mikoko gehört, der zu Miſſel, unter dem Aequator ungefähr 19° 30′ öſtlich vom Meridian von Paris, reſidirt. Er reiste ſpäter durch die Staaten von Kankobella, und in der Stadt dieſes Namens, mehr als 150 Lieues oberhalb des Schlußpunktes von Tuckey's Forſchungen, ging er abermals über den Zaire, und reiste dann durch die Länder von Holoho, der Moſſoſſos, von Loanda, Bomba und der Muchicongos, um wieder nach Ambriz zu gelangen. Hier benützte er die Abfahrt eines Negerſchiffs, um in Amerika ſeine zerrüttete Geſundheit wieder herzuſtellen.

Wir kommen jetzt zu dem Abſchnitt ſeiner Reiſe, der die Schilderung von Biheh und Cunhinga begreift, die wir in des Verfaſſers eigenen Worten folgen laſſen. Die unabhängigen Staaten des Beherrſchers von Biheh liegen auf einer Hochebene, die ſich im Mittelpunkte von Afrika, mehr als 100 Lieues von der weſtlichen Küſte, erhebt, und zwiſchen dem 9° und 14° ſüdlicher Breite, und zwiſchen dem 16° und 20° öſtlich vom Meridian von Paris gelegen iſt.

Nach drei beſchwerlichen Tagreiſen durch einen dichten Wald, in dem ſich kein gebahnter Weg befand, kam ich am 27 Auguſt an die Ufer des Catumbela, deſſen Lauf ich verfolgte, um einer kleinen Wüſte auszuweichen. Der Sand iſt hier ſehr heiß und beweglich; ein ziemlich ſtarker Wind wirbelte ihn empor, wenn ich ihn aufregte, und ich brauchte einen Tag, bis ich ihn hinter mir hatte. Ich ſah keine andere Vegetation als einige Dorngeſträuche, deren Blätter verdorrt und ſchwarz waren. An einigen niedern Stellen findet ſich

Digitized by Google

Wasser von 14 oder 15 Zoll Tiefe; wenn ich ein Glas davon schöpfte, so brauste es länger als eine Minute auf, und schmeckte wie eine Kalkauflösung. Meines Dafürhaltens ist es das Wasser des Catumbela, das durch den Sand durchsickert, denn überall, wo ich es traf, war die Stelle tiefer als das Niveau des Flusses.

Indem wir so längs des Catumbela hinzogen, trafen wir am zweiten Tag auf Weiber, die hier Wasser holen wollten. Sie waren aus einem Dorf, das dem Soba Nano gehörte, und luden mich ein dort die Nacht zuzubringen, um nicht den Angriffen der Panther ausgesetzt zu seyn, welche die Gegend unsicher machen; da aber das Dorf zu weit vom Flusse entfernt lag, so entschloß ich mich, an der Stelle zu lagern, wo man ihn überschreitet, und am andern Morgen den Uebergang zu unternehmen, um bei guter Zeit bei dem Soba anzulangen. Ueberdieß hatte ich die Ausschweifungen zu fürchten, denen meine Träger sich ohne Zweifel an einem Orte überlassen haben würden, der, den Versicherungen der Weiber zufolge, wegen seines vorzüglichen Ualo *) berühmt war.

Kaum hatten wir unser Lager aufgeschlagen, als sich am gegenüberliegenden Ufer eine Menge Eingeborner sehen ließ. Einer meiner Dolmetscher, den ich mit zwanzig Bewaffneten abschickte, um diese Neger zu beobachten, und sie zu hindern, zu uns herüber zu kommen, wenn sie feindselige Absichten hegen sollten, kam bald mit der Nachricht zurück, daß es der Soba Nano sey, der in Begleitung mehrerer seiner Macotas und Unterthanen gekommen sey, mich zu besuchen.

Ich ließ ihn ersuchen, nur mit einigen seiner Edeln über den Fluß zu gehen, um jede Streitigkeit zwischen seinen Unterthanen und meinen Trägern zu vermeiden, weil, da wir nur eine Nacht hier lagerten, meine Waaren zerstreut, und der Sorgfalt jedes Einzelnen anvertraut wären, der Jeden, der etwa stehlen wollte, tödten würde. Ich fügte noch hinzu, daß ich die nächste Nacht in seiner Banza zubringen wolle.

*) Der Ualo ist ein bei den Eingebornen sehr beliebtes Getränk, das sie aus der Wurzel und dem Samen zweier verschiedenen Pflanzen bereiten.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Chronik.

Neueste französische Memoirenliteratur.

(Fortsetzung.)

Die folgende Skizze von Romilly wird für jeden Verehrer dieses großen Mannes von Interesse seyn.

„Die zwei Monate, welche wir in Paris zubrachten, waren so gut ausgefüllt, die Gesellschaften die wir besuchten, so mannichfaltig; die Gegenstände die wir beschauten, so interessant; unsre ganze Zeit so gut angewendet, und die Scene um uns stets so abwechselnd, daß ich in diesem kurzen Zeitraum mehr gelebt habe, als in ganzen Jahren meines folgenden Lebens. Meinem Reisegefährten verdankte ich vorzüglich die schmeichelhafte Aufnahme, die ich überall fand; ich stand unter seinem Schutz, und da seine Gesellschaft sehr gesucht war, so durfte ich nicht fürchten, vernachlässigt zu werden. Ich war stolz auf sein Verdienst, und wenn ich sah, daß man ihn verstand und zu würdigen wußte, so fühlte ich mein Herz von den freudigsten Empfindungen der Freundschaft bewegt, über die Achtung, die man ihm zollte. Selbst jetzt noch kann ich es nicht begreifen, wie wir in so kurzer Zeit alles das ausführen konnten, was wir wirklich ausgeführt haben. Romilly, stets so ruhig und gemessen in seinen Bewegungen, ist dennoch ein Mann von ununterbrochener Thätigkeit, dem auch Minuten nie unbenützt vorübergehen. Allem was er unternimmt, widmet er sich mit vollem Ernst, und steht, gleich dem Zeiger einer Uhr, wie still, obschon seine Bewegungen so gleichförmig sind, daß man sie kaum bemerkt. Ich glaube ihn noch vor mir zu sehen, überhäuft mit Arbeiten in dem beschwerlichsten aller Geschäfte; dennoch fand er Muße jedes neu erschienene wichtige Werk zu lesen, oft bei seinen Klassikern sich zu erholen, Gesellschaft zu empfangen und dabei nie der Zeit wegen verlegen zu erscheinen. Haushalt mit der Zeit ist eine Tugend, deren ich mich nie rühmen konnte, und meine Tage verflossen oft ungenützt; Romilly theilte mir seine Thätigkeit mit und lehrte mich eine Kunst, die ich unglücklicher Weise nie werde in Ausübung bringen können."

Von dem berühmten Abbé Sieyes, dem träumerischen Constitutionenschöpfer der französischen Revolution, sagt Dumont:

„Ich wurde mit mehrern Deputirten bekannt, und speiste oft bei dem Bischof von Chartres, bei dem ich von Brissot und Clavière eingeführt wurde. Ich traf bei dem Bischof gewöhnlich seinen Großvikar den Abbé Sieyes, doch fand keine Annäherung zwischen uns statt. Er war ein sehr verschlossener Mann, zu dem man nicht leicht Vertrauen fassen konnte, und keineswegs offenen Gemüths. Er sagte seine Meinung, jedoch ohne alle Erörterung, und machte Jemand einen Einwurf, so erwiderte er nichts. Seine Werke hatten ihm großen Ruf verschafft; er wurde als das Orakel des Tiers Etat betrachtet und war der furchtbarste Gegner aller Privilegien. Leicht zum Zorn reizbar, schien er die tiefste Verachtung gegen die bestehende gesellschaftliche Ordnung zu hegen. Ein solcher Freund der Freiheit, dachte ich, müsse nothwendig die Engländer lieben, und ich suchte ihn daher hierüber auszuforschen; aber wie groß war mein Erstaunen, als ich gewahrte, daß er die englische Konstitution für nichts als eine Art Blendwerk hielt, das man aufgestellt habe, um die untern Klassen im Zaum zu halten. Als ich ihm nun die verschiedenen Modifikationen dieses Systems, und seine zwar bemäntelte, doch wirkliche Gewalt über die drei Stände, welche die gesetzgebende Macht bilden, auseinander setzte, schien er mich anzuhören, als ob ich etwas Ungereimtes sage. Jeder Einfluß, den die Krone besaß, war in seinen Augen eine Fehlschaft, und Opposition nichts als Betrug. Das Einzige, was er an England bewunderte, waren die Geschworenengerichte; jedoch war er, wie die meisten Franzosen, schlecht von dem Gegenstand unterrichtet, und machte sich sehr irrige Begriffe davon. Mit Einem Worte, er betrachtete die Engländer als Anfänger in der Kunst, Konstitutionen zu entwerfen, und meinte, er wäre im Stande, Frankreich eine weit bessere zu geben."

Die folgende ist eine interessante Anekdote von dem Bischof von Chartres, der beim Ausbruche der Revolution auf die Seite des Volks getreten war.

„Während der ersten Aufstände war er von der Nationalversammlung nach einem Dorfe in der Nähe von Versailles geschickt worden, um einem unglücklichen Bäcker, Namens Tomassin, gegen den das Volk wüthete, das Leben zu retten. Der verehrte Bischof hatte vergeblich alle Gründe der Vernunft und Ueberredung erschöpft; die Wüthenden ergriffen den Unglücklichen, um ihn in Stücke zu reißen. Kein Augenblick war zu verlieren; ohne sich zu bedenken, warf er sich nun im tiefen Koth auf die Knie, und beschwor die Mörder auch ihn zu tödten, damit er nicht Zeuge eines so abscheulichen Verbrechens seyn dürfe. Der tolle Pöbel wurde von dieser Handlung mit Ehrfurcht durchdrungen, zog sich etwas zurück, und gab so dem Bischof Zeit, den verwundeten und blutenden Tomassin in seinen Wagen zu heben."

Von Lafayette sagt der Verfasser:

„Lafayette stand auf der höchsten Stufe seiner Macht; er war Herr des Schlosses, und die Nationalgarde war ihm gänzlich ergeben. Allein er benahm sich bescheiden, seine Absichten waren rein, und sein persönlicher Charakter wurde allgemein geachtet. In seinem Hauswesen, unter Leitung seiner tugendhaften Gattin, herrschte jener sittliche Anstand, den der französische Adel nur zu sehr verläugnet hatte. Ich ward bei ihm zu Tische geladen, wo ich Mirabeau, die Herren de la Rochefoucauld, de Liancourt und viele Andere traf."

Das Folgende gehört noch zu der früher gegebenen Parallele zwischen dem englischen und französischen Charakter.

„Ich habe Gelegenheit gehabt, Engländer und Franzosen von demselben Rang zu vergleichen, und die Sitzungen des englischen Parlaments und der Nationalversammlung fleißig zu besuchen. Kein Charakterzug

Digitized by Google

beider Nationen bildet einen grelleren Gegensatz, als die fast an Furcht gränzende Zurückhaltung des Engländers und des Selbstvertrauen, das der Franzose zeigt. Ich habe mir oft gedacht, wenn hundert Engländer jeden Standes in einer Straße von London und eben so viele Franzosen in einer Straße von Paris beisammen wären, und man würde jedem Einzelnen den Vorschlag machen, die Regierung seines Vaterlandes zu übernehmen, so würden ganz gewiß in Paris 99 den Vorschlag annehmen, und in London 99 ihn ablehnen."

Der Verfasser gibt in seinem Werk kurze und bezeichnende Skizzen, die er Memoranda nennt, von einigen Männern, die damals am Ruder waren. Wir heben hier die auf Barrère, Volney und Robespierre bezüglichen aus.

„Ich traf Barrère de Vieuzac zuweilen an der Table d'hote, wo mehrere Deputirte zu speisen pflegten. Sein Charakter schien mir mild und liebenswürdig, er war sehr höflich und liebte, wie es mir vorkam, die Revolution aus Neigung zum Guten. Ich bin überzeugt, daß seine Verbindung mit Robespierre und die Schmeicheleien, die er den verschiedenen Parteien zollte, denen er sich nach und nach anschloß, und die er später wieder verließ, mehr ihren Grund hatten in einem furchtsamen und schwankenden Charakter, und dem Dünkel, der ihn verleitete zu glauben, es sey seine Bestimmung ein großer Mann zu werden, als in einer Neigung zum Bösen. Seine Gaben als Redner waren keineswegs ausgezeichnet; 50 Sprecher der Nationalversammlung waren ihm überlegen. Er erhielt später den Beinamen: „Anakreon der Guillotine;" doch damals, als ich ihn kennen lernte, war er nur der Anakreon der Revolution, die er in seinem „Point du jour," in einigen sehr zärtlichen Versen besang.

„Volney war ein großer, hagerer hypochondrischer Mann; er und Mirabeau schmeichelten sich gegenseitig. Er hatte viel Uebertriebenes und viele Trockenheit, war jedoch keines der wirkenden Mitglieder der Versammlung. Als es einst nöthig schien den Galerien Stillschweigen zu gebieten, sagte er: „Wie, dürfen wir denn unsern Herren Schweigen gebieten?"

„Ich hatte Gelegenheit zweimal mit Robespierre zu sprechen. Er hatte etwas Düsteres in seiner Haltung, sah Niemand gerade ins Gesicht, und blinzelte auf eine unangenehme Art mit den Augen. Als er mich einst um einige Erläuterungen wegen Genf bat, drang ich in ihn, darüber zu sprechen; allein er sagte mir, daß er von der kindischsten Furcht befangen sey, nie ohne Zittern die Tribune besteige, und daß ihm, so wie er zu sprechen anfange, vor Furcht die Sinne schwänden."

Mirabeau wurde von seinen Untergebenen fast vergöttert, worüber wir hier einen seltsamen Vorfall einschalten:

„Er hatte einen Kammerdiener Namens „Teutsch." Dieser Mann war Schmuggler gewesen und hatte Wunder der Tapferkeit verrichtet, ohne eben zu glauben, daß er etwas Außerordentliches gethan habe. „Wie doch diese Freibeuter den Muth herabsetzen," bemerkte Mirabeau einst, „die größte Unerschrockenheit unter der niedrigsten Menschenklasse!" Teutschs persönlicher Dienst dauerte ziemlich lange, da Mirabeaus Toilette sehr gewählt war, und er belustigte sich während des Ankleidens zuweilen damit, seinen Kammerdiener zu kneifen und zu stoßen, der diese derben Liebkosungen für Beweise von Freundschaft nahm. Wenn wegen Geschäften oder einer andern Ursache halber diese Späßchen einige Tage unterblieben, so war der arme Teutsch sehr traurig, und sein Dienst ging ihm schwer von der Hand. „Warum siehst du denn so traurig aus, Teutsch?" sagte sein Herr an einem solchen Tag. „Der Herr Graf vernachlässigt mich ganz." „Wie meinst du denn das?" sagte Mirabeau. „Der Herr Graf hat mich die ganze Woche gar nicht beachtet." Es war also wirklich eine Handlung der Menschlichkeit ihm dann und wann einen derben Schlag auf den Bauch zu geben, und wenn er umgestoßen wurde, so lachte er herzlich und war vollkommen zufrieden. Die Verzweiflung dieses Mannes bei Mirabeau's Tod war unbegränzt."

Während seiner letzten Krankheit zeigte Mirabeau viele Standhaftigkeit, und sein Ende war eines alten Stoikers würdig.

„Der Bischof von Autun, der ihn während der letzten Krankheit, die nur vier oder fünf Tage dauerte, ose besuchte, sagte mir, daß, sobald die Anfälle des schrecklichsten Schmerzes vorüber waren, er sogleich seine vorige Heiterkeit, Sanftmuth und liebenswürdige Aufmerksamkeit für seine Umgebung wieder gewann; und so blieb er bis zum letzten Augenblick. Er sah, daß er ein Gegenstand des allgemeinen Interesses war, und hörte daher nicht einen Augenblick auf, gleich einem großen Schauspieler zu sprechen und zu handeln, der seine Rolle zu Ende spielt. „Er dramatisirte seinen Tod," drückte der Bischof von Autun sich sehr glücklich aus. Im Todeskampf mit heftigen Krämpfen und mit kaltem Schweiß bedeckt, gingen Augenblicke vorüber, wo mehr als philosophische Stärke dazu gehörte, um das Leben zu ertragen. „Ich will leiden," sagte er sanft, „so lange sie nur die leiseste Hoffnung haben mich wieder herzustellen; haben sie diese aber nicht mehr, so seyen Sie so menschlich, meine Leiden, von denen Sie sich keinen Begriff machen, zu enden."

Man weiß, daß Napoleon, das Wort „unmöglich" das Adjectiv der Narren nannte; Mirabeau hatte jedoch früher als er diesen, einen großen, kühnen Geist bezeichnenden Gedanken.

„Herr Graf," sagte sein Sekretär einst zu ihm, „was Sie verlangen, ist unmöglich." „Unmöglich!" erwiderte Mirabeau, indem er vom Stuhl aufsprang, „brauchen Sie nie mehr dieß alberne Wort in meiner Gegenwart."

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Vor den Assisen zu Kilkenny in Ireland wurde unlängst ein Mann, Namens Kennedy abgeurtheilt, der angeklagt war, an der Ermordung des Polizeibeamten Buttler, des Kapitäns Gibbons und fünfzehn anderer Personen bei Knoktopher, in der Nähe von Kennedy, Theil genommen zu haben. (s. Ausland d. J. S. 48.) Mehrere von den Geschwornen waren von dem Staatsanwalt oder den Angeklagten verworfen worden, andere entschuldigten sich, wegen Drohungen, die man ihnen gemacht, der Sitzung nicht beiwohnen zu können, oder weil ihre Ansichten über die Rechtmäßigkeit des Zehnten es ihnen nicht erlaubten, bei dieser Sache zu Gericht zu sitzen. Der Angeklagte wurde nur wegen der Ermordung des Polizeibeamten Buttler abgeurtheilt und freigesprochen. Das Nichtschuldig der Geschwornen wurde von den Zuhörern mit dem lautesten Beifall aufgenommen. Kennedy wurde aber nicht freigelassen, sondern wegen einer zweiten Anklage, die Ermordung des Kapitäns Gibbons betreffend, ins Gefängniß zurückgebracht. Dieser zweite Prozeß wurde zwei Tage später verhandelt; allein der Präsident hob gleich zu Anfang der Verhandlungen die Sitzung auf und verschob den Verfolg der Anklage bis auf die nächsten Assisen, da einige der Geschwornen bei ihrem Eid erklärt hatten, daß ihr Leben in Gefahr schwebe, wenn sie den Angeklagten verurtheilten. Das Publikum, setzte er hinzu, sey zu aufgeregt und die Geschwornen ohne die nöthige Unabhängigkeit und Ruhe, die ihr Amt erfordere. Während der Verhandlungen standen die Truppen in Kilkenny unter Gewehr, und man hatte die Vorsicht gebraucht, die Schaar der Polizeidiener, zu der die im vorigen Dezember ermordeten Leute gehörten, aus der Stadt zu entfernen.

•

Es sind nun drei Jahre her, daß der Kapitän Ross, mit einigen zwanzig Matrosen, von der englischen Regierung in die Baffins Bai abgesendet wurde, um die dort begonnenen Entdeckungen fortzusetzen und über die nordwestliche Durchfahrt von Amerika weitere Nachforschungen anzustellen. Da seitdem von dieser Expedition keine Nachricht eingelaufen ist, will die englische Regierung gegenwärtig ein Schiff unter Segel gehen lassen, um über das Schicksal des Kapitän Ross und seiner Gefährten Erkundigungen einzuholen.

•

Der berühmte Komponist und Klavierspieler Clementi ist auf seinem Wohnsitze Evesham in Worcestershire in seinem 81 Jahre gestorben. Er war zu Rom geboren und kam im Jahre 1767 nach England, wo er 1775 sein berühmtes Opus II herausgab, das eine neue Aera der Sonatenkomposition begründete. Sein Gradus in Parnassum, in zwei Bänden, steht keinem Werke dieser Art nach. Clementi war mehrerer Sprachen mächtig, und ein sehr wissenschaftlich gebildeter Mann.

•

Eine amerikanische Gesellschaft, die im Sinne hat, den Isthmus von Darien, zwischen Panama und Portobello, durch eine Eisenbahn zu verbinden, hat vorläufig zwei englische Ingenieure angestellt, um die nöthigen Vermessungen und Aufnahmen zu machen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 94. 3 April 1832.

Biheh und Cunhinga.

(Fortsetzung.)

Der Soba kam nun, nur von zwei Macotas begleitet, und zeigte durchaus kein Mißtrauen, da die Weißen in dem Ruf stehen, Keinen zu beleidigen, der sie nicht angreift. Er blieb nur kurze Zeit, und als er schied, ließ ich ihm zwei Flaschen Tafia und einige Stücke Kattun geben, was ihn sehr erfreute; er verließ mich mit der Versicherung, daß er mich den folgenden Tag erwarte. Etwas später schickte er mir ein fettes Schaf, eine Binda (Kürbisflasche) mit Ualo und vier Perlhühner.

Das Gebrüll der Löwen und Panther ließ uns nur wenig schlafen, indeß verstrich die Nacht ohne Unfall; als aber gegen Tagesanbruch einer der Neger sich in das Dickicht des gegen Süden liegenden Waldes entfernte, wurde er von den Panthern ergriffen und zerrissen, ehe wir ihm zu Hülfe kommen konnten.

Wir gingen, um jeden Ueberfall zu vermeiden, bei guter Zeit und in der größten Ordnung über den Catumbela. Zu Mittag erreichten wir die Hütten, die der Soba zu meiner Aufnahme hatte einrichten lassen; sie waren hinlänglich mit Holz, Wasser und Ualo versehen. Die Weiber waren fast nackt; sie verzieren ihren Kopfputz mit Glasperlen und Bändern; ein Stück Zeug, das oben auf dem Kopf befestigt war, hing über die Schultern herab. Diese Neger reiben den Körper mit dem Fett der Thiere ein, die sie essen; Dieß ist in einem Lande wo die Sonne so glühend brennt, nöthig, um das Aufspringen der Haut zu verhüten. Die Männer sind groß, stark und wohlgebaut; um die Lenden tragen sie die Felle von Thieren, die sie auf der Jagd tödten; Rücken und Schultern sind mit einem andern Fell bedeckt, dessen Klauen sie unter dem Kinn zusammenknüpfen. Der Kopf ist, mit Ausnahme eines Haarbüschels über jedem Ohr, geschoren. Die Flinte tragen sie gewöhnlich auf der Schulter, ein Beil an der rechten Seite, eine Patrontasche am Bauch und eine Tabakdose an der linken Seite. Sie setzen sich nur selten, verhandeln, was sie auszumachen haben, stehend, und sind stets mit der Jagd beschäftigt. Ihre Löwenjagd ist höchst merkwürdig. Haben sie die Spur eines solchen Thiers entdeckt, so graben sie am Fuß eines Baumes, an den sie ein Schaf oder eine Ziege binden, tiefe Gruben, die sie sorgfältig bedecken und sich dann an einen Ort verbergen, von wo aus sie den Augenblick belauern können, wo der Löwe die Beute holen will. Ist dieser dann in die Grube gefallen, so schießen sie einigemale auf ihn, steigen jedoch nicht eher hinab, bis sie sich von seinem Tode überzeugt haben, bleiben aber in der Nähe, damit nicht die Hyänen ihnen die Frucht ihrer Arbeit entreißen. Man darf sich nicht wundern, daß die Neger dieser Banza (Stadt) die Löwenjagd so leidenschaftlich lieben, denn ein altes Gesetz, über dessen Aufrechthaltung sie sorgsam wachen, verpflichtet den Soba, Jedem der ihm eine Löwenhaut bringt, vier Stücke Zeug zu geben; wer acht dieser Thiere erlegt, wird in den Adelstand erhoben. Diese Neger verehren deßhalb auch den Gott der Jagd ganz besonders; jede Woche opfern sie ihm einige vierfüßige Thiere oder mindestens einen Vogel. Sie glauben an die Seelenwanderung und an ein Verhängniß. Sie essen wenig und trinken viel. Sie hegen große Achtung gegen ihre Häuptlinge, denen sie nur selten ungehorsam sind; übrigens sind sie sehr zum Zorn geneigt, rachsüchtig und kühne Räuber, die jede Gelegenheit ergreifen, ihre Nachbarn zu plündern, und den Sklavenhändlern am Wege aufzulauern, um sie zu berauben.

Die Neger von Nano glauben an einen Gott, der Himmel und Erde gemacht hat und der die Kinder die täglich zur Welt kommen, erschafft, aber sie machen sich nicht viel aus ihm, weil er, ihrer Meinung nach, weder die Erhaltung noch den Verfall der bestehenden Dinge leitet, weil sie ihn nie sprechen hören und weil er sich nicht um sie zu bekümmern scheint. Sie achten und verehren dagegen mehrere ihrer Götzenbilder, die ihnen alle Tage Orakelsprüche ertheilen, antworten wenn man sie fragt, und künftige Uebel voraussagen.

Gangazumba ist der Fetisch, den das Volk am meisten verehrt. Er wird in der Gestalt eines Greisen dargestellt, der sich mit einem Knaben vermischt. Der Priester dieses Gottes ist ein alter Mann, der keine Weiber haben darf, sondern mit einem Jünglinge leben muß. Er ertheilt Orakel; sein Tempel ist klein, und gewöhnlich neben dem des Gottes der Jagd, Quibuco, dessen Tempel groß und reich geschmückt ist. Ein junges Mädchen, welches den Letztern bedient, ist das Organ der Aussprüche dieses Gottes. Da die Vorhersagungen der Priester und Priesterinnen sich zuweilen bestätigen, so hat das Volk ein so großes Zutrauen, daß es glaubt, sein Glück hänge einzig von der genauen und strengen Befolgung der Orakelsprüche ab.

Neben der Thüre jedes Hauses befindet sich eine kleine Kapelle, die „das Haus der Krankheiten" genannt wird. Hier werden die

Digitized by Google

Bilder der Götter, die gegen diese schützen, und kleine Gefäße mit Heilmitteln aufgestellt. An der andern Seite befindet sich ebenfalls eine kleine Kapelle von Stroh, die von einem, ungefähr zwei und einen halben Fuß hohen Stock, getragen wird, und ebenfalls zwei Gefäße mit Heilmitteln und das Bild des Gottes enthält, der gegen den Skorbut schützt, eine Krankheit, die in diesen Gegenden sehr herrschend ist, und meiner Meinung nach, durch das getrocknete oder eingesalzene Fleisch, das hier die tägliche Speise ist, verursacht wird.

(Fortsetzung folgt.)

Marcus Tullius Cicero im Inquisitionsgefängnisse zu Rom.

(Schluß.)

Mein neues Gefängniß war ein unterirdischer länglicher Saal, von sehr geräumigem Umfange, der unter dem Hofe des Klosters der heil. Maria lag; Licht erhielt er durch verschiedene, mit Eisenstäben vergitterte Oeffnungen. An der einen Seite der Mauer war ein sehr großes Feldbett, worauf wohl zehn oder zwölf Personen Platz gefunden hätten. Auf der andern Seite hing ein schwarzes Kruzifix an der Wand; mehrere Gebetbücher von hohem Alter hingen an kleinen eisernen Ketten an hölzernen Stühlen befestigt, die das Geräthe dieses Gefängnisses bildeten. An den Wänden erblickte ich Tausende von Namen angeschrieben, oder vielmehr mittelst spitziger Instrumente eingegraben, die Namen der unglücklichen Opfer des Despotismus, die vor mir in diesen Kerker geworfen worden waren, und vielleicht aus eben so nichtswürdiger Ursache. Unter diesen Namen unterschied ich den des Guido Reni, Salvator Rosa, des Chevaliers d'Arpino, Vincenzo Damiani's, Cagliostro's und des berühmten Dominikanermönchs Fontana Rosa; unter letzterm las ich die Worte: Bene est, quia monachos odi. Auch die Namen einer Menge von deutschen, englischen und ireländischen Künstlern und andern Ketzern las ich, so wie die von vielen französischen Liberalen. Nachdem ich Alles, was mein neuer Aufenthaltsort enthielt, auf das Genaueste untersucht hatte, legte ich mich auf das hölzerne Feldbett, wo ich, äußerst erschöpft, wie ich war, bald in Schlaf versank.

Gegen vier Uhr wurde ich durch einen Mönch geweckt, der mir ein wenig Speise und die verlangten Kleider brachte. Ich dankte ihm und bat um Licht, denn die vollkommenste Finsterniß herrschte bereits in meinem Gefängnisse. Ich nahm etwas Speise zu mir, und legte endlich das unheilvolle Gewand des Cicero ab. Gegen zwei Uhr des Morgens hörte ich eine wehklagende Stimme und das Geschrei eines Unglücklichen, der ohne Zweifel eben unter den Händen des Henkers der Inquisition war; ich hörte ihn jammern: „Habt Mitleid! Ich kann doch ein Verbrechen nicht gestehen, das ich nicht begangen habe. Habt Mitleid! Ich sterbe." Es war eine furchtbare Andeutung von Dem, was mir bevorstand; die traurigsten Gedanken stiegen in mir auf; vielleicht war auch ich bestimmt, das Loos dieses Unglücklichen zu theilen.

Am folgenden Morgen sehr frühe kamen die zwei Mönche wieder, und führten mich abermals vor den hochwürdigen Pater Olivieri. Sobald ich vor ihm erschienen war, erklärte er mir, daß er nach neuerdings eingezogenen Erkundigungen vollkommen überzeugt sey, daß ich nichts weniger als ein Unger sey. „Außerdem, setzte er hinzu, ist Monsignor Pacca *) von dem Marquis de Fuscaldo, dem neapolitanischen Botschafter am römischen Hofe, in Kenntniß gesetzt worden, daß Sie ein Unterthan Sr. Majestät des Königs der beiden Sicilien sind, und sehr gefährliche Grundsätze haben. Der Marquis de Fuscaldo verlangt daher ihre Auslieferung und in wenigen Tagen werden Sie mit einigen Personen konfrontirt werden, um Sie anerkennen zu lassen."

Diese Worte erschütterten meinen Muth; indeß verrieth mein Gesicht keine Furcht, da ich das feste Vertrauen hegte, daß inzwischen meine Freunde in Rom Alles aufbieten würden, um meine Befreiung durchzusetzen. Meine Hoffnungen hatten mich nicht getäuscht. Meine Tulliola, die etwas vor meiner Verhaftung aus dem Theater weggegangen war, begann am andern Tage, als ich nichts von mir hören ließ, zu fürchten, daß mir ein Unglück zugestoßen. Nachdem sie sich überzeugt hatte, daß ich nicht mehr nach Hause gekommen sey, so fing sie an zu ahnen, daß ich in die Klauen der Inquisition gefallen sey. Ohne Zeit zu verlieren, eilte sie in den Palast des österreichischen Botschafters, der, wie sie wußte, mein Freund war, und benachrichtigte ihn von der Gefahr, in der ich schwebe. Der Fürst von Kaunitz fuhr sogleich zu Monsignor Pacca, um sich zu erkundigen, was aus mir geworden sey. Der Gouverneur erwiderte, er habe nichts von mir in Erfahrung gebracht, und wahrscheinlich würde ich aus Rom abgereist seyn. Der Gesandte begnügte sich nicht mit dieser Antwort; er sagte, als Botschafter Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich sey es seine Pflicht, darüber zu wachen, daß ich weder ungerecht mißhandelt noch verurtheilt werde. Monsignor Pacca betheuerte nochmals, daß er durchaus nichts von mir wisse. Nun begab sich der Fürst zu dem Kardinal Staatssekretär, und da er hörte, daß Seine Eminenz in dem Palast Ghigi sey, um dort den Abend zuzubringen, und mit der liebenswürdigen Prinzessin, die er zur Dame seines Herzens erkoren, Karten zu spielen; so nahm er kein Bedenken, ihn dort aufzusuchen. Der Staatssekretär befand sich wirklich im Palaste Ghigi. Kaunitz stellte an ihn dieselbe Frage, wie an Monsignor Pacca; allein er erhielt buchstäblich dieselbe Antwort. Nun erklärte der Gesandte, er sey entschlossen, sich an den heil. Vater selbst zu wenden, wenn er am andern Morgen keine Nachricht von meinem Schicksal erhalte, und man fortfahren würde, meine Verhaftung geheim zu halten. Der Kardinal Gonsalvi beharrte darauf, Nichts von mir gehört zu haben, und der Fürst kehrte in sein Hotel zurück.

Am folgenden Tage begab sich der Fürst Kaunitz in seiner Eigenschaft als österreichischer Gesandter zu Pius VII, und nach der Ceremonie des Fußkusses erklärte er dem heil. Vater die Ursache seines außer-

*) Dieser berüchtigte Mann war länger als fünf Jahre der Tyrann Roms. Endlich angeklagt, an der Spitze einer Verschwörung zu stehen, die den Umsturz der Regierung im Schilde führe, gelang es ihm nur durch die Vermittlung seines Oheims, des Kardinals Pacca, aus den Ländern des heiligen Stuhles zu entkommen; außerdem würde er ohne Zweifel gleichfalls den Händen der Inquisition anheimgefallen seyn. Monsignor Pacca vergaß sich auf seiner Flucht nicht; er nahm aus der Armenkasse, die ihm anvertraut war, hunderttausend römische Scudi mit sich.

A. d. V.

Digitized by Google

gewöhnlichen Besuches. Nachdem der Papst Alles vom Anfang bis zum Ende angehört hatte, rief er aus: „Wie, so haben sie den ungerischen Edelmann verhaftet? Povero Chechino! Und warum denn?" — Der Fürst erwiderte, daß er es nicht wisse. „Wohlan, nahm der Papst das Wort, ich werde es bald erfahren haben." Sogleich befahl er Monsignor Riario, dem Kammerherrn im Dienst, auf der Stelle den Gonsalvi rufen zu lassen. Während sie die Ankunft des Staatssekretärs erwarteten, äußerte sich Pius VII in sehr günstigen Worten über mich, indem er sagte, er habe an mir während seiner Haft in Fontainebleau einen sehr ergebenen Freund kennen gelernt, und oft hätte ich meine eigene Sicherheit auf's Spiel gesetzt, um ihm Trost zu bringen. Der gute Papst setzte auch noch hinzu, daß er mich von Kindesbeinen an kenne, daß ich ein rechtschaffener Mann sey, nur zuweilen etwas unvorsichtig in meinem Betragen. Inzwischen wurde der Kardinal gemeldet, der sogleich, als er den Fürsten Kaunitz erblickte, die Ursache errieth, warum er gerufen worden.

Wenn Pius VII einmal einen Entschluß gefaßt hatte, so war Niemand in der Welt unerschütterlicher darin, als er. In diesem Falle machte er seine Macht geltend, und ohne eine Gegenbemerkung zu dulden, fragte er seinen Staatssekretär, was aus dem ungerischen Edelmanne geworden sey, der vor zwei Tagen als Cicero maskirt gewesen und seitdem verschwunden sey. Da Gonsalvi sah, daß der Papst meine Verhaftung muthmaßte, so erwiderte er: „Eurer Heiligkeit ist es nicht unbekannt, daß Diejenigen, welche Blasphemien gegen unsere heilige Religion ausstoßen, den Händen des heil. Offiziums anheimfallen, und daß ihre Verhaftung so lange geheim gehalten wird, bis sie untersucht und abgeurtheilt sind. Dieß ist der Grund, warum ich dem Herrn Botschafter keine genügende Antwort geben konnte; allein da mir Eure Heiligkeit das Geheimniß der heil. Inquisition zu enthüllen befehlen, so will ich in wenigen Worten erzählen, was dem ungerischen oder vielmehr sizilianischen Edelmanne begegnet ist."

Nun erzählte der Kardinal den schon bekannten Hergang der Sache, und bestand insbesondere auf den vom Marquis de Fuscaldo mitgetheilten Eröffnungen. Sobald Gonsalvi mit seinem Bericht zu Ende war, sagte der Papst: „Kardinal, es ist unser Wille, daß der Gefangene unverzüglich auf freien Fuß gestellt werde; und da der Herr Botschafter so großmüthig ist, und selbst hingehen will, um den Unterthan seines Monarchen zu befreien, so werden Sie Seine Exzellenz begleiten, und Sorge tragen, daß mein Befehl so schnell als möglich vollzogen werde."

Es war ungefähr drei Uhr Nachmittags, als ich die Fußtritte mehrerer Menschen in dem Gange vernahm, der zu meinem Gefängniß führte. Ein kalter Schauder überlief mich, allein meine Angst währte nicht lange; denn sobald sich die Thüre öffnete, erblickte ich den Fürsten von Kaunitz, der mit freudeglänzenden Blicken mir verkündigte, daß er gekommen sey, mich zu befreien, und daß ich ihm folgen sollte. Aus der Hölle der Tyrannei, der Folter und der Verzweiflung, wie durch einen Zauberschlag in den glänzenden Palast eines edelmüthigen Fürsten versetzt, und den Klauen der Inquisition entrissen, nahm ich einige Tage darauf Abschied von meinen Bekannten wie von Allen, die sich für meine Befreiung verwendet hatten, und sagte Rom und Italien Lebewohl — vielleicht auf immer.

Champollion der jüngere.

(Schluß.)

Champollion kam von seiner Reise nach Aegypten, wo er fast zwei Jahre zugebracht hatte, am 6 März 1830 nach Paris zurück. Nun sah er sich, durch den Reichthum seiner Materialien, des Stoffes Meister; allein er fühlte mehr als je die Nothwendigkeit, der ungestümen Neugier des Publikums und seinem eigenen Wunsche, bald möglichst der Früchte seiner Arbeit zu genießen, nicht nachzugeben. Zufrieden, die vorzüglichsten Gelehrten und Künstler in einer flüchtigen Mittheilung von dem Umfange seiner Schätze in Kenntniß gesetzt zu haben, widmete er sich nun mit unermüdlichem Fleiße der Vervollkommnung der von ihm erfundenen Methode. Seit seiner Rückkehr von Aegypten bis zu dem Augenblicke, wo seine Kräfte ihn verließen, beschäftigte die Ausarbeitung einer ägyptischen Hieroglyphengrammatik alle seine Gedanken. Dieses bewunderungswürdige Werk einer scharfsinnigen Analyse war fast beendigt und eine Abschrift davon lag bereits bis auf das letzte Kapitel zum Drucke bereit, als die ersten Anfälle des Uebels, das seinem Leben ein Ende machte, seiner Hand die Feder entfallen ließen. Vom 24 Januar bis zu seinem Todestage fristete sich sein Leben nur zwischen theilweiser Heilung und noch gefährlichern Rückfällen hin, unter welchen Champollions Freunde einen der edelsten Geister des Jahrhunderts erliegen sahen.

Was Alle, die mit Champollion in wissenschaftliche Beziehungen traten, oder sich bei ihm Raths erholten, gleich Anfangs für ihn gewann, war seine herzliche Aufrichtigkeit und die unveränderliche Heiterkeit seines Charakters. Nie behauptete Champollion Etwas, was er nicht glaubte, und nie glaubte er Etwas, was er nicht der uneigennützigsten Prüfung unterworfen hatte; daher der langsame Gang von Champollions Entdeckung, ein Gang, der nie stehen blieb, und an dessen Erfolg er selbst nie einen Zweifel hegte; deßhalb blieb er auch oft zu großem Erstaunen seiner Freunde, gleichgültig gegen die leidenschaftlichsten Kritiken. Eine selbst unter einigen seiner Freunde bestehende Meinung war es, daß Champollion mehr durch Glück als durch stufenweisen Aufbau seine Entdeckung konstruirt habe; allein es darf wohl behauptet werden, daß er sein Ziel eben so sehr durch Ausdauer als Genie erreichte. Es war die tiefe Vertrautheit mit den Werken seiner Vorgänger, eines Jablonski, Lacroze, Zoëga, Walberga de Caluso: es war das fortgesetzte Studium der wenigen Denkmäler der koptischen Literatur, was ihn seiner Entdeckung entgegenführte. Endlich wird die Herausgabe seiner hieroglyphischen Grammatik darthun, ob Champollion mit Recht die Diatriben verachten konnte, deren Ziel er war. *) Am meisten zu bedauern ist, daß so viel Gedanken und unentwickelte Ideen, die nur ein Champollion gebären konnte, mit ihm zu Grabe gegangen sind; eben so, daß er sich keinen Schüler bildete, der im Stande gewesen wäre, unmittelbar die Wissenschaft dort fortzuführen, wo sie Champollion gelassen hat. Doch es steht zu hoffen, daß mit Hülfe der Grammatik Champollions die Wissenschaft nicht mit ihm zu Grabe getragen worden ist.

Champollion hatte mit Begeisterung die Revolution des Julius begrüßt. Kurze Zeit vor den drei Tagen hatte die Akademie der Inschriften endlich dem so lang von der öffentlichen Meinung ausgesprochenen Wunsche nachgegeben und Champollion ihre Pforten geöffnet. Unter dem Ministerium Montalivet war, Champollion zu Ehren, am Collège de France ein eigener Lehrstuhl errichtet worden. Seine literarische Stellung war auf diese Weise ehrenvoll gesichert, als der Tod seinem thätigen Leben ein Ende machte, ob er gleich seinem Ruhme nichts entzogen haben wird. Allein der Ruhm ist eine nur langsam reifende Frucht, und Jahre werden vielleicht vergehen, bis die Welt erkennt, wie viel sie an Champollion verloren hat. So viel aber läßt sich mit Zuverlässigkeit behaupten, was Niemand läugnen wird, dem Champollion näher bekannt geworden ist, daß

*) Auf seinem Sterbbette sagte er: „Es gehe, wie es wolle, ich habe durch meine Grammatik der Nachwelt meine Visitenkarte hinterlassen."

A. d. R.

Digitized by Google

der „Urheber der schönsten Entdeckung, die seit Wiedergeburt der Literatur die historischen Wissenschaften bereicherte“ — wie der gleichfalls zu früh durch den Tod der Welt entrissene Niebuhr ihn bezeichnete — das Champollion zu den besten und aufrichtigsten Menschen gehörte. Seine Gefälligkeit als Gelehrter war ohne Gränzen; Erläuterungen, Mittheilungen, Fingerzeige gab er mit der rückhaltlosesten Freundlichkeit, und den Angriffen seiner Gegner antwortete er nur dadurch, daß er ihnen die reichen Sammlungen, die seiner Obhut anvertraut waren, frei von aller Empfindlichkeit, auf das Bereitwilligste öffnete. Die Uneigennützigkeit Champollions war unbegränzt; seit er die Stelle eines Konservators des ägyptischen Museums angetreten hatte, machte er sich es zum Gesetze, kein Denkmal zu besitzen, das in der ihm anvertrauten Sammlung eine Stelle finden konnte. Die kleine Anzahl Alterthümer, die er eigenthümlich besaß, wurde den königlichen Kunstschätzen einverleibt, ohne daß irgend Jemand außer seinem Mitarbeiter, Herrn Dubois, etwas davon erfuhr. Dieß war auch der Fall mit einem kostbaren antiken Ringe, den er von Herrn Drovetti zum Geschenke erhalten hatte. Durch einen merkwürdigen Zufall entging dieser Ring, der unter Gegenständen derselben Art in den Glasschränken des ägyptischen Museums lag, allein der Plünderung des 29 Julius 1830. Nicht einmal das geringste Denkmal behielt er für sich zur Erinnerung an seine Reise nach Aegypten.

Frankreich wird gegen Champollions Andenken nicht undankbar seyn — eine Sünde, deren dieses Land seltener, als irgend ein anderes, gegen seine großen Männer sich schuldig gemacht hat. Bereits wurde dem Könige der Vorschlag gemacht, eine marmorne Büste des Verewigten im ägyptischen Museum aufstellen zu lassen. Allein Champollion hinterläßt auch eine Wittwe und eine Tochter ohne Vermögen. Drei Pflichten wird daher die französische Regierung gegen Champollion zu erfüllen haben, die Unterstützung seiner Wittwe, die Erziehung seiner Tochter, die Herausgabe seines handschriftlichen Nachlasses und seiner Zeichnungen.

(Aus dem Temps.)

Vermischte Nachrichten.

In einem Felde unfern von Villeplaine, in der Nähe von Severac wurden unlängst zwei menschliche Gerippe, ein männliches und ein weibliches, gefunden. Die Schienbeine des letztern waren ihrer ganzen Länge nach mit zwölf kupfernen Ringen umgeben, die einen Zoll Breite hatten, und nach der Dicke des Beines an Umfang verschieden waren. Der Ring, welcher die Wade umfaßte, maß vier Zoll im Durchmesser. Dünn in einem stumpfen Winkel gebogen und fast rund, stehen diese Ringe an einer Seite offen, und hielten wahrscheinlich nur durch die Elastizität des Metalles fest, das sich im Fleische einklemmte. Uebrigens sind sie statt aller andern Zierrathen mit Querstrichen bezeichnet, die in gleichen Zwischenräumen von einander entfernt sind, und ihrer rohen Ausführung nach zu urtheilen, einem noch sehr barbarischen Zeitalter angehören. An einem einzigen ließ sich eine etwas erhöhte Arbeit wahrnehmen, die aber so abgenützt war, daß sich nichts mehr deutlich erkennen ließ. Ein Dutzend kleinere Ringe lagen durcheinander neben den Gebeinen, die unter einer Schichte von Steinen unter einer Erhöhung mitten im Felde gefunden wurden. Die beiden Gerippe ließen erkennen, daß sie ausgewachsenen Personen von mittlerer Größe angehörten. Wahrscheinlich fanden sie gemeinschaftlich den Tod, da beide ein und dasselbe Grab theilten. Ihre Köpfe lagen nahe bei einander, ihre Untertheile, nach Abend gekehrt, in einem Winkel von ungefähr 45° von einander entfernt. Die Gebeine waren sehr gut erhalten und lagen von einem Kreis von großen Steinen eingeschlossen, über welche Steinplatten gelegt waren.

*

Die „nordische Biene“ theilt folgende geologische Bemerkungen über Sibirien mit: „Zu Irkutsk thaut die Erde im Sommer nie tiefer als anderthalb Arschinen auf, ungeachtet der heftigen Hitze dieser Jahreszeit. Ein Kaufmann, der vor unlängst dahin kam und den Einwohnern nicht glauben wollte, daß der Boden kein Quellwasser enthalte, stellte Versuche mit Graben von Brunnen an; im Jahre 1830 war man in eine Tiefe von dreizehn Saschenen in den gefrornen Boden gekommen, ohne Wasser zu treffen; im Jahre 1831 grub man noch zwei Saschenen tiefer und fand die Erde noch immer gefroren. Ein Mineraloge, der sich an Ort und Stelle befand, hat die bei Gelegenheit dieser Ausgrabungen beobachteten Erdschichten so bestimmt: 1) eine Schichte schwarzer sandiger Erde von zwei Saschenen Dicke; 2) feiner schlammiger Sand, drittehalb Saschenen; 3) schlammiger Sand mit Ueberresten von Holz, Wurzeln und kleinen Zweigen vermischt, eine halbe Arschine; 4) grober Sand mit kleinen Strandkieseln vermischt, fünf Saschenen eine halbe Arschine; diese Schichte enthält zu unterst Baumwurzeln; 5) Kalkstein dritter Formation, mit Adern von Eisenhydrat, scheint durch Einwirkung von Wasser ausgehöhlt, eine halbe Arschine Dicke; 6) sehr feinen, trockenen, reinen, aschfarbigen Sand von kalischem und zusammenziehendem Geschmacke: die Dicke der Schichte beträgt fast eine Saschene; 7) endlich in einer Tiefe von zwei Saschenen und zwei Arschinen fand man feinen konglomerirten Sand, mit Stücken vermischt, welche geschmolzenen Pyriten ähnlich sahen und in der Mitte ein Stück Steinkohle enthielten. In dieser letzten Schichte bemerkte man auch einige Steinkohlen, die sich in dünnen Fäden kreuzten. Die Schichten, in die man im Jahre 1831 eindrang, sind noch nicht analysirt. Der Brunnengräber, ohne sich durch den geringen Erfolg abschrecken zu lassen, setzt aus Neugier seine Arbeit fort. Ein Thermometer, das auf den Boden des Schachtes gebracht wurde, zeigte eine Temperatur von einem Grade an, in einer geringern Tiefe sechs Grade.

*

Wenn Champollion den Ruhm ansprechen darf, das hieroglyphische Alphabet wieder aufgefunden zu haben, so ist jetzt in Frankreich ein Mann aufgestanden, der sich auf eine nicht minder wichtige Entdeckung Etwas zu gute thun darf. Ein Diener des Evangeliums — wie er sich nennt — glücklicher als Newton und Rühle von Lilienstern, hat die hieroglyphische Erklärung der Apokalypse gefunden, und theilt der Welt die Frucht dreißigjähriger Arbeit in drei großen Bänden mit, worin eine ordentliche Grammatik, ein Wörterbuch und methodische Anleitung zur Erklärung der Offenbarung Johannis. Dieses erstaunliche Werk führt den Titel: L' Apocalypse considérée comme un Ecrit hieroglyphique ou Explication raisonnée de l' Apocalypse, d'après les principes de la composition, par Ph. Basset, ministre du Saint Evangile. 3 volumes in 8° avec une carte géographique. — (20 Fr.)

*

Der Moniteur macht, zur Warnung der Schiffer, einen Bericht des Kapitäns der französischen Brigg „L'Orient“ bekannt, der sich am 25 Febr. gegen vier Uhr Abends, bei völliger Meerstille, unter gleicher Länge und Breite mit der neuen vulkanischen Insel befand, ohne von ihr etwas gewahr zu werden. Plötzlich aber habe sich eine Woge erhoben und das Geräusch des Meeres ihn angedeutet, daß er sich auf der Stelle befinde, wo früher die Insel emporgetrieben worden war. Da die Meeresströmung gerade auf die Untiefe zutrieb, die er zwei oder drei Fuß unter dem Wasser vermuthete, so mußte der Kapitän Alles aufbieten, um der gefährlichen Stelle zu entkommen, was ihm eine Arbeit von einigen Stunden kostete.

*

Das „Journal der Karrikaturen“ gibt für die gegenwärtige Lage Frankreichs folgenden Barometerstand:

Der öffentliche Schatz, auf sehr Trocken.
Die Zukunft, auf Sturm.
Die Freiheit, auf Krankenzimmertemperatur,
Die Birne,*) auf schmelzenden Schnee.
Die Nationalgarde, auf Veränderlich,
Die öffentliche Meinung, auf Ungewitter;
Die Hoffnung der Patrioten, auf beständig Schön.
Der Enthusiasmus, auf Eis.
Das Justemilieu, auf Thauwetter.
Das Ministerium, auf Null.
Der Regenbogen, auf fünfundzwanzig Grad unter Null.

*) Unter der Birne, wird bekanntlich seit dem Witze Philippons, des Herausgebers der Karrikaturen, Louis Philipp, unter dem Regenbogen der Herzog von Orleans verstanden, der als solcher von dem schmeichlerischen Präfekte von Lyon begrüßt wurde. Eine Menge Karrikaturen stellen den König als eine Birne dar, in der man eine Aehnlichkeit mit den Umrissen seines Kopfs entdecken will. A. d. R.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 95. 4 April 1832.

Bekenntnisse eines Saintsimonisten.

Zweites Kapitel.

Saintsimonistisches Hotel in der Straße Monsigny No. 6. — Ich werde Redakteur des Globe. — Vertheilung der Arbeiten. — Abendgesellschaften.

„Bis jetzt," sagte eines Morgens Gustav von Eichthal zu mir, „haben Sie nichts weiter gethan, als unsere Lehren gebilligt; es ist nun Zeit zum Handeln. Verlassen Sie ihre alltäglichen Beschäftigungen, durch die sie vereist und abgestumpft werden. Mit Ihrem Glauben können Sie fortan nur mit Denen glücklich seyn, die alle Ihre Sympathien theilen, und entschlossen sind, ihr ganzes Leben der Verbreitung dieser Ansicht durch die Welt zu weihen."

Diese Worte wurden mit dem gebieterischen Nachdruck, den die Ueberzeugung verleiht, von einem jungen Manne gesprochen, dessen Geist mehr eine mathematische als poetische Richtung hatte, und der später in treuem Sinne einen Theil seines Vermögens der Verbreitung der saintsimonistischen Ideen opferte. Wenn ich diese hörte, so fühlte ich mich beschämt über meine Nutzlosigkeit, und verworrene Zweifel bestürmten mich und stießen mich gegen meinen Willen zurück, wie feige Eingebungen meines Egoismus. Ich verlangte bloß einen Tag es zu überlegen. Am folgenden Morgen begab ich mich, unruhig bewegt, und ohne noch einen Entschluß gefaßt zu haben, nach der Straße Monsigny. Man hatte das erste Geld, das man zusammenbringen konnte, angewendet, um in dem alten Hôtel de Gèvres, von dem ein Theil sich wie eine Brücke über den Passage Choiseul spannt, einen Saal zu miethen.

Es war ein ungewöhnlicher Anblick, hier die schweigsame Bewegung und die ernste Freude zu sehen, die in diesen noch vom Ueberreste ihrer alten Pracht glänzenden Sälen herrschte, die jedoch damals nur von dem bleichen Lichte einiger Kerzen beleuchtet wurden, und von ihren reichen Tapeten entkleidet waren. Dreißig oder vierzig junge Leute, Ingenieurs, Aerzte, Advokaten, Künstler durchwandelten sie Hand in Hand, und umarmten sich mit inniger Zärtlichkeit. Die Einen hatten ihre Bücher, die Andern ihre Möbeln hieher gebracht; Jeder bot was er hatte, und sagte leise, ohne Schmerz, seinen Arbeiten, seinen Vergnügungen, seinen alten Hoffnungen, seinen Erinnerungen und den Mahnungen seines vorhergegangenen Lebens Lebewohl. Man hatte es die Gründung einer Kolonie genannt.

Die meisten prophezeiten der neuen Religion einen schnellen Triumph; man hörte, ohne daß sich Jemand darüber erstaunte, sagen: „Unsere Bibliothek ist freilich noch sehr klein! Doch, es sind die ersten Grundlinien einer Universalbibliothek!" — „Diese Säle werden bald zu klein werden. Binnen sechs Monaten werden wir einen Palast und einen Tempel haben." — Ordnung und eine gewisse Hierachie begann sich herzustellen. Die ältesten Schüler traten in gewissen Stunden zusammen, und bildeten den ersten Grad oder das Kollegium; es gab einen zweiten und einen dritten Grad, endlich errichtete man auch noch einen Einweihungsgrad (degré d'initiation), und unter demselben einen vorbereitenden Grad, der sich in zwei Sektionen theilte, die eine für die Ouvriers, die andere für die Bürger. Die Mitglieder eines jeden untern Grades gaben den Mitgliedern der höhern Grade den Namen: Väter. Nach und nach wurden in den verschiedenen Graden Frauen und Mädchen eingeführt, die man Mütter, Schwestern und Töchter nannte. Die wichtigsten Arbeiten waren der Unterricht, die individuelle Conversion, die Ausarbeitung von Journalartikeln, die Sorge für die Bibliothek und die innere Verwaltung.

„Verwenden Sie mich, sagte ich zu einem der Oberhäupter, geben Sie mir eine Beschäftigung, ich stehe ganz zu Ihrem Gebot." Man wies mich an Michael Chevalier, den Redakteur des Globe. Drei Monate lang, von Morgens neun Uhr bis zwei Uhr nach Mitternacht, arbeitete ich unausgesetzt, schnitt die europäischen Neuigkeiten, die damals noch so verworren lagen, die Kammerverhandlungen, die damals so erstaunenswürdig waren, zurecht; nahm unter Tags die Gesuche um Empfehlungen und Anzeigen vor und bemahlte in der Nacht die Ränder der Druckbögen mit den wunderlichen Korrekturzeichen, bei dem rothen Schein einer Lampe und dem dumpfen Oelgeruch der Druckerei. Ohne den Glauben wäre diese Arbeit hart und langweilig genug gewesen.

Unsere Zahl wuchs mit jedem Tage. Die Spaltungen der Parteien, die Kraftlosigkeit des Liberalismus seit den Julustagen und das überhand nehmende Elend der armen Volksklassen befeuerten uns mehr und mehr. Selbst der Spott, mit dem man uns überhäufte und das Lächerliche, das man ohne Unterschied auf die unbestritten wahresten und nützlichsten Prinzipien des Systems zu werfen suchte, verdoppelten nur unsere Begeisterung. Gleichgültig geworden gegen das blinde Vorurtheil und die unwissende Verachtung, die uns überall empfing, so wie gegen die Zeitfragen, die unsrem

Digitized by Google

Werke fremd waren, hatten wir uns gewöhnt, reine Zufriedenheit nur in unſrem gemeinſchaftlichen Hauſe zu ſuchen. Da die vervielfältigten Beſchäftigungen uns hinderten, viel am Tage uns zu ſprechen, ſo waren die Augenblicke des gemeinſchaftlichen Mahles, wo man zuſammenkam, ein wahrhaft inniges Vergnügen. Man frühſtückte um zehn Uhr, und aß um ſechs Uhr zu Mittag. Es läßt ſich nicht denken, welche Freude es uns gewährte, die neuen Konvertiten ſprechen, oder Bruchſtücke uns günſtiglautender Briefe vorleſen zu hören, oder auch die übertriebenen Gerüchte zu vernehmen, die über uns in der Welt im Umlaufe waren. Man las die Angriffe der Journale, die Witze des Figaro, und man belachte ſie recht vom Herzen, wenn ſie geiſtreich waren. Die beiden Oberhäupter, Bazard und Enfantin, ſaßen bei dieſen Mahlzeiten einander gegenüber. Enfantin legte vor; mit einer bewunderungswürdigen Aufmerkſamkeit ſorgte er für Jeden von uns, und fragte Einen um den Andern um tauſenderlei Einzelnheiten. Bazard leitete gewöhnlich die Unterhaltung über die auswärtige Politik, deutete die Abſichten des Miniſteriums und die Skandale der Deputirtenkammer zum Voraus an. Mehr als Ein guter Einfall, den er über Tiſch ausſprach, wurde der Text langer Journalartikel und langer Geſpräche.

Dienſtags und Donnerſtags waren die Mahlzeiten minder traulich; man pflegte an dieſen Tagen gewöhnlich Perſonen einzuladen, die ſich für die neue Lehre zu intereſſiren ſchienen. Oft erblickte man da berühmte Künſtler, Fremde, Offiziere der Artillerie und des Geniekorps, Journaliſten aus den Provinzen u. ſ. w. Nach dieſen Mahlzeiten fanden Abendgeſellſchaften ſtatt; die am Donnerſtag waren die zahlreich beſuchteſten und glänzendſten. Kein Ball, keine literariſche oder diplomatiſche Soirée kann einen richtigen Begriff von dieſen Zuſammenkünften geben. Man tanzte ſelten, manchmal Walzer. Hier und dort wandelten Gruppen durch die Säle oder ſtanden um Sofa's verſammelt. Von Zeit zu Zeit ließ ſich eine Stimme am Piano vernehmen, dann hörte alle Unterhaltung auf, man drängte ſich in einem Halbkreis um die Sängerin, und wußte ſeine Gefühle auf ganz andere Weiſe auszudrücken, als durch Händeklatſchen. Manchmal entfernten ſich die beiden Oberhäupter in ein benachbartes Gemach mit einem neuen Adepten. Die Damen wußten, welche ernſte Richtung alle Geſpräche der Männer leitete, miſchten ſich unter die Umherwandelnden und nahmen unbedenklich an ihren Unterhaltungen Theil, deren abſtrakten Flug ſie oft durch ihre naiven Einfälle unterbrachen, während ſie die lebhaften Erörterungen über die gegenwärtigen Leiden und Zwiſtigkeiten der Menſchheit, und über die Freuden und die Einigkeit der Zukunft in anmuthige Geſpräche auflöſten. Dieſe Gegenſtände allein waren es, die unter tauſenderlei Geſtalten, alle Geiſter beſchäftigten. Man fand ſich wie in die Glaskuppel eines Leuchtthurmes verſetzt; das Geräuſch der Welt reichte nicht bis dort hinauf. Uebrigens war es ſchwer, daß eine gleichgültige oder feindlichgeſinnte Perſon hier Zutritt ſuchte oder öfters wiederkam, denn man redete hier eine ganz neue Sprache, die ſich aus keiner Grammatik, aus keinem Wörterbuche erlernen ließ. Man kannte ſie nur vollkommen, wenn man lange Zeit den Sitzungen beigewohnt, und häufige Unterredungen mit Einem von uns gepflogen hatte. Niemals aber unterzog ſich ein redlicher Mann dieſer Mühe, ohne die Saintſimoniſten wenigſtens achten zu müſſen.

In dieſer letzten Zeit, wo ich einige Dienſte geleiſtet, und Proben meiner völligen Hingebung abgelegt hatte, befand ich mich in der ſeltſamen Lage, daß man ſich um mich drängte, daß junge Frauen mit ihren Männern, junge Mädchen von ihren Brüdern mir vorgeſtellt, mich dringend um Rath fragten, und von mir Worte der Hoffnung und der Ermuthigung verlangten. Da gab es junge Leute mit roſenrothen Wangen und ohne Bart, die man Väter nannte, und Leute mit grauen Haaren, Greiſe, die man Söhne hieß. Alles Dieß trug ſich im Jahre 1831 zu.

Literatur und literariſche Geſellſchaften in Island.

(Fortſetzung.)

Eine Beſchreibung der Sommerwinde und Winterſtürme gibt der Verfaſſer in einer poetiſchen Schilderung, die Finn Magnuſen im Jahre 1810 in däniſche jambiſche Verſe überſetzt hat. Von Island findet ſich folgendes kleine Gemälde. „Island iſt faſt das beſte von allen Ländern, das wir kennen gelernt haben, obgleich es keine Weine erzeugt. Es liegt unter einem gemäßigten Himmelsſtriche und hat weder im Sommer unerträgliche Hitze, noch im Winter all zu heftige Kälte zu dulden; die Rinder und Schafe ſind das ganze Jahr hindurch auf freiem Felde. Man ſagt, das Volk, das dieſes Land bewohnt, ſey wild, mörderiſch und roh, doch hat keiner der vielen Heiligen, die unter ihnen ſind, noch ſein Leben eingebüßt.“ Bei Gelegenheit des Wallfiſchfanges von Grönland und Island wird auch des ſo oft beſprochenen Seeungeheuers — des Kraken — der ſo groß wie eine gute Inſel iſt, erwähnt. Der isländiſche Salomo nennt ihn *Hafgufa*, was mit Seenebel überſetzt werden kann — keine unpaſſende Bezeichnung für ein ſo nebel- und fabelhaftes Ungethüm. Die neueren Isländer nennen es *Lyngback*, die Dänen *Lyngbag*. Nicht ſo leicht und wundergläubig, als man vielleicht denken möchte, gibt der Verfaſſer übrigens zu, daß der Lyngbag nur ſelten an der Küſte geſehen werde, auch habe man nie gehört, daß einer lebendig gefangen oder todt gefunden worden. Selten erblicke man ihn, und dann ſehe er einer ziemlichen Strecke Landes ähnlich. Daher iſt er auch der Meinung, daß in den Abgründen des Meeres vielleicht nur zwei ſolche Ungeheuer wohnen und ſich auch nicht fortpflanzen. Die Art, wie ſich das Ungethüm zuweilen füttert, iſt nach dem Berichte des Verfaſſers eben ſo ſeltſam, als der Leviathan überhaupt. Manchmal ſoll er nämlich eine ungeheure Menge einer gewiſſen Materie ausſpeien, die Myriaden Fiſche herbeilockt. Iſt deren eine gehörige Maſſe beiſammen, ſo öffnet Meiſter Lyngbag ſeinen Rachen, in den ſich nun die Gewäſſer in furchtbaren Strömungen hinabſtürzen, die alle in die Nähe gekommenen Fiſche mit in den Rieſenſchlund hinabreißen. Dieſe Strömungen dauern fort, bis das Ungeheuer geſättigt iſt und den Rachen wieder ſchließt. Wahrſcheinlich iſt der Kraken nur ein Nachklang von der ungeheuren Waſſerſchlange der Edda. — Von Island entwirft der Verfaſſer eine traurige Schilderung: „Es iſt, ſagt er, wegen des Eiſes, das einen großen Theil deſſelben bedeckt, für Menſchen kaum bewohnbar. Seine eiſerne Kälte iſt nicht nur faſt unerträglich, ſondern es wird auch von den hohen grönländiſchen Eisbergen heimgeſucht. Außerdem wird es von unterirdiſchem Feuer

Digitized by Google

und Erdbeben verwüstet; dieses fruchtbare Feuer, sagt er, nähre sich von Felsen und Steinen, die es wie Wachs zu Lava schmelze. Er glaubt, daß es mit dem alten Abgrund der Erde in Verbindung stehe, und mit den Flammen der Hölle zusammenhänge. Er spricht von brennenden Bergen, die ihre Wassersäulen bis in die Wolken spritzen und Alles in Stein verwandeln, was sie damit benetzen. Die siedenden Wasserschlünde, die vulkanischen Krater, die ewigen Gletscher hält er für den Ort, wo die Seelen der Verdammten die Qualen für ihre Sünden erleiden — ein Glaube, der im Mittelalter im nördlichen Europa eben so verbreitet war, als im südlichen die Meinung, daß der Aetna die Hölle einschließe. Der Teufel selbst schüre und fache diese unterirdischen Feuer an, und gebe sich manchmal durch Ausbrüche und Erdbeben zu erkennen. Bekanntlich schreibt die Edda die Erdbeben dem Loki, dem Satan der nordischen Mythologie zu, und gleiche Gewalt wird auch der Bewegung seines Sohns, Jörmungandar oder Midgardsorm, der riesenhaften Seeschlange, die den Erdkreis umgürtet und ihren Schwelf im Rachen hält, beigelegt. — Grönland wird uns als das fernste Land der Erde gegen Norden beschrieben; in seiner Nähe befindet sich der Sund, durch den der große Ozean, der die Erde umgibt, hereinbricht, um die Küsten aller andern Länder zu bespülen. Ist vielleicht darunter der Lancastersund verstanden? Denn gewiß ist es, daß skandinavische Ansiedler bis zu einem hohen Grade der Breite im dänischen Grönland vordrangen. Noch nicht lange her wurde unter dem 73 Breitegrade ein Stein mit einer Runeninschrift in alter norwegischer oder isländischer Sprache, mit der Jahrszahl 1135 gefunden, worüber Rask und Finn Magnusen im vierten Band der dänischen Alterthumsannalen Bericht erstatteten.

„Vor Alters, bemerkt der nordische Larochefoucault über das Hofleben, war der Hof die Urquelle guter Sitten und muß es auch ferner bleiben.“ Die Nachrichten eines norwegischen Hofmannes, der vor sieben hundert Jahren lebte, über die damaligen Vergnügungen, den Luxus, die Pflichten des Hoflebens, sind voll Interesse. Man ersieht daraus, daß die Hirdmänner, die angesehensten Hofleute, nicht gerade der Aristokratie oder adeligen Geschlechtern anzugehören brauchten, sondern in vielen Fällen bloß nach ihrem Verdienst hervorgezogen wurden. Das Leben eines Hofmannes scheint ihm ein Licht, das auf einen Hügel gestellt ist, nicht um verborgen zu werden, sondern um in reicher Zier und Tugend aufzulodern, es muß das Vorbild der Höflichkeit, des Anstandes, der Klugheit und Sittlichkeit seyn; vorzüglich da verständige Gesandte von andern Höfen es stets im Auge behalten, und sein gutes und schlimmes Benehmen durch die Welt ausbreiten. Bei Zusammenkünften von Königen sollen diese, nach der Ansicht des Verfassers, in aller Würde und Pracht auftreten, umgeben von den Großen ihres Reiches, ihren Erzbischöfen, Jarls, Bischöfen, Rittern und Vasallen. Aber diese sollen nicht vergessen, daß ihr übles Betragen einen Schatten auf den Glanz des Königs werfe, dem man es stets zur Last legen werde; denn die Welt werde sagen: wenn er nicht selbst Gefallen an so übler Aufführung hätte, würde er sie wohl unter seinem Gefolge aufgenommen haben? — woran auch im Vorbeigehen gesagt, die Welt nicht so Unrecht hätte. — Des alten Weisen Lehren für Höflinge möchten wohl manchen Sittenspiegel eines Staats- und Hofmannes der neuen Zeit beschämen. Hier einige derselben: „Ich will Dir einige der wichtigsten Lehren an den Hof mitgeben, wenn Du dort eine Stelle einnehmen wirst. Der Anfang aller Weisheit ist die Furcht des Allmächtigen, diese Furcht lasse nie aus Deinem Herzen schwinden. Gott mußt Du über Alles lieben, und nächst ihm alle Tugenden. Gewöhne Dich an Billigkeit, Gerechtigkeit und Mäßigung. Denke an Deine letzte Stunde, und meide alle Verläumdung. Erdenke, daß das Leben eines Menschen kurz ist, aber lang sein Andenken, und daß wir noch lange in der Erinnerung Derer fortleben, die nach uns kommen werden. Der große Hause gleicht unvernünftigen Thieren, die in die Grube stürzen, und Niemand fragt darnach, ob sie gut oder schlecht in der Welt gelebt haben; aber der Mensch hat eine höhere Natur, eine Natur, der die unvernünftigen Thiere zum Theil Genuß gewähren. Der Mensch ist geschaffen, die Zierde dieser und jener Welt zu seyn, wenn er strebt, sie zu erlangen, und es ist seine Pflicht, sein sterbliches Theil so anzuwenden, daß die Erinnerung an seine guten Thaten noch fortlebe, wenn er längst zu leben aufgehört. Dieß ist vorzüglich die Pflicht der Könige und anderer hochgestellter Männer u. s. w.“

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Chronik.

Neueste französische Memoirenliteratur.

(Fortsetzung.)

Folgende Nachricht von Paine wird man nicht ohne Interesse lesen: „Nach des Königs Rückkunft blieb ich nur noch einige Tage in Paris. Auf meiner Reise nach London waren meine Reisegefährten der berühmte Paine und Lord Daer, ein junger Schotte, der ganz von Freiheit und Republikanism besessen war, ein ehrlicher, kräftiger Enthusiast, der die Meinung hegte, er könne seinem Vaterlande keinen größern Dienst erweisen, als wenn er die Grundsätze der französischen Revolution dorthin verpflanze. Paine hatte ich früher schon fünf- oder sechsmal gesprochen, und ich fand seine Vorurtheile gegen England bei einem Amerikaner leicht verzeihlich; allein seine überspannten Begriffe, und sein ungemessener Eigendünkel flößten mir Widerwillen ein. Er war trunken von Eitelkeit; wollte man ihm glauben, so hatte er alles in Amerika allein gethan. Er war die vollkommenste Karrikatur des eitelsten Franzosen. Er bildete sich ein, sein Buch über die Rechte des Menschen mache jedes andere Werk entbehrlich, und sagte uns gerade heraus, wenn er die Macht hätte, alle Bücher der Welt zu vernichten, so thäte er es ohne Anstand, um so die Irrthümer, die sie enthielten, mit der Wurzel auszureuten, und dann würde er mit den Rechten des Menschen eine neue Folge von Ideen und Prinzipien aufstellen. Er wußte alle seine Schriften auswendig, aber sonst nichts. Er recitirte sogar Liebesbriefe im phantastischsten Styl, die er geschrieben hatte; es waren jugendliche Schwärmereien eines Mascarillo würdig. Dennoch war Paine ein Mann von Talent, voll Einbildungskraft und mit populärer Beredsamkeit begabt, der auch die Waffen der Ironie mit Geschick zu brauchen wußte. Meine Neugierde rücksichtlich dieses berühmten Schriftstellers war auf dieser Reise mehr als hinlänglich gestillt, und ich sah ihn nicht mehr.“

Einige interessante Mittheilungen über den Altmeister in der Diplomatie, Fürsten Talleyrand, findet man in Folgendem:

„Meine Bekanntschaft mit dem Bischof von Autun war in Paris keineswegs vertraut, sondern nur oberflächlich, und erst kurze Zeit nach seiner Ankunft in London kam er mir so weit entgegen, als Dieß, vermöge unserer beiderseitigen Verhältnisse, von seiner Seite geschehen mußte, wenn er den Wunsch hegte näher mit mir bekannt zu werden. Er hatte besondere Empfehlungsbriefe an Lord Lansdowne, und sein ausgezeichneter Ruf, der ihm den Weg zu den höchsten politischen Ehrenstellen öffnete, machte, daß seine Gesellschaft von Denen gesucht wurde, die noch nicht die strengen Vorurtheile

Digitized by Google

gegen Alles, was mit der französischen Revolution in Verbindung stand, eingesogen hatten.

„Herr Talleyrand stammt aus einer der ältesten souveränen Grafenfamilien Frankreichs. Er war der älteste von drei Brüdern, da er aber von Kindheit an lahm war, so hielt man ihn nicht für befähigt, eine Figur in der Welt zu spielen, und weihte ihn deßhalb der Kirche, ob er gleich nicht eine einzige der Eigenschaften besaß, die ihm eine solche Bestimmung auch nur erträglich machen konnten. Ich hörte ihn oft erzählen, daß die Verachtung seiner Eltern, die ihn als von der Natur vernachlässigt, und zu nichts tauglich ansahen, ihm von früher Jugend an ein trauriges, düsteres Wesen aufdrückte. Da er genöthigt wurde, sein Erstgeburtsrecht einem jüngern Bruder abzutreten, so hatte er mit seinen Eltern nie unter Einem Dache geschlafen. Im Seminarium zählte er nur wenige vertraute Freunde, und man hielt ihn wegen seines natürlichen mürrischen Wesens für sehr stolz. Obgleich zur Kirche verurtheilt, sog er doch nicht mehr priesterliche Gesinnungen und Meinungen ein, als Kardinal Rey und viele andere; er überschritt sogar die Gränzen der Nachsicht, die man seiner Jugend und edeln Geburt halber mit ihm hatte, und seine Moral war Alles, nur nicht geistlich, doch wußte er den Schein zu bewahren, und Niemand verstand besser als er zu rechter Zeit zu schweigen und zu reden.

„Ob er durch ein gewisses zurückhaltendes, nachdenkendes Wesen Eindruck machen wollte, kann ich nicht behaupten, aber er war immer von Anfang kalt, sprach wenig und hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Sein aufgedunsenes Gesicht hatte etwas Weibisches, mit dem seine männliche, volle Stimme in grellem Contrast stand; in Gesellschaft war er immer gemessen und zurückhaltend, und setzte sich keiner Vertraulichkeit aus. Die Engländer, die gegen Franzosen die abgeschmacktesten Vorurtheile hegen, waren erstaunt an ihm weder Lebhaftigkeit, Ungezwungenheit und Unbescheidenheit, noch selbst jene nationale Munterkeit zu finden. Förmlichkeit, kalte Höflichkeit und ein gewisses lauerndes Wesen umgaben seinen diplomatischen Charakter mit einem undurchdringlichen Schleier.

„Unter vertrauten Freunden war er dagegen ein ganz anderer Mensch. Besonders stark war er in gesellschaftlicher Unterhaltung, die er oft bis spät in die Nacht zu beleben wußte. Zutraulich, liebreich und alle Mittel zur Unterhaltung beachtend, brachte er eine Art von intellectuellem Epikuräismus in Gang, und wurde eben so unterhaltend, als er sich selbst unterhielt. Er sprach nie übereilt, sondern wählte seine Ausdrücke sehr sorgfältig, und sein Witz war von so feinen Spitzen, daß man, um ihn gehörig zu würdigen, ihn öfteres sprechen gehört haben mußte. Von ihm kommt das Bonmot, das Champfort an irgend einer Stelle anführt, wo Bulhière sagt: „Ich begreife nicht, warum man mich einen gottlosen Mann nennt, da ich doch in meinem ganzen Leben nur Eine gottlose That (Act) begangen habe." Talleyrand der früher keinen Theil an der Unterhaltung genommen hatte, rief sogleich mit seiner sonoren Stimme, und seiner ausdrucksvollen Weise: „Aber wann wird dieser Act enden?" Eines Abends wurde, während seines Aufenthalts in London beim Whist von einer sechszigjährigen Dame gesprochen, die eben einen Bedienten geheirathet hatte. Als mehrere der Anwesenden ihr Erstaunen über eine solche Wahl äußerten, sagte der Bischof trocken: „Wenn Sie Bête sind werden die Honneurs nicht gezählt." Diese Art Witz war ihm ganz eigen; er hatte ihn von Fontenelle, von dem er ein großer Verehrer war.

„Die Art wie Talleyrand Geschichtchen zu erzählen wußte, war besonders amüsirig, so wie er überhaupt ein Muster guter Unterhaltung war. Sorglos, schwelgerisch und zu Größe und Reichthum geboren, wußte er sich doch während seiner Verbannung an eine Lebensart voller Entbehrungen zu gewöhnen, und er theilte freigebig mit seinen Freunden das Letzte, was er aus dem Verkauf der Trümmer seiner herrlichen Bibliothek löste, die er zu sehr niedrigen Preisen losschlagen mußte, weil gerade damals der in London herrschende Parteigeist das Zuströmen vieler Käufer hinderte.

„Talleyrand war nicht ohne Ursache nach London gekommen. Er hatte eine lange Konferenz mit Lord Grenville, über die ich seinen schriftlichen Bericht gelesen habe. Der Gegenstand derselben war, die Vortheile auseinanderzusetzen, die England davon haben würde, wenn Frankreich einen konstitutionellen König hätte, und eine innige Verbindung zwischen beiden Höfen anzuknüpfen. Denn obgleich das britische Kabinet entschlossen schien, im Fall eines Kriegs die strengste Neutralität zu beobachten, so war es doch außerordentlich zurückhaltend gegen Frankreich, weil es weder mit der französischen Regierung sympathisirte, noch an die Dauer der französischen Konstitution glaubte. Diese Kälte machte dem Kabinet der Tuillerien viele Unruhe, und Talleyrands Auftrag war, beide, wenn er sie auch nicht vereinigen könnte, doch einander zu nähern, und es so wenigstens dahin zu bringen, daß Frankreich auf alle Fälle nichts von England zu fürchten hätte. Lord Grenville war trocken und lakonisch, und ungeachtet der England vorgehaltenen Vortheile, keineswegs geneigt auf Talleyrands Absichten einzugehen. Wie bekannt, stellte Lord Grenville später den Bischof von Autun als einen geschickten, aber gefährlichen Mann dar. Talleyrand hatte Herrn Pitt noch als jungen Mann in Frankreich kennen lernen, als dieser bei seinem Oheim, dem Erzbischof von Rheims, einen Besuch abstattete. Sie hatten mehrere Wochen in freundschaftlicher Vertraulichkeit gelebt; bei der einzigen Zusammenkunft aber, die sie in London hatten, glaubte Talleyrand, es sey an Pitt sich dieses Umstands zu erinnern, und da Dieß nicht geschah, so machte er keine Erwähnung davon. Pitt, der Talleyrands Auftrag durchaus entgegen war, hütete sich wohl des Oheims zu gedenken, damit er nicht zu Höflichkeiten gegen den Neffen genöthigt war.

„Als Talleyrand bei Hofe vorgestellt wurde, nahm der König nur wenig Notiz von ihm, und die Königin kehrte ihm den Rücken, eine Verachtung, die sie seinem unmoralischen Charakter schuldig zu seyn glaubte. Von dieser Zeit an wurde er, als ein gefährlicher Mann und der Agent einer Faktion, dem man zwar nicht geradezu die Thüre zeigen, doch auch nicht mit Anstand empfangen könne, von den höhern gesellschaftlichen Cirkeln ausgeschlossen."

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Das russische Journal für die Manufakturen enthält verschiedene Angaben über den Zustand der Fabriken im Gouvernement Wladimir. Es geht aus denselben hervor, daß in diesem Gouvernement, nach jenem von Moskau, die Manufakturindustrie den größten Aufschwung unter allen Provinzen des russischen Reiches genommen hat und täglich einer größern Entwicklung entgegen geht. Hiezu trägt unter mehreren andern günstigen Ursachen vorzüglich auch die vortheilhafte Lage des Gouvernements Wladimir bei, da es von den schiffbaren Flüssen Oka, Kljäsma und Wolga durchschnitten wird; ferner auch sein Reichthum an Bodenerzeugnissen und Materialien jeder Art, der niedere Arbeitslohn in Folge der großen Bevölkerung und der geringe Preis der Lebensmittel; endlich der thätige und unternehmende Geist der Einwohner. Peter der Große war es, der in diesem Gouvernement die ersten Eisengießereien, Glashütten und Webereien anlegte. Später wurde die Baumwollenfabrikation der Hauptzweig der Industrie der Einwohner. In der Stadt Schuja und den umliegenden Dörfern ist kaum ein einziges Haus, wo man nicht zum Weben bereitliegende Baumwolle fände. Im Jahre 1828 verbrauchte man fünfmal mehr Baumwolle als 1827. Eine eben so große Thätigkeit herrscht in der Leinwandfabrikation; Tuch wird noch wenig verfertigt. Die Gerbereien haben viel verloren, seit die Nachfrage des Auslandes nach russischem Leder aufgehört hat. Perlenmutter- und Krystall-Fabriken beschäftigen viele Hände. Eine Fayence-Manufaktur, die im Jahre 1828 errichtet worden ist, hält sich. Die Gießereien und Eisenhämmer sind im blühendsten Zustande, und seit kurzer Zeit ist auch eine Scheidewasser- und Vitriolöl-Fabrik errichtet worden. Man zählt im Gouvernement Wladimir 160 Baumwollen-Manufakturen, die jährlich gegen 170,000 Pud Baumwolle verarbeiten, was, das Pud zu dem niedrigsten Preise von 85 Rubeln genommen, eine Summe von 14,450,000 R., gibt. Aus England bezieht man jährlich für mehr als 12,000,000 R. gesponnene Baumwolle. Die Zahl der verfertigten Stücke baumwollener Zeuge wird auf 1,560,000 angeschlagen was, das Stück zu 20 Rubel gerechnet, 27,000,000 R. gibt. Diese Manufakturen beschäftigen 24,257 Individuen.

Zu Sumatra, sagt „der Spectator" hat ein Mann, der seine Frau mit einem Andern überrascht, das Recht, ihn lebendig zu verzehren! Von 1831 bis 1832 starben dort 1500 Männer an Indigestion: wahrscheinlich aus Ursache jenes Gebrauches.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 96. 5 April 1832.

Die Mohammedaner in Indien.

7. Putz und Kleidung.

Am dritten Tage nach dem Moharrem regt sich neues Leben im Sihnanah; mit Anbruch des Tages wird ein Bad genommen und dann eilt man zu der so lang entbehrten Toilette, da eine längere Enthaltsamkeit den Moslemin jetzt nicht mehe verdienstlich erscheint. Der „Missih" (ein Präparat aus Antimonium) wird von den verheiratheten Frauen auf Lippen, Zahnfleisch und Zähne aufgelegt, und sie wetteifern mit einander in der schwärzesten Färbung. Die Augenlieder werden ebenfalls mit einer schwarzen Farbe, „Kahrjil" genannt, deren Hauptbestandtheil Lampenruß ist, bemalt; die Augenbeauen genau untersucht, ob nicht etwa ein schlecht gewachsenes Haar die Symmeteie dieser Bogen verunstaltet, die zwar unter jedem Himmelsstrich füe eine Schönheit gehalten werden, auf deren Pflege Niemand aber mehe Sorgfalt verwendet, als eine Dame des Orients. Hände und Füße werden mit dem „Maynbhie" behandelt, der ihnen die glänzende rothe Farbe mittheilt, die für eben so schön als der Gesundheit zuträglich gehalten wird.

Die Nase wird wieder mit dem „Nutt" (Ring) gezieret, dee eine Auszeichnung der verheiratheten Frauen ist; dieser Ring ist von Golddrath und mit Perlen und Rubinen von großem Werth besetzt. Ich habe viele Frauen gekannt, die ihn so groß trugen als den Ring um das Handgelenke, nur von geringerem Gewicht, ja sogar von solchem Umfang, daß sie genöthigt waren, ihn während des Essens mit der linken Hand vom Mund entfernt zu halten. Dieser Nutt ist nach alter Gewohnheit eine der verheiratheten Frau unerläßliche Zierde, und so lästig er ihr auch seyn mag, so darf sie ihn, während des Moharrems ausgenommen, doch vom Tag iheer Vermählung an, bis zu ihrem Tode oder Wittwenstand nie ablegen, ohne einen Verstoß gegen die Sitte zu begehen, in deren strenge Beobachtung sie ihren Stolz setzen.

Die Ohren der Frauen werden an mehreren Stellen durchstochen und die goldenen oder silbernen Ringe, die sie in diesen Oeffnungen tragen, bilden zu beiden Seiten des Kopfes eine breite Einfassung von edeln Metallen. Schmückt sich die Dame, um Besuch abzustatten oder zu empfangen, so müssen diese Ringe Perlen und Smaragden Platz machen, die an Schnüren gereiht und geschmackvoll geordnet, vom obern Theil des Ohres bis auf die Schultern herabhängen. Meine Aya, ein ganz gemeines altes Weib, trägt nicht weniger als zehn silberne Ringe in dem einen, und neun in dem andern Ohr (sie nehmen gewöhnlich eine ungerade Zahl), und von jedem dieser Ringe hängen noch Zierrathen herab, so daß ihre Ohren im eigentlichen Sinne des Worts mit Silber eingefaßt sind. Hiezu kommen noch schwere goldene und silberne Ketten, Ringe für Arm- und Handgelenke, die „Joschun" oder Armbänder, oft mit Edelsteinen besetzt und viele Ringe für die Finger, Daumen und Zehen, die sämmtlich zum täglichen Putz einer Frau gehören.

Wenn das Haae umständlich gewaschen, getrocknet und mit dem wohlriechenden indischen Jasmin-Oel gesalbt worden ist, so wird es sorgfältig von der Stirn nach hinten gekämmt und in einen Zopf geflochten, der meist bis auf die Lenden hinabreicht; die Spitzen der Haaee werden nun mit Streifen von rother Seide und Silberbändern durchflochten, aus denen man dann eine ziemlich große Rosette bildet. Das Haar ist bei Allen pechschwarz, von starkem Wuchs, lang und dick, und bleibt nun so geflochten eine Woche lang, ungefähr die gewöhnliche Zwischenzeit von einem ihrer sehe umständlichen Bäder zum andern, unberührt, da sie keinen Begriff von der Annehmlichkeit haben, die die Frauen anderee Völker darin finden, ihr Haar täglich zu bürsten und zu kämmen. Bürsten für den Kopf und die Zähne sind in den Familien der Eingebornen bis jetzt noch nicht üblich, und dürften es auch nie werden, so lange man Schweinsborsten zu diesem Zwecke verwendet.

Man muß aber deßhalb nicht glauben, daß sie ihre Zähne veenachlässigen; voe und nach jeder Mahlzeit spülen sie sich den Mund aus, und statt unsrer Zahnbürsten verfertigen sie sich jeden Tag eine neue aus dem zarten Zweig eines Baumes oder Strauchs, von dem sie die Rinde abziehen, ihn an dem einen Ende zerquetschen und so die Fasern des Holzes geschmeidig machen. Durch dieses Mittel erhalten sich die Männer ihre schönen Zähne, deren Schmelz die Bewunderung der Feemden erregt, und der, obgleich von den Europäern beneidet, doch, wie ich glaube, nie duech Kunst ersetz werden kann.

Die „Pjahmahs" der Frauen werden aus eelchem Atlas oder Goldtuch, Gulbudden oder Muschern (gestreiften Seidenzeugen zum Waschen, die in Benares verfertigt werden), feinem Tschints (ein indischer Baumwollenzeug); jedoch haben englische Manufakturwaaren den Vorzug, aus seidenen oder baumwollenen Ginghans, kuez aus allen nur möglichen Stoffen, von festem Gewebe, bis zum weißen Kaliko des Landes herab, je nach den Mitteln derer die sie

Digitized by Google

tragen, verfertigt. Die eleganten Frauen tragen dieses Kleidungsstück bis unter das Knie sehr weit, von wo es dann bis auf die Füße herab reicht, die zum Theil davon bedeckt werden, der Saum und die Näthe sind mit Silberband besetzt und der obere Theil ist mit einer sehr breiten Silberborte eingefaßt. Durch die Mitte läuft ein Darbund (eine seidene Netzschnur), mit welcher es um die Hüften gebunden wird, an deren Enden sich reiche, eigens zu diesem Zwecke verfertigte goldene und silberne Quasten befinden, die bis auf die Knie herabhängen; bei festlicher Kleidung dieser Art sind die Quasten mit Perlen und Juwelen geziert.

(Schluß folgt.)

Biheh und Cunhinga.

(Fortsetzung.)

Ungeachtet meines kurzen Aufenthalts in der Banza von Nano hatte ich doch Gelegenheit genug, mich von den schlechten Eigenschaften ihrer Bewohner zu überzeugen. Der Soba kam fast nicht aus meinem Zelt, und benützte jeden Augenblick, wo er mich unbeschäftigt sah, um zu trinken zu verlangen. Ich wollte ihm meine Abreise nicht anzeigen, um des lästigen Abschieds überhoben zu seyn; wir brachen daher unser Lager am frühen Morgen ab, und bevor man noch die Thüren der Häuser öffnete, waren wir schon weit davon entfernt.

Das Land zwischen Nano und Quiaca ist sehr gebirgig, voller Wälder und gut bewässert. Der Banza Quiaca gegenüber, die 67 Toisen unterhalb Nano liegt, sieht man ungeheure, isolirte Granitblöcke, die zusammen ziemlich beträchtliche Massen bilden. Die Neger von Quiaca übertreffen die von Nano noch an Bosheit, überdieß sind sie lügnerisch und unverschämt, machen aber in gewisser Hinsicht diese schlechte Eigenschaft durch die Achtung gut, die sie gegen die Todten hegen. Viele Familien haben eigene Kirchhöfe. Eine Wittwe bleibt drei Monate lang mit einigen Lappen blauen Zeugs bedeckt; sie läßt sich während dieser Zeit wenig sehen, und wohnt keinem Feste bei. Sie muß des Tages dreimal zu bestimmten Stunden ausgehen, um jedem Fremden wissen zu lassen, daß sie ihren Gatten verloren hat, und bald von seiner Verzauberung befreit seyn wird. Nur erst nach Verlauf dieser Zeit, darf sie sich einem andern Mann hingeben.

Von Quiaca ging ich nach dem nicht weit entfernten Quibandu. Obgleich, was die Verwaltung ihrer Staaten betrifft, unabhängig, müssen die Sobas dieser kleinen Gebiete doch ihre Contingente stellen, wenn der Soba von Biheh es verlangt.

Ich kam sehr frühe bei dem Soba von Quibandu an, der mich mit Ungeduld erwartete, weil er hoffte, daß meine Gegenwart ihn von dem Besuche des Heeres von Bailundo befreien werde, das auf dem Wege nach seiner Heimath bei der Banza vorbeikommen sollte. Man benachrichtigte mich sogleich von der Annäherung des feindlichen Heeres, und ich schickte dem General, der es befehligte, einen Dolmetscher und zehn Mann entgegen, um ihn um seinen Schutz zu bitten. Sobald dieser Chef mein Geschenk erhalten hatte, verkündete er meinem Dolmetscher, daß er entschlossen sey mich zu besuchen, und gab sehr bestimmte Befehle, mich und meine Angehörigen gut zu behandeln. Er schickte mir 20 seiner Soldaten um meinen Zug zu begleiten und zu beschützen, nebst 20 andern die mir allenthalben folgen, und mich in Allem, was ich anordnen würde, unterstützen sollten. Diese Vorsicht war um so nöthiger, da nur diese Wache die Nachzügler vom Plündern abhalten konnte. Das Armeekorps ging nach Quibera, wo es aber nur so lange verweilte, als nöthig war, um frische Lebensmittel zu fassen, die jede befreundete Stadt liefern muß.

Die Neger von Quibandu schienen mir im Ganzen viel größer zu seyn, als alle, welche ich bis jetzt gesehen hatte; wie die zu Nano waren sie in Felle gekleidet, ihre Haare waren helmförmig geschnitten, und mit der Flinte auf der Schulter müssen sie ihren Feinden Furcht einflößen.

Ich hatte die Bemerkung gemacht, daß die Männer, jemehr ich mich der Hauptstadt von Biheh näherte, größer waren, und bald gewahrte ich auch, daß sie wilder wurden, worüber man sich jedoch nicht wundern wird, wenn man weiß, daß sie ihr Leben in den Wäldern auf der Jagd nach wilden Thieren, oder in den Kriegen der Stämme unter einander zubringen. Dieser Lebensart danken sie auch das kriegerische Ansehen, das sie vor andern Völkern auszeichnet. Die Frauen leben in ewigem Hader unter einander, und oft kommt es von Worten zu Thätlichkeiten; sie haben in Blicken, Haltung und Gebärden ganz den Stolz der Männer, denen sie an Bosheit gewiß nicht nachstehen. Ich war sehr erstaunt, unter dem Getreide, das diese Neger bauen, auch Weizen zu finden, von dem sie indeß keinen bessern Gebrauch zu machen wissen, als die von Pungo Adongo; um ihn zu mahlen, bedienen sie sich eines Mörsers. Die Arbeit, die der Weizen erfordert, um ihn zur Nahrung tauglich zu machen, ist mühsamer als die, welche der Mais erfordert; man begnügt sich daher hier mit dem letztern, obgleich man gesteht, daß das Mehl des erstern wohlschmeckender sey. Der Ertrag des geringen Weizenanbau's in Biheh beweist, welch eine bedeutende Menge man gewinnen könnte, wenn man große Felder damit besäen würde. Ich habe mehrere Aehren untersucht, die 80 bis 90 Körner trugen; 70 kann man als Durchschnittszahl annehmen. Auf einer Höhe von mehr als 700 Toisen über dem Spiegel des Oceans, habe ich in diesen Gegenden zum erstenmale Weizen gesehen.

Die Banza von Quipeio, die ich hierauf besuchte, liegt 656 Toisen über der Meeresfläche; die Luft ist hier frisch, und die Hitze stets gemäßigt. Im Monat September zeigt das Thermometer gewöhnlich 17° um 8 Uhr Morgens; 19° zu Mittag; 20° um 2 Uhr Nachmittags und 16° um 8 Uhr Abends. Während der Nacht ist es empfindlich kalt, und es fällt ein so starker Thau, daß man am Morgen glauben könnte, es habe geregnet. Ich hielt mich bei diesem Soba nicht lange auf; drei Tage hindurch führte mein Weg durch dichte Waldungen, in denen wir eine große Menge Zebras und Elephantenspuren sahen. Wir schritten ruhig vorwärts, und die Träger waren ihrer Müdigkeit ungeachtet sehr munter. Als wir tiefer in den Wald gedrungen waren, gewahrte ich, daß der Boden merklich aufwärts lief, was durch den starken Fall einiger Bäche beurkundet wurde; am dritten Tag der Reise betrug der Unterschied ungefähr 300 Toisen. Die Vegetation war viel üppiger als in den nächst der Küste liegenden Kantonen, und der mit

Digitized by Google

dichtem, grüneadem Rasen bedeckte Boden, schien mir weit fruchtbarer.

Als ich die Banza des Soba von Biheh erreichte, sah ich mit Vergnügen, daß bereits einige Häuser zu meiner Aufnahme in Stand gesetzt waren. Der Soba hatte meine Abgesandten sehr gut aufgenommen, ihnen Zutritt an seinem Hofe gestattet, und sie bei einem seiner Edeln einquartirt. Ich ließ ihm 1 Varil Tafia, 10 Stücke Zeug und einigen Schmuck für seine Frauen übergeben, worauf er sogleich einen seiner Edeln abschickte, um mir zu danken und seinen Besuch anzukündigen. Er kam bald selbst, von fast allen seinen Edeln und einer großen Volksmenge begleitet, und überbrachte mir Lebensmittel, unter anderm einige Perlhühner und einen jungen Stier. Hierauf gab er seinen Musikern ein Zeichen, die einige Stücke von ihrer Komposition ausführten, das Volk fing an zu tanzen, und als der Tanz geendet war, schied er sehr zufrieden von mir.

Meine Branntweinfässer verschafften mir Morgens und Abends den Besuch dieses Chefs; indeß kam er nie ohne mich vorher fragen zu lassen, ob ich ihn empfangen könne. Er wählte vorzugsweise die Stunde, wo ich zu speisen pflegte, setzte sich zu mir an den Tisch, aß nichts, trank aber sehr viel. Wenn er mit mir sprach, war er unerschöpflich in Fragen; vor Allem wünschte er die europäischen Gesetze kennen zu lernen, fand es unbegreiflich, daß mein Vaterland so stark bevölkert sey, daß aller fruchttragende Boden angebaut werden müsse, und erstaunte sehr, als er hörte, daß es weit weniger Grundeigenthümer als Arbeiter gebe; eine Ordnung der Dinge, die er sehr ungerecht und tadelnswerth fand. Er wollte durchaus nicht glauben, daß die Männer sich beschwerlichen Arbeiten unterzögen, mit denen die Frauen verschont blieben, und daß es nicht gestattet sey, mehr als eine Frau zu nehmen. „Warum, fragte er, verurtheilt man denn einen großen Theil der Bevölkerung zum Unglück?" Sehr erstaunt war er, zu hören, daß beide Geschlechter an Zahl fast gleich seyen. Als ich ihn von der Größe der europäischen Staaten unterrichtet hatte, überhäufte er mich mit Fragen. „Warum," sagte er, „sind denn eure Nationen so mächtig? Warum umgeben sich eure Könige mit so viel Pracht? Warum herrscht denn so viele Ordnung in euern Ländern? Warum habt ihr so viele Manufakturen? Wenn ihr nun bereits so viel besitzt, warum wollt ihr denn noch Länder in unserm Gebiet erwerben? u. s. w." Je mehr für ihn Neues ich ihm erzählte, desto höher stieg seine Neugier, und nie schienen ihm meine Erklärungen genügend. Dieser lebhafte Wunsch, unsere Sitten kennen zu lernen, bewies mir, daß ich keinen gewöhnlichen Menschen vor mir hatte, und ich fand Gelegenheit mich zu überzeugen, daß nicht allein seine Leidenschaft für den Branntwein, sondern auch der Wunsch, sich zu unterrichten, ihn zu mir führte, denn er versäumte keine Gelegenheit mit mir zu sprechen.

Die Banza von Biheh ist einer der großen Sklavenmärkte dieser Gegenden; der andere ist zu Cassange. Jeder, der Sklaven verkaufen will, muß sich zuerst an den Soba wenden, und um die Handelserlaubniß nachsuchen; dann begibt er sich auf den Markt, der sich außerhalb der Banza befindet, und aus ungefähr hundert, in verschiedenen Entfernungen von den Palisaden, mit denen die Stadt umgeben ist, zerstreut liegenden Häusern besteht. Diese Häuser sind von den Mulatten gebaut worden, die nach Biheh kommen, um den Handel für Rechnung der portugiesischen Kaufleute zu betreiben; jedes ist mit Niederlagen für die Waaren, Hütten für die Sklaven, einem Garten, in dem Küchengewächse gebaut werden, und einem Hof umgeben, in dem man die Geschäfte abschließt. Diese Häuser, sammt den zu jedem gehörigen Gebäuden und Gärten, werden „Pombo" genannt. Der gewöhnliche Preis für einen schönen Sklaven ist 80 Pannos, ungefähr 80 Franken. Der Panno ist ein Längenmaß und gleich 30 französischen Zollen, wechselt jedoch an den verschiedenen Orten. Der Preis für einen Sklaven ist zu Biheh auf 80 Pannos Baumwollenzeug festgesetzt, doch erfolgt die Zahlung nicht in dieser Waare allein; der Käufer macht eine Auswahl, die gewöhnlich aus einer Flinte für 10 Pannos, einer Flasche Pulver für 6, Tafia für 10 bis 15, je nachdem es dem Käufer beliebt, Bayette (eine Art Flanell) für 16, und endlich aus Baumwollenzeug, für das noch Uebrige, besteht. Der Verkäufer erhält außerdem von dem Käufer eine der Menge der gelieferten Sklaven entsprechende Quantität Nähnadeln und Faden zum Geschenk. Ein Freund des erstern, der sich beim Abschlusse des Handels als Unterhändler brauchen läßt, erhält für seine Mühe eine rothwollene Mütze. Zuweilen werden auch rohes Blei, Messer, kleine Glaswaaren, eine Weste oder ein Mantel von Bayette bei diesem Handeln an Zahlungsstatt angenommen, die man dann zu einer gewissen Anzahl von Pannos anschlägt, und von der bestimmten Menge Bayette oder Baumwollenzeug abzieht. Diese Zeuge sind weiß, blau oder buntfarbig gestreift oder gewürfelt, 36 Zoll breit, und kommen aus England, wo man sie eigens für diesen Handel nach Mustern mit großer Genauigkeit verfertigt; denn der Neger, der die Stücke einzeln und sehr sorgfältig untersucht, würde jedes, das auch nur um einen Strich anders wäre, zurückschlagen. Er trägt immer ein Maß bei sich, aus einem Stück Bindfaden bestehend, mit dem er das ihm vorgelegte Stück Zeug ausmißt; auch fordert er immer noch einige Pannos Kattun mit Blumen bedruckt, oder Schnupftücher, wovon ihm gewöhnlich vier zugestanden werden. Von den Leinwandgattungen gibt er dem Kattun den Vorzug, obschon dieser nicht so breit als die übrigen ist; die Bayettes sind immer einfarbig; blau, roth oder gelb.

(Fortsetzung folgt.)

Besitznahme von Neuseeland durch die Engländer.

Seitdem Neuseeland durch Cooks Berichte die Aufmerksamkeit der Europäer auf sich gezogen hatte, sind von England viele Versuche ausgegangen, dieses bedeutende Land (die beiden Inseln haben eine Oberfläche von viertausend geographischen Quadratmeilen) in den Kreis der europäischen Kultur zu ziehen, und besonders sich seiner für die Zwecke des englischen Handels zu bedienen. Der erste Plan dazu ging von Franklin aus, der im Jahre 1771 in London einen Vorschlag zu einer Gesellschaft drucken ließ, deren Zweck gewesen wäre, durch Handelsverbindungen Kultur in Neuseeland zu verbreiten. Der Plan wurde nicht ausgeführt, aber die Lage der Insel zog von selbst die englischen Handelsschiffe dorthin, seitdem die Kolonien in Neuholland und der Wallfischfang im Südmeere eine so große Ausdehnung genommen hatten. Aber die Gräuel, welche die Wallfischfänger und die Neuseeländer gegenseitig gegen einander ausübten, hinderten lange Zeit die Errichtung regelmäßiger englischer Niederlassungen, bis die Missionsgesellschaften anfingen, Stationen auf den beiden Inseln zu errichten, die bald einen großen moralischen Einfluß auf die Eingebornen

Digitized by Google

ausübten, und ihren Feindseligkeiten unter einander und gegen die englischen Schiffe großentheils ein Ende machten. Die bischöfliche Kirche errichtete nach und nach drei Stationen und fünf Schulen, und die Wesleyaner eben so viele; sie bauten Häuser auf europäische Art, verbreiteten englische Sprache und Gebräuche, und führten ein besseres System von Ackerbau und Gartenkunst ein, das schnellen Eingang bei den verschiedenen Häuptlingen der Insel fand. Das Gouvernement von Neusüdwales ertheilte im Jahre 1817 den Missionarien richterliche Gewalt über alle englischen Unterthanen, die auf der Insel landen sollten, damit sie die Einwohner gegen die vielfältigen Ungerechtigkeiten, welche die Wallfischfänger zu begehen pflegten, schützen könnten. Im Jahre 1820 bildete sich eine englische Gesellschaft, um die Insel zu kolonisiren, und schickte Schiffe mit Kolonisten, Waffen und Instrumenten, um die Kolonie an den Ufern des Schukehanga zu errichten; diese Unternehmung mißglückte, besonders durch die Feindseligkeiten der Eingebornen, die mit großer Unruhe diese Niederlassung der Engländer bemerkten, und die Kolonie wurde im Jahre 1827 wieder aufgegeben; aber mehrere Handelshäuser in Jackson fanden dennoch Mittel, Komptoirs auf den beiden Inseln zu errichten und zu erhalten, und der immer zunehmende Einfluß der Missionen hatte nach den neuesten Nachrichten einen allgemeinen Frieden über die Insel verbreitet. Während dieser Zeit hatte die englische Regierung mit der bewundernswürdigen Umsicht und Beständigkeit, welche ihr Kolonialsystem auszeichnet, wiederholte Untersuchungen veranstaltet, deren Zweck war, den Werth der Hauptprodukte von Neuseeland für die englische Marine zu prüfen, namentlich das Schiffbauholz und den Hanf, den sie hervorbringt. Schon Cook hatte die Aufmerksamkeit seines Gouvernements auf die verschiedenen Cederarten gelenkt, welche in Neuseeland bis auf hundert und zwanzig Fuß ganz gerade, ohne Aeste und Biegung, emporschießen, und die seiner Ansicht nach Maste geben müßten, wie sie kein anderes Land liefern könnte; er hielt sie jedoch für zu schwer in ihrem natürlichen Zustande. Allein spätere Untersuchungen zeigten, daß die besten Arten neuseeländischer Cedern nicht schwerer und zum Theile etwas leichter sind, als russische Fichten, die bis jetzt als die besten Mastbäume angesehen wurden. Im Jahre 1820 schickte daher die englische Regierung ein Schiff unter Kapitän Cruise an die Küste von Neuseeland, um eine Ladung von Masten einzunehmen, und man stellte damit in Portsmouth Versuche an, die bewiesen, daß diese Masten den russischen an Biegsamkeit und Zähigkeit bei Weitem überlegen sind. Das Holz dieser Bäume ist von einem feinen Korne und die Dimensionen so, daß die Masten der größten Dreidecker daraus verfertigt werden können. Mehrere Linienschiffe wurden damit versehen, und die Berichte der Kapitäne lauteten aufs vortheilhafteste, obgleich diese Masten nicht von der besten Holzgattung, die Neuseeland hervorbringt, verfertigt waren, indem diese Art zu tief im Innern der Insel wächste, als daß man ohne ein festes Etablissement die Stämme an's Ufer bringen konnte. Dieselben Untersuchungen wurden mit dem neuseeländischen Hanf vorgenommen. Er wird aus den Fibern der Blätter des Phormium tenax gewonnen, hat ein seidenartiges Ansehen und wird mit großer Leichtigkeit bereitet und gesponnen; die Taue und Stricke, welche daraus in den Werften verfertigt wurden, fanden sich doppelt so stark als die besten Taue aus russischem Hanf, während ihr Preis nur den siebenten Theil der russischen betrug. Die englische Admiralität hat von dieser Zeit an unablässig auf Mittel gedrungen, sich diese ihr so wichtigen Materialien zum Schiffbaue regelmäßig und in Menge zu verschaffen, indem sie dadurch nicht nur zu jeder Zeit bedeutende Ersparungen machen wird, sondern besonders im Falle eines Kriegs im baltischen Meere ganz von der Zufuhr von Rußland unabhängig wäre. Zu diesem Interesse kam noch ein neues durch den großen Umfang, den die Wallfisch- und Spermacetti-Fischerei im Südmeere gewann, und von dem zum großen Theil der Wohlstand der englischen Kolonien in Neuholland, Vandiemensland und dem Kap abhängt, und die ohne neuseeländische Matrosen kaum betrieben werden kann, da die geringe Bevölkerung dieser Kolonien keine hinlängliche Zahl von Matrosen liefert, und jedenfalls die Neuseeländer kühnere, abgehärtetere und wohlfeilere Schiffsleute sind, als alle andern. Diese vereinigten Interessen haben am Ende die englische Regierung vermocht, die militärische Besitznahme von Neuseeland zu unternehmen, und im September letzten Jahres wurde eine Expedition von Sidney aus abgeschickt, um Truppen auf den Inseln zu landen. Man hat bis jetzt noch keine Nachrichten von dem Erfolge; allein er kann keinem Zweifel unterworfen seyn; die Feindseligkeit der Stämme unter sich, der Einfluß der Missionen und die Ueberlegenheit der englischen Waffen werden die Unterwerfung der Eingebornen wohl ohne Widerstand bewirken. Die Neuseeländer sind ein der Civilisation weit zugänglicheres Volk als ihre frühern menschenfresserischen Sitten erwarten ließen. Von dem ersten Augenblicke ihrer Berührungen mit Europäern waren sie von der Ueberlegenheit dieser neuen Civilisation in einem unbegreiflichen Grade ergriffen, und ihre Häuptlinge suchten auf alle Art Gelegenheit, nach Neuholland oder nach England zu kommen, um die Wunder, von denen sie gehört hatten, selbst zu sehen, und sich mit Waffen und Ackerbaumstrumenten, als Eisen, woran sie gänzlichen Mangel litten, zu versehen. Als einer ihrer Häuptlinge, Duaterra, nach Port Jackson gekommen war, und das erste Mal einen Seiler Stricke drehen sah, brach er in lautes Weinen aus und rief in der Bitterkeit seiner Seele: „O Neuseeland, du bist ein schlechtes Land!“ Die angesehensten Häuptlinge suchen jedes denkbare Mittel, ihre Kinder nach Neuholland zu schicken, um sie dort erziehen zu lassen, und obgleich ein großer Theil derselben das Klima nicht ertragen konnte und starb, so wurden den Missionären doch immer wieder neue Kinder angeboten, sie nach Paramata oder nach Port Jackson zu nehmen, trotz aller Vorstellungen, die die Europäer den Eltern machten, daß die Gefahr für die Kinder zu groß sey, so daß ein wohlwollender und intelligenter Missionär, Marsden, darüber bemerkt: „Sollte auch die Hälfte der Bewohner von Neuseeland bei dem Versuch, sich Civilisation anzueignen, umkommen, so würden nach meiner Ueberzeugung sich die übrigen nicht abhalten lassen, ähnliche Anstrengungen zu machen.“ Möchte ihnen die neue englische Niederlassung sicherere, regelmäßigere und zweckmäßigere Mittel dazu bieten!

Ankündigung einer Ausgabe des Mahabharat.

R. H. Wilson kündigt in einem Briefe an die Universität Oxford an, daß er den Druck einer vollständigen Ausgabe des Texts des Mahabharat angefangen habe; das Werk wird in fünf starken Quartbänden erscheinen; die Kosten werden von der indischen Regierung bestritten; es erscheint in der Druckerei des Kommittee für öffentliche Erziehung; der Preis ist noch nicht bestimmt: aber alle Werke, die von dem Kommittee herausgegeben worden sind, sind unbegreiflich wohlfeil, da sie für die Sanskritschulen in Indien bestimmt sind, deren Schüler keine hohen Preise bezahlen können.

Vermischte Nachrichten.

Die Preise der Jagdhunde in England sind vielleicht nicht überall bekannt. Vor dreißig Jahren verkaufte Sir Richard Puleston die seinigen an den Herzog von Bedfort um 700 Guineen; und fünfzehn Jahre später wurden die Hunde eines Hrn. Entitts an Lord Middleton für 1200 P. verkauft. Eine gute Koppel Hunde wird heut zu Tage mit 1000 Guineen bezahlt. Hr. Osbaldestone, unsern Lesern schon durch seine Rennwette bekannt, hat an Lord Middleton zehn Koppeln Jagdhunde um denselben Preis verkauft. Hr. Osbaldestone hat übrigens in seinem Hundezwinger Hunde, die er nicht um 200 Guineen das Stück geben würde. Hieraus wird es erklärlich seyn, wie sehr, selbst in öffentlichen englischen Blättern geklagt wird, wenn ein solcher kostbarer Hund auf der Jagd überritten wird oder Schaden nimmt.

Als unlängst Louis Camus, wegen Brandstiftung in einem Dorfe bei Calais, wodurch neunundzwanzig Gebäude in Flammen aufgingen, zu St. Pol zur Hinrichtung geführt wurde, drängte sich ein Weib aus der Volksmenge zu ihm heran und bat ihn, ihr einige Lotteriennummern zu sagen. Der Verurtheilte lächelte, gab ihr aber keine Antwort. Die Hinrichtung selbst gab abermals einen Beweis, wie wenig durch dergleichen blutige Schauspiele abschreckend auf das Volk gewirkt wird. Kaum war der Kopf des Verbrechers gefallen, und noch stand das Blutgerüste auf dem Markte, als ein Maskenzug erschien und hier seine Tänze und Possen begann.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 97. 6 April 1832.

Bekenntnisse eines Saintsimonisten.

Drittes Kapitel.

Der Saal Taibout. — Ich werde Prediger.

Viele meiner Bekannten lächelten über meine Illusionen und bemitleideten mich, allein mit Unrecht. Denn war ich nicht fest überzeugt, am größten und schönsten Werk der Welt zu arbeiten? Meine Tage verstrichen voll Thätigkeit und Leben. In dieser Atmosphäre der gläubigen Hingebung war meine Seele unaufhörlich von einer Wärme berauscht, die mild wie das „Vergelt' es Gott" des Armen war. Ich liebte Alle, die mich umgaben, und eben so liebten sie mich. Möchte mir Gott jedes Jahr, das ich noch zu leben habe, eine ähnliche Illusion schenken! Bin ich nicht immer noch bereit, mein Leben, selbst um den Preis geringeren Glückes, jedem hinzugeben, der mich überzeugt, daß er es nützlich anzuwenden weiß?

Jeden Sonntag Mittags füllte, in dem Saale der Straße Taibout, unter einer gläsernen Kuppel, eine zahlreiche Menschenmenge drei Stockwerke von Logen, und bedeckte die rothen Bänke eines Amphitheaters. Drei Reihen junger Leute in blauen Kleidern, unter die sich einige Frauen in weißen Gewändern mit veilchenblauen Schärpen mischten, saßen auf einer Estrade, dem Angesichte des Publikums gegenüber. Diese drei Reihen erhoben sich zuweilen insgesammt; Dieß war der Augenblick, wo die zwei obersten Väter, den Prediger in ihrer Mitte, eintraten. Der Prediger war zuweilen ich; denn nachdem ich das Bureau der Redaktion des Globe verlassen hatte, war ich in den Schulen von Paris und Versailles von Grad zu Grad emporgestiegen. Ich blieb gewöhnlich fünf Minuten hinter der Tribüne, zwischen Bazard und Enfantin sitzen. Während dieser Zeit beendigte die Versammlung schnell noch ihre Gespräche, kam ins Gleichgewicht, setzte sich und schwieg endlich. Ich meinerseits ließ meine Augen auf allen Gesichtern hinstreifen; da sah ich denn höhnisches Lächeln, ob dem ein Verbrecher vor dem Geschwornengerichte hätte ergrimmen können; ich bemerkte alte Freunde, die mich erkannten und mit bestürztem Gesicht betrachteten; junge Damen, die ich sonst auf den Bällen mit zärtlichen Thorheiten hatte unterhalten können, oder Leute, die unsern Sitzungen beizuwohnen pflegten, und denen ich noch am Morgen, mitten unter den Qualen der Erwartung begegnet war, und mein verzweiflungsvoller Blick zu sagen schien: Wohl seyd ihr glücklich, die ihr sorglos eures Wegs wandeln könnt, in einigen Stunden werdet ihr wieder kommen, und mich ruhig anhören, und ich bin voll banger Besorgniß, voll Schmerz, um Euch einige Stunden vielleicht unfruchtbarer Rührung zu bereiten.

Man gab mir ein Zeichen, ich näherte mich der Tribüne wankend, die Kniee eingebrochen, die Augen halb erloschen, den Leib von Blut entleert, das nach dem Herzen zurückströmte und kochte. Zuerst arbeiteten sich nur einige unbestimmte und weinerliche Worte aus der beklemmten Brust hervor; meine Lippen waren schwer wie Blei. Bald konnte ich mich reden hören, und wurde allmählich wieder meiner Herr; ich fühlte mich auf einem Strom von Gedanken dahingetragen und schöpfte Muth. Ich folgte meinen Erinnerungen, indem ich mit Ruhe und Vertrauen von einer zur andern überging, und gab mich kühn ganz ihrer Eingebung hin. Wenn ich das Mitleid für das menschliche Elend anflehte, so fühlte ich wirklich die Kälte, den Hunger. Wenn ich den Schmerz des einsamen, von Freunden aufgegebenen Menschen schilderte, so sah ich mich versetzt in die alte Einsamkeit meiner Studirstube, oder vor mir die höhnischen Gesichter, die verächtlich meine Bitten zurückstießen. Ich war glücklich, denn ich lebte mit Leib und Seele mehr, als je in einem Augenblicke meines Lebens lebendig war; mein ganzes Wesen dehnte sich aus und schwamm in eigener Fülle; alle Eindrücke der Zärtlichkeit, des Schmerzes, der Reue oder der Hoffnung stürzten sich mit mir fort in glühendheißen Ergüssen; ich schweifte unter einem zauberhaften Himmel hin, von meiner wärmsten Begeisterung wie auf mächtigen Flügeln getragen. Manchmal, ich muß es gestehen, wurde ich über die von mir vorgezeichneten Schranken hinausgerissen, und mein Gedächtniß verwirrte sich; die Gedankenreihe, die ich still bei mir mit Kunst angelegt hatte, entschwand mir, die Uebergänge meiner Rede fielen wie zerbrochene Ringe auseinander. Ich fühlte, daß ich stecken bleiben würde; mir war, als wiche der Boden unter meinen Füßen, und ich müsse in die Erde sinken, alle Gestalten vor mir richteten sich auf, wurden größer, deutlicher, lichter und drohender, wie die schrecklichen Erscheinungen einer Phantasmagorie. Dergleichen furchtbare Gefühle kann nur der Schwimmer haben, der seine Kräfte erschöpft fühlt, und vergebens mit dem Fuße festen Grund sucht, während er die Woge, die ihn verschlingen wird, schon aufsteigen sieht — oder der unglückliche Luftschiffer, dem der Wind die Stricke seines Schiffes zerrissen hat, und der nun unter sich die Felsen, die Wälder, die

Digitized by Google

spitzenbewaffneten Thürme der Städte heranwachsen sieht. Indeß kam es mit mir doch nie so weit, daß ich ganz hätte verstummen müssen. Ich allein war mir meiner Bestürzung bewußt. Mein Mund redete, meine Arme fochten in der Luft, die Muskeln meines Gesichtes zuckten, während mein Geist rückwärts lief, um in diesem Labyrinthe von Ideen den verlornen Faden wieder zu finden, oder vorwärts, um die Spur eines neuen Gedanken zu finden, einen neuen Weg zu erspähen, und so geängstigt, verzweifelt, mit Ungestüm umherirrte. Zugleich belauerte ich das Publikum, um zu sehen, ob es vielleicht meine Unruhe merkte, während meine Ohren das geringste Gemurmel, das leiseste Geflüster vernahmen. Diese entsetzliche Qual endigte nur dann, wo alle diese verschiedenen Wesen, die getrennten Theile meines Wesens, sich wieder zusammenfanden, mit einemmale vereinigt und beruhigt wurden; wo mich dann eine stürmische Begeisterung fortriß in glühender Umarmung; dann erhob sich meine Stimme zu einem gewaltigen Donner, und nur ein Geräusch unter der Versammlung brachte mich zuweilen wieder zu mir selbst und erlaubte mir einen Augenblick Ruhe und Sammlung.

Ich erinnere mich dieser Predigten, wie man sich vielleicht einer Schlacht, eines Wettlaufes erinnert. An diese Erinnerungen schließen sich die Stunde im Prado und Athenäum an, wo ich, ohne die Fassung zu verlieren, unvorbereitet, mitten unter Angriffen, Gemurmel, Geschrei, Zischen oder Beifall einer stürmisch bewegten Zuhörerschaft, Wahrheiten hervorzuheben suchte, die ich liebte und noch liebe, da ich nichts erlernt habe, als was in meine Ueberzeugung überging, ganz so wie ich in meiner Kindheit die tugendhaften Lehren meines Vaters und meiner Mutter aufnahm.

Biheh und Cunhinga.

(Fortsetzung.)

Der Sklavenhandel mit beiden Geschlechtern geht folgendermaßen vor sich: Der Verkäufer bietet immer nur einen auf einmal aus, Mütter mit noch kleinen Kindern ausgenommen. Er kommt mit seinem Freund oder Unterhändler auf den Pompo; der eine oder der andere bietet einen Sklaven aus, ohne ihn eben anzupreisen, wenn es nicht etwa eine Jungfrau ist. In dem Falle macht er diesen Vorzug bei dem Mulatten gelten, um einen höhern Preis zu fordern. Dieser Letztere fängt damit an, daß er den beiden Negern ein großes Glas seines besten Tafia's einschenkt, das bei Eröffnung des Handels, der zuweilen einen halben Tag lang dauert, nie fehlen darf. Ist man endlich über den Preis und die Auswahl der für die Sklaven abzuliefernden Waaren einig geworden, so schließt der Mulatte den Handel damit ab, daß er dem Verkäufer eine Bouteille Tafia gibt, der noch von der besten Sorte ist, und die sogleich ausgeleert wird. Der Mulatte benützt nun die Trunkenheit der beiden Neger, um unter die Waaren, die er abliefert, Stücke von geringerer Qualität einzuschieben, und mischt den Tafia, der dem Abschluß gemäß von bester Sorte seyn soll, zur Hälfte mit Wasser. Während der Handel noch im Gange ist, hat der Mulatte das Recht, den ihm angebotenen Sklaven auf das genaueste zu untersuchen, allein nur erst wenn die bedungenen Waaren abgeliefert sind, tritt der Sklave von dem Verkäufer zum Käufer über, der jedoch nicht das Recht hat den Strick zu lösen, der seine Hände fesselt, denn thäte er Dieß, so würde der Sklave von Neuem Eigenthum des Verkäufers. Nur dieser letztere darf die Bande abnehmen, und nun erst kommt der Sklave in die Hütte des Mulatten.

Die Zahl der Sklaven, die jährlich auf den Markt von Biheh gebracht werden, beläuft sich auf ungefähr 6000, worunter eine Frau auf zwei Männer. Man rechnet wenigstens 50 Mulatten, die sich gewöhnlich als Käufer einfinden und ihre Sklaven in mehr oder weniger zahlreichen Haufen, unter Bedeckung von Pombeiros und einigen Negern, die unterwegs geworben werden, nach Angola oder Benguela transportiren. Es geschieht zuweilen, daß diese Unglücklichen sich gegen ihre Führer empören und wieder in Freiheit setzen.

Ungeachtet die Häuser der Mulatten ziemlich weit von einander entfernt liegen, so besucht der Soba diese Kaufleute doch fast täglich, um sich, da er von jedem Sklaven eine Abgabe erhält, zu überzeugen, daß man ihn nicht betrügt. Auch seine Edeln wachen sorgfältig über die richtige Bezahlung dieses Zolls, weil ein bedeutender Theil desselben ihnen gehört. Jeder der auf dem Versuch ertappt wird, diese Abgabe zu umgehen, muß auf der Stelle den Werth von zehn Sklaven als Strafe erlegen. Die Kaufleute sind sehr einig unter sich, suchen sich nie bei ihren Einkäufen zu überbieten, unterstützen sich gegenseitig, und entsteht ein Streit mit den Bewohnern von Biheh, so halten sie zusammen, um sich Achtung zu verschaffen. Einer von ihnen, der den Titel eines Kapitains des Marktes führt, schlichtet gewöhnlich die Zwistigkeiten, die etwa zwischen dem Soba und den Kaufleuten vorfallen.

Die Art wie die Bihens ihre Kriege führen, richtet sich nach der Beschaffenheit der Gegend. Da auf den gekrümmten Fußpfaden nur Einer hinter dem Andern gehen kann, so werden die Gefechte meist immer Mann gegen Mann geliefert. Die Dichtheit der Wälder und des Pflanzenwuchses macht es leicht, sich sicher zu verbergen und es geschieht oft, daß beide Parteien zugleich sich in einen und denselben Hinterhalt legen. Ihre Angriffe geschehen gewöhnlich wie bei den übrigen Negern, durch Ueberfall und unter dem Schutz der Nacht; sie schleichen sich während des Tages an eine Banza heran, wobei sie sich sorgfältig in Acht nehmen, daß man sie nicht bemerkt, und wenn es dunkel wird, erklettern sie die Ringmauern, überfallen den unvorbereiteten Feind, und schleppen Weiber, Kinder und Vieh fort. Merken sie beim Anlauf auf die Ringmauer, daß die Einwohner auf ihrer Hut sind, so bereiten sie sich zu einer regelmäßigen Belagerung, umzingeln die Banza und laufen Sturm. Diese Neger schlagen sich mit vielem Muth, und weichen nur dann vom Schlachtfelde, wenn Alles verloren ist. Gestattet es der Boden, so wählen sie um eine Schlacht zu liefern, eine Ebene, bilden geschlossene Vierecke und schießen auf den Feind, dessen Feuer sie mit der unerschütterlichsten Kaltblütigkeit aushalten. Sie behandeln ihre Flinten mit bewundernswerther Geschicklichkeit und schießen schneller als die Europäer. Ihre Bewegungen führen sie mit so vieler Leichtigkeit aus, daß ich nicht umhin konnte zu glauben, sie müßten von Europäern oder Ueberläufern aus den portugiesischen Besitzungen unterwiesen worden seyn, eine Vermuthung, die ich später erhaltenen Nachrichten zu Folge bestätiget fand.

Digitized by Google

Die Bihens bringen gewöhnlich mehr als sechs Monate des Jahres im Kriege zu, und zu Hause sind sie stets mit der Jagd beschäftigt. Um Mittag lagern die Befreundeten sich im Schatten um zu trinken, erzählen sich Geschichten, oder die merkwürdigsten Thaten aus ihrem Kriegsleben, und auch die Weiber nehmen Theil an diesen reichlichen Libationen. Die Bihens sind sehr abergläubisch; der Gott Hendeh (Amor) ist der Gegenstand ihrer besondern Verehrung. Sein Tempel steht stets neben dem des Gottes der Jagd, doch ist er größer; ein Knabe und ein junges Mädchen versehen den Dienst desselben. Jeder Mann, der sich verheirathen will, fragt den Hendeh um Rath; ein Mädchen, das sich einen Mann wünscht, bringt ihm Geschenke, und bittet ihn sie fruchtbar zu machen. Bewilligt der Gott die Bitte, so verkündet er es durch den Mund seines Priesters; ist aber der Bittende ein Mann, durch den Mund der Priesterin. Nimmt ein Mädchen ihre Zuflucht zu diesem Gott, so geht sie allein in den Tempel, und legt sich in das Bett der Fruchtbarkeit, wo der Priester an ihrem ganzen Leibe die üblichen Reibungen mit ihr vornimmt. Nach einigen Stunden begibt sie sich wieder zu ihrem Geliebten, der sie an der Thür des Tempels erwartet, und mit der größten Freude empfängt. Ist diese die erste Frau die er nimmt, so geht nun auch der Jüngling in den Theil des Tempels, wo sich die Priesterin befindet, um von ihr den nöthigen Unterricht zu empfangen, wie er seine Frau glücklich machen soll; begibt sich dann wieder zu seiner Braut, und betritt mit ihr vereint, unter dem Schalle der Musik, den Tempel nochmals, worauf nun die Thüre geschlossen, und die Heirath vollzogen wird. Wenn das Paar den Tempel wieder verläßt, so wird es von den Eltern und Freunden empfangen, und mit Musik nach Hause begleitet. Das Volk folgt tanzend, und unter den grotesksten Pantomimen, und der Tag wird mit Ergötzlichkeiten hingebracht. Um Mitternacht bringt man den bösen Geistern ein Opfer, um die Uebel abzuwenden, die sie den Neuvermählten zufügen könnten; die Feste, während welcher man sich allen Ausschweifungen überläßt, und zu denen alle Einwohner des Orts geladen werden, dauern acht Tage.

Wie überall, waren die Weiber sehr neugierig, mich zu sehen, weil man mich für einen mächtigen Fürsten hielt. Uebrigens sind sie an den Anblick der Mulatten gewöhnt, die bei ihnen für Weiße gelten, doch nicht so sehr geachtet sind, als ein Weißer, der jenseits des Meeres herkommt.

Die Hauptstadt von Biheh *) liegt auf einer Hochebene, die zu der hohen Gebirgskette zu gehören scheint, die man im Osten sieht. Wie bereits erwähnt, steigt der Boden von der Küste an, beständig aufwärts. Nördlich von Biheh ist der Abhang der Hochebene sehr merkbar; die Flüsse strömen, obgleich sie auf einem unbedeutenden Raum zahllose Krümmungen beschreiben, auf dieser Seite mit reißender Schnelligkeit.

Die Häuser der Banza sind von Holz, mit Mörtel beworfen, und mit Stroh gedeckt; sie sind viereckig, der Herd steht in der Mitte, und der Rauch geht durch das kegelförmige Dach. Jede Frau bewohnt ihr eigenes Haus, und jeder Neger hat ebenfalls eines, wo er seinen Ualo, Mundvorrath und einige Hausthiere birgt. Diese Häuser werden nur mit einem Queerriegel verschlossen, damit keine Raubthiere eindringen können; Diebe sind nicht zu fürchten, denn die Strafe der Sklaverei, die auf den Diebstahl steht, macht dieses Verbrechen unter den Bewohnern des nämlichen Dorfes selten; einen Weißen bestehlen, gilt jedoch für eine verdienstliche und lobenswerthe Handlung.

(Fortsetzung folgt.)

*) Diese Banza liegt unter 17° 14′ 30″ östl. Länge, und 15° 27′ südl. Breite. Die Wärmegrade sind während der heißesten Tage im Durchschnitt: 16° um 8 Uhr Morgens, 23° zu Mittag, 27° um 2 Uhr, 21° um 8 Uhr Abends, 18° um 10 Uhr, 14° um 4 Uhr Morgens. In den kältesten Tagen ist die Hitze um 8° — 10° geringer.

Literarische Chronik.

Neueste französische Memoirenliteratur.

(Fortsetzung.)

Die folgende Skizze von Mirabeau ist treffend gezeichnet.

„Mirabeau hatte ein Vertrauen auf seine Kräfte, das ihn unter Schwierigkeiten aufrecht erhielt, denen ein Anderer unterliegen seyn würde. Er hing an Allem was großartig war, besaß eine außerordentliche Beurtheilungskraft, und angebornen guten Geschmack, den er durch das Lesen vorzüglicher Schriftsteller aller Nationen noch mehr ausbildete. Seine Kenntnisse waren zwar keineswegs gründlich zu nennen, allein er verstand Das, was er wußte, gut anzuwenden. Unter den Zerstreuungen seines wüsten Lebens fehlte es ihm an Muße zum Studiren, aber während seiner Gefangenschaft zu Vincennes las er sehr viel, übersetzte und machte sich Auszüge aus den Werken mehrerer großen Schriftsteller. Alles Dieß reichte jedoch nicht hin, um jene Grundlage von Kenntnissen zu bilden, die man selbst von dem gewöhnlichsten Gelehrten fordert, und er that sich, wenn er offen mit seinen Freunden sprach, auf das Erworbene auch nicht eben viel zu gut. Was er aber vor Andern voraus hatte, war die Gabe der Beredsamkeit, und ein feuriger Geist, der, sobald er erregt war, sein ganzes Wesen durchdrang und belebte, und nichts war leichter, als ihn in Aufregung zu versetzen. Er war von Jugend auf gewöhnt, über die großen Fragen der Politik und Verwaltung nachzudenken, doch vermochte er nicht, tief in dieselben einzudringen, da Erörterung und Prüfung zweifelhafter Fälle seine Fähigkeiten überstieg. Er war zu feurig und aufbrausend, um sich auf belehrende Untersuchungen oder mühsame Anwendungen einzulassen, er sprang von einem Gegenstand auf den andern über, aber die Art, wie er eine Sache auffaßte, war kühn und lebendig. Die stärksten und bezeichnendsten Ausdrücke, die für ihn Gegenstand eines besondern Studiums waren, strömten ihm vom Munde, und besonders geeignet war er in einer stürmischen Volksversammlung zu glänzen, wo Kraft und Kühnheit wesentliche Erfordernisse sind.

„Als Schriftsteller nimmt er keine hohe Stufe ein, denn alle seine Erzeugnisse ohne Ausnahme, sind Stückwerk, von dem wenig übrbleiben würde, wenn Jeder, von dem er entlehnte, das Seinige zurücknehmen wollte. Aber er wußte Allem, was er behandelte, dadurch, daß er hie und da lichtvolle Ideen, originelle Ausdrücke und Apostrophen voll Feuer und Beredsamkeit einstreute, einen eigenen Glanz zu verleihen. Er hatte die eigene Gabe verborgene Talente aufzuspüren, sie auf die, jedem besondern Charakter angemessenste Weise zu ermuthigen, allen bei denen er sie entdeckte, sein eigenes Feuer mitzutheilen, und sich so Mitarbeiter bei einem Werke zu gewinnen, von dem er den Ruhm allein erntete. Er fühlte sich durchaus unfähig, über einen Gegenstand zu schreiben, wenn ihm nicht das Werk eines Andern dabei als Leitfaden und Unterricht diente; sein ohnehin gezwungener Styl wurde, wenn Dieß der Fall nicht war, schwülstig und das Gehaltlose und Unzusammenhängende seiner eigenen Ideen verleidete ihm bald die ganze Arbeit. Hatte er aber fremde Gedanken vor sich, so wußte er sie geschickt auszuschmücken, und in Verbindung zu bringen, ihnen einen höhern Grad von Lebendigkeit und Kraft zu geben, und dem Ganzen den Stempel seiner Beredsamkeit aufzudrücken. Als politischer Redner war Mirabeau, wie bereits gesagt, in gewisser Hinsicht Allen

Digitized by Google

überlegen. Er hatte einen schnellen Ueberblick, wußte lebendig und sicher in den Geist einer Versammlung einzudringen, und mit voller Kraft Widerstand zu leisten, ohne seine Mittel zu erschöpfen. Kein anderer Redner bewirkte mit einem einzigen Wort so viel, und wußte das Ziel so sicher zu treffen als er; keiner wußte so, wie Mirabeau, entweder durch eine glücklich angebrachte Schmeichelei, oder durch kräftige Worte, an seine Gegner gerichtet, das Urtheil der Menge für sich zu gewinnen. Auf der Tribune war er unerschütterlich; die ihn gesehen haben, wissen, daß auch die stürmischste Bewegung der Versammlung nicht den mindesten Eindruck auf ihn machte, und daß er sogar bei persönlichen Angriffen sich zu beherrschen wußte. Ich erinnere mich, ihn einst gehört zu haben, als er über Marseille berichtete; jeder Satz wurde von der rechten Seite durch die stärksten Mißbilligungen unterbrochen, ja sogar die Schimpfworte, Verläumder, Mörder, Lügner und Schurke wurden ihm zugerufen. Plötzlich hielt er inne, und mit dem höflichsten Ausdruck, als ob sein Vortrag noch so günstig aufgenommen worden wäre, sagte er: „Ich werde warten, meine Herren, bis die Höflichkeiten, mit denen sie mich überhäufen, sich erschöpft haben." Um Mirabeau zum vollendeten Redner zu machen, fehlte ihm nichts als die Gabe der Diskussion. Es war ihm nicht gegeben eine Kette von Schlußfolgen, oder Beweisen aufzufassen, oder sie zu widerlegen, und in dieser Hinsicht stand er weit unter den intellektuellen Riesen, die ich im englischen Parlament gehört habe.

„Mirabeau's Stimme war voll, männlich und wohltönend; sie füllte das Ohr und war ihm angenehm. Durchaus kräftig, doch biegsam, war sie immer verständlich, er mochte nun laut oder leise sprechen. Er durchlief die ganze Tonleiter mit derselben Leichtigkeit und Deutlichkeit, und betonte die Endsylben so sorgfältig, daß auch die kleinste nicht verloren ging. Er sprach gewöhnlich sehr langsam, begann seine Rede mit anscheinender Beklommenheit, doch so, daß er Interesse erregte, hielt oft inne und schien, bis er feuriger wurde, die passendsten Ausdrücke sorgfältig zu wählen. Die Art, mit der er gewisse Worte betonte, um ihnen Nachdruck zu geben, hinderte ihn selbst in den leidenschaftlichsten Augenblicken schnell zu sprechen. Gegen die sogenannte französische Geläufigkeit und erzwungenes Feuer, die er Theaterdonner zu nennen pflegte, hegte er die tiefste Verachtung. Nie verläugnete er die Würde des Senators, und es war vielleicht ein Uebelstand, daß er jede Rede mit einiger Vorbereitung, und mit einem kleinen Anstrich von Geziertheit begann. Fast unglaublich war die Gewandtheit, mit der er kleine mit Bleistift geschriebene Bemerkungen, die man ihm, oft während er auf der Tribune stand, zusteckte, während des Sprechens las, und seinem Vortrag einverleibte. Garat verglich ihn deßhalb mit den Taschenspielern, die ein Papier in zwanzig Stückchen zerreißen, jedes einzeln verschlucken, und das Ganze wieder zum Vorschein bringen. Er besaß die wunderbare Fertigkeit, sich alles, was er hörte, eigen zu machen; ein Wort, der witzige Gedanke einer Anekdote oder ein Citat in seiner Gegenwart gesprochen, wurde sogleich sein Eigenthum. Als einst Barnave, der sich nicht wenig auf sein Talent aus dem Stegreif zu sprechen zu Gute that, eben ohne Vorbereitung auf eine vorbereitete Rede geantwortet hatte, bemerkte Chamfort, der gerade mit Mirabeau an den Stufen der Tribune sprach, daß eine solche Fertigkeit ein schönes Talent sey, wenn es gut angewendet werde. Mirabeau benützte diese Aeußerung sogleich zum Eingang seiner Rede, die er so begann: „Ich habe es oft gesagt, daß das Talent aus dem Stegreif zu sprechen, eine der schönsten Gaben der Natur ist, wenn sie gut angewendet wird, und Das, was ich eben gehört habe, ist nicht geeignet meine Meinung zu ändern u. s. w.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die Arbeiten der geographischen Gesellschaft zu Paris, während der letztverflossenen zwei Monate, sind folgende: Ein Bericht des Kapitäns d'Urville über die Inseln des großen Ozeans und den Ursprung der sie bewohnenden Völkerschaften; seine Eintheilungen derselben glaubt er auf alle Länder in der Südsee anwendbar. Derselbe Kapitän liefert auch eine Abhandlung über die Temperaturuntersuchungen unter dem Meere, die der Schiffslieutenant Berard im Jahre 1831 im mittelländischen Meere angestellt. — Herr d'Avezac verlas 1) eine kurze Notiz über die englischen Niederlassungen von Gambia, die gegenwärtig von den umwohnenden Mandingastämmen bedroht sind; 2) eine Abhandlung, betitelt: „Prüfung und Berichtigung der durch Mungo Park in Afrika angestellten astronomischen Beobachtungen. — Herr Etienne Quatremère, Mitglied des Instituts, beschäftigt sich gegenwärtig mit der Uebersetzung eines handschriftlichen Werkes über Persien und die umliegenden Länder, persisch geschrieben von Hamed Alleh, Sohn Abu Bekr's. — Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten hat der Gesellschaft einen Bericht über die Küste des schwarzen Meeres, Lagistan genannt, eingesendet, den Herr Fontanier, französischer Konsul in Tarabosan, entworfen hat. — Herr Warder las von Lieutenant Sayer einen Brief, gegeben am Bord des englischen Schiffes Thetis zu Callao am 20 September 1831, vor. Dieser Brief enthält interessante Nachrichten über die Bewohner der Osterinseln, Pitcairn, Nukahiwa, Taheiti, Tongatabu, welche die Thetis besuchte. — Herr Jomard theilte mit: 1) ein offizielles Bulletin der ägyptischen Armee in Syrien; 2) authentische Nachrichten über die Verwüstungen der Cholera in Aegypten; 3) zwei Briefe aus Algier und Mexico; in ersterem war die Nachricht von der Herausgabe eines Journals in Algier und der Verfertigung eines Wörterbuchs der Sprache der Beni-Mozal enthalten. Der zweite enthielt zahlreiche geographische Mittheilungen über die zwischen Guatemala und Mexico gelegenen Länder. — Herr Roux von Rochelle, vormaliger französischer Bevollmächtigter bei den Vereinigten Staaten, lieferte eine interessante Arbeit über die Reisen Sebastian Cabots.

*

Einer von den Richtern des obersten Gerichtshofes zu Algier, vor dem die Urtheile der Kadis und der jüdischen und arabischen Richter in letzter Instanz entschieden werden, ist unlängst aus Algier unter folgenden Umständen verbannt worden: Bekanntlich sind fast alle Häuser in Algier mit Terrassen oder flachen Dächern bedeckt, auf denen die Weiber Luft zu schöpfen und ihre häuslichen Geschäfte zu besorgen pflegen, und wo man sie von benachbarten Häusern aus oft im reizendsten Negligé erblicken kann. Der erwähnte Richter sah so auf dem Hause eines reichen Algierers zwei Weiber von ausgezeichneter Schönheit, und gab ihnen Zeichen, die sie so gut verstanden, daß sie auf der Stelle zu ihm hinüberstiegen. Der Richter verließ hierauf mit seiner Eroberung die Stadt und bezog ein Landhaus. Der Algierer vermißte bald seine Weiber und stellte bei dem Oberbefehlshaber des französischen Heeres Klage. Man machte Nachforschungen, und die schönen Flüchtlinge waren bald entdeckt. Ihr Verführer erhielt den Befehl, sich unverzüglich nach Frankreich einzuschiffen. Die Frauen sollten dem Algierer zurückgegeben werden. Jener suchte jedoch der General für sie Straflosigkeit auszuwirken. Allein der gekränkte Mann bestand durchaus darauf, sie in Säcke einnähen und ins Wasser werfen zu lassen. Da er sie nur unter dieser Bedingung zurücknehmen wollte, so wurden die beiden untreuen Weiber einstweilen einem alten Algierer zur Verwahrung übergeben, von dem sich eine zweite Entführung nicht wohl befürchten ließ.

*

Die allgemeine Zeitung von Bogota erzählt, daß ein Pflanzer in dem Dorfe Dolores, zwei Stunden von Montevideo, einen Grabstein mit unbekannter Inschrift, und unter demselben eine mit Ziegelsteinen ausgemauerte Gruft gefunden habe, in der sich zwei antike Schwerter, ein Helm und ein Schild, die durch Rost sehr beschädigt, und ein großer irdener Krug befanden. Dieser Fund wurde dem gelehrten Pater Martinez mitgetheilt, der die Inschrift griechisch fand, und aus ihr die Worte *Του ... Υου.. Φιλιπ ... Αλεξαν: .. Το... Μακεδο... βασι... επι... της ... εξηκον ... Κ... τρι... Ολ... εν.. τω.. Τοπ.. Πτολεμ...* entzifferte, die vervollständigt andeuten würden, daß: „als Alexander, Sohn des Philippus, König von Macedonien war, gegen die 65ste Olympiade an diesen Orten Ptolomäus ... Das Uebrige fehlt. Auf dem Griff der Schwerter ist ein Kopf abgebildet zu sehen, der dem des Alexanders gleicht; auf dem Helm erblickt man den Achilles, wie er Hektor's Leiche um die Mauern von Troja schleift. Wenn diese Angabe richtig ist, so wäre hergestellt, daß ein Zeitgenosse des Aristoteles schon den Boden Brasiliens betreten hätte, und es ließe sich dann die Frage stellen, ob nicht vielleicht Ptolomäus, dieser wohlbekannte Feldherr auf Alexanders Flotte, durch einen Sturm in den „großen Ozean," wie ihn die Alten nannten, verschlagen, an die Küste von Brasilien geworfen worden sey, und dieses Denkmal hinterlassen habe?

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 98. 7 April 1832.

Literatur und literarische Gesellschaften in Island.

(Fortsetzung.)

Nach dieser kurzen Abschweifung in den Konungs Skuggsia kehren wir zur Gesellschaft der Unsichtbaren zurück, für deren sichtbare Umschaffung oder vielmehr Wiedererweckung die gelehrte Welt zwei Isländern: Erichsen und Finsen großen Dank schuldet. Beide gehörten zu den Gründern und thätigsten Beförderern der im Jahre 1779 in Kopenhagen errichteten Gesellschaft, die im Isländischen Hit Islenska Laerdoms — Lista-Félag, im Dänischen: Det Islandske Literatur Selskab, d. h. isländische literarische Gesellschaft, genannt wurde. Der oben erwähnte Johann Erichsen (isländisch: Jón Eyricksson) wurde zu ihrem Präsidenten ernannt, und als ihr Zweck, die Verbreitung nützlicher und gelehrter Kenntnisse in Island, vorzüglich in Bezug auf Landwirthschaft, Manufaktur und Künste, sammt Sorge für Erhaltung der Reinheit der isländischen Sprache, festgestellt. Jedes ordentliche Mitglied machte sich verbindlich, irgend ein dahin einschlagendes Werk in isländischer Sprache zu schreiben. Die Geldmittel dieser Gesellschaft waren nur gering, reichten aber doch hin, jährlich einen Band herauszugeben. Vierzehn Oktavbände wurden so von dieser Gesellschaft zum Druck gefördert, und lieferten einen Schatz nützlicher Kenntnisse, eine Encyklopädie, die dem vorgesteckten Zwecke vollkommen entsprach. Denn obgleich keine regelmäßige Vertheilung der Arbeiten nach den einzelnen Zweigen angeordnet war, so gaben sich die einzelnen Gegenstände, die zu behandeln waren, doch so natürlich an die Hand, daß sie kaum unter einer bestimmteren Leitung ein zweckmäßigeres Vademecum geworden seyn dürften, wie sie es jetzt für jeden Isländer sind, der seinen heimathlichen Boden so gut als möglich benützen will. *) So entsprachen sie vollkommen der Absicht des Stifters der Gesellschaft, der überhaupt einen so großen Einfluß auf die Civilisation seines Vaterlandes ausübte, daß hier eine Skizze seines Lebens entworfen zu werden verdient.

*) Folgendes ist ein Verzeichniß einiger Schriften und ihrer Verfasser: Ueber das Salz und dessen Zubereitung. — Ueber Walfischfang. — Ueber Delphinenfang. — Ueber Salmen- und Häringsfang. — Ueber die Wiederbelebung Erstickter oder Erfrorner von Johann Erichsen. Isländische Nomenklatur der Pflanzen, Fische, und Vögel nach Linnäischem System. — Vergleichung zwischen Fischerbooten und Fischereien von Montrand in Schweden und denen von Jütland, Island, und Nordamerika. — Ueber die neue Gesetzgebung, den isländischen Handel betreffend u. s. w., von Olaf Olavius, Verfasser der Reisen in Island, einer Beschreibung von Skagen in Jütland u. s. w. — Johann Olaffen, auch unter dem latinisirten Namen Hypnonesiensis bekannt, wohl bewandert in orientalischer Literatur und in der nordischen Archäologie, Bruder des Dichters und Verfasser eines Werkes über die Poesie im alten Skandinavien, schrieb auch isländische Uebersetzungen des Isaias. Einige seiner Werke gingen während der Beschießung von Kopenhagen im Jahre 1807 zu Grunde. — Islands Erwachen (Islands raka) ein Heldengedicht. — Islands munadarmál, ein beliebter Nationalgesang nebst Uebersetzungen dänischer Dichter, wie Tullin, Evald, Bie u. s. w., von Johann Johnsonius. — Ein ausgezeichneter Mathematiker, Stephan Bjornsen, gab die alte isländische Rimbegla heraus, außerdem: Vorzeichen des Wetters nach den Nordlichtern, aus Luft, Wasser, Erde und gewissen Thieren u. s. w. Olaf Stephensen, Verfasser einer Geschichte des Handels von Island, schrieb: Ueber Hegung und Behandlung der Eidergans. Ueber isländische Schafe. — Ueber isländisches Hornvieh. — Ueber isländische Fischereien. — Ueber isländische Pferdezucht. — Von Skule Magnussen findet man Abhandlungen: Ueber den Bauer des isländischen Hochlandes. — Ueber das isländische Moos. — Ueber isländischen Gartenbau von Stephan Thorasensen, ferner über die Liebe des isländischen Bauers zum Lesen. — Geburts-, Sterbes- und Heirathstafeln in Holum u. s. w. — Von Hans oder Hanner Finsen, Bischof von Skalholt, Herausgeber des Werkes seines Vaters: Historia ecclesiastica Islandiae: Ueber Schwefelminen und Schwefelhandel Islands unter der Regierung Friedrichs II (1556 — 59.) — Ueber die Entvölkerung Islands durch Kälte, vulkanische Ausbrüche und Hungersnoth. — Ueber das Sterben der Kinder in Island u. s. w. Ueber Salmenfischerei in Dramsmen-Elv (Norwegen.) Ueber Dünger — Schärfen der Sensen. — Potaschebereitung. — Brod- und Bierbereitung von Olav Olavsen. — Der wohlbekannte isländische Dichter, Benedikt Johnson Gröndal, schrieb: Ueber Potaschebereitung aus gewissen Seegräsern. — Ueber Bereitung der Hausenblase. — Ueber Bleichen — eine Uebersetzung von Pope's Tempel des Ruhmes u. s. w. Magnus Ketilson: Ueber Arme und arbeitsunfähige Verbrecher in Island. — Gudsang Sveinson: Ueber isländische Baukunst — Johann Steingrunsen. Ueber Landen und Einschiffen von Booten bei hoher Brandung. — Olav Josephson Hjort: Ueber das Rennthier und seine Nahrung. — Egil Thorhallesen, der Grönland besuchte, um die Ueberreste von Gebäuden, norwegisch-isländischen Ursprungs zu untersuchen und zu beschreiben, dann als Missionär sich dort niederließ, nach Innen zurückkehrte und hier starb: Ueber die Anwendung der Seehundsfelle zu Booten und Kleidung bei den Grönländern. — Johann Sveinson, der Arzt: Ueber die isländischen Epidemien. — Ueber die Errichtung von Apotheken in Island. — Ueber die wohlfeilsten und einfachsten Arzeneien u. s. w. Sigurd Petersen, der Dichter:

Digitized by Google

Johann Erichsen ist am 28 August 1738, auf dem Maierhofe Skalafell in einem südöstlichen Bezirk Islands, geboren. Sein Vater war ein armer aber rechtlicher Bauer. Seine Mutter besaß eine über ihren Stand erhabene Bildung und wußte bald die frühreifen Anlagen ihres Sohnes zu entdecken. Erichsen lernte im väterlichen Hause Lesen und Schreiben, wie es in Island üblich ist; auch über seine religiöse Erziehung wurde sorgfältig gewacht. Schon mit neun Jahren ging er zu Gottes Tische, weit früher, als Dieß in Island herkömmlich ist, da sogar eine königliche Verordnung besteht, die den Genuß des heil. Abendmahles vor dem vierzehnten Jahre untersagt. Der Kapellan Bigpis Johnson, sein Oheim von mütterlicher Seite, von des Knaben Fähigkeiten und Fleiß überrascht, verwendete für seine Erziehung in vier langen Wintern — die Sommermonate sind ohne Unterschied der Handarbeit gewidmet — viele Sorgfalt. Im Jahre 1743 wurde er in die lateinische Schule von Skalholt aufgenommen. Um diese Zeit machte der dänische Bischof Harboe, auf Befehl König Christians VI, einen kirchlichen Besuch in Island, und da ihm die Fähigkeiten des Knaben auffielen, so gab er die Weisung, seine Erziehung wohl zu beachten, bis er die Universität von Kopenhagen beziehen könne, wohin er auch im Jahre 1748 gesendet wurde, nachdem er zuvor einige Jahre unter den Augen seines Gönners, des Bischofs Harboe, zu Drontheim in Norwegen, seinen Unterricht fortgesetzt hatte. Erichsen hatte so lange unter Norwegen und Dänen gelebt, daß er bei seinem Zusammentreffen mit Isländern in Kopenhagen, zu seiner großen Bestürzung, wahrnehmen mußte, daß er fast seine Muttersprache verlernt habe. Hiedurch wurde in ihm der Entschluß geweckt, sich mit allem Fleiße dem Studium der alten skandinavischen Schriften zu weihen, worin er es auch in Kurzem so weit brachte, daß sein Wort in Allem, was die Reinheit der alten Sprachen betraf, entscheidende Autorität wurde. Nacheinander zum Baccalaureus, Dechant, und 1755 zum Professor der Jurisprudenz an der Akademie von Soroe ernannt, füllte er zwölf Jahre lang den Lehrstuhl mit großem Ruhme aus. Im Jahre 1779 wurde er von Soroe abberufen, und zum Mitglied der neukonstituirten norwegischen Kammer ernannt, und begleitete später mehrere Stellen. Im Jahre 1774 wurde er Staatsrath, im Jahre 1779 Beisitzer des höchsten Gerichtshofes, 1781 Bibliothekar der königlichen Bibliothek, und 1783 Direktor der Akademie von Soroe. Erichsen war auch Mitglied mehrerer wichtigen Nationalkommissionen, wie bei der zur Reform der Kopenhager Hochschule ernannten, und bei dem Komité, das sich mit der Verbesserung des Zustandes der dänischen Bauern beschäftigte, überhaupt wurde er bei allen Berathungen, welche die Wohlfahrt Islands beabsichtigten, beigezogen. Allein so angestrengte Arbeiten erschöpften endlich seine Kräfte, und manche Verhältnisse in Bezug auf sein Vaterland traten ein, die seine Seele mit trüben Bildern erfüllten; seine Thätigkeit schwand mit seiner Heiterkeit, und finstere Gedanken und Gefühle bemächtigten sich seiner; seine Tage brachte er in trübsinniger Schwermuth, seine Nächte in Schlaflosigkeit zu. Am 29 März 1787 wohnte er zum letzten Male dem Kollegium der Rentkammer bei. Man bemerkte keine Veränderung in seinem Benehmen, nur in seiner Stimme lag ein ungewöhnlich trauriger Ausdruck, mit zärtlicher Milde gemischt. Nach der Sitzung wollte er nach seiner Wohnung in Christianshaven zurückkehren, wobei er über die lange Brücke fahren mußte, die Zealand mit der kleinen Insel Almager verbindet. Als er etwas über die Hälfte über dieselbe gekommen war, befahl er seinem Kutscher zu halten, und stieg aus. Bevor aber dieser noch sehen konnte was sein Herr beabsichtigte, hatte sich Erichsen in's Meer gestürzt. Seinen Rock, und seine Uhr fand man im Wagen. Zwar wurde er schnell aus dem Wasser gezogen, und ärztliche Hülfe zögerte nicht, allein er hatte im Sturze sich tödtlich am Kopfe verletzt, und alle angewendete Sorgfalt blieb vergebens. Erichsen erwachte nur noch einmal, um seinem Arzte die Hand zu drücken, und verschied, im achtundfünfzigsten Jahre seines Alters. Seine Tugenden und wissenschaftlichen Verdienste hatten ihm bei den Isländern wie bei den Dänen, einen rühmlichen Namen erworben, und sein tragisches Ende vermehrte noch den Schmerz um seinen Verlust. Er war der Stolz, und nicht minder der Wohlthäter seines Vaterlandes geworden, und seine Landsleute wetteiferten daher miteinander, sein Andenken zu feiern. Olav Olavson, der zu Kongsberg in Norwegen sich niedergelassen hatte, malte ein Bild, auf welchem sich Erichsens Portrait befand. Eines der ersten Werke des seitdem so berühmt gewordenen Berhal (Albert) Thorwaldsen, war die Büste des Verewigten in Lebensgröße. Der Lebensbeschreibung Erichsen's, die Svein Paulsen, mit einem Anhange von Thorsteinson und Olavson, im Jahre 1808 herausgab, ist sein wohlgelungenes Bildniß beigefügt. Der dänische Dichter, Thomas Thaarup besang seinen Tod, und Lurdorf und Thorlacius entwarfen lateinische Grabschriften auf ihn. Bemerkenswerth ist es, daß Erichsen der einzige Isländer von Bedeutung ist, von dessen Selbstmord man noch gehört hat.

Erichsens Werke in dänischer und lateinischer Sprache sind zahlreich. Er gab Holbergs Gedichte heraus, schrieb Vieles über Gesetzgebung, mancherlei Kritiken über literarische Erscheinungen seiner Tage, mehrere Reden, und einige Abhandlungen über Verbesserungen in dem Zustande von Island, und die alten Sprachen des Nordens. Im Jahre 1775 gab er mit lateinischer Uebersetzung Gunlaug Ormstunger, und Skald Rafn's Saga heraus, im Jahre 1777, seine Torfäana, 1778 Sämunds Edda mit Proiegomenen u. s. w.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Dünger. — Thorasen Lillendal: Ueber die veralteten Worte in den isländischen Gesetzen. — Ueber Schmiedewerk und Stahlbereitung. — Sigurd Thorsteinsen, Goldschmid in Kopenhagen: Ueber Feuervergoldung. — Der Minister Sämund Magnussen Holin: Ueber den Melur, d. h. Elymus arenarius von Island und dessen Benützung von den Bauern. — John Jacobsen: Ueber den Nutzen der Milch in Island. — Johann Thorlakson: Uebersetzung der drei ersten Bücher des verlornen Paradieses. — Thord Thorkalsen: Ueber die Fuchsjagd. — Islief Anarsen: Uebersetzung von Plutarch Lebensbeschreibungen. — Außerdem von ungenannten Verfassern: Uebersetzungen aus Theokrit, Anacreon und Horaz, aus dem Dänischen u. s. w. — Diese in vierzehn Bänden gesammelten Schriften führen den Titel: „Rittr pess Konunlega Islenzka Lærdómlista felags."

Digitized by Google

Die Mohammedaner in Indien.

7. Putz und Kleidung.

(Schluß.)

Das Mieder, „Ungiah," wird durchgehends von gleichem Schnitte getragen, nur ist der Stoff und die Verzierung sehr verschieden; einige sind von Gaze, Netzgeflecht, Musselin, u. s. w.; der durchsichtigste Zeug ist dem Geschmacke der Frauen der angenehmste, und alle sind mehr oder weniger reich in Gold oder Silber gestickt. Sie sind so gemacht, daß sie den Busen zusammenhalten, und werden auf dem Rücken mit starken baumwollenen Schnüren geschnürt; die Aermel sind sehr kurz, enganschließend, und mit einer kleinen Stickerei oder einer Silberborte eingefaßt. Selbst Dienstmägde thun sich etwas auf ein niedliches Ungiah zu Gute, und wenden alles daran, um es mit einem unbedeutenden Schmuck zu zieren, sey auch der Stoff aus dem es verfertigt ist, noch so schlecht. Diese Mieder werden auch bei Nacht nicht abgelegt, sondern eine Woche lang getragen, wenn nicht etwa ihre Schönheit früher verliert, oder die Stickerei durch die Hitze erblindet. Mit dem Ungiah wird noch ein durchsichtiges „Curtih" (wörtlich übersetzt Mannshemd) von netzartig geflochtenem Garn getragen; dieses hängt über das Gürtelband des Peijahmah, verbirgt es aber nicht, die Näthe und Säume sind mit Gold- oder Silberborten besetzt.

Der Diputtah ist eine sehr bequeme Enveloppe und zugleich das zierlichste Stück der weiblichen Kleidung. Er läßt sich an Gestalt und Größe mit einem großen Umschlagetuch vergleichen; der Stoff hängt von Geschmack und Umständen ab. Für den täglichen Gebrauch geben die Frauen angesehener Männer den leichten englischen wollenen oder baumwollenen Manufakturwaaren den Vorzug, aber an Gallatagen ist der Diputtah von Gold und Silbergaze oder von dem feinen indischen Musselin, den man in Decca verfertigt, und der so durchsichtig und zart wie Spinnengewebe ist. Dieses Gespinnst wird wegen seiner außerordentlichen Zartheit Schubnum (Nachtthau) genannt, und steht selbst in Indien hoch im Preis; auch aus golddurchwirktem Musselin, englischem Kreppon, gefärbter Gaze u. s. w. werden Dipnttahs verfertigt. Bei gewöhnlichen Gelegenheiten tragen die Frauen dieses Kleidungsstück einfach mit Silberborten eingefaßt, allein im Staat ist es reich mit Stickerei und Boullionfranzen besetzt, und es gewährt einen herrlichen Anblick, zwei bis dreihundert so reich gekleidete Frauen beisammen zu sehen. Der Diputtah wird auf ganz eigene Weise am Hinterhaupt befestigt, und schmiegt sich in anmuthigen Falten der Gestalt an; steht die Dame, so hält sie ihn vorn über einander geschlagen, daß das eine Ende den Körper zum Theil verbirgt, und wirft das andere über die entgegengesetzte Schulter.

Die Frauen tragen niemals Strümpfe, und nur dann Schuhe, wenn sie in dem Hofzwinger spazieren gehen, der ihre Aussicht begränzt. Da diese Schuhe ein Modeartikel sind, in dem sich die Frauen unter einander zu überbieten suchen, so werden sie nach mancherlei Mustern meist prächtig, mit Gold- und Silberplättchen und verschiedenfaebigen Perlen und Stickereien besetzt, so daß das Ganze wie aus glänzendem Metall verfertigt aussieht. Sie haben lange aufwärts gekrümmte Spitzen, die bald bis zum Knie heraufreichen, und so wie unsere Pantoffeln kein Afterleder. Die weniger kostbaren, zum täglichen Gebrauch, sind von Sammet in Gold gestickt; weniger Wohlhabende tragen sie von Brokat, und Dienstboten von rothem oder gelbem Tuch mit Silberbändern. Die Schuhe der Männer sind von derselben Beschaffenheit; ich habe junge Männer gesehen, die zur Regenzeit Pantoffeln von grünem Schagrin mit hohen Absätzen trugen, was sonderbar aussah. Auch hier wie in andern Ländern steht die Form der Schuhe unter dem Einfluß der Mode; zuweilen werden kleine Spitzen für schön gehalten, bald müssen sie lang und sehr gekrümmt seyn; doch welche Veränderung auch die Mode gebietet, die Spitzen bleiben immer. Das Neueste was mir in dieser Hinsicht in Indien vorkam, waren ein Paar mit Silber gestickte Schuhe mit kleinen Spitzen, an denen, so wie um den Rieft herum, silberne Schellen befestigt waren, die bei jedem Schritt harmonisch, bald piano bald forte klingelten, je nachdem die, welche sie trug, leise oder fest auftrat; diese Schuhe erhielt ich von einer vornehmen Dame in Oude bei folgender Gelegenheit zum Geschenk: Als ich sie einst besuchte, ließ ich meine schwarz seidenen Pantoffeln (wie es hier Sitte ist) vor der Thüre stehen; diese mochten nun die Sklavinnen in Versuchung geführt haben, denn als die Dame mich an die Schwelle begleitete, waren sie nicht mehr zu finden, und ich der Unannehmlichkeit ausgesetzt, mir auf dem Weg durch den Hof, nach meinem Palankin, die Strümpfe zu beschmutzen. Aus dieser Verlegenheit half mir nun die Dame, indem sie mir das oben beschriebene Paar verehrte; diese mir ganz neuen musikalischen Schuhe machten mir zwar vielen Spaß, allein so sehr sie auch den indischen Frauen gefielen, so entsprachen sie doch meiner Weise, mich zu kleiden und zu gehen, keineswegs; indeß erkannte ich die Aufmerksamkeit der Dame mit dem gebührenden Dank. Die gesellschaftliche Unterhaltung der Frauen ist nichts weniger als schaal, oder ohne Interesse; sie haben gesunden Verstand, feine Sitten, sind nicht um Stoff zum Gespräch verlegen, ihr Urtheil ist treffend, ihre Sprache rein und zierlich, was mir bei ihrer abgeschlossenen Lebensart, und da ihre Erziehung doch nicht nach europäischen Grundsätzen geleitet wird, anfänglich unerklärlich war. Bei näherer Bekanntschaft mit der häuslichen Lebensart dieses Volkes, löste sich mir jedoch dieses Räthsel: Die Männer, mit denen artige Frauen sich unterhalten, sind gewöhnlich gut erzogen; bei der natürlichen Neigung unsers Geschlechts, nach Allem zu fragen, von Allem sich zu unterrichten, entschlüpft nun dem Vater, Gatten oder Bruder nicht leicht ein Wort, bei dem sie nicht Gelegenheit nehmen zu fragen, wie Dieß zu verstehen sey, und haben sie die Erklärung einmal begriffen, so vergessen sie sie auch nie wieder, da ihre Aufmerksamkeit weder durch Wechsel der Gegenstände, noch durch leere Zerstreuungen getheilt wird. Sie achten die Meinungen ihrer männlichen Verwandten eben so sehr, als Kinder anderer Länder die ihrer Vormünder oder Lehrer, halten jedes Wort der Beachtung werth, und benützen jedes Urtheil, zu Berichtigung ihres eigenen. Daher ist auch eine reine richtige Sprache in den Gesellschaften der Frauen so allgemein, daß selbst Dienstmägde, die lange in Sihnanahs gedient haben, durch ihre Sprache unter Leuten ihres Standes leicht zu unterscheiden sind.

Digitized by Google

Die drei Herzoge.

Unter obiger Aufschrift gibt der „Globe" einen Artikel, der mehr seiner gutgemeinten Wunderlichkeit wegen, als wegen seiner Ausführbarkeit lesenswerth ist:

„Es leben gegenwärtig in Europa drei junge Menschen, um die sich die französische und folglich auch die europäische Politik herum bewegt: Heinrich V, Napoleon II und der Herzog von Orleans. Jeder von ihnen ist die verkörperte Darstellung einer der drei Parteien, welche Frankreich theilen; denn eine Partei muß einen Namen haben, und Napoleon II ist das einzige mögliche Loosungswort der Republik. Eine Vereinigung dieser drei jungen Männer wäre ein bewunderungswürdiges Symbol des Weltfriedens. Es war das politische Lieblingsprojekt eines Mannes, der an uns wie ein Meteor vorübergegangen ist, um sich einen Augenblick durch die staubige Atmosphäre einer finstern Chikane verdüstern zu lassen — des Olinde Rodrigues. Eine freiwillige Verständigung dieser drei königlichen Häupter, durch unsre Inspiration, würde das Zeichen einer neuen Weltepoche geben; denn von dem Tage an, wo die Repräsentanten der drei Parteien, unter denen alle übrigen begriffen sind, von dem Tage an, wo die drei durch Geburtsrechte zu dem größten Erbe befähigten Prätendenten sich den Bruderkuß geben und ihrem Privilegium entsagen würden, wäre die Zeit des Kampfes vorüber, und die der Arbeit strahlte endlich zum Heil der Völker auf; eine neue Hierarchie wurde begründet, eine neue Dynastie gesalbt. Auch ist es dieses Ziel, auf das wir losgehen, und nicht fruchtlos wird es seyn, wenn wir uns diesen Prinzen mit einem Worte der Verhöhnung nähern; wir werden sie alle drei in einem Alter finden, wo man noch eine Brust hat voll hochherziger Gesinnungen, wo das Auge noch nicht geblendet ist von jenem unseligen Prisma des Egoismus, der die Aufopferung als Thorheit erscheinen läßt; nicht vergeblich werden sie sehen, wie überall geschrieben steht, daß der Boden erbebt, die Macht sich neigt, und die Könige dahin gehen."

Vermischte Nachrichten.

Briefe aus New-York bringen drei Wochen spätere Berichte über den Sklavenaufruhr in Jamaica, als die zuerst angelangten Nachrichten. Die Empörung ist allerorten unterdrückt; doch sind die durch sie veranlaßten Verwüstungen größer, als Anfangs verlautete. In dem Kirchspiel St. James wurden 111 Pflanzungen, Wohngebäude u. s. w. zerstört; im Ganzen aber sollen 150 verwüstet worden seyn, und der angerichtete Schaden sich auf 15 Millionen belaufen. Die Zahl der getödteten Schwarzen wird auf 2000 angeschlagen. Gegen 500 flohen in unzugängliche Schlupfwinkel der Gebirge. Man hält dafür, daß zu einer Zeit 30,000 Neger unter den Waffen standen. Kriegsgerichte dauern noch fort, um die Schuldigen zu richten. Eine große Anzahl Schwarze ist bereits zum Tode verurtheilt worden, andere nach Maßgabe ihrer Vergehungen zu 100 bis 500 Peitschenhieben. Die regelmäßigen Truppen und Milizen haben wenig gelitten. Der spanische Gouverneur auf der östlichen Küste von Cuba bot zur Unterdrückung der Empörer seinen Beistand an, was aber abgelehnt wurde. Viele Pflanzer fanden unter den Händen der ergrimmten Neger ihren Tod; selbst Weiber und Kinder wurden nicht verschont. Man gab besonders den westindianischen Missionären die Aufregung der Schwarzen Schuld. Hingegen verwahrten sich dieselben durch eine eigene Deputation an den Gouverneur Belmore, wobei sie sich zur strengsten Untersuchung ihres Betragens bereit erklärten. — Andere Briefe lauten nicht so günstig. „Jamaica, heißt es in einem, ist unwiederbringlich verloren. Das Sklavensystem hat seinen Todesstreich erhalten. So schlecht dieses System war, und so sehr der wahre Menschenfreund seinen Sturz wünschen mußte, so ist doch auch die Art, wie es enden wird, zu beklagen, da hiedurch Tausende von Familien, die jetzt im Wohlstande leben, bedroht sind, ins Elend gestürzt zu werden. Auch in Beziehung der Sklaven selbst läßt sich kein besseres Loos für sie voraussehen; sie sind noch nicht gebildet genug, um durch den neuen Wechsel glücklich zu werden, und einer vernünftigen Regierung sich zu fügen. In den ersten Jahren wird daher Alles voll Anarchie und Verwirrung seyn. Der Starke, und der Verwegene, der die Gesetze mit Füßen tritt, wird ans Ruder gelangen, und der unwissende und schwächere Theil der Bevölkerung unterdrückt bleiben, und nur die Herren wechseln. Viele hegen noch immer das Vertrauen, daß die Rebellion erstickt und völlige Ruhe hergestellt werden wird; allein ein solcher Glaube verräth eine völlige Blindheit über die eigentliche Lage der Dinge. Man blicke nur auf die Thatsachen: in Cornwall haben die Insurgenten alle Gebäude, nicht weniger als 200 Pflanzungen zerstört und andere Abscheulichkeiten begangen — allein wenn sie auch wieder unterfocht werden, was können sie ihrem Herrn nützen, dessen Vermögen zu Grund gerichtet ist? Werden sie wohl freiwillig ihre friedfertigen Beschäftigungen und Sklavendienste wieder antreten, nachdem sie einmal die Freiheit gekostet? Allein die Empörung ist noch nicht gedämpft, und die Soldaten haben wenig Eindruck auf die Rebellen gemacht; zwar sind einige Dutzend gefangen und hingerichtet worden, und 12 oder 1500 der feigsten, unter Zusicherung völliger Verzeihung, auf ihre Pflanzungen zurückgekehrt; allein sie bezeigen wenig Lust zu arbeiten. Die Entschlossenern und Kühnern der Banden aber sind ins Gebirg geflüchtet, wohin man ihnen nicht folgen kann, und können durch die unbetretenen Wälder auf einer andern Seite des Landes herabsteigen und ihre schwarzen Brüder aufregen. Die ganze Sklavenbevölkerung der Insel ist reif und bereit zum Aufstande. Man hat die baptistischen Missionäre in Verdacht, die Flamme des Aufruhrs angeblasen zu haben; aber wenn auch einige derselben übertrieben in ihren Lehrsätzen waren; so kann man doch nicht wohl ihre Einwirkung einem verabredeten Plane zuschreiben, zumal noch keine anderen Beweise gegen sie vorliegen, als die Anschuldigungen von Leidenschaft und Vorurtheil geblendeter Menschen. Viele Sklaven, die aus Liebe zu ihrem Herrn gern treu geblieben wären, wurden durch Furcht zum Abfall getrieben. Ein Pflanzer, der Eigenthümer großer Besitzungen in einem der empörten Distrikte, hatte seine Familie an Bord eines Schiffes in Sicherheit gebracht, und war dann auf sein Gut zurückgekehrt. Hier erfuhr er von seinen Negern, die er stets sehr gut behandelt hatte, und die ihn deßhalb sehr liebten, daß Abends zuvor eine bewaffnete Rotte da gewesen sey, und gedroht habe, wenn nicht am andern Tage zu einer bestimmten Stunde die Pflanzung angezündet sey, so würden sie zurückkehren und Alles niedermachen. Der Pflanzer hielt es für gerathen sich zu entfernen, und bald darauf sah er seine Gebäude in Flammen auflodern."

Bei Gelegenheit einer Bill, die zum Zwecke hatte, die Arbeitsstunden der in den Fabriken beschäftigten Kinder zu bestimmen, entwarf das Unterhausmitglied, Herr Sadler, eine höchst betrübende Schilderung von dem Elende dieser unglücklichen Geschöpfe und des gesellschaftlichen Zustandes der untern Volksklassen in England. „Nur mit Schaudern," sagte Herr Sadler in seinem Vortrage, „kann es ausgesprochen werden, daß die Arbeitsstunden dieser armen Kinder weit über die Zeit verlängert werden, die der kräftigste Mensch nicht aushalten würde. Unsre Vorfahren würden es nicht haben glauben können, daß es je Engländer sollte geben können, die im Stande wären, der unschuldigen und hülflosen Kindheit, ohne Rücksicht auf ihr Wimmern und ihre Thränen, Arbeiten aufzuerlegen, die ein Erwachsener zu verrichten sich weigern würde; unsre Nachkommen werden es nicht glauben und darüber historische Zweifel erheben. Zwölf, vierzehn und sechzehn Stunden des Tages und oft auch noch spät in die Nacht hinein zur Arbeit angehalten, sanken Hunderte von Tausenden dieser armen Wesen dem Tode im frühen Morgen ihres Lebens zum Raube. Die Fortschritte in der Maschinerie, anstatt eine Segnung des Landes zu werden, sind ihm ein Fluch geworden. Die armen Leute sind genöthigt, ihre Kinder in den Fabriken arbeiten oder verhungern zu lassen. Andere, Ungeheuer, die eben durch dieses System zu Ungeheuern wurden, sind verworfen genug, in Müßiggang zu leben und sich durch die körper- und seelenaufreibende Arbeit ihrer Kinder ernähren zu lassen." Zum Beweise, wie die Kinder in diesen Folterkammern behandelt werden, zeigte Herr Sadler einen dicken schweren ledernen Riemen vor, der einen starken Schlag auf der Tafel verursachte, und womit die Kinder auf Arme, Rücken und selbst ins Gesicht geschlagen werden. „Selbst zu harter Arbeit verurtheilte Verbrecher," fügte der Redner noch hinzu, dürfen, einer Parlamentsakte zufolge, nicht über zehn Stunden des Tags zur Arbeit angehalten werden, und selbst die Sklaven in Kolonien sind nur von sechs Uhr Morgens bis Abends sechs Uhr zu arbeiten gehalten, wobei ihnen von acht bis neun Uhr und von ein bis drei Uhr auszuruhen vergönnt ist."

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 99. 8 April 1832.

Ueber die Fortschritte der Industrie und des Ackerbaues im Königreich Neapel, seit der Einführung des neuen Tarifs im Jahre 1824.

Neapel im Februar 1832.

Bekanntlich haben in dem letzten Jahrzehent die Manufakturen des Königreichs Neapel durch ein neues Zollsystem begünstigt, einen großen Aufschwung genommen.

Man muß dem verstorbenen Minister Medici die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er dadurch einen Zustand herbeigeführt und begründet hat, welcher bereits von dem wohlthätigsten Einfluß auf den Wohlstand der Nation gewesen ist, und in der Folge noch mehr verspricht. Wenn man Dieses gehörig in Anschlag bringt, und unparteiisch das Für und Wider erwägt, so dürfte man geneigt seyn, die vielen Klagen über die hohen Sätze des Zolltarifs nicht unbedingt, als gerechte Anklagen gegen ihn und sein System anzusehen.

Aber das Bedrückende derselben, welches im Anfange, wo Fabriken, welche die so hoch besteuerten Gegenstände im Lande hervorbringen sollen, noch kaum im Entstehen sind, am meisten auffallen muß, verschwindet immer mehr, je mehr diese Fabriken sich eben dadurch vervollkommnen, und die vom Auslande bezogenen Waaren fast eben so gut, und für einen geringeren Preis, als diese selbst unbesteuert gekostet haben würden, liefern können.

Die großen Fortschritte, welche die verschiedenen Zweige des Ackerbaues, und vorzüglich der Manufakturen im Königreiche Neapel in der letztern Zeit gemacht haben, durch Zusammenstellungen in ein helles Licht zu setzen, ist der Zweck einer kleinen Schrift, *) welche so eben in französischer Sprache hier erschienen ist, aus welcher ich das Wesentlichste mittheilen will, indem ich nur wenige, nicht zur Sache gehörige Bemerkungen unterdrückte, und mir auch erlaubte in der Ordnung Einiges zu ändern, indem es mir schien, daß dort manches Zusammengehörende von einander getrennt ist.

*) Coup d'oeil sur l'industrie agricole et manufacturière du Royaume de Naples par Millenet, Naples 1832. Diese Schrift, die, so viel mir bekannt, der erste Versuch zu Ausfüllung einer Lücke in der Statistik von Europa ist, da viele Angaben, die sie enthält, noch wenig oder gar nicht im Auslande bekannt sein dürften, möchte wohl schwerlich sobald ihren Weg in den fremden Buchhandel finden, und scheint daher eine nähere Bekanntmachung zu verdienen.
Anmerk. des Einsenders.

Der Verfasser — Dirigent eines großen hiesigen Handelshauses — kündigt sich gleich im Anfange der Vorrede als einen Anhänger der Handelsfreiheit an; aber indem er auf der andern Seite große Beschränkungen zuläßt, möchte man eher das Gegentheil vermuthen; denn er sucht das entgegengesetzte System wenigstens in Rücksicht auf Neapel zu vertheidigen. — Noch Folgendes aus der Vorrede möge hier Platz finden.

„Der Zweck des neapolitanischen Staatsmannes," so drückt er sich aus, „bei Erhöhung des Tarifs, war unter andern auch den Arbeitslohn, welcher in Neapel höher als in der Schweiz, in Belgien, in Frankreich, und selbst in England — wegen der Maschinen — ist, ins Gleichgewicht zu setzen." — Er führt, bei dieser Gelegenheit, merkwürdige Thatsachen zum Beweise des paradox klingenden Satzes an, daß in Neapel der Arbeitslohn in eben dem Verhältnisse steigt, als der Preis der Lebensmittel sinkt; und umgekehrt, wodurch auch das eben Gesagte erklärlich wird.

„Bei der Theurung im Jahre 1816 hätte das glückliche Neapel, von so vielen Ländern allein, kein fremdes Getreide gebraucht, wenn nicht, durch den hohen Preis angelockt, die Vorräthe des vorhergegangenen Jahres ins Ausland wären verschifft worden. Ich erinnere mich, fährt er fort, daß zu dieser Zeit ein Kaufmann in der Provinz, der mehrere Schiffe zu beladen hatte, einer großen Menge Taglöhner dazu bedurfte. Diese boten sich bei der großen Theurung von freien Stücken zu 20 Gran (20 Kreuzer) für den Tag an, aber als der Preis des Brodes nach der Ernte von 1817 wieder fiel, konnte derselbe Kaufmann die Arbeiter, kaum zu 60 Gran täglich, bekommen, und der Lohn war also verdreifacht. — Der Charakter des neapolitanischen Volkes kann diesen Widerspruch allein erklären. Mit 20 Gr. täglich kann der Arme selbst bei der größten Theurung leben, aber wenn die Lebensmittel, wie gewöhnlich, im Ueberflusse vorhanden sind, dann werden sie so wohlfeil, daß er mit 60 Gr. sechs Tage leben kann, und also nur nöthig hat einen einzigen Tag in der Woche zu arbeiten, welches, mit seinen Bedürfnissen verträglich, seiner Neigung zusagender ist, indem er den Müßigang dem Wohlstande vorzieht."

Es folgt nun nach diesem Eingang die Auseinandersetzung der Fortschritte der Industrie in Neapel in den letzten 6 Jahren, und namentlich seit der Einführung des neuen Tarifs im Jahre 1824.

* * *

Digitized by Google

1. Wollene und baumwollene Gewebe.

Die Entwicklung der Industrie in allen Gattungen von Manufakturen seit der Einführung des neuen Tarifs, ist über alle Erwartung gewesen. Alle Kaufleute, welche die fremden Produkte führen, geben in ihren Magazinen nicht minder den gleichnamigen einheimischen einen Platz, der sich täglich vergrößert. So sieht man in den Läden, wo die Lyoner Seidenfabrikate verkauft worden, auch den Sammet, den Atlas und den Gros de Naples, nebst den Stoffen von S. Leucio und Catania. Die Tücher der Fabriken von Sora, Isola und Neapel stellen sich neben die französischen und belgischen Tücher mittlerer Sorte, und die baumwollenen Waaren von Piedemonte und Scafati vermischen sich mit denen von Manchester und der Schweiz, welche letztere fast gänzlich schon verdrängt sind. — Man kann also die Fabrikation der baumwollenen Zeuge als einen der beträchtlichsten Zweige der Industrie des Königreichs betrachten, besonders da das Material dazu im Lande einheimisch, und dessen Kultur eines großen Zuwachses fähig ist.

Die neapolitanische Baumwolle ist ein wenig kurz; aber seidenartig und sehr weiß. Das Königreich Neapel lieferte im Jahre 1808 bloß einige tausend Ballen, wovon der Cantaro (d. h. 100 Rotuli zu 33 Unzen jedes) nur 100 Duc., etwa 166 fl. geschätzt wurde. Dieser Preis erhob sich nach und nach, während des Kontinentalsystems (in welcher Zeit Neapel, in Konkurrenz mit der Levante, Frankreich, die Schweiz und einen Theil von Deutschland mit Baumwolle versorgte) bis auf 210 Duc., und man schätzte damals die jährliche Ausfuhr auf mehr als 30,000 Ballen. Dadurch allein schon konnte das Deficit in der, durch unterbrochenen Seehandel verhinderten Oel-Exportation gedeckt werden. Durch den Fall des Kontinentalsystems wurde dieser Handel ganz und gar vernichtet, und nachdem die Preise der Baumwolle plötzlich sanken, hörte ihre Ausfuhr gänzlich auf. Jetzt, nachdem man diesen Artikel im Inlande stark fabrizirt, fängt auch der Anbau der Baumwolle in Terra di Lavoro sich wieder zu heben an.

Die Einfuhr des englischen feinen baumwollenen Garns betrug 1824 nur 1000 Ballen jährlich, jetzt 6000; ein schlagender Beweis der Fortschritte dieses Industriezweiges. Dazu kommt aber noch viel einheimisches Garn aus den neuerrichteten Baumwolle-Spinnereien, die, begünstigt durch einen Einfuhrzoll, vom 25 Duc. auf den Cantaro des fremden baumwollenen Garns, sich immer mehr vervielfältigen.

(Schluß folgt.)

Die Mohammedaner in Indien.

8. Heirathsgebräuche.

Heirathen aus Liebe sind bei den Moslemin nicht denkbar, da der Freier das Angesicht seiner Erwählten erst nach vollzogener Vermählung zu sehen bekommt. Die Anwerbung geschieht von Seite der Familie des Bräutigams auf folgende Weise: Der Stammbaum des jungen Mannes, von einem Schönschreiber mit persischen Buchstaben auf Papier, welches mit eingepreßten und vergoldeten Wapenverzierungen geschmückt ist, geschrieben, wird nebst einer Nuzza oder Gabe von fünf goldenen Mohurs und 21 (die Glückszahl) Rupien auf eine flache silberne Schüssel gelegt, mit einem goldbrokatenen, mit silbernen Franzen eingefaßten Tuch bedeckt und von dem Brautwerber dem Vater der jungen Begum überbracht. Wird die Schüssel sammt ihrem Inhalt angenommen und behalten, so ist die Werbung genehm, wird sie aber zurückgeschickt, so ist Dieß ein stillschweigendes Zeichen daß der Antrag abgewiesen ist, worauf denn von beiden Seiten durchaus keine weitere Erklärung weder gegeben noch verlangt wird. Tritt der erstere Fall ein, so sendet der Bräutigam seiner Braut noch andere reiche Geschenke sammt dem Verlobungsring, und nun gilt der Kontrakt als geschlossen.

Bei einer der Vermählungsfeierlichkeiten, die auf eine solche Anwerbung folgen, war ich was man bei uns die Brautführerin nennt, und erschien bei diesem Feste, zu großer Verwunderung der eingebornen Frauen, die von Kindheit auf in ihren Sthnanahs eingeschlossen, noch nie eine Engländerin gesehen hatten, in englischer Tracht. Ich wurde von der Brautmutter in der großen Halle bewillkommt und eingeladen, mich mit ihr auf einen Teppich niederzulassen, wo mir ein von Gold glänzendes Gewand überreicht ward, das ich über meine Kleidung anziehen mußte. Nun folgte die Einführung bei der Braut; in einer Seitenhalle saß ein armes kleines Mädchen, das Gesicht auf die Knie gebeugt, die Braut, die ich mit Guirlanden von Jasmin. und dem Trauring zu schmücken hatte, der am Zeigefinger der rechten Hand getragen wird. Dann folgten die Ohrringe, das golddurchwirkte Gewand und der Diputtah, und als das Geldgeschenk überreicht war, fütterte ich meine liebe kleine Freundin, ein Mädchen von 12 Jahren, mit „sieben" Stückchen Zuckerkand und zog mich, nachdem ich ihr den ersten Kuß gegeben hatte, zurück. Nachdem noch mehrere Umkleidungen, Ceremonien und Prozessionen vorüber waren, wurde endlich der Bräutigam in den Sthnanah eingeführt.

Die Frauen drängen sich in die mittlere Halle, um durch die Blenden aus Bambus die wichtige Ceremonie der Einkleidung des Bräutigams in die Geschenke der Braut mit anzusehen. Der mittlere „Purdah" (Vorhang), in dem sich Oeffnungen befinden, um Hände und Füße hindurchzustecken, wird herabgelassen und vor demselben ein niedrer Stuhl gestellt. Nachdem alle diese Vorbereitungen vorüber und die Frauen gehörig verborgen sind, läßt man den versammelten Männern sagen, „daß man des Dullha bedürfe," worauf dieser unter einem betäubenden Getöse von Trompeten und Trommeln außerhalb und einem Gesange von weiblichen Stimmen innerhalb, in den Vorhof des Sinanah tritt. Er setzt sich nun auf den vor dem Vorhang für ihn hingestellten Stuhl, und befolgt mit kindlichem Gehorsam die ihm von den verborgenen Frauen ertheilten Befehle. Dann steckt er Hände und Füße durch die Oeffnungen des Purdah, und der nasse Mayndhie (die rothe Farbe, mit der Hände und Füße bestrichen werden) wird ihm von den Händen der Frauen, die er nicht sehen kann, mittelst Bandagen aufgelegt, womit man wenn die Zeit es erlaubt, fast eine Stunde zubringt, um die Farbe recht fest und glänzend aufzutragen. Diese Zeit wird durch sehr lebhafte Gespräche mit den verborgenen Damen verkürzt, die den Vortheil haben, zu sehen ohne gesehen zu werden; die Sängerinnen preisen in improvisirten Stanzen sein Glück, indem sie die Liebenswürdigkeit der Braut, die sie selbst jedoch nicht kennen, erheben, und ihm das Glück schildern, das seiner in dieser Ehe wartet, ungeachtet es bei dieser Ehestandslotterie auch eine Niete seyn kann. Kleine Stück-

Digitized by Google

chen Zuckerland werden ihm, während seine Hände und Füße noch von den Mayndhie-Bandagen gefesselt sind, von den Frauen gereicht; da er sie nun aber nicht selbst zum Munde führen kann und es als ein gutes Vorzeichen betrachtet wird, wenn der Bräutigam von den Süßigkeiten der Braut ißt, so halten sie ihm die Stückchen an den Mund, ziehen sie zurück wenn er darnach schnappt, und necken ihn so lange bis er endlich zu großer Belustigung der Frauen und zu seiner eigenen Genugthuung ein paar schöne Finger sammt der Süßigkeit erwischt. Ist Dieß vorüber, so wird um zwölf die Mahlzeit aufgetragen und die Nacht auf das Fröhlichste hingebracht, obgleich das stärkste Getränk bei diesem Fest nur aus Zucker und Wasser-Sorbet besteht. Tanz, Feuerwerk, die Mahlzeit, Betel und „Huka" sind die vorzüglichsten Unterhaltungen während der Nacht und man geht erst bei Anbruch der Morgenröthe auseinander. Der Aufzug, mit dem die Braut nach Hause geführt wird, ist prachtvoll, die Vermählung selbst aber, zu der alle die beschriebenen Festlichkeiten nur das Vorspiel sind, höchst einfach.

Eine Fastenpredigt im englischen Unterhause.

Schon einige Male mußte sich das englische Unterhaus von einem seiner Mitglieder, Herrn Parceval, über seine Gottlosigkeit den Text lesen lassen, und merkwürdig genug ist es, daß die Regierung, um den Zorneifer des frommen Schreiers zufrieden zu stellen, endlich seinem Antrage, einen allgemeinen Buß- und Fasttag für England anzuordnen, willfahren zu müssen glaubte, als könne in dieser vielbewegten Zeit ein nüchterner Magen mehr ausrichten, als ein nüchterner Kopf. Dieses, wenn auch nur augenblickliche, Hervortreten des alten puritanischen Geistes in dem öffentlichen Leben von England ist eine um so beachtungswerthere Erscheinung, als sie einen neuen Beweis gibt, wie tief alle in einem wahrhaft volksthümlichen Leben wachgewordenen Elemente, gute wie schlimme, wurzeln, und alle Zeitstürme und Reformen überdauern. England hat seine Rundköpfe noch so gut, wie zu Cromwells Zeiten; so melancholische, finstere, bigotte, grimmige und heuchlerische Zeloten, wie sie nur je im Hudibras lächerlich gemacht worden sind, und es liegt nicht an Herrn Parceval, wenn er nicht mit der Bibel in der Hand auszieht, „um die verfluchten Amalekiten mit der Schärfe des Schwertes zu schlagen." Noch lebt der düstere Charakter fort, den die Reformation auf der Insel des Spleens und der Nebel annahm, und das Parlament muß es sich gefallen lassen, einen Mann in seiner Mitte zu sehen, der bigotter Schwärmer oder Heuchler, in Frankreich unter den Schwertstreichen der Lächerlichkeit fallen, oder in einer deutschen Kammer dem Arzte übergeben werden würde.

Die Rede, durch die Herr Parceval die Berathungen des Parlaments, unmittelbar am Vorabende des großen Fasttages, unterbrach, ist so seltsamer Art, daß wir sie ihrem wesentlichen Inhalte nach unsern Lesern mittheilen zu müssen glauben. Eine ungewöhnliche Bewegung herrschte im Hause, als der puritanische Redner sich erhob, und nachdem sich der Sturm etwas gelegt, seine salbungsreiche Fastenpredigt in folgenden Worten begann:

„In Wessen Namen sitzt Ihr hier? frage ich Euch. In Dessen Namen, der nur in diesem Hause ausgesprochen zu werden braucht, um Klettern und Hohngrinsen von Euch gewärtig seyn zu müssen. In Wessen Namen sitzt Ihr hier?" — Hier unterbricht den Redner das Geschrei: „Zur Frage, zur Frage!" — „Denkt Ihr, denkt Ihr, sage ich, indem Ihr hier sitzt in der völligsten Vergessenheit Dessen, von dem allein Verstand, Weisheit und Macht kommt, nur einen Augenblick daran, daß Eure Werke gedeihen; kurz, daß Ihr einen Samen ausäen könnt, von dem eine gute Frucht entspränge? Ich frage Euch, wie könnt Ihr einen Segen von Eurer Arbeit erwarten, wenn Ihr nicht auf ihn vertraut, von dem alles Gute kommt? Wissen müßt Ihr, daß Arbeiten nicht gedeihen können, wenn man nicht durch Gebete zu ihm von seiner göttlichen Eingebung geleitet wird; und doch sitzt Ihr, eitle Sterbliche, Nacht für Nacht und Tag für Tag hier, und vergeßt, daß in Eurem sündigen Wesen Eure Arbeiten im Weinberge vergeblich seyn müssen. Kennt Ihr nicht das Wort der heiligen Schrift?" — (Lange Unterbrechung.) „Wie steht die Rechnung dieses Hauses mit Gott? Zweimal schon erging an Euch die Mahnung; zweimal schon ist den Gemeinen von England entboten worden, sich vor dem Herrn zu demüthigen und die Gnade Dessen anzuflehen, von dem allein alles Gedeihen kommt?" (Große Unterbrechung. Hunt erhebt sich, um bemerklich zu machen, daß das verehrliche Mitglied bei Herannäherung des Fasttages wahrscheinlich eine Vertagung des Hauses verlangen wolle, und deßhalb die Sitzungen geschlossen werden könnten.)

„Es ist nicht meine Absicht, eine Vertagung in Antrag zu bringen," fährt Herr Parceval fort, „sondern ich erhebe mich, das Haus gegen die schlimme Bahn zu warnen, die es eingeschlagen hat." (Großes Getümmel, während dessen einige Mitglieder des Hauses aufstehen und die Sitzung verlassen. Nachdem die Ordnung wieder etwas hergestellt ist, fährt Herr Parceval fort:) „Ich spreche zu jenen Mitgliedern, die ich jetzt davon gehen sehe, und die, wenn von eitlen und frivolen Dingen die Rede wäre, hier bis fünf oder sechs Uhr Morgens sitzen geblieben seyn würden, jetzt aber bloß bei Erwähnung von Gottes heiligem Namen dahinfliehen, statt sie hier bleiben sollten, um von meinen Lippen die Warnung Dessen zu hören, der mich hieher gesandt hat. Abermals stehe ich hier vor den Menschen, ich stehe hier abermals, um eine leichtfertige Generation vor der Gerechtigkeit und Vergeltung zu warnen, die ihrer harrt. Wenn Ihr glaubt, daß ich hier aus meiner eigenen Kraft stehe — wenn Ihr denkt, daß ich nicht von dem Herrn gesendet bin, um Euch vor dem Abgrunde zu warnen, auf den Ihr losstürzt, so sage ich Euch Allen, daß Ihr Euch täuscht." (Große Unterbrechung.) „Ich wiederhole es, ich stehe nicht hier in meiner eigenen Kraft, sondern in der Kraft Dessen, der mich gesendet hat, und ich flehe Euch daher an, mir einen Augenblick Gehör zu schenken. Meine Stimme könnt Ihr zwar leicht übertäuben, aber mit seiner Gnade will ich es versuchen, Eure Seele über den Zustand zu enttäuschen, in den Ihr, von der göttlichen Gnade verlassen, gerathen seyd. Zweimal schon erging an Euch die Mahnung, Euch zu demüthigen, und zweimal schon entschlaget Ihr Euch dieser Aufforderung durch die Spitzfindigkeit elender Formalitäten. Aber wie wurde die unerhörte Verachtung seiner Warnung an Euch bestraft? In Eurer Mitte wüthet die Geißel der Götzendienerei und der Gottlosigkeit." (Hier ist der Redner einige Zeit nicht mehr zu verstehen.) „Eine Bill wurde eingebracht, und ich foderte Euch auf, Gottes Namen, der aller Dinge Anfang ist, voranzusetzen. Ich warnte Euch vor Gottes Zorngeißel, allein mein Rath und meine Warnung wurde verworfen." (Unterbrechung.) „Die Lenker dieses Landes haben einen Fasttag angeordnet, aber ich sage ihnen, daß dieses Fasten in den Augen ihres Gottes eine feierliche Verspottung ist, an der er nicht Gefallen finden kann. Ihr habt Eure Einwilligung zu einem Fasttage gegeben, aber Eure Herzen nicht gedemüthigt. Glaubt Ihr, daß Gott der Herr sich werde täuschen lassen? Glaubt Ihr, daß er nicht Eure Herzen erforschen werde, um zu sehen, ob sie aufrichtig sind? Ich sage Euch, er hat Eure Herzen erforscht und gefunden, daß Ihr Euch bei dem Feste, das Ihr angeordnet, nicht in einem Geiste der Zerknirschung, Demuth und Reue ihm nähertet; daß Ihr zu ihm nicht emporblickt im Geiste des Glaubens, als zu Dem, von dem allein Glück und Segen kommt. Aus welcher Ursache das Fasten angeordnet wurde, will ich nicht untersuchen; aber so viel weiß ich, daß es nicht im Geiste freiwilliger Demüthigung vor Gott angeordnet worden ist. Deßhalb wird es auch den Fluch nicht von Euch abwenden, der drohend über Euch schwebt. Es wurde nicht ausgesprochen, daß die Pest, die an Euern Ufern wüthet, die von dem beleidigten Gott gesendete Geißel ist, und daß zu deren Abwendung das Fasten angeordnet worden sey; deßhalb sage ich Euch, daß es Euch bei dem Herrn nichts nützen, und er Euch vielmehr noch mit gröberm Weh und Herzeleid heimsuchen wird. Daher entschloß ich mich, Euch zu warnen, und nach feierlichem Gebete habe ich es unternommen, diesen Entschluß auszuführen. Ich sage dem Hause, daß zur Vergeltung des Spottes, den man mit Gott zu treiben gewagt hat, dieses Land nackt und verödet werden wird. Wartet nur noch eine Weile zu, und Ihr werdet insgesammt vernichtet werden. Das Schwert des Verderbens ist nicht mehr fern von Euern dem Untergange geweihten Häuptern. Dieses verkünde ich Euch und glaube es, denn

Digitized by Google

es ist das Wort Gottes durch den Mund seines demüthigen Knechts, das zu Euch spricht. Noch mehr, ich verkündige diesem Hause, daß die Kirche dieses Landes bald tief erniedrigt werden wird; ja und bald wird die Stunde dazu schlagen, denn sie ist voll von Verderbniß und hat mit ihren Lehren Hurerei getrieben. Dieß werden Eure Augen sehen, darum zittert!" (Großes Getümmel: „Zur Frage! zur Frage!") „Wohl könnt Ihr mich für wahnsinnig halten; aber die Zeit naht heran, wo meine Worte sich erfüllen werden. Ich sage den Lenkern dieses Staates, daß der Herr tief in ihr Herz geblickt hat; er sieht, daß sie ihren König nicht lieben, sondern über seinen Sturz Rath halten. Sie glauben, daß sie ihn mit einem Netze umgarnt, aus dem kein Entrinnen; aber Gott wacht über ihn und wird ihre ruchlosen Anschläge zunichte machen." (Großes Geschrei: „Zur Frage! Zur Frage!") „Ja, Gott treibt mich zu sagen, Was zu erwarten steht von des Volkes Mißachtung und Lauheit in seinem heiligen Dienste. Ich sage den Lenkern dieses Staates, Gott sieht es, daß sie glauben, den König fest mit ihren Netzen umstrickt zu haben; aber er ist der Gesalbte des Herrn, und das Herz des Königs ist in des Herrn Hand, und sie werden ihn nicht festhalten können, obgleich sie ihn in ihren Schlingen zu halten glauben. Ich weiß es, es gibt unter Euch fromme Herzen, die sich in aufrichtiger und wahrer Demuth vor dem Herrn beugen. Tausendfacher Segen möge über sie ausströmen; denn der Herr lohnt gern, die auf ihn ihr Vertrauen setzen." (Großes Getümmel.) „Wahrlich, ich sage Euch, der Sturm zieht heran, und kommen wird, der Euer Gott und Herr ist." —

Bis hieher war der Redner gekommen, als Lord Santon dem Sprecher des Hauses bemerklich machte, „er sehe einen Fremden auf der Galerie" — was eben so viel ist, als der Antrag, die Zuhörer entfernen zu lassen, was der Sprecher unverzüglich bewerkstelligte. Das Haus blieb noch eine Zeit lang bei verschlossenen Thüren versammelt, und so sind wir leider um den Schluß der erbaulichen Strafpredigt gekommen.

Die Urbewohner der Insel Borneo.

(Von Dalton.)

In allen Theilen von Borneo, die ich besucht habe, finden sich unzweifelhafte Beweise, daß die Insel ehemals von einer andern Menschenrace bewohnt war, als der, welche die gegenwärtige Bevölkerung der Insel bildet. Die Malaien sind offenbar Einwanderer und finden sich nur an den Küsten und im Innern nur als Sklaven. Auf der Ostküste von Borneo sind sie sehr mit Bugis gemischt, und alle Fürsten und Großen des Landes sind Bugis und näher oder weitläufiger mit Familien in Celebes verwandt; daher der große Einfluß der Bugis auf der ganzen Insel. Kein Malaje, so reich er auch seyn mag, genießt einer Achtung wie ein Bugis, und sie sind überall als eine untergeordnete Race betrachtet, besonders in Coti, wo weder ihre Personen noch ihre Besitzthümer in Sicherheit sind; überall findet man sie als Sklaven, während man im ganzen Archipelagus vielleicht nicht zwölf Familien findet, welche Bugis als Sklaven besitzen, und Bugis weigern sich sogar, Europäern als Lastträger zu dienen, obgleich sie sonst ihren Vorrang anerkennen; aber sie halten es für eine Entehrung für sie zu arbeiten; dagegen verkauft sich ein Bugis ohne Widerwillen an Einen seiner Nation, obgleich er sich auch dann nicht als Sklaven ansieht, oder von irgend Jemand so nennen läßt, sondern immer seine Freiheit durch Rückerstattung des Kaufgeldes zurückzukaufen sich vorbehält, während ein Malaje nicht nur als der Sklave seines Bugisherrn angesehen wird, sondern sogar als der Sklave der an seinen Herrn sich verkaufenden Bugis. — In ganz Borneo werden die Diaks als die ursprünglichen Bewohner angesehen. Sie sind ein eigenthümlicher Stamm, der keine Aehnlichkeit mit irgend einer andern Menschenrace hat, sowohl an physischer Form als an Sitten und Gewohnheiten. Sie finden sich allein in Borneo und Celebes, und sonst nirgends in der Welt; aber auf diesen beiden Inseln findet man sie überall. In Pontiana und Coti, den Ost- und Westspitzen von Borneo, findet man sie wenige Meilen von der Küste, ebenso von Point Salakan bis Sulu, vom Süden bis zum Norden, in einer Distanz von zweihundert und fünfzig geographischen Meilen. Nirgends sind sie Meister der Küste; aber man kann auf keiner Seite nur einige Stunden ins Innere gehen, ohne sie anzutreffen. Sie unterscheiden sich in verschiedenen Theilen des Landes durch Tracht und Gewohnheiten; aber überall finden sich bei ihnen dieselben Grundzüge; gegen die Mitte und den nördlichen Theil der Insel sind sie am uncivilisirtesten, gehen nackt und wild in den Wäldern und sollen in einem vollkommenen Naturzustande leben. Niemand hat bis jetzt bezweifelt, daß sie die Urbewohner des Landes seyen. Allein wie kommt es denn, daß man in den verborgensten Theilen der Gebirge und über das Ganze der Insel hin Ruinen von Tempeln und Pagoden findet, die in Allem denen in Indien gleichen und alle Zeichen indischer Mythologie an sich tragen? Ich habe in der Provinz Wahn, wenigstens vierhundert englische Meilen von der Küste, solche Tempel mit großer Kunst ausgeführt und mit allen Figuren, die sich auf indischen Tempeln finden, ausgeschmückt gefunden. Ich konnte mich hierin nicht täuschen, da ich sowohl in Bengalen als an der Küste von Coromandel und in andern Theilen von Indien, wo solche Monumente bestehen, reiste und Zeichnungen indischer Tempel von der Halbinsel und von Java zur Vergleichung bei mir hatte. Die Identität ist vollkommen so wie die der Götterbilder, die man in denselben Stellungen findet, wie in Indien und Java u. s. w. Ich habe einige hundert solcher Bilder gesehen und viele aus Kupfer, doch die letztern sind seltener, weil, wie ich Gründe habe zu glauben, die Diaks sie schmelzen, um Fischhaken, Ringe u. dgl. daraus zu gießen. In den meisten dieser Tempel finden sich guterhaltene Charaktere, sowohl innen als außen, und ganz dieselben wie in Indien. Viele dieser Inschriften und Götterbilder sind von den Agis, d. h. von den mohammedanischen Priestern und ihren Anhängern den Arabern, zerstört und zerbrochen worden.

In dem ganzen Lande herrscht noch eine andere Tradition, nämlich daß die Chinesen einst einen Theil der Gegend bewohnt haben, und daß sich Spuren von Tempeln und Palästen ihrer Fürsten finden. Dieß ist eine unter den Diaks sehr verbreitete Sage, und ich möchte sagen, die allgemeine Meinung aller, die sich mit dieser Frage beschäftigt haben, sowohl arabischer als Bugispriester, und des Sultans von Coti. Die Meinung der Diaks jedoch kann von keinem Interesse seyn; sie können nicht schreiben, und jeder weiß nur, was er selbst gesehen hat. Ich habe auf meinen Reisen durch fünf große Staaten nur drei Diaks, Häuptlinge in dem Lande des Sultans Sedschen, gefunden, die die Bugissprache schreiben konnten, und daher als Wunder angestaunt wurden. Alle Kenntniß der Diaks kommt von den Bugis und Arabern, die gelegentlich ins Innere kommen. Um mir zu beweisen, daß die Chinesen ehemals das Land besessen hatten, zeigte man mir viele Ackerbau-Instrumente und Kochgeräthe, die man zu verschiedenen Zeiten ausgegraben hatte, und die meistens aus Kupfer waren; aber alle waren von indischer Form, und gerade dieselben, deren man sich noch in Indien bedient. Ebenso zeigte man mir Grabstätten, die aber ebenso alle unzweifelhaft indischen Ursprungs waren, und es fanden sich sogar noch viele Teiche in der Nähe derselben und der Pagoden, die ein unwiderlegbarer Beweis ihres Ursprungs sind. Ueberhaupt findet sich keine Spur von chinesischen Ueberresten, noch ist irgend Jemand im Lande im Stande, chinesische und indische Alterthümer zu unterscheiden; denn Niemand ist weiter gereist als nach Celebes, wo sich wenig chinesische und keine indischen Denkmäler finden, und sogar die allerunterrichtetsten unter den Bugis und arabischen Priestern, die den Sultan von Coti mit mir ins Innere begleiteten, je weiter als nach Java und Penang, höchstens nach Acheen gekommen, ausgenommen zwei Araber, die in Indien gewesen waren, und die meine Ansicht theilten, sie aber nicht entschieden auszusprechen wagten, weil der Sultan sich gegen meine Ansicht erklärt hatte, und behauptete, seine Kenntniß unmittelbar von Mohammed zu erhalten. Als daher der Sultan einst die Frage den Umstehenden vorlegte, so wurde ich sogleich durch den einstimmigen Ausruf zum Schweigen gebracht: „Wer darf Mohammeds Günstling auf Erden widersprechen!" Ueberhaupt läßt sich von Niemand einige historische Kenntniß über den Archipelagus erwarten, als von den Bugis, dem gebildetsten Theile der Bevölkerung; sie halten regelmäßige Chroniken, auf die man sich ziemlich verlassen kann, und Wer über historische Punkte Nachrichten wünscht, wird wohl thun, sich an die Bugis in Macassar, Boni und Wagiu zu wenden, wo er mehr über die Molukken und die malajischen Besitzungen überhaupt erfahren kann, als sonst irgendwo, selbst auf der Halbinsel Malacca; namentlich aber über Borneo kann man nur in Macassar gute Nachrichten einziehen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 100. 9 April 1832.

Bekenntnisse eines Saintsimonisten.

Viertes und letztes Kapitel.

Rückkehr von einer saintsimonistischen Mission — Anarchie und Auflösung.

In Träume versunken saß ich auf einem Eilwagen, der von Orleans nach Paris fuhr. Ich kehrte zurück von einer Mission nach der Bretagne, nach Aunis und Saintonge. Ich hatte in Tanzsälen, im Theater, im Ballspielhause, u Brest, zu Loricut, zu Nantes, zu Rochefort gepredigt. Auf den öffentlichen Wagen, im Gasthofe, im Kaffeehause, zu Schiffe war ich Apostel gewesen; ich hatte mit den Journalisten und Gelehrten der Provinz, mit den Maires und Kommissären mich ereifert. Mehrmals war ich nahe daran, von Geld entblößt zu werden; nicht besser ging es meinem Gefährten, einem trefflichen jungen Menschen; wir mußten uns jedem Verdachte, jeder Beleidigung bloßgestellt sehen. Die bestandenen Abenteuer gingen nochmals in meiner Erinnerung auf, während ich mich Paris näherte; ich zählte mir die in jeder Stadt gewonnenen Anhänger, einen um den andern auf; ich dachte an Emil Souvestee, einen herrlichen Freund, den ich zu Nantes unserer Sache gewonnen; dann sagte ich zu mir selbst: „In wenigen Augenblicken werde ich an der Brust meiner großen Familie liegen, die ich seit zwei Monaten nicht gesehen. Wie freudig werden sie mich in ihre Arme schließen, mit welchem Entzücken werden sie den Bericht meiner Bemühungen und meiner Siege anhören. Morgen werde ich meine gewohnte Stelle und meine alten Beschäftigungen wieder antreten."

Ich zitterte vor Ungeduld; einige Stunden später betrat ich das gemeinschaftliche Gebäude. Alle, die mir begegneten, umarmten mich mit kalter Verlegenheit und eilten an mir vorüber. Ich ließ mich in einen Salon führen; ein Theil des Kollegiums war hier versammelt; alle Gesichter trugen Spuren langer Schlaflosigkeit; ihre Augen waren eingefallen, ihre Lippen bleich, ihre Haare in Unordnung; ich erblickte verzerrte Züge, fieberhaft glühende Blicke; die Stimmen erklangen hohl und traurig. Von Zeit zu Zeit erhoben Alle ein verworrenes und heftiges Geschrei, das nach und nach sich legte, bis Alles wieder ruhig wurde. Endlich erhielt ich Licht durch Das, was ich hörte. Man sprach von einem der Oberhäupter und einer großen Anzahl Derer, die ich zu lieben, um Rath zu fragen gewohnt war, als ob von Verstorbenen die Rede gewesen wäre. Ich hörte Stimmen, welche sagten: „Die geheime Doktrine nur fruchtet uns, die gleich einer Quelle ihr kleines verborgenes Bett sich grub; sie, die der Vater Enfantin hervorspringen ließ, um unsre Lippen zu benetzen. Weg von hier, weit weg von hier, ihr Doktoren, Philosophen, Republikaner, weg von hier, Menschen der alten Pflicht, der alten Moral; wir rufen die freie Frau auf, uns die neue Moral zu verkünden. —" Von einer andern Stimme vernahm ich: „Dich rufen wir an, Dich flehen wir an, Dich erwarten wir, lebendiges Urbild der neuen Moral, Königin des Orients und des Occidents, des heidnischen und des christlichen Roms, göttliches Mannweib (Androgyne), wo bist Du, höchste Vermählung des Beweglichen und Unbeweglichen, der Anhänger der Ehescheidung und der Anhänger der ehelichen Treue?"

Kaum verstand ich, was sie sagten; ich war wie von einem bösen Traume befangen; Schweiß rann von meiner Stirne. Und von einer andern Seite des Saales erhob sich eine Stimme und sagte: „Weg mit der geheimen Doktrine. Die Emanzipation der arbeitenden Klasse, die wahre Freiheit gilt es. Jeder empfange seinen Antheil an Ruhe, an Reichthum nach dem Maße seiner Arbeit und seiner Tugend. Friede der Familie! Die heilige Individualität trete hervor. Die Autorität sey frei, einfachen Herzens, aufrichtig! Keine geheimen Versammlungen mehr, keine Mauern zwischen uns und der Welt. Nicht die Trümmer der alten Throne und Altäre wollen wir wieder aufrichten. Memphis und Venedig mögen in ihren Gräbern ihre Knochen und ihre Geheimnisse behalten!"

Einen Monat lang bat und beschwor ich, einen Monat lang trug ich nach einem Jahre des Glücks und der Begeisterung die bittern Schmerzen der Enttäuschung. Am 21 November sagte ich mich von der ganzen saintsimonistischen Hierarchie los.

So zerrissen endlich vor meinen Augen einige glänzende Schleier; ich war bestürzt darüber, als ich sie fallen sah, denn thörichterweise glaubte ich Anfangs, es sey der Azur des Himmels selbst, der zerrissen worden. Und bis auf diese Stunde noch fühle ich einen tiefen Schmerz in der Brust; aber meiner Einsamkeit und Kränklichkeit ungeachtet, bin ich ruhig und vertrauensvoll. Wenn der ungestüme Ozean, der die Kinder dieses Jahrhunderts vor sich hertreibt, das Zelt in Stücke zerrissen hat, unter dem ich meine Tage zu beschließen gedachte, so hat er wenigstens nicht in meiner Brust die Saat der hochherzigen Gedanken zerstört, die Freundeshand darein gelegt hat. Sie wird in mir und um mich her fortblühen. Menschen des neunzehnten Jahrhunderts, meine Brüder, nie werde ich vergessen, daß wir am Vorabend eines neuen Beginns der Staats-

Digitized by Google

gesellschaft stehen, die unaufhörlich sich erneut und stirbt, um nochmals sich wieder zu gebären. Unsere Generation wird wenig niederzureißen haben, da Alles hinter ihr Ruine ist; aber eben so wenig aufzubauen, weil vor ihr zu Allem erst der Grund zu legen ist; Gott und die Menschheit sind die beiden großen Fragen, die sie durch eine gewissenhafte Untersuchung zu lösen hat. Kommt nur, meine alten Träume von Familie und Vaterland, und stoßt nicht von euch zurück die neuen Gefährten, die euch meine Rückkehr mitbringt; es sind keine Feinde von euch, wenn sie gleich hochfliegender und kühner sind, als ihr!

Ueber die Fortschritte der Industrie und des Ackerbaues im Königreich Neapel, seit der Einführung des neuen Tarifs im Jahre 1824.

1. Wollene und baumwollene Gewebe.

(Schluß.)

Die älteste und wichtigste Baumwollenfabrik ist diejenige des Herrn Egg in Piedemonte d'Alise. Sie bestand schon mit Vortheil vor dem neuen Tarif, und ist seitdem noch viel bedeutender geworden. Mit ihr wetteifert die Fabrik der Herrn Meyer und Zollinger in Scafati, und die von Alfredi. Diese Fabriken geben denen in Frankreich und der Schweiz nichts nach.

Die Tuchmanufaktur ist für das Land nicht weniger vortheilhaft als die Baumwollenfabrikation, denn die Wolle von Appulien und Basilicata hat immer einen sehr wichtigen Ausfuhrartikel gebildet, welcher jetzt im Lande selbst verarbeitet wird. Ja man muß sogar schon seine Zuflucht zu fremder Wolle nehmen, da die feinere Qualität noch fehlt. Aber es steht zu hoffen, daß die Landbesitzer ihre Heerden immer mehr zu verbessern suchen werden, obgleich die Landwirthe in Appulien und Basilicata größtentheils noch immer nicht von ihrem alten Systeme abgehen wollen, was um so unbegreiflicher ist, als diese Provinzen in den vortrefflichen Weiden und dem besten Wasser Alles besitzen, was zu einer solchen Verbesserung führen kann.

Indessen ist doch schon der Anfang dazu gemacht und der Prinz Butera *) ist der erste gewesen, welcher Merinos in das Königreich eingeführt. Eigentlich kaufte er erst in Neapel eine auf bloße Spekulation von Genf dorthin geschickte Heerde für seine Besitzungen in Sizilien. Noch früher als diese im Hafen del Varto in den Abbruzzen gelandete Heerde diese Provinz durchzog, aber nirgends Absatz finden konnte, war ein verständiger Gutsbesitzer, Herr de Meis, der einzige, der diese Gelegenheit benutzte, um sich einige Hundert dieser Schafe zu verschaffen. Durch diese ist es ihm gelungen seine Heerden so zu verbessern, daß er hoffen kann, in 3 bis 4 Jahren, durch etwa 50 Schafböcke, an 10,000 reine Merino-Schafe zu besitzen. Schon jetzt verkauft er seine Wolle an die Fabriken im Lande um 40 pr. theurer als die von den gewöhnlichen Schafen.

Die vornehmsten Tuchfabriken sind die der Herrn Sava, Zino, Manna und Polsinelli. Zu ihnen haben sich verschiedene Tuchfabrikanten aus dem Languedoc gesellt, die früher ihre Tücher hieher schickten, aber da sie die Konkurrenz mit den hiesigen nicht mehr aushalten konnten, es für vortheilhafter hielten, ihre Industrie und ihre Kapitalien in das Land selbst zu verpflanzen. — Alle diese Fabrikanten ohne Unterschied, haben sich der großmüthigsten Unterstützung der Regierung zu erfreuen, die ihnen durch Erlassung mancher Abgaben und Einräumung von Gebäuden, unter denen viele aufgehobene und in Fabriken verwandelte Klöster sich befinden, auf jede Art behülflich ist. Und nichts ist wohl ein klarerer Beweis der Vortheile, die dieser Industriezweig schon jetzt darbietet; indem er noch mehr für die Zukunft verspricht, als der Entschluß des größten und berühmtesten Fabrikherrn in Europa, des Herrn Ternaux aus Paris, in Solmona, der Hauptstadt der Provinz Abruzzo citra, eine Tuchfabrik für seine eigene Rechnung anzulegen, und dort Merinoheerden einzuführen. Schon hat die Regierung, ihrer löblichen Gewohnheit gemäß, dem Herrn Ternaux ein Local für dieses Etablissement angewiesen, von welchem zu erwarten ist, daß es nicht nur an und für sich selbst, sondern auch durch den Nacheifer, den es zu erwecken nicht ermangeln kann, von großem Nutzen für dieß Land seyn wird.

* * *

2. Seide und Seidenzeuge.

Man kann die Seidenfabrik von S. Leucio, welche von der Regierung selbst unmittelbar an den Gärten von Caserta angelegt worden ist, als eine Pflanzschule von Seidenfabrikanten ansehen, weil die dort gebildeten Arbeiter sich nach und nach auf ihre eigene Rechnung etabliren und ihre erworbenenen Kenntnisse solcher Gestalt weiter verbreiten. Dieß ist auch einer der Hauptzwecke dieses Instituts gewesen, und man muß gestehen, daß es keine bessere Art gibt, eine allen Neuerungen abgünstige Nation dafür empfänglich zu machen, und sie dahin zu bringen, ihren Vortheil besser einsehen zu lernen.

Die Stoffe von S. Leucio haben einen solchen Ruf erlangt, daß die elegantesten Damen sie den Lyonern, selbst bei gleichen Preisen, vorziehen, da letztere nicht dieselbe Festigkeit wie jene haben, weil die Franzosen gern viel Stoff mit wenig Material hervorbringen wollen. Aber auch die innere Güte der Seide, die einen vorzüglichen Glanz hat, den sie der Reinheit der Luft und des Wassers von Caserta verdankt, hat ihren Antheil an diesem Vorzug. — Wenn hier vor allen andern der Fabrikanstalt von S. Leucio Erwähnung geschieht, so ist es, weil man sie als das Muster und Vorbild aller der andern zahlreichen Seidenfabriken des Königreichs betrachten kann. Dieß gilt vorzüglich von denen von Catania in Sizilien, deren Waaren die glänzenden Läden der schönen Straße Toledo zieren.

Nicht minder verdient die Fabrikation der Näbseide erwähnt zu werden, da diese durch die Industrie des Herrn Fenizio eine solche Vollkommenheit erlangt hat, daß sie einen keine Konkurrenz fürchtenden Ausfuhrartikel bildet, während die Seiden- und andere Stoffe nur die des Auslandes ersetzen, ein Artikel, der so sehr gesucht ist, daß dieser Fabrikant nicht im Stande ist, die Bestellungen zu befriedigen, die von allen Seiten, besonders von Nordamerika und Brasilien, einlaufen. Die Eigenschaften der calabrischen Seide, welche Festigkeit mit dem schönsten Glanze verbindet, eig-

*) Bekanntlich ein Hannoveraner von Geburt.
Anm. d. Einsenders.

Digitized by Google

nen sie besonders zum Verspinnen. Die zu 4/5 Cocon gesponnene Seide wird selbst in London und Lyon zu demselben Preise verkauft wie die gleichnamige lombardische; und wenn sie im Ganzen noch nicht dieselbe Vollkommenheit erlangt hat, so muß man bedenken, daß dieser Industriezweig noch im Entstehen, und theilweise noch in den Händen von unwissenden Spinnern, größtentheils Bauern, ist. Aber es gibt auch ausgezeichnete Spinnereien, deren Produkte den besten von Oberitalien nichts nachgeben. Dieß sind vorzüglich die von Barbera in Caserta, von La Prea und Gargiullo in La Barra, und von Jaccarino in Portici — Alle in der nächsten Nachbarschaft von Neapel.

(Schluß folgt.)

Ancona.

Die dreifarbige Fahne ist für Ancona kein neuer Anblick. Im Verlauf von 40 Jahren hat diese Stadt viermal die Franzosen, und vielleicht eben so oft die Oesterreicher, einmal die Russen und Türken gesehen. Die Küste des adriatischen Meeres bildet 77 Lieues von Rom eine Krümmung in Gestalt eines Halbmondes, die ein langer Hafendamm vollständig macht, ein Werk des Alterthums, Molo genannt. Dieser Kreisbogen schließt einen herrlichen Hafen ein, der wohl die Ehre verdiente, von Trajan mit einem marmornen Quai eingefaßt zu werden. Ein Triumphbogen von parischem Marmor auf dem Molo dient noch heute als Beweis der Dankbarkeit der alten Anconitaner. Dem antiken Triumphbogen gegenüber erhebt sich zu Ehren Papst Benedikts XIV ein anderer Triumphbogen; aber zwischen beiden Denkmälern ist kein geringerer Unterschied, als zwischen dem Kaiser und dem Papste.

Das Gestade erhebe sich allmählich, und an diesem Abhang ist die Stadt gebaut, die wie fast alle italienischen Städte, ziemlich unregelmäßig sich längs dem Halbmonde ausdehnt, der den Hafen bildet. An ihrem äußersten Ende nach dem Lande hin befindet sich die Citadelle, welche die Straße von Sinigaglia beherrscht. Befestigungen dehnen sich hinter der Stadt aus und Hügel, die sich außerhalb derselben erheben, wie der Monte Gardetta, Monte Galeazzo und einige andere, sind mit Batterien und Redouten besetzt, dem Befestigungssystem der Stadt einverleibt und decken die Zugänge von der Landseite. Die Batterien auf den zwei äußersten Punkten des Hafens können, wenn die Garnison ihrer Meister ist, die Schiffe in ein Kreuzfeuer nehmen, so lang der Molo nicht von einer feindlichen Flotte auf der Seite angegriffen wird. Auf einer kleinen, mit dem Lande verbundenen Insel haben die Päpste das Lazareth erbauen lassen, das als Quarantäneanstalt für eine Stadt von großer Wichtigkeit ist, die in so häufigem Verkehr mit der Levante steht, wie Ancona; denn obgleich der Hafen Gefahr läuft, sich zu versanden, und nicht mehr so schön wie vor Zeiten ist; so bleibt er doch noch immer einer der besten Häfen auf der Ostseite Italiens, wenigstens für die Kauffartheischiffe. Uebrigens ist Ancona durch seine Lage am besten geeignet, die Waare der Levante nach dem Innern des Landes zu vertheilen und den Stapelplatz aller Kaufmannswaaren und Bodenerzeugnisse von Italien zu bilden, die man nach dem Orient versenden will. Wirklich gewährt auch Ancona den Anblick einer Seestadt wie man sie in Toscana oder Ligurien sieht; man erblickt da in bunter Mischung alle Religionen und Trachten der verschiedenen Nationen; ein reges Leben bewegt sich auf den Hafendämmen, Schiffe kommen und gehen, man spekulirt, Handelsunterhandlungen bereiten sich vor: lauter Dinge, wie sie in den Städten der päpstlichen Staaten nicht zu finden sind. An der Börse werden große Wechselgeschäfte gemacht, und die 5000 Juden, die ungefähr den fünften Theil der Bevölkerung bilden, tragen nicht wenig zur Lebhaftigkeit des Verkehrs bei; sie sind neben den Griechen die Wechselhändler und Mäkler auf der Börse. Die Päpste haben sie in ein ungesundes Stadtviertel verwiesen, das wie zu Rom der Ghetto heißt. Ancona hat auch seine Lazzaroni, die aus Fischern und Lastträgern bestehen. Nach italienischer Sitte bewohnt der Adel große Gebäude, die den stolzen Namen Paläste führen, unterhält zahlreiche Dienerschaften und läßt seine Güter durch Intendanten verwalten.

Ancona soll seinen Ursprung der Liebe zur Freiheit verdanken, durch welche Einwohner von Syrakus bewogen wurden, die Tyrannei des Königs Dionys zu fliehen und die Küste von Ancona, die am günstigsten zur Anlegung einer Kolonie schien, als neues Vaterland zu wählen. Die Nachkommen dieser syrakusanischen Flüchtlinge wurden später unter dem Namen Picenaten römisch und genossen aller Vorrechte der römischen Bürger. Wahrscheinlich lag die alte Stadt ganz auf dem Vorgebirge, wo man jetzt die Kathedrale erblickt, die an der Stelle eines Venustempels erbaut worden seyn soll, und die Stadt und den Hafen beherrscht. Durch die Gothen zerstört, wurde Ancona in der Folge wieder aufgebaut, und gelangte nach dem Sturze des römischen Reiches zu ansehnlichen Freiheiten. Dieser kleine Staat machte nur wenig von sich reden, gelangte aber in der Stille zu großer Blüthe, und wurde im Mittelalter eine der wichtigsten Handelsstädte Italiens. Ancona hatte eine kleine Flotte, mit der sie die von den Kreuzfahrern in Besitz genommenen Seestädte des Orients besucht. Bevor Florenz einen Hafen besaß, war es vorzüglich Ancona, durch das es die Erzeugnisse seiner Manufakturen nach dem Morgenland versendete.

Ancona würde glücklich geblieben seyn, wenn der kriegerische Muth seiner Bewohner ihrem kaufmännischen Unternehmungsgeist gleich gewesen wäre. Da es sich nicht im Stande glaubte, den Seeräubern die Spitze zu bieten, so begab es sich unter den Schirm der Päpste, die, unter dem Vorwande, die Stadt zu schützen, eigentlich aber um sie im Zaum zu halten, die Citadelle erbauten. Die Anconitaner wurden Unterthanen des Papstes; übrigens behielten sie größere Freiheiten, als die übrigen Bewohner des Kirchenstaates; wenigstens legte man ihrem Handel keine Fesseln an; Juden, Griechen, Protestanten konnten sich in ihrem Hafen, der 1732 zum Freihafen erklärt wurde, niederlassen. Was der päpstlichen Regierung vorzüglich zur Ehre gereicht, ist die Erbauung des Lazarethes, das Vanvitelli baute.

Das achtzehnte Jahrhundert ließ Ancona nicht unberührt von seinen Stürmen. Im Jahre 1799 hatten die Franzosen eine römische Republik geschaffen, der nichts fehlte als die Republikaner. Während sie zum Rückzuge aus dem Königreich Neapel gezwungen, von den insurgirten Völkern Italiens verfolgt wurden, erschien eine russisch-türkische Flotte, die sich eben der jonischen Inseln bemächtigt hatte, vor Ancona und forderte den General Mounier zur Uebergabe auf. Inzwischen schlossen die Oesterreicher, von den italienischen Insurgenten unterstützt, die Stadt von der Landseite ein. Mounier behauptete sich unerschrocken gegen die vereinten Angriffe von Russen, Türken, Albanesen und Oesterreichern vom Monat Mai des Jahres 1799 bis Mitte Novembers, wo ihn endlich der völlige Mangel an Lebensmitteln und die fortgerückten Belagerungsarbeiten des Feindes zur Uebergabe nöthigten. Die französische Besatzung erhielt unter ehrenvollen Bedingungen freien Abzug nach Frankreich. Da die Oesterreicher die Kapitulation abgeschlossen hatten, so waren sie nicht wenig darüber entrüstet, die Russen, die bloß den Hafen blokirt hatten, zuerst ihre Fahne auf den Wällen von Ancona aufstecken zu sehen. Man zwang den russischen Adler dem Doppeladler zu weichen. Paul I soll über diese vermeintliche Beleidigung seiner Fahne sehr aufgebracht gewesen seyn, und damals den Gedanken gefaßt haben, sich Frankreich zu nähern, was durch ein übereiltes Wort gehindert wurde. Zwei Jahre nach dem Verluste Ancona's zogen die Franzosen dort abermals ein; allein als Bonaparte mit dem Papste Frieden schloß, gab er ihm die Stadt zurück. Später nahm er sie mit dem übrigen Kirchenstaate wieder ein, und machte aus ihr die Hauptstadt des Departements Mataure. Im Jahre 1814 besetzten die Oesterreicher nochmals Ancona, um es dem Papste zurück zu geben, der daraus, was es früher war, wieder eine Legation und den Sitz eines Bisthums machte. Die neueren Ereignisse, welche die besorgten Blicke aller Freunde des Friedens auf diese Stadt zogen, sind bekannt.

Ancona ist keine schöne Stadt, hat aber mehrere merkwürdige Gebäude, wie das Stadthaus, den Palast des Legaten, das Douanengebäude, das Lazareth, ein Findelhaus u. s. w. Die Börse ist mit Statuen von Heiligen geschmückt oder vielmehr überladen, die durchaus nicht auf die dort betriebenen Geschäfte Bezug haben. Die Stadt hat auch viele Kirchen und Klöster. Die Hauptstraßen erstrecken sich längs dem Meere. Der Hafendamm oder Molo, der gegen 100 Fuß Breite hat, dient am Abende den Einwohnern als Spaziergang; hier und in den Kirchen erblickt man das schöne Geschlecht von Ancona. Die Stadt fabrizirt nur noch Wachs, das von aus-

Digitized by Google

nehmend schöner Weiße ist. Auf dem Lande wird auch Seide, Getreide und Flachs gebaut. Die Ausfuhr besteht in Seife, Alaun und Leinwand. Es laufen jährlich gegen 1200 Schiffe in den Hafen ein, wo die Flaggen fast aller Seemächte Europa's zu sehen sind. Der Handel dieser Stadt wird einen neuen Aufschwung nehmen, wenn durch Kanäle oder Eisenbahnen Verbindungen zwischen ihr und dem Innern des Landes hergestellt würden.

Literarische Chronik.

Neueste französische Memoirenliteratur.

(Fortsetzung und Schluß.)

„Mirabeau kann, wo nicht ein großer, doch ein außerordentlicher Mann genannt werden. Als Schriftsteller nimmt er keine hohe Stufe ein; als Redner steht er nicht so hoch als Cicero, Demosthenes, Pitt oder Fox. Die meisten seiner Schriften sind bereits vergessen, und seine Reden, wenige ausgenommen, haben kein Interesse mehr. Die charakteristischen Züge seines Genies waren sein politischer Scharfsinn, seine Voraussicht der Ereignisse, und seine Menschenkenntniß; diese waren, meines Dafürhaltens, vorherrschender als alle übrigen Kräfte seines ausgezeichneten Verstandes. Es gab Augenblicke, in denen er selbst sagte, er fühle prophetische Ahnungen, und es schien in der That, als sähe er in die Zukunft. Man glaubte ihm nicht, weil Andre nicht so weit sahen, und weil man seine Vorhersagungen seinem Wunsch, Aufsehen zu machen, zuschrieb; allein ich weiß, daß er gerade damals, als er den Sturz der Monarchie voraussagte, die schönsten Hoffnungen von dem künftigen Schicksal seines Vaterlandes hegte. —

„Man hat viel von seiner Verkäuflichkeit gesprochen, und wenn man mehreren Schmähungen glauben darf, so standen seine Talente dem Meistbietenden zu Diensten. „Seit ich mich selbst verkaufe, pflegte er zuweilen zu sagen, sollte ich wohl genug gewonnen haben, um ein Königreich zu kaufen; aber, ich weiß nicht, wie es kommt, ich bin immer arm geblieben, ungeachtet mir mancher König mit seinen Schätzen zu Gebote stand." Man muß zwar zugeben, daß er in Geldangelegenheiten nicht eben überspannt delikat war, doch hielt sein Stolz ihn immer in den Schranken der Ehre, und er würde Den zum Fenster hinausgeworfen haben, der es gewagt hätte, ihm einen erniedrigenden Vorschlag zu machen. Er erhielt von Monsieur und später auch vom König eine Pension, allein er betrachtete sich als deren Agenten, dem diese ihre Angelegenheiten vertrauten, und nahm diese Pensionen nicht um sich von den Gebern beherrschen zu lassen, sondern um diese selbst zu beherrschen. Herr von Narbonne erzählte mir, daß er Mirabeau einst sagen hörte: „Ein anderer an meiner Stelle würde gern hunderttausend Kronen nehmen, aber ich bin nicht um hunderttausend Kronen feil." Es ist indeß möglich, daß diese Aeußerung in der nämlichen Eitelkeit ihren Grund hatte, die eine Opernkänzerin darin einen Vorzug erblicken läßt, daß man ihre Gunstbezeugungen zu so hohen Preisen sucht. Ist es wirklich wahr, daß er von Spanien und England bestochen wurde, wo kamen die Summen hin, die er erhielt, und wie kam es, daß er insolvent starb? Obgleich seine Ausgaben in Verhältniß zu seinen Einkünften bedeutend waren, so machte er doch kaum so viel Aufwand, als ein Mann von gewöhnlichem Vermögen, und wenn er in des Königs Angelegenheiten die Summen vertheilte, die er erhielt, so kann man ihn nicht der Habsucht beschuldigen, da er hiebei nichts weiter war, als der Geschäftsträger des Königs. —

„Als Mirabeau einst in Geldverlegenheit war, schrieb er folgende komische Epistel an seinen Vater:

Ni poisson, ni oiseau,
Je ne vis ni d'air ni d'eau;
De l'argent donc bientôt,
Père Mirabeau.

Sein Vater schrieb ihm folgende Antwort:

Sois poisson ou oiseau,
Vis d'air ou d'eau,
Je te f — au cachot.
Père Mirabeau.

Ich bin kein Vogel, auch ein Fisch bin ich nicht.
Drum sind Wasser und Luft für mich kein Gericht;
Geld allein nur macht mich froh;
Drum send' es bald Vater Mirabeau.

Sey meinetwegen ein Vogel oder Fisch,
Habe Luft oder Waſſer auf deinem Tiſch;
Du kommſt ins Loch, ich will es ſo;
Dein Vater Mirabeau.

„Mirabeau lebte mit seinem Bruder in beständigem Krieg. Der erstere war ein großes Leckermaul und ein starker Trinker, so daß er sich so gar einmal in der Nationalversammlung vergaß. Als sein Bruder ihm deßhalb Vorwürfe machte, erwiderte er: „Ich habe den einzigen Fehler, Du hast alle übrigen der menschlichen Natur an Dir, ich will also den meinigen behalten, damit man von unsrer Familie sagen kann, daß sie alle Laster in sich vereint."

Noch möge folgende Skizze der berühmten Madame Roland, die während der Schreckensregierung eine Beute der Guillotine wurde, und deren Ende eines Sokrates würdig war, hier eine Stelle finden.

„Madame Roland verband mit einer sehr schönen Gestalt große Verstandeskräfte, ihr Ruf war der beste, und ihre Freunde sprachen nicht anders als mit der größten Achtung von ihr. Sie hatte den Charakter der Cornelia, und hätte sie Söhne gehabt, sie würde sie gleich den Gracchen erzogen haben. Ich sah in ihrem Hause mehrere Ministercomités und die vorzüglichsten Girondisten; eine Frau scheint bei solchen Versammlungen nicht an ihrer Stelle, allein sie nahm an den Erörterungen keinen Theil. Sie saß gewöhnlich an ihrem Sekretär, schrieb Briefe und schien auf Das, was vorging, nicht zu achten, verlor jedoch kein Wort von Dem, was gesprochen wurde. Ihre einfache Kleidung benahm ihrer natürlichen Anmuth und Grazie nichts, und obgleich ihre Beschäftigungen mehr männlich waren, so wußte sie ihnen doch die Reize ihres Geschlechts zu leihen. Es ist mir sehr leid, nicht alle ihre guten Eigenschaften kennen gelernt zu haben, aber ich hegte ein Vorurtheil gegen alle weiblichen Politiker, und ich fand in ihr überdieß zu viel Neigung zu jenem Mißtrauen, das aus Unbekanntschaft mit der Welt entspringt.

„Clavière und Roland hatten, nachdem sie den König gesehen, ihre Vorurtheile entsagt, und hielten ihn der Aufrichtigkeit fähig, aber sie ließ nicht ab, ihn vor den Vorspiegelungen des Hofes zu warnen; sie konnte nicht an die Treue eines Fürsten glauben, den man in der Meinung auferzogen hatte, er sey über andere Menschen erhaben. Sie behauptete, daß sie die Betrogenen seyen, und die bündigsten Versicherungen waren ihrer Meinung nach nur Schlingen. Servan der von düsterm Charakter und ungemessenem Stolz war, schien ihr energisch und unbestechlich; sie nahm seine Leidenschaften für Erhabenheit des Gemüths, und seinen Haß gegen den Hof für republikanische Tugend. Louvet, ein Mann ähnlicher Art, war ihr Held; er besaß zwar Witz, Muth und Lebhaftigkeit, aber es kam mir sonderbar vor, daß eine tugendhafte Frau den Verfasser des „Faublas" für einen strengen Republikaner halten konnte. Madame Roland entschuldigte an denen, die gegen den Hof deklamirten, alle Fehler, und glaubte, daß Tugend nur in Hütten zu finden sey. Sie pries höchst mittelmäßige Köpfe, wie Lanthenas und Pache, bloß deßhalb, weil sie ihrer Meinung waren. Ich muß gestehen, daß alles Dieß nicht geeignet war, ihr meine Achtung zu erwerben, und mich abhielt, genauere Bekanntschaft mit ihr anzuknüpfen, die ich gewiß eifrig gesucht haben würde, hätte ich sie damals so gut gekannt, als ich sie nach ihrem Tode kennen lernte.

„Ihre Memoiren sind bewundernswerth; sie sind eine Nachahmung von Rousseau's Bekenntnissen und oft des Originals würdig. Sie hat ihre innersten Gedanken aufgezeichnet, und schildert sich selbst mit einer Wahrheit und Kraft, wie man sie in Werken ähnlicher Art nicht findet. Bei aller Entwickelung ihrer Fähigkeiten mangelte es ihr an Weltkenntniß und vielleicht auch an Bekanntschaft mit Männern, die eine gesundere Urtheilskraft besaßen, als die ihrige war. Alle die bei ihr Zutritt hatten, waren nicht über gewöhnliche Vorurtheile erhaben, und deßhalb ward sie auch in ihrem Unglauben an die Möglichkeit einer Verschmelzung von Monarchie und Freiheit immer mehr befestet. Sie betrachtete einen König mit demselben Abscheu wie Dieß Mistreß Macaulay that, die ihr ein über ihr Geschlecht erhabenes Wesen war. Wäre Madame Roland im Stande gewesen, ihrer Partei ihre Unerschrockenheit und Seelenstärke einzuflößen, das Königthum wäre gestürzt worden, ohne daß die Jakobiner triumphirt hätten."

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Lucasschen artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 101. 10 April 1832.

Literatur und literarische Gesellschaften in Island.

(Fortsetzung.)

Mit Erichsen schien auch die Lebenskraft der literarischen Gesellschaft von Island erloschen. Der unermüdliche Eifer ihres Gründers wurde nicht durch seine Nachfolger ersetzt, man sah sich genöthigt, Ausländer, worunter insbesondere viele Schotten, aufzunehmen, und der fünfzehnte Band ihrer Verhandlungen deutete unverkennbar auf ihre Altersschwäche. Im Jahre 1814 suchte sie noch einmal sich aufzuraffen; es fand ein Zusammentritt ihrer Mitglieder statt, neue wurden aufgenommen; allein ihr Todestag war gekommen; die weit zerstreuten Trümmer der literarischen Gesellschaft schlossen sich im Jahre 1817 andern ähnlichen Institutionen an.

Inzwischen war in Island selbst, ohne auswärtige Mitwirkung eine neue Gesellschaft entstanden, deren Stifter Magnus Stephensen war, der Sohn des schon unter den isländischen Schriftstellern erwähnten Olaf Stephensen, gegenwärtig geheimer Rath und Justiciarius von Island. Diese Gesellschaft nahm keinen eigenen Namen an, und bestand aus einer Menge von Isländern, aus allen Ständen der Bevölkerung, die sich für Verbreitung nützlicher Kenntnisse interessirten, und nach Verhältniß ihrer Mittel dazu beitragen wollten. Die Mitglieder hatten Aktien und Theile von Aktien, die ihnen durch die von der Gesellschaft zum Drucke beförderten Bücher zurückgezahlt werden sollten. Im Jahre 1786 wurde zu Leirargördum ein Verzeichniß von nicht weniger als 1200 Personen gedruckt, die in alphabetischer Ordnung nach ihren Taufnamen, wie es seit undenklichen Zeiten in Island üblich ist, aufgezählt waren.

Aber in einem Lande wie Island beherrschen Wetter und Stürme alle gesellschaftlichen Verhältnisse, und üben ihren verderblichen Einfluß auch auf die Wissenschaften aus. Ein harter Winter und große Theurung folgte, die unterzeichneten Beiträge gingen nicht ein, und der literarische Eifer der Mitglieder erkaltete. Um das Maß des Unglücks vollzumachen, kamen auch noch innere Zwietracht und religiöse Streitigkeiten ins Spiel. Die Orthodoxie, das stolzeste und streitsüchtigste Geschöpf, bestieg ihr Schlachtroß und fand, wie überall, an der reinsten und edelsten Unternehmung einen Stein des Anstoßes. Die Geldvorschüsse wurden zurückverlangt, Prozesse entstanden, und die bereits gedruckten Bücher, so wie die Druckerei der Gesellschaft wurden an die „Anstalt für Wissenschaft und Unterricht" (Visinda og Upplysingar stiftan) abgetreten, unter der Bedingung, Island um denselben Preis mit Büchern zu versehen, wie die Gesellschaft sie an ihre Mitglieder verkauft hatte. Dieser Zustand der Dinge lähmte die isländische Presse mit einer höchst nachtheiligen Unthätigkeit, aus der sie ohne Ermunterung von Oben sich nicht leicht wieder aufraffen dürfte.

Es wird hier an der Stelle seyn, einen Blick auf die Geschichte der isländischen Presse zu werfen. Nur mit königlicher Erlaubniß dürfen Druckanstalten in Island eingeführt werden. Die älteste derselben ist die im Jahre 1529 zu Nuppyfelt errichtete, von wo sie nach Holum, auf der nördlichen Insel, verlegt wurde. Hier beschäftigte sie sich 300 Jahre lang mit Herausgabe isländischer Bücher, meistens von theologischem Inhalte. Im Jahre 1772 erhielt eine zweite Presse, die sich jedoch Anfangs bloß mit weltlichen Gegenständen befassen sollte, das königliche Privilegium. Im folgenden Jahre begann sie auf der Insel Hrappsey unter Magnus Ketilson, der eine monatliche Zeitschrift herausgab, ihre Thätigkeit. Im Jahre 1791 wurde diese Presse nach Leirargördum verlegt, wo sich ihrer die obenerwähnte isländische Gesellschaft bediente. In demselben Jahre erhielt sie durch königliche Bewilligung die Erlaubniß, Bücher von jedem Inhalt, und in jeder Sprache zu drucken. Es ging aus ihr vorerst eine Uebersetzung von Bischof Balle's Buch über den religiösen Unterricht der Jugend hervor, das von der isländischen Gesellschaft übersetzt und durch königlichen Befehl in allen dänischen Schulen eingeführt worden war. Unter gleichen Auspizien druckte sie eine Uebersetzung der Psalmen. Seit dieser Zeit förderte sie eine Reihe von Schriften zu Tag, von denen folgendes nur ein unvollständiges Verzeichniß gibt: Sommergeschenke für Kinder (1791), eine moralische Erzählung von einem Geistlichen Gudmund Johnson. Der Titel ist von einer isländischen Landessitte hergenommen, nach welcher man an einem gewissen Apriltage den Kindern Geschenke macht — weder Oster- noch Christtaggeschenk sind unter den Isländern üblich. — Lesebuch für Winterabende, eine Sammlung von Gegenständen verschiedenen Inhalts, zwei Bände (1791 — 97) von Bischof Hans Finsen. — Freundliche Unterredungen, eine Sammlung verschiedener politischer Schriften von Magnus Stephensen. — Merkwürdige Zeitschriften, eine Art politische Annalen von eben demselben Schriftsteller; sie enthalten unter Anderm eine ziemlich gute Darstellung der französischen Revolution. Sein Bruder Stephen Stephensen setzte diese

Digitized by Google

Annalen von 1795 bis 1801 fort, und Professor Finn Magnusen bis 1804. — Sturm's Betrachtungen auf alle Tage des Jahres, übersetzt von Marcus Magnusen. — Martinet über die Natur und den Bau des Menschen von Swein Paulsen. — Suhm über die Schöpfung von Johann Johnson. — Bartholins christlicher Glaube von Gudmund Johnson. — Balle's Vorlesungen über die Bibel von Arno Johnson. — Campe's Kinderschriften von Gudlang Sveinson. — Hasse über Erziehung, von Sigurd Snorrason und andere ähnliche Schriften. Die literarische Gesellschaft ließ manche alte und werthvolle Werke neu auflegen, so Snorro Sturlesons Heimskringla-Saga, (1804). Auch die Gesetze Islands, von denen viele seit Jahrhunderten in Uebung waren, wurden zum Druck befördert, desgleichen die isländischen Gerichtsverhandlungen von 1763 bis 1796. Die Geschichte Rolf's (Rollo) von der Normandie, geschrieben von Halder Jakobson, erschien im Jahre 1804, in demselben Jahre Galletti's Einleitung in die Geschichte, übersetzt von Johann Espolin. Stephensen's Geschichte von Island im achtzehnten Jahrhundert wurde isländisch im Jahre 1806 und dänisch im Jahre 1808, sein juristisches Vademecum für Isländer im Jahre 1812, sein Scherz und Ernst im Jahre 1799 und 1817, seine Gespräche des Gebirgsbauers Hialmars mit seinen Kindern, wozu die Grundidee von dem Konungs Skuggsia entliehen war, im Jahre 1820, seine Untersuchungen der isländischen Gesetze über Ehebruch und Konkubinat im Jahre 1821, in gleichem Jahre seine unterhaltenden Erzählungen gedruckt. Außer diesen Werken wurden noch besondere Schriften über Geschichte, Arzneikunde, Gartenbau und Landwirthschaft in Umlauf gesetzt. Nicht unerwähnt dürfen auch gelassen werden, die Biographien von Biarne Povelsen, des Bischofs Hans Finsen, Olav Stephensen's, Thorkel Olaffen u. a. m. Im Jahre 1793 gab Johann Thorlackson seine isländische Uebersetzung von Pope's Versuch über den Menschen und Svein Sölvason seinen Roman von Jarl Gissur, dem ersten König von Island, heraus. Eine Monatschrift, „Klausturpostur" (Klosterpost, von ihrem Druckort Videy so genannt) erschien regelmäßig von 1818 bis 1826. In dieselbe Zeit fallen auch: merkwürdige Mittheilungen über die isländische Revolution im Jahre 1809 und die Uebersetzung des zweiten Buchs der Odyssee von Egilson. Leider schließen sich hier die literarischen Erzeugnisse Islands, dessen so erstaunlich fruchtbare Presse seitdem, wie schon oben bemerkt wurde, in einen Schlummer versank, aus dem sie, allem Anscheine nach, nicht so bald wieder erwachen dürfte. Die Literatur ist in Fehden ausgeartet, und die Musen führen gegen einander Prozeß.

Ein heftiger Kampf ist gegenwärtig zwischen zwei schroff geschiedenen Parteien ausgebrochen; gehässige Anklagen und Gegenbeschuldigungen sind an der Tagsordnung, und zwischen heulenden Wintern, ewigem Schneegestöber, vulkanischen Ausbrüchen und Erdbeben, kann man die Stimme erbitterter Kontroversen und den Lärm jener kleinen Dämonen: Verleumdung, Neid und Ekelkeit hören, die auch in diesem entlegenen Winkel der Welt ihren bösen Spuk treiben.

(Schluß folgt.)

Ueber die Fortschritte der Industrie und des Ackerbaues im Königreich Neapel, seit der Einführung des neuen Tarifs im Jahre 1824.

2. Seide und Seidenzeuge.

(Schluß.)

Die rohe Seide, abgerechnet was davon im Lande selbst verbraucht wird, bildet eine nie versiegende Quelle des Reichthums für dieses Königreich. — Wenn man bedenkt, daß nach den Angaben des Hrn. Welz, eines ausgezeichneten Kaufmannes in Mailand, die Ausfuhr der Seide der lombardisch-venetianischen Provinzen sich zu der Summe von 80 Millionen Franken erhebt; ferner daß man in der Lombardei nie mit Sicherheit auf eine gute Ernte rechnen kann, während sie hier nicht nur sicher, sondern doppelt ist, so kann man sich, bei einer nicht geringern Ausdehnung des Landes eine Vorstellung von der Masse Seide machen, die Neapel sowohl für den innern als auswärtigen Gebrauch zu liefern im Stande wäre.

Und in der That sind die jährlichen Fortschritte bei Gewinnung dieses Produkts sowohl in Quantität als in Qualität nicht zu verkennen. Freilich ist die nothwendige Folge davon die Verminderung des Preises der rohen Seide, aber Dieß gereicht dem Lande zu keinem Nachtheile, indem es vortheilhafter ist, drei Pfund Seide zu erzeugen, wenn sie auch nur 20 Carlin gelten, als nur 1 Pf., wofür man 50 Carlin bekommt. Uebrigens ist aber nicht einmal der Preis der rohen Seide verhältnißmäßig so sehr gesunken als der aller übrigen Gegenstände, die Stoffe derselben selbst nicht ausgenommen, denn eben diese Wohlfeilheit des Fabrikats vermehrt die Nachfrage nach dem Material.

Wenn das Königreich Neapel dahin gelangen kann, die Seiden-Fabrikate, die es noch mit großen Kosten, obgleich jetzt in geringerer Anzahl vom Auslande bezieht, gänzlich zu entbehren, während es fortfährt, das rohe Material dorthin auszuführen, so wird es einen großen Schritt in der Industrie vorwärts gethan haben, und die in diesem Zweige bereits gemachten Fortschritte berechtigen zu den größten Hoffnungen.

Die rohe Seide Italiens findet ihren Absatz in England, Deutschland, der Schweiz und Rußland. Vor etwa zwölf Jahren, ehe die Kultur des Maulbeerbaumes in Frankreich so sehr zugenommen hatte, verschrieb es seinen ganzen Bedarf an Seide aus Italien; jetzt nimmt es nur dann seine Zuflucht zu ihm, wenn die Ernte mißglückt, und in Rücksicht der Organsin-Seide (zweimal gezwirnte Seide), die es aus Piemont bezieht, und wie es scheint, nicht entbehren kann. Die eben jetzt bekannt gewordene Maßregel der französischen Regierung, der Aufhebung des Zolls auf die Einfuhr von fremder Seide, könnte vereint mit der freizugebenden Ausfuhr der in Frankreich gewonnenen, dieses Land zum Mittelpunkt, des Seidenmarktes in Europa machen, und es könnte sich dazu ohne einigen Nachtheil für seine Manufakturen entschließen, die zu weit vorgeschritten sind, um irgend eine Konkurrenz zu besorgen. Bisher mußte die fremde Seide dort die Niederlage und den Verkauf unter der drückenden Aufsicht der Douane bestehen. Man zog daher die Märkte von Deutschland, der Schweiz und Rußland, vorzüglich aber die von London und Liverpool vor. Aber Dieß ist dem Verkäufer nach-

Digitized by Google

theilig, der seine Waare einem einzigen Absatz unterwerfen muß, dem er sich wegen der Schwierigkeit, einen andern zu suchen und zu finden, nicht entziehen kann. Ein Centralpunkt für diesen Markt, begünstigt durch Befreiung von allen fiskalischen, übel berechneten Chikanen, wäre daher sehr zu wünschen, und dieser Punkt ist Lyon.

Nach diesem Gemälde der neapolitanischen Industrie in ihren ausgedehntesten und wichtigsten Zweigen, — denn die Wolle, Baumwolle und Seide machen die Grundlage des Agrikultur- und Manufaktur-Reichthums aus; mögen hier einige kurze Bemerkungen und Notizen über verschiedene minder wichtige Industriezweige folgen; welche in ihrer Entwickelung ebenfalls geeignet sind, das Land von seiner Abhängigkeit vom Auslande zu befreien.

Das Leben Lao-tseu's.

Aus dem Chinesischen ins Französ. übersetzt v. Klaproth, a. d. Französ. ins Deutsche v. H. W. Carové.)

Abel Remusat, in seinem Mémoire sur la vie de Lao-tseu, philos. chinois du 6e siècle avant notre ére, (Paris 1825. 4°) vergleicht die Lehrmeinungen dieses Philosophen denen des Pythagoras und Plato's, und bemerkt, daß sie im Verlauf der Zeiten mit buddhistischen Ueberlieferungen vermischt worden, und man sogar aus dem letzten Buddha eine Inkarnation der Seele Lao-tseu's gemacht habe. Ueber das Leben des Letzteren finden sich mehrere chinesische Werke auf der Pariser Bibliothek. Eines derselben führt den Titel: fan kiao yuan lieou Ching-ti, foe, tsu, seou chin ky. (s. nouv. Journ. asiat. V. p. 122.) Es handelt von allen Gottheiten der drei jetzt in China herrschenden Religionen. Seine jetzige Gestalt hat es in den Jahren erhalten, die man Wan ly nennt (gegen Ende des 16ten Jahrhunderts). Drei Ausgaben desselben finden sich zu Paris, die mehr oder weniger von einander abweichen und voller Druckfehler sind. Schon 1812 hat Morrison in seinen Horis sinicis eine lateinische Uebersetzung des Lebens Lao-tseu's gegeben, welche sich in dem eben angeführten Werke findet. Dasselbe ist nun auch von einem Hrn. G. Pauthier, einem Schüler Abel Remusat's, ins Französische übertragen und unter dem Titel: Mémoire sur l'origine et la propagation de la Doctrine du Tao, fondée par Lao-tseu, traduit du Chinois. (1831) herausgegeben worden. Klaproth, im Junihefte des Nouv. Journ. Asiat. (1831. p. 465) tadelt sowohl die von Pauthier getroffene Wahl dieses sehr unzuverlässigen chinesischen Berichtes, als die Verwegenheit, eine Uebersetzung geben zu wollen, ehe man noch hinlängliche Kenntniß der Sprache besitze. Um zu erweisen, wie durchaus ungenau sowohl Pauthier's als Morrison's Uebersetzungen seyen, gibt Hr. Klaproth die seinige, die wir hiernach wortreu ins Deutsche übertragen:

„Ursprung und Fortschritte der Lehre des Tao. Heilige Geneatogie des sehr hohen und alten Fürsten (Lao Kiun), dunkeln und wunderbaren Ursprungs aus der Goldpforte.

„Wisset: daß der Fürst der Lehre des Tao. — die im Buche Yuan sen king (oder: vom Ur-Zauber dem charme primordial) enthalten, und wahrhaft überliefert ist durch den erhabenen Kaiser (chang ti) urhaften Ursprungs (d'origine primordiale), und Edelstein des Geistes des Dunkels des Himmelsgewölbes, — einen Kaiser unterrichtend, gesagt hat:

„Vordem waren Himmel und Erde nicht geschieden; die Uranfänge (principes) Yn (l'imparfait) und Yang (le parfait) waren noch unabgesondert, das Chaos war tief und dunkel, und der belebende Odem war überall verbreitet.

„In Mitten der Freiheit (spontanéité) des ununterbrochenen Leeren, hervorgebracht ohne Licht, verdichteten sich zehn Milliarden von Uranfängen, von einfachen Wirksamkeiten (actions), welche durch Veränderung hervorbrachten den heiligen Fürsten des Unbedingten, den Ehrwürdigen der Zeitenfolge, dessen Ehrentitel ist: der Kaiser des Unbedingten, der Ehrwürdige des Himmels, urhaften Ursprungs und durch sich selbst seyend; ein anderer Titel desselben ist: der sehr schätzenswerthe Mensch par excellence.

„Nach einer anderen Reihe von 998.990.000.000, 000 Kie's (oder Weltperioden) verdichteten sich zehn Milliarden roher Elemente und brachten durch Veränderung den heiligen Fürsten des Daseyns (de l'Existence) hervor, der sich selbst nennet den großen Kaiser, den Beherrscher des Leeren; den Fürsten der großen Lehre (Tao), den Edelstein der Klarheit, welche die Finsternisse durchdringt.

„Nach einer anderen Reihe von 80.888.000.000 von Kie's verdichtete sich zehn Milliarden von Elementen, die die Intelligenz (Tao) in sich schlossen; und brachten durch Veränderung den heiligen Fürsten des Chaos hervor, der im Verlaufe der Jahrhunderte genannt wurde der wahrhaft große Kaiser, der alte Fürst (Lao Kiun) dunkeln und wunderbaren Ursprungs aus den zehntausend Verwandlungen des Chaos. Er führt auch noch den Ehrennamen des geistreichen (spirituel) und schätzbaren Menschen par excellence.

Obgleich der alte Fürst (Lao-Kiun) im Verlauf der Jahrhunderte sich nur durch die Gesetze der Umgestaltung (transformation) reproduzirt hatte, und nicht auf menschliche Weise geboren war, — so trennte sich doch, — zur Zeit des Yang-Kia, 18ten Königs der Dynastie der Chang, — sein Geist, und wurde Seele im Schooße der wundervollen und vortrefflichen Jaspis-Jungfrau (dame de jaspe. *) Hinan miao yu niu, wo er 81 Jahre wohnte, bis zur Stunde Mao (v. 5 — 7 Morgens) des 15ten Tages des 2ten Mondes des Jahres Keng chin (1501 v. C.) des 22sten Königs Wou-ting. Er kam dann am Orte Khiu jin li des Dorfes Lai kiang, im Bezirk von Khou hian des Königreiches von Thsou zur Welt. Sein Familienname war Li, sein Vorname Eul, sein Titel ye yang, und sein Nachname (nom posthume) Tan. Er verfaßte die Vorschriften der zwei Bücher der Vernunft und der Tugend.

„Man muß noch bemerken, daß, dem authentischen Buche der heiligen Geschlechtsfolge Lao-Kiun's zufolge dieser sehr erhabene alte Fürst im Palaste der großen Reinheit (Tai thsing kong) wohnte, und daß er der erste Urheber (Tsou tsoung, le premier qui établit quelque chose) des ursprünglichen belebenden Odems und der Gründer des Himmels und der Erde ist. Sein Ursprung findet sich in der vollkommensten Ruhe und im großen Absoluten, wo er vor dem Ursprung der Welt und vor der Schöpfung existirte. Er hat den Hauch belebt und die reinen Samen vereinigt; er hat den Himmel und die Erde durch Veränderung hervorgebracht, und er bewirkte, daß die Vollendung und die Zerstörung einander folgen in einer immerwährenden und unermeßlichen Reihe. Er nimmt alle Gestalten an durch Umwechslung, und reproduzirt sich fortwährend in dieser Welt von Staub und Sand. Wohl kennend die zahllosen Aufeinanderfolgen der Schöpfungsperioden, betrachtet (contemple) er die Stärke und die Schwäche des Zeitlaufs (le fort et le faible du siècle.) Zu allen Zeiten hat er die Lehre mitgetheilt, und war von Geschlecht zu Geschlecht der Erzieher der Kaiser; überall hat er das Gesetz ausgebreitet, dasselbe verkündend in den neun Himmeln, oder es überliefernd in den vier Meeren. Seit den drei Honang's haben die Kaiser und die Könige aller Jahrhunderte dasselbe verehrt, und beobachtet; denn man weiß, daß die intelligente Seele, — welche alles belebt, was in und was unter dem Himmel ist, — nur die Umgestaltung (transformation) des alten Fürsten (Lao-Kun) ist. Auch hat er hunderttausende und zehntausende von Gesetzen bekannt gemacht, und es gibt Niemand, der sich seiner Hülfe und seines Schutzes nicht erfreue. Die Völker genießen sie täglich, ohne es zu wissen.

„Lao-tsen sagte: „Ich lebte, ehe Formen waren; ich bin geboren, bevor die Schöpfung in Thätigkeit getreten. Beim Ursprung des ersten Stoffes bleib ich mich aufrecht über der Ueberschwemmung, die im Innehmen war, und ich schwamm in Mitten des Aufenthaltes der Finsternisse." Daher sagt Ko hinan in seiner Vorrede zum Tao-te-king; Lao-

*) Kenner des Chinesischen mögen untersuchen, ob hier Hr. Klaproth richtig übersetzt. Wir bemerken nur, daß bei Windischmann (die Philosophie im Fortgang der Weltgesch. I. S. 212) der alles umwandelnden Jungfrau Niu-wa gedacht wird, deren Namen Jun, die Wolke, und die nachdem Lu-se, den Menschen aus gelber Erde gebildet. Diese Gedankenreihe könnte vielleicht zur Erläuterung des Yu Niu dienen.
Anm. des deutschen Uebers.

Digitized by Google

tsen's Person ist durch sich selbst entstanden; er existirte vor dem Großen Unbedingten, und seitdem der Unbedingte (l'absolu) den ersten Ursprung der Dinge geursacht hat, ist er die ganze Folge von Erzeugungen und Vernichtungen des Himmels und der Erde in einer unsäglichen Zahl von Jahren durchgangen." Er sagt auch noch: „die Menschen erzählen, daß Laotsen zur Zeit der Dynastie des Yn zur Welt gekommen ist; aber der Ehrenname Laotseu's hat begonnen beim Ursprung der Kie oder der unzähligen Zeitläufe, zur äußerst fernen Zeit der ungeheuren und sehr finstern Ueberschwemmung. Vor der letzten Schöpfung ist er nochmals herabgestiegen, und ist Erzieher der Kaiser geworden von Geschlecht zu Geschlecht, ohne Unterbrechung; aber die Menschen ehnnen ihn nicht begreifen."

„Man sieht aus der überlieferten Geschichte von Laotseu, daß seit der letzten Schöpfung bis zum Kaiser (yang)*) der Yn, — er, von Geschlecht zu Geschlecht königlicher Erzieher gewesen. Durch Umgestaltung hat er einen Körper angenommen, und ist im 17ten Jahre des Yang Kia, welches Keng chin (die 57ste des Cyklus) genannt wird, zur Welt gekommen. **) Damals fing er an, sich auf dem Wege der Geburt zu zeigen, auf die Spur einer menschlichen Geburt zu zielen. Von den Gränzen des ewigen Tao der großen Klarheit ging er, mittelst eines Samens aus dem reinen Stoff der Sonne herab, indem er sich in eine Masse mehrerer Farben, — in Blau (wie der Himmel) und Gelb (wie die Erde), — von der Größe einer Armbrustkugel — verwandelte. Sie (diese Kugel) ging ein in den Mund der Jaspis-Jungfrau, während sie am Tage schlief. Diese verschluckte (die Kugel), wurde schwanger und blieb es 81 Jahr lang, bis zum 9ten Jahr der Regierung Wou-ting's, welches das J. von Keng chin ist, oder das 17te des Cyklus. Nun gebar die Jaspis-Jungfrau aus ihrer linken Seite ein Kind, welches bei seiner Geburt schon einen weißen (? greisen) Kopf hatte und den Ehrennamen: Laotsen (das alte Kind) erhielt. Es kam zur Welt unter einem Birnbaum (Li); es deutete auf den Baum und sprach: „Dies wird mein Familien-Name seyn." Vom 9ten J. des Wou-ting der Yn, oder (der Cyklus genannt:) Keng-chin, bis zum 9ten der Regierung Tchao-wang's des Königreiches Tsin (298 v. C.), in welchem er nach dem Westen ging und den Kuen-lun bestieg, sind es in Allem 996 Jahre. ***)

Der Nachtrag zum Po we tchi des Li chy sagt: „Im 5ten der Jahre Wou te (620 v. C.) des Kaisers Kao tsou der Thang, sah ein Eingeborner von Tsin tcheou, Namens Ky chen king, auf dem Berge Yang Kio chen einen weißgebildeten Greis, der ihn zu sich rief und ihm sagte: „Sage von mir dem Himmelssohne der Thang, daß ich Laokiun und sein Vorvater bin." †) Diesem nach errichtete Kao tsou ihm einen Tempel; Kao thoung beehrte ihn mit dem Titel: Hiuan yuan hoang ti, d. h. durchlauchtiger Kaiser dunkeln und wunderbaren Ursprungs; und Ming honang commentirte das wahrhafte klassische Buch der Vernunft und der Tugend. Jetzt haben die Gelehrten es angenommen, und in jeder Stadt zweiter Ordnung (tcheou) sind dem Hiuan yuan honang ti Tempel errichtet worden. Die Doctoren der beiden Hauptstädte geben ihnen den Ehrennamen: Hiuan yuan Koung, d. h. Palast dunkeln und wunderbaren Ursprungs; in den Städten zweiter Ordnung führen sie den Namen Tsu ky koung, d. h. Palast der Gestirnung Tsu ky; gemeinhin nennt man sie in der westlichsten Hauptstadt: Tai thsing koung, d. h. Palast der großen Klarheit, und in der östlichen Hauptstadt Tai wei Koung, d. h. Palast der Gestirnung Tai wei."

In allen (diesen Tempeln) unterhält man Zöglinge; der Ehrentitel (Laotseu's) ist daselbst: Tai ching tsou, Kao chang ta Tao, Kin hiue hinan yuan thian honang ta ti, d. h. der große und heilige Vorfahr, der himmlische Monarch dunkeln und wunderbaren Ursprungs von der Goldpforte der erhabenen und hohen Vernunft.

Das Handbuch der kaiserlichen Audienzen am Hofe unter der Dynastie der soung sagt: „Unter der Regierung des Kaisers Tching tsoung der soung, im 6ten der Jahre Kai tchoung siang fou (1015 v. C.), im 11ten Mond, am 9ten Tage ertheilte man ihm (Laotseu) den Ehrentitel: Tai chang Lao Kiun hoen yuan chang te honang ti, d. h. der sehr erhabene alte Fürst, durchlauchtiger Kaiser der höchsten Urtugend des Chaos." *)

Der Kaiser Jin tsoung der soung machte folgendes Gedicht zu seinem Lobe:

„Groß ist der erhabene Lao;
Er existirt durch sich selbst im Unbedingten;
Er ist das Ende und der Anfang der Welt-Umwälzungen.
Er war vor dem Himmel und vor der Erde;
Er ist mit einem strahlenden Glanze umgeben;
Er existirt ohne Unterbrechung in der ewigen Reihenfolge der Welt-Umwälzungen;
Im Osten hat er den Vater Ni (Confucius) unterrichtet;
Im Westen hat er sich im Unsterblichen von der Farbe des Goldes eingerberget;
Hundert Könige haben seine Lehre angenommen;
Die Heiligen aller Zeitalter haben sie verbreitet;
Er ist die Grundlage aller Gesetze;
Wunderbar ist Er, sehr wunderbar."

Der Graf Vidua de Gonsalvo.

Der Tod des Grafen Karl Vidua de Gonsalvo ist bereits in diesen Blättern angezeigt worden; wir fügen hier über diesen berühmten Reisenden noch folgende Notizen bei: Nachdem er Europa, Aegypten, einen großen Theil von Asien und den diesem Welttheile südöstlich gelegenen Archipel durchwandert hatte, wollte er auch Neuholland bereisen, büßte aber zu Menoda, auf der Küste der Insel Celebes, bei Untersuchung heißer mineralischer Quellen, am 29 Mai 1831, sein Leben dadurch ein, daß er durch einen unglücklichen Sturz in das siedendheiße Gewässer die Beine verbrannte. Der Graf Vidua ist der Verfasser des 1826 in Paris erschienenen Werkes: Inscriptiones antiquae, in turcico itinere collectae. In der von Turin aus geschriebenen Vorrede gibt der Verfasser eine Skizze seiner Reise. Früher hatte er auf die Inschriften der alten Denkmäler wenig Rücksicht genommen, da er glaubte, daß sie entweder von seinen Vorgängern bereits alle gesammelt worden oder nur von Einem, der in der griechischen Sprache und der Alterthumskunde besser bewandert sey, abgeschrieben werden könnten. Später änderte er jedoch seine Ansicht, und er sammelte auf der Rückreise alle Inschriften, die schlecht kopirt oder noch unbekannt waren. Jeder Inschrift fügte der Graf eine kleine Bemerkung bei, die den Ort angab, wo sie gefunden worden; ferner die Gestalt, das Maß und die Beschaffenheit des Steines, manchmal auch historische und chronologische Notizen. Diese nützliche Sammlung enthält eine Menge neuer Andeutungen über die griechische Sprache, Geschichte und Geographie.

---

*) In allen Ausgaben des Seou chin ki, die wir besitzen, steht irrig Tang statt Yang. Anm. des franz. Uebers.

**) Auch hier ist der Text in allen Ausgaben verdorben, wie He. Klaproth Dieß aufs Gründlichste erweist. So ist namentlich die Angabe von Seou chin ki, der in seiner Ausgabe der obigen Schrift die Geburt Laotseu's in das 9te Jahrhundert der Regierung Wou ting's von der Yn-Dynastie (1316 v. C.) setzt, — dem Berichte aller chinesischen und japanischen Chronologisten entgegen, nach welchen Laotseu zur Welt kam den 14ten Tag des 9ten Monats des Jahres, welches das 34ste des 60er Cyklus ist, und dem 13ten Jahr der Regierung Ting wang's von der Dynastie Tcheou (604 v. C.) entspricht. Sie berichten auch noch, daß Laotsen das Amt eines Ta Szu oder Groß-Geschichtschreibers, im 14ten Jahr der Regg. Kian wang's (572 v. C.) erhalten und sie lassen ihn im 23sten von King wang (523 v. C.) 84 Jahr alt sterben. Diese Angabe ist jener des Seou chin ki vorzuziehen, da sie Laotseu zum Zeitgenossen von Confucius macht, der 551 v. C. geboren, und wie wir geschichtlich wissen, eine Unterredung mit Laotseu gehabt hat.

***) Tchao-wang hat von 306 bis 256 v. C. regiert. Nach dieser Berechnung fiele die Geburt Laotseu's ins J. 1294. — Anm. des franz. Uebers.

†) Der Familienname der Thang-Kaiser war Li (Birnbaum), mithin derselbe wie der des Laotseu.

*) Die Kang mou und der Ly tai ky tju berichten diese Thatsache zum Jahe 1014 v. C.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 102. 11 April 1832.

Ueber die Fortschritte der Industrie und des Ackerbaues im Königreich Neapel, seit der Einführung des neuen Tarifs im Jahre 1824.

3. Lohgerberei.

Dieser Zweig wird vorzüglich von einigen eingewanderten französischen Gerbern betrieben, die sich in Castellamare bei Neapel, in Tropea in Calabrien, und in Messina und Palermo in Sicilien, niedergelassen haben. Sie liefern ungefähr 6 bis 8000 Ballen Leder jährlich, das dem besten von Frankreich, der Schweiz und Deutschland nichts nachgibt, welches zum Vortheil des einheimischen Leders mit einem Zoll von 20 Duc. für den Cantaro (206¼ Pf. à 16 Unzen) belegt ist. Wenn noch ein Unterschied zwischen diesem und jenem besteht, so muß man ihn der Beschaffenheit der Baumrinde und der rohen Häute, die beide hier schlechter sind, zuschreiben. Ein großer Beweis des Fortschrittes dieser Industrie ist der Umstand, daß die Einfuhr roher Häute zehnmal mehr als sonst beträgt. Das gegerbte französische Sohlenleder braucht schon nicht mehr eingeführt zu werden, und bloß weil man in Neapel so wenig Kälber schlachtet, muß man noch seine Zuflucht zu dem französischen und bayerischen gegerbten Kalbsleder nehmen. Aber da diese Sorten in letzter Instanz hier zubereitet werden, so schließen sie ihrerseits die Einfuhr des auf solche Weise präparirten Leders aus, welches dem hohen Zoll von 36 Duc. per Cantaro unterliegt.

Die Portugiesen und Toscaner, die mit weniger Kosten gerben als die Franzosen und die Deutschen, können allein die neapolitanische Konkurrenz ertragen, aber bald werden alle fremden Leder verbannt werden, wenn einmal die neuen Kunstgriffe allgemeiner geworden, und der alte Schlendrian verlassen seyn wird. Zu letzterem gehört der Gebrauch, den die alten Gerber, besonders die von S. Maria di Capua noch von den Myrthenblättern anstatt der Baumrinde machen, welches ein schwammiges, gelbliches und überhaupt schlechteres Leder, als das mit Baumrinde bereitete, gibt. Hoffentlich werden sie aber bald dieß zwar wohlfeilere, aber dennoch ihren Vortheil beeinträchtigende Mittel verschmähen, und den andern nacheifernd, ihnen nicht nachstehen.

* * *

4. Handschuhmacherei.

Obgleich dieser Industriezweig von keinem großen Belang ist, so verdient er doch wegen seiner großen Fortschritte hier eine Erwähnung. Die hohen, fast einem Verbote gleichkommenden, Zölle, mit denen die Einfuhr fremder Handschuhe belegt wurde, gaben dieser Fabrikation einen solchen Impuls, daß in kurzer Zeit das ganze Land mit hiesigen Handschuhen versorgt werden konnte. Die Handschuhe von Grenoble, die hier 50 Gran kosteten, sind durch einheimische ersetzt, die man für 18 Gran bekommt. Aber bei immer größerer Ausdehnung dieser Fabrikation ist es nöthig geworden, sich nach Absatz im Auslande umzusehen. Zuerst begnügte man sich mit dem nach den römischen Provinzen, Toscana und dem nördlichen Italien. Bald jedoch war dieser nicht mehr ausreichend, und jetzt versendet man diesen Artikel bis nach Deutschland, Rußland und Nordamerika. Diesen Aufschwung verdankt man unter Anderm auch den Ausgangszoll von 10 Duc. p. Cantaro auf rohes Leder. Da dieser auf das Gewicht fällt, so trifft er natürlich am meisten die Häute der Hämmel und großen Schafe, und dieß sind fast gerade die einzigen, die in Neapel verarbeitet werden, da man keine feinen Sorten liefert. Die Häute der Lämmer und kleinen Ziegen werden nach Frankreich und England ausgeführt, und sind selbst trotz des hohen Ausfuhrzolls noch gestiegen. Dieß setzt die hiesigen Handschuhmacher in großen Vortheil den fremden gegenüber, denn diese bearbeiten viel theurere Häute, als die erstern, indem zu den Ankaufs- und Transportkosten noch jener hohe Zoll für sie hinzukommt, den man zu 25 Pr. anschlagen kann.

Auf diese Art ist also dieß Land dahin gelangt, nicht nur die Einfuhr eines Artikels, welchen es sonst aus der Fremde bezog, gänzlich zu entbehren, sondern ihn auch in großer Menge dem Auslande zu liefern, und zu einem wohlfeileren Preise als dieses früher ihn hier verkaufen konnte.

* * *

5. Hutmacherei.

Mit der Hutmacherei ist es völlig eben so, wie mit der Handschuhmacherei gegangen. Aus einer gänzlichen Vernachlässigung hat sie sich auch, vom Tarif begünstigt, auf dieselbe Höhe geschwungen, die die Handschuhmacherei erreicht hat. Man verfertigt jetzt Hüte für 3 Duc., eine Sorte, wofür man sonst den Lyoner Fabrikanten 6 Duc. zahlen mußte, so daß der Zoll auf fremde Hüte völlig unnütz geworden ist, denn das wirksamste Verbot der auswärtigen Waare ist ohne Zweifel die Wohlfeilheit und Güte der einheimischen.

Digitized by Google

Seit einigen Jahren fabrizirt man auch in Neapel Strohhüte wie die Florentiner, welche in Rücksicht der Bearbeitung des Strohes, des Geflechtes, der Eleganz der Formen der Hüte und des Geschmackes der ganzen Arbeit, nichts zu wünschen übrig lassen. Aber sie haben einen ungleichen Kampf mit denen von Toscana zu bestehen, wo diese Industrie seit langer Zeit ganz national und weniger kostspielig ist, als in Neapel. Doch besteht die hiesige Fabrikation vermittelst des Eingangszolls von 1 Duc. per Hut, besonders da sie sich größtentheils darauf beschränkt, die ordinäre Sorte der Florentiner Hüte zu ersetzen, deren geringer Preis den hohen Zoll nicht ertragen kann.

* * *

6. Papierfabrikation.

Vor nicht länger als 20 Jahren war Neapel genöthigt, fast seinen ganzen Bedarf an Papier von Frankreich, Toscana und Genua zu beziehen. Dieß mußte um so mehr auffallen, als es Alles was zu dieser Fabrikation erfordert wird, in größter Vollkommenheit besitzt, nämlich vortreffliches Material und Ueberfluß an geeigneten Lokalitäten zu seiner Bearbeitung. Auch konnte dieser Zustand nicht dauern, und der Aufschwung aller übrigen Industriezweige mußte auch auf diesen wohlthätig zurückwirken. Die erste Papierfabrik nach holländischer Art wurde von Herrn Beranger im Jahre 1812 am Fibreno in der Gegend von Sora gegründet, und 1813 wurde dort schon das erste Velinpapier verfertigt. Doch waren die Fortschritte, gehemmt durch die Konkurrenz, welcher die Anfänge einer nationalen Produktion dieses Artikels nicht sogleich vortheilhaft und genügend entgegen treten konnten, nicht von großer Bedeutung, bis die Regierung durch einen hohen Zoll auf fremdes Papier auch diesen Zweig emporhob. Wie durch Zauber hervorgerufen, entstanden nun in die Wette eine große Menge Papiermühlen, nach neuer Art eingerichtet, unter andern eine nach englischem Muster, in welcher durch sinnreiche Maschinen das sogenannte Papier ohne Ende so vollkommen wie irgendwo in Frankreich oder Italien verfertigt wird. Die berühmtesten Papierfabriken sind jetzt die beiden des Herrn Lefebvre, am Fibreno, die erste in S. Maria delle forme bei Isola, in einem ehemaligen Karmeliterkloster, in welchem, wie oben erwähnt, Herr Beranger die allererste Papierfabrik angelegt hatte, die zweite in Carnello bei Sora, wo das Papier ohne Ende gemacht wird, für welches die Regierung ein Privilegium ertheilt hat. Noch verdienen erwähnt zu werden, die Papiermühlen von Picinisco und von S. Elia. *) Diese Fabriken hatten nicht nur mit Nationalvorurtheilen, sondern überdieß noch mit einer Menge Schwierigkeiten zu kämpfen. Man mußte die Arbeiter zuvor bilden, und da in einem Lande, wo erst Fabriken gegründet werden sollen, auch die Mechaniker fehlen, so mußte man nicht nur die Maschinen aus England, sondern auch fremde Mechaniker verschreiben, um sie in Gang zu setzen. Jetzt sind schon mehrere einzelne Stücke an Maschinen in Neapel verfertigt worden, zwar mit großen Kosten, aber hoffentlich wird sich Dieß in der Folge auch ausgleichen.

Vortheilhafter wäre es auch für diese Fabrikation, wenn manche dazu unentbehrliche Hülfsmittel nicht so theuer in Neapel wären. Aber es ist das gewöhnliche Schicksal eines Tarifs, das zu erschweren, was er auf eine andere Art begünstigt. So ist z. B. die Salzsäure durch den schweren Impost sehr vertheuert, und andere chemische Artikel sind, wahrscheinlich aus Irrthum, in die Klasse der Apothekerwaaren gesetzt. Dieß würde von keinem besondern Einfluß seyn, wenn diese Produkte im Lande selbst so gut präparirt würden, daß der Fabrikant nicht nöthig hätte, sie aus der Fremde zu beziehen. Aber bis jetzt ist Dieses noch nicht der Fall. Indessen wird die Theurung der Hülfsmittel durch die Wohlfeilheit des Materials wieder ausgeglichen. Die Lumpen nämlich bildeten ehedem einen der wichtigsten Ausfuhrartikel unter den sekundären; und ob sie gleich jetzt 8 Duc. p. Cantaro Ausgangszoll erlegen müssen, so beziehen noch immer nichts desto weniger England, Frankreich und Holland dieselben von hier aus. Daher haben die Papierfabrikanten, außer der Begünstigung des Zolls von 16 Duc. p. Cantaro den das fremde Papier bezahlen muß, auch noch den Vortheil das Hauptmaterial bei der Hand zu haben, welches von denen, deren Konkurrenz am meisten zu fürchten ist, ungeachtet des enormen Zolles fortwährend hier gesucht wird.

Das beste Zeugniß über den blühenden Zustand dieser Papierfabriken kann wohl die Thatsache ablegen, daß der berühmte Buchdrucker Didot aus Paris in Handelsgesellschaft mit Herrn Lefebvre getreten ist, dem nämlichen, dessen als Nachfolger des Herrn Beranger und Eigenthümer der Fabriken am Fibreno erwähnt worden.

Dem erfinderischen Genie des Herrn Didot ist man auch die Verbesserungen schuldig, die in einer dieser Fabriken mit dem glücklichsten Erfolge angewendet worden sind.

Die Mohammedaner in Indien.

9. Musik und Vergnügungen.

Die Sängerinnen und Tänzerinnen, welche im Sibnanah Zutritt haben, werden Domenie genannt; sie sind Frauen von gutem Charakter, und ihre Gesänge, besonders die in hindustanischer Sprache, von der sittlichsten Art. Sie haben Fertigkeit in der Musik des Landes, und spielen die üblichen Instrumente mit vielem Geschmacke. Diese sind die Saattarah (Guitarre) mit drei Drathsaiten; die Surringhih (eine schlecht gearbeitete Geige) und die Dhome oder Dholle (Trommel), deren es von verschiedener Gestalt gibt, die jedoch sämmtlich mit den Fingern und nie mit Stöcken geschlagen werden. Die Musik dieser Frauen hat einen melancholischen, doch nicht ungefälligen Charakter; indeß sind die besten Leistungen von den verschiedenen Musikvereinen des Landes nur mittelmäßig. Dilettanten sind unter den Moslemin sehr selten, da beide Geschlechter es für unschicklich halten, Musik zu treiben, zu singen oder zu tanzen, und ihr Vorurtheil gegen diese angenehme Erheiterung geselliger Völker anderer Länder ist so groß, daß sie sich nie zu entschließen vermögen,

---

*) Der Verfasser schweigt hier von der großen Menge von Papiermühlen, die z. B. in den Bergschluchten von Amalfi und Majuri liegen, wo ich bei ersterm Orte allein siebenzehn antraf. Wahrscheinlich sind dieß die Fabriken, von deren Eigenthümern er klagend bemerkt, daß sie noch immer fortfahren, die Sklaven der alten Routine zu bleiben. A. d. E.

Digitized by Google

den „Sahib Logne *) nachzuahmen, die in einer Quadrille oder einem ländlichen Tanz mit figuriren. Die angesehenen Moslemin werden oft zu einem Ball der Engländer geladen, wo sie dann voll Erstaunen den Tanzenden zusehen, und ich bin oft gefragt worden, warum ich meine Landsmänninnen nicht zu überzeugen suche, wie Unrecht sie thäten, wobei man mich noch fragte: „Warum ermüden sich denn diese Leute, da sie doch Tänzer zu ihrer Unterhaltung bezahlen könnten?" So verschieden sind die Begriffe von geselligen Vergnügungen; ein Elegant in Indien würde die Frage: „Sind sie musikalisch, können sie singen und tanzen?" für eine Beleidigung halten.

Unter allen musikalischen Instrumenten, die ich in Indien gesehen habe, sind die Pauken das einfachste und seltsamste. Sie sind aus stark gebranntem Thon verfertigt, und haben in der Form viele Aehnlichkeit mit denen der königlichen Garde zu Pferde. Eine Kugel, genau in zwei Hälften getheilt, gibt den besten Begriff von diesem indianischen Fabrikat; das Pergament wird mittelst eines dünnen Reifs über die Oeffnung gespannt, und die leiseste Berührung desselben mit den Fingern bringt einen Ton hervor. Sie werden nach Art des Tambourins mit den Fingern geschlagen, und nur lange Gewohnheit kann diese einfache Begleitung des Gesangs angenehm machen. Mit Stöcken werden diese Pauken nur dann geschlagen, wenn man sie als „Dunkahs" braucht, d. h. wenn beim öffentlichen Erscheinen des Königs und der Königin mit diesem Instrument das Zeichen gegeben wird, damit nirgends Wägen sich häufen und der Weg frei gehalten wird. Noch herrscht die sonderbare Gewohnheit bei Aufzügen hoher Staatsbeamten am zehnten Tage des Mohurrem das Geräusch galoppirender Pferde nachzuahmen, das Instrument, dessen man sich hierzu bedient, heißt „Schuckh" und besteht aus zwei Halbkugeln von Ebenholz oder einem andern harten Holz, die in einem ganz eigenen Takt mit den Flächen zusammengeschlagen werden; und da oft fünfzig bis hundert Mann solche Instrumente in Bewegung setzen, so kann man sich die Aehnlichkeit dieses Getöses mit dem galoppirender Pferde leicht erklären.

Die Kinder spielen zuweilen ein Spiel mit Knippkugeln, und Dieß ist unter ihren Spielen das, was die meiste Bewegung macht. Statt umher zu laufen und zu springen, ziehen sie es vor, bei ihren Vätern und Großvätern auf dem Dache des Hauses fliegende Drachen steigen zu lassen. Dieses Spiel, mit dem Menschen jedes Alters sich belustigen, ist eigentlich ein Kampf der Drachen, bei dem man mit vieler Gewandtheit zu Werke geht, da jede Partie sich bemüht, die Schnur des Gegners mit der seinigen zu verwickeln, und seinen Drachen von der Höhe herabzuziehen. Zu diesem Zweck werden die Schnüre mit Kleister bestrichen und in gestoßenes Glas getaucht; wenn nun die Drachen steigen und durch den Luftzug mit einander in Berührung kommen, so zerfeilt die Schnur des am höchsten gestiegenen die eines tiefer fliegenden, der nun zum großen Vergnügen der Zuschauer auf die Straße herabfällt, die sich dann unter Jauchzen und Hurrahrufen des Spielzeugs bemächtigen.

*) So werden die Indien besuchenden Engländer genannt.

(Schluß folgt.)

Londoner Polizeiverhandlungen.

Die Liebe vor Gericht.

I.

Vor dem Lord Mayor von London sah man jüngst eine Frau erscheinen, die gut gekleidet war und ihrem Benehmen nach zu urtheilen, der besseren Gesellschaft anzugehören schien. Kenner wollten auf ihrem Gesichte noch Spuren vormaliger Schönheit sehen; allein es mochte wohl viel Themsewasser hinabgeronnen seyn, seit sie sich so verwischt hatte, daß man ein Kenner seyn mußte, um ihrer gewahr zu werden. Die Dame schien bereits längere Zeit in den Jahren, wo Frauen, die keine Anbeter mehr finden, sich in Anbeterinnen verwandeln, indem sie zum Gebetbuch ihre Zuflucht nehmen.

„Mylord, hob die Dame an, die sich Mistreß Courtenay nannte, ich erscheine vor Ihnen, um Gerechtigkeit zu verlangen gegen die gehässigste Verletzung, über die eine Person von meinem Geschlechte und meinem Stande sich beklagen kann. Fünfzehn Jahre mögen es her seyn, daß ich ein Opfer der schwärzesten Treulosigkeit wurde; allein Rücksichten mancherlei Art legten mir Stillschweigen auf, da ich in der öffentlichen Meinung nicht einen Mann zu Grunde richten wollte, den seine Beharrlichkeit im Kampfe für die bürgerliche und religiöse Freiheit seitdem in ganz Europa berühmt gemacht hat."

„Ersparen Sie sich die Mühe eines so weitläufigen Eingangs, Mistreß Courtenay, und kommen Sie zur Sache," unterbrach sie der Lord Mayor.

„Diese Einleitung, Mylord, erwiderte die Dame, ist nicht so unnöthig, als sie Ihnen scheinen mag, und kann von Nutzen seyn; denn es ist der berühmte O'Connell, dieses gefeierte Parlamentsmitglied, der heldenmüthige Vertheidiger des Katholizismus und das Oberhaupt der Antiunionisten, den ich vor Eurer Herrlichkeit anklagen muß."

Der Lord Mayor: Noch einmal, Mistreß, ersparen Sie sich die Lobrede auf Hrn. O'Connell, und kommen Sie zur Sache.

Mißstreß Courtenay hielt hier verlegen inne, da sie die Geschwindschreiber bemerkte, die mit gespitzten Ohren, die Feder in der Hand bereit saßen, ihr jedes Wörtchen vom Munde wegzustehlen. „Wahrscheinlich werden diese Gentlemen, rief sie aus, Alles was ich hier vorbringe, die Länge und Breite in ihren Zeitungen wieder erzählen?"

Sie hatte kaum den Mund geschlossen, als auch diese Frage bereits für die Journale aufgefangen war. „Kümmern Sie sich nicht um Dieß, erwiderte der Lord Mayor, und sagen Sie mir lieber, ich beschwöre Sie zum dritten Mal darum, kurz und gut, wovon es sich handelt. Haben Sie sich über einen Betrug, einen Raub oder eine sonstige Verletzung Ihrer Ehre zu beklagen?" —

Hier ließ sich unter der Zuhörerschaft eine allgemeine Fröhlichkeit bemerken.

„So hören Sie denn in kurzen Worten meine Geschichte. Vor fünfzehn Jahren im Jahre 1815 oder 1816, wie ich glaube, war es, wo ich Wittwe und unerfahren — allgemeines Gelächter — meine Zuflucht zu Hrn. O'Connell nahm, um mich in meinen Angelegenheiten bei ihm Raths zu erholen. Seiner Geschicklichkeit gelang es, über meine von einem höllischen Geist der Schikane beseelten Verwandten einen Prozeß zu gewinnen, und ich befand mich in einem ziemlich vergnüglichen Auskommen. Hr. O'Connell bot mir seine Hand, und ich nahm sie an; doch sollte unsre Vermählung noch verschoben werden, bis meine Angelegenheiten völlig ins Reine gebracht seyen. Ich war schwach . . . genug. Sie errathen, daß ich mich bald darauf von einem niederträchtigen Verführer verlassen sah."

Der Lord Mayor. Haben Sie Beweise zur Unterstützung ihrer Klage?

Miß Courtenay. Ach, leider hat das Ungeheuer mir alle seine Briefe genommen und selbst sein Portrait; obgleich er das meinige mir zurückzugeben verweigerte. Aber ich habe zum Beweis alle Schwüre, die der Treulose mir im Angesichte des Himmels schwur, und ich selbst kann es durch einen Eid bekräftigen, wenn das Gericht mein Affidavit annehmen will.

Der Lord Mayor machte ihr hierauf bemerklich, wenn man allen Frauen, die sich mit ähnlichen Klagen vor den Gerichten einfinden könnten, auf ihren Eid glauben wollte, so würde er selbst und Niemand der Anwesenden sicher seyn, im nächsten Augenblick belangt und schuldig befunden zu werden. „Uebrigens, fügte er zur unglücklichen Irländerin gewendet

Digitized by Google

fort, sind es sechszehn Jahre, wie Sie selbst gestehen, daß dieses Unglück Ihnen zugestoßen ist. Wenn die Verjährung noch nicht von unsern Gesetzen festgesetzt wäre, so müßte man sie jedenfalls für Fehltritte dieser Art erfinden."

Mistriß Courtenay grüßte auf diesen traurigen Bescheid den Lord Mayor und begab sich durch eine Doppelreihe neugieriger Zuschauer aus dem Gerichtssaale, wo ihrer ihre Kammerjungfer mit einem Miethwagen harrte.

II.

Ein anderer sonderbarer Fall, der, wenn er sich früher ereignet hätte, die Vermuthung erregen könnte, daß ihm der Dichter den Stoff zu seinem Käthchen von Heilbronn entnommen, kam vor dem Polizeigerichte der Bowstreet zur Verhandlung. Ein Polizeidiener stellte ein Mädchen von vortheilhaftem Aeußern und wie es schien in tiefe Betrübniß versunken, vor den Beamten Hrn. Halls, mit der Anzeige, daß sie ihm vor Kurzem von einem jungen Mann in Verwahrung gegeben worden sey, der ihr Schuld gebe, unaufhörlich von ihr mit Liebesanträgen verfolgt zu werden.

Vorgerufen und beeidigt, erkläete der Kläger Namens Thomas Marshall, Kammerdiener eines Gentleman von Kent; es mögen nun drei Wochen her seyn, daß ihn die hier gegenwärtige Lady, auf die er nie ein Auge gehabt, auf der Straße angeredet und bei Seite gerufen habe, wo sie ihm sagte, sie habe gehört, daß er verheirathet und Vater von fünf Kindern sey; sie wünsche von seinem eigenen Munde zu hören, ob es sich so verhalte, da das Glück ihres Lebens von dieser Antwort abhänge. Er erwiderte, er sey weder verheirathet noch Vater, fragte jedoch, wozu sie Dieß zu wissen verlange. Sie antwortete, sie liebe ihn, und da es ihr nicht gelungen, ihre Leidenschaft ihm durch einen Brief zu erklären, so nehme sie zu diesem äußersten Mittel ihre Zuflucht, ihm mündlich zu sagen, daß sie für ihn die zärtlichste Liebe gefaßt habe. Zugleich machte sie ihm bemerklich, daß sie von angesehener Familie sey, und ihn am folgenden Sonntag zu sehen wünsche. Der überraschte Kammerdiener gab eine ausweichende Antwort, um ihrer Zudringlichkeit los zu werden, und so schieden sie. Am folgenden Sonnabende jedoch erschien sie in dem Hause eines Freundes des Klägers, und da sie ihn hier nicht traf, benahm sie sich mit so leidenschaftlichem Ungestüm, daß man ihr die Thüre zeigen mußte. „Seitdem, so schloß der neue Phaon seine Beschwerden gegen seine Sappho, belästigte sie mich auf alle mögliche Weise, kam in das Haus meines Herrn und folgte mir auf allen Schritten und Tritten wie mein Schatten." Hiemit übergab er dem Gerichte auch einen Brief von der Hand des allzuzärtlichen Mädchens, des Inhaltes:

„Sir, soll das Herz, das treue Herz verurtheilt seyn, in Verzweiflung zu sterben? — Der Himmel möge es verhüten! Sir, ich bin Ihnen lästig gefallen, ich bitte Sie demüthigst um Verzeihung. Sicherlich täuschten Sie sich in mir, sonst würden Sie mich nicht so tief gekränkt haben. Meine einzige Absicht, warum ich Sie im Hause Ihres Freundes suchte, war, Sie zum Thee bei mir einzuladen. Sie werden finden, daß Dieß die Wahrheit ist, wenn Sie sich bei meiner Hausfrau erkundigen wollen. Ich bitte Sie, behandeln Sie mich nicht mit Verachtung. Ich kann Sie versichern, daß ich treu bin. Auch bitte ich Sie, Sir, leben Sie für mich; denn ich kann nicht ohne Sie leben. Ich erwarte Sie heute um Vier Uhr zum Thee. Die Ihrige bis in den Tod.

E. Farnsworth.

Die schöne Angeklagte, die vom Beginn der Verhandlungen an nicht den Kopf zu erheben gewagt hatte, erwiderte auf die an sie gerichtete Frage mit leiser Stimme, daß der Kläger die Wahrheit sage, daß aber an der Aussage ihres Vaters, der zugegen war und ihr vorgeworfen hatte, daß sie schon vor einigen Jahren mit gleicher Leidenschaft einen jungen Kaufmann verfolgt habe, keine wahre Sylbe sey. Da sie eine Schule hielt, von deren Einkommen sie ihren anständigen Unterhalt zog, so lebte sie seit einigen Jahren getrennt von ihrer Familie.

Hr. Halls gab der Lady sein Erstaunen zu erkennen, daß ein achtbares Mädchen so sehr vergessen könne, was sie ihrem Stand und Geschlechte schuldig sey, um einen Mann mit ihrer Zuneigung zu verfolgen, dem sie, wie sie wisse, gleichgültig sey. Dann fragte er sie, durch welche Gelegenheit es gekommen sey, daß sie sich in ihn verliebt habe.

Das Mädchen, bitterlich schluchzend, erwiderte: „Der Gentleman pflegte beständig an dem Hause, wo ich wohne, vorbei zu reiten, und ich sah ihn vom Fenster aus."

Der nicht im Mindesten romantisch gesinnte Polizeirichter bemerkte hierauf, eben nicht in der zartesten Weise: „Ich wünschte, Sie hätten sich in sein Pferd verliebt, so würden Sie jetzt nicht in dieser unangenehmen Lage stehen." Der Kläger machte hier bemerklich, er könne sich durchaus keinen Grund von der Zuneigung der Lady zu ihm angeben, und nicht begreifen, was er für anziehende Eigenschaften habe.

Hr. Halls. Haben Sie schon einen Roman geschrieben?

„Nein."

„Sie haben jetzt den Stoff dazu. Uebrigens muß ich Ihnen bemerken, daß Sie in dieser Geschichte eine höchst thörichte Rolle spielen werden; doch hoffe ich, daß die Verlegenheit, in die Sie sich gestürzt haben, Sie von einer Leidenschaft heilen werde, die eben so romantisch als hoffnungslos ist."

Auf die Bemerkung des Klägers, daß er die unglückliche Lady nicht bestraft wissen, sondern nur gegen ihre Zudringlichkeit sicher gestellt werden wolle, richtete Hr. Halls noch einige Worte an die arme Sappho, worin er ihr sagte: sie dürfe sich glücklich schätzen, einen Mann getroffen zu haben, der im Bewußtseyn, was er ihrem und seinem Charakter schuldig, nicht ihre thörichte Leidenschaft benützt habe. Es möchte ganz anders gekommen seyn, wenn sie in andere Hände gefallen wäre. Endlich setzte er hinzu, er wolle sie hiemit entlassen, wenn sie verspreche, ihrer thörichten Leidenschaft zu entsagen, und den Kläger künftig unbehelligt zu lassen.

Die Angeklagte gelobte Dieß mit zitternder Stimme an und verließ hierauf den Gerichtssaal.

Vermischte Nachrichten.

Neapel 10 März.

Wenn leider die Tagblätter sich fast immer mit Krieg, oder doch wenigstens mit Kriegsbesorgnissen, beschäftigen müssen, so möge es auch einmal vergönnt seyn, friedlicher Vergnügungen zu erwähnen, die ja doch eben wieder Nachbildungen des Kriegs sind. Dieß gilt ganz vorzüglich von dem italienischen Karneval. — Der hiesige ist nun vorüber, und seit vielen Jahren erinnert man sich keines so glänzenden, der selbst den berühmten römischen in gewisser Hinsicht übertroffen hat. Freilich hat der Hof dabei das Meiste gethan, was in Rom natürlich wegfällt. Man bemerkte unter andern als die vorzüglichsten und schönsten Darstellungen ein Barbaresken-Raubschiff, beinahe in natürlicher Größe, von zehn bis zwölf Kanonen, welche, mit etwas Pulver geladen, auch von Zeit zu Zeit unschädlich abblitzten. Diese enorme Masse wurde von zwölf prächtigen, in Delphine verwandelten Pferden gezogen, die Neptun selbst als Kutscher lenkte. Auf dem geräumigen Verdecke, und selbst auf den hohen Masten, war das fünfzehn bis zwanzig Mann starke, türkisch gekleidete, Schiffsvolk unablässig beschäftigt, nach allen Seiten hin die von Zuschauern strotzenden Balkons der Straße Toledo, bis in die obersten Stockwerke hinauf, mit Confetti zu beschießen, und zwar waren Dieß, im Gegensatze zu den andern, wirkliche Zucker-, nicht Gips-Confetti. — Unter mehreren kleineren Schiffen zeichnete sich noch ein Dampfboot — il Vulcano — aus. Dann erschien auf einer prächtigen Quadriga von vier edeln Rossen gezogen Achilles und Patroklos, so wüthend und nicht anders mit Süßigkeiten um sich werfend, als wenn die ganze Straße Toledo mit Trojanern besetzt gewesen wäre. — Spät am Abende, als sich die Menge schon verlaufen hatte, kehrte das große Schiff, sehr schön bis in die Masten hinauf erleuchtet, majestätisch die Straße herunter in das Schloß zurück.

Der „Globe" gibt in einem seiner neuesten Blätter eine Uebersicht der Ausgaben der Saint-Simonisten im Monat Februar d. J. Der Betrag derselben beläuft sich auf 50.857 Fr. 48 C., außer einer Zahlung von 25,207 Fr. 45 C. für eine frühere Rechnung und verschiedene andere Unkosten von 62.046 Fr. 75 C., so daß also die ganze Summe 138.111 Fr. 68 C. beträgt. Einen Hauptansatz in der Rechnung bilden die Kosten des Druckes und der unentgeltlichen Vertheilung des Globe mit 17.277 Fr. 48 C., für 4000 Exemplare. Auch für „eine Schuld St. Simons" findet man 352 Fr. angesetzt.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 103. 12 April 1832.

Ein türkisches Sprüchwort. *)

Afiyet tirilmin derisi kurtschunun duklanina gelur.

1. Pera.

Von jeher war Pera, das jetzt von dem Hasse der Muselmänner in einen Schutthaufen verwandelt liegt, den Bewohnern von Konstantinopel ein Dorn im Auge. Die Nähe dieser Fremdenstadt war für sie eine unwillkommene Nachbarschaft, und schien ihnen eine unrechtmäßige Besitznahme ihres Eigenthums, der Vorposten jenes Heeres der Ungläubigen, das, alten Ueberlieferungen zufolge, sie einst auf die andere Küste des Bosporus hinübertreiben soll. In diesem vorzüglich dem Handel gewidmeten Horste ist es, wo jede Leidenschaft, jede moralische Verschlechterung unserer Civilisation sich drängt, stößt und zerfleischt. Hier erscheint das Laster unter allen Gestalten, Trachten und Zungen. Es grinst Dich unter dem Hute des Russen und Engländers an, wie unter dem Kalpak des Armeniers und dem Turban des Asiaten, oder es schleicht einher mit dem von Alter gekrümmten Rücken der verworfenen Jüdin, oder nähert sich Dir mit der hündischen Schmeichelei des Italieners, wirft sich als Grieche mit der Stirne auf den Boden und erscheint noch niederträchtiger in dem Eingebornen jenes berüchtigten Frankenquartiers, wo eine Menschenrace wohnt, die mit allen Völkern verwandt ist, durch Das, was sie Unedles und Verworfenes haben.

Es gibt nichts so Herrliches als einen Sommerabend am Bosporus. Man muß einen solchen unter den Cypressen verlebt haben, welche die Höhen bekränzen, auf denen die prachtvolle Vorstadt ruht. Auf der höchsten Spitze des Bergrückens, an dem Pera's buntgemalte Gebäude liegen, unfern dem englischen Konsulate, erheben sich Gruppen dunkler, hoher Cypressen. Schon seit Jahrhunderten nähren sie sich aus dem fetten Boden, den Pest, Typhus und ansteckende Fieber täglich mit neuen Leichen düngen. Marmorne Grabmäler mit Inschriften und in Stein gehauenen Turbanen, verkünden dem Wanderer, wessen Gebeine darunter modern. Wie überall im Orient sind durch ein wunderliches Spiel des Zufalls oder der Laune „die Gefilde der Todten" — der Ort der Wehmuth und Trauer — auch von den Bewohnern Konstantinopels zu ihren Spaziergängen und Vergnügungen ausersehen worden. Wie ein Meer wogt es hier unter dem kühlen Schatten durcheinander; aber keine Woge mischt sich mit der andern. Die Franken sieht man zu ihren Landsleuten sich gesellen, der Jude sucht im Gedränge den blauen Turban seiner Glaubensbrüder, der Grieche wandelt mit dem Griechen, der Armenier mit dem Armenier, der stolze und ernsthafte Türke würdigt nur den Gläubigen seiner Gesellschaft, die Zungen aller Länder reden durcheinander. Die Baumgänge sind gedrängt voll von Spaziergängern, die Kaffeehäuser füllen sich mit Tabakrauchern, die sich mit großer Feierlichkeit auf Binsenmatten oder schlechte Divans niederlassen. Niemand ist ohne ein langes Weichselrohr und bald wirbelt der duftige Rauch in leichten Wölkchen auf, während außen der Weg von Zeit zu Zeit durch einen Bärenführer oder einen armenischen Leichenzug gesperrt wird.

Unter den vielen Kaffeehäusern auf dem „kleinen Gefilde der Todten" wird eines vorzugsweise von den türkischen Effendi's besucht, die ihre Geschäfte oder Vergnügungen täglich nach Pera führen. Es ist ein kleines Gebäude, mit grellen Farben bemalt und am Rande des Bergrückens gelegen, der sich zu dem Meere hinabsenkt. Durch anmuthige Einschnitte zwischen Cypressen und wildem Jasmin hervorschimmernd erblickt man zu seinen Füßen die Lusthäuser des Sultans, Dolma Batsche und Beschik Tasch. Noch tiefer unten schaukeln die blauen Wasser des Bosporus Schiffe jeder Größe und leichte Kaiken, die in einer Stunde Asiens und Europa's Gestade berührt haben können. Hier auf der Seite Asiens, das weithin mit goldgelbem Sande bedeckt ist, sieht man in der Ferne die weißen Kuppeln der Moscheen sich wölben, und die schlanken Minarets von Scutari wie Schiffsmaste aufsteigen — Scutari mit seinen vergoldeten Grabmälern, seinen dunklen Laubmassen, hinter denen sich als Hintergrund des Gemäldes die schneeigen Ketten des Olympus hinlagern, während über Chalcedon hinaus und hinter den Fürsteninseln die Krümmungen des Gestades im Sonnenglanz verschwimmen.

Der Ruf des Muedsin läßt sich von der Höhe der Minarets herab vernehmen: „Gott ist groß! Es gibt keinen Gott als Gott, und Mohammed ist sein Prophet! Zum Gebete! Zum Tempel des Heils! Gott ist groß! Es gibt keinen Gott als Gott, und Mohammed ist sein Prophet!" — Bei diesen Worten, die statt der Glocke in den christlichen Kirchen zum Gebete mahnen, und mit scharftöniger Nasenstimme herabgerufen werden, lichtete sich die Schaar der Gläubigen, die in dem Kaffeehause auf dem kleinen Todtenge-

*) Obige Erzählung ist nach einer wahren Begebenheit, die sich kurz vor Vertilgung der Janitscharen, also vor dem Junius 1826 in Konstantinopel ereignete.

Digitized by Google

filde zusammengedrängt saß. Nur einige Janitscharen blieben unbeweglich auf ihrem Platze, indem sie ihren Tschibuk oder Nargile zu schmauchen fortfuhren. Ein kleiner alter Mann mit langem Bart und die Stirne umschattet von einem grünen Turbane — die ausschließlich den Emirn vorbehaltene Farbe — saß in einer Ecke des Divans und drehte maschinenmäßig zwischen seinen Fingern die neunundneunzig Kugeln seines Tasbih, indem er mit halblauter Stimme bei jeder Kugel des Rosenkranzes eine der neunundneunzig Eigenschaften Gottes murmelte. Die tiefste Stille herrschte im ganzen Kaffeehause, als ein Mann in orientalischer Tracht, den Kopf mit einer ungeheuren Pelzmütze bedeckt, eintrat und nach türkischer Weise grüßte, d. h. die Hand an den Mund und dann an die Stirne legte, die er ein wenig gegen die Erde verneigte.

„Selam dem Hekim Baschi," sagte der Mann mit dem grünen Turban zu dem eben Eingetretenen gewendet.

Der Titel Hekim Baschi gebürt eigentlich nur dem ersten Leibarzte des Sultans, wiewohl das Volk in Konstantinopel jeden Marktschreier so zu nennen pflegt, der sich die Mühe geben will, ihm einige Piaster aus der Tasche zu spielen. Der Hekim Baschi, der eben eintrat, war ein Grieche von Geburt, aus Pera, eine jener schönen Gestalten aus den Zeiten von Athen und Korinth, von denen uns die alten Münzen den Typus aufbewahrt haben. Die Schönheit dieses Griechen wurde aber selbst in Konstantinopel bewundert, und die Anmuth seiner Manieren hatte alle Frauen bezaubert; ihnen verdankte er auch hauptsächlich seinen Ruf, der sich von dem Fanar bis ins Serail des Padischah verbreitete. Die Achtung, die im Orient der Arzneikunde gezollt wird, öffnete ihm alle Häuser. Zu jeder Stunde des Tags fand er Zutritt, selbst bei den reichsten und frömmsten Effendi's, ohne daß der gewöhnliche Argwohn des Muselmannes auch nur den leisesten Verdacht auf ihn warf. Zwar klagte das Gerücht einige armenische und griechische Frauen an, daß sie nicht standhaft genug gewesen gegen die Bewerbungen der Pelzmütze des Samur Kalpaghi — der allgemeine Name, womit die Türken, die Aerzte bezeichnen — allein Niemand hätte ahnen mögen, daß ein Raja, ein Javur, seine Augen zu einer Frau der Osmanlis würde zu erheben wagen. Auch würde die Strafe auf dem Fuße gefolgt seyn und das Geständniß des Verbrechens und die Verbrecher in der Tiefe des Bosporns begraben haben.

Der Emir ließ den Hekim Baschi zu seiner Seite auf dem Divan niedersitzen, man brachte Pfeifen und Kaffee. Nach einer langen Unterhaltung über die Begebenheiten des Tags, über den letzten Djerid der Itsch Oglans, über die von dem Heere Ibrahims aus Morea gesendeten Köpfe — denn um diese Zeit war es, wo dieser unheilvolle Krieg wüthete — legte sich das Gesicht des Emirs in ernstere Falten, und in längeren Zwischenräumen puffte er die Rauchwolken seines Tschibuks aus.

„Hekim Aga," sagte er endlich, „ich habe gestern die junge Griechin, die Tochter meines verstorbenen Freundes des alten Woiewoden, die schöne Elinka gesehen. Du verließest sie, und behandelst sie mit Kälte und Gleichgültigkeit. Der Kummer verzehrt ihr das Herz, Thränen stürzen unaufhörlich aus ihren Augen. Ja, ihre Thränen fließen Tag und Nacht, wie die unversiegbare Quelle von Galata Serail. Es muß ihrem Leid ein Ende gemacht werden. Du hast sie verführt und weggelockt wie ein argloses Lamm von der väterlichen Heerde; führe sie als Deine Gattin zu den Ihrigen zurück. Dein Vermögen reicht für sie und Dich aus. Du bist diese Genugthuung der Schmach schuldig, die Du auf das Haupt des unschuldigen Kindes gehäuft hast."

„Sehr ehrwürdiger Effendi," erwiderte der Doktor — indem seine Augen verlegen am Boden hinstreiften, und er seinen von Rosenwasser duftenden Schnurrbart emporstrich — „St. Dimitri, mein Schutzpatron ist mein Zeuge, daß ich von ganzem Herzen Elinka Alles gebe, was ein Sterblicher einer Frau geben kann, mein volles Herz und meine volle Liebe; aber eine Heirath — Dieß ist mehr verlangt, als ich thun kann."

„Ich verstehe Dich, fiel ihm der Emir mürrisch ins Wort; so ist denn auch sie ein Opfer geworden. „Die Ungläubigen — hier fügte er die Stelle aus dem Koran bei — „werden nicht das finstere Gewölk zerstreuen können, das der Satan um sie her gelagert hat. Er schmeichelt seinen Anbetern mit eitlen Hoffnungen. Er bläst das Feuer der Leidenschaften in ihren Herzen an, aber Täuschung wird die Frucht seiner Verheißungen seyn." Dann fuhr er fort, das Haupt schüttelnd und wie im prophetischen Tone:

„Hekim Aga, Du wirst eines Tags in die Grube fallen, die Du selbst gegraben hast. Denke an das Sprüchwort: „„Der Balg des Fuchses kommt stets in die Bude des Kürschners."" *) Mit diesen Worten stand er vom Divan auf, übergab seine Pfeife seinem Tschibuktar, und entfernte sich feierlichen Schrittes, nachdem er zuvor sein „Selam" — den muselmännischen Gruß — den Janitscharen ertheilt hatte, die in seiner Nähe saßen.

Dimitri fühlte sich schwer betroffen bei den Worten des alten Effendi. Es war ihm nicht unbekannt, daß es um seinen Kopf geschehen sey, wenn etwas von seinen Liebeshändeln mit türkischen Frauen in Konstantinopel ruchbar würde. Indeß suchte er so viel wie möglich seine Fassung zu behalten, und verließ eilig das Kaffeehaus, um sich den lauernden Blicken der Janitscharen zu entziehen. Als er sich unter freiem Himmel sah, suchte er unter den Cypressen des Gefildes der Todten eine abgelegene und schattige Stelle, um sich und seine heftige Bewegung zu verbergen. Die leise Stimme eines Weibes weckte ihn aus seinen Träumereien. Dimitri erhob rasch das Haupt und sah vor sich das gelbe Gerippe einer alten Jüdin, die den Finger auf die von Alter und Elend verbleichten Lippen gelegt, ihm Etwas anvertrauen zu wollen schien.

„Was willst Du, alte Eule?" fuhr er sie an.

„Stille, Herr Hekim, nennt mich lieber die Taube aus der Arche, denn ich bringe Euch, meiner Treue, etwas Besseres als einen grünen Zweig. Es ist eine Botschaft von der Cadine Esme.

„Sprich leiser, Unglückliche, wenn man uns hörte, ich wäre verloren! — Was will Sie?"

„Euch heute Abend sehen."

„Und wo?"

„Im Kiosk des Sommerharems."

„Im Serail zu einer solchen Stunde?"

„Ich bin beauftragt, Euch hinzuführen.

*) Aktscher tilkinin deriſi kurktschunun dukianina gelur.

Digitized by Google

„Wohlan, Dimitri, vertraue Deinem guten Geschick. Man kann einen Menschen doch nicht höher hängen als an den Galgen."

Die Finanzverwaltung der Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Es sey mir nun erlaubt, auf die der Revue britannique entnommenen Auszüge zurückzukommen. (s. Ausl. S. 298). Man scheint dort zu glauben, daß die Bürger der Vereinigten Staaten, wenn die Bevölkerung so dicht werden würde, wie in Frankreich, eine ganz andere Civilliste zu bestreiten haben würden, als sie gegenwärtig auf dem Budget steht. Diese Ansicht war lange unter den europäischen Publizisten vorherrschend. Ich für meine Person glaube, daß hundert Millionen Menschen eher im Stande seyn werden, ihre Freiheiten und folglich auch ihre angeborenen Rechte zu vertheidigen, als dreizehn Millionen. Eine Nation lerne nur ihre Privilegien von Grund aus kennen, so wird man sie nicht sogleich derselben berauben können. Die Erfahrung lehrt, daß es hier keine allgemein gültige Regel gibt. Belgien, das volkreichste Land von Europa, hat jetzt die freisinnigste Konstitution, mit Ausnahme der Schweiz, und die Kantone Zürich, Aargau und ein Theil von St. Gallen sind im Verhältnisse die volkreichsten Länder der Christenheit. Als Holland eine Republik war, hatte es eine außerordentliche Einwohnerzahl, und Spanien hat gegenwärtig keine so dichte Bevölkerung als die meisten amerikanischen Staaten. Mit Einem Wort, es läßt sich unter einer väterlichen Regierung kaum ein Zustand der Dinge denken, wo die Masse sich nicht für Aufrechthaltung der bestehenden Ordnung interessiren sollte. Alle Gegenbeweise, die man von den Ausschweifungen einer europäischen Bevölkerung herleiten will, die mit einem Male zur Souveränität gelangte, scheinen mir kaum einer Berücksichtigung werth. Wenn die durch die Revolution von 1830 bewirkte Reaktion nicht so gewaltsam war, wie die von 1789, so liegt die einfache Ursache davon darin, daß es weniger Mißbräuche zu verbessern gab, und man sollte nicht vergessen, daß die amerikanische Staatsverfassung bereits schon ganz auf die Interessen der Nation gegründet ist. Wenn ich hierin Unrecht habe, so ist es ein Irrthum, aber kein absichtlicher.

Die Revue britannique täuschte sich über mehrere Thatsachen, wie ich gelegentlich schon gezeigt habe, und es verlohnt sich kaum der Zeit, über die Art und Weise zu sprechen, wie diese Thatsachen, aus Irrthum oder nicht, aufgefärbt worden sind. Von welchem Gewicht ist es bei einer Frage über Oekonomie, ob der Präsident zehn Landhäuser oder eines besitzt, oder gar keines (wie es wirklich der Fall ist), wenn das Budget die ganze Ausgabensumme enthält? Ich darf behaupten, daß kein Präsident der Vereinigten Staaten jemals in seinem Dienstesverhältnisse auch nur einen Dollar eingebüßt hat; ja es ist sogar wahrscheinlich, daß wenn Einer von ihnen darauf ausgegangen wäre, Geld anzuhäufen, er sich hätte bereichern können. Von dem Werthe des ganzen Artikels der Revue britannique läßt sich aus den zwei Zeilen schließen, die am Ende des von mir erwähnten Auszugs stehen: „Diese Gastmähler und anderer Aufwand für die Würde ihrer Stellung, haben das Vermögen mehrerer Präsidenten zerrüttet u. s. w." Wir haben sieben Präsidenten gehabt; Washington ist reich, Adam in Wohlhabenheit gestorben, Madison genießt bekanntlich eines schönen Vermögens, Quincy Adams gleichfalls, der General Jackson gilt sogar für reich. Der Ausdruck „mehrere Präsidenten" läßt sich also auf zwei namentlich zurückführen. Weder Monroe noch Jefferson aber können ihre beschränkten Vermögensumstände der Präsidentenstelle zuschreiben. Beide hatten wahrscheinlich während eines vieljährigen Aufenthaltes außer ihrer Heimath, ihre Geschäfte vernachlässigt. Es ist mir unmöglich zu denken, daß ein Präsident im Laufe seiner Funktionen jemals mehr als seine Besoldung habe ausgeben müssen; im Gegentheile glaube ich, daß er sie wohl selten ganz nöthig gehabt habe.

Die Revue britannique hält ferner dafür, daß zwischen einem Präsidenten der Vereinigten Staaten und einem Könige keine Analogie bestehe; sie stellt jenen vielmehr dem Präsidenten des Conseils gleich. In der That Andrew Jackson ist nichts weniger als ein König; es gibt keine zuverlässigere Wahrheit als diese, und ich bin eben so sehr überzeugt, daß er niemals ein König werden wird. Allein ist diese Bemerkung der Revue richtig? Die Amerikaner glauben nicht an die Lehre der Trennung der Gewalten in einem Staate. Ihre Theorie sagt ihnen, daß einander entgegenwirkende Gewalten von gleicher Kraft nicht in einer und derselben Staatsgemeinde bestehen können. Sie geben zu, daß ein civilisirter Staat verschiedenartige Hauptinteressen habe, und eine unendliche Menge von Abstufungen, um sie zu verschmelzen, man mag sie auch noch so künstlich von einander getrennt zu halten suchen. Daher behaupten sie, das sicherste Mittel, das ungesetzliche Uebergewicht von einem dieser Interessen zu hindern, bestehe darin, die Gewalt in die Hände Aller zu legen, in der Zuversicht, daß die verschiedenen Theilnehmer aus eigenem Antrieb Kombinationen machen werden, wie sie die Erhaltung der nöthigen Harmonie erheischt. Die Amerikaner sagen ferner, was man das Gleichgewicht der Gewalten oder die drei Stände nenne, erweise sich in der Praxis, wenn es noch am besten gehe, als ein System von Hindernissen; auch können sie nicht glauben, daß besondere Weisheit darin liege, etwas mittelbar zu thun, was man unmittelbar thun könne. (Fortsetzung folgt.)

Die Gräfin von Albany,

Gemahlin des letzten Stuarts.

(Aus den noch nicht im Drucke erschienenen Memoiren des Herrn von Bonstetten.)

Als ich im Winter 1773 auf 1774 in Rom war, wurde ich dem Prätendenten Karl Eduard Stuart und seiner liebenswürdigen Gemahlin vorgestellt, die damals den Zunamen der Queen of Hearts (der Königin der Herzen) erhalten hatte. Der Prätendent hatte das Miniaturbild eines Hofstaates um sich versammelt, wo der König und die Königin von England von Kammerherren und Palastdamen bedient wurden, so gut wie in St. James. Mein Freund Scherer verliebte sich in eine der Hofdamen, eine vertraute Freundin der Königin, und ich selbst war bis über die Ohren in die Königin verliebt.

Der Prätendent war ein langer hagerer Mann, sehr angenehm im Umgange und gesprächig. Er hatte einige Freundschaft für mich, weil ich der einzige Mensch in seinen kleinen Hofzirkeln war, der Englisch sprechen konnte. Er erzählte gern von seinen Abenteuern, und ich hörte ihm gern zu; Dieß gefiel ihm, denn was ich zum ersten Male aus seinem Munde vernahm, hatten seine Hofleute wohl schon zum hundertsten Male hören müssen. Damals dachte ich noch nicht daran, meine Memoiren zu schrei-

Digitized by Google

den. Wie viele seltsame Geschichten hätte ich über das merkwürdige Leben des letzten der Stuarts, die vierhundert Jahre über England geherrscht hatten, erfahren können. Doch, um die Wahrheit zu sagen, meine Gedanken wären mehr mit der schönen Königin, als mit den Schicksalen Seiner Majestät beschäftigt.

Noch erinnere ich mich sehr wohl des Eindruckes, den die Erzählungen des Prinzen auf mich machten. Ich war erstaunt, ihn ohne alle Bitterkeit von seinen Feinden und ohne Dankbarkeit von seinen Freunden sprechen zu hören. Er war ein wahrer Stuart. Seine Gemahlin lachte oft über die seltsame Figur, die er gespielt haben mußte, als er auf seiner Flucht in Schottland sich als eine Bauerndirne zu verkleiden genöthigt war. Seine lange hagere Gestalt und seine etwas donquixottische Haltung mußte die wunderlichste Karrikatur gebildet haben. Der Prinz hatte die sonderbare Gewohnheit, nach fast jedem Satze beizufügen: „Ha capi?“ (Verstehen Sie?) Vielleicht machte meine Zerstreuung die oftmalige Wiederholung dieser Worte nothwendig, wenn er mit mir sprach.

Prinz Karl und sein kleiner Hof besuchten jeden Abend das Theater und nahmen nur sehr wenige Besuche an. Engländer machten nur wenige ihre Aufwartung, und die Römer sind eben nicht die geselligsten Leute. Die Königin hatte mehr von einer Französin als von einer Deutschen an sich; sie war eine geborne Prinzessin von Stolberg Gedern, und als ich sie zum ersten Male sah, eben vierundzwanzig Jahre alt. Ihre von Natur aus fröhliche Gemüthsart hatte eine leise Beimischung von Bosheit, die aber weit entfernt von aller Böswilligkeit war. Als ich das erste Mal an der Tafel Ihrer Majestäten speiste, saß ich zunächst der Königin. Sie wollte einen welschen Hahn zerlegen, und ich beging die Unvorsichtigkeit, hiezu meine Dienste anzubieten. Ich las in ihren Augen, daß sie ahnte, was wirklich der Fall war, daß ich nur aus Höflichkeit das Anerbieten gemacht, und keineswegs der Mann war, es auszuführen. Allein sie nahm mich beim Wort, und der Vogel wurde vor mir hingestellt. Man kann sich denken, wie ich meine Aufgabe löste. Alles, was ich in meiner Verwirrung bemerken konnte, war, daß der welsche Hahn grausam zerfetzt und zerfädelt wurde, und Alle, die das Unglück hatten, in meiner Nähe zu sitzen, mehr oder minder mit Sauce bespritzt wurden.

Ich war entzückt über meine Aufnahme bei den Stuarts. Der König zeigte viele Freundschaft für mich. Ich liebte die Königin, ohne jedoch meine Leidenschaft zu gestehen, und ich darf es ohne Eitelkeit sagen, sie ließ gegen mich einige Zuneigung blicken, obgleich ihr darüber nie eine Aeußerung entfiel. Nach meiner Abreise von Rom korrespondirten die Königin und ich gelegenheitlich mit einander. Im Jahre 1780 trennte sie sich von ihrem Gemahle und wählte ihren Aufenthalt in dem Kloster der Santi Apostoli, von wo aus sie mir in müßigen Stunden Briefe schrieb, die einen bezaubernden Geist von Heiterkeit und herzlicher Freundschaft athmeten. Etwas später traf ich mit ihr in Baden in der Schweiz zusammen. Zu gleicher Zeit erhielt ich von Madame Necker, die mit ihrem Gemahle und ihrer Tochter in Lausanne angekommen war, einen Brief mit der Einladung, sie zu besuchen. So an den Scheideweg gestellt, war ich schon im Begriff, mich für die Königin zu entscheiden, als ich bemerkte, daß sie von einem jungen, italienischen Liebhaber begleitet war. Es war Alfieri, der damals noch unbekannt und ohne Ruf war. Nun änderte ich meinen Entschluß, nahm Madame Neckers Einladung an und sah die spätere Frau von Staël in ihrem vollen Zauber des Jugendreizes, des Geistes und der Koketterie.

Die „Königin der Herzen“ war, als ich sie in Rom sah, eine Frau von mittlerer Größe, mit lichtblonden Haaren, blauen Augen, einem allerliebsten Stumpfnäschen, einer blendendschönen Haut, und alles Dieß vereinigte sich mit einer Lebhaftigkeit, einer Anmuth und einem Verstande, der ihren Zauber unwiderstehlich machte. Dreiunddreißig Jahre später sah ich sie zu Florenz unter dem Namen einer Gräfin von Albany. Glücklicher Weise war es in der Abenddämmerung. Ihre Stimme hatte sich nicht sehr verändert, und ihre Züge trugen noch immer etwas von ihrem frühern Ausdrucke; aber in jedem andern Betracht war sie ein altes Weib geworden. Kaum war es mir möglich, mich von dieser Umgestaltung zu überzeugen. Als ich nach dieser Zusammenkunft nach Hause kam, war mein erster Gang an den Spiegel; ich bemerkte; daß ich so alt aussah, wie die Herzogin. In der That, Unbeständigkeit in der Liebe ist ein verzeihlicher Fehler, wenn man bedenkt, daß bei jeder Phase des Lebens der geliebte Gegenstand körperlich und oft auch moralisch so großen Veränderungen unterworfen ist.

Zu Rom war die Königin von England einem einfachen Landmädchen ähnlich; in Florenz suchte die Gräfin von Albany die Rolle einer Königin zu spielen. Ihr Benehmen sprach eine Würde aus, die ihrem Alter und dem Kothurn Alfieri's geziemte. Ihr Geist und ihr Geschmack hatte, seitdem sie mit dem großen italienischen Dichter lebte, unverkennbar Fortschritte gemacht. Wenn ich einer Aeußerung, die der Gräfin entfiel, trauen darf, so war sie an Alfieri vermählt. Als ich sie fragte, ob sie oft das Theater besuchte, erwiederte sie: „Nein, mein Gemahl sah es nicht gern.“ Nun aber nöthigte sie gleichsam, meines Wissens, ihr erster Gatte, der Prätendent, jeden Abend, ins Theater zu gehen. Als ich darauf anspielte, schlug sie ihre Augen nieder und gab keine Antwort.

Nach Alfieri's Tod blieben die Gemächer, die er in der Wohnung der Gräfin inne hatte, verschlossen. Ich weiß nicht, warum sie in ihren Gesprächen mit mir nie Alfieri's erwähnte, und absichtlich von ihm zu sprechen vermied. Man sagte, sie habe später mit dem Maler Fabre gelebt. Die Herzogin von Albany war während ihres Aufenthalts in Florenz von Jedermann geliebt und geachtet. Kein Fremder versäumte, der Witwe des letzten Stuarts und des letzten Tragödiendichters seine Aufwartung zu machen. — (Aus dem Hofjournal.)

Saintsimonistische Verheißungen.

In dem „Globe“ liest man einen Aufruf an die saint-simonistischen Frauen, zur Befreiung ihres Geschlechtes, worin es unter Anderm heißt: „Schöne, mächtige und muthvolle Frauen, die ihr ungeachtet der bisher erlittenen Geringschätzung und Unbilden einen strahlenden Kranz bildetet, in welchem sich unter den Blumen Dornen bargen, die Männer winden euch jetzt einen Kranz, der nur Blumen haben wird. Kommt, denn er wird nur dann seinen vollen Glanz erlangen, wenn ihr eurer Macht und eures Zauders euch bedienen werdet, um eure glorreiche Emanzipation zu vollbringen, und die Befreiung aller eurer weniger schönen, weniger starken, weniger großen Gefährtinnen zu beschleunigen.... Ach, auch sie würden, und einige so sehr als ihr, Bälle, Glanz und ein rauschendes Gefolge von Anbetern lieben. Auch sie wünschten, in den Salons zu herrschen, ihre Haare mit strahlenden Steinen zu besäen, ihre Hände in den harmonischen Reihen berauschender Tänze zu verschlingen, und ihre Blicke von Freude und Liebe schwimmend schimmern zu lassen. Allein für sie sind diese frenhaften Toiletten, die Strahlenpracht der Kronleuchter und die bezaubernden Töne eines Orchesters, Träume, die sie nie verwirklicht zu sehen hoffen, und die ihnen in ihrer Einsamkeit das Herz mit Trauer erfüllen, und ihren Augen Thränen erpressen. Denn das Vorurtheil verdammt ihre Sehnsucht nach Festen und Liebe, und zu furchtsam nach eurem Beispiel, einen bestrittenen Kranz zu flechten, ersticken sie lieber die Regungen ihres Herzens und zehren sich in langweiliger Einsamkeit auf. Deßhalb wird Denen großer Triumph und großes Freudengeschrei der Dankbarkeit und Liebe zu Theil werden, die die weltlichen Freuden vom Anathem befreien, indem sie dieselben zu einer Stufe bisher unbekannter Würde erheben. Die Anbetungen der Männer, die Palmen des Genies, die Trunkenheit des Vergnügens erfüllen das Herz einer Frau mit zarter Begeisterung, und wenn der silberne Mond in einer lauen duftigen Sommernacht mit seinen Strahlen die Blumen beglänzt; so ist es eine tiefe Rührung, ein unaussprechlicher Zauber neben sich den Mann zu sehen, den man liebt, und seiner leidenschaftlichen Stimme ein aufmerksames Ohr zu leihen!“ — Also Bälle, Anbeter, Glanz, Tanz, Edelsteine, Rausch der Vergnügungen sind die ganze Herrlichkeit, die die saint-simonistische Zukunft dem armen weiblichen Geschlechte versprechen kann! — O wahrhaft armes weibliches Geschlecht! — Doch in demselben Blatte finden wir noch folgende zwei Axiome: „Die Liebe des Fleisches ist heilig wie die des Geistes, denn die Industrie muß gleichen Schritt halten mit der Wissenschaft! — „Genug des Kampfes! Die zwei Naturen, die die Menschheit theilen, seyen ein glänzendes Faktum für Alle. Die religiöse Wollust der einen Welt muß aufhören, ein Skandal für die andere zu seyn.“

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 104. 13 April 1832.

Die Finanzverwaltung der Vereinigten Staaten.
(Fortsetzung.)

Von diesen politischen Ansichten ausgehend, suchten die Amerikaner ihre Regierung in einem einzigen Ganzen darzustellen, ohne das, wie sie glauben, kein innerer Friede möglich ist. Die Regierungen haben, ihrer Meinung nach, drei Formen: die Monarchie, die Aristokratie und die Demokratie, und diese Formen lassen, wie die Interessen der Staatsgesellschaft selbst, tausenderlei Schattirungen zu. Die Monarchie ist eine Regierungsform, wo die Gewalt des Einzelnen vorherrscht; die Aristokratie die, wo eine Minorität die Macht ausübt; die Demokratie endlich erkennt den Willen der Majorität als höchste Gewalt an. Die Behauptung, daß die Monarchie, Aristokratie und Demokratie mit gleicher Gewalt, oder was nur immer in der äußersten Analyse einer gleichen Gewalt gleichkommt, neben einander friedlich in einer und derselben Staatsgesellschaft bestehen können, halten sie für ein eitles Hirngespinnst. Leicht sey es zwar, die Namen dieser drei Formen beizubehalten, in der Wirklichkeit aber würden sie sich — wie sie glauben — gegenseitig zerstören. Sie gaben der Demokratie den Vorzug, weil diese Staatsverfassung von ihren Vätern wirklich eingesetzt worden war. Der Uebereilung oder Verschlechterung der Legislatur setzten sie verschiedene Schranken, und waren auf Mittel bedacht, Diejenigen, welche mit dem Vollzuge der Gesetze beauftragt waren, von dem Versuche, Gesetze zu machen, abzuhalten. An dergleichen vorbeugenden Beschränkungen haben die nordamerikanischen Institutionen Ueberfluß; aber das Gleichgewicht wurde als das unfehlbare Mittel, gefährliche Kämpfe zu erzeugen, vermieden. *) Für jeden Fall stellten sie das Volk als obersten Richter in letzter Instanz hin. Sie ernannten einen Präsidenten; sie gaben ihm die Gewalt, ihre Heere und Flotten zu befehligen, über den Vollzug der Gesetze zu wachen, und in der Legislatur diejenigen Schranken zu ziehen, wie sie seine politische Weisheit angemessen erachtet; allein sie stellten ihn und seine Magistratur ebenfalls unter den Willen des Volkes. Der Präsident der Vereinigten Staaten kann Gebrauch von seinem Veto machen, wie er es jüngst that; denn Niemand ist auf die Anwendung dieses Machtspruches eifersüchtig. Allein es ist schon lange her, daß der König von England von dieser Prärogative seiner Krone einen Gebrauch gemacht hat; denn die unmittelbare Folge davon würde ein Ministerwechsel seyn, der nur sehr oft eben so viel ist als ein Königswechsel. Die Amerikaner können den Präsidenten Jackson im nächsten Herbste noch einmal wählen, wenn es ihnen beliebt, und von dem nächstfolgenden Herbste an können sie auf verfassungsmäßigem Wege seine Magistratur ganz und gar aufheben. Die Amerikaner haben Senatoren, Repräsentanten, Richter, um die Staatsmaschine in Bewegung zu erhalten; aber alle Diese als Vollmacht übertragenen Gewalten stehen unter dem Gebote des Volkswillens, der die gemeinschaftlichen Interessen des Landes darstellt. Hieraus entspringt die wohlthätige Folge, daß die Union aus der ruhigsten Staatsgemeinde besteht, die ich noch gefunden habe. Gewöhnlich pflegt man zu sagen, Amerika mache gegenwärtig ein großes politisches Experiment; eigentlich aber — wenn wir den Ausdruck beibehalten wollen, mit welchem Europa die Neuheit der amerikanischen Demokratie zu bezeichnen pflegt — eigentlich macht Amerika zwei große Experimente auf ein Mal: nämlich, daß es erstens die Demokratie in großen Staatskörpern auszuführen, und dann, daß es viele einzelne Staatskörper innig in ein Ganzes zu vereinigen versucht. Wenn die amerikanische Union sich morgen auflöste, so würde Dieß noch nichts gegen die Demokratie beweisen; denn die Revolution von 1776 hat hinlänglich entschieden, daß eine Aristokratie ein so weitläufiges Land nicht zusammen zu halten vermag, und die Revolutionen von Mexico und Südamerika haben dargethan, daß auch eine Monarchie dazu zu schwach ist. Allein die Demokratie ist kein Experiment in Amerika; sie bestand in der Wirklichkeit schon seit zwei Jahrhunderten. Obgleich nun die Amerikaner auf die Doktrine der drei Gewalten kein Vertrauen hatten, so sahen sie doch auch die Nothwendigkeit nicht, warum sie sich eines so nützlichen Triebrades in der Staatsmaschine, wie ein oberster, exekutiver Beamter ist, berauben sollten. Sie stellten also einen Präsidenten an die Spitze, wobei sie die Vorsicht brauchten, ihn so unschädlich als möglich zu machen. Allerdings ist er verantwortlich wie der Präsident des Konseils, aber jeder Huissier der Deputirtenkammer ist eben so verantwortlich, als der Präsident des Konseils. Wenn man

*) Die einzige Annäherung zu einem Gleichgewichte der Gewalten in der amerikanischen Verfassung, ist die nicht genau bezeichnete Gewalt der Föderations- und Staaten-Regierung, was auch die eigentliche schwache Seite des Systems ist. England bietet gegenwärtig ein handgreifliches Beispiel von der trügerischen Doktrine der drei Gewalten. Die demokratische Gewalt hat einen demokratischen Impuls erhalten, und die Nation befindet sich in einem Sturme. Anm. d. V.

Digitized by Google

die wahre Seite dieser Frage richtig in's Auge fassen will, so muß man zusehen, wer in beiden Staaten die offizielle Repräsentation derselben bildet, wer die fremden Gesandten empfängt, wer die Würde beider Nationen, hinsichtlich des für nöthig erachteten Aufwandes und Ceremoniells, vertritt. In Amerika sind diese Funktionen ausdrücklich durch das Reichsgrundgesetz dem Präsidenten zugetheilt und leicht wäre es, in noch wesentlicheren Stücken die Verschiedenheit zwischen dem Präsidente des Konsuls und dem Präsidenten der Vereinigten Staaten nachzuweisen, da es sich aber hier nur von dem Aufwande desselben handelt, so genügt zu bemerken, daß es keine offizielle Repräsentation, keine Staatsceremonie in Amerika gibt, die nicht in den legalen Wirkungskreis des Präsidenten gehörte.

(Schluß folgt.)

Literatur und literarische Gesellschaften in Island.

(Schluß.)

Entschädigung für dieses traurige Gemälde des literarischen Zustandes in Island findet man in dem erfreulicheren Blick auf eine Gesellschaft „Islands Bokmenta Felag" — eine Gesellschaft der Bibliophilen — die in Kopenhagen durch Professor Rask, im Jahre 1816 gestiftet wurde, und kostbare und gewichtige Beiträge zu isländischer Sprache und Literatur lieferte. Rask ist ein vollendeter Philolog in jeder Bedeutung des Wortes, nur Wenige werden wie er sich rühmen können, das Studium der Sprachen auf einer breitern Grundlage betrieben zu haben, und Keiner hat wohl den Bau der Sprachen in so gründliche Untersuchung gezogen. Ein ausgezeichneter vergleichender Anatom der Philologie, hat er sein Gebäude nicht aus gesammelten Bruchstücken Anderer kümmerlich zusammengeleimt, sondern seine Untersuchungen auf die tiefsten und umfassendsten Forschungen gegründet. Nicht hinter Büchern bloß und in der Studierstube hat er über die Sprachen der Völker Theorien erdacht, mit eigenen Augen und Ohren, auf ihrem heimathlichen Grund und Boden, hat er sie kennen gelernt und verglichen. Rask schrieb nicht blos die beste isländische und angelsächsische Grammatik, sondern verfolgte auch durch die hebräischen und hieroglyphischen Denkmäler die Chronologie der ägyptischen Könige, gab die Edda's und Sagas heraus, und ging seinen Forschungen bis tief in den Orient nach. Island war ein Gegenstand seines frühesten Augenmerks, und mit so inniger Theilnahme weihte er sich den Interessen dieses verlassenen Eilandes, daß er zu den größten Wohlthätern desselben gezählt werden darf. Rask brachte drei Jahre (von 1813 bis 1815) in Island zu, um sich mit Literatur, Sprache und Sitten des Landes genau bekannt zu machen. Im Jahre 1813 gab er seine isländische Grammatik heraus; im Jahre 1814 Haldersons isländisch lateinisches Wörterbuch. Am 30 März 1816 hielt die Bücherfreunde-Gesellschaft ihre erste Versammlung, unter Rask's Vorsitz, und im Oktober darauf trat er seine Reise in's Morgenland an; verweilte aber auf dem Wege dahin noch in Schweden und Rußland, um schätzbare philologische Werke herauszugeben. Der Seitenzweig dieser Gesellschaft oder die Brüderassociation entstand zu Reikjavik in Island unter Betrieb Arne Helgason's. Der Zweck beider besteht darin, wahrhaft werthvolle Bücher in Island in Umlauf zu bringen, und zwar nicht bloß Originalwerke lebender Schriftsteller, sondern auch verstorbener, und in Sprachen, die für die Erziehung nöthig erachtet werden. Die Sitzungen der dänischen Association werden vierteljährig in Kopenhagen, die der isländischen halbjährig, am 31 März und 11 Julius zu Reikjavik gehalten. Alle von der Gesellschaft zum Druck beförderten Werke kommen in Kopenhagen heraus, und werden mit den Schiffen, die nach Island Handel treiben, dahin gesendet. Island zählt fünfhundert Mitglieder dieser Gesellschaft, die einen geringen jährlichen Beitrag steuern. Beträchtlichere Unterstützungen aber erhält die Gesellschaft von dem Könige von Dänemark und manchen dänischen Patrioten, unter denen namentlich Graf Adam Moltke und Johann Bülow einer ruhmvollen Erwähnung verdienen.

Die Werke, die bis jetzt von der Gesellschaft herausgegeben wurden, sind folgende:

1) Die Arbeiten der Gesellschaft, die von 1817 bis 1826 in Quartbänden gedruckt erschienen, unter dem Titel „Islensk Sagnablöd" — isländische Geschichtsblätter. — Der erste Jahrgang von Magnusen und Thorsteinson herausgegeben, enthält eine geschichtliche Darstellung der Staatsbegebenheiten vom Jahre 1804, und besonders des Versuchs der Engländer im Jahre 1809 Island zu revolutioniren. Die zweite Folge der Jahrbücher der Gesellschaft begann im Jahre 1828, in Oktavbänden herausgegeben von Magnusen allein, unter dem Titel „Skirnir," ein Name, der in der Edda dem Boten des Sonnengottes Freyer beigelegt wird und so viel als Erzähler bedeutet. Die Bände von 1828 und 1829 hatten Benedikt Jonason zum Herausgeber, und der von 1830 Baldwin Einarson. Die historisch literarischen Supplemente lieferte Thorgeir Gudmundson.

2) Eine überarbeitete und kritische Herausgabe der Sturlunga Saga (1817 bis 20) in vier Quartbänden mit Noten von Verschiedenen.

3) Eine Fortsetzung der Sturlunga Saga, „Island's Arbäkur" (Islands Jahrbücher) von Johann Espolin in 9 Quartbänden, von denen der erste im Jahre 1821, der letzte im Jahre 1850 erschien. Durch sie wurde die Geschichte Islands von 1263 bis 1743 vervollständigt.

4) Eine Beschreibung der Erde mit lithographischen Karten, in fünf Oktavbänden (1821 bis 1827).

5) Eine Sammlung kleinerer Gedichte, „Liodmäli," von Stephan Olafson, einem Geistlichen im östlichen Island, der im Jahre 1688 starb. Dieses Werk erschien 1825 in Duodez. Der Verfasser schreibt seine Sprache mit großer Meisterschaft; seine Verse sind korrekt und fließend, meist humoristischen Inhalts; sowohl in literarischer als philologischer Rücksicht von Wichtigkeit. Dieses Liodmäli ist die einzige Sammlung neuerer Gedichte in isländischer Sprache. Zwar wurden auch auf der Presse zu Hrappsey mehrere Bände „Rimur" gedruckt; allein dieselben sind meist nur gereimte Uebersetzungen oder Reimchroniken romantischen und geschichtlichen Inhaltes, denen des fünfzehnten Jahrhunderts ähnlich.

6) Eine Biographie Johann Erichsens (Oest-Saga) von Svein Paulsen, ein Werk von großem Werthe und gewichtigem Inhalt, das insbesondere viel Licht auf die Literaturgeschichte Islands wirft.

Digitized by Google

Leider hatte die isländische Gesellschaft manchen Verlust tüchtiger Mitglieder durch allerlei Unfälle oder frühzeitigen Tod zu beklagen. Manche schöne Hoffnung wurde ihr mit jungen Männern von vielversprechenden Talenten zu Grabe getragen. Viele derselben wurden das Opfer ihres Eifers, mühseliger Reisen und ihres Aufenthaltes in fremden Ländern. So büßte Gisle Brynjulfsen, ein Geistlicher, Herausgeber der merkwürdigen „Periculi Runologici" (Kopenhagen 1823) in den Fluthen sein Leben ein; auf gleiche Weise endigte Thorasen Oefjord, und in der Blüthe seiner Jahre starb Sigurd Stephensen, zwei hoffnungsvolle junge Männer, die jenem in seinen gelehrten Forschungen kräftig zur Hand gegangen. Es ist kaum zu glauben, wie lebensgefährlich den Isländern der Aufenthalt in Dänemark wird; gefährlicher fast als die Tropenländer es den Europäern sind. In einem Klima, das weit milder ist, als das ihrer Insel, erliegen sie häufig Brustleiden; die Söhne des Nordens, die in der Heimath ihrer Väter die wilden schneebedeckten Gebirge überklimmen, schwimmend durch reißende Ströme setzen, furchtlos Vulkanen vorüberschreiten, den furchtbarsten Stürmen trotzen, mit verwegenem Muthe gegen schwimmende Eisberge und die donnernden Wogen der Polarsee kämpfen, siechen unter einem milderen Himmel dahin, den wir noch unwirthbar nennen würden. Die Sterblichkeitstafeln weisen nach, daß Reisen in die Südländer den Isländern meistens tödtlich geworden sind. Regen, Stürme, Hagelschauer und Schneegestöber sind für sie Musik und Gesundheit zugleich. Es war in der Herbstzeit, wo die Stürme der Tag- und Nachtgleiche am Himmel tobten, als man einen Isländer in England sagen hörte: „Er wundere sich, daß er keinen Wind spüre." Seine an die Wuth der isländischen Elemente gewohnte Seele sah in diesen Stürmen nur einen schwachen Theatersturm, einen leisen Nachhall der furchtbaren Naturerscheinungen seines Vaterlandes.

Es bleibt uns noch einiger andern isländischen Gesellschaften zu erwähnen übrig; der isländischen Bibelgesellschaft, die ihre Gründung den unermüdlichen Bemühungen des Doktors Henderson verdankt; sie gab im Jahre 1813 eine vollständige Ausgabe der heil. Schrift in Druck; fast zu gleicher Zeit mit ihr entstand eine Gesellschaft für Verbreitung religiöser Schriften, die von Johann Johnson, einen Geistlichen von Möðrufell geleitet, gegen fünfzig verschiedene Schriften dieser Art herausgab. Auch dürfen zwei andere Gesellschaften hier nicht mit Stillschweigen übergangen werden, die zwar in Dänemark bestehen, aber in genauer Beziehung zu Island stehen, da sie sich insbesondere die Herausgabe alter skandinavischer Handschriften zur Aufgabe gemacht haben. Diese sind die königliche Arnä-magnäanische Kommission, die ihren Namen von Arne Magnusen trägt, der in den Jahren 1702 bis 1712 Island nach Manuscripten jeder Art durchforschte. Leider gingen fast zwei Drittheile dieses mit unermüdlichem Fleiße gesammelten Schatzes in dem großen Brande von Kopenhagen im Jahre 1728 zu Grunde. Die andere Gesellschaft Hid Norraena Fornfraetha Felag oder dänisch det Nordiske Oldskrift Selskab genannt, gibt eine periodische Schrift über nordische Alterthümer in dänischer Sprache (Tidskrift for nordisk Oldkyndighed) und ein vierteljähriges Journal: „Hermoder" heraus.

Unstreitig sind diese Anstrengungen des menschlichen Geistes auf dem Gebiete der Literatur in einem Lande wie Island höchst merkwürdig. Sie dienten nicht nur, Licht und Aufklärung unter die höheren Stände des einsamen Inselvolkes zu bringen, sondern selbst unter die niederen Klassen, die man in einem Lande, wo sie mit täglicher Noth und unglaublichen Beschwerden zu kämpfen haben, eher für verwildert halten sollte, während sie gebildeter sind, als in vielen Ländern Europa's. Selten findet man einen Bauer, der nicht außer seinem Religionsunterrichte auch Kenntnisse von der Geschichte seines Vaterlandes und von den Skaldenliedern seiner Vorväter besäße.

Die Arbeiten der geographischen Gesellschaft zu Paris von 1830 bis 1831.

(Aus Herrn Jouannins Vortrag.)

Die bewegte Zeit, in der wir leben, sagt Herr Jouannin, Generalsekretär der Centralkommission, in der Einleitung zu seinem Vortrage, übt einen so traurigen Einfluß auf die Entwicklung aller Zweige der Wissenschaft, die nur im Schoße des Friedens gedeihlich vorwärts schreiten kann, daß man sich nicht wundern darf, wenn auch die Fortschritte der Geographie eine gleiche Hemmung erfuhren. Vorzüglich bedauert die Gesellschaft, daß sie dieses Jahr keine Gelegenheit hatte, die zu Belohnung ausgezeichneter Entdeckungen bestimmte große Medaille zu verleihen. Kapitän Graah erhielt zu Belohnung seiner Ausdauer und Aufopferung bei Erforschung der Küste von Grönland die Medaille von 500 Franken. Ein Unbekannter hat 250 Franken übergeben, welche dem Preise für Dafours westliche Reise beigefügt werden sollen; auch der König hat die geringen Hülfsmittel der Gesellschaft mit einem jährlichen Beitrage von 600 Fr. vermehrt. Herr Jouannin erwähnt noch die Berichte der neuen geographischen Gesellschaft zu London, die wir unsern Lesern in Nr. 14 u. s. w. des Auslandes von diesem Jahre bereits mitgetheilt haben, und beginnt seinen Bericht mit

Afrika.

Eine englische Expedition unter Befehl des Kapitäns Belcher, eines geschickten Offiziers und Gefährten Beechey's, auf seiner Entdeckungsreise im stillen Ocean, ist gegen Ende des Jahres 1830 ausgelaufen, um die Hydrographie der westlichen Küste von Afrika zu vervollständigen. Gegen Ende des nämlichen Jahres machte auch Herr Wilford sich auf den Weg, um das Innere dieses Welttheils zu durchforschen, ohne durch das Schicksal seiner Vorgänger sich abschrecken zu lassen. Sein Vorhaben ist, von Kordofan bis nach Tunbuktu zu gehen; kein europäischer Reisender vor ihm hat es noch gewagt, diesen Weg, der weit länger ist, als alle jene, auf denen man westlich vorzudringen suchte, einzuschlagen.

Der Berichterstatter verbreitet sich jetzt über die Expedition der Gebrüder Lander, von der wir das bis jetzt von derselben Bekannte unsern Lesern in Nr. 164 und 168 des Auslandes vom vorigen Jahre, und in Nr. 22, 23, 25 und 75 von diesem Jahre mitgetheilt haben.

Portugiesisches Afrika.

Congo, das in der letzten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts von den Portugiesen entdeckt wurde, ward von europäischen Reisenden nur wenig besucht. Lopez und Battel erstatteten hundert Jahre später Berichte über dieses Land; Missionäre machten ebenfalls den Erfolg ihrer Bemühungen bekannt; allein alle diese Reiseberichte beschränkten sich kaum auf die Portugal unterworfenen Distrikte und enthielten über die gegen Osten liegenden, von unabhängigen Negern bewohnten Gegenden nur sehr unzuverlässige Nachrichten. Man hat viel von den durch Portugiesen unternommenen Reisen durch den afrikanischen Kontinent von einem Meere zum andern gesprochen, deren handschriftliche Beschreibungen in den Archiven von Lissabon und Congo verschlossen liegen sollten; allein diese Behauptung ist, so wie viele andere ähnlicher Art, ungegründet befunden worden. Der Engländer Bowdich, dem wir so höchst interessante Nachweisungen über Aschantih verdanken, und der, als er zum zweiten Male das Innere von Afrika durchreisen wollte, ein Opfer seines Muthes wurde, wünschte sich, ehe er diese zweite Reise antrat, von dem Daseyn jener kostbaren Aktenstücke zu überzeugen. Das Heiligthum der Archive der Hauptstadt von Portugal ward ihm aufgethan; er untersuchte Alles, was ihm interessant war; schrieb ab, was ihm wichtig schien, und man kann überzeugt seyn, daß er

Digitized by Google

als ein Mann von Geist und Scharfsinn nichts übersah. Allein das Resultat seiner Forschungen, das, nach seinem Tode im Jahre 1824, in London im Druck erschien, und später von Malte-Brun in den „Annales des Voyages" und von Walkenaer in der „Histoire des Voyages" übersetzt wurde, beweist, wie übertrieben die Gerüchte über den Werth jener afrikanischen Schätze zu Lissabon waren.

Der Berichterstatter kommt jetzt an die Reisen und ethnographischen Forschungen des Herrn Douville, die wir im Auslande vorigen Jahrgangs, S. 1077 und 1082 u. f. w. bereits angezeigt haben.

Ehe wir diesen Welttheil verlassen, müssen wir noch des Tagbuchs eines Offiziers der Armee von Algier gedenken, das kürzlich ohne Angabe des Namens des Verfassers erschien und Berichte enthält, die wegen ihrer Genauigkeit und Einfachheit schätzenswerth sind. Dieses dem Generallieutenant Desprez gewidmete Werk ist das erste, was aus der französischen Expedition nach der Barbarei hervorging, und wird ein Denkmal bleiben, das alles Vertrauen verdient. Menschen und Dinge sind mit Wahrheit geschildert; die Ueberzeugung hievon konnten wir aus dem zweimonatlichen Aufenthalte des Deys von Algier in Paris schöpfen, der mit dem Degen von Genua unter Ludwig XIV sagen konnte: „Das Merkwürdigste in Paris sey ihm, sich selbst da zu sehen."

Asien.

Herr Lamarre-Picot hat nach langem Aufenthalte in Ostindien interessante Sammlungen indischer Alterthümer mit zurückgebracht, die um so werthvoller sind, da solche bis jetzt im Museum der Gesellschaft fehlten. Auf Verlangen des Reisenden ist eine Kommission ernannt worden, um die mit den Arbeiten der Gesellschaft in Beziehung stehenden Gegenstände zu untersuchen.

Der Hymalaya wird noch gegenwärtig von Herrn Jacquemont bereist, dem man bereits so werthvolle Berichte über die Geologie und Naturgeschichte jener Gegenden verdankt. Man hat alle Ursache zu erwarten, daß er seine Forschungen mit allem Eifer fortsetzen und Europa mit einer reichen Ausbeute wieder betreten wird.

Herr Michaut ist von seiner Reise aus dem Orient zurückgekommen, wo er die Herren Stamaty und Callier zurückgelassen hat. Ihre Nachforschungen in Kleinasien werden vieles Licht über die Geographie dieser Länder, besonders über die Kreuzzüge, verbreiten. *)

Noch können wir Das, was der Herr Baron Alexander von Humboldt seit seiner Reise nach Russisch-Asien und über seine mineralogischen Entdeckungen im Uralgebirge herausgab, nicht unbemerkt lassen. Den Namen dieses großen Reisenden nennen und sein Lob aussprechen ist Eins, und das unterrichtete Publikum macht sich zu sehr mit seinen Werken bekannt, als daß es nöthig wäre, sie hier zu analysiren.

Die beiden Amerika.

Herr Parchappe hat aus der neuen Welt wichtige Materialien über die Republik Argentina, den Lauf ihrer Flüsse bis nach Patagonien, über die Gränzen des Bassins der Pampas und über die Sitten und Gebräuche der Stämme, die dieses große Gebiet bewohnen, mitgebracht, und sich überdieß noch während seines langen Aufenthalts in diesem Welttheile mit der Aufnahme des Parana und des Uraguai beschäftigt; man sieht mit Ungeduld der Herausgabe seiner Reise entgegen.

Der Prinz Paul von Würtemberg hat ein ganzes Jahr der Untersuchung der großen Straße westlich vom Felsengebirge gewidmet. Dieser Fürst hat seine lange beschwerliche Reise nicht zurückgelegt, ohne manche Gefahr, die ihm von den Indianern drohte, bestanden zu haben. Er hat eine Karte vom ganzen Gebiete von Louisiana aufgenommen und die Irrungen der Geographen vor ihm berichtigt.

Einer der Gefährten des Kapitäns Parry, der Lieutenant Garden, durchreist in diesem Augenblicke mit vielem Erfolge die Küsten und das Innere von Neu-Braunschweig. Er hat bereits große Verbesserungen in den Karten jenes Landes angebracht. Noch gedenken wir, von den Reisenden, welche die beiden Amerika besuchen, des Herrn Chevalier von Montezuma und der Doktoren Coulter und Lhotsky. Die beiden ersten, die vor einem Jahre abreisten, haben sich mit Instrumenten der Gesellschaft versehen, und der dritte hat deren verlangt.

*) Neuere Nachrichten von Callier melden den Tod Stamaty's. Das Ausland wird einige Briefe Calliers über ihre gemeinschaftlichen Forschungen in seinen nächsten Blättern geben. A. d. R.

Mit dem innigsten Vergnügen hat man die endliche Befreiung des Herrn Bonpland vernommen; nach seiner Rückkehr in das Vaterland lassen sich herrliche Berichte über die vom Dr. Francia beherrschten Länder und über seine nur zu lange Gefangenschaft erwarten.

Magellanische Länder.

Der Kapitän King hat die Küsten von Patagonien und dem Feuerland untersucht. Nebel, Fallwinde, Regen, Schnee und Hagel, die den Sturm am Kap Horn stets so gefährlich machen, Wogen wie Berge, wie Admiral Anson sie beschreibt, und Eisinseln. Dieß waren die Schwierigkeiten, die Kapitän King auf dieser gefährlichen Reise zu überwinden hatte. Ungeachtet dieser Hindernisse hat er die Außenlinien des Feuerlandes berichtigt, die zuerst von Don Juan de Langara, der die Berichte aller spanischen Reisenden von Sarmiento an sammelte, aufgezeichnet worden waren, und die Beobachtungen Byrons, Wallis, Carteret's, Bougainville's und Antonio's de Cordova benutzt. Kapitän King bemühte sich vorzüglich, die verschiedenen Kanäle dieser magellanischen Gegend kennen zu lernen; er hat sich überzeugt, daß die verschiedenen Meerengen, von denen der westliche Theil durchschnitten ist, den langen und engen Kanälen gleichen, die Wancouver auf der nordwestlichen Küste von Nordamerika untersuchte. Auch die Geographie machte Kapitän King zum Gegenstande seiner Forschungen; die Gebirge in der Nähe der magellanischen Meerenge haben im Ganzen etwas mehr als 900 Mètres Höhe, und nur einige erheben sich bis auf 1200 Mètres. Die ewige Schneelinie ist zwischen 900 und 1200 Mètres; auf den nur 900 Mètres hohen Gebirgen bleibt der Schnee im Sommer nur in den Vertiefungen liegen. Kapitän King hat im Innern des Landes zwei ziemlich bedeutende Seen entdeckt.

Länder der Südsee.

Der Kapitän Stuart hat in Neuholland einen großen Fluß entdeckt, dessen Lauf eine Strecke von fast 400 Lieues einnimmt; Dampfschiffe würden ihn, wie man versichert, sehr leicht aufwärts befahren können.

Dr. Henderson hat auf seiner wissenschaftlichen Reise zu Untersuchung des Innern von Neusüdwales im Süden die Ruinen eines Tempels entdeckt, die ihm hindusschen Ursprungs zu seyn scheinen. Wenn diese Vermuthung sich bestätigt, so wird diese Entdeckung des Dr. Henderson ein neues, unerwartetes Licht auf die alte Bevölkerung dieses Landes werfen, und für die Geschichte der asiatischen Völkerwanderungen und die Geographie dieses Erdtheils von hohem Interesse seyn.

Reisen um die Welt.

Herr Poultier, Befehlshaber der Zélée, und Herr La Plau, Befehlshaber der Favorite, haben in den „Annales maritimes," einer periodischen Schrift für Angelegenheiten der Marine, über ihre Reise um die Welt Bericht erstattet.

Herr Chromtschenko, Befehlshaber des Schiffes der russisch-amerikanischen Kompagnie, „Helena," hat unterm 7° 9' 36" nördl. Breite und 177° 0' 15" östl. Länge eine Insel entdeckt. Auch hat er eine vollständige Beschreibung der Inseln Mille und Meduiro geliefert, die Kapitän Kotzebue nur nach mündlichen Ueberlieferungen angegeben hatte, und die nunmehr geographisch bestimmt sind.

Natürliches Erd-Basrelief.

Ein Amerikaner, Namens Still, ist bei dem Kongresse mit einer Petition um zehn Morgen Landes eingekommen, auf denen er einen geographischen Garten, wie er es nennt, anlegen will. In demselben sollen nach dem Prinzip von Mercators Karte alle Theile der bekannten Welt im kleinsten Maßstabe ausgeführt zu sehen seyn. Die Bassins der Ozeane, der Golfe, Buchten, Seen sollen ausgegraben und die hiedurch gewonnene Erde zur Bildung von Kontinenten, Halbinseln, Landzungen, Bergen und Inseln verwendet werden. Die Parallelen der Breiten, die Meridiane, der Aequator und alle andern Kreise werden genau angegeben seyn; der Lauf der Flüsse wie in der Natur bezeichnet, und nach der Absenkung ihrer Ufer dargestellt werden. Der Grund der Seen wird mit Kies bedeckt, das feste Land von Pflanzen überwachsen seyn. Die Berge sollen nach ihren geologischen Formationen dargestellt werden. Die Seen wird man nach Belieben mit Wasser füllen können, so daß das Ganze eine Darstellung der Welt in verkleinertem Maßstabe aus wirklichen Elementen gebildet darstellen würde.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 105. 14 April 1832.

Ein türkisches Sprüchwort.

2. Die Kadine.

Es gibt viele Leute, die sich unter dem Serail des Sultans einen Palast vorstellen, der innen von Gold und außen von Eisen, und nur von Weibern und Verschnittenen bewohnt ist; wie würden sie sich wundern, wenn sie sähen, daß das Serail eine ungeheure Vorstadt ist, die von einer zahlreichen Bevölkerung von jedem Stande und Gelichter bewohnt wird. Eine Menge Paläste, Kiosks, Gärten füllen den weiten Raum, wo auch die Münzstätten und der kaiserliche Schatz ihre Gebäude haben, und Beys, Paschas und ganze Regimenter einquartirt sind. Der von den Frauen des Sultans bewohnte Theil des Serails nimmt nur einen geringen Raum dieses weitläufigen Stadtviertels ein, ist sehr abgelegen und wird Harem genannt. Lady Montague hat mit großem Wortaufwande diese prachtvollen Paläste beschrieben, die zum Unglück für ihre poetische Feder nichts weiter sind als lange hölzerne Galerien, wo einige Hunderte von jenen unglücklichen Mädchen ihre Zeit damit zubringen, sich zu schminken, ihren Tschibuk zu rauchen, und Kaffee zu trinken. Diese Mädchen, in früher Kindheit schon von Tataren oder Tscherkessen ihrer Heimath entrissen, beklagen sich nicht über den Verlust einer Freiheit, deren Glück sie nie gekostet haben. Eine Art Luxusartikel, dessen sich sein Besitzer nicht einmal immer bedienen mag, gehören sie zum Schaugepränge einer prunkliebenden Eitelkeit, wie kostbare persische oder japanische Vasen; ihre Schönheit, ihre Jugend haben keine andere Bestimmung als für den Reichthum Dessen, der sie gekauft hat, Zeugniß zu geben. Indeß darf sie dennoch Niemand sehen. Den Schleier in Gegenwart eines Mannes aufzuheben, ist ein Verbrechen, das von dem Gesetze auf eben so sonderbare als grausame Art bestraft wird. Unter diesen Weibern, die weiter nichts als Beischläferinnen des Sultans sind, gibt es sieben, die den Namen Kadinen, d. h. rechtmäßige Gemahlinnen, führen. Aus den vornehmsten Familien des türkischen Reiches gewählt, besitzen sie im Serail große Gewalt. Im Vorbeigehen möge noch bemerkt werden, daß der Name „Sultanin" nur den Müttern, Töchtern oder Schwestern des Padischah zukommt.

Die tiefste Stille herrschte in den Mauern des Serails. Jedermann hatte sich in seine Wohnung zurückgezogen. Eine jener schönen Nächte des Orients erfrischte die den ganzen Tag hindurch von brennender Sonnenhitze durchglühte Luft. Eine der Kadinen des Sultans Mahmud hatte sich mit ihren Sklavinnen in einen Kiosk des Sommerharems am Meere, an der äußersten Spitze des Serails begeben, um sich an der Kühle des Abends zu erlaben. Die Kadine, das Gesicht zur Hälfte von zwei musselinenen Schleiern, „Jachmaks" genannt, verhüllt, saß auf den Fersen in einer Ecke des Divans, von einem weiten Mantel umflossen. Aus einem langen Weichselrohre schmauchte sie den Tschibuk, während sechs weibliche Sklaven um sie her aufrecht standen, im größten Stillschweigen eines Wortes oder Winkes harrend, die Pfeife zu stopfen, ihr eine Tasse Kaffee oder einen Löffel Rosenkonfituren zu reichen. Der Abend war köstlich; der Wind wehte von der Küste Asiens herüber und strich über die Wogen hin, aus denen er eine liebliche Kühle einathmete, und so von allen schädlichen Dünsten gereinigt, um die grünen Gittersenster des prächtigen Pavillons spielte. Der Himmel spannte sein blauschillerndes Gewölbe, durchsichtig und klar wie Krystall, aus; seine wie Glühwürmer funkelndeu Sterne warfen auf die stille Meeresfläche Myriaden hüpfender Funken. Das Gemurmel der Wogen stimmte anmuthig zu der lieblichen Nacht. Die Freiheit allein fehlte dem Glücke dieser armen Gefangenen, deren Gedanke sicherlich unwillkürlich dem tanzenden Schaume folgten, der unaufhörlich von dem Gestade Europa's nach der Küste von Asien hin- und herwogte.

Noch eine Sklavin trat ins Gemach, küßte ehrfurchtsvoll den Saum des Mantels der Kadine, und flüsterte ihr einige Worte ins Ohr. Die Kadine erhob sich und gab den Sklavinnen ein Zeichen sich zu entfernen, und folgte ihnen.

Tiefe Stille herrschte einige Augenblicke im Kiosk. Mit Ungestüm wurde plötzlich ein Thürvorhang von Sammet weggestoßen, und hereintrat hastig eine Frau von hoher stämmiger Gestalt, tief vermummt in ihre Jachmacks und Feredje, und blieb plötzlich mitten im Pavillon stehen, als werde sie verfolgt oder als fürchte sie erblickt zu werden. Bald aber schien sie wieder Muth zu fassen, die Gewändee wurden weggeworfen, und dastand der Hekim Bascha Dimitri, in griechischer Kleidung, von Gold und Seide glänzend, den Kopf mit einem Turban von feinstem Kaschemir umwunden, sein schönes Gesicht etwas erbleicht von Furcht, aber den Schnurrbart emporgestrichen, wie zu Allem entschlossen. Es war ihm nicht unbekannt, welches Schicksal seiner wartete, wenn er entdeckt wurde: schneller und furchtbarer Tod war sein Loos an diesem verhängnißvollen Orte. Furcht und Liebe mußten sein Herz bestürmen; im

Digitized by Google

nächsten Augenblicke konnte er den kalten Dolch eines Verschnittenen auf der Brust fühlen, oder den heißen Herzschlag eines liebenden Weibes und wenn er die Freude zu umarmen wähnte, konnte es der Tod seyn.

Ein leises Geräusch ließ sich hinter einem Vorhange vernehmen. Das Herz des Hekim Bascha pochte, er mußte sich auf den Divan stützen. Der sammtene Vorhang hob sich zum zweitenmale und eine Gemahlin des Sultans, die Kadine Esme, stand vor ihm, in ihrem vollsten Schmucke, in der vollen Schönheit ihrer Jugend. Ein dreifacher Kranz von goldenen Zechinen umwand ihre Stirne; an ihren schlanken Leib schmiegte sich ein sammtner Ueberrock, der nicht lang genug war, um die feuerfarbigen Beinkleider zu bedecken. Die Augen der Kadine strahlten von einem zärtlichen Feuer, ihre schön gewölbten Augenbrauen hatte die Färbung des Sürme noch schwärzer und regelmäßiger gemacht. Dimitri setzte sich an ihre Seite auf den Divan. Die Kadine sprach zu ihm von ihrer Liebe, die sie für den Javur zu hegen gewagt, den Gittern und Kanonen und den Dolchen der Verschnittenen zum Trotz. Küsse und Gespräche wechselte sie mit ihm, zu ihren Füßen eben das Meer, das sie verschlingen würde, wenn nur ein Hauch von ihren Lippen in dieser Nacht aus dem Kiosk hinausgelangte. Und auf den Wogen des Meeres, das in der stillen Nacht glatt war wie eine Sandfläche ließ sich ein Geräusch hören, das die Liebenden einen Augenblick aus ihren Umarmungen aufschreckte. Es ist das Plätschern von Rudern. „Ein Kaik fährt vorüber," sagt der Hekim Bascha indem er selbst sich wieder zu beruhigen suchte. „Es ist ein Kaik von zwölf Rudern. Man sieht ihn von hier aus die Wogen durchschneiden. Es sind die Ruderer des Serails, und der Kaik gehört dem Sultan." — „Fährt er vorüber?" fragte die Kadine. — „Nein, er hält. Die Ruderer heben etwas auf, um es in's Meer zu werfen. Hörst Du das Geräusch des Falls im Wasser? Ein breiter Wirbel dreht sich umher, jetzt ist es verschwunden." — Die Kadine seufzte. „Was ist Dir, Seele meiner Seele?" fragte der Hekim Bascha. — „Es ist nichts, sie hat vollendet." — „Was meinst Du? Was haben die Kaidjis in's Meer geworfen?" — „Die Kadine Fatime hat ihren Schleier vor einem Javur aufgehoben, und ihre Strafe erlitten. Doch was ist Dir? Sey ohne Furcht, unsre Liebe wird gut bewacht. Die alte Jüdin steht auf der Lauer und der Mond ist noch nicht untergegangen. Furchtlos kannst Du bleiben und gehen."

Die Mohammedaner in Indien.

9. Musik und Vergnügungen.

(Schluß.)

Taubenliebhaberei ist unter den Mohammedanern sehr häufig, und da sie so wenig als möglich spazieren gehen, so bestehen ihre Unterhaltungen in Hahnengefechten, Taubenschießen, im Fechten mit dem Säbel, Lanzenwerfen und im Reiten auf Pferden oder Elephanten. Bogen und Pfeile sind ebenfalls sehr im Gebrauche, und der Kugelbogen (eine Armbrust, welche Kugeln schießt) gewährt ihnen Nutzen und Unterhaltung zugleich.

Der Kugelbogen wird täglich gebraucht, um die Krähen von den Wohnungen zurückzuscheuchen; die Kugeln werden aus Thon geformt und an der Sonne getrocknet, und obgleich sie nicht verwunden, so schmerzt ein solcher Schuß doch ziemlich heftig. Würde man diese beschwerlichen Gäste nicht auf diese Art zerstreuen, so würden sie den Bewohnern, besonders des Sihnanah, vielen Schaden verursachen, da diese unverschämten Vögel sich besonders zur Essenszeit einfinden, um Alles was die Köchinnen etwa unbedeckt stehen lassen, wegzustehlen. Ich habe oft gesehen, daß Weiber, mit dem Kugelbogen bewaffnet, als Schildwachen aufgestellt waren, um diese Diebe zu verscheuchen, während die Speisen in der Küche bereitet wurden. Die Vorderseite dieser Küchen ist nach dem Hofe des Sihnanah zu offen und hat weder Thüren, noch Fenster, noch Vorhänge; da der Rauch keinen andern Ausweg hat als durch die offene Vorderseite in den Hof. Diese Krähen sind so wenig scheu, daß sie in den Hof fliegen, während die Kinder dort essen, da diese den Hof der eingeschlossenen Halle oft vorziehen, und ihnen das Brod aus der Hand nehmen, obschon eine Magd als Wache dasteht, oder mit dem Bogen nach ihnen geschossen wird. Zur Zeit wo diese Vögel ihre Nester bauen, rauben sie aus den Wohnungen der Männer, was nur immer geeignet ist, um ihre Nester weich auszufüttern; oft stehlen sie, wie man mir erzählte, sogar den Kindern die Mützen von den Köpfen und den Weibern, wenn sie unter freiem Himmel bei der Arbeit sitzen, Stücke Kattun oder Musselin.

Die indischen Moslemins belustigen sich auch damit, die Elephanten durch gewisse Kräuter, mit Ohrenschmalz gemischt, trunken zu machen, und mit einander kämpfen zu lassen. Auch Tiger und Elephanten, und Tiger und Büffel oder Alligators werden gegen einander gestellt; in Ermanglung so großartiger Unterhaltungen findet man auch Vergnügen daran, eine zahme Antilope auf den Kampfplatz zu werfen, und sie von einem Leoparden in Stücke reißen zu sehen. Tiger und Leoparden werden häufig gezähmt, und nach dem Frühstücke, gleich Favorit-Jagdhunden in England, ins Zimmer gelassen.

Die Damen spielen im Brett und mit Würfeln, oder sie lesen Mährchen, gleich denen in Tausend und Einer Nacht, bis sie einschlafen. Vornehme Leute lassen sich während des Schlafs bei Tag und bei Nacht durch ihre Sklaven Luft zufächeln, und wird durch irgend einen Zufall die Bewegung unterbrochen, so ist der Schlaf augenblicklich gestört; so groß ist die Macht der Gewohnheit!

Noch möge folgende charakteristische Anekdote von der Bestrafung einer Sklavin hier eine Stelle finden: Ich hatte viel von einer schönen jungen Sklavin gehört, die von Kindheit an von einer vornehmen Dame erzogen worden war. Nach und nach war diese Sklavin die Gespielin der Tochter ihrer Gebieterin geworden, die sich so an sie gewöhnt hatte, daß sie nicht mehr ohne sie seyn konnte. Die Freiheiten, welche die Sklavin sich erlaubte, machten daß sie die Achtung gegen ihre gütige Herrin vergaß, und sich zum Danke für so viele Güte, die man ihr erwiesen, unartig gegen sie benahm. Nun wurde auf Befehl der Frau vom Hause eine große silberne Kette verfertigt, und die Sklavin mit dieser jeden Tag eine gewisse Zahl von Stunden hindurch in Gegenwart aller Dienstboten an ihre Bettstatt gefesselt.

* * *

Digitized by Google

10. Mühlen.

Der Schuckth oder die Mühle besteht aus zwei flachen, runden Steinen, wie Schleifsteine; der obere hat eine Handhabe am Rande, durch welche er von einer am Boden sitzenden Person herumgedreht wird. Das Getreide wird in ein im oberen Stein befindliches Loch geschüttet, und das Mehl fällt an der Seite zwischen den beiden Steinen heraus. Dieß ist die einzige Art wie die große Bevölkerung von Oude und in den meisten Gegenden von Hindustan ihr Getreide mahlt. Der verstorbene König von Oude Ghauzie ud Dihn Heider wurde einst von englischen Freunden sehr angegangen Wassermühlen einzuführen; er sprach mit meinem Manne oft über diesen Plan und erklärte, seine einzige Abneigung gegen diese Verbesserung habe ihren Grund in seiner Rücksicht die er auf die armen Weiber nehme, die mit diesem Geschäfte in Städten und Dörfern sich so gut erhielten, und die durch Erbauung von Mühlen ihres Unterhaltes beraubt würden. „Meine armen Weiber," sagte er oft, „sollen mir nicht vorwerfen können, daß ich sie des Nutzens beraube, den sie aus ihren Schuckths ziehen."

Correspondenz aus Paris.

Paris, 24 März.

Herr von Martignac ist im Begriffe, seine „Souvenirs sur l'Espagne" herauszugeben, und seine Freunde sammeln in den Salons Subscribenten, was für einen ehemaligen ersten Minister ein etwas unanständiges Mittel ist, sein Werk unter die Leute zu bringen. — Es erscheint seit zwei Monaten eine neue literarische Zeitschrift, unter dem Titel: „La France littéraire," die aber wenig verspricht. Die wenigen leidlichen Artikel, die sie enthält, sind aus dem „Journal des Savans" und andern respektabeln Zeitschriften nachgedruckt, und was darin Neues ist, ist über die Maßen armselig. Es wäre nicht uninteressant, die Biographie von einem Dutzend literarischen Entrepreneurs in Paris zu schreiben. Es gibt Leute, die ihren Unterhalt darin finden, Zeitschriften zu erfinden; sie geben einige Nummern heraus, setzen sich mit Schriftstellern in Verbindung, ziehen das Journal auf und verkaufen es dann, um ein neues anzufangen, das dasselbe Schicksal hat. Die meisten dieser Produkte gehen freilich bald wieder zu Grunde, da die Unternehmer meistens nicht Kapital genug haben, so lange auszuhalten, bis die Subscribenten die Kosten decken; sie sind daher bald genöthigt, wohlfeile, d. h. schlechte Artikel aufzunehmen, und die Subscribenten nehmen dann natürlich ebenso schnell ab, und das ephemere Produkt stirbt ab, um einer Anzahl von Nachfolgern Platz zu machen, die ebenso in kurzer Zeit begraben werden. Der große Gewinn, den einige Journale gemacht haben, ist eine Lockspeise, der die Eitelkeit und die Habgier nicht widerstehen. Daher die zahllose Menge neuer Zeitschriften, die von Monat zu Monat aufs glänzendste angekündigt und von Niemand gelesen werden. Die Kosten sind sehr beträchtlich; das Honorar beträgt im Durchschnitte hundert und fünfzig bis zweihundert Franken per Bogen, und man kann mehrere Jahre lang auf keinen hinlänglichen Absatz rechnen, um die Kosten zu decken, denn die Hauptabnehmer sind die Lesekabinette, denen die Herausgeber immer in den ersten Monaten ihre Numern gratis schicken; aber dadurch ist nicht viel gewonnen, denn das Lesekabinet oder Kaffeehaus hat ein Interesse, sie nicht anzunehmen, damit nicht die Gesellschaft, die sie besucht, sich nach und nach an das neue Journal gewöhne und seine Fortsetzung verlange, wenn die Austheilungen gratis aufgehört haben; daher unterdrücken die meisten Kabinette die ihnen geschickten Blätter, und es gehört eine große Thätigkeit der Herausgeber dazu, sie nach und nach durch wiederholte Fragen der Leser dazu zu zwingen, sie diesen mitzutheilen. Die meisten können die Probezeit nicht aushalten; aber diejenigen, deren Titel und Plan wohlberechnet scheint, gehen dadurch nicht ganz zu Grunde, sondern wechseln nur ihre Besitzer oft mehrere Male in Einem Jahre. Uebrigens sind die gegenwärtig erscheinenden literarischen Journale alle sehr mittelmäßig; das beste darunter ist in diesem Augenblicke die „Revue des deux Mondes," die auch schon mehrere Male in andere Hände gekommen ist, und jetzt von einem Theile der Redakteurs des alten „Globe" herausgegeben wird. Sie ist wenigstens etwas ernsthafter und belehrender als die „Revue de Paris," und weniger pedantisch als die „Revue Européenne;" aber sie hat doch auch keine Einheit und Tendenz. — Es ist die Rede von einer Auswahl der noch nicht gedruckten Schriften und Korrespondenz des Herzogs von St. Simon. Bekanntlich sind in den letzten Jahren seine Memoiren in einundzwanzig Bänden zum ersten Male vollständig erschienen, und der ungemeine Beifall, mit dem sie überall aufgenommen worden sind (außer etwa von Lemontey, der aber keineswegs im Stande war, einen Mann wie Saint Simon zu verstehen), hat die Idee gegeben, einen Theil seiner übrigen Handschriften herauszugeben. Ihre Masse ist so groß, daß an den Druck des Ganzen nicht gedacht werden kann; denn die einundzwanzig starken und gedrängten Bände seiner Memoiren bilden nur zwölf von hundert Folioodänden, die er handschriftlich hinterlassen hat. Dreiundreißig Bände derselben bestehen in einem Kommentar zu den Memoiren über den Hof Ludwigs XIV von Dangeau; ein großer Theil des Restes der Handschriften besteht aus seiner Korrespondenz, die er sein ganzes Leben hindurch mit den ausgezeichnetsten Männern von Frankreich unterhielt, und welche vortreffliche Materialien zur Geschichte jener verhängnißreichen Zeit enthalten. Man weiß, wie sehr er von seinen aristokratischen Vorurtheilen eingenommen war, und welche unendliche Streitigkeiten über den Vorrang der Pairs unter einander, oder mit fremden Prinzen, oder den unehelichen Söhnen des Königs sein Leben ausfüllten. Das Interesse dieser Dinge ist natürlich völlig verschwunden, und Alles, was darauf Bezug hat, kann ohne den geringsten Schaden ausgelassen werden; aber auch dadurch ist noch nicht geholfen, und es ist unumgänglich nothwendig, in dem Uebrigen die strengste Auswahl des Besten und allgemein Interessantesten zu treffen. — Die deutsche Philosophie scheint wieder Eingang hier zu finden; es ist kürzlich eine Bearbeitung der drei Kritiken von Kant in Einem Bande von Schön erschienen, und so eben wird eine Uebersetzung der „Bestimmung des Menschen" von Fichte angekündigt; ebenso ist zugleich von drei verschiedenen Seiten die Uebersetzung der Vorlesungen über das akademische Studium von Schelling angefangen. — Der Impuls, den Royer Collard der schottischen Schule hier gegeben hat, ist erschöpft und stirbt in den Vorlesungen von Jouffroi vollends ab. — Es ist eine Geschichte der französischen Philosophie von Abälard in vier Bänden angekündigt, von einem jungen Manne Namens Russe. — Die längst angekündigte „Geschichte der Reformation in Frankreich, der Ligue und der Regierung Heinrichs IV," von Mignet, ist im Drucke und wird nächstens in sechs Bänden erscheinen.

Vermischte Nachrichten.

Ueber die Reisen des Herrn Jaquemont in Indien sind der französischen Akademie der Wissenschaften in ihrer Sitzung vom 26 März Briefe mitgetheilt worden. „Jaquemont," heißt es darin, „reiste am 20 November 1829 von Calcutta ab, am 31 Dezember war er zu Benares und in den ersten Tagen des Monats März 1830 in Delhi. Diese Reise durch Hindustan wurde zu verschiedenen Untersuchungen benutzt, namentlich um die Steinkohlenbergwerke am Fuße der niedern Berge von Behar und die berühmten Diamantminen von Punnah, die auf der weiten Sandsteinhochebene gelegen sind, die sich drei- oder vierhundert Mètres über das Thal des Ganges und die Ebenen vom Bundelkund erheben. Am 12 April 1830 brach Herr Jaquemont nach dem Himalaya auf. Am 2 Mai besuchte er die Quellen des Dschumna, eines in den Ganges mündenden Flusses. Nachdem er hierauf die große Kette des Himalayagebirgs überstiegen hatte, gelangte er in das große und hochgelegene Thal, das den Namen Hoch-Kanaur führt und vom obern Sutledsch bewässert wird; ein Thal, das die Merkwürdigkeit hat, daß es parallel mit der Richtung der Berge läuft und zu dem Bassin des Indus gehört, von welchem der Sutledsch einen großen Zufluß bildet. Herr Jaquemont hat es hergestellt, daß die Gebirgskette, welche dieses Thal von Norden begränzt, und die man den tübetanischen Himalaya nennen könnte, weit höher ist als der indische Himalaya. Der Reisende drang in der tübetanischen Gebirgskette bis über 32° nördl. Br. vor und ging dabei den Lauf des Spiti, eines Nebenflusses des Sutledsch, aufwärts. Auch gegen die östliche Gränze dehnte er seine Untersuchungen

Digitized by Google

aus, und nur die chinesischen Posten hinderten ihn, bis an den See Mansarovar zu gelangen. Als Resultate seiner Beobachtungen lassen sich folgende angeben: Die mittlere Höhe der Ortschaften von Kananur, längs dem Sutledsch, ist 5000 Mètres über die Meeresfläche, und im Bassin des Spiti 4000 Mètres. An einigen Punkten dieses Bassins finden sich Landbau und Dörfer auf einer Höhe von 5000 Mètres. Der indische Himalaya besteht fast ganz aus Urformationen; die tübetanische Kette umfaßt ein System von sekundären Formationen und Muschellagern von beträchtlicher Dicke, das sich auf eine ungeheure Strecke in das chinesische Tübet und die unabhängige Tatarei hineinerstreckt. Gewöhnlich glaubte man, daß der Sutledsch, nachdem er auf einer so großen Höhe den nördlichen Fuß des indischen Himalaya bespült, in die Ebene des Indus durch einen tiefen Ausschnitt durch die Gebirgskette, in gerader Richtung, gelange. Diese geographische Annahme hat sich als ein völliger Irrthum bewiesen. Der indische Himalaya senkt sich nämlich allmählich nach Nieder-Kananur hinab und hört östlich vom Meridian völlig auf; hier macht der Sutledsch eine plötzliche Krümmung gegen Süden, um dem Indus zuzueilen. Nach siebenmonatlichen Reisen in diesen Gegenden kehrte Herr Jaquemont wieder nach Bengalen zurück, jedoch auf einem andern Wege als bei seiner Herreise, nämlich über den Burum Ganti, einem der niedrigsten Gebirgspässe, obgleich er auch 5000 Mètres über der Meeresfläche liegt. Herr Jaquemont kam im Oktober 1830 nach Delhi zurück, wo er seine Sammlungen ordnete und sich in jenen weiten Landstrich von Kabul einzudringen vorbereitete, der unter dem Namen Pandschab fast das ganze Bassin des Indus umfaßt und ein unabhängiges Königreich bildet, über das gegenwärtig der in neuern Zeiten mehrfach bekannt gewordene Radschah Runschit Sing herrscht. Das französische Museum der Naturgeschichte hatte Herrn Jaquemont den besondern Auftrag gegeben, seine Forschungen vorzüglich auf das Bassin des Indus zu lenken, was aber mehr zu wünschen als zu hoffen stand, da sich einer Reise dahin unzählige Schwierigkeiten in den Weg stellten, die jedoch für Herrn Jaquemont durch einen glücklichen Zufall beseitigt wurden. Ein französischer Offizier, Herr Allard, war bei Runschit Sing, dessen Heer er auf europäische Art disziplinirte und als General kommandirte, zu großem Einflusse und hohen Ehren gekommen. Da derselbe erfuhr, daß ein Franzose Kananur bereise, so schrieb er an ihn und bot ihm seine Dienste an. So erhielt Herr Jaquemont die Erlaubniß, ein Land zu bereisen, das bis jetzt außer Gesandten fast Niemand noch zugänglich war, und in den ersten Tagen des Monats März 1831 befand er sich in Lahor, der Hauptstadt von Pandschab, die er am 26 desselben Monats wieder verließ, um sich nach Pindadenkan zu begeben, wo er die Salzbergwerke in der Nähe dieser Stadt in Augenschein nehmen wollte. Das Salz dieser Bergwerke hat in mineralogischer Hinsicht denselben Charakter wie das in Cardona (Catalonien) in Spanien. Es ist mit Gips vereint, der ihm als Mutterlager dient und alle Erscheinungen in dem catalonischen Bergwerke wiederholt. Herr Jaquemont fand auf seinen Ausflügen in der Ebene von Pandschab nirgends Hindernisse; unter dem Schutze des Fürsten von Lahor glaubte er auch unbedenklich das Gebirge durchreisen zu können. Als er aber zu Mirpur anlangte, fand er, daß die in Betreff seiner Reise von Runschit Sing erlassenen Befehle noch nicht vollzogen worden waren, und bald sollte er auf noch größere Hindernisse stoßen. Wenige Tage später wurde er in der Nähe der Festung Telutschi sammt seiner Begleitung von einem Häuptlinge, Namens N' Heal Sing gefangen genommen und erhielt nur nach vielen Schwierigkeiten und um Lösegeld seine Freiheit wieder. Runschit Sing, den er von dieser Behandlung in Kenntniß setzte, ließ ihm die bezahlte Summe wieder zurückgeben und stellte das Leben des N' Heal Sing unter seine Verfügung. Herr Jaquemont, in der Ueberzeugung, daß hier Milde in europäischem Sinne Schwäche seyn würde, verhängte über N' Heal Singh eine körperliche Züchtigung und befahl, ihn, bis er seine Reise vollendet, gefangen zu halten. — Herr Jaquemont bestätigt durchaus nicht die Lobeserhebungen der Orientalen über Kaschmir. „Die Stadt," sagt er, „ist schmutzig und erbärmlich, die Gegend nicht schön; allein da man hier Wasser und Pflanzenwuchs findet, so ist es leicht begreiflich, daß den Beherrschern Indiens, die hier die heiße Sommerszeit zubrachten, Kaschmir im Vergleiche mit dem versengten Boden von Agra und Delhi wie ein Paradies vorkommen mußte. Herr Jaquemont hat übrigens auf sein Vorhaben, Klein-Tübet zu besuchen, verzichtet; allein er hofft, eine gewisse Anzahl von Thieren von dorther beziehen zu können, die sich in den von ihm bereisten Gegenden nicht finden. Eingezogenen Erkundigungen zufolge, glaubt er die Versicherung geben zu können, daß man dort vier Arten von Wiederkäuern hat, von denen man eine so feine Wolle wie von den Kaschmirziegen gewinnt. Der Reisende hofft, in Kurzem lebendige Thiere dieser Arten und zwar von jeder einige Paare zu erhalten.

•

Die Zeitung von Odessa enthält Privatbriefe aus Jassy und Bucharest, deren wesentlicher Inhalt folgender ist: „Die Reform in unseren Institutionen, wie sie durch den Vertrag von Adrianopel stipulirt wurde, hat mit dem Ende des Jahres 1831 sich ihrer vollständigen Ausführung genähert, und erstreckt sich auf alle staatsbürgerlichen Verhältnisse. Mit ihr beginnt für die Bevölkerung der Moldau und Wallachei, die eines der fruchtbarsten Länder bewohnt, eine neue Aera. Die Uebel des Krieges und der ihn begleitenden Geißeln, die Unsicherheit alles Eigenthums und die Auflösung aller gesellschaftlichen Bande, die das Land seit dem Jahre 1821 heimgesucht, konnten nicht eine Regierung entmuthigen, die so sehr unsre Wohlfahrt sich angelegen seyn läßt. Zwei Divans zu Jassy und Bucharest berathen die wichtigsten Angelegenheiten des Landes. Eine Nationalmiliz, die zwar nicht zahlreich, aber von vortrefflicher Haltung ist, erregt die Bewunderung des Volkes, das sich glücklich fühlt, nicht mehr von einer handvoll albanesischer Söldlinge abhängig seyn zu müssen. Quarantäneanstalten sind längs der Donau errichtet, und diese Plätze versprechen in der Folge Märkte eines freien und einträglichen Handels zu werden. Eine große Anzahl von Bulgaren hat sich in dem Lande niedergelassen und das Beispiel ihrer Industrie, so wie die erleichterte Ausfuhr, die von allen ihren früheren Beschränkungen befreit ist, werden unsre Landsleute zum Wetteifer im Gewerbfleiße aufmuntern. Unsere Städte am linken Donauufer, deren Befestigung früher so viele Summen und Frohndienste kostete, erheben sich aus ihren Trümmern, und ihre Mauern werden für immer niedergerissen. Die schönen Wälder, welche die Gipfel und Abhänge unsrer Berge bedeckten, werden nicht mehr rücksichtslosen Verwüstungen der Art ausgesetzt bleiben. Zwei Journale, die in der Sprache unserer Vorfahren, regelmäßig herauskommen, beschäftigen sich mit den innern Verbesserungen unseres Zustandes. Unser Land wird endlich aufhören, dem ausgetrockneten Bette eines Waldstromes zu gleichen. Wie vielen Glückswechseln ist dieses alte Dacien, das den Heeren aller Nationen von Trajan bis auf Stephan den Großen, und auf unsre Zeit als Durchgang diente, unterworfen gewesen! Nachdem die Moldau und Wallachei so lange Zeit das Opfer ihrer geographischen Lage, plötzlicher Entwicklung ungemeiner Kraft und dann eben so plötzlicher Erschöpfung waren, fangen sie an wieder aufzuleben. Wenn noch etwas zu wünschen übrig bleibt, so ist es, daß die Volkserziehung gleichen Schritt mit den übrigen Reformen halten möchte. Die wenigen Schulen, die das Land besitzt, stehen noch immer auf der niedrigsten Stufe. Das Bedürfniß einer religiösen und nationalen Erziehung wird allgemein gefühlt, und ohne dieselben würden alle gegenwärtigen Institutionen auf die Länge nicht von Dauer seyn. In dieser Rücksicht findet die neue militärische Organisation allgemeinen Beifall. Eine große Anzahl junger Leute entzieht sich ihren früheren weibischen und üblen Gewohnheiten, um unter dem Nationalpanier Dienst zu nehmen. Aber sollen wir auch fernerhin unsre Kinder in die Fremde schicken, um sie erziehen zu lassen? Es muß unser Wunsch seyn zu Jassy, Bucharest, Bolochau und Krajowa, Gymnasien und nebstdem eine verhältnißmäßige Anzahl von Elementarschulen errichtet zu sehen."

•

Die unter Leitung des Ritters Manzi in der Nähe von Corneto, auf der Ebene, wo die alte Etruskerstadt Tarquinii lag, angestellten Ausgrabungen sind bis jetzt schon sehr ergiebig gewesen und scheinen noch größere Ausbeute zu versprechen. Außer einer Menge Malereien, Spiegel, Vasen u. s. w. wurde unlängst auch eine Statue in Lebensgröße in gebrannter Erde, die einzige in ihrer Art, gefunden. Sie stellt einen Mann von ungefähr dreißig Jahren dar. Die ganze Figur ist sehr schön; der Kopf voll Ausdruck und trägt eine goldene Krone, wahrscheinlich der Preis kriegerischer Verdienste. Für die Alterthumsforscher wird dieser Fund von höchster Wichtigkeit seyn. Plinius nennt dergleichen Statuen auro sanctiora.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 106. 15 April 1832.

Die gegenwärtigen Beherrscher Asiens und Nordafrika's.

(Aus dem Journal Asiatique.)

1. Das ottomanische Reich.

Sultan Mahmud II (mit dem Zunamen Adli der Gerechte), Sohn des Sultans Abdulhamid, geboren am 20 Julius 1785 und statt seines Bruders Mustapha IV, der am 28 Julius 1808 des Throns entsetzt wurde, zum Sultan ausgerufen.

Aegypten: Mohammed Ali, geboren zu Cavala in Rumelien, im Jahre 1769 (1182 der Hedschira) Sohn Ibrahim Aga's, zum Pascha ernannt am 14 Mai 1805 an der Stelle Khorschid Pascha's; bestätigt durch Sultan Selim III, am 1 April 1806.

Bagdad: Ali Pascha.

Moldau: Johann Sturdza, moldauischer Bojar, zum Hospodar ernannt am 16 Julius 1822, und zu Jassy als solcher proklamirt am 21 desselben Monats.

Walachei: Gregor Ghika, zum Hospodar ernannt am 16 Julius 1822, eingesetzt durch den Pascha von Silistria am 21 September 1822.

Serbien: Der Fürst Milosch Obrenowitsch; im Jahre 1829 von der Pforte zum erblichen Fürsten dieses Landes ernannt.

Vasallen des ottomanischen Reiches.

Tripolis: Sidi Jusuf Karamanli, Pascha, folgte seinem Vater Ali, dem Sohne Mohammeds, im Mai 1795 in seiner Würde.

Tunis: Sidi Hassan, Bey, folgte Hamuda Bey am 23 März 1824.

Der Sheriff von Mekka: Jahia, der Sohn Surur's, gelangte zu dieser Würde am 2 November 1813, an der Stelle seines Oheims des Sherifs Ghaleb, wurde von dem Pascha von Aegypten, Mohammed Ali, abgesetzt, und starb zu Salonichi im Jahre 1818.

Der Imam von Jemen folgte im Jahre 1815 Tamy, dem Häuptling des Stammes Asir, wurde von dem Araber Hasan, dem Sohn Khaled's, dem Verbündeten Mohammed Ali's, gefangen genommen, und im Jahre 1819 zu Konstantinopel hingerichtet. Der Imam von Jemen residirt zu Sanaa.

Der König von Senaar: Bady VII, Sohn Tabl's, neunundzweißigster König aus dem Stamme der Fundjis, der aus dem Innern Afrika's kam, und sich gegen Ende des 15 Jahrhunderts in Senaar niederließ. Im Junius 1821 zwang ihn Ismail, der Sohn des Pascha's von Aegypten, die Oberherrlichkeit des Sultans Mahmud anzuerkennen.

2. Das Kaiserthum Marokko.

Muley-Abd-Errahmen, Sultan, ältester Sohn Muley Hescham's, Sohn Sidi Mohammeds, folgte seinem Oheim Muley Suleiman am 28 November 1822 in der Herrschaft.

3. Das Königreich Abyssinien.

Itsa Takley Gorges folgte vor 1817 dem Itsa Guarlu aus der Dynastie Salomon, die ohne Unterbrechung seit dem Jahre 1268 auf dem Throne des Königreiches Abyssinien saß; er residirt zu Gondar, genießt zwar hoher Achtung, hat aber keine Macht und von Einkünften nur so viel, als ihm die unabhängigen Statthalter der Provinzen freiwillig geben. Diese Statthalter sind: Selassy, der mächtigste von allen, Nachfolger Wassan Segued's, Oberhaupt oder Murd Azimadd von Schoa und Efat, er hat den Titel eines Königs angenommen — Scham Temben Guebra Michael, Oberhaupt von Tigré, Nachfolger des Ras Welled Selassy — Gukho, Nachfolger Fasil's, Oberhaupt von Amhara (Gojam). — Itsa Bede Mariam, Sohn und Nachfolger Helle Mariam's, Statthalter von Samen, dem Plateau Abyssiniens. — Nach den neuesten Nachrichten aus diesem Lande, hatte sich dort ein blutiger Kampf zwischen mehreren abyssinischen Häuptlingen entsponnen, die auf die Erbschaft des reichen Nachlasses Ras Welled Selassy Ansprüche machten. Der Sieg blieb einem gewissen Sudegadis, einem Manne von ungefähr vierzig Jahren, der durch Tapferkeit, Verstand, Kühnheit und Energie ausgezeichnet ist. Er hatte sich des größten Theiles von Abyssinien bemächtigt, und rüstete sich, auf Gondar loszugehen. Vordem hatten schon seit lange her die Galla den südlichen Theil des Landes verwüstet. Der mächtigste Stamm derselben ist der der Edschow, deren Oberhäupter Liban und Godschi sind.

4. Der Imam von Maskate.

Seid Said, folgte seinem Vater Seid Sultan gegen das Jahr 1804; er ist der dritte Abkömmling Ahmed's, des Sohns des Said, des Stifters dieser Dynastie.

5. Persien.

Feth-Ali-Schah, aus dem türkischen Stamme der Kadjars vor Gelangung zum Throne Baba Khan genannt, Sohn Hussein Kuly-Khan's, ist im Jahre 1763 geboren, folgte 1796

Digitized by Google

seinem Oheime Aga Mohammed Khan, dem Stifter der Dynastie. Abbas Mirza, der muthmaßliche Kronerbe ist im Jahre 1785 geboren.

6. Afghanistan.

Die Krone von Afghanistan ist in den Zweigen der Familie der Saduſſi erblich, die von Ahmed Schah Abdalli abstammt. Der königliche Titel ist: Schahi Devri Devran. Der Monarch von Ghazna Sebacteghin, unterwarf das Land im Jahre 997; Babur eroberte Ghazna und Kabul im Jahre 1506, die Afghanen bemächtigten sich Persiens im Jahre 1720, und wurden im Jahre 1737 von Nadir Schah unterworfen. Ahmed Schah Abdalli wurde zu Kandahar im Jahre 1747 gekrönt. Sein Sohn Timur Schah regierte von 1773 bis 1793; Zeman Schah bis 1800, wo er von seinem Bruder Mahmud abgesetzt wurde, den drei Jahre später sein Bruder Schudjah vertrieb, der hinwieder im Jahre 1809 von Mahmud verjagt wurde. Durch diese inneren Zerrüttungen, die noch immer fortdauern, begünstigt, eroberte Ranadschit Singh (gewöhnlich Runschit Sing genannt) Kaschmir und Peschawer, wo der Sohn Yar Mohammed Khan's, der dritte Bruder, unter seiner Vormundschaft herrscht. Im Jahre 1826 zog Mahmud von Kandahar aus, und stieß mit seinen Truppen zu dem Heere Feth Ali Schah's während Schudjah nach dem englischen Indien geflohen war. Die Emire von Sind haben sich gleichfalls eines Theils des Landes bemächtigt.

7. Beluttschistan.

Mahmud Khan, ungefähr 48 Jahre alt, folgte seinem Vater Nasir Khan auf dem Throne im Junius 1795; letzterer hatte Mekran gegen Ende seiner Herrschaft unterworfen; sein Sohn gab es im Jahre 1809 wieder auf.

8. Balkh.

Balkh wurde im Jahre 1825 von Mir Murad Bey unterworfen, der den Gouverneur des Königs von Kabul, Nedschib Ullah Khan daraus vertrieb.

9. Bokhara (die große Bucharey.)

Der Groß Khan von Bokhara und Samarkand: Batkar Khan, folgte seinem Vater Mir Heider Khan im Jahre 1826. Das Zwischenreich seines Bruders Mir Hussein dauerte nur vier Monate. — Statthalter von Hisar ist: Seid Atalyk Bey, Schwiegervater Mir Heider's.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Fortschritte der Industrie und des Ackerbaues im Königreich Neapel, seit der Einführung des neuen Tarifs im Jahre 1824.

7. Buchdruckerei.

Vor der Anlegung der Papier-Fabriken mußte auch die Buchdruckerei in Neapel sehr schlecht beschaffen seyn, da Eines immer von dem Andern abhängt. Die Untauglichkeit des einheimischen, und der enorme Preis des fremden Papiers, machten es, daß nur wenig und schlecht von ein paar Buchdruckereien, in einem Lande gedruckt werden konnte, wo im vorigen Jahrhundert diejenigen des Desimone, Raimondi und Manfredi geglänzt hatten. — Dieß hat sich nun um so mehr geändert, als in derselben Zeit, wo die Papierfabrikation sich vervollkommnete, die fremden Bücher einem hohen Zolle unterworfen wurden, und mehrere dieser Etablissements können jetzt mit den berühmtesten Buchdruckereien in Europa wetteifern. Es verdienen darunter gerechnet zu werden: 1) die königliche Buchdruckerei, 2) die des Fibreno, ehedem bekannt unter dem Namen der französischen des Hrn. Lefebvre ꝛc. *) 3) die der Gebrüder Trani, 4) die des Kriegsministeriums, und endlich 5) die der Herrn Marotta und Vanspandoch, sämmtlich in Neapel.

Auch haben sich schon drei Schriftgießereien daselbst gebildet, die den Typographien alle Arten Schrift liefern, mit Ausnahme der Gothischen, der Schreibschrift, und der, die man zu öffentlichen Anschlägen braucht, welche sämmtlich aus Frankreich kommen.

* * *

8. Glasmacherei.

Vor wenigen Jahren noch wurden in Neapel keine anderen Glaswaaren gefertigt, als einige schlechte, unförmliche Flaschen, und sogenannte Dames-Jeannes, — ungeheuer große Glaskrüge. Jetzt werden schon die böhmischen und venezianischen Gläser durch einheimisches Glas, aus der vortrefflichen Glas-Fabrik am Pausilippo der Prinzen Gerace und Butera, ersetzt. Im Anfange hatte auch diese Unternehmung mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Der Zoll auf fremdes Glas war zwar vermehrt worden, aber da diese Erhöhung einige Zeit vor ihrer Einführung bekannt war, so benutzte man diesen Umstand, um von allen Seiten her das Land mit einer Masse von Glas-Waaren zu überschwemmen, die für den Bedarf mehrerer Jahre hinreichten. Dieß mußte für den ersten Absatz der neuen Fabrik sehr nachtheilig seyn, und hätte selbst ihr Bestehen zweifelhaft machen können, wenn die Unternehmer, denen es glücklicherweise nicht am hinlänglichen Fonds fehlte, ihren Eifer nicht verdoppelt hätten. Geschickte Arbeiter wurden aus der Fremde verschrieben, und in der Fabrikation die angemessensten Verbesserungen nebst ökonomischen Einrichtungen nach dem Muster der hierin erfahrensten Nationen eingeführt.

Unglücklicherweise steht man auch dadurch im Nachtheile gegen das Ausland, daß man dort Kohlen hat, während hier nur das theure Brenn-Mittel des Holzes angewendet werden kann. Doch wird diesem Uebelstande vielleicht in der Folge durch Entdekung von Kohlen-Gruben abgeholfen, mit welcher sich schon seit einiger Zeit die hiesigen Mineralogen beschäftigen. So hat der General-Lieutenant Nunziante mehrere Nachgrabungen in Calabrien veranstaltet, die ein glückliches Resultat versprechen. — Beiläufig gesagt ist dieser General bei mehreren nützlichen Unternehmungen betheiligt, und besitzt besonders eine Alaun-Fabrik, die das ganze Königreich mit diesem Artikel versorgt.

Das Einzige, was man zum Behufe des Glasmachens aus dem Auslande holen muß, ist der Quarz-Sand, (?) (terres réfractaires) und das Natron-Salz. Der erstere kommt aus dem südlichen Frankreich, das letztere aus Egypten und der Berberei. Indessen

*) Daß dieses Lob in Hinsicht der Buchdruckerei des Fibreno gegründet ist, beweist das vor mir liegende, aus deren Pressen hervorgegangene Buch auch durch die Thatsache, denn der Druck und das Papier sind so elegant, als man es selten bei Broschüren in Paris oder London findet. Anm. d. Eins.

Digitized by Google

hofft man jenen Quarz-Sand an den Abhängen einiger Granit-Berge der neapolitanischen Apenninen zu finden.

Meistentheils kommt man in den hiesigen Glas-Fabriken mit inländischen Arbeitern aus. Nur eine einzige Gattung derselben, die Glas-Former (?) (Manchonniers) *) sind Fremde, welche bis jetzt aus Interesse und Eifersucht sich nicht haben dazu verstehen wollen, ihre Kunstgriffe Andern beizubringen. Da sich aber mehrere derselben im Lande verheirathet haben, so wird ihre Kunstfertigkeit, auf ihre Kinder übergehend, endlich im Lande einheimisch werden.

Alle öffentlichen Gebäude werden auf königlichen Befehl aus der Glas-Fabrik am Pausilipp mit Glas versorgt, und sie hat es auch für das neue große Gebäude von S. Giacomo, in welchem alle Ministerien sich befinden, geliefert. Außer dieser Haupt-Fabrik bestehen noch einige andere, die ohne so bedeutend zu seyn, doch auch sehr schöne Waaren liefern.

*) Das Wort Manchonniers findet sich nicht in den gewöhnlichen Wörterbüchern, und unglücklicherweise steht mir das Dictionnaire des arts et métiers, wo man es suchen müßte, nicht zu Gebote. Wahrscheinlich aber sind es diejenigen Arbeiter, die dem Glase, durch Kunstgriffe, alle beliebigen Formen zu geben verstehen; wie es auch im Worte selbst zu liegen scheint. Ich glaube daher, daß die obige Uebersetzung nicht unrichtig seyn dürfte. A. d. E.

Michauds, Calliers und Stamaty's Reisen im Orient.

(Schreiben Michauds an die französische Akademie.)

Die beiden Herren Ingenieuroffiziere Stamaty und Callier waren von dem vormaligen Kriegsminister, Marschall Bourmont, bestimmt worden, mit mir die Reise nach dem Orient zu machen; außer dem allgemeinen Auftrage, diese den Geographen bis jetzt noch wenig bekannten Länder zu durchreisen, hatten diese jungen Offiziere auch noch die Weisung erhalten, mir bei Verfolgung der Spuren der Kreuzfahrer auf den Straßen von Antiochien und Jerusalem behülflich zu seyn. Im Monate Oktober des Jahres 1830 reisten wir fast zur gleichen Zeit auf verschiedenen Straßen von Konstantinopel ab und verabredeten uns, in Smyrna wieder zusammen zu treffen. Die Herren Callier und Stamaty besuchten die Gegenden, die man ehemals unter dem Namen Phrygien, Lydien, Mysien und Bythinien begriff, *) und legten auf dieser Reise einen Weg von mehr als dreihundert Stunden zurück. Ich selbst machte während dieser Zeit eine minder ausgedehnte und beschwerliche Reise. Ich schiffte mich mit Herrn Poujoulat, einem jungen Schriftsteller voll Talent und Eifer, auf der Propontis ein, und wir besuchten die wichtigsten Punkte der asiatischen Küste von Cyzicum bis Troas. Wir sahen die Mündungen des Aesepus und Granikus, den Platz und die Ruinen von Priopus, Parium, Percote und Abydos. Auch die Städte Gallipolis und Lampsakus zogen unsre Aufmerksamkeit an. Als wir die Gräber des Achylles und Patroklus begrüßten, erinnerten wir uns, daß wir einige Monate früher den Platz des alten Troja besucht hatten. Merkwürdig ist, daß wir dort die Tage des 27, 28 und 29 Julius des Jahres 1830 zubrachten, und auf der Stelle selbst, die Zeuge des Sturzes und des Mißgeschicks des Priamus und seiner Familie war, die Iliade und das zweite Buch der Aeneide lasen. Wir beklagten damals nur ein eingebildetes Unglück.

Tenedos liegt der Küste von Troja gegenüber, „in conspectu Tenedos;" wir landeten auf dieser Insel, der aus der homerischen Zeit nichts mehr übrig blieb als ihr Name. Später stiegen wir auch auf Kap Baba, dem alten Lektos auf der Insel Metelin, die so viele poetische Erinnerungen bietet, und auf der Küste von Adramit aus Land, wo wir die den europäischen Reisenden nur zu wenig bekannten Ruinen von Assos sahen. Vom Sturme nach dem Hafen Olivier getrieben, dessen Bassin den malerischen Anblick eines Schweizer Sees bietet, stachen wir am 5 November wieder in See und kamen noch am nämlichen Tage nach Smyrna. Obschon der Winter nahte, so strahlte die Sonne Joniens doch noch in vollem Glanze; wir benutzten die schönen Tage zu einigen Ausflügen auf den Berg Pagus, und um gegen den Meander hin dem Zuge der französischen Armee nach Satalia unter Ludwig VII zu folgen. Als wir eines Tages vom Berge Sipyle zurückkamen, wo wir das Grabmal des Tantalus und die Ruinen eines Tempels der Cybele besichtigt hatten, fand ich beim Eintritt in meine Wohnung die Herren Callier und Stamaty, die eben in Smyrna angekommen waren. Wir freuten uns herzlich des Wiedersehens nach so langer Trennung. Wie viele Fragen hatten wir gegenseitig an einander zu richten, wie viele Abenteuer zu erzählen! Ich theilte ihnen Alles mit, was ich in den Ländern, die ich durchreist, beobachtet hatte, und meine Reisegefährten hatten keine geringere Ausbeute wichtiger Bemerkungen gemacht. Wir brachten mehrere Tage mit diesen gegenseitigen Erinnerungen und den nöthigen Verabredungen hin, um eine so glücklich begonnene Unternehmung auch glücklich zu beendigen.

Wir mußten uns nun abermals trennen; ich schiffte mich in den ersten Tagen des Dezembers auf der Gabarre, „die Truite," ein und ließ meine Reisegefährten in Smyrna zurück, die von hier aus Caramanien durchreisen und mich in Jerusalem wieder treffen wollten. Warum mußten so schöne Hoffnungen unerfüllt und wir für immer getrennt bleiben? Unsre Seereise wurde durch Südwinde aufgehalten, und wir lagen lange im Angesichte von Scio, wo wir am Ufer die Verheerungen des Bürgerkriegs gewahrten, und vor Samos still, wo wir noch die Ruinen des Tempels der Juno sehen konnten. Der Berg Mycale, die Inseln von Nicaria, Naxos, Patmos, Paros und Nio erschienen nach und nach vor uns und boten uns malerische Anblicke oder Erinnerungen aus der Mythologie oder Geschichte. Wir landeten an der Insel Cos, wo wir die Quelle des Hippokrates und seinen alten Platanus besuchten, der zweihundert Generationen Schatten gab.

Wir brachten einige Tage auf der asiatischen Küste zu, wo die Reisenden die schönen Ruinen von Halikarnaß und das Schloß Budrum besuchen, auf dessen Mauern man Kreuze, Wappen von Johanniterrittern, Verse aus dem Koran und Basreliefs vom Grabmal des Mausolus durcheinander erblickt. Wir verweilten auf der Insel Rhodus, um die Straße der Ritter, den Palast der Insel Adam, die Bastionen von Frankreich, Italien und Auvergne zu sehen, und auf der Insel Cypern, die in den ältesten Zeiten durch die Verehrung der Grazien so berühmt und im Mittelalter ein blühendes, von den Kreuzfahrern gegründetes Königreich war. — Sollte ich je meine Reisen dem Drucke übergeben, so werde ich von der Stadt und Ebene von Saint Jean d'Acre, wo so viele Schlachten geliefert wurden, vom Berge Carmel, von den Ruinen von Cäsarea, den Ebenen von Jaffa und Ramla, und vor Allem von Jerusalem, der Stadt Davids und Gottfrieds von Bouillon, weitläufiger sprechen. Auch von Damaskus, Antiochien und dem Berge Libanon, die Herr Poujoulat besuchte, sowie von den Ufern des Nils und den Feldern von Mansurah, die ich, Joinville in der Hand, bereiste, wird die Rede seyn.

Alle diese eben erwähnten Reisen beschäftigten mich durch fünf Monate, und diese ganze Zeit über erhielt ich nicht die geringste Nachricht von den Herren Stamaty und Callier. Ich reiste im Monate Mai von Alexandrien ab und blieb fast zwei Monate in Malta, ohne zu wissen, ob meine beiden Reisegefährten den Weg nach Syrien eingeschlagen, oder sich nach Bagdad und den Ufern des Euphrats, die sie ebenfalls zu besuchen Willens waren, gewendet hatten. Erst nach meiner Ankunft in Frankreich, im Monate August, erhielt ich endlich einen Ende Junius geschriebenen und von Karahissar, auf dem Wege von Smyrna nach Angora, datirten Brief. Herr Stamaty schrieb mir, daß er und sein Gefährte sich wohl befänden und im Begriffe wären, die taurischen Gebirgsketten zu übersteigen, um sich nach Syrien zu begeben. Im Monat Oktober langte ein anderes Schreiben aus Angora vom 25 August an, in dem unsre Reisenden eine allgemeine Uebersicht ihrer Reiseroute gaben. Ihr Weg war folgender:

„Seit unsrer Abreise von Smyrna mußten wir auf jede Verbindung mit Europa verzichten, und es war unmöglich, Nachricht von uns zu ge-

*) S. den Bericht der beiden Reisenden über den Erfolg ihrer Nachforschungen, Ausland vorigen Jahrgangs, S. 129.

Digitized by Google

den. Das Interesse, das unbekannte Länder, die man nur mit Schwierigkeiten kämpfend betreten kann, einflößen, hat unsre Aufmerksamkeit in diesen barbarischen, gewissermaßen von der ganzen übrigen Welt abgesonderten Gegenden verlängert. Unsre Ankunft zu Enguri (Angora) nach langen, beschwerlichen und von tausend Hemmnissen unterbrochenen Märschen war für unsre Karawane zum dringenden Bedürfnisse geworden; wir hatten das Unglück gehabt, einen unsrer Leute bei den Kurden zu verlieren. Es würde schwer seyn, unserm Zuge durch die Provinzen, die wir durchreisten, zu folgen, weil keine der bekannten Karten dieses Landes genau genug ist, und wir uns nicht der Gefahr aussetzen wollten, durch eine unsichere Sendung nach Frankreich die Früchte unsrer Arbeiten zu verlieren. Auf unsern frühern Reisen haben wir das ganze Land zwischen den Ufern der Propontis, des ägäischen Meers, des Thymbrius und Hermus, das von Alters unter den Benennungen Bythinien, Phrygien, Mysien und Lydien bekannt war, mit der größten Sorgfalt durchforscht. Im Südosten jener Gegenden haben wir unsre Forschungen wieder aufgenommen und sie von dem Laufe des Tmolus, Messoys und des Bergs Dindymen bis zum Gebirge Emis-Dagh und zu den großen Bassins fortgesetzt, die sich über die Hochebene von Kleinasien verbreiten. Von da haben wir den Berg Aborens und die Zuflüsse des Sangarius erreicht, die uns nach Enguri führten."

Unsre beiden Reisenden folgten dem Kaistro, Hermus und Meander, deren Lauf bis jetzt nur wenig bekannt war. Ihren Berichten zufolge befindet die Quelle des Meanders sich am Fuße des Berges Dyndimen. Auf ihrem mühsamen und belehrenden Wege betraten sie Galatien und den Theil jener gallischen Kolonie, den die Tektosagen inne hatten. Um Spuren der Vorzeit aufzufinden und nützliche Entdeckungen zu machen, mußten sie neue Richtungen einschlagen. Inschriften, die sorgfältig von ihnen kopirt wurden, werden die Gelehrten in den Stand setzen, die Stellen auszumitteln, wo alte spurlos verschwundene Städte wie Ipsus, an die sich der Name Alexanders knüpft, und Sibana, eine der blühendsten des alten Phrygiens, standen. Im Norden von Lykaonien und Kastopalus konnten sie mit Titus Livius dem Zuge und den Schlachten des Konsuls Manlius gegen die galatische Reiterei folgen. Oft begegneten sie auf ihrem Wege den Zehntausend, und mehr als Einmal konnten sie nur mit vieler Mühe die von Xenophon angegebenen Entfernungen mit dem Zeugnisse der größten Geographen in Einklang bringen. Die Richtung, welche Arian den Ueberwinder des Darius nehmen läßt, scheint ihnen, obgleich sie sehr gekrümmt ist, weniger ungewiß und widersprechend.

Indem die Herren Stamaty und Callier so die Spuren des Alterthums aufsuchten, versäumten sie dabei nicht, den Zügen der Kreuzfahrer zu folgen. Der Weg, den sie eingeschlagen hatten, um nach Ancyra zu kommen, und den sie verfolgen mußten, um Cäsarea zu erreichen, war derselbe, den jenes Heer von Aquitaniern, Franzosen und Lombarden unter Führung der Grafen von Poitiers, von Blois und Andern gezogen war, die Europa im Jahre nach der Eroberung von Jerusalem verlassen hatten. Dieses Heer wurde, nachdem es Ancyra und die Defileen von Paphlagonien überschritten hatte, jenseits Gangras auf einer Ebene zwischen dem Berge Aborens und dem Flusse Halis, zwei oder drei Tagreisen von Sinope, von den Türken geschlagen und aufgerieben. Zwei Pilgerzüge, die dem Heere folgten, statt sich gegen Gangras zu richten, gingen den Halis aufwärts, und kamen zwischen Stancon und Ereley oder Heraklea, Orte, die der jetzigen Geographie und Geschichte ganz unbekannt sind, elend ums Leben.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Theophrast hat eine Abhandlung über Fische geschrieben, die auf dem Lande leben. Von dieser, wie von mehreren andern Schriften dieses Verfassers ist uns nur der Titel übrig geblieben, der übrigens sonderbar genug klingen mag; wiewohl eine von einem neuen Naturforscher gemachte Beobachtung vermuthen läßt, daß der griechische Philosoph der Welt nicht bloß eine Fabel von seiner Erfindung zum Besten gegeben habe. Der englische Arzt Hancock, in Guiana, hat von Demerary aus an einen Freund in England einen Brief geschrieben, worin merkwürdige Angaben über einen Fisch von der Gattung der Doras enthalten sind. Dieser Fisch, von der Familie der Siluriolden Cuviers, habe den Kopf mit einer harten und knöchernen Decke gepanzert, und eine Reihe Schalen von derselben Art längs dem Körper. Seine Brust- und Rückenflossen haben als Hauptrippe eine dicke und spitzige Gräte, die mit einer oder zwei Reihen scharfer Auszahnungen versehen ist, so daß sie Aehnlichkeit mit einer Säge hat. Dieser Doras von Demerary hält sich gewöhnlich in Sümpfen und Seen auf. Wenn in der heißen Jahrszeit das Wasser derselben beinahe ausgetrocknet ist, so verlassen die Fische alle auf Einmal ihren Aufenthaltsort und bewegen sich hüpfend auf dem Lande nach einer wasserreichern Stelle fort. Herr Campbell, ein anderer Engländer, begegnete einmal auf einem Ausfluge einem Zuge solcher Fische, der nach einem Zuflusse des Pomerun auf der Wanderung war. Es war ihrer eine so große Anzahl, daß die Neger Campbells mehrere Körbe voll davon einsammelten. Die Indianer behaupten, daß diese Fische manchmal die ganze Nacht auf dem Wege sind. Die Bewegungen derselben auf dem Trockenen gleichen einigermaßen denen der zweibeinigen Eidechse. Mit Hülfe der zwei Floßrippen an der Brust heben sie sich von einem Punkt zum andern, wobei sie sich ihres elastischen Schwanzes zum Fortrücken bedienen. Sie kommen dabei fast so schnell vorwärts, als ein Mensch im gewöhnlichen Schritte. Die Indianer sagen auch, daß sie auf ihren Wanderungen Wasser mit sich nehmen. Hancocks Beobachtungen zufolge besitzen sie eine so eigenthümliche Sekretion, daß man die Oberfläche ihres Körpers, so lange sie leben, fast nicht trocken machen kann. Wenn man sie mit einem Tuche abtrocknet, so werden sie gleich darauf wieder feucht. — Eine andere Art derselben Gattung und eine Gattung von Esox oder Hecht, die ebenfalls in Seen und Sümpfen leben, nehmen in der heißen Jahrszeit keine solchen Wanderungen vor, sondern graben sich in den Schlamm ein, wo sie so lange bleiben, bis wieder Wasser kommt. Der wandernde Doras hat noch eine andere merkwürdige Eigenschaft: er baut sich nämlich ein Nest, in das er seine Eier laicht, die er bebrütet und sorgfältig bewahrt, bis sie ausgekrochen sind. Ein solches Nest besteht aus einem Häufchen abgefallener Blätter oder Gräser. Das Männchen und Weibchen, denn diese Fische leben monogam, bewachen dieses Nest, um es im Nothfalle zu vertheidigen. Wenn die Neger sie fangen wollen, so stecken sie die Hand ins Wasser, in der Nähe, wo sich dergleichen Fische aufhalten. Sobald das Wasser bewegt wird, eilt das Männchen sogleich zur Vertheidigung des Nestes herbei und wird dann ergriffen. (Zoological Journal XIV. p. 240.)

•

Der afrikanische Reisende, Richard Lander, hatte jüngst die Ehre, zu Windsor Seiner Majestät dem Könige von England vorgestellt zu werden und ihm sein Reisetagbuch zu überreichen, das gegenwärtig in London bei Murray im Drucke erschienen ist. Herr Lander bereitet sich, so viel man hört, zu einer zweiten Reise auf dem Niger, wobei ihn ein Anderer seiner Brüder begleiten wird. Die Regierung will ihn den Fluß aufwärts bis Tunbuktu gehen lassen, um den einzigen noch unbekannten Theil des Nils — zwischen Tunbuktu und Gavori — untersuchen zu lassen. Auch eine Gesellschaft von Kaufleuten in Liverpool hat ihn ersucht, ein Dampfboot, mit Handelswaaren befrachtet, bis Rabba hinauf führen zu helfen. Der Supercargo dieses Schiffes soll nach ihrer Ankunft in Rabba daselbst verweilen und mit den Eingebornen Handelsgeschäfte anknüpfen, während dessen Lander seine Reise nach Tunbuktu fortsetzen, und wenn er diesen Ort erreicht und seine geographischen Beobachtungen angestellt hat, zu Rabba das Dampfboot wieder treffen und auf demselben nach England zurückkehren wird. Wahrscheinlich wird die Expedition Anfangs Junius auslaufen und den Fluß erreichen, wenn er von dem Regen angeschwellt ist; im Herbste hofft der Reisende wieder in England zu seyn. Auf dem Weg den Niger aufwärts wird er eine Strecke den Schery hinaufsahren, um genau die Lage der Stadt Funda auszumitteln.

•

Bekanntlich macht die berühmte „Academia Erculanense" seit mehr als fünfzig Jahren die Resultate ihrer Arbeiten in fortlaufenden, aber oft erst in großen Zwischenräumen erscheinenden, Bänden bekannt. So hatten auch jetzt schon seit langer Zeit die Gelehrten Europa's eine Fortsetzung derselben erwartet. Diese ist endlich vor einigen Tagen erschienen, und enthält unter andern eine sehr interessante Untersuchung über die Isistempel.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 107. 16 April 1832.

Sainte-Pelagie
von Armand Marrast.

Aus dem Buch von hundert und Einem. IV. Band.

Ich kenne Bicêtre und seine engen, düstern, ungesunden Keichen, wo der Mensch seine letzte Kraft sammelt, und tropfenweise den Kelch der langen Qualen austrinkt, die ihn zu einem gewaltsamen Tode vorbereiten. Ich kenne die hohen alten Thürme, die sich mit ihren schwarzen Mauern in die Luft verlieren; ich kenne diese schwarzen Mauern, die inwendig mit Namen und Inschriften bedeckt sind. Ich kenne auch die feuchten unterirdischen Gemächer der Conciergerie, diese Keller, wo das Wasser von den Wänden träuft; jene „Secrets," deren scheußliches Einerlei Nichts unterbricht, wo man allein ist, aber wo man sich durch erhebendes Nachdenken, oder durch die Entrüstung über erlittenes Unrecht, oder durch die Tröstungen eines unbefleckten Gewissens stärkt. In allen diesen Lagen ist ein standhaftes Gemüth am rechten Orte. Die Philosophie kann stolz ihr Haupt erheben und sagen: ich bin stark! — Aber in Sainte-Pelagie ist — Nichts von allem Dem. Sainte-Pelagie ist die Hinrichtung durch Sehnsucht, die Folter durch Langeweile, der Mord durch langsame Auszehrung. Es ist eine Art Saugapparat, der an's Gehirn gesetzt tropfenweise seine Säfte auspumpt, es entkräftet, abstumpft, erschöpft. Es herrscht hier keine Unruhe und kein Friede. Man findet nicht Paris und auch nicht die Einsamkeit eines Gefängnisses. Es ist eine Mischung aus Allem: Luft ein wenig, Raum fast keiner, einige Freunde, zudringliche Menschen die Fülle; es ist ein Gefängniß, das eine Welt umschließt, eine Welt, die nicht für das Gefängniß geschaffen ist; da trifft man einen menschenfreundlichen Direktor von liebenswürdigem Aeußern, Gefängnißwärter, die fast Logendienern gleichen; es ist kein harter, aber ein trauriger Aufenthalt, eine Art civilisirter Polizei, es ist Etwas, das stets aus falschem Scheine besteht — Sainte-Pelagie ist unerträglich.

Vor der Julusrevolution wurden auch Schriftsteller in's Gefängniß geworfen, aber es gab keine politische Sainte-Pelagie. Heut zu Tag ist Alles anders, denn es steht geschrieben, daß nichts Bestand haben soll, nicht Throne, nicht Gefängnisse. Es gibt nichts als Völker, welche hoffen, und Menschen, welche dulden — und Dieß ist ewig so!

Die politische Sainte-Pelagie also ist gegenwärtig nicht mehr jenes Haus, wo die Herrn Jouy und Jay mit einem Monate Gefängniß die Kühnheit der Meinung büßten, die sie damals mit so bezaubernder Schärfe auszusprechen wußten. Es ist nicht mehr jenes alte Kloster voll kleiner Zellen, wo Diebe mit langen Bärten fluchten und rauchten, wo einst schöne Nonnen von Liebe und Gebet träumten. Es ist nicht mehr das Gebäude, wo Beranger, Cauchois Lemaire, Lapelouze, Chatelain, Bert, Fontan, Magalon, Achille Roche, Dubois, Barthélemy, und mehrere Andere, die ich gegen meinen Willen vergessen habe, für Schriften büßten, die voll eines kräftigen Genie's, eines hohen Bewußtseyns, Talentes und einer kühnen und festen Opposition waren. Damals hatten die Politiker einen eigenen, für sie bestimmten Gang. Seit dem Julius wurde für sie ein ganzes Haus nöthig. Dieses Haus ist ein politischer Pavillon; nur hat er seinen Hof, seine Gitter, seine Pforte, sein Sprachzimmer, seinen Direktor, seine Façade. Eine furchtbare Façade; denn das Ganze wurde ihr geopfert. Dank dieser Façade, findet man hier Gemächer von zehn Fuß Höhe, und Löcher, die kaum fünf Fuß hoch sind; man hat im dritten Stockwerke enge Keichen, und im ersten öffentliche Plätze. Die Ursache davon ist leicht zu finden; gewöhnlich baut man Häuser für die Bequemlichkeit ihrer Einwohner. Ein Gefängnißbau ist der Willkür des Baumeisters überlassen, der seine Dachlucken und Pforten nach den Regeln der Kunst anlegt. Sainte-Pelagie ist nur gebaut, um von Außen gesehen zu werden. Wanderer, verlange nicht mehr davon zu sehen!

Hier innen ist nichts schön, glaubt mir es auf mein Wort. Obgleich das Haus noch neu ist, so ist es dennoch durch den häufigen Gebrauch, den man davon gemacht hat, abgenützt genug. Zwei Monate nach dem Julius gaben ihm Hubert und Thierry die patriotische Taufe; wer könnte seit dieser Zeit die Namen Aller aufzählen, die hieher gebracht wurden, um ihre Stirne in das Wasser der Reinigung zu tauchen! — Cavaignac, Trelat, Raspail, Blanqui, Danton, Sambuc, Lenor, Philippon, Mané, Vascans, Theuret, Gervet, Duchatelet, Delaunay, Galois, Kersauste, Sarrut, und so viele andere edelmüthige und heißblütige Menschen, die Einen, weil man sie, ich weiß nicht in welche Verschwörung verwickeln wollte, die Andern wiederholt hierhergeschickt von den Gerichten, die sie mit Prozessen überhäufen, ohne sie erschüttern zu können. Ich beschränke mich darauf, zu bemerken, daß seit dem Zeitabschnitte des 9 August das Gefängnißregister 450 Angeklagte aufzählt, die Verurtheilten ungerechnet. Zur Stunde, wo ich Dieses schreibe, enthält Sainte-Pelagie 120 politische Gefangene, und das Haus war vordem nur

Digitized by Google

für hundert eingerichtet. So mußten denn auch die Force und die Conciergerie ihre Seitenflügel öffnen.

(Fortsetzung folgt.)

Die gegenwärtigen Beherrscher Asiens und Nordafrika's.

(Fortsetzung.)

10. Khokand (Staat im Gebirge von Nord-Dschagatai).

Emir Khan, Fürst von Farghana und Khokand.

11. Badakschan (in Mittelasien).

Mirza Abd-ul-Ghaful. Sohn Mohammed Schah's, residirt zu Faizabad, einer südlich von Badakschan gelegenen Stadt.

12. Khariz m.

Rahman-Kuli-Khan folgte seinem Vater Mohammed Rahim Khan im Jahre 1826. Der Titel dieser Fürsten aus uzbekischem Stamme ist Taksir Khan; sie residiren zu Khiwa.

13. Indien unter europäischer Herrschaft.

General-Gouverneur von Bengalen: Lord William Cavendish Bentink, der im Jahre 1828 Lord Amherst in dieser Stelle folgte. Die Bodenfläche der Präsidentschaft Bengalen beträgt 15,000 Quadratmeilen, und ist von 57,500,000 Seelen bewohnt. Gouverneur von Madras: Sir Stephen Rumbold Lushington, folgte am 18 Oktober 1827 Sir Thomas Munro. Dieses Gouvernement umfaßt 7000 Quadratmeilen und 15 Millionen Einwohner, ohne die vom birmanischen Reiche getrennten Provinzen zu rechnen. — Gouverneur von Bombay: Earl von Clare, ernannt am 25 August 1830 an Sir John Malcolm's Stelle. Der Umfang dieser Präsidentschaft mißt 3,200 Quadratmeilen und hat 10,500,000 Einwohner.

Gouverneur von Ceylan: Robert John Wilmot Horton, der im März 1831 Sir Hudson Low folgte.

Generaladministrator der französischen Kolonien: Herr de Melay, der im Mai 1829 an die Stelle des Vicomte Desbassyns de Richemont trat.

Gouverneur der dänischen Besitzungen: Christenson.

Generalgouverneur der holländischen Besitzungen: Van der Bosch, der im März 1830 dem Vicomte Du Bas de Ehissignies folgte. Holländischer Gouverneur der molukkischen Inseln: Van Merkus.

Spanischer Gouverneur der Philippinen: Don Mariana Ricaford.

Indische Staaten, die von England abhängig.

Heiderabad, zwischen den 16° und 22° nördlicher Breite, umfaßt einen Theil des alten Telingana, und erstreckt sich von Norden nach Süden von den Flüssen Tapty und Warda bis an den Tumbadra und Krischna (oder Mahanadi). Die Bodenfläche beträgt 96,000 englische Quadratmeilen, die Bevölkerung zählt zehn Millionen Seelen, wovon ein Theil mohammedanisch ist. Telingana wurde von den Mohammedanern erobert, und bildete einen Theil des Reichs Bhamani in Dekkan; nach der Auflösung des letztern wurde es unter dem Namen Golconda abermals unabhängig. Der erste Fürst von Golconda war Kuli Kutub Schah, der von 1512 bis 1551 herrschte; Djemschid Kutub Schah bis 1558; Ibrahim Kutub Schah bis 1586; letzterer gründete die Stadt Heiderabad. Ihm folgte sein Bruder Mohammed, diesem Abdallah-Kutub Schah, den der Großmogul Schah Djihan zinsbar machte. Im Jahre 1690 wurde Abu Hosein von Aurengzeb gefangen genommen und starb 1701. In der großen Verwirrung, die nach Aurengzeb's Tod folgte, bemächtigte sich Nidzam el Mulk gegen 1717 des Landes und starb 1748. Sein Sohn Nasir Djeng wurde 1750 getödtet, und dessen Sohn Modaffer Djeng im Jahre 1757; Salabet Djeng, gleichfalls ein Sohn des Nidzam, wurde im Jahre 1761 von seinem Bruder Nidzam Ali in's Gefängniß geworfen, wo er zwei Jahre später starb. Nidzam Ali herrschte bis 1803, sein Sohn Sekander Djah starb den 21 Mai 1828, und der ältere Sohn desselben Nasir el Devlah bestieg am 24 Mai den Thron. Die Residenz Heiderabad liegt unter 17° 15′ der Breite und 76° 15′ der Länge. Sie wurde im Jahre 1585 gegründet, und zählt 400,000 Einwohner.

Nagpur, Ueberrest des großen Mährattenstaates in Dekkan, der von den Engländern im Jahre 1818 gestürzt wurde. Nagpur liegt zwischen 18° 40′ und 6° 40′ der Breite und 76° und 81° der Länge, enthält 70,000 engl. Quadratmeilen und 3 Millionen Einwohner. Es ist nicht bewiesen, daß die herrschende Dynastie von Sewadji dem Gründer des Mahrattenreiches, abstammt. Nagodji eroberte im Jahre 1738 das Land und starb 1755; sein ältester Sohn Djanodji starb 1772; dessen Bruder Mudhadji regierte bis 1788, worauf der Sohn desselben Nagodji Bhunsla den Thron bestieg, er starb am 22 März 1816 und hinterließ seine Staaten seinem Sohne Persodji Bhunsla, der am 1 Februar des folgenden Jahres erdrosselt wurde, worauf Appa Sahed zur Herrschaft gelangte, der unter dem Namen Mudhadji II den Thron bestieg; er wurde am 15 Junius 1818 von den Engländern wieder abgesetzt und der Thron dem Sohne Persodji's Nagodji-Bhunsla, der neun Jahre alt war, zurückgegeben. Die Residenz ist Nagpur unter 21° 9′ der Breite und 76° 51′ der Länge, mit 115,000 Einwohnern.

Audh oder Oude, zwischen 26° und 28° nördlicher Breite, hat 20,000 engl. Quadratmeilen im Umfange und 5 Millionen Einwohner. Das Land wurde von den Mohammedanern nach ihren ersten Einfällen erobert. Unter Mohammed, einem der Nachfolger Aurengzeb's, wurde Saadet Khan von Nischapur in Khoresan, Suhbahdar des Landes; ihm folgte in der Herrschaft sein Sohn Sefdar Djeng bis 1756. Der Sohn desselben Schudjah ed Devlah regierte bis 1775; sein Sohn Asaf ed Devlah bis 1797. Ein natürlicher Sohn des letztern Vizir Ali bemächtigte sich nun des Thrones, wurde aber von Lord Teignmuth abgesetzt, und Saadat Ali am 21 Januar 1798 zum Herrscher ausgerufen; dieser starb am 11 Julius 1814. Sein Nachfolger, Ghazi Eddin Heider, nahm am 9 Oktober 1819 den Titel Padischah an, und starb am 20 Oktober 1827. Sein Suleiman Djah Nasir Eddin Heider folgte ihm. Die Residenz ist Lucknau, unter 26° 51′ der Breite und 78° 30′ der Länge, mit mehr als 300,000 Einwohnern.

Baroda, der beträchtlichste und schönste Theil der Halbinsel Gudjerat, enthält 18,000 engl. Quadratmeilen und 2 Millionen Einwohner. Pilladji, aus der Familie Guikowar (Gaikevad) ein

Digitized by Google

Mahratte und Eigenthümer eines Dorfes bemächtigte sich der Herrschaft, die er bis 1747 besaß. Sein Sohn Damadji Guikowar regierte bis 1768; Fath Singh Guikowar bis 1789; Monadji Guikowar bis 1792; Govind Rao bis 1800; Anand Rao Guikowar bis 1819; ihm folgte sein Bruder Siadji Rao Guikowar. Die Hauptstadt ist Baroda mit 100,000 Einwohnern.

(Schluß folgt.)

Ueber ein allgemeines Eisenbahnsystem in Frankreich.

(Mittheilung aus Paris.)

Seitdem die Liverpool- und Manchester-Bahn in Verbindung mit den neuen Dampfwagen die kühnsten Erwartungen übertroffen hat, folgt in England ein Projekt dem andern, und alles Kapital fließt fast ausschließlich nach diesen neuen Unternehmungen hin. Die Eisenbahninsel hätte sich ohne Zweifel längst schon unsern Kapitalisten mitgetheilt — denn die 100 Prozente, welche die meisten englischen Unternehmungen bereits gemacht haben, stechen ihnen in die Augen und öffnen ihren Sinn für das Gute und Nützliche — hätte nicht die Furcht vor Krieg und Emeuten sie für alle solide Spekulation seither unfähig gemacht. Inzwischen sind die Ingenieure und Nationalökonomisten nicht ganz unthätig geblieben. Die Herren Mellet und Henry, welche schon vor mehreren Jahren für eine Kompagnie die Anlegung einer Eisenbahn von St. Etienne nach Andrezieux, und später bis nach Roanne unternommen hatten, um den vortrefflichen Steinkohlen von St. Etienne den Markt nach dem Flußgebiete der Loire und Seine, bis Paris und weiterhin zu eröffnen, wurden ermuthigt, ihr Unternehmen bis nach Digoin zu projektiren, wo demnach ihre Eisenbahn den Loirekanal erreicht; eine Verbindung, welche die unregelmäßige und unsichere Flußschifffahrt der Loire ganz ausschließen wird. Auch haben die bedeutendsten unserer Ingenieure kürzere oder längere Wallfahrten nach England gemacht, wie z. B. die Hrn. Mellet und Henry, Herr Corbier, Inspektor der öffentlichen Unternehmungen, ein um die französische Industrie vielfältig verdienter Mann, die Hrn. Coste und Perdonnet. Erstere haben die Resultate ihrer Beobachtungen in ihre Berichte an die Aktionäre der Eisenbahn von St. Etienne nach Roanne einfließen lassen, die beiden letztern aber ein besonderes Memoire über die Eisenbahnen in Druck herausgegeben. Nicht wenig Aufmerksamkeit hat ferner eine im verflossenen Winter — erst in der Revue Encyclopédique, dann als Broschüre *) erschienene Darstellung der finanziellen nationalökonomistischen und politischen Vortheile eines allgemeinen Eisenbahnsystems in Frankreich in Anspruch genommen. Der Verfasser Hr. F. List aus Philadelphia, der sich seit vielen Jahren mit diesem Gegenstande beschäftigt, und dem in den Vereinigten Staaten eine der bedeutendsten Unternehmungen dieser Art, die Vereinigung des Schuylkillkanals mit dem Nordarm der Susquehana gelungen war, hat zum ersten Mal die Vortheile eines allgemeinen Systems zu zeigen gesucht. Früher wurden blos einzelne Projekte zur Sprache gebracht, wie z. B. die Verbindung einer Steinkohlenmine mit einem schiffbaren Flusse oder einem Kanale, oder die Verbindung von zwei Strömen oder einer großen Stadt mit einem Seehafen. Hr. List dagegen setzt voraus, Frankreich besitze ein System von Eisenbahnen, das von Paris ausstrahle, nach Bordeaux, Nantes, Marseille, Besançon, Straßburg, Metz, Brüssel, Calais, Havre de Grace und Dieppe, und zeigt nun, was Frankreich von einer solchen Maschine zu erwarten habe, in allgemeinen Umrissen. Man erstaunt über die Unermeßlichkeit der Wirkungen dieser Erfindung, wenn man sie mit dem Verfasser von diesem Standpunkte aus betrachtet, und, nachdem man die Sache approfundirt hat, kann man nicht umhin sich zu gestehen, daß die Eisenbahnen in Verbindung mit den Dampfwagen, bestimmt sind, in der Geschichte der menschlichen Erfindungen eine nicht minder wichtige Rolle zu spielen, als die Presse und das Pulver, daß sie mit Einem Worte, das Nervensystem des europäischen Kontinents bilden werden. Betrachten wir diese Wirkungen etwas näher. Durch die Verringerung der Frachten um ⅔ und in manchen Fällen um ⅘ und ⅚ ihres bisherigen Betrags, und durch eine gleichmäßige Verkürzung der Zeit, während welcher Menschen und Güter unterwegs sind, werden die Distanzen zwischen Stadt und Land, zwischen Seeküste und Binnenland, zwischen den Orten der Produktion und Konsumtion, in gleichem Verhältnisse vermindert. Diese Vortheile kommen hauptsächlich den Binnenländern zu gut, welche bisher der großen Vortheile des See- und Kanaltransports entbehrten. Die Totalwirkung hievon wird seyn: daß die Produktion und somit die Bevölkerung sich verdoppeln und in manchen Fällen verdreifachen, und daß die Abgaben, wofern nur die Staatsbedürfnisse sich in ihrem gegenwärtigen Bestand erhalten, für den einzelnen Kontribuenten sich um die Hälfte vermindern. — Der wichtigste aller Transporte, in kommerzieller und industrieller Hinsicht, wie in Beziehung auf politische und moralische Vervollkommnung, ist der Menschentransport. Gefahr, Zehrung, Zeitverlust und Strapazen der Reise, die ungleich höher in Anschlag kommen als die Transportkosten, werden in noch größeren Verhältnissen vermindert als diese. Es ist somit 5 und 10 Mal leichter, ist man Kaufmann im Seehafen, das Innere zu bereisen, — ist man Kaufmann des Innern, nach dem Seehafen zu gehen, — ist man Fabrikant, Käufer für seine Fabrikate oder rohe Materialien, oder einen gelegeneren Platz für sein Geschäft aufzusuchen. Der niedrigste Arbeiter kann mit der Schnelligkeit eines Kouriers sich von einem Ort, wo Arbeit mangelt, an einen andern begeben, wo sie gesucht ist. Alle die zu ihrer Bildung, wegen ihrer Gesundheit, zu ihrer Zerstreuung, oder um ihrer Geschäfte willen reisen, werden nun ihre Pläne um das Zehnfache ausdehnen können. Es wird leichter seyn von Straßburg nach Havre de Grace, oder von Paris nach Marseille oder Bordeaux zu gehen, als es jetzt ist, sich von Straßburg nach Basel zu begeben. Man wird künftig, auf eine Einladung zu einer Fußreise, dieselbe Antwort erhalten, die vor Kurzem ein Liverpooler von seinem Nachbar erhielt, „ich bin zu arm, mein Freund, um eine Fußreise nach Manchester zu unternehmen.“ Die unermeßlichen Vortheile, die hieraus für den ganzen intellektuellen und industriellen Zustand eines Landes hervorgehen, lassen sich eher vorstellen als beschreiben.

Einer der wichtigsten Vortheile eines ganzen Systems von Eisenbahnen wird darin bestehen, daß es die stehenden Heere überflüssig machen, oder doch ihre unendliche Verminderung ermöglichen wird, während das Land, durch die Möglichkeit, in wenigen Tagen Millionen von Nationalgarden auf den bedrohten Punkt zu versammeln, und sie fortwährend von allen selbst den entferntesten Punkten mit Lebensmitteln zu versehen, sich unangreifbar macht. Invasionskriege werden aufhören, Hungersnoth und Theurung werden nicht mehr erhört werden. Frankreich wird in Beziehung auf Nationalsicherheit, und auf die Versorgung seiner Hauptstadt und seiner Provinzen im Fall des örtlichen Mißwachses, dieselben Vortheile gewinnen, welcher England durch seine insularische Lage sich erfreut. Jede neue Generation wird auf dem Grunde fortbauen, den die vorige gelegt hat.

Forscht man nach den Ursachen der Industrie-Entwicklung Englands, so zeigen sich, nächst der intellektuellen, moralischen und politischen Tüchtigkeit (die an sich wieder Wirkungen sind) vorzüglich diese. Jahrhunderte lang angedauerte Sicherheit im Innern, dann die Leichtigkeit des Transportes, und endlich die Masse der Naturreichthümer, worunter Kohlen-, Eisen-, Gyps- und Salzlagen die erste Erwähnung verdienen. Ein Land, das Steinkohlen konsumirt, hat gleichsam zwei Etagen; in der untern produzirt es sein Brennmaterial, in der obern seine Lebensmittel. Durch die Vervollkommnung der Fabriken, durch Dampfmaschinen, Dampfschiffe, Dampfwagen, und durch die Erfindung Eisen mit Steinkohlen zu fabriziren, ist dieses Material zehnmal wichtiger als zuvor, ja wir möchten sagen zum ersten Bedürfnisse eines industriellen Landes geworden. Damit aber ein Land diesen Naturreichthum in vollem Maße sich zu Nutzen machen könne, muß es die Transportmittel in der höchstmöglichen Vollkommenheit besitzen, oder sie durch die Kunst sich verschaffen, wenn die Natur sie ihm versagt hat; denn nur durch möglichst gleiche Vertheilung dieses Brennmaterials auf die ganze Oberfläche des Landes mit den möglichst geringen Kosten, ist der höchstmögliche Nutzen desselben zu erzielen, und die Transporterleichterung ist hier um so folgenreicher, je größer das Gewicht dieses Materials ist im Verhältnisse zu seinem Werth. England, begünstigt durch die natürlichen Vortheile seiner Küsten- und Flußschifffahrt, und durch seine Kanäle und Eisenbahnen, hat seine Steinkohlenproduktion bis auf 16 Mil-

*) Idées sur les reformes économiques, commerciales et politiques applicables à la France par Frédéric List.

Digitized by Google

Tonnen Tonnen oder 320 Millionen Centner gesteigert. Diese Produktion, an sich schon ungleich größer, als die Produktion aller Silber- und Goldbergwerke der ganzen Erde, erscheint unberechenbar, betrachtet man ihren Einfluß auf alle übrigen Industriezweige. Nehmen wir nur die Eisenproduktion: 700, bis 800,000 Tonnen Eisen, die es gegenwärtig produzirt, betragen allein gegen 200 bis 300 Millionen Franken. Frankreich produzirt nicht mehr als 4½ Millionen Tonnen Steinkohlen und 200 Millionen Eisen, während die Kunstverständigen behaupten, daß seine Naturreichthümer in diesen Artikeln an Qualität und Quantität denen von England nicht nachstehen. Man kann annehmen, daß Frankreich seine Industrie an Steinkohlen, Eisen, Dampfmaschinen ꝛc. um mehr als 1500 Millionen Franken jährlich steigern könnte, wenn es sich dieselben Transporterleichterungen verschaffte, die England besitzt. Eisenbahntransport in seiner höchsten Vollkommenheit ist aber so wohlfeil, und noch sicherer, regelmäßiger und schneller als Küstenfahrttransport, und wirkt vielfältiger auf die Industrie, da er das Innere der Länder belebt, während dieser nur die Außenseite berührt. Die Entfernung zwischen Newcastle und London zur See ist eben so groß, als die Entfernung zwischen Paris und den reichen Steinkohlenlagern in Süden. Vermittelst eines Eisenbahnsystems wird demnach Frankreich in diesen Industriezweigen England wenigstens erreichen. Die Salzproduktion, gegenwärtig 500,000 Tonnen betragend, wird durch die vermittelst dieses Transports bewirkte Preisverminderung verdoppelt und verdreifacht werden, zum höchsten Vortheile für den Ackerbau, die Manufakturen und zur Wohlfahrt der niedern Volksklassen. Bei einem Preise von 2 Sous per Pfund, werden alsdann die Salzwerke und die Finanzen sich ungleich besser stehen, als bei dem gegenwärtigen enormen Preise von 5 Sous.

Man kann überhaupt die unermeßlichen Wirkungen eines solchen Systems nicht schlagender bezeichnen, als wenn man sagt, daß ganz Frankreich dadurch *schiffbar* gemacht werden wird, nach allen Richtungen und zu allen Jahrszeiten. Der Westen wird seinen Ueberfluß an Getreide, der Süden seine Früchte und Weine, die Berggegenden werden ihre Mineralien, die Küstenländer ihre See-Erzeugnisse unter der ganzen Masse der Bevölkerung vertheilen. Die Städte werden ihre Fabrikerzeugnisse, die gröbsten und wohlfeilsten nicht ausgenommen, nach den entferntesten Punkten versenden und von den äußersten Gränzen ihre Subsistenzmittel beziehen. Dupin und Chaptal schätzen diesen innern Transport jetzt schon auf 2¾ Millionen Tonnen; die Eisenbahnen werden ihn in den ersten 10 Jahren verdoppeln. Dadurch wird das Land noch einmal so reich, die Stadt noch einmal so betriebsam und bevölkert werden. Es wird sich alsdann jenes Verhältniß zwischen Land- und Stadtbevölkerung herstellen, das allein geeignet ist, einen blühenden Ackerbau zu erzeugen.

Der auswärtige Handel Frankreichs wird nicht hinter seiner innern Industrie zurückbleiben. Die meisten Güter, welche aus Ost- und Westindien, aus Süd- und Nordamerika nach dem südlichen Deutschland, nach dem Elsaß und der Schweiz gehen, werden die Eisenbahn von Havre nach Mainz oder Straßburg nehmen. Freilich werden die holländischen Kaufleute alle möglichen Erleichterungen eintreten lassen, um Konkurrenz zu halten, und am Ende sogar die Hanse-Städte gezwungen seyn, auf die Anlegung einer Eisenbahn nach dem südlichen Deutschland zu denken. Aber Havre besitzt natürliche Vortheile, die ihm immer eine bedeutende Konkurrenz sichern. Auch werden die meisten Güter, die aus der Levante und aus Italien nach Holland und Norddeutschland, wie die, welche aus Spanien nach dem östlichen Kontinent, und in der entgegengesetzten Richtung gehen, den Eisenbahntransport durch Frankreich viel bequemer, sicherer und schneller finden, als den Seetransport, zumal wenn das französische Eisenbahnsystem, wie sich im Laufe der Zeit wohl erwarten läßt, von den Nachbarländern fortgesetzt werden sollte.

(Schluß folgt.)

Der schwarze Mann.

(Eine Episode aus der Cholerazeit in Paris.)

Weiß wie frischgefallener Schnee lag er in seinem Bette, in weißem Hemd, in weißer Schlafmütze. Gegen Mitternacht erwachte er. Ein grimmiger Schmerz wühlt in seinen Eingeweiden; sein Kopf ist schwer und eingenommen, seine Augen rollen, seine Beine fangen an zu hüpfen gegen seinen Willen. Er zieht die Klingel. Seine Bedienten stürzen herein. „Schnell, Hülfe! Ich sterbe! Ich habe die Cholera!" Bei diesen furchtbaren Worten rennen die einen davon, die andern fallen vor Schrecken um, die einen kreuzigen sich, die andern fluchen. Alle verlieren den Kopf, nur Einer nimmt den des Kranken. Und ohne viele Umstände fängt er an ihm die Schläfe zu reiben, das Occiput und das Sinciput, die Wangen und die Ohren, alles in der löblichen Absicht, den Umlauf des Bluts wieder herzustellen. Der ehrliche Bediente hatte in der Zeitung gelesen, daß Wärme und Reibungen das einzige Mittel gegen die Cholera seyen. Und so rieb er ihn denn, bis er sich fast die Hand verrieben hatte; er mußte eine Bürste holen. Er bürstete sanft, er bürstete stark, er bürstete wie besessen, er bürstete Alles. Sein Herr war durch und durch gebürstet, als der Arzt erschien. Der arme Kranke gab kaum noch ein Lebenszeichen von sich. Neben ihm stand sein Bürster, der am ganzen Leib von Schweiße troff. — „Wie, rief der Arzt erschrocken, Dein Herr ist schon todt? Bringt doch Licht her!" — Man beleuchtete die traurige Szene. Der Sterbende, vom Kopf bis zu Füßen schwarz, sah mehr wie eine Kohle als wie ein Cholerakranker aus. „Wie lange leidet er schon?" fragte der Arzt. — „Seit einer Stunde." — „Es ist unglaublich! Noch nie ist ein Cholerakranker in so kurzer Zeit völlig schwarz geworden." — „Ach, freilich, sagte der Bediente, fühlte ich ihn unter meinen Händen wie eine Kohle glühen! — Ist noch Rettung möglich?" — „Ich hoffe. Laßt ein Bad bereiten." — Das Bad kam, der Kranke wurde hineingesetzt, und ehe eine Viertelstunde verging war der schwarze Mann, so schwarz er auch war, weiß wie ein Schwan und befindet sich jetzt gesund wie Keiner. Seine Cholera war nichts als eine Kolik, seine Schwärze nur die Schwärze von Kienruß. Sein wackerer Bedienter, von Eifer blind, hatte ihn mit einer Schuhbürste gerieben. — (Figaro.)

Vermischte Nachrichten.

Aus Italien erhält man Nachricht von einer durch den Cavaliere Leopold Nobili in Reggio, gemachten Entdeckung, die von höchstem Interesse für die Wissenschaft ist. Bei seinen elektromagnetischen Versuchen fand er nämlich, daß der gemeine Magnet einen Funken, gleich dem elektrischen, von sich gebe. Im Jahre 1708 wurde der elektrische Funke von Dr. Hall entdeckt, der denselben mit dem Blitz verglich. Ein halbes Jahrhundert später bewies Franklin, mit Hülfe seiner Drachen, die Identität des elektrischen Fluidums und des Blitzes, und vor wenigen Jahren bewies Professor Oersted, in Kopenhagen, den Zusammenhang zwischen Elektrizität und Magnetismus aus den Wirkungen, die elektrische Ausströmungen aus einer galvanischen Säule auf eine Magnetnadel, die davon berührt wurde, zur Folge hatten. Die Entdeckung des Ritters Nobili würde den Beweis von der Identität des Magnetismus und der Elektrizität vervollständigen. Der Cavaliere Nobili ist der gelehrten Welt bereits durch seine elektromagnetischen Untersuchungen in den Memorie della Società Italiana, und in der Bibliothèque universelle, desgleichen durch seine Erfindung eines äußerst genauen Galvanometers, und durch sein Geheimniß, Stahlplatten durch eine gewisse galvanische Behandlung starke Regenbogenfarben von großer Symmetrie und Schönheit einzuätzen, was er Metallochromie nannte, rühmlich bekannt.

Den neuesten offiziellen Angaben zufolge bestand die Kriegsmacht von Frankreich am ersten Januar 1832 in 276,000 Mann Infanterie; 54,000 Mann Kavallerie; 55,000 Mann Artillerie; 8000 Ingenieurs; 4500 Wagentroß; 14,000 Veteranen; 16,000 Gendarmen; 4020 Offizieren des Generalstabes; im Ganzen aus 410,320 Mann. Die Kosten für dieses Heer sind im Budget mit 250,475,000 in Anschlag gebracht, was für jeden Mann eine jährliche Ausgabe von 608 Fr. 75 C. ergibt.

Es wird von französischen Blättern als eine bemerkenswerthe Erscheinung angeführt, daß dem ganzen verflossenen Winter über zu Paris nicht ein einziges Mal Schnee fiel, ein Umstand, der sich seit Menschengedenken nur dreimal ereignete. Und um so seltsamer erscheint Dieß, da fast drei Monate hindurch stets Nord- und Nordwestwinde wehten, die tief im Winter stets Schnee zu bringen pflegen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 108. 17 April 1832.

Ueber die Fortschritte der Industrie und des Ackerbaues im Königreich Neapel, seit der Einführung des neuen Tarifs im Jahre 1824.

9. Landesprodukte.

Mit dem Ackerbau hat es nicht dieselbe Bewandtniß wie mit den Manufakturen. Diese können von einer Regierung vielfach unterstützt und begünstigt werden. Dahingegen, wenn das Getreide und die andern Produkte von aller Abgabe bei der Ausfuhr befreit, und allenfalls noch Prämien für diese ausgesetzt worden, hat man für die Begünstigung des Ackerbaues Alles gethan, was möglich war, und kann nicht weiter gehen. Daher, und weil er überdieß in den Händen der am wenigsten Unterrichteten und derjenigen Klasse ist, die am meisten am Alten hängt, kann er nicht so schnelle Fortschritte machen, als die Fabrikindustrie. Alles bleibt dem Grundeigenthümer überlassen, und Alles reduzirt sich darauf, am meisten und wohlfeilsten zu produziren.

Es wird oft behauptet, daß die Grundsteuer den Fortschritten der Agrikultur nachtheilig sey, weil sie dem Produzenten die Mittel nehme, die er an den Landbau wenden könnte. Man könnte im Gegentheil sagen, daß sie vielmehr ein Antrieb sey, mehr und besser zu produziren, besonders in einem Lande, in welchem die Kultur noch immer gesteigert werden kann. Ohne dieses Reizmittel wäre man hier zu Lande, wo die natürliche Inertie ein solches sehr bedarf, vielleicht noch weiter zurück. Selbst der fruchtbarsten Erde muß durch die Sorgfalt des Menschen nachgeholfen werden; aber da, wo sie es weniger ist und wo Alles benutzt werden muß, ist man am frühesten von dem Irrthume des Brach liegen lassens zurückgekommen. Doch dieß Prinzip findet hier, wo es am besten durchzusetzen wäre, noch keine Anwendung.

Viel und wohlfeil hervorzubringen muß, wie gesagt, der Zweck des Produzenten seyn. Der wohlfeile Preis wird nicht nur bei gleicher Güte, sondern selbst bei geringerer, den Ausschlag geben, denn im Ganzen zieht man das Mittelmäßige und Wohlfeile dem Vortrefflichen und Theuren vor. Indessen gilt Dieß mehr noch von Fabrikwaaren, als von den Produkten des Ackerbaues, wo das Gute dem Produzenten oft nicht theurer zu stehen kommt als das Schlechte, indem es leicht ist, beim Samenkorn eine Auswahl zu treffen, und wo das Bessere die Kosten der Kultur nicht vermehrt. Dieß wollen aber die Landbauern in Apulien nicht einsehen, denn sie vernachlässigen ihren Weizen, indem sie zehn bis zwölf Sorten vermischen, anstatt sie gehörig abzusondern, und dergestalt auf zwei Klassen zu bringen, den weichen und den harten Weizen (blé tendre et blé dur.) Noch weniger taugt die Mischung aus beiden. In Sizilien, wo der Ackerbau nicht sowohl verschlechtert als nur vermindert worden ist, zählt man noch jetzt an zehn verschiedene Sorten Weizen, alle vorzüglicher als der Weizen der Provinzen dießseits des Faro, welcher letztere auf den Märkten des mittelländischen Meeres nicht über die Frucht von Odessa gestellt wird, und in England für mittelmäßig gilt.

Die Klagen über die Höhe der Grundsteuern sind ungerecht, denn bei einer nirgends übertroffenen Fruchtbarkeit zahlt der Neapolitaner weniger als andere, und nur die Hälfte Dessen, was der Franzose bezahlt. Sein Boden ist unstreitig der vorzüglichere, und was die Absatzquellen betrifft, so sind sie in beiden Ländern ungefähr dieselben. Wenn er also zu klagen Ursache hat, so kann nur seine Indolenz daran schuld seyn. Aber es scheint, daß diese eben durch das Reizmittel des Grundzinses überwunden worden ist, wenigstens kann man die Fortschritte, die der Ackerbau in den letzten 30 Jahren gemacht hat, nicht verkennen. Denn ohne von den Verbesserungen zu reden, die in der Produktionsweise statt gefunden haben, ist die Kultur jetzt mehr ausgedehnt, und die Gattungen derselben haben sich vervielfältigt, oder wenigstens ist die eine, sobald ihr Absatz abgenommen, durch eine andere gesuchtere ersetzt worden. Was besonders jetzt noch Noth thut, ist eine Umarbeitung des Katasters; denn es gibt Ländereien von geringerer Fruchtbarkeit, die höher als die fruchtbareren angeschlagen sind. Eine solche Umarbeitung würde, indem sie Gleichheit in die Grundsteuer brächte, sie nicht nur weniger drückend, sondern selbst einträglicher machen.

Während man durch Erhöhung des Tarifs die Manufakturen begünstigte, hob man zu gleicher Zeit den Ausgangszoll der Landesprodukte auf. So wurden die Wolle, der Süßholzsaft (jus de réglisse), die Seide und viele andere Artikel von einer Abgabe befreit, die sie bei der ehemaligen starken Nachfrage hatten tragen können. Die Abgabe von den Oelversendungen wurde auf 4 Duc. 80 Gr. für die Schiffsladung der fremden, und auf 3 Duc. 20 Gran, der einheimischen Flagge herabgesetzt. Nur die Ueberzeugung, daß sie der im neapolitanischen von der Natur so begünstigten

Digitized by Google

Oelkultur nicht nachtheilig werden konnte, machte, daß man sie nicht gänzlich abschaffte.

Die Levante, die Berberei und Spanien haben nur alle 3 oder 4 Jahre eine Oelernte, und es ist der Fall eingetreten, daß diese Länder in 5 bis 6, ja noch mehreren Jahren nichts produzirten. Hingegen, und obgleich der Olivenbaum, selbst da wo er am fruchtbarsten ist, nur alle zwei Jahre trägt, hat Neapel alle Jahre eine Olivenernte, weil glücklicherweise, wenn sie in Calabrien statt hat, der Olivenbaum in Appulien ausruht, und umgekehrt; so daß beide Provinzen sich auf die vortheilhafteste Art, und wie durch eine nicht genug zu schätzende Fügung der Natur, in die zweijährigen Ernten theilen. Mißglücken nun die in den früher genannten Ländern, so wird Europa auf den neapolitanischen Markt, ohne alle andere Konkurrenz, beschränkt. Daher war auch ein Ausgangszoll leicht zu ertragen, der mehr den Consumenten als den Produzenten trifft, und über den, wie wir gleich sehen werden, die Regierung auf eine sehr nützliche Art verfügte.

Trotz dem Weichen des Preises des Oels seit 20 Jahren, ist dieses Produkt noch immer das wichtigste für das Königreich. Man kann die Ausfuhr davon auf 200,000 Salmen *) annehmen. Da eins ins andere gerechnet, der Werth einer Salma 24 Duc. ist, so gibt dieß eine Summe von beinahe 5 Millionen Duc. (8,333,000 fl.)

Vor 30 Jahren noch betrug der Mittelpreis 25 Duc. Zur Zeit der Kontinentalsperre war er auf 10 — 12 Duc. p. Salma herunter gesunken. Da dieser Preis die Kosten nicht deckte, so ließ man die Oliven am Baume verfaulen, oder fütterte die Schweine damit. Jetzt ist dieser Mittelpreis nur 18 Duc. p. Salma; d. h. der erste Ankaufspreis (ohne alle Exportations- und andere Kosten) der Waare, so wie sie in den verschiedenen Niederlagen (caricatori) aufgespeichert liegt.

Die Oliven werden in Appulien von Bari an bis an das Vorgebirge von Leuca — die äußerste Spitze von Italien, Corfu gegenüber — erzeugt; wozu noch die Landesstrecken kommen, die dieses Produkt nach Taranto senden: in Calabrien, von Rossano im Golfe von Taranto bis nach Gioja. Die ganze Uferstrecke, von diesem letztern Niederlagsorte (caricatore) an bis nach Gaeta liefert auch Oliven, so wie die Abbruzzen und die Provinz Terra di Lavoro. **) Aber immer bleibt Appulien und Calabrien der Hauptsitz für diese Produktion. Gallipoli in der Provinz Lecce, und Gioja in Calabrien sind die Hauptniederlagen derselben.

Gallipoli versorgt England, Holland und überhaupt den Norden, weil dort durch die Wärme der in den Felsen gehauenen Cisternen, worin das Oel aufbewahrt wird, es sich besser reinigt (clarificirt). Daher kaufen alle Diejenigen, die ein geläutertes Oel bedürfen, dasselbe in Gallipoli. Da zu diesen weiten Verschickungen vorzügliche Fässer erforderlich sind, so haben sich dort Böttticher gebildet, die so treffliche Waare liefern, daß selbst in den heißesten Sommern die Oelfässer bis nach Petersburg kommen, nicht nur ohne den geringsten Verlust durch Auslaufen, sondern selbst nicht durch Einsaugen, weil man die Fässer und Tonnen, ehe sie gefüllt werden, im Seewasser einquellen läßt, welches die Poren des Kastanienholzes gänzlich verstopft. Die Häfen von Bari und Monopoli versorgen Oberitalien und Deutschland über Venedig und Triest. Die Niederlagen endlich von Taranto und die von den beiden Calabrien, wo in Gioja die bedeutendste ist, schicken ihr Oel nach Marseille. Denn diese Orte haben keine Lager, die eine Klarifikation zulassen, das Oel ist daher ganz roh, aber nichts desto weniger von den Seifenfabrikanten der Provence sehr geschätzt. Das sicilianische Oel hingegen taugt weniger zum Seifemachen, weil es zu leicht und daher von geringerem Werthe ist, als das neapolitanische, spanische und das aus der Levante.

Man muß hiebei bedauern, daß die Bearbeitung dieses Produkts hier noch so weit zurück ist, daß bei der besten Frucht diese Provinzen nur Oel für die Fabriken liefern. Hievon muß man jedoch das Etablissement des Herrn Ravanas in Bari ausnehmen, welches die feinsten Oele liefert, und durch die Vortheile, die es abwirft, auch bald andere bestimmen dürfte, mit ihm zu wetteifern. Durch ein doppeltes Pressen der zermalmten Oliven, erhält Herr Ravanas nicht nur eine bessere Qualität, sondern auch eine größere Quantität an Oel. Da durch die Gährung die Oliven größer werden, so glaubt man irrigerweise allgemein, daß sie auch so mehr Oel geben müssen. Nichts ist aber falscher, indem die Olive durch die Gährung von Oelstoff verliert. Aber ganz frisch, gibt sie auch weniger Oel. Der Mittelzustand zwischen diesen beiden Extremen ist daher für die Bereitung des Oels der vortheilhafteste. Man muß die Oliven, zu diesem Zweck, in besondern Locales aufschütten, sie von Zeit zu Zeit umrühren, und den Moment abwarten, wo das Fleisch nicht mehr so fest am Kern hängt, und also das Auspressen leichter macht.

Die doppelte Pressung des Herrn Ravanas wird durch eine hydraulische Maschine bewerkstelligt, wogegen die Pressen in Appulien und Calabrien an die ersten Versuche der Menschheit in der Mechanik erinnern.

(Schluß folgt.)

*) Dieß macht, da die Salma 16 Stavi und der Stavo 10½ Rotoli oder 341 Unzen enthält, eine Quantität von 68,2000.000 Pfund à 16 Unzen. A. d. E.

**) Das Wort Lavoro bedeutet hier nicht Arbeit, sondern Ackerbau, und man muß dabei nicht etwa an Mühseligkeit, sondern an Fruchtbarkeit denken. A. d. E.

Sainte-Pelagie.

(Fortsetzung.)

Die Einwohnerschaft von Sainte-Pelagie besteht aus einer Mischung von allen Ideen, aus einem Quodlibet aller Meinungen; es ist eine Art politisches Pandämonium. Die Carricature tritt der Quotidienne auf den Fuß, der Courrier de l'Europe stößt die Revolution mit dem Ellenbogen, die Gazette wurzelt zwischen der Tribune und dem Courrier Français. Der Ami du Peuple streift an den Schweizer, der Juliusritter raucht neben dem Garde du Korps; die Chouans treffen hier mit den Soldaten der alten Armee zusammen; alle Farben, alle Alter, alle Zungen — ein wahres Babel! ein Feldlager von Freunden und Feinden nach der völligen Auflösung eines flüchtigen Heeres! Und wenn nur alle noch verurtheilt würden, die hier leiden, dann hätten sie doch nur die Strenge ihrer Richter anzuklagen, während sie jetzt der

Digitized by Google

gehässigen Ungerechtigkeit des Gesetzes fluchen! Wie viele Gefangenen werden hier festgehalten, die nachher unschuldig erklärt werden! Bei wie Vielen weist die Untersuchung nach, daß kein Grund vorlag, gegen sie einzuschreiten! Wie Viele sperrt man fünf, sechs Wochen ein, und läßt sie dann frei, ohne nur eine Frage an sie gestellt zu haben!

Man steige hier zur Linken, diesen Pavillon bis zum zweiten Stockwerke hinauf; man betrete diesen Korridor, auf den sich drei große Schlafsäle öffnen; diese Wappenschilde mit der Lilie verrathen deutlich genug, daß man sich mitten unter Karlisten befindet. Fast alle hier befindlichen Gefangenen sind Schweizer. Es sind neun Monate her, daß sie verhaftet wurden. Wie sind aber auch alle diese Gestalten gelb, abgemagert und krank. Hört man nicht immer und immer dieselbe Klage: „Wann werden wir abgeurtheilt werden?" Und so vergehen Tage auf Tage, und die Untersuchung nimmt kein Ende. Und nun erfaßt sie das Heimweh, nun werden Erinnerungen an bessere Tage wach, Kummer bezeichnet die jungen Stirnen mit Runzeln, Unmuth, Lebensüberdruß, und finstere Todesgedanken, die Töchter der Verzweiflung, steigen auf, die, tausend stechenden Schmerzen ungeachtet, doch wie ein Trost erscheinen, und wie die Hoffnung lächeln. Ein Schweizer, der arme Zanoff war im Monat Juli 1831 fern von Paris verhaftet worden. Man läßt ihn zweihundert Lieues zu Fuß und mit den Daumenstöcken an der Hand zurücklegen. Oft hört er auf seiner Reise hinter sich die Worte: „Da haben sie den rechten Spitzbuben!" und sein Blut siedet vor Zorn. Endlich kommt er an, abgetrieben, entkräftet, mit gebrochenem Herzen. Man wirft ihn zuerst auf das Stroh der Conciergerie, dann in die Force, zuletzt wird ihm die Vergünstigung, zu seinen Kameraden nach Sainte-Pelagie gebracht zu werden. Zanoff hatte eine Frau, die er anbetete und ein Kind von anderthalb Jahren. So lange er frei war, reichte seine Arbeit reichlich hin, sie zu ernähren; er hat sich sogar Etwas zurückgelegt. Allein das Kind wurde krank, nachher auch die Frau — und er war im Gefängnisse! Der Nothpfennig war aufgezehrt, und was zu thun? —

Unter den Karlisten in Sainte-Pelagie befand sich auch ein alter Garde du Korps, Herr de Laplain, der das Vertrauen aller Schweizer zu besitzen schien. Man hatte ihn in dasselbe Komplot verwickelt, Grund genug, daß er oft seine Börse mit Denen theilte, deren Unglück er theilte. Zanoff hatte von ihm einiges Geld erhalten; allein er wagte es nicht, ihm noch einmal vorzustellen, in welcher Lage sich seine Frau befinde. Auch sie verheimlichte ihre entsetzliche Noth. Ueberall hatte sie nach Arbeit sich umgethan, überall vergebens. „Die Zeiten sind hart, sagte sie, man findet nirgends Arbeit, oder man verlangt, daß ich mich von diesem armen Wurme trennen soll, der ohne mich sterben müßte!" Sie weinte, und das Kind weinte auch, und Zanoff blutete das Herz. Diese Szene hatte sich im Sprachzimmer mehrmals wiederholt. Nachher erfuhr man Alles. Jeden Tag kam die Frau, und der unglückliche Schweizer erwartete sie, um mit ihr das schwarze Gefängnißbrod und die Speise zu theilen, die er sich entzog, um seine Familie nicht Hungers sterben zu lassen. Allein diese Entbehrungen entkräfteten ihn, er wurde bleich und schwach, und seine Frau, die es bemerkte, wollte lieber hungern. Zanoff war trostlos. Zuerst wendete er sich an Herrn de Laplain und fragte ihn, ob er hoffe, daß der Tag bald kommen werde, wo sich ihr Prozeß entscheiden sollte?" — „Ach, mein Gott, war die Antwort, man hat ihn wieder um einen Monat hinausgeschoben!" — „Ach, es ist doch allzulange bis dahin.. ich halte es nicht mehr aus." Endlich nach einigen Augenblicken Schweigen nahm er das Wort: „Mein Herr, sagte er, würde wohl unsre Partei, wenn Einer von uns beiden stürbe, sein Weib und seine Kinder im Stiche lassen?" — „Ei, geht mir doch mit solchen Gedanken, Zanoff! Ihr wißt doch, daß Leute, die das Herz am rechten Fleck haben, ihre Freunde niemals verlassen. Aber seyd ihr krank?" — „Sehr, mein Kapitän" — „Wohlan, so legt euch zu Bette, ruhet aus und sagt mir, wenn Ihr Etwas braucht." — Zanoff ging wirklich zu Bette. Die ganze Nacht lag er im Fieber. Am andern Morgen, fünf Uhr in der Frühe, ließ er Herr de Laplain rufen. Er war sehr aufgeregt und wiederholte seine Frage: „Wenn ich sterbe, wird meine Frau Brod finden?" — „Zuverlässig, seyd darüber ganz ruhig." — „Ach," sagte er mit entschlossener und fester Stimme, „wie bin ich Ihnen verbunden. Ich bin ruhig."

(Fortsetzung folgt.)

Ueber ein allgemeines Eisenbahnsystem in Frankreich.

(Schluß.)

Paris wird auf diese Weise sich zum Mittelpunkte eines großen Theils des europäischen Kontinentalhandels und auf jeden Fall zum Mittelpunkte des ganzen französischen Handels erheben. Die Leichtigkeit, womit es nunmehr seine Fabrikate nach den äußersten Gränzen versendet, und womit es von allen Ecken des Reichs seine Subsistenzmittel bezieht, wird es ihm möglich machen, in kurzer Zeit mit London in Industrie und Bewohnerzahl zu rivalisiren.

Das Merkwürdigste und Schönste bei dieser unermeßlichen Verbesserung ist Dieß, daß sie nicht nur sich selbst bezahlt, sondern den Unternehmern noch außer dem gewöhnlichen Prozent reiche Dividenden verspricht. Alle Erfahrungen der Hauptbahnen in England und Amerika beweisen unwidersprechlich, daß auf den meisten Hauptrouten in Frankreich nur allein die Reisenden und die Güter, welche jetzt durch die Roulages accélerés versendet werden, zum wenigsten 10 Prozente einbringen. Auf den Routen zwischen Rouen und Paris, und zwischen Paris und Lyon ist dazu schon die jetzige Zahl von Reisenden zureichend. Man kann sich aber denken, um wie viel sie sich vermehren wird, wenn man in weniger als 4 Stunden von Paris nach Rouen, in 15 Stunden von Paris nach London, und in 25 Stunden von Paris nach Lyon reisen kann. Tausende von Parisern, die zuvor nicht daran dachten die Hauptstadt zu verlassen, werden alsdann jährlich einen Ausflug nach dem südlichen Frankreich, nach einem Seehafen oder nach London machen; Hunderttausende in der Provinz werden jährlich die Hauptstadt besuchen. Die Zahl der in Frankreich reisenden Engländer wird Legion seyn. Bloß die Sonntagsexkursionen der Pariser werden Millionen einbringen. Zwischen Liverpool und Manchester werden jetzt schon an manchen Tagen 4000 Menschen transportirt, und seit die Baltimores und Ohio-Eisenbahn eröffnet worden, ist die Zahl der Reisenden an keinem Tag unter 400 gestanden. Schon die Dampfschifffahrt hat in England und Nord-Amerika die Zahl der Reisenden auf den Hauptrouten um das Zehnfache vermehrt; die Dampfwagenfahrt wird noch größere Wunder thun.

Die Hrn Mellet und Henry haben, trotz der schwierigen Zeitläufte sich durch diese schönen Aussichten bewogen gefunden, die Route von Paris nach Rouen und von da nach Dieppe diesen Sommer über abzumessen und aufzunehmen. Es hat sich dabei gezeigt, daß sich auf der ganzen Route keine bedeutenden Schwierigkeiten in den Weg stellen, und daß der größte Theil derselben der Anlegung einer Eisenbahn sehr günstig ist. Nach einer sehr liberalen Schätzung wird eine doppelte Bahn, mit geschmiedeten Rails und ganz solidem Fundament von Paris nach Dieppe auf 20 Millionen Franken zu stehen kommen, und die ganze Arbeit in 2½ Jahren hergestellt werden können. Hr. List hat den Tonnenbetrag des Transports zwischen

Digitized by Google

Rouen und Havre berechnet und gefunden, daß er zwischen 400 bis 500 tausend Tonnen beträgt, also so groß oder noch größer ist als zwischen Manchester und Liverpool. Eine von ihm angestellte Berechnung der von diesem Transport zu erwartenden Zölle, wobei je nach dem Werthe der Güter eine Verminderung der bisherigen Frachten zu ⅞ bis zu ⅓ angenommen worden ist, weist einen Reinertrag von mehr als 25 Prozenten aus, wobei weder der Transport zwischen Rouen und Dieppe, noch die aus der Transporterleichterung hervorgehende Vermehrung des Güterverkehrs und der Reisenden in Anschlag gebracht worden. Es wurden nur berechnet: 100 Reisende von Rouen nach Paris und ebensoviel von Paris nach Rouen, da man aber von Paris nach Dieppe in 6 Stunden, von Dieppe vermittelst Dampfbooten in 5 Stunden nach Brighton, und von da vermittelst einer Eisenbahn, die demnächst angefangen werden wird, in weniger als zwei Stunden nach London gelangen, also eine Reise zu welcher man vorher 5 Tage brauchte, künftig in 13 Stunden zurücklegen wird, so ist zu erwarten, daß täglich mehr als 100 Personen nur zwischen London und Paris hin- und herreisen werden. Die Zahl der Reisenden zwischen Rouen und Paris darf zum wenigsten auf das Dreifache angeschlagen werden.

Die Routen von Paris nach Straßburg und nach Lyon werden sich nicht ganz so glänzend herausstellen, sind aber doch so viel versprechend, daß sie nicht lange auf Unternehmer werden warten dürfen. Schon die jetzige Zahl der Reisenden zwischen Paris und Lyon wird wenigstens 6 Prozente, nebst den Reparationskosten vergüten. Dabei ist der Handel an Wein, Oel, Seife, Oliven, Kastanien und andern Früchten, so wie an Fabrikaten sehr bedeutend. Der Transport an Wein beträgt jetzt schon 20,000 Tonnen. Dieser Route kommt vorzüglich der Steinkohlentransport zu gut. Eine Tonne Kohle kostet in St. Etienne 8 Franken. Nehmen wir für Zoll bis Paris 10 Franken, und für Dampfmaschinen, Wagen, Führer 6 Franken (Hr. Mellet berechnet nur 1 Cent. per Kilometer, welches auf 400 Kilometer nur 4 Franken macht) und für Handelsgewinn und Transportverlust 6 Franken, so kann die Tonne Kohle, die bisher 60 bis 70 Franken kostete, in Paris für 30 Franken verkauft werden. Zu diesem Preise würden nach und nach Millionen Tonnen in Paris, und im nördlichen Frankreich Absatz finden, da die St. Etienne-Kohle von ausgezeichneter Qualität ist. 500,000 Tonnen Kohlen würden dieser Bahn 5 Millionen eintragen, und ihre Dividende bei einem Aufwande von 50 Millionen Franken um 10 pCt. vermehren. Die Kanäle können auch sogar bei schweren Gütern wie Steinkohlen, wegen der Wohlfeilheit, Regelmäßigkeit, Ununterbrochenheit und Schnelligkeit des Eisenbahntransportes mit diesen keine Konkurrenz halten. Wood, der ihnen lange noch in dieser Beziehung den Vorzug gegeben, hat ihnen, nach den neuesten Verbesserungen mit Bestimmtheit das Todesurtheil gesprochen. Kanäle sind fortan künstliche Sümpfe, nichts weiter. Der Route von Lyon kommt überdieß bis in die Nähe von Orleans der Verkehr zwischen Paris und dem südwestlichen Frankreich (Nantes, Bordeaux) zu gut. An dieser Stelle wird künftig die Hauptbahn sich in zwei verzweigen; die eine wird nach Lyon führen, die andere nach Nantes längs der Loire. Bei solchen Aussichten konnte es, auch in der gegenwärtigen schwierigen Zeit, nicht lange an Unternehmern fehlen. Krieg oder nicht Krieg, essen und trinken und sich wärmen und Kleider tragen wird man immer in Frankreich. Mehrere Kompagnien haben sich bereits gebildet, mit mehr oder weniger Geldkräften, mit mehr oder weniger günstigen Offerten. Die bedeutendste derselben besteht aus Häusern von Paris, London und Madrid. Diese hat dem Handelsministerium offerirt für 50 Millionen Eisenbahnen zu bauen, und damit sogleich zu beginnen, wofern nur die Regierung Erlaubniß gäbe, englisches Eisen einzuführen, welches um 40 pCt. wohlfeiler ist, als das französische. Das Ministerium hat die Kompagnie mit ihrem Gesuche an das Konseil und an die Kammer verwiesen. Es scheint fast unmöglich, daß die Behörden ein Anerbieten abweisen sollten, das so vielen Tausenden augenblickliches Brod gäbe, und in Zukunft Hunderttausenden neue Nahrungsquellen eröffnen würde. Inzwischen wird die Kompagnie am Ende nicht einmal auf dieser Forderung bestehen. Für die Route von Paris nach Dieppe wird die Ersparniß im Ganzen 1½ Millionen Franken betragen, eine Summe, die im Verhältniß zu den zu erwartenden Vortheilen unbedeutend erscheint.

Ein bedeutenderes Hinderniß als das angeführte liegt in der französischen Gesetzgebung oder vielmehr in der Konstitution. Die Verfassung sagt, daß kein Privateigenthum zu öffentlichen Zwecken in Anspruch genommen werden könne, es sey denn zuvor vollkommene Schadloshaltung geleistet. Nun stelle man sich vor, wie viele einzelne Besitzungen die Eisenbahn in Anspruch nehmen wird, daß jeder einzelne Besitzer gegen die angestellte Schätzung protestiren kann und protestiren wird, daß dann die Kompagnie gegen jeden einzelnen einen Expropriationsprozeß führen muß, der durch zwei, drei Instanzen gehen kann, und daß während dieser ganzen Zeit das Grundstück von den Ingenieuren und Werkleuten der Kompagnie nicht betreten werden darf. Wer würde an einer so herkulischen Arbeit nicht verzweifeln! Die Eisenbahn von Andrezieux nach Roanne ist bloß darum nicht beendigt, weil zwischen mehreren fertigen Strecken noch mehrere unentschiedene Prozesse liegen. Die englische und amerikanische Gesetzgebung sind hierin den öffentlichen Unternehmungen günstiger, indem die Charten den Kompagnien Macht und Gewalt gaben, jedes zu ihrem Werk erforderliche Grundstück, insoweit es dazu nöthig, zu nehmen, auch zu gleichem Behuf Steine zu brechen, Sand zu graben, Holz zu fällen ꝛc. unter Vorbehalt der nachträglichen Entschädigung für die Eigenthümer, welche durch eine unparteiische Jury ausgemittelt, und nach vorgängiger Erkenntniß des Gerichtshofs, im Fall der Weigerung, an die Kompagnien exequirt wird. Außer der Förderung des Werkes hat diese Verfahrungsweise noch einen besondern Vortheil für die Eisenbahn-Kompagnien. Denn diese Werke, anstatt die Grundstücke im Werth zu verletzen, tragen nicht selten dazu bei, denselben bedeutend zu erhöhen, indem sie nunmehr künftig zu Anlegung von Waarenhäusern, Werkhäusern, Fabriken, Wohnhäusern, und selbst zu Landhäusern besser geeignet sind als zuvor, in welchem Falle die Eigenthümer vernünftiger Weise keine Entschädigung anzusprechen haben, diese Vortheile aber stellen sich erst recht deutlich heraus, nachdem das Werk in Gang gekommen ist.

Die Sache hätte mehr als gewöhnliche Schwierigkeit, da die gesetzgebende Gewalt nur unter gewissen Formen die Konstitution *ändern* kann, und da man überhaupt in gegenwärtiger Zeit, wie vernünftig und gerecht auch das Verlangen sey, schwer daran kömmt, an der Konstitution zu rütteln, wäre man nicht auf ein Auskunftsmittel verfallen, wodurch die Absicht der Konstitution erreicht wird, ohne die Kompagnien in ihren Arbeiten aufzuhalten, oder sie ungerechten Forderungen Preis zu stellen. Die Kataster geben den Werth jedes Grundstücks an; diesen Werth nun soll die Kompagnie vorläufig bei Gericht deponiren, und somit die Forderung der Konstitution erfüllen, worauf die Kompagnie berechtigt seyn soll, mit ihren Arbeiten planmäßig voranzugehen. Mit der näheren Ausmittlung der Entschädigung aber soll auf dieselbe Weise verfahren werden, wie in England und in den Vereinigten Staaten. Es wird wahrscheinlich ein von den Parteien entworfenes Gesetz demnächst in die Kammer gebracht werden, und es ist zu hoffen, daß die gesetzgebende Gewalt einem Unternehmen, das in der gegenwärtigen nahrungslosen Zeit so viel Elend zu lindern verspricht, alle Beförderung angedeihen lasse. Bis zum 10 Oktober dieses Jahres wird vorläufig die Strecke von Paris nach Pontoise derjenigen Kompagnie zugeschlagen, welche die annehmlichsten Bedingungen stellen wird. Es ist inzwischen wahrscheinlich, daß alle Parteien sich vereinigen, die Sache zu vertagen, bis die obigen Hindernisse gehoben seyn werden — noch wahrscheinlicher aber, daß alle sich entschließen, gemeinschaftliche Sache zu machen, da beinahe jede Summe von Kapital in diesen Unternehmungen vortheilhaftes Unterkommen findet.

„Als Deutscher muß man nur bedauern, daß die politischen Verhältnisse so wie die unpraktische Richtung und der Kleinlichkeitsgeist der Nation uns keine oder doch wenig Hoffnung geben, daß etwas Großes dieser Art bei uns zu Stande komme, da wir doch als der eigentliche Mittelpunkt von Europa, als die fleißigste, erfinderischste Nation, als ein Land, dessen Natur und Reichthümer unermeßlich sind, dem ganzen europäischen Kontinent mit gutem Beispiel vorangehen sollten; bedauern muß man, daß unsere eigenen Söhne, in Ermanglung eines Feldes für die Uebung ihrer Thatkraft im Vaterland, gezwungen sind, an der Größe fremder Nationen bauen zu helfen. Wie viele Hindernisse hat nur die Einführung der Dampfschifffahrt auf dem vaterländischen Rheine, und wie wenig Unterstützung hat sie von Seite der Regierungen gefunden, wenn wir die preußische davon ausnehmen!!

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 109. 18 April 1832.

Ein türkisches Sprüchwort.

3. Eine Griechin.

Die Sonne war noch kaum eine Stunde aufgegangen, als die Hauptstraße von Pera schon von einem dumpfen Getöse erfüllt wurde, das mit jedem Augenblike zunahm. Es war die Stunde, wo die Frauen, tief in ihre Schleier und Feredjes vermummt, sich in die öffentlichen Bäder begeben; wo die Fischverkäufer aus Baluk Bazar herbeieilend, die Stimmen der Muedsins zu übertäuben beginnen, die von dem Thurmkranz ihrer Minarets herab sich heiser schreien, um die Vorübergehenden zum Gebete zu rufen. Dazwischen ließen die Sacas ihre Stimme hören, die ihr Wasser zum Verkauf ausschreien, während sie über der Schulter an einem Stocke die bis zum Rande gefüllten kupfernen Eimer tragen. Man sah die Galiondjis der Wache zu Tophana nach dem Meere hinabgehen, und das muselmännische Volk haufenweise herbeieilen, um den frommen Uebungen eines tanzenden Derwisches beizuwohnen, während Banden betrunkener Janitscharen unter furchtbaren Flüchen Schaaren herrenloser Hunde vor sich hertrieben, die wie gewöhnlich auf den Thürschwellen der Häuser übernachtet hatten.

In einem kleinen hölzernen Hause, das mit dunklen Farben angestrichen war, den strengen Hattischerifs des Sultans gemäß, die alle Wohnungen der Rajas dieser Art des Anstriches unterwerfen, drängte sich eine griechische Familie um einen alten Osmanli mit weißem Bart, der sorgfältig gekämmt und wie ein Fächer ausgebreitet war. Mit kreuzweise unterschlagenen Beinen auf dem Divan sitzend, that der Alte mit großer Ernsthaftigkeit bald einen Zug aus seiner Pfeife, bald einen Zug aus seiner Tasse. Sein Dschube (so nennt man ein sehr weites Oberkleid, das die Türken über der Weste tragen) war wie sein Turban von grüner Farbe, die bekanntlich nur von den Emirn oder Abkömmlingen der Familie Mohammeds getragen werden darf.

„Spiridion," sagte der alte Türke, indem er sich an einen Mann wendete, welcher der älteste der Familie zu seyn schien, „der Hekim, Dein Bruder, ist noch nicht nach Hause zurückgekommen? Ich sah ihn gestern im Khahvene des kleinen Gefildes der Todten. Er verschwand unter den Cypressen, wohin ihm eine alte Jüdin folgte, die ihm wahrscheinlich wieder die Ehre einer Frau, oder den guten Namen eines Vaters verkauft haben wird."

„Effendi, Du weißt, daß Dimitri manchmal die Nacht außer Hause zubringt, um Kranken zu dienen, wie es seine Pflicht verlangt.

„Möchte es so seyn," entgegnete der Emir, indem er mit den Fingern seinen Bart kämmte. „Ich wünsche ihm, daß er auf seinem Bette sterben möge. Allein ich weiß nicht, welche Ahnung mir voraussagt, daß alle seine Schliche unter dem Khandschar eines eifersüchtigen Gemahls, wo nicht gar unter dem Säbel des Djellad enden werden." —

Der Emir würde in seiner Strafpredigt gegen den Hekim noch lange fortgefahren seyn, wenn in diesem Augenblicke nicht ein Mädchen eingetreten wäre, die mit wechselnder Farbe, bald roth bald bleich, mit niedergeschlagenen Augen, und tief aufathmendem Busen dastand, und harrte, bis man ihr einen Sitz anbot.

„Elinka," sagte Spiridion, indem er ihre Hand faßte, „was führt Dich so früh zu uns?"

Das Mädchen erwiderte nichts, sondern schlug ihre Augen, von Gram und Thränen geröthet, zum Himmel auf. Dann sank sie auf den Divan nieder, und Todtenblässe bedeckte ihre Lippen.

„Elinka, meine Tochter, was fehlt Dir?" sagte der Emir, indem er seine Hand nach ihr ausstreckte. „Theile mir Deinen Schmerz mit, und bei dem Barte des Sultans schwör' ich es, der Verräther, der Dir wahrscheinlich von Neuem Leides gethan hat, soll es mit seinem Kopfe büßen."

„Nein, nicht er, nicht er," rief die junge Fanariotin! „Nein sie verdient die ärgste Strafe, die ihre heiligsten Pflichten verletzt, die das Bett ihres Gemahles geschändet, ihres Herrn, dessen Namen allein sie hätte zittern machen sollen, der mit einem Blick das Reich erbeben macht."

„Elinka," schrie Spiridion bleich und außer sich vor Schrecken, „willst Du uns insgesammt verderben?"

„Ich befehle Euch zu schweigen," gebot der Emir, indem er einen furchtbaren Blick auf die erschrockene Familie schoß. „Elinka sprich und hebe den Schleier von diesem entsetzlichen Geheimniß. Ein aufrichtiges Geständniß soll Dich von einem Ungeheuer befreien, das mit Deiner Liebe ein Spiel getrieben, und Dein Herz wie einen Zweig geknickt hat."

Elinka las in den Augen des Alten die blutige Rache, die ein Wort aus ihrem Munde hervorrufen mußte. Es war ein Schwert, das nur des Winkes harrte, auf ihre Köpfe herabzufallen. Die Sprache versagte ihr, ihr Herz blutete, von Rachsucht und Liebe

Digitized by Google

durchwühlt. Das schwache Mädchen war einem so heftigen Kampfe nicht gewachsen, ihre Augen brachen und leichenblaß sank sie in den Divan zurück.

Als Elinka wieder zu sich kam, befand sie sich mit dem Emir allein. Spiridion und seine Familie hatten sich entfernt. Das Mädchen weinte bitterlich, da sie sich ihres Unglücks wieder bewußt geworden. Der Alte näherte sich ihr, redete ihr mit sanften Worten zu, entlockte ihr durch den Schein von Mitleid Herzensergießungen, deren ein leidendes Gemüth so sehr bedarf, schilderte ihr den Treubruch ihres Geliebten, und seinen Triumph, den er durch ihr Schweigen über sie feiern werde. Die gekränkte Selbstliebe überwältigte endlich jedes andere Gefühl.

„Herr Emir, so höre denn," sagte sie, indem sie die Hand auf ihr Herz legte. „Ich fühle, daß es mein Tod ist. Mein Geheimniß ist ein Gift, das ihn, mich und sie tödtet. Ja sie — nein sie soll nicht, die Treulose leben, um meines Unglücks zu spotten! Diese Nacht hat Dimitri im Serail des Sultans, im Kiosk des Sommerharems zugebracht. Gott strafe mich, wenn ich lüge! Nicht um einem Leidenden beizustehen, sondern in verbrecherischer Absicht, wurde er von einer alten Jüdin, als Weib verkleidet, in den Harem geführt, wo er diese Nacht in den Armen der Kadine Esme zugebracht. Ich habe Alles von der Jüdin selbst erfahren; meine Perlen, meine Diamanten, mein Gold, Alles was ich besitze, habe ich ihr für dieses schreckliche Geheimniß gegeben. Ich übergebe es Dir, laß es sie mit ihrem Blute zahlen!"

Sainte-Pelagie.

(Fortsetzung.)

Zwei Stunden später brach der Tag an; seine Kameraden verließen ihre Betten; Zaneff ging nach dem Sims, wo seine Kleider lagen, er wühlt darunter umher, zieht ein Barbiermesser mit breiter Klinge hervor, und schneidet sich den Hals ab. Seine Kameraden stürzen herbei; er stand im Hemde da, das Messer noch in der Hand; der erste Schnitt war nicht gut geführt; er versetzt sich einen zweiten mit größerer Gewalt, und will sich eben noch einen dritten versetzen. Man ergreift ihn, um ihm das Messer zu entreißen und muß ihn auf den Boden werfen. Nun biß er nach Denen, die ihn festhielten. „Laßt mich, ruft er, ich will sterben." Das Blut sprang aus seiner wohl drei Zoll tiefen Halswunde. Die Nachricht der schrecklichen That läuft durch das ganze Gefängniß. Wir Alle eilen herbei. Zanoff ringt noch auf dem Boden; allein seine Kräfte erschöpfen sich. Man legt ihn endlich auf die grauen Linnen seiner Matratze. Ein Wundarzt legt den ersten Verband an, die Wunde war furchtbar, doch schien der Tod nicht alsogleich folgen zu wollen, und einige Hoffnung blieb noch. Der arme Gefangene erhielt von Allen Beweise der Theilnahme und tröstliche Zusprache. Er schien ruhiger zu werden, allein plötzlich zuckt eine furchtbare Bewegung auf seinem Gesichte, seine Augen rollen, und kaum ist der Verband geendigt, und Zanoff wieder etwas zu Kräften gekommen, als er die Arme unter der Bettdecke hervorzieht und den Verband abreißt. Man mußte nun bei ihm Wache halten, und ihm ein Zwangskamisol anlegen; zu seinem besten Freunde sagte er: „Hier gefangen gehalten, konnte ich nicht für meine Frau arbeiten, und auch nicht immer um Geld betteln; allein wenn ich todt bin, wird man Mitleid mit ihr haben, deßhalb habe ich mich tödten wollen. . ." Hier hat man einen Menschen aus dem Volke! Sucht in eurer entarteten, verderbten, von Eigennutz vermöcherten Gesellschaft eine solche Kraft, eine solche Aufopferung!

Zanoffs Frau kam zur gewöhnlichen Stunde. Man sagte ihr, ihr Mann sey krank; sie will ihn sehen, sie wirft sich dem trefflichen Doktor Bourgeoise zu Füßen, der weint wie sie, und sich losreißen muß, um nicht nachzugeben. Der unglückliche Selbstmörder litt noch acht und vierzig Stunden, dann starb er. Der Anblick des Todes ist immer traurig, aber der Tod in einem Gefängnisse und ein solcher Tod — welch ein grauenvoller Schauer! — Karlisten und Republikaner besuchten mit heiligen Empfindungen den todten Leib. Alle gingen hinweg von gleichem Schmerze ergriffen, und um es zu gestehen, mit gleichem Grimme. Und doch war der Haß der Parteien an dieser Leiche verstummt. Dieß ist den großen Mißgeschicken eigen, daß sie alle Leidenschaften und Schmerzen der Einzelnen in ihrem großen Abgrunde begraben. Doch man denke sich das Staunen Aller, als man auf der Brust von Zanoff's Leiche, eine goldene Lilie, ein Andenken von einer alten Fahne, von beträchtlichem Werthe fand, das dieser Mann nicht hatte verkaufen wollen, um seiner Frau zu Hülfe zu kommen, für die er sich doch den Tod gegeben. Man wird mir glauben, wenn ich sage, daß wir Alle tief gerührt waren von einer Treue, deren Reinheit und Beständigkeit uns um so mehr ergriff, je weniger der Gegenstand sie zu verdienen schien.

Doch Zanoff war nicht das einzige Opfer der präventiven Verhaftungen, die früher tödten, als der Richterspruch. Ein Mann, der derselben politischen Meinung, aber einer andern Stellung in der Gesellschaft angehörte, Herr Laurent de Saint Julien, zog sich in dem feuchten Hofe von Sainte-Pelagie ein Brustleiden zu, das ihn in fünf Tagen hinwegraffte. Zwölf Stunden vor seinem Tode hatte man die Gnade, ihn in ein Spital bringen zu lassen. Ueberhaupt besteht der größte Theil der Kranken aus Karlisten. Gewohnheiten und Lebensweise des Karlisten machen ihn, körperliche Beschaffenheit ausgenommen, so wenig für die Einsamkeit und die Entbehrungen des Gefängnisses geeignet. Er ist dort noch Novize. Seine Resignation ist ein Schmerz, seine Ruhe ein Leiden. Gewisse Tage abgerechnet, wo er sich in Gesellschaft aufmuntert, ist er schweigsam und niedergeschlagen. Aber man steige ein Stockwerk tiefer hinab. Die dreifarbige Fahne mit der Aufschrift: „Freiheit oder Tod," fällt sogleich in's Auge: man ist bei den patriotischen Proletarien, bei den republikanischen Proletarien. Hier ist Alles anders, man findet andere Stirnen, andere Stimmung, andere Sprache.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Cholera und deren Einfluß auf die Handels- und Industrie-Verhältnisse.

London, Ende März.

Die Welt blickt mit Erstaunen auf eine Menge störender und nachtheiliger Maßregeln, die von verschiedenen Regierungen in Europa angeordnet sind, mit der Absicht, dadurch das Eindringen der Cholera zu hemmen, während man doch seit dem vorigen Sommer die Natur der

Digitized by Google

Krankheit zu genau erkannt hat, um nicht die Ueberzeugung zu gewinnen, — die denn auch in der That überall vorherrschend ist — daß Absperrungen und Quarantänen ganz zwecklos waren. Seit neun Monaten ist an der Mündung der Themse eine Quarantäne errichtet, wohin noch jetzt alle Schiffe, die aus der Ostsee, von Hamburg, Holland u. s. w. kommen, gesendet werden. Indessen hat sich seit Ende Octobers die Cholera im Norden von England gezeigt, und seit vier Wochen selbst hier in London. Während der ganzen Zeit hat man Schiffe, die von Newcastle u. s. w. kommen, nach dem Quarantäne-Hafen gesendet; aber Hunderte von Reisenden, die täglich von den genannten Plätzen kamen, waren auch nicht der kleinsten Beschränkung unterworfen. Man wird sich über diesen Widerspruch, wie über die getroffenen Maßregeln überhaupt wundern; allein sie erklären sich durch den Umstand, daß vor neun Monaten ein von der Regierung angeordnetes Gesundheits-Comité, durch unrichtige Nachrichten aus Rußland verleitet, die Krankheit für ansteckend erklärte. Diese Erklärung ist nicht zurückgenommen, und man hat es sich nicht erlauben wollen, Maßregeln anzuordnen, die der irrigen Ansicht von Ansteckung entgegen sind. Im Innern des Landes wagte man es jedoch nicht, Absperrungen zu fordern, theils wegen der Unmöglichkeit, sie streng zu beobachten, theils aber, weil selbst bei entschiedener Kontagiosität Störung des Handels, des Erwerbes und dadurch hervorgebrachte Armuth schlimmere Uebel, als die Cholera selbst, gewesen seyn würden. Unsre Zeitungen behaupten laut, daß unwissende Gesundheitsbeamten es nicht angenehm finden würden, die Idee von Ansteckung zu verbannen, da ihr wohlbezahltes und leider schädliches Wirken und Schaffen dadurch ein Ende finden müßte. — Unsre Nachbarn in Frankreich machen es mit ihren Maßregeln nicht besser. Reisende von hier über Dower werden in Calais einer achttägigen Quarantäne unterworfen; von hier über Southampton kann man aber in 24 Stunden nach Havre gelangen, wo man sich keiner Kontumaz zu unterziehen hat. — In Holland versuchte man vierzigtägige Quarantänen und verband vielleicht politische Absichten damit, fängt aber bei reiferer Ueberlegung an, sie abzukürzen, den Nachtheil einsehend, den jene vierzig Tage Aufenthalt für Holland mit sich führen würden. In Belgien ist man innerhalb vier Wochen so eben erst zu dem Entschlusse einer sechs- bis dreißigtägigen Quarantäne gekommen. Nur in Hamburg tritt eine richtigere Ansicht hervor, aus geläuterter Erfahrung und freier Wahrheitsliebe gewonnen. Es würde dort wahrscheinlich gar keine Quarantäne angeordnet seyn, wenn nicht die mächtigen Nachbarstaaten sie durch ihren Einfluß bewirkten. — Gewiß ist dem wahrhaften Interesse aller Staaten und Verhältnisse gemäß zu zeigen, von welcher Natur die Krankheit ist, um dadurch zu einer klaren Ansicht zu gelangen. Die Cholera ist tellurischen Ursprungs, nach der Meinung aller Aerzte, welche aus der Erfahrung eine durchdachtere Vorstellung davon gewonnen. Es ist die im Allgemeinen elementarisch vermehrte Ausdünstung der Erde, welche die Krankheit erzeugt und vielfach entzündet, keineswegs aber eine Krankheitswirkung, die sich im menschlichen Körper primär oder animalisch entwickelt und auf solche Weise übertragbar wird. Die Revolutionen im Innern der Erde, die sich in den letzten Jahren häufiger als früher durch Erdbeben und Erschütterungen, durch Ueberschwemmungen und vulkanische Ausbrüche, durch Meteore vielfacher Art u. s. w. geäußert, — ja die häufigen Erscheinungen wenn auch entfernter Kometen, so wie die baldige Annäherung Anderer, führen zu der unbezweifelten Ansicht, daß die Quelle der Cholera in einer tellurisch-elementarischen Kraft liegt, welche jetzt, mit größter Heftigkeit eingreifend, Nerven und Blutgefäße zugleich bestürmt und eine tödtlich-krampfhafte Affektion hervorruft, deren Natur als Krampfübel schon nicht auf materielle Weise kontagiös seyn kann. Es ist auch erklärbar, warum Asien, als der größte Kontinent, die Cholera zuerst produzirte. Sein großes Tafelland, seine unbewohnten und unbebauten Wildnisse geben durch Fäulniß und wilderes Spiel der Elemente der Krankheit vielfache Nahrung und zerstörende Kraft, die sich aber sogleich vermindert, wenn sie nach kultivirten Ländern fortgeflossen wird. Die Umdrehung der Erdkugel um ihre Axe treibt natürlich die *westlichen* Regionen in die Atmosphäre der *östlichen*, und schon daraus, wie aus dem tellurisch jetzt heftiger aufwogenden Zustande der ganzen Erdfläche, erhellt es unbestreitbar, daß die Cholera sich über die ganze Erde verbreiten wird, während sie in hoch gelegenen und sehr kultivirten Ländern sich weniger bösartig und weniger zur Verbreitung geneigt zeigt, auch an manchen Orten sich vielleicht gar nicht entwickeln dürfte. Wir könnten über die eben dargelegten Ansichten noch viele philosophisch-medizinische Bemerkungen aufführen, wenn Mangel an Raum und die Tendenz unsrer Mittheilungen es nicht verhinderten. Wir verweisen zu dem Ende auf die geistreichen „Bemerkungen über die Cholera, von Dr. Ferdinand Fenker.“ (Hamburg bei Nestle), und auf eine hier in englischer Sprache mit Zusätzen erschienene Uebersetzung, so wie auf die trefflichen Abhandlungen über die Cholera von Dr. Rolle, Dr. Schnurrer, Dr. Johnson u. v. A. Wir haben nur dabei zu bemerken, daß die daselbst aufgestellten, der Erfahrung entlehnten Ansichten von wahren scharfsinnigen Beobachtern, auf dem Festlande wie hier, angenommen und laut als Beweise ausgesprochen worden sind. — Das oben Gesagte muß uns zu der Ueberzeugung führen, daß alle Anordnungen, die getroffen werden könnten, um die Cholera durch Sperre abzuhalten, gänzlich zwecklos sind; für alle Lebensverhältnisse muß die Nicht-Kontagiosität der Cholera ein tröstender Gedanke seyn, dessen Bewährung aus der Erfahrung genommen wird. Vielfach angestellte Beobachtungen, so wie die ganze Beschaffenheit der Krankheit, und nicht minder das Urtheil aller unparteiischen Aerzte in Petersburg, Berlin, Hamburg, Wien u. s. w., ja die in Indien vor Jahren schon erlangte Ueberzeugung von der Nicht-Ansteckung der Cholera, — die Dr. Jameson, Dr. Johnson und viele Andere darthun, — beweisen für unsre Ansicht. Da, wo manche Aerzte in Deutschland und andern Gegenden noch jetzt von Kontagion reden, sind wir sehr geneigt zu glauben, daß es nur aus Eigensinn geschieht, und weil man frühere Behauptungen nicht zurücknehmen will. Daß entnervte und zerrüttete Konstitutionen, daß Personen, die in großer Armuth und in feuchten Wohnungen, oft in großer Zahl, beisammen leben, leichter ergriffen werden als Andere, beweist noch nicht für Kontagiosität. Ebenfalls geben wir allerdings die Möglichkeit zu, daß Individuen den Krankheitsstoff sechs Monate und länger in sich tragen und während ihres Aufenthalts in andern Ländern erst nach geraumer Zeit von der Krankheit befallen werden können. In der That sind längst Beispiele bekannt gewesen, daß die Cholera Lascaren (indische Matrosen) am Bord von Schiffen, aus Indien kommend, noch diesseits Madeira befiel und sie hinraffte. Beruhigend aber ist die Erfahrung, daß die Cholera in Ländern, wo der Boden allgemein kultivirt ist, wo die Menschen reinlicher und von bessern Nahrungsmitteln als in andern Ländern leben, ja wo selbst ein höher erwachtes Bewußtseyn für Freiheit und Menschenwerth dem Ganzen auch eine physisch gesicherte Haltung gibt, — die Krankheit einen ganz andern und entschieden milden Charakter angenommen hat. Hätte sich Dieß nicht schon in Berlin, Hamburg und andern Gegenden Deutschlands offenkundig erwiesen, so würde England auf das klarste einen Beweis davon geben. Seit beinahe fünf Monaten hat sich in den nördlichen Provinzen Englands und in Holland, so wie seit vier Wochen auch hier, die Cholera geäußert. Viele der englischen Aerzte sind unwissend, mit der Krankheit nicht bekannt und folgen der hier üblichen, übertriebenen, unberechnet empyrischen Behandlungsweise. Vielleicht die Hälfte der Cholera-Krankheitsfälle werden daher für Cholera angegeben, die nichts als gewöhnliche Koliken sind. Man denke sich hiezu die fast zu auffallend irrigen Maßregeln der Regierung, nach welchen es neuerlich befohlen wird, daß alle Fälle, die auch nur der Cholera ähnlich sind, amtlich einberichtet werden müssen. *) Es ist aber schon faktisch erwiesen, daß hier manche Fälle angegeben wurden, die kaum auf das Entfernteste der Cholera ähnlich waren. Nehmen wir an, daß in den nördlichen Provinzen die nämlichen Mißgriffe gemacht wurden, so dürfen wir die Anzahl der Erkrankten und Gestorbenen im höchsten Grade unbedeutend nennen. Im ganzen Lande nämlich erkrankten seit fünf Monaten nicht mehr als 5400 Menschen an der Cholera, wovon weniger als 2000 starben. Hier in London, dem Sitze des größten Reichthums, aber auch der höchsten Armuth, bei einer Bevölkerung von 1,500,000 Seelen, hat man seit vier Wochen, Wahres und Falsches zusammen genommen, nicht mehr als 400 Fälle auftreiben können, wovon die Hälfte etwa tödtlich war. Unter Personen der gebildeten Stände ist kein tödtlicher

*) Order in Council dated 19 February. „Any other Disease anywise resembling the same (cholera).“ — Spottend zeigen unsre Zeitungen die Wahrscheinlichkeit, daß in wenigen Wochen die halbe Bevölkerung des Landes auf den Cholera-Listen verzeichnet stehen dürfte, während vielleicht nur wenige hundert Personen an der wirklichen Cholera sterben.

Digitized by Google

Fall bekannt, und unsre besten Aerzte empfehlen Mittel, die, bei dem Eintreten der ersten Symptome angewandt, beinahe eine ganz unbedingte Sicherheit gewähren. Es ist unbezweifelt, daß dieses Land und gewiß auch die westlichen und mittlern Theile von Deutschland, ferner Belgien, ein großer Theil von Holland und Frankreich, Eigenthümlichkeiten besitzen, die das zerstörende Ausbreiten der Cholera verhindern. In England ist das Klima bekanntlich sehr gemäßigt; es ist das kultivirteste und am sorgfältigsten angebaute Land der Erde; viele der edelsten südlichen, ja manche tropische Pflanzen wachsen im Freien; die Menschen wohnen gesunder in le..r gebauten, vom Durchzuge der Luft frisch erhaltenen Häusern. Der allgemein verbreitete Steinkohlendampf reinigt die Luft von aller sonstigen schädlichen Beimischung. Man darf auch annehmen, daß die Ausdünstungen aus der Erde in diesen kultivirten Ländern schon bis zu dem Grade neutralisirt sind, daß sie ihre rohere Natur verlieren. Der oft umgewühlte Boden ist mehr vom Sauerstoffe der Atmosphäre durchdrängt, edle Pflanzen begaben diese mit einer Zuthat, und keine übermäßigen Waldungen halten Luft und Licht von der Erde ab, oder erzeugen zu viele Feuchtigkeit; thierische und Pflanzen-Fäulniß geht nicht in so großen Massen und so ungestört vor sich. Auch sind die herrschenden Westwinde nicht zu übersehen, die hier oft sechs Monate hindurch wehen. Es ist bemerkt worden, daß die Krankheit nur von Osten nach Westen zieht, — nicht umgekehrt. — und sich bei Westwinden wenig oder gar nicht verbreitet. In diesem Umstande allein liegt schon eine Garantie, daß die Cholera nicht von hier zurück (östlich) nach dem Festlande wandern wird. Zu bemerken ist endlich noch, daß von den vier Wochen, in welchen die Cholera sich hier gezeigt hat, während der drei ersten unaufhörlich Ostwinde herrschten, daß aber selbst in diesem Zeitraume sich die Krankheit nicht stärker entwickelte. Wenn wir nun alle Thatsachen, alle Ansichten und das gesunde, unparteiische Urtheil gereifter Erfahrung zugleich mit allen andern Notizen, die im Vorstehenden enthalten sind, in ruhige Ueberlegung ziehen, so fragen wir noch einmal: sind nicht alle Absperrungen und Quarantänen eben so schädlich als lächerlich, und entstehen sie nicht entweder aus Unkunde der Sache, oder aus dem Einflusse einer Anzahl Beamten, deren Schritte nur durch Eigennutz geleitet werden? — Mögen diese Zeilen dahin führen, richtigere Ansichten in Betreff der Cholera zu verbreiten, und vernünftigere Maßregeln zur Folge haben, als bisher im Auslande und jetzt auch hier getroffen wurden. Man würde sich irren, wollte man auf dem Kontinent glauben, es sey durch die Cholera ein wesentlicher Abschlag im Preise der Waaren hervorgerufen worden; Dieß ist keineswegs der Fall; gegentheils sind manche Artikel unsers Marktes im Preise gestiegen oder zeigen die Tendenz dazu. Unsre Waarenmärkte sind zu groß, und Geld ist zu häufig und zu wohlfeil, als daß verhältnißmäßig so unwichtige Umstände, wie dieser Cholera-Allarm es in der That ist, dieselben zu zerrütten vermöchten; auch ist es höchst wahrscheinlich, daß die unrichtig angeordneten Maßregeln hier und im Auslande nach und nach abgeändert werden dürften, wenn man erst überall zu einer klaren Einsicht gelangt seyn wird. In unsern Fabrik-Distrikten herrscht fortwährend Thätigkeit; besonders im Norden von England, wo die Baumwollspinnereien und Fabriken keineswegs unthätig sind, und von manchen Hauptartikeln kaum so viel liefern können, als der Begehr erfordert. — Wichtig sind die Nachrichten, die wir in den letzten Wochen aus Westindien erhalten haben. In den alten englischen Kolonien empören sich die Neger, deren Volksmenge sich gegen die Europäer wie 20 zu 1 verhält. In den 1814 neu erworbenen Kolonien (Demerara, St. Lucia u. s. w.) zwingt ein von hier ausgegangenes Gesetz den Neger nur zu neunstündiger Arbeit täglich, wobei der Pflanzer behauptet, zu Grunde gehen zu müssen. Beide Extreme müssen nachtheilig auf die Erzeugung der Produkte wirken, und wir müssen dem Glauben Raum geben, daß wir am Vorabende großer Umwälzungen in den transatlantischen Ländern sind. Das bisherige System veraltet; ein neuer Geist verbreitet sich auch über jenen Theil der Welt, und die Begriffe von Unabhängigkeit, mißverstanden wie sie häufig seyn mögen, zeigen ihre schaffende, oft aber auch zugleich ihre zerstörende Kraft.

Vermischte Nachrichten.

Das „United Service Journal" erzählt folgenden Zug ungemeiner Geistesgegenwart und Entschlossenheit eines englischen Kanoniers: „Als Lord Exmouth im Jahre 1816 die Batterien von Algier angriff, säumten die Algierer, vorzüglich am Anfang des Treffens, nicht die englische Flotte mit einer guten Ladung glühender Kugeln zu begrüßen. Einer dieser unwillkommenen Gäste fand sich auf dem Bombenschiffe „The Infernal," fuhr durch die Kajüte des Schiffsquartiermeisters hinter der Verbandkammer, warf hier dem Gehülfen des Chirurgen Jones, der am gelben Fieber, das er sich zu Gibraltar geholt, danieder lag, ein Sims mit Büchern auf den Kopf und wurde hierauf in einer Wasserkufe durch den Oberkonstabel und einige Andere, die sich in der Nähe befanden, aufgefangen. Dieses angenehme Experiment war kaum vorüber, als die Schildwache im Pulvermagazin, dessen Thüre geschlossen war, einen furchtbaren Schlag unter den Pulverfässern hörte, und gleich darauf mit Staub und Pulver bedeckt wurde. Da diese bereits wußte, daß eine glühende Kugel in das Schiff gefahren sey, so schrie sie im höchsten Schrecken auf: „Eine glühende Kugel in der Pulverkammer!" und stürzte heraus, um Dieß Geschrei auch im übrigen Schiffe zu verbreiten. Die schlimmen Folgen, die daraus entstehen konnten, sind leicht zu begreifen, da Niemand eine andere Wahl blieb, als nur schnell über Bord zu springen. Der Konstabel sah sogleich ein, daß, wenn das Geschrei falsch, es thöricht sey, es zu verbreiten, wenn wahr, ohnehin nichts mehr helfe, als seine Rechnung mit dem Himmel zu machen. Mit diesen Gedanken stürzte er augenblicklich nach der Pulverkammer, stieß die Wache wieder hinein und verschloß die Thüre, indem er davor so lange stehen blieb, bis die Gefahr vorüber seyn mußte. Alles blieb ruhig, und später lachte man über den unnützen Lärm, eine Kugel war nirgends zu finden, und manche zweifelten ob nur überhaupt eine Kugel ins Pulvermagazin gekommen sey. Freilich zeugten dafür die zerbrochenen Fässer und das umhergestreute Pulver; allein Dieß schien noch kein hinlänglicher Beweis. Als man aber wieder in die Themse eingelaufen war und die Pulverkammer ausgeräumt wurde, fand es sich, daß eine Kugel durch vier Pulverfässer hindurchgefahren und in der Mitte eines fünften ruhig liegen geblieben war. — Der Name des Konstabels war Coombs: das letzte Mal als ich diesen Mann sah, der eine so beispiellose Gastesgegenwart bewiesen hatte, war 1824; ich traf ihn in einer kleinen Stube eines abgelegenen Hinterhofes zu Deptford, wo er sein Leben mit dem Ausflicken alter Schuhe fristete!"

•

Der seit einiger Zeit verschollen gewesene Bürger Hetherington — Herausgeber des Winkeljournales „des armen Mannes Wächter" ist unlängst wieder zum Vorschein gekommen. Nach sechsmonatlicher Haft, zu der er verurtheilt war, entlassen, trat er vor einer Versammlung der „Nationalunion der arbeitenden Klassen" auf, von der er mit dem geräuschvollsten Beifall aufgenommen wurde. In seiner Rede an die Versammlung bemerkte er über den allgemein angeordneten Fasttag: „Allgemeines Fasten ist an manchen Orten häufig genug, zumal unter den arbeitenden Klassen. So eben habe ich von Kapitän Wood, einem ehrenwerthen Gentlemen und radikalen Reformer, einen Brief erhalten, worin er mir schreibt, daß er die armen Weber in Huddersfield besucht habe, von denen viele mit einem Pfenning des Tags leben müßten. Ihre ganze Nahrung bestehe in Suppe von Kartoffeln und oft fehle diese ihnen; an Kleidung sey kaum zu denken, noch weniger an Hausgeräthe, und Stroh sey ihr Lager, das manchmal acht, zehn und sogar zwölf Personen theilen. Was haben aber Arbeitsleute zu thun, um das System, das solche Folgen hervorgebracht hat, zu stürzen? Ich will nicht sagen, daß man zu Gewalt schreiten müsse, aber nimmermehr müßt ihr aufhören, den Gewalthabern eure Klagen ins Ohr zu schreien. (Beifall.) Ich für meinen Theil werde fortfahren die verzweifeltsten Anstrengungen zu machen und aufzuregen, wo ich nur kann, und wenn es mein Loos ist, abermals sechs Monate ins Gefängniß zu wandern, so werde ich wieder herauskommen wie ein Riese, der sich mit Wein gestärkt hat." (Allgemeiner Beifall.)

•

Der Ornithologe Audubon berichtet in einem Schreiben aus Amerika, er habe von den Klapperschlangen bemerkt, daß sie über die salzigen Gewässer, welche in ununterbrochener Linie die Inseln in der See vom festen Lande theilen, oft eine volle Meile weit schwimmen; auch habe er sich sagen lassen, daß sie sich auf dem Wasser, wenn Jemand sich ihnen nähert, gerade so zusammenwickeln, wie auf dem Lande.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 110. 19 April 1832.

Ein türkisches Sprüchwort.

1. Der Sultan Mahmud.

Die Sonne goß ihr breites volles Strahlenmeer über das duft-erfüllte Land, wo die Myrthe und der wilde Schasmin grünen, wo in der blendenden reinen Luft die fernen Küsten scharf sich abzeichnen, und die Berge in einem schönern Blau als eine Kette von Türkisen schimmern, wo die Häuser, mit glänzenden Farben bemalt, an einem sanften Abhange zwischen Gruppen dunkelgrüner Cypressen, den massiven Kuppeln der Moscheen und den schlanken Minarets, auf denen sich Schwärme von Kranichen oder Geier niederlassen, staffelweise hintereinander aufsteigen. Unter dieser prachtvollen Beleuchtung schimmerte jede Woge des Bosporus wie ein Saphir. Der Himmel floß von Glanz über, nirgends ein Schatten; das Straßenpflaster glühte, Jedermann war aus Instinkt in seiner Wohnung, als wollte er sich von der Anschauung dieser reichen Natur sammeln, die dem Bewohner dieses glücklichen Himmelsstriches keinen Wunsch übrig läßt.

In der Ecke eines tiefen seidenen Divans, von dem aus der Blick auf das Meer fiel, saß den Körper in behaglicher Ruhe ausgestreckt, in weiten Gewändern, die Arme nachlässig auf zwei dicke Polster gestützt, ein Mann von schönem und tiefsinnigem Gesichte, der sein Auge von der Höhe eines Kiosks über die unermeßliche Stadt hinschweifen ließ, die der Zauberstab einer Peri aus dem Himmel herab versetzt zu haben scheint. Konstantinopel gleicht mehr einem Lager als einer Stadt; aber einem orientalischen Lager, das von der buntesten Farbenpracht schimmert. Neben diesen ungeheuren Mauern Konstantins, die er für eine ewige Stadt gegründet zu haben scheint, sieht man überrascht die hölzernen Gebäude der Türken. Nirgends kostbaren Schmuck und theure Verzierungen; der Türke trägt seinen ganzen Reichthum bei sich; es sind seine Waffen. Jede Stunde kann der Türke über den Bosporus setzen; er zündet sein hölzernes Haus an, nimmt sein Pferd, seine Weiber und Sklaven mit sich fort, und das Lager ist zerstört; aber wenige Monate werden hinreichen, es aus dem nächsten besten Forst wieder aufzubauen, so malerisch, so geschmackvoll in der Form wie in den Farben.

Der Mann, von dem ich sprach, schien in tiefes Nachdenken versunken, und er betrachtete die unabsehbare Stadt, die sich vor ihm ausdehnte, mit düsterem Schweigen. Sein schwarzes Auge war voll Feuers; seine dichten und schön gewölbten Augenbrauen, bewegten den weißen Musselin seines Turbans, wenn sie sich zusammenzogen. Die Farbe der Emire glänzte auf seinem Dschiube, der reich mit Gold gestickt war, und sich anmuthig um seine Gestalt schmiegte. In den Falten seiner erhabenen Stirne sah man die Spur der Gedanken, die wie der Blitz ihren Weg durch Furchen bezeichnen. Dieser Mann war Mahmud.

Vor ihm stand der Aga der Janitscharen, und einige Offiziere dieser Truppen, die seitdem eine so unglückliche Berühmtheit erlangt haben. Unter dem Scheine der tiefsten Unterwürfigkeit waren sie hier, um ihrem Herrn Befehle zu geben. Sultan Mahmud hatte damals noch nicht den großen Streich geführt, den er später auf diese furchtbare Soldateska fallen ließ; allein wahrscheinlich sann er schon darüber nach, wie er sich dieser ewigen Fesseln, dieses Schwertes, das stets zwischen ihm und dem Throne schwebte, entledigen sollte. Ein kleiner alter Mann wurde auf den Befehl des Sultans vorgelassen. Es war der Emir mit dem grünen Turban. Sobald er die Stufen erreichte, die zu dem Divan hinaufführten, warf er sich mit der Stirne auf den Boden. Zwei Knaben, die ihn begleiteten, folgten seinem Beispiele. Der eine von ihnen trug eine feuervergoldete Schüssel, und auf dem Arme eine lange baumwollene Serviette, die an den äußersten Spitzen mit Gold gestickt war; der Andere hielt in seiner rechten Hand zwei Rasiermesser. Der Emir war der Barbier des Großherrn, am Hof der Sultane eine wichtige Stelle, da Wer den Sultan unter dem Messer hat, dem Reiche einen neuen Herrscher geben kann.

Sultan Mahmud gab ihm ein Zeichen näher zu treten. Allein der Emir blieb noch immer mit der Stirne in den Staub gebeugt. Ein abermaliger Befehl seines Herrn zwang ihn endlich aufzustehen. Nun aber brach der alte Emir in Schluchzen und Thränen aus, zerraufte sich den Bart, zerriß seine Kleider und rief die Barmherzigkeit Gottes über Dinge an, die er gehört und gesehen. Der Aga der Janitscharen näherte sich dem Sultan, küßte den Saum seines Dschiube, und bat ihn, dem Barbier zu erlauben, eine wichtige Entdeckung machen zu dürfen.

Der Sultan streckte seine Hand aus, als wollte er zu erkennen geben, daß er den Emir unter seinen Schutz nehme. Und nun begann der Emir abermals unter heftigem Schluchzen und den Zeichen der äußersten Verzweiflung ohne seine Knie von der Binsenmatte zu erheben, auf die er sich niedergeworfen hatte, den ganzen

Digitized by Google

Hergang der Untreue der Kadine zu erzählen, wie ihn Elinka ihm mitgetheilt hatte. Dann ließ er sein Haupt auf die Brust herabsinken, und erwartete in Schweigen den Ausspruch seines Gebieters.

Während der Erzählung des Barbiers hatte Mahmud nicht aufgehört, den Tschibuk zu rauchen, den Einer von seinen Officieren ihm dargereicht. Auf seinem Gesichte sprach sich nicht die mindeste Entrüstung aus; nur einmal zog sich seine Stirne einen Augenblick zusammen, sogleich aber nahm er seine vorige Gleichgültigkeit wieder an. Nachdem der Barbier zu reden aufgehört, nahm der Sultan aus den Händen eines Itsch Oglan eine Tasse Kaffee und eine tiefe Stille herrschte, während der Se. Hoheit sie ausschlürfte. Dann zu den hohen Würdenträgern und Officieren gewendet, fragte er mit gelassener Stimme, was sie hierin zu thun für gut hielten. Alle äußerten durch Zeichen ihren Unwillen. Schon lange klagte man über die den Rajas geschenkte Nachsicht. Die schwere Beleidigung in diesem Falle, gegen den der Koran eine eigene Strafe verhängte, erforderte, ihrer Meinung nach, ein abschreckendes Beispiel. Man verhehlte nicht, daß die geringste Nachsicht gegen die Strafbaren eine Empörung der Imams und Janitscharen zur Folge haben könnte. Alle sagten der Reihe nach ihre Meinung. Mahmud hörte sie an, ohne ein Zeichen von Ungeduld zu verrathen, so sehr auch seiner großen, herrschbegierigen Seele jeder solcher Zwang zuwider seyn mußte. Allein er mußte seine Tyrannen schmeicheln, wenn er sie verderben wollte. Das Nationalsprüchwort: „Küsse die Hand, die Du nicht abhauen kannst," diente ihm als Richtschnur. Ohne Zögerung siegelte er mit seinem Siegelringe die beiden Urtheile, die ihm ein Sekretär vorlegte.

Sainte-Pelagie.

(Fortsetzung.)

Der Republikaner ist schon seit sechzehn Jahren bestimmt, im Gefängnisse seinen Patriotismus zu stählen. Dort findet er alle Erinnerungen und Traditionen seiner Freunde wieder. Lebhaft, tapfer, uneigennützig, führt er ein reines und von Sorgen unbeschwertes Leben; nichts drückt ihn, weder Schulden noch Abhängigkeit, noch Reichthum, das Wort Vaterland berauscht ihn, und das der Freiheit macht ihn zittern vor Freude. Im Gespräche über Politik ist er offenherzig, energisch, kühn, niederschmetternd. Er vertraut seiner Kraft und kennt von der Vergangenheit nur seiner oder seiner Väter Siege; er spricht von der Gegenwart wie von einem leeren Traume, von der Zukunft wie von seinem Erbtheil. Das Gestern ist in seinen Augen nicht mehr, das Heute nichts, das Morgen Alles. So singt er, bereitet seine Propaganda, entwirft seine Konstitution, organisirt, ordnet den Staat, liest seine Zeitung, kritisirt, raucht, verurtheilt, trinkt, stellt das Verzeichniß der Männer für das Pantheon her, entscheidet über Krieg und Frieden, und behandelt Europa mit der Fußspitze. Seine Familie liebt er, aber er verwechselt sie mit seinem Vaterlande; sein Leben ist abenteuerlich, wandelbar; überall hin und her geworfen, gleicht es einem Bivouak oder Zigeunerleben, aber stets ist er bereit festen Fußes den Kugeln gegenüber auszuhalten, wenn es die Freiheit will. Voll Aufopferung für Andere, weckt er auch in seiner Umgebung diese Tugend. Einer erzählt euch, daß er seiner Mutter nie wissen lassen wollte, wo er sich befinde; allerdings könnte sie ihn unterstützen, aber sie würde vielleicht vor Gram sterben; ihr Sohn will daher lieber weniger essen, kaum trinken, und Alles hoffen. Von einem Andern erfährt man, daß er das neunte Kind einer armen Wittwe ist, welche starb und ihn und seine Geschwister noch ganz klein und von Allem entblößt zurückließ. Sein Oheim, der Wagner, selbst Vater dreier Kinder, adoptirt die neun seiner Schwester und hat nun zwölf. Nur Leute, die Nichts haben, verstehen so das Wort Familie. Ein anderer, noch sehr junger Mensch war mir aufgefallen; ich fragte ihn nach seiner Geschichte: „Ich war das erstemal nach Paris gekommen, sagte er, es war damals im Julius, als man sich schlug. Es galt der Freiheit und mein Vater, der ein Alter von der vorigen Revolution ist, hatte mir gesagt, wenn man den 10 August mache, werde er auch dabei seyn. Und ich sagte, ich muß es wie mein Vater machen, ich muß mich schlagen, und als die Emeute wieder anging, mischte ich mich auch darein, weil wir nicht zufrieden sind; und so wurde ich ergriffen." — „Aber, bemerkte ich ihm, die Emeute ist keine Revolution." — „Ha," erwiderte er, „ich war Einer der ersten im Julius, und so ging es gerade auch an." — „Du glaubst also noch an eine andere Revolution?" — Er machte ein Zeichen der Verwunderung, wie man nur so fragen könne.

Unter diesen Leuten war einer der besten und bravsten ein Buchdruckergeselle, Namens Lebon. Es war die edelste Ehrlichkeit des Herzens, der würdigste, zarteste und kühnste Charakter. Jedermann liebte ihn. Man hatte ihm angeboten, ihn frei zu lassen, wenn er die Volkshaufen zu meiden verspreche. „Wenn ich draußen bin," antwortete er, verlange ich nichts als Arbeit, hier herin nichts als Gerechtigkeit." — Lebon hatte eine junge, schöne, nette Frau, deren Herzensgüte ihren sanften Gesichtszügen noch mehr Reiz verlieh. Seit acht Tagen hatte sie ihn nicht mehr besucht. Lebon war in Verzweiflung. Endlich erfuhr er, daß er sechzig Stunden von Paris ein Kind verloren und seine Frau ihm ein anderes geschenkt habe. Am andern Tage war die Neuentbundene im Sprachzimmer; sie war zu Fuß und bei kaltem Wettee gekommen, um selbst den Neugebornen seinem Vater zu bringen. Man hatte sie für seine Amme gehalten. Hundert Weiber aus den höhern Ständen hätten sich daran den Tod holen können. Die Frau des Proletariers ist nicht so verzärtelt: „Mutter und Kind befinden sich wohl."

Ich habe eben von den Frauen gesprochen; es ist unmöglich, daß sie nicht stets eine der ersten Stellen behaupten, wo es gilt Theil zu nehmen an einem Opfer, einem Schmerz, einem Unglück, wo es gilt, gebeugten Muth aufzurichten, ein sinkendes Herz zu stützen, einen erlöschenden Geist wieder zu entflammen. Man sieht Frauen von jedem Alter, jedem Stande, jeder Tracht: Mütter, Weiber, Töchter, Schwestern, Freundinnen nach Sainte-Pelagie kommen, elegant, einfach und nachlässig gekleidete, schöne, häßliche, fröhliche, traurige; schnell gehen sie vorüber, kaum daß sie einen Blick zur Seite werfen, sie mögen nun Angehörige von Karlisten oder Republikanern, Proletariern oder Aristokraten seyn. Denn auch einen für die Aristokraten vorbehaltenen Pavillon gibt es in Sainte-Pelagie. Diese Aristokraten bestehen meist aus politischen Verurtheil-

Digitized by Google

ten, d. h. größtentheils aus Schriftstellern, aus Journalisten: Bascans und Genoude, Thouret und Leduc, Lapelouze und de Brian. Der aristokratische Pavillon hat auch seine eigene Sitte und Weise; man beobachtet dort noch einige Etikette; die Zeit vergeht dort langsamer, das Leben ist minder geräuschvoll und die Stiege reinlicher. Uebrigens wird dort Musik gemacht, man erhält Besuch von seinen Freunden, man kommt zusammen, man plaudert, man lacht sogar manchmal. Wie könnte es anders seyn? Grandville und Forest kommen oft dahin und dort befindet sich auch jener Juvenal Philippon, der Redacteur des Karrikaturenjournales.

Viel wurde an dem Tage gelacht, als er nach Sainte-Pelagie kam. Philippon und Thouret, die stäten Gefangenen von Sainte-Pelagie, haben eine noch stätere Heiterkeit. Philippon und Thouret führten ihre eigene Haushaltung; Thouret eine legitime, wie es mit Philippons seiner beschaffen war, will ich erzählen, wenn man es hören will.

Alle Tage besuchte ihn eine junge brünette, und lebhafte, aber herrliche Frau mit einem kleinen Mädchen von fünf Jahren. Ich hielt jene für seine Tochter. Sie waren nicht das Eine und nicht das Andere. Philippon erklärte mir dieses Verhältniß. Zur Zeit, als er in Lyon lebte, lernte er Agathe kennen; sie war damals sechzehn Jahre alt, und reizend wie die Mädchen des südlichen Frankreichs; wie sie hatte sie ein freimüthiges gutes Herz, und einen lebendigen Kopf. Ich weiß nicht wie viele Roués, junge und alte, ihrer Unschuld nachstellten. Philippon wollte sie aus ihren Schlingen retten, er gewann ihr Zutrauen, er liebte, er achtete sie sogar längst schon. Allein er war erst zwanzig Jahre alt, sie kaum sechszehn. Uebrigens hatte sie ihre Mutter verloren, und ihr Vater, ein abgedankter Soldat von der Loirearmee, hatte sie schon so groß, so schön wieder gefunden, daß eine andere Liebe als die väterliche sich seines von Wunden geschwächten, und fast verrückten Kopfes bemächtigte. Agathe hatte also keinen Schutz mehr in ihrem Hause; sie beschwor Philippon, sie von Allem zu retten, was sie umgab. Philippon nahm sie zu sich; allein es mußte an die Zukunft gedacht werden; die Nothwendigkeit, eine Kunstreise zu seiner weitern Ausbildung anzutreten, zwang Philippon zu reisen. Agathe war ihm sehr theuer, allein wie viele Zerstreuungen bietet das Reisen. Agathe ihrerseits, nachdem sie viel geweint und geklagt, tröstete sich endlich; die Verführung nahte sich ihr wieder; ein junger Mann besonders, von ziemlich schöner Gestalt, reich und sehr liebenswürdig, folgte ihr wie ihr Schatten. Die Zeit verstrich, drei Jahre waren vorüber. Der neue Liebhaber verdoppelt seine Huldigungen, er bietet seine Hand; nur allzubald wird er glücklich — und Vater. Um eben diese Zeit kam Philippon nach Lyon zurück. Zwei Tage nach seiner Ankunft stürzt ihm auf offener Straße eine Frau zu Füßen, fleht ihn um Verzeihung an, klagt ihn, klagt sich an. Der Vorfall wurde Stadtgespräch, allein die Lage der Dinge hatte sich völlig verändert, also auch die gegenseitigen Verbindlichkeiten, Philippon ging nach Paris, Agathe erwartete ihre Vermählung mit dem Vater ihres Kindes.

Allein die Familie des jungen Mannes wollte lieber ein schon beträchtliches Vermögen durch eine reiche Heirath vermehrt sehen. Agathe wird vernachlässigt, bald ganz aufgegeben; ihr Vater wird völlig wahnsinnig, sein Enkel krank. Da erfährt sie, daß eine andere Heirath im Werke und sie betrogen ist. Einige Tage lang trägt sie den verzehrenden Schmerz in ihrer Brust; inzwischen erholt sich ihre Tochter wieder. Eines Abends begibt sie sich nach dem Hause ihres treulosen Mannes und wartet bis Mitternacht vor der Thüre. Bald darauf kommt er, ohne sie zu bemerken; sie folgt ihm in das vierte Stockwerk hinauf, wo er wohnt; sie wagt es noch nicht einzutreten, der Muth verläßt sie. Doch der junge Mann war in Gesellschaft seines Vetters, und beide machten sich über sie lustig. Da reißt sie ungestüm die Thüre auf und sagt: „Ich komme, um Dir Deine Tochter zu übergeben; was meinen Vater betrifft, so braucht er weder mich, noch Dich; er ist gestern gestorben. Ich selbst, die Du betrogen hast, werde nicht die Schande ertragen, die meiner wartet.“ Mit diesen Worten eilt sie nach dem Fenster und stürzt sich hinaus. Das Fenster ging auf ein Gäßchen hinaus, durch das ein Arm der Saone fließt. Einige Balken lagen zum Glück über diesen Kanal. Man glaubte nicht anders, als man würde sie todt finden; wie durch ein Wunder war sie auf die Balken gefallen, die den Sturz aufgehalten; allein es läßt sich denken, in welchem Zustande man sie hinwegtrug. Dieser Vorfall, der einen tiefen Eindruck auf den jungen Mann gemacht hatte, führte ihn jedoch nicht zu bessern Gesinnungen zurück. Mit ein wenig Gold glaubte er Alles gut machen zu können, allein er wollte seiner Tochter keinen Namen geben. Agathe wies alle Anerbietungen zurück. Philippon vernahm zu Paris die traurige Geschichte. Eines Tags sieht er die arme Agathe mit ihrer Tochter in seine Wohnung treten; er erfährt bald, daß sie von Allem entblößt ist, und zittert bei dem Gedanken, wohin die Verzweiflung sie bringen könne. „Ich bin es,“ sagte er zu ihr, der Dich zuerst auf diesen unglücklichen Weg geführt hat; es ist meine Pflicht, Dir zu Hülfe zu kommen. Du hast ein Kind, dessen Vater sich unwürdig benommen hat; ich adoptire es, ich werde für das Mädchen arbeiten. Wenn Du selbst das Leben mit mir theilen willst, so werde ich mich allzuglücklich schätzen, wenn ich Dir das Unrecht vergessen machen kann, das ich gegen Deine Jugend begangen haben mag.“ Von dieser Stunde an, nennt das Mädchen Philippon ihren Vater, und Agathe ist an ihn durch eine Liebe gekettet, die nie erloschen war, und durch Dankbarkeit nur noch inniger wurde.

(Schluß folgt.)

Eine Alligatorenjagd in Indien.

(Aus des Kapitäns Hall Fragments of Voyages and Travels. Edinburgh 1831.)

Die hier beschriebene Alligatorjagd wurde in der Nähe von Trinkomali, auf der Insel Ceylon, zum Vergnügen des englischen Admirals, Sir Samuel Hood, angestellt, und von dem ersten Ceyloner Regiment, das aus Malayen in britischen Diensten bestand, gehalten. Sehr früh am Morgen des 22 Septembers wurde die Gesellschaft, die aus mehreren Damen und einer tüchtigen Schaar von Roth- und Blaurocken bestand, aus ihren Betten aufgescheucht, um sich nach dem Jagdreviere auf den Weg zu machen. Der Admiral war wie gewöhnlich lange vor jedem Andern auf, angezogen und zu Pferde, wobei er nicht unterließ, Allen, wie sie nach und nach aus ihren Höhlen zum Vorscheine kamen und sich die Augen reibend besannen, ob wohl das Jagdvergnügen sich der [illegible]lichen Beschwerde des frühen Aufstehens verlohne, mit manchem guten Jagdwitze und Waidspruche zuzusetzen. In andern Ländern kann man die Stunde des Aufstehens der freien Wahl eines Jeden überlassen; in Indien ist sie mit dringender Nothwendigkeit bestimmt, wenn anders etwas Frucht-

Digitized by Google

bares ausgerichtet werden soll; denn wenn der Sonnenstand nur eine geringe Höhe erreicht hat, wird Hitze, Beschwerlichkeit und selbst die Gefahr, den brennenden Strahlen ausgesetzt zu bleiben, so groß, daß es mit allem Vergnügen ein Ende hat. Dieser Umstand macht das Reisen, Jagen und andere körperliche Anstrengungen Langschläfern sehr unbequem und gibt dem indischen Leben eine ganz eigenthümliche Färbung. Da Niemand darum besorgt seyn durfte, bei einer Partie, deren Leitung Sir Samuel Hood übernommen, zu früh zu kommen, so war die ganze Gesellschaft schon in frühester Dämmerung nach dem Orte auf den Beinen, wo das Schauspiel vor sich gehen sollte. Die Gegend war auf viele Meilen in die Runde so flach wie ein Sumpf; hier und dort waren in der Ebene stehende Seen zerstreut, die durch träges dahinschleichendes Gewässer verbunden waren, was sich in seinem schlammigen Bette zwischen Ufern, von üppig aufgeschossenen Sumpfkräutern umgeben, worin Wolken von Moskito's hauseten, kaum von der Stelle zu bewegen schien. Die kalte Morgenluft fühlte sich so trüb und klebrig an, daß auch ein Mensch, der auf seine Gesundheit und Körperkraft Stein und Bein geschworen hätte, nicht umhin konnte, an Kopf-, Zahn- und Gliederreißen, Sumpffieber und die ganze hoffnungsvolle Sippschaft der Malaria zu denken. Die abgehärteten einheimischen Soldaten, die allen giftigen Dünsten und Nebeln zum Trotze die Nacht über auf freiem Felde zugebracht hatten, stellten sich auf, um den Admiral zu empfangen, und bildeten die wunderlichste Parade, die man wohl je noch gesehen hat. Das ganze Regiment hatte die Uniform und überhaupt jedes Kleidungsstück bis auf ein Paar kurze Schwimmhosen und eine Art Sandalen abgelegt. Statt der Flinte trug Jeder einen dünnen Stock, an dem oben das Bajonnet seiner Muskete befestigt war. Die ganze übrige Bewaffnung bestand aus dem furchtbaren malayischen Kris, einer Art Dolch oder kleinen Ausgabe des zweischneidigen Schwertes, mit dem der Erzengel Michael in Raphaels Gemälde der Austreibung unsrer Voreltern aus dem Paradiese bewaffnet ist. Bald nach der Ankunft des Admirals theilte sich das Regiment in zwei Schaaren und eine Reservetruppe. Die beiden Hauptkolonnen, die eine rechts, die andere links aufgestellt, setzten sich in Bewegung, um auf zwei entgegengesetzten Seiten von einem jener oben erwähnten Kanäle, welche die in der Ebene zerstreuten Seen verbinden, Fuß zu fassen. Diese Truppenabtheilungen standen nur eine englische Meile weit von einander und schlossen einen Zwischenraum ein, wo allerlei Anzeichen nach, auf die nur die Malayen sich verstehen, (denn sie sind leidenschaftliche Liebhaber dieser Jagd) Alligatoren in Menge vorhanden seyn mußten. Die Soldaten stellten sich quer im Kanal in drei Parallellinien, zehn oder zwölf Fuß von einander entfernt, auf, die Linien selbst aber standen Mann an Mann, wobei nur so viel Raum gelassen war, um die Piken gehörig zu handhaben. Der Kanal mochte in der Mitte seiner Strömung vier oder fünf Fuß in der Tiefe haben, wenn man anders eine Strömung nennen kann, was sich fast nicht von der Stelle bewegte. Die Farbe des Wassers, so lang es nicht getrübt wurde, war eine Mischung von Dinte und Kaffee, und wenn der Schlamm aufgerührt wurde, kam es an Dicke und Farbe einer Erbsensuppe gleich. Nachdem alles Dieß in Ordnung war, stachen die Soldaten mit ihren Spießen in den Schlamm, und zwar, wenn ich mich recht entsinne, die Waffen gekreuzt, und bei dem Worte „Marsch" setzten sie sich in Bewegung, indem sie ein Geschrei oder Kriegsgeheul ausstießen, das das Blut Derer, die am Lande standen, gerinnen machte, ungerechnet, was es für einen Eindruck auf die Bewohner der Tiefe hervorbringen mußte. Da die beiden Abtheilungen der Alligatorenfeinde von dem entgegengesetzten Ende des Kanals vorrückten und in dichtgeschlossenen Kolonnen allmählich sich näherten, und dabei aus vollen Hälsen johlten und heulten und ihre Spieße tief in den Schlamm stachen, so flüchteten sich die aufgescheuchten Thiere natürlich in den noch offen gelassenen Zwischenraum. Uebrigens muß es den Alligatoren oder Krokodilen (denn sie sind, wie ich glaube, nicht sehr verschieden) zur Ehre nachgesagt werden, daß sie Verstand genug hatten, ihren Feinden ihre langen Schwänze entgegen zu strecken und sich so schnell als möglich in die Mitte des Kanals zu begeben. Hie und da geschah es auch, daß manches der Ungeheuer, entweder durch das Geschrei verwirrt, oder durch einen Lanzenstich gekitzelt, oder durch das trübe Wasser irre geführt, zurück schwamm, in dieser verfehlten Richtung unter die Soldaten gerieth, und durch die erste, zweite und dritte Pikenreihe hindurchbrach. Für jede andere minder geübte Hand würde ein solcher Durchbruch des Wildes ein schlechter Spaß gewesen seyn; für die Malayen war es der höchste Genuß ihrer Jagd. Eiligst wurde um die gehetzte Sumpfhyäne, die sich schon gerettet glaubte, ein doppelter Kreis geschlossen. Mittelst wohlgezielter Bajonnetstöße und durch die Tritte von manchen Dutzend Füßen wurde das arme Thier unter den Schlamm hinabgebracht, wo es dann seine Feinde halb erstickten, halb erstachen, bis sie zuletzt seinem Leben in der Tiefe, wohin kein menschliches Auge dringen konnte, und auf eine, wie sich leicht denken läßt, höchst unrühmliche Weise ein Ende machten.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die Zeitung von Trinité (Martinique) vom 7 Dezember v. J. berichtet: „In der Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag, zehn Minuten vor acht Uhr, empfanden wir ein sehr heftiges Erdbeben. Es waren zwei Stöße, wovon der erste nahe an drei Sekunden dauerte. Eine vier bis sechs Sekunden fühlbare Oszillation folgte, worauf sich ein fernem Donner ähnliches Getöse vernehmen ließ; dann kam der zweite Stoß, der weit furchtbarer als der erste war. Die Erde schien zu schwanken wie die Wogen der See; und die festesten Gebäude, wie die leichtesten Hütten mußten der Gewalt dieser Erschütterung nachgeben und erzitterten bis in den Grund. Die Gewässer des Golfes waren in heftiger Bewegung, und am Bord der Schiffe spürte man Stöße, wie von einem großen Körper. Zu Anfang des Abends war die Hitze unerträglich und während des Erdbebens kein Lufthauch zu verspüren. Nachts zehn Uhr und um zwei Uhr Morgens wurden noch einige Erschütterungen verspürt, die aber bei weitem nicht so heftig waren, als die ersten. Einige dichte Regengüsse fielen nachher.

Von einem nicht minder heftigen Erdbeben wurde am 8 Oktober v. J. Arica in Peru heimgesucht. In dieser Hafenstadt spürte man an dem erwähnten Tage Abends neun Uhr eine Erschütterung, die fast eine ganze Minute dauerte. Kein Haus blieb in gewöhnlichem Zustande; indeß wurden doch nur zwei Personen getödtet und eine verwundet, da glücklicher Weise zu dieser Zeit die ganze Bevölkerung wegen einer Prozession auf der Straße war. Ein fünfzehn Lieues südlich entlegenes Dorf wurde völlig zerstört; ein anderes in gleicher Entfernung gegen Norden gelegenes hat nicht so viel gelitten. Die Erschütterung pflanzte sich von Süden nach Norden fort. Die Schiffe im Hafen fühlten heftige Stöße. Tecna hat nicht so viel als Arica gelitten, wo man sagen kann, daß kein Stein auf dem andern geblieben ist.

Am 25 Januar d. J. wurde Foligno, eine dreiunddreißig Miglien nördlich von Rom gelegene Stadt, von einem Erdbeben heimgesucht, durch das sie fast gänzlich zerstört wurde. Diesem furchtbaren Ereignisse ging ein heftiger Regen von Schloßen begleitet voran. Die ganze Bevölkerung flüchtete sich mit ihren besten Habseligkeiten auf das freie Feld. Auch die benachbarten Dörfer haben gelitten; nahe bei Assisi stürzte ein Theil der berühmten Kirche Degli Angeli ein, und die Mönche hatten kaum so viel Zeit, sich nach Perusa zu flüchten. Auch zu Rom wurde dieser Erdstoß in der gleichen Stunde, wie zu Foligno, verspürt. Die Erschütterung war wellenförmig, richtete aber keinen Schaden an. Nach den ersten Erdstößen folgten noch mehrere andere, die viele Gebäude einstürzten. Am 27 Januar drohten die Anzeichen in der Atmosphäre ein eben so großes Unglück als am verderbenvollen 15, und die erschrockene Einwohnerschaft sah neuen Verwüstungen entgegen. Ein in der Nacht des 29 Januars verspürter Erdstoß richtete zu Trevi, einer Stadt, sechs Miglien von Foligno, großen Schaden an. Eines dem Erdbeben von Foligno vorausgegangenen Phänomens ist bereits in diesen Blättern (Ausland S. 524) erwähnt worden. — Foligno liegt in einer fruchtbaren Ebene, am südlichen Fuße der Apenninen, am Topino, nahe bei dessen Vereinigung mit der Marroggia, und zählt 15000 Einwohner.

Auch zu Modena, Reggio und Parma hat ein Erdbeben in der Nacht vom 12 auf den 15 Februar großen Schaden angerichtet. Die Stöße waren mehr oder minder heftig am 11 zu Verona und Mailand, am 12 zu Modena, am 13 zum zweiten Male in Verona und Mailand. Zu Neapel, zu Cosenza und Catanzaro verspürte man am 8 Erdstöße.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 111. 20 April 1832.

Rußland im Jahre 1832.

England und Frankreich haben endlich, nach langer Zögerung und nicht ohne großes Herzklopfen, den nordischen Mächten den Handschuh hingeworfen; und, wie es scheint, den belgischen Traktat einmal auf eine entschlossene Weise ratifizirt. Die Frage über Krieg oder Friede beruht nun auf der Entscheidung des russischen Autokraten. Wird er stolz auf die Unterjochung des unglücklichen Polens, der vereinten Macht der beiden mächtigsten Staaten der Welt trotzen? Wird er, wenn auch von Preußen und Oestreich unterstützt, die furchtbaren Wechselfälle eines allgemeinen Kriegs wagen? Dem Gang der Ereignisse vorgreifend, glauben wir diese zwei Fragen mit entschiedenem Nein beantworten zu dürfen.

Vor der Zeit Peters des Großen hatte Rußland auf das politische System von Europa nicht den geringsten Einfluß; seine civilisirten Nachbarn betrachteten es als eine asiatische und barbarische Macht, allein das Genie Peters weckte den Riesen aus seinem Schlummer und belebte die physischen und moralischen Kräfte, die sich unter einer Reihe von großen und kriegerischen Herrschern und Herrscherinnen so schnell und furchtbar entfalteten, daß, die Vereinigten Staaten ausgenommen, die rasche Entwickelung dieser nordischen Macht nicht ihresgleichen in der Geschichte hat. Siegreich in jedem Kriege hat Rußland, seit der Regierung seines großen Schöpfers bis auf die gegenwärtige Zeit, nie Frieden geschlossen, ohne einen bedeutenden Zuwachs an Gebiet und politischem Einfluß zu gewinnen. Die Entwürfe Katharina's waren die riesenhaftesten und umfassendsten, und bilden die Grundlage der russischen Politik. Ihr Sohn Paul wollte das britische Indien erobern; das Invasionsheer war bereits auf dem Wege nach der östlichen Gränze, als durch den frühzeitigen Tod des Monarchen die Lösung dieses großen militärischen Problems ins Stocken gerieth. Der Feldzugsplan und die Operationslinie der Invasion mag sich noch in dem Archiv der Schule des Generalstabs zu St. Petersburg befinden. Der Charakter des verstorbenen Kaisers, und die außerordentlichen Ereignisse unter seiner Regierung liegen uns noch zu nahe, um genau gewürdigt werden zu können; man kann indeß behaupten, daß er unter der Maske der Mäßigung den eroberungssüchtigen Ehrgeiz und die tief verschlossene politische Doppelseitigkeit seiner kaiserlichen Großmutter besaß, und daß es das Streben seines ganzen politischen Lebens war, ihre kühnen, riesenhaften Entwürfe auszuführen.

Seit dem Jahre 1793 wurden die ehrgeizigen Plane Rußlands von England mit eifersüchtigem Auge bewacht. In diesem Jahre war es, wo Pitt eine Adresse an den König richtete, in der er um Absendung eines Geschwaders nach dem baltischen Meere bat, zum Schutze des Königs von Schweden, Englands Verbündeten, eine Maßregel, der Lord Grey, der jetzige Premierminister, sich mit Erfolg widersetzte. Der überlegene Geist Napoleons war es, der mit dem ihm eigenen Seherblick das Heranwogen der russischen Fluth andeutete, die mit jeder gebrochenen Welle neuen Boden gewann, und den europäischen Kontinent zu überschwemmen drohte. Diesen Strom nach seinen alten Steppen zurückzudrängen: „rofouler la Russie," (sein Lieblingsausdruck) war der Plan Napoleons, als er den denkwürdigen Feldzug des Jahres 1812 unternahm; ein Feldzug, der zwar auf die richtigste Politik gegründet, aber durch Vernachlässigung aller militärischen Grundsätze bezeichnet war; ein Fehler, dem allein man sein Mißlingen zuschreiben muß. Siegreich auf jedem Schlachtfelde, schlug sich das französische Heer durch alle Hindernisse, und erreichte das Ziel seines Feldzugsplanes — Moskau; allein als das russische Volk mit heldenmüthiger Hingebung seine alte Hauptstadt dem Vaterlande zum Opfer brachte, und nun die Vorhut des Invasions-Heeres sich nicht mehr halten konnte, da zeigte sich das Hauptgebrechen des Feldzugplanes, nämlich die Vernachlässigung des großen militärischen Grundsatzes einer Basis, die allein den Erfolg einer militärischen Operation sichern kann, und Diesem allein, nicht den Elementen, die der verfolgenden Armee ebenso entgegen waren, als der zurückweichenden, muß das Mißlingen eines Planes beigemessen werden, der von dem größten militärischen Genie aller Zeiten entworfen wurde. Hätte Napoleon — seines großen politischen Fehlers der Nichtwiederherstellung des Königreiches Polen nicht zu gedenken — eine zweite Basis seiner Operationen in Litthauen gebildet, so hätte er, wie selbst russische Kriegsverständige zugeben, in Smolensk und seiner Umgebung gute Winterquartiere beziehen, und seine Armee für einen zweiten Feldzug ergänzen können, der Rußlands Schicksal entschieden haben würde. Dieß möge dienen zu beweisen, wie irrig die langgehegte Meinung von der russischen Unüberwindlichkeit ist, die sich auf den Erfolg von diesem denkwürdigen Feldzug gründet.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Biheh und Cunhinga.

(Fortsetzung.)

Die Wälder in der Umgegend der Banza von Biheh haben sehr viele Pandas; auch sah ich einen andern Baum, mit dessen gelbem Holz die Strohgeflechte gefärbt werden, welche die Eingebornen verfertigen; die Vegetation ist üppig, und der Boden sehr fruchtbar. Maismehl und das Fleisch der auf der Jagd erlegten wilden Thiere sind, obwohl sie auch Hausthiere haben, die hauptsächlichsten Nahrungsmittel der Neger. Ungeachtet die Hitze zu Biheh nicht bedeutend ist, weil dieser Bezirk sehr hoch liegt, so tragen die Schafe, doch wie in den benachbarten heißen Küstenländern, statt der Wolle, Haare. Die Ziege ist kleiner als in Europa, und der Bock hat kleinere aber spitzigere Hörner; Ochsen und Kühe sind von mittlerer Größe. Die erstern, die schnell und sicher gehen, werden von den Negern geritten. Die Affen, die mir aufstießen, waren sehr klein, mit schwarzer Nase und blauem Gesicht. Die wilde Katze ist kaum so groß als die europäische, aber sehr räuberisch. Das hier unter dem Namen „Löwe" bekannte Thier hat die Größe unsers Wolfs, und keine Mähne; auch der Panther ist viel kleiner, als der von Angola. Nur die Ratten sind von ungeheurer Größe und sehr häufig; die Schweine stellen ihnen nach und fressen sie gern. Der Elephant ist von denen, die ich in nördlichen Ländern gesehen habe, nicht verschieden; die Adler sind sehr groß, von grauer Farbe und haben einen Federstrauß auf dem Kopf. Auch der Sperber erreicht eine bedeutende Größe. Die gemeinen Hühner sind außerordentlich klein; die Perlhühner dagegen ungemein groß.

Als ich Biheh erreichte, waren meine Träger so ermüdet daß sie hinkten. Schon einige Tage früher hatten sie sich außerordentlich bereitwillig gezeigt, meinen Befehlen, rücksichtlich der starken Märsche, die ich anordnete um die Wälder bald hinter mir zu haben, nachzukommen. Gern ließ ich ihnen nun Zeit sich auszuruhen, und um sie zu belohnen, gab ich ihnen ein halbes Faß Tafia und einen jungen Stier, den mir der Soba geschenkt hatte, wofür sie ihren Dank durch ein Freudengeschrei ausdrückten. Nachdem sie sich ausgeruht hatten, verabschiedete ich sie, unserer Uebereinkunft gemäß; der Soba versprach mir andere unter seinen Unterthanen zu wählen, für die er mir bürgte, und die Folge zeigte, daß er nicht zu viel versprochen hatte. Die große Menge von Waarenballen, die ich schon sechs Monate vor meiner Abreise von Loanda, nach der Banza vorausgeschickt hatte, erforderte viele Träger, die ich auch ohne Mühe erhielt. Da die, welche ich entlassen hatte, so zufrieden mit mir waren, so drängten sich die Einwohner der Banza zu meinem Dienst, und der Soba durfte nur unter ihnen wählen. Ich hatte alle Ursache, mit diesem Fürsten zufrieden zu seyn. Als die Neger mit meinen Waaren angekommen waren, wies er ihnen Häuser an, um sie abzulegen, und verbot seinen Unterthanen etwas von meinen Pombeiros zu fordern. Er hatte sorgfältig darüber gewacht, daß Diejenigen, denen ich die Leitung der Karawane übertragen, keine unnöthigen Ausgaben machten; seine Aufmerksamkeit und Umsicht waren der Belohnung würdig.

Ich war sehr über das gute Aussehen meiner neuen Träger erfreut: groß, stark, flink, muthig und von unerschrockener Miene, würden sie auch dem furchtsamsten Reisenden Zutrauen eingeflößt haben. Felle um die Lenden, die Patrontasche vorn herunterhängend, Keule, Beil oder Bogen in den Händen, die Flinte auf der Schulter, hatten sie ein wahrhaft kriegerisches Aussehen. Von solchen Männern begleitet, hoffte ich den günstigsten Erfolg von meinem Unternehmen. Da meine Leute mich drängten, die Reise fortzusetzen, so machte ich dem Soba meinen Entschluß bekannt. Ungeachtet er nicht zufrieden damit schien, so wünschte er mir doch, als ich ihm meine Abschiedsgeschenke überreichte, alles mögliche Glück, und begleitete mich sogar ungefähr eine Viertelstunde weit, um noch eine Flasche auf meine Gesundheit zu trinken.

Wenn man sich von Biheh aus nördlich wendet, kommt man durch viele Dörfer. Die Mischung der Bundasprache mit dem Benguelischen, die hier gesprochen wird, deutet auf die Verbindung, in der die Bewohner mit den weiter gegen Norden wohnenden Völkerstämmen stehen. Im vierten Dorfe traf ich Negergreise unter Bäumen sitzend, die nicht die mindeste Neugier über meinen Zug verriethen, sehr tiefsinnig aussahen, und nichts sprachen. Ich ließ Halt machen, und setzte mich zu ihnen. Nach einer kurzen Unterredung bot ich ihnen ein Glas Tafia; mein Benehmen schien sie in ein Erstaunen zu versetzen, das sie gar nicht verhehlten. Ich richtete einige Fragen über ihr Land an sie, und erfuhr, ohne mir das Ansehen zu geben, als wolle ich sie ausforschen, wodurch ich nicht zum Zweck gekommen seyn würde, was ich zu wissen wünschte. Einer der Neger erzählte mir, daß Biheh vor der Eroberung des Landes Angola durch die Portugiesen, einen Theil des Königreichs des Humbeh Jehnehneh, das sich weit nach Südosten erstreckt, ausgemacht habe. Humbeh Jehnehneh sah mit Bedauern seinen Verbündeten, den König von Angola, mit den Portugiesen in Krieg verwickelt, und wollte sogar alle seine Unterthanen bewaffnen, um ihm zu Hülfe zu eilen. Er sah voraus, daß der Sturz des Königs von Angola auch den vieler anderer nach sich ziehen würde, die allein zu schwach waren, den Europäern Widerstand zu leisten, daß sie aber vereint diese Fremden wohl bezwingen könnten. Alle Unterthanen der Provinzen des Humbeh, mit Ausnahme der von Biheh, ergriffen die Waffen, und zogen ins Feld, wurden aber bald zurückgerufen, um gegen ihre eigenen Landsleute zu kämpfen, denn der Häuptling, der in Biheh herrschte, hatte im Namen des Volks geantwortet, daß er das Gebiet seines Oberherren zu schützen wissen werde, wenn man einen Einfall beabsichtige, daß er sich aber keineswegs den Wechselfällen eines Kriegs gegen eine Nation aussetzen wolle, die ihn weder angegriffen noch beunruhigt habe. Ueberdieß, fügte er noch bei, werde jene Nation wahrscheinlich siegen, und dann, übermüthig durch diesen Erfolg, Die überfallen, die sich feindselig gezeigt hätten. In diesem Falle würde man von Männern, die mit dem Blitz bewaffnet seyen, Alles zu fürchten haben, besonders wenn Rache sie beseele. Ueberdieß hätten seine Untergebenen ihre Götter für sich, wenn sie sich darauf beschränkten, ihr Land zu vertheidigen; würden sie aber von diesen Beschützern sich entfernen, so müßten sie befürchten, von ihnen verlassen zu werden; dann würden sie genöthigt seyn, auf fremdem Boden einen Winkel zu erbetteln, auf dem sie leben könnten, würden keiner Nation mehr angehören, und als Landstreicher betrachtet werden, die Jeder zu Sklaven machen könne.

Digitized by Google

Diese Antwort mißfiel natürlich dem Humbeh, und er wollte, daß man Jeden, der sich weigern würde, zu den Waffen zu greifen, zum Sklaven machen solle. Dieser strenge Befehl entzündete den Bürgerkrieg, und die nördlichen Provinzen zogen gegen die südlichen, die die Verordnung des Humbeh in Vollzug setzen wollten, der sich selbst an die Spitze seiner Truppen gestellt hatte, um ihren Muth zu beleben. Ungeachtet er den Empörern an Zahl überlegen war, wurde er doch geschlagen, und genöthigt, um Frieden zu bitten, dessen Bedingungen die Ueberwinder vorschrieben, die gerüstet waren, ihn zu verfolgen und aus seinen Staaten zu vertreiben.

Biheh begriff die nördlichen Provinzen des Königreichs Humbeh, und kam weder an Größe noch Bevölkerung den treugebliebenen Staaten bei. Durch ihren Muth hatten die Bewohner die Freiheit errungen; sie wählten einen Fürsten, der von diesem Augenblick an unabhängig war, und keinen Oberherrn anerkannte; ihr Land bildete einen Staat, der nach dem Namen der Hauptprovinz Biheh genannt wurde. Der glückliche Erfolg dieser Unternehmung erregte bei diesem Volke Eroberungssucht. Ein Zwist zwischen zwei angränzenden kleinen Gebieten wurde zur Kriegserklärung, und die Bihens benützten diese Gelegenheit eines nach dem andern zu unterwerfen. Jedoch weit entfernt, diese Stämme zu Sklaven zu machen, ließen sie ihnen die Freiheit, und verleibten sie ihrer Nation ein. Diese hier ganz neue Art Ueberwundene zu behandeln, machte den Bihens viele Freunde; mehrere benachbarte kleine Länder rechneten es sich zur Ehre, diesem neuen Staat anzugehören, der mächtig, gefürchtet und allgemein geachtet war. Noch einige Jahre hindurch hatten die Bihens Kriege zu führen, endlich aber erreichten die Feindseligkeiten ihr Ende, und sie brauchten ihre Waffen nur noch auf der Jagd. Bei jeder Gelegenheit zeigen sie indeß, daß sie stark genug sind, ihren Feinden zu widerstehen, und Begierde nach Kattun und Tafia verleitet sie zuweilen, entfernte Länder anzugreifen, um Sklaven zu holen. Jetzt trachten sie nicht mehr ihr Gebiet zu vergrößern, weil sie Dieß nicht gefürchteter machen würde, denn auf die bloße Kunde, daß ihre Truppen im Anzuge sind, verbergen sich die stärksten und muthigsten Völkerstämme in den Wäldern.

Die Unterredung mit diesen beiden Negern machte mir Lust, den Rest des Tages bei ihnen zuzubringen. Ich ermunterte sie zum Reden, indem ich ihnen von Zeit zu Zeit Tafia einschenken ließ, und die Aufmerksamkeit mit der ich zuhörte, war ihnen so schmeichelhaft, daß sie auf alle meine Fragen antworteten. Unsere Unterredung hörte erst auf, als die guten Alten von Tafia trunken nicht mehr sprechen konnten.

Am andern Morgen reiste ich bei guter Zeit ab, und schlug eine nördliche Richtung ein. Ich fand daß der Abhang des Bodens von der Banza von Biheh bis Cassondeh 180 Toisen betrug; augenscheinlich waren wir der Neigung der Gebirge gefolgt, deren Stamm sich im Osten von Biheh befindet. Man trifft nur sehr wenige, kleine, angebaute Strecken, doch läßt sich hieraus kein Schluß auf die Bevölkerung dieser Gegenden machen, da der Neger viermal weniger zu seinem Unterhalt braucht als der Weiße. Der Sobah von Cassondeh zeigte sich sehr wohlwollend; er sagte mir, daß der Fürst Cunhinga sein Oberherr sey, dem er einen Tribut an Lebensmitteln und wilden Thieren entrichte. Er hatte große Ziegenheerden und lebte sehr friedlich.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Alligatorenjagd in Indien.

(Schluß.)

Den so allenthalben angegriffenen Sumpfinsassen blieb eine verdammt schlimme Wahl zwischen Scylla und Charybdis, und fast schäme ich mich, die wilde Freude zu gestehen, die wir empfanden, als wir die ganz von Sinnen gekommenen Bestien von einem Angriffe weg gerade einem andern in den Rachen laufen sahen. Die Malayen behaupteten sogar in ihrem Entzücken, daß die kleinere Brut den größern Thieren, denen sie auf ihrer Flucht nach der entgegengesetzten Richtung begegne, geradezu in den Rachen renne. Allein diese Behauptung der vor Freude außer sich gerathenen Eingebornen, die, jemehr sich der Raum zwischen beiden Soldatenhaufen verengte, in ein um so wilderes Freudengeschrei ausbrachen, mag billiger Weise in Zweifel gezogen werden. Der Zwischenraum war nun ziemlich mit Alligatoren vollgedrängt, die in der größten Angst hin- und herschwammen, bald untertauchten, bald ihre mit Schlamm bedeckten Schnauzen hoch aus dem Wasser hervorstreckten, bald in heller Verzweiflung pfeilgerade auf den Phalanx der Malayen losstürzten. Bei einem solchen Angriffe wurden gewöhnlich ein halbes Dutzend von den Soldaten über den Haufen geworfen oder ihre Piken zerbrochen und aus der Hand geschlagen, zu höchster Ergötzlichkeit ihrer Kameraden, die eiligst die durchbrochenen Reihen wieder ausfüllten und so sorgfältig aufschlossen, als hätte eine Stückkugel in der Schlacht eine Lücke in ihre Glieder gerissen. Ums Leben kam dabei Niemand, allein Viele wurden verwundet; doch wich und wankte Keiner. Das Hauptkunststück der Jagd schien darin zu bestehen, daß man einen einzelnen Alligator von den übrigen abschnitt und ihm so lang mit Spießen zusetzte, bis er fast das Leben ausgehaucht hatte. Dann gabelten ihn die Malayen mit vereinter Kraft auf, hoben ihn auf einem Dutzend Spießen hoch über ihre Köpfe und schleuderten ihn auf ein gegebenes Zeichen weit hinaus auf das Ufer. Da die Alligatoren Amphibien sind, so blieben sie nicht länger im Wasser, als sie in diesem Elemente im Vortheile waren, und da es zum letzten Handgemenge zu kommen schien und die Reihen ihrer Feinde immer näher und näher zusammenrückten, so vergaßen die Ungeheuer alle Disziplin, und schossen rechts und links über Hals und Kopf nach den röhrichten Ufern hinaus. „Sauve qui peut!“ schien jetzt das Feldgeschrei der Flüchtigen zu seyn, und sicherlich hätte dieß Wort viele von ihnen eben so gut gerettet, als es schon oft andere geschlagene Streitmassen rettete, wenn nicht die Malayen vorsichtiger Weise auf beiden Seiten die Ufer mit der Reserve besetzt gehalten hätten, um die zerstreuten Feldflüchtigen auf das Korn zu nehmen, die mit Schlamm bedeckt, vor Schrecken halbtodt, aber noch immer in entsetzlicher Wuth aus dem Kanal hervorstürzten, in der Hoffnung, einen unfern entlegenen, mit Röhricht überwachsenen, tiefen Sumpf zu erreichen, was aber nur wenigen vom Schicksale bestimmt war. Der Schlußkampf zwischen den fliehenden und verzweifelten Krokodilen und den Malayen der Reserve war noch furchtbar genug, und wären die Einen nicht erschöpft, die Andern noch unermüdet, die Einen nicht zu vorsichtsvoll, die Andern entmuthigt gewesen: gewiß, die Malayen hätten einen harten Stand gehabt. Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß unser tapferer Admiral kein mäßiger Zuschauer blieb. Sein Adlerauge flog stromauf- und abwärts, und als der Kampf hitziger wurde und die einzelnen Gefechte angingen, sahen wir sein Gesicht von Entzücken strahlen. Als aber vollends der erste Alligator, von wenigstens zwanzig Speerwunden durchbohrt und wie ein Igel bestachelt von den abgebrochenen Pikenschäften, ans Ufer geschleudert zu seinen Füßen niederfiel, brach er in ein Freudengeschrei aus, das am ganzen Ufer widerhallte. Und als die Malayen ihre Beute immer enger und enger einschlossen und jeder Augenblick neue Wunder von Muth erzeugte, oder ganze Reihen Soldaten wie Kegel in den schlammigen Strom gestürzt wurden, da würde er sicherlich selbst einen Speer ergriffen haben, und mitten in das dichteste Gefecht mit Stiefeln, Degen und Kokarde auf dem Hute gestürzt seyn, wäre nicht sein Gefolge zugegen gewesen. Indeß hielt er sich so nahe als möglich am Ufer und wetteiferte mit den besten Malayen

Digitized by Google

im Geschrei, womit er sie zu neuen Heldenthaten anfeuerte. Diese innige Theilnahme aber wäre beinahe, wenn nicht dem Leben, doch der Würde Seiner Exzellenz gefährlich geworden; denn ungeachtet der Warnungen der englischen Offiziere des Regiments, die schon von frühern Jagden her aus Erfahrung wußten, wie es kommen würde, blieb der Admiral dennoch am Rande des Kanals stehen, als sich die Alligatoren-Tragödie bereits ihrem Ende näherte. Da wir armen Offiziere uns natürlich verbunden erachteten, unserm Chef in jeder Gefahr zu folgen, so befanden wir uns gerade in dem Augenblicke, wo gegen Ende des Treffens die allgemeine Flucht begann, zwischen der oben erwähnten malayischen Reserve und dem Kanale. Hätten die vor Wuth wahnsinnigen Krokodile nur im Mindesten geahnt, Wen sie vor sich hatten, und ihre langen scharfen Schnauzen und ihre eisenfesten Schwänze ins Spiel gebracht, so würde mancher Offizier Seiner großbritannischen Majestät in höchst unangenehme Berührungen gekommen seyn. Indeß waren wir dennoch eingekeilt in fürchterlicher Enge zwischen den Schnauzen der grimmigen Bestien und den Piken und den Kris der nicht minder grimmigen Malayen. In der That war es schwer zu sagen, Wer von Beiden in diesem Augenblicke am wildesten aussah — die sitzgetrunkenen Eingebornen oder die fliehende Schaar der Alligatoren, die aus dem Wasser heraufbrauste. Von beiden Seiten wurden Viele verwundet, und Alle, wie wir selbst, mit Sumpfgras und Schlamm über und über bespritzt. Einige von uns wurden sogar wirklich über den Haufen gerannt und lagen erbärmlich zugerichtet im Schlamme; den Admiral rettete von einer so unwürdigen Katastrophe nur seine Geschicklichkeit, mit der er von einer Seite auf die andere sprang. Ich weiß nicht mehr, wie viele Alligatoren erlegt wurden, wenigstens aber waren es dreißig oder vierzig. Die größten maßen zehn Fuß in der Länge und vier Fuß in der Runde; ihr Kopf war gute zwei Fuß lang. Außer diesen großen Ungeheuern wurde auch noch eine Menge junger lebendig gefangen, die neun Zoll maßen und zum Theil mit nach Trinkomali genommen wurden. Ein halbes Dutzend davon wurde in Wasserzubern viele Tage im Admiralitätsgebäude aufbewahrt; die übrigen brachte man an Bord, wo sie große Lieblinge der Matrosen wurden, deren sonderbarer Geschmack in der Wahl von Schooßhunden ohnehin bekannt ist.

Eine Szene aus der neuen Vendée.

(Aus dem Tagbuch eines französischen Offiziers.)

Ich wurde den ersten November 1831 zum Lieutenant in dem ersten Grenadierbataillon des ersten Regiments ernannt, das damals einen Theil der Vendéearmee bildete, und reiste sogleich voll Freude und Hoffnung nach Chemilli, wo der Stab des Regimentes lag. Am vierten November gegen drei Uhr kam ich dort an, und fand, daß man mich einige Stunden früher erwartet, und mir einen Auftrag bestimmt hatte, der mich mit nur zwei Grenadieren durch den Wald, der zwischen Chemilli und Chalonne liegt, führen mußte. Da man glaubte, ich werde nicht mehr ankommen, so hatte man einen andern Offizier dazu bestimmt, den ich im Begriffe traf, seine Wanderung anzutreten; ich ging sogleich zum Obersten, und bat ihn, mir den zugedachten Dienst nicht zu entziehen, und bestand so sehr darauf, daß der Oberst endlich nachgab, nachdem er sich zuerst wegen meiner Ermüdung von der Reise u. s. w. geweigert hatte. Ich nahm meine zwei Grenadiere, und wir gingen auf der Heerstraße an Hecken und Gräben hin, wo ich in jedem Augenblick einen Chouan, oder wenigstens den Rauch seiner Zündpfanne zu sehen erwartete; allein Alles blieb ruhig, bis wir eine Viertelmeile im Walde vorgedrungen waren. An einer Stelle, wo der Weg sich wendete, trafen wir plötzlich eine Art von Verhack, und 15 bewaffnete Bauern. Ich forderte sie auf, ihre Gewehre niederzulegen, und nachdem ich den Befehl dreimal wiederholt, schlugen wir an. Ich trug eine Doppelflinte, aber beidemal brannte mir das Pulver ab. Die Chouans erhoben ein lautes Geschrei, feuerten, und wir stürzten alle drei zu Boden; ich habe seitdem erfahren, daß Einer meiner Leute durch das Herz geschossen war. Der zweite schien in den Kopf verwundet, mich hatte eine Kugel getroffen, die mir das rechte Schulterblatt streifte, und zwischen der Schulter und der Brust durch und durch schlug. Ich fiel ohne Bewußtseyn zu Boden, und als ich wieder erwachte, fand ich mich beraubt, und mit den beiden Soldaten in einem Graben; meine Wunde blutete auf beiden Seiten heftig, meine Schmerzen und mein Durst waren unerträglich, und meine Schwäche durch den Blutverlust so groß, daß ich nur mit Mühe aus dem Graben kriechen konnte, um Hülfe zu suchen; ich bemerkte nicht sehr weit davon eine Bauernwohnung, und kroch mit unendlicher Mühe dahin. Ein alter Mann stand unter der Thüre, ich bat ihn um Hülfe, und meine Lage war so elend, daß er, obgleich selbst Chouan, und Vater eines der Konscription entgangenen Sohnes, doch Mitleiden mit mir fühlte, mir seine Hand gab, und mir half ein hohes unförmliches Bett, von Heu aufgethürmet, zu besteigen; er und seine Frau wisperten, was mit mir gethan werden könne, als sie plötzlich wilde Stimmen vor dem Hause hörten; die Frau warf einige Decken über mich, und hieß mich still halten, in dem Augenblick traten die Chouans, die mich verwundet hatten, unter die Thüre des einzigen Raums, den die elende Hütte enthielt, und der Küche und Schlafzimmer, Menschenwohnung und Viehstall zugleich bildete. Sie erzählten, daß sie drei Rothe erschossen, daß sie aber bei ihrer Rückkehr von einer kurzen Runde, nur noch zwei Leichname gefunden, und daß die Spuren von Blut auf dem Wege zeigten, daß der Offizier sich hierher gerettet, und sie verlangten ihn, um ihn vollends zu tödten. Der Bauer versicherte, daß er Niemand gesehen, und daß er selbst der Erste wäre, der einem Rothen eine Kugel vor den Kopf schießen würde, wenn er ihn träfe. Aber die Fremden schworen, ich müßte hier seyn, er verrathe sie, und sie würden mich suchen und finden, wie es auch gehen möge; sie vertheilten sich im Hause, auf dem Boden, im Heuschober, und ich sah den Augenblick kommen, wo sie das Bett mit ihren Bajonetten durchstoßen würden. Während dieser Zeit lag ich halb bewußtlos, und das Blut rann in Strömen von meinen Schultern, drang durch das Heu und sammelte sich auf dem Boden, wo es die Aufmerksamkeit eines Schweines auf sich zog, das unter dem Bett lag; es schlürfte mit Begierde das Blut auf, und fing an das Heu mit dem Rüssel zu durchwühlen, um mehr zu suchen, und drang zuletzt bis zu meinem Fuße durch, den es anzubeißen versuchte; ich ermannte mich, zog meinen Fuß zurück und trat das Schwein mit aller Macht auf den Rüssel; es grunzte in einem gellenden Ton, der sogleich die Chouans um das Bett versammelte. In diesem Augenblick kam die kleine Tochter des Bauern herein, sie hatte die Verhandlung bemerkt, und ohne mit ihren Eltern sich berathet zu haben, ihren Entschluß gefaßt. „Was macht ihr da?“ fragte das Kind. „Wir suchen einen Rothen, war die Antwort. hast Du ihn nicht gesehen?“ „O! ja, antwortete das Mädchen, ich habe so eben auf der Straße einen Offizier von zwei Grenadieren geführt getroffen; sie gingen gegen Bressuir.“ „Kommt, kommt, rief einer der Chouans, der den Befehl zu führen schien, wir müssen den rothen Hund niederschießen, ehe er aus dem Wald kommt,“ und alle stürzten in Eile fort, mir den Weg abzuschneiden. Der Blutverlust und die gespannte Erwartung, in der ich mich in diesem kritischen Augenblicke befand, hatten mich so erschöpft, daß ich von neuem alle Besinnung verlor, bis ich mich früh Morgens in den Händen eines Pelotons von meiner Kompagnie, und unter der Behandlung des Regimentsarzts fand, der mich nach einigen Verbänden auf einer Sänfte nach Chemilli tragen ließ; man zweifelte lange an meiner Rettung, und die Aerzte fanden es wunderbar, daß ich so lange gelebt hatte, aber meine Jugend und die glückliche Richtung der Kugel halfen mir durch.

Vermischte Nachrichten.

Unter den unlängst in der Nachbarschaft von Palermo, in den Ruinen des alten Salunto, gefundenen Gegenständen befindet sich auch ein Karneol, der jetzt Eigenthum des Signor Emanuele Basteon geworden ist. Die Gemme stellt einen kleinen Cupido vor, der einen Helm auf dem Kopfe, in der rechten Hand eine Krone, in der linken eine Hochzeitfackel trägt. Rund umher läuft die Inschrift in griechischen Buchstaben: „Desponsata est Julia Maximo,“ ein Beweis, daß es ein Verlobungsring aus der griechisch-römischen Zeit war.

*

Jüngst angestellten offiziellen Zählungen zufolge scheint in den Hauptstädten des Königreiches Holland die Bevölkerung abgenommen zu haben, da die Zahl der Todten fast überall die der Gebornen übersteigt; im Ganzen jedoch hat die Bevölkerung des Landes überhaupt um 24,010 Seelen zugenommen; denn am Schlusse des Jahres 1830 betrug sie 2,420,540, und am Schlusse 1831 belief sie sich auf 2,444,550.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 112. 21 April 1832.

Ein türkisches Sprüchwort.

5. Türkische Justiz.

Der folgende Tag war ein Tag des Schreckens für den Harem. Der Kislar Aga betrat, den Dolch im Gürtel, den Palast der Kadinen. Vier schwarze Verschnittene folgten ihm. Seine Stirne schien finsterer als je. In seiner Hand hielt er eine Papierrolle, vor der Jedermann sich verneigte; denn man ahnte, daß sie einen Firman des Sultans enthielt, und ein Firman an diesem Orte, und in der Hand dieses Mannes konnte nur eine Todesbotschaft enthalten.

Der Kislar Aga war nicht sobald in den Gemächern der Kadine angelangt, als sie bei dem Anblick der schwarzen Verschnittenen und des Firmans, den die Hand ihres Anführers aufrollte, ihr Schicksal in seiner ganzen Schrecklichkeit entschieden sah. Auf beide Knie gesunken, die Hände gekreuzt lag sie todtenbleich und mit gebrochenem Herzen zu den Füßen des Kislar Aga. Eine Sklavin warf ihr auf seinen Wink einen Mantel über die Schultern, und der Zug entfernte sich, schweigend wie er gekommen war, mit der Kadine aus den Mauern des Harems. Am Abhange eines kleinen Hügels, in der Mitte eines duftigen Cedernwaldes hielt er. Zwei Sklaven hoben mittelst ihrer Stöcke einen großen Stein auf, der einen tiefen Brunnen bedeckte. Die Kadine sah die Oeffnung dieser Tiefe mit einem Ausdrucke des furchtbarsten Entsetzens. Man stand vor dem Brunnen der Ratten. Die Kadine stieß ein herzzerreißendes Geschrei aus, sie rang die Hände, warf sich auf den Boden, küßte die Füße der Verschnittenen. „Gnade, Gnade," schrie sie, „tödtet mich! tödtet mich! Habt Mitleiden, hier ist mein Hals!"

Ohne ihres Widerstandes zu achten, knebelte man die Kadine, und ließ sie an zwei starken Stricken in den Brunnen hinab, um eine furchtbare Folter zu bestehen. Zahllose Ratten, von Hunger ergrimmt, stürzen sich auf das ihnen vorgeworfene Opfer. In einem Augenblicke sind die Kleider vom Leibe gerissen, und tausend Zähne nagen an dem Fleische der Unglücklichen. Die Kadine schrie um Gnade, aber das Getöse der Rattenschaaren im Brunnen erstickte ihre Stimme. Als der Kislar Aga glaubte, daß es Zeit sey, die Verbrecherin wieder herauf zu ziehen, ehe sie unter den Bissen der hungerigen Thiere ihr Leben völlig ausgehaucht, gab er hiezu das Zeichen. Halbtodt wurde nun die Kadine in eine dicke wollene Decke gewickelt, und hinweggetragen, um ihre letzte Strafe zu erstehen.

Während hier, einem alten Herkommen des Serails zu Folge, der Befehl des einen der am vorigen Abend ausgefertigten Firmans vollzogen wurde, war der andere einem Janitscharenoffizier übergeben worden, mit dem Befehle, den Hekim Baschi, wo er ihn treffe, in Verhaft zu nehmen. Allein Dimitri schon am Morgen von der Gefahr, die ihm drohte benachrichtigt, war entschlossen, um jeden Preis seinen Kopf zu retten.

Es gibt kein Land, wo die Rechte der Gesandtschaft heiliger gehalten werden, als in der Türkei. Der Boden eines Gesandtschaftspalastes oder Konsulates ist unverletzlich; selbst die Unterthanen des Sultans finden hier einen Schutz, mit welchem die europäischen Gesandten einen unrühmlichen Handel treiben. Dimitri eilte in die englische Kanzellei, unter seinem Dschube einen schweren Beutel mit Zechinen. Mit klingender Münze kaufte er sich leicht den Schutz Sr. britischen Majestät, wie er im Nothfalle auch den von Frankreich oder Rußland sich hätte erkaufen können. Dann eilte er nach Hause, wo er seinen Bruder und dessen Familie traf. „Meine Freunde," sagte er, „es kann sich ereignen, daß ich auf einige Zeit die Stadt verlassen muß. In diesem Kästchen ist alles Geld, das ich zusammenbringen konnte. Mein Bruder Spiridion, da ich nicht anders kann, lasse ich Dir Alles hier, was ich besitze. Diese Urkunde erkennt Dich vor den Augen der türkischen Regierung als den Eigenthümer meiner Häuser und Grundstücke. Schwöre mir bei dem heiligen Spiridion, Deinem Schutzpatron, daß Du mir nach meiner Rückkehr Alles treulich zurückerstatten willst."

Um dieses sonderbare Mißtrauen zu begreifen, muß man die Sitten und die außerordentliche Unredlichkeit der Griechen kennen. Spiridion schwur, und Dimitri entfernte sich mit seinem Kästchen unterm Arm. In zwei Minuten befand er sich mitten auf der Hauptstraße von Pera. Eben wollte er den Fuß über die Schwelle des englischen Palastes setzen, als er sich von kräftiger Faust ergriffen fühlte. Zwanzig bewaffnete Janitscharen umringten ihn; unter den heftigsten Flüchen und Vorwürfen des Pöbels, der ihn mit Koth warf, wurde er fortgeführt. Die Weiber insbesondere stürzten, auf die Erzählung seines Abenteuers, wie rasend mit Verwünschungen auf ihn los und spien ihm ins Gesicht; sie schienen ihm nicht die Ungeschicklichkeit vergeben zu können, durch die er, wie sie glaubten, sein Geheimniß verrathen hatte.

Digitized by Google

Endlich auf der Hauptwache der Janitscharen angelangt, wurde er geprügelt und geknebelt. Das Versprechen einiger Piaster bewog jedoch einen Soldaten, mit der Meldung des Vorgefallenen in die Kanzlei des englischen Gesandten zu laufen, der sogleich seinen Schützling ausgeliefert verlangte. Der Hekim schwebte den ganzen Tag in furchtbarer Ungewißheit. Gegen Abend wurde er in Freiheit gesetzt. Indeß ließ ihm der Gesandte wissen, daß er sich nach Triest einschiffen müsse. Eine Brigg lag seegelfertig, an ihren Bord konnte er sich flüchten, und eine bessere Zeit abwarten, um sich gefahrlos in den Straßen von Pera blicken zu lassen. Erst am Bord der Brigg athmete Dimitri wieder frei.

Gegen Mitternacht erhob sich der Wind aus Süden; das Schiff spannte alle Seegel aus, und hielt sich dicht an der Küste, um nicht von den Strömungen an die Spitze des Serails getrieben zu werden. Nach einigen Stunden war es über die Fürsteninseln hinaus, und begann seine Fahrt, von dem heitersten Himmel begünstigt. Dimitri standen die Thränen im Auge. Vom Spiegel des Schiffes aus konnte er seinen Blick nicht abwenden, von dem Serail, wohin ihn so viele Erinnerungen riefen. Ueber den Mauerzinnen desselben sah er im Mondschein den Kiosk derüberschimmern, der ihm so verderblich geworden war. Er dachte mit Entsetzen an das Schicksal der Kadine. Plötzlich sah er einen Kaik nach der offenen See steuern; er hielt, man warf Etwas ins Meer. Der Hekim erkannte die Ruderer des Sultans. Ein kalter Schauer richtete seine Haare zu Berge; er erinnerte sich, daß die türkische Ehebrecherin in einen ledernen Sack mit Katzen und Schlangen eingenäht, und ins Meer geworfen wird.

Rußland im Jahre 1832.

(Fortsetzung.)

Seit Napoleon's Sturz war der Einfluß, den der Autokrat auf die europäische Politik übte, stets überwiegend. Durch verwandtschaftliche Bande hat er Preußen, Holland und Würtemberg an seine politische Bahn gefesselt, während er auf den Rath der übrigen Mächte einen Einfluß übte, den man nur der Furcht zuschreiben kann; einer Furcht, die durch die Werke politischer und militärischer Schriftsteller lebendig erhalten wurde, die mit einander wetteiferten, das rasche Fortschreiten dieser nordischen Macht, als der Freiheit des südlichen Europa's verderblich zu schildern. Bei einer nur oberflächlichen Betrachtung des russischen Kolosses, muß man freilich zugeben, daß für die übertriebene Furcht vor den Entwürfen und der Macht Rußlands nur zu triftige Gründe sprechen. Seit dem allgemeinen Frieden umfaßt sein Gebiet drei Viertheile des Erdballs, und übertrifft an Ausdehnung die kolossalsten Reiche der Alten; die ephemere Monarchie Alexanders, die römische Republik auf dem Gipfel ihrer Größe, und die unermeßlichen Gebiete, die in spätern Zeiten von der Dynastie der Kalifen beherrscht wurden. Seine Bevölkerung beträgt den fünfzehnten Theil der Einwohnerzahl der ganzen Erde, seine Heere stehen sowohl an Zahl als Verfassung und allen militärischen Erfordernissen, unübertroffen da, während seine aufgeklärte, obschon despotische Regierung die Geschmeidigkeit, List und Nachgiebigkeit des byzantinischen Kaiserthums mit der ungezügelten Macht, Gewalt und Thatkraft der scythischen Wüste vereinend, mit vollendeter Gewandtheit jedes Ereigniß zu Vermehrung ihrer Hülfsquellen und ihres politischen Einflusses benützt. Doch wenn wir, ohne uns von der gränzenlosen Ausdehnung des russischen Reichs blenden zu lassen, oder vor der Verfassung und der Zahl seiner Heere und dem ehrgeizigen herrschsüchtigen Charakter seiner Regierung in ein leeres Staunen zu versinken, ruhig, mit einem statistischen und wissenschaftlichen Blick dieses mächtige Reich, geographisch, politisch und militärisch prüfen, wenn wir die Quellen seiner Einnahme und seine vielfach verzweigten Ausgaben näher untersuchen, so werden wir zu der Ueberzeugung gelangen, daß die Furcht Europa's vor der russischen Macht gänzlich grundlos, und Rußlands Unverletzlichkeit auf einer durchaus unrichtig vorgefaßten Meinung beruht.

Indem wir uns zuvörderst an die Frage der materiellen Kraft des russischen Reichs wenden, d. h. seine Finanzen, Armee und Marine untersuchen, fühlen wir, daß wir eine schwierige Lösung unternommen haben; denn in einem Staate, wo in den Staatsangelegenheiten wenig oder gar keine Oeffentlichkeit herrscht, wo die Regierung keine Rechenschaft von ihrer Verwaltung abzulegen braucht, wo die Elemente, aus denen der Nationalreichthum besteht, eben so verschiedenartig als vielfältig sind, wo endlich jeder Gegenstand, wegen der immer fortschreitenden Entwickelung in einem stets schwankenden Zustande sich befindet, da sind alle Zweige der innern Oekonomie in Dunkel gehüllt. Wir sind indeß dennoch nicht ohne Andeutungen, die uns auf unserm fernen Weg als Führer dienen können; über russische Statistik besitzen wir das treffliche Werk von Damaze de Raymond, das auf Befehl Napoleon's zur Zeit des russischen Feldzugs bearbeitet wurde, dann die neuern Berichte Hassels, Weydemeyers, Balbi's und Schnitzlers, und doch fürchten wir, daß trotz der zu Rathe gezogenen Angaben dieser geschickten Statistiker die folgende Uebersicht mehr annähernd als genau seyn dürfte. Die Einkünfte Rußlands können nach folgenden Titeln aufgezählt werden:

Kopfsteuer	Franken	60,000,000
Der Obrak, eine von den Kronbauern bezahlte Steuer.	—	70,000,000
Eigenthumssteuer der Kaufleute . .	—	5,600,000
Zölle	—	49,597,000
Branntwein-Monopol	—	90,000,000
Salz-Monopol	—	8,000,000
Bergwerke	—	10,000,000
Münze	—	8,000,000
Stempelgebühr	—	7,000,000
Vermischte Abgaben	—	6,000,000
	Franken	311,197,000

oder 12,368,000 Pfd. Sterling.

Wir haben hier die Einkünfte Rußlands eher in einen zu geringen, als zu großen Anschlag gebracht. Mehrere Zweige derselben sind, wie bereits erwähnt, unbekannt, und es ist höchst schwierig, den Werth gewisser Abgaben, die in Naturalien geleistet werden, zu schätzen; deßhalb können wir ohne Furcht vor Uebertreibung den Reinertrag der jährlichen Einkünfte zu 16,000,000 Pf. St. annehmen. Doch welch einen traurigen Anblick gewährt dieses Ver-

Digitized by Google

zeichniß dem Philosophen, und wie spöttisch wird der politische Oekonom lächeln, wenn er sieht, daß der größte Ansatz des Einkommen-Budgets des russischen Reichs, das man als den Freiheiten der civilisirten Welt so furchtbar darstellt, aus der unlautersten, sittenverderblichsten Quelle — aus einem Branntweinmonopol fließt. Im Jahre 1825 trug diese Taxe, dem durch den Finanzminister General Cancrin bekannt gemachten Bericht zu Folge, 99,329,006 Rubel ein, und wenn man in Erwägung zieht, daß dieses Monopol sich nur auf 29 Gouvernements des Reichs erstreckt, daß überdieß die Edelleute das Privilegium haben, für ihren eigenen Gebrauch Branntwein zu brennen, so kommen wir zu dem Schluß, daß, wäre diese Taxe für das ganze Reich in Kraft, sie an Ertrag die Summen von zwei andern, auch der höchsten Posten des Budgets zusammengenommen, übertreffen würde.

Wegen der Unmöglichkeit in Rußland die Dokumente und Register des Schatzes zur Einsicht zu erhalten, und da die Regierung keine Rechenschaftsberichte bekannt macht, sind die verschiedenen Zweige der Ausgaben in noch größeres Dunkel gehüllt, als die Einnahmen selbst. Im Jahre 1811 wurden die Ausgaben auf 274 Millionen geschätzt, eine Summe die fast der Nationaleinnahme gleichkommt. Die Armee allein kostet, ungeachtet der mäßigen Bezahlung und der Wohlfeilheit der Lebensmittel und Fourrage, mehr als die Hälfte der Einkünfte; die Marine aus 55 Linienschiffen, 26 Fregatten, 30 Schaluppen und Briggs bestehend, 21 Millionen; die Interessen der consolidirten Schuld belaufen sich fast auf 50 Millionen; die Verwaltungskosten der 53 Gouvernements, in welche das Reich getheilt ist, kann man auf 30 Millionen anschlagen; die Ausgaben für das diplomatische Korps, durch das Rußland nicht weniger glänzt als durch seine Armee im Felde, sind unermeßlich und obschon die Bedürfnisse des kaiserlichen Hofes auf das „unumgänglich Nöthige" beschränkt sind, so ist dennoch die dafür bestimmte Summe im Budget eine der bedeutendern. Zu diesen bestimmten und unvermeidlichen Posten im Ausgabenbudget muß man noch die ungeheure Summe rechnen, welche die Regierung jährlich auf Straßen, Kanäle und andere öffentliche Arbeiten verwendet. Die Nationalschuld dieses großen Reichs wird von verschiedenen Schriftstellern, die diesen Finanzgegenstand Rußlands behandelt haben, verschieden angegeben. Hassel schätzt sie auf 500 Millionen Gulden; Balbi auf 1300 Millionen Franken; in diesen beiden nicht sehr von einander abweichenden Angaben ist die polnische Schuld mitbegriffen. Zieht man jedoch die letztere ab, so scheint uns die Angabe dieser beiden Schriftsteller zu hoch. Unter der Kaiserin Katharina II belief sich die russische Nationalschuld auf ungefähr 1 Million Pf. St., sie mag indeß wohl, gleich den Schulden anderer Staaten, nach und nach gestiegen seyn. Die hauptsächlichsten Elemente, aus denen sie gegenwärtig besteht, sind folgende:

Die Schuld an Holland	47,600,000	in Papier
Eine temporäre Schuld von . . .	3,026,000	in Silber
Desgleichen eine — von . . .	31,162,466	in Assignaten
und von	20,620	Rubel in Gold
Eine immerwährende Schuld zu 6 Proz. von	229,465,611	in Assignaten
Eine temporäre Schuld zu 5 Proz.	79,677,200	Rubel in Silber.

Hierzu muß man noch die fremden Anleihen der Jahre 1817, 1818 und 1822 rechnen, deren genauen Betrag, wie er in den Staatsbüchern aufgeführt ist, wir nicht angeben können; allein am 1 Januar 1824 finden wir in dem Berichte des Finanzministers den Belauf der Interessen tragenden Nationalschuld Rußlands mit 874,341,010 Rubeln angegeben. Hiezu müssen noch die seitdem abgeschlossenen Anleihen zu Deckung der Kosten des türkischen und polnischen Feldzugs gerechnet werden, die sich nahe an 12 Millionen Pfd. Sterling belaufen! (Fortsetzung folgt.)

Michauds, Cailliers und Stamaty's Reisen im Orient.

(Schluß.)

Wenn man die Züge der Kreuzfahrer überblickt, so findet man, daß sie Kleinasien nach allen Richtungen durchzogen, und es gibt keine Ebene, kein Thal und keine Straße in diesem großen Lande, die nicht durch ein Mißgeschick oder einen Sieg dieser Streiter für das Kreuz bezeichnet wäre. Beim ersten Kreuzzuge drang das große von Gottfried von Bouillon, Raymund de St. Gilles, den beiden Robert u. s. w. geführte Heer der Pilger, nachdem es die Türken zu Dorilea geschlagen hatte, nach Pisidien und Lykaonien vor; einige abgesonderte Korps dieses Heers rückten gegen Kappadozien vor und bemächtigten sich mehrerer Städte; andere, von Tankred und Baldwin befehligt, durchzogen Cilicien und eroberten Manistra, Adana, Tarsus und Alexandrette. Das Hauptkorps des Heers setzte seinen Zug durch Iconium und Heraklea fort, ging durch das Gebiet des alten Tyana und überstieg oberhalb Coxon und Marache die zweite Kette des Taurus; von da hatte es nur noch eine Tagreise nach den Ufern des Orontes und in das Thal von Antiochien. Die Heere des zweiten Kreuzzugs schlugen andere Wege ein. Das Heer der deutschen Kreuzfahrer, von Konrad II geführt, zog an einem Theile der Ufer des Bosporus hin, rückte gegen Lydien vor und ward durch treulose Wegweiser von Laodicea nach den Gränzen von Galatien gebracht, wo es, durch Hunger ermattet, unter den Säbeln der Ungläubigen fiel. Man kann die Orte, die es durchzog, und die Kämpfe, die es zu bestehen hatte, nicht mit Genauigkeit angeben; gleichzeitige Chroniken berichten nur, daß von einer unermeßlichen Menge Fußsoldaten und siebenzigtausend geharnischten Reitern kaum der zehnte Theil übrig blieb. Das französische Heer Ludwigs VII näherte sich auf seinem Marsche den Küsten der Propontis und dem ägäischen Meere, kam nach Pergamus am Caicus, zog durch Smyrna, überschritt den Meander bei Magnesia, versorgte sich zu Laodicea mit Lebensmitteln, wurde in den benachbarten Gebirgen des Lacus von den Türken überfallen und geschlagen, und verfolgte unter unzähligen Hindernissen und Gefahren seinen Weg nach Satalik, wo es sich nach Antiochien einschiffte.

Während des dritten Kreuzzuges gingen die französischen und englischen Kreuzfahrer zur See nach Syrien. Nur das deutsche Heer, von Friedrich I geführt, schlug gleich den frühern Zügen den Weg zu Lande ein; es ging zu Gallipolis über den Hellespont. Dieses Heer ließ den Berg Ida und das alte Trojanerland rechts, den Olymp links, durchzog mehrere Städte, deren von gleichzeitigen Chroniken angegebene Namen wir vergebens auf der Karte suchen, und richtete seinen Weg auf Philadelphia. In Laodicea angekommen, folgte es dem Laufe des Meanders aufwärts und setzte seinen Zug durch Philomelium, Finimis und den Salzsee nach Iconium fort, das es von den Türken mit Sturm eroberte. Von da drang es durch unzugängliche Gebirge nach Klein-Armenien vor, kam nach Laranda und Seleucia, wo Friedrich Barbarossa im Selef ertrank. Ein deutscher Chronikenschreiber, der dem Kreuzheer folgte, erzählt uns, daß Virgil und Homer nicht im Stande wären, die Kämpfe und das Elend, die sie auf diesem Zuge zu bestehen hatten, zu beschreiben. Fünftausend, die von diesem mächtigen Heere übriggeblieben waren, konnten kaum bis vor Ptolemais oder St. Jean d'Acre kommen, das damals von Richard Löwenherz und Philipp August belagert wurde.

Wie bekannt ist es sehr schwierig, jetzt noch die Wege anzugeben, die von diesen Heeren eingeschlagen wurden. Die erste Schwierigkeit entspringt aus der Dunkelheit der Chronikenschreiber, die die Namen der Städte ent-

Digitized by Google

stellen, und die Gegenden, von denen sie sprechen, nur sehr unbestimmt bezeichnen; hiezu kommt noch, daß die Türken, sowie sie Herren des Landes wurden, alle Namen veränderten, so daß man weder das Kleinasien des Urälters noch das aus den Zeiten des griechischen Reichs wieder erkennen kann. Die zweite und unbezweifelt größte Schwierigkeit beruht auf den Gefahren und Hindernissen aller Art, die den Reisenden in so wenig gekannten und besuchten Ländern aufstoßen. Die Gegenden, welche von den Herren Callier und Stamaty besucht wurden, sind jetzt mindestens noch eben so barbarisch, als sie zu den Zeiten der Kreuzzüge waren; die taurischen Gebirgsketten und die Ufer des Halis sind dem neuern Reisenden nicht weniger gefährlich, als sie es den Pilgrimen des Mittelalters waren. Hier, was die beiden Ingenieuroffiziere darüber berichten:

„Der Hauptzweck unsrer gegenwärtigen Reise war, die noch unbekannten Theile von Phrygien und Kappadozien zu besuchen, die sich von Kara-Hissar bis nach Cäsarea erstrecken. Alle Nachweisungen, die wir im Lande darüber einholten, stimmten darin überein, uns das Unternehmen als unmöglich darzustellen. Die Kurden haben ihre Zelte vom Berge Emis-Dagh bis nach Kisil-Ermak aufgeschlagen und verbreiten Schrecken in allen diesen Gegenden. Sie benutzen die außerordentliche Schnelligkeit ihrer Pferde, um Jene, die so unvorsichtig sind, sich ihrem Bereiche zu nahen, unversehens und mit der Schnelligkeit des Blitzes zu überfallen. Sie unternehmen ihre Ueberfälle immer bei Nacht, achtzig bis hundert Mann stark; bald nähern sie sich mit langen Lanzen bewaffnet, die sie mit außerordentlicher Geschicklichkeit zu gebrauchen wissen, bald schießen sie aus weiter Ferne mit erstaunlicher Sicherheit. Der Pascha von Konieh hat vergebens versucht, sie aufzureiben; seine Truppen wurden geschlagen, und dasselbe Schicksal erfuhren die von der Pforte gegen diese Nomadenvölker gerichteten Unternehmungen. Ihre Zelte sind zwanzigtausend an der Zahl, und sie erkennen die Oberherrschaft des Großherrn nur nach ihrer Laune an. Wir sind indeß doch bis zu ihnen vorgedrungen und ihrer Wachsamkeit mehrere Tage glücklich entgangen. Auf allen Seiten stießen wir auf Ruinen ausgeplünderter Dörfer und einige Unglückliche, die uns ihren kürzlich erlittenen Verlust erzählten. In diesen verheerten Gegenden wollten uns unsre Führer nicht weiter folgen, und ungeachtet der Habsucht der Turkemanen machten unsre Geldanerbietungen doch keinen Eindruck auf sie. Wir mußten also allein, ohne Führer, ohne Begleitung, ohne Zurechtweisung auf diesen hügeligen, von Schluchten und Wasser durchschnittenen Ebenen, umgeben von labyrinthischen Morästen vorwärts ziehen. Wir beschlossen nun, uns immer auf den Anhöhen zu halten, von denen aus wir die Ferne übersehen konnten; Dieß glückte uns, und nun glich unser Zug mehr einer Kriegsoperation als einer Reise. Alle Abende zogen wir uns hinter Felsen zurück; Jeder wachte auf seinem Posten bis es Tag wurde, fest entschlossen, seine Stellung soviel möglich zur Vertheidigung zu benutzen. Wir waren so glücklich, nur ein einziges Mal überfallen zu werden. Kurden, theils zu Fuß, theils zu Pferde, hatten schon unsre Pferde und Bagage umzingelt; Dank unsrer guten Haltung und der Dunkelheit, die sie über unsre Anzahl in Ungewißheit ließ; sie zogen weiter, ohne uns anzugreifen. Einer unsrer Leute, der so unvorsichtig war, sich von uns zu entfernen, ist nicht wieder zum Vorscheine gekommen."

Wenn man diesen einfachen Bericht liest, glaubt man die Kreuzfahrer der Vorzeit, die Leiden ihrer Pilgrimschaft nach Jerusalem erzählen zu hören. Es sind noch dieselben gefahrvollen Wüsten, dieselben Wege durch Abgründe, dieselben barbarischen Völker. Hiezu kommt noch, daß die Pest, die man zu den Zeiten der Kreuzzüge kaum kannte, jetzt alle Zugänge von Syrien und Kleinasien belagert. Der jetzige Zustand dieser entlegenen Gegenden und die Erinnerung an die Unglücksfälle, welche früher den Kreuzfahrern begegneten, erregten traurige Vorgefühle über das Schicksal der beiden Freunde in mir, und mit trübem Auge folgte ich ihrem Wege auf der Karte, als ich von Aleppo folgenden Brief erhielt, der meine Besorgnisse nur zu sehr rechtfertigte:

„Aleppo, 12 September 1851.

„Seit unsrer Abreise von Smyrna haben wir oft gewünscht, Nachricht von Ihnen zu erhalten oder Ihnen solche von uns zu geben; da wir aber beiderseits nichts von unserm Aufenthalte wußten, so war uns gegenseitig Stillschweigen auferlegt. Wir haben Ihnen indeß eine Uebersicht der Reise, über die Sie einen Bericht von uns verlangten, nach Aegypten gesandt. Unaufhörlicher Regen hielt uns den ganzen Winter in Smyrna zurück, und ungeachtet unsers Wunsches, gleich nach Ihnen abzureisen, konnten wir uns doch erst viel später auf den Weg machen. Die Pest, die auf der ganzen Küste von Caramanien wüthete, änderte später unsern Plan, und wir reisten ab, um das Innere von Kleinasien zu besuchen, was wir anfänglich für unsre Rückkehr aufzusparen gedachten. Auf unserm Wege durch diese unwirthlichen Gegenden mußten wir auf jede Verbindung mit Frankreich verzichten.

„Die Theilnahme, welche Sie uns so oft zeigten, und die sich folglich auch auf unsre Bemühungen erstreckt, machten es uns zur Pflicht, Sie von unsern Forschungen zu unterrichten, was wir auch nie unterlassen haben. Ein so langes Schweigen hat Sie vielleicht mit Besorgnissen erfüllt, die wir bei unsrer Ankunft an diesigem Orte zu zerstreuen hofften; aber Gott hat es nicht so gewollt: er hat mir die Erfüllung der traurigsten Pflicht auferlegt, denn ich muß Sie von einem Ereignisse unterrichten, das mich aufs bitterste betrübt, und gewiß auch Sie schmerzlich ergreifen wird. Mein unglücklicher Freund ist nicht mehr; er ist einer Krankheit von wenigen Tagen, den Beschwerden und Entbehrungen aller Art, die wir im Laufe einer der beschwerlichsten und gefahrvollsten Reisen erfuhren, erlegen. Vergebens würde ich es versuchen, Ihnen das Ungemach, das wir standhaft ertrugen, die Gefahren, denen wir ausgesetzt waren, zu schildern; sie sind wahrhaft unbeschreiblich. Der Zustand von Schwäche, in den so viele Leiden und der plötzliche Verlust meines armen Unglücksgefährten mich versetzt haben, erlaubt mir überdieß nicht, Sie von einem Gegenstande zu unterhalten, wo ich so Vieles berühren müßte, was auszusprechen über meine Kräfte geht. Ich muß mich darauf beschränken, Ihnen zu sagen, daß wir die Forschungen, die Sie interessiren, nie aus den Augen verloren haben, und daß wir hier immer dem Wunsche und der Hoffnung lebten, Alles zu thun, um über die Geographie der Kreuzfahrer, die von den Chroniken des Mittelalters so unbestimmt angegeben wird, Licht zu verbreiten. Wir haben eine Menge von Dokumenten gesammelt, die für Sie unbezweifelt von Werth seyn dürften. Ich hoffe, bald soweit wieder hergestellt zu seyn, um Ihnen über unsre Reise berichten zu können.

„C. Callier."

Ich vermag es nicht, den Schmerz auszudrücken, der mich nach Lesung dieses Briefs befiel; ich kannte Herrn Stamaty vor meiner Reise nach dem Orient nicht, aber das Verhältniß, das uns zusammengebracht hatte, lehrte mich sein edles Herz, seinen offenen Charakter kennen; ich lernte den Umfang seiner Kenntnisse, seinen Eifer für Entdeckungen, der ihn so vielen Beschwerden und Gefahren trotzen ließ, und diesen Durst nach Kenntnissen schätzen, der ihn dem Tode in die Arme führte. Eine glänzende Laufbahn öffnete sich ihm, und sein Name wäre ohne Zweifel einst rühmlich genannt worden. Von so vielen Hoffnungen, so vielen Bemühungen ist nichts mehr übrig als das Andenken der Freundschaft und ein Grab bei Aleppo. Möchten die Reisenden wenigstens an diesem Grabe weilen, und dem unglücklichen jungen Manne, der, von Durst nach Kenntnissen getrieben, Familie und Vaterland verließ, um unbekannte Länder zu durchreisen, Leben und Vermögen dem Streben nach Wahrheit und den Fortschritten der Wissenschaften opferte, eine Thräne weihen.

Der Verlust des Herrn Stamaty ist nicht der einzige, der mich traf; bald nach dieser traurigen Nachricht erfuhr ich auch den Tod des Herrn Carcel, der mich in Smyrna aufsuchte. Herr Carcel beschäftigte sich mit der Naturgeschichte und besonders mit Ornithologie. Er hatte alle Gebirge um Smyrna besucht, und eine große Menge werthvoller Gegenstände gesammelt, als er im vergangenen Sommer den Entschluß faßte, nach den Ufern des Bosporus zu gehen. Die Pest wüthete damals in mehreren Städten und Dörfern, die er zu durchreisen hatte; er fand keinen Zufluchtsort auf seinem Wege, und da er genöthigt war, auf wüsten Feldern umherzuirren, so erlag er dem Hunger und den Beschwerden. So habe ich also zwei Reisegefährten im Orient verloren, Freunde, die ich nicht wiedersehen sollte, und auch in Frankreich nicht alle wiedergefunden, die ich verlassen hatte; die Einen sind todt, die Andern im Kerker oder in Verbannung. Meine Rückkehr gleicht nur zu sehr der der Kreuzritter, die Europa von vielen Gefährten begleitet verließen, und die nach einer unglücklichen Unternehmung fast allein ein Land wiedersahen, das sie nicht mehr so fanden, wie sie es verließen, und wo ihnen nichts übrig blieb, als Die zu beweinen, die sie verloren hatten.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 115. 22 April 1832.

Ueber die Fortschritte der Industrie und des Ackerbaues im Königreich Neapel, seit der Einführung des neuen Tarifs im Jahre 1824.

9. Landesprodukte.
(Schluß.)

Auch an der gehörigen Sorgfalt für die Oelbäume läßt es der Neapolitaner fehlen, und wenn zwar die gütige Natur ihm Vieles erläßt, was im Genuesischen und in der Provence unerläßlich ist, so ist Dieß doch keine Ursache, das Beschneiden und Beräuchern der Bäume und das Ausmerzen der alten Oliven-Stämme, deren verhärtete Wurzeln den Saft nicht mehr filtriren, gänzlich zu unterlassen.

Der Oel-Handel in der Provinz ist in den Händen sehr achtbarer Kaufleute, die diesen Artikel im Einzelnen von den Eigenthümern kaufen. Das auf diese Art in Niederlagen aufgehäufte Oel, wird alsdann in Neapel verkauft, und zwar mit einem Vortheile, welcher größtentheils in dem Unterschiede besteht, der zwischen dem Maße des Ankaufs im Einzelnen (détail) und dem des Verkaufes im Großen obwaltet. Um nun die Operationen des Marktes in Neapel mit den Provinzen zu erleichtern, hat man eine Art von Scheinen (ordres) erfunden, die durch die in den Niederlagen der Provinzen befindliche Waare (Oel), je nach der Quantität, die sie besagen, repräsentirt werden. *) Diese auf dem Platze zirkulirenden Scheine werden von den Zwischen-Verkäufern derselben, die den Werth dafür empfangen, ohne eigene Verantwortlichkeit endossirt. Nur der Ziehende, und der auf welchen gezogen wird, sind verantwortlich, und dieser Letztere ist verpflichtet, entweder das Oel auf der Stelle bei Präsentirung des Scheins zu liefern, oder bis zu einer gewissen Zeit zur Verfügung des Inhabers zu stellen; und zwar ist dieser Termin für Appulien bis zum 10 November, für Calabrien aber bis zum 31 December. Wenn der Kauf auf unmittelbare Lieferungen geschlossen worden, d. h. von einem Jahre zum andern, so wird gewöhnlich das Oel am 1 März zur Verfügung des Käufers gestellt. Dieser Kauf geschieht durch einen Kontrakt, in welchem der Verkäufer gegen Bezahlung das Oel am Ende Januars zu liefern verspricht, welches aber, wie gesagt, erst am ersten März jedes Jahres disponibel ist. Man sieht also, daß die Bezahlung des Ankaufs zwei Monate vor wirklicher Ablieferung der Waare erfolgt, ich sage wirklicher, weil man diese Scheine (ordres) selbst wie eine Waare betrachtet, indem es fast kein Beispiel gibt, daß den daraus entstandenen Forderungen nicht vollkommen genügt worden wäre. Auch bei den Ankäufen des disponibeln Oels geht die Zahlung der Lieferung voraus, aber alsdann handelt es sich nur um wenige Tage, nämlich nur um die erforderliche Zeit, in welcher der Ablieferungsbefehl an den Ort der Niederlage gelangen kann.

Wenn dieser Handelszweig mehr im Auslande bekannt wäre, so würde er unfehlbar große Kapitalien ins Land ziehen. Denn was ist in der That bequemer und einladender, als ein Papier im Portefeuille zu besitzen, welches eine Quantität Oel repräsentirt, ohne für dessen Erhaltung zu sorgen, noch einen etwaigen Verlust daran zu befürchten? Dieses Oel bleibt in der Niederlage, unter der Aufsicht und Verantwortlichkeit des Verkäufers, welcher auf die erste Forderung des Inhabers des Scheins die darin spezifizirte Quantität und Qualität von Oel liefern muß. Im ersten Jahre zahlt Letzterer dem Verkäufer nichts, weder für seine Sorge noch für den Platz in der Niederlage. In den folgenden Jahren ist er aber, wenn er das Oel nicht bezieht, verpflichtet, 25 bis 30 Gran

*) Diese Scheine oder Obligationen, die auf eine gewisse Quantität Oel lauten, gewöhnlich 100 Salmen, also jeder über 200 Duc. an Werth, haben wirklich am Platze, wie die Effekten der Staatsschuld oder andere Fonds (nur mit dem Unterschiede, daß sie keine Interessen tragen) ihren täglichen Kours. Sie steigen und fallen wie diese, je nach dem Preise des Oels, aber nicht immer in demselben Verhältnisse, indem oft der Fall eintritt, daß Nachrichten, welche die andern Fonds fallen machen, zum Steigen dieses Papiers beitragen und umgekehrt. Mit Einem Worte, man spekulirt in diesem Papiere wie in allen übrigen, welches Jahre lang aus einer Hand in die andere geht, ohne daß man sich je um die vorgeschriebene Quantität Oel, sondern nur um dessen wechselnden Preis bekümmerte. Man könnte daher diese Oelscheine mit den Tulpenobligationen vergleichen, die im vorigen Jahrhundert in Holland so sehr im Schwunge waren, und durch deren veränderlichen Kurs so viel gewonnen und verloren wurde. Doch ist der Unterschied, den man zwischen beiden machen muß, gänzlich zum Vortheil dieses wirklich reellen Papieres, indem dort in den meisten Fällen die verschriebene Tulpe, an und für sich schon ein eingebildeter Werth — noch dazu nicht einmal vorhanden war, während hier der letzte Besitzer der Verschreibung, die darin besagte Quantität Oel, beständig in natura von dem Verschreiber eintreiben kann, und derselbe sie zum jedesmaligen Preise der Waare wirklich zu liefern verpflichtet ist.
(Anm. des Einsenders.)

Digitized by Google

jährlich per Salma für Magazinirung und Erneuerung der Verantwortlichkeit zu bezahlen. Der Käufer kann also mittelst dieser geringen, jährlichen Gebühr, seine Spekulation auf unbestimmte Zeit hinaus fortsetzen.

Das bisher Gesagte wird schon hinreichen, eine Vorstellung von den Erwerbsquellen, die der Ackerbau diesem Lande gewährt, zu geben. Es gibt aber noch überdieß eine Menge reicher Produkte, die alle anzuführen zu weitläufig seyn würde. Sizilien allein bringt deren an 60 verschiedene Arten hervor, die in die zahlreichen Schiffe verladen werden, die jährlich von Messina und den andern Häfen dieser Insel, nach England, Holland, Hamburg und Rußland segeln.

Aus einem genauen, aus den Zoll-Registern ausgezogenen Verzeichniß, geht hervor, daß die Ausfuhr der Produkte des Königreichs beider Sicilien jährlich 12 Millionen Duc. (20 Mill. Gulden) beträgt. Dieß ist freilich eine große Summe, aber man kann dreist behaupten, daß sie sich verdreifachen würde, wenn die Sorgfalt des Menschen der Fruchtbarkeit des Bodens entspräche. Wie viel unschätzbares Land liegt aber hier nicht noch unbebaut! Die Seide allein würde die Summe für den Erlös aller übrigen Produkte zusammen genommen, übertreffen, denn wir haben gesehen, daß die Lombardei für 16 Millionen Duc. jährlich Seide ausführt. Wenn man nun die Natur und die Ausdehnung des Bodens beider Länder und ihr Klima vergleicht, so wird man finden, daß bei gleichem Kraft-Aufwande Neapel für mehr als 50 Millionen Duc. Seide ausführen müßte. Dieser Unterschied zwischen Neapel und der Lombardei ist zu auffallend, um nicht über kurz oder lang die Aufmerksamkeit der Regierung auf diesen Gegenstand zu lenken. Hier handelt es sich von keiner kostspieligen Errichtung von Fabriken, sondern einzig und allein nur darum, die Kultur des Maulbeerbaumes zu befördern. Terra di Lavoro besonders, dieser herrliche Garten, könnte im Ueberfluß die schönste Seide der Welt erzeugen. Hier aber sieht man Meilen weit nichts als Pappelbäume, welche zwar auch nicht ohne Nutzen, aber mit den Maulbeerbäumen, die schon im dritten Jahre nach ihrer Anpflanzung Ertrag liefern, nicht zu vergleichen sind. *)

Mehrere reiche Produkte sind gewissermaaßen für Neapel verloren, wenn man Das verloren nennen kann, was nur zum Gebrauch im Innern dient, und keinen Ausfuhr-Artikel abgibt; denn nur mit Letzterm kann das ausgeglichen werden, was man schlechterdings vom Auslande beziehen muß. Dieß ist vorzüglich der Fall mit den Weinen, deren Ausfuhr sich auf einige Ladungen beschränkt, die jährlich von Messina und Marsalla nach England, dem Norden, und nach Brasilien gehen. Die Continental-Provinzen, welche die vortrefflichsten Weine liefern könnten, sind immer bei Ausführung dieses Artikels schlecht gefahren. Denn man wirft den neapolitanischen Weinen vor, den Transport zur See nicht aushalten zu können, und sich zu verschlechtern, je älter sie werden. Also das, was alle übrigen Weine besser macht, verschlechtert die hiesigen! An Wem liegt die Schuld? Gewiß nicht an der Natur, sondern an der schlechten Bearbeitung der Weine. Der Beweis ist klar. Reiche Besitzer, die sie zu behandeln verstehen, haben in ihren Kellern die vortrefflichsten alten Weine, die die größten Schmecker oft den besten französischen vorziehen. Also liegt es nur am Willen oder an der Geschicklichkeit. *)

*) In anderer Rücksicht sind aber freilich diese Pappeln, an denen der Weinstock heraufrankt, und dessen Zweige von einem Baume zum andern die längsten und schönsten Gehänge bilden, eine unbeschreibliche Zierde dieser Landschaft, die jeden sich Capua nähernden Reisenden entzückt. (Anm. des Einsenders.)

*) Wie sehr der Verfasser in diesem Punkte Recht hat, davon kann man sich durch folgende Thatsachen überzeugen: Kein Mensch in Europa wußte etwas von einem vorzüglichen Weine, der bei Marsalla in Sicilien wächst, bis vor wenigen Jahren ein Engländer die dortigen Weinberge entdeckte. Weinbauer aus Frankreich oder Deutschland kommen ließ und mit gehöriger Bereitung jetzt einen Wein zu liefern im Stande ist, der auf den Tischen der Reichen nach und nach den Madeira ersetzt hat, welcher am Anfange eines Festmahles zum Bedürfnisse geworden und doch mit den größten Kosten kaum mehr gut zu haben war; da hingegen der Marsalla lange noch nicht die Hälfte kostet. — Ferner, wenn man jetzt vortrefflichen Lacrima Christi im Auslande trinkt, so dankt man es auch einem Engländer, an dessen schöner Villa, nicht weit von der Eremitage gelegen, man vorbei kommt, wenn man den Vesuv besteigt. Man bezahlt gern 4 Carlin (40 Kr.) für die Flasche, ob sie ihm gleich nur 4 bis 6 Grane oder Kreuzer kosten soll. Er geht nämlich vor der Weinlese in die Weinberge am Vesuv und kauft am Stocke, unter der Bedingung, die schönsten und reifsten Trauben auslesen zu dürfen, das Rotulo derselben (33 Unzen) für ein Paar Grane oder Kreuzer. Diese ausgesuchten Trauben läßt er nun reinlich und gehörig pressen, keltern und bearbeiten, und erhält auf solche Weise diese vorzügliche Sorte, die eben so wie andere fremde Weine, durch Alter an Güte noch gewinnt, während eben so gut Weinberge dem inländischen Besitzer eine im Verhältnisse sehr mittelmäßige Sorte liefern, die je älter, je schlechter wird, auch die Exportation nicht verträgt, und wovon die Flasche höchstens 6 Grane werth ist. A. d. C.

Ein türkisches Sprüchwort.

6. Schluß.

Sechs Monate waren verflossen, seit man nichts mehr von dem Hekim hörte. Spiridion allein erhielt von ihm Nachrichten, die er nur kurzhin seiner Familie mittheilte. Am meisten beschäftigte ihn die Verwaltung der Güter seines Bruders, die um so mehr seinen Eifer in Anspruch nahm, als er sie gleichsam als Erbe besaß. Spiridion hatte seinen Handel mit Kaschmirshawls vergrößert, und man bemerkte in seinem Hause mehr Aufwand und Wohlleben als sonst. Seit einiger Zeit folgten sich Briefe auf Briefe aus Triest; jedes Postboot brachte ihm neue, und man sah es ihm an, daß sie mehr seinen Aerger und seine Unruhe als seine brüderliche Liebe erregten.

Eines Abends — es war im Monat Januar — goß der Regen in Strömen, dicke Wolken durch den Ostwind vom schwarzen Meere hergetrieben, wälzten sich über Pera hin. Spiridion und seine Familie waren in dem Gemache versammelt, das einst Dimitri bewohnt hatte. Die Weiber stickten, die Kinder spielten Karten, und plauderten dazu in ihrer aus Griechisch, Türkisch und Italienisch gemischten Sprache. „Nicht wahr Vater," sagte eines der Kinder, „mein Oheim ist todt, und hat uns zu Erben eingesetzt?" Spiridion gab dem Kind einen Schlag, das sich unter die Stiege flüchtete und auf seinen Vater schmälte. Der Vater stieß einen Fluch gegen das Kind aus.

„Wie kannst Du nur so sorgenvoll seyn," sagte die Frau zu ihrem Manne. „Was sollen die Drohungen unsers Bruders, daß er kommen werde, um Rechenschaft zu fordern?" — „Es ist wahr, entgegnete Spiridion, „nicht zweimal kehrt man in die Falle zurück. Die englische Kanzlei hat für ihn gethan, was sie konnte; und er dürfte ohne Gefahr seines Kopfes nicht nach Konstantinopel kommen." Das Weib fuhr fort zu nähen, und eine lange Stille herrschte; die nur von dem Rollen des Donners unterbrochen wurde. Der Wind schien das Haus einstürzen zu wollen, die hohen Cypressen knarrten von der Wurzel bis zum Gipfel, und die Geier, aus ihren Zweigen aufgescheucht, stießen ein trauriges Geschrei aus. Man pochte heftig an die Hausthüre. Die Familie drängte sich ängstlich um den Tandur, auf dem die Lampe umfiel und erlosch. Spiridion murmelte einen Fluch, und zündete sie wieder an, und ging, um die Thüre zu öffnen.

Ein Mann drängte sich mit Ungestüm an ihm vorbei, und trat in die Stube. Eine Matrosenmütze flog von seinem Kopfe und Dimitri stand vor ihnen. „Ja ich bin's," sagte er, „Verräther, um für Deine Schändlichkeit Rechenschaft zu fordern."

„Mein Bruder," erwiderte Spiridion, „ich weiß nicht, was Du meinst. Aber erinnere Dich, daß Dein Kopf auf dem Spiele steht, und nimm Dich in Acht, daß Deine Stimme nicht außer diesen vier Pfählen gehört wird."

„Nein, ich werde nicht schweigen, Schändlicher; Mein Geld will ich, mein Haab und Gut, das ich Dir auf Deinen Eid anvertraut. Gib es heraus, ich muß es wieder haben."

Die Frau Spiridions trieb die Kinder aus der Stube und trat an den Tandur, ihrem Manne zur Seite.

„Verstehst Du mich?" schrie der Hekim von Neuem. „Mein Geld will ich haben, mein Vermögen, das Du verschwendest, als ob es Dein Eigenthum wäre. Du hast einige von meinen Häusern verkauft, ich weiß es; Du hast meine Kapitalien für Dich benützt. Mein Geld gib mir heraus, Schurke, oder nimm auch mein Blut."

Die Augen Dimitri's glühten wie Kohlen.

„Beruhige Dich, mein Bruder," sagte Spiridion, „ich werde Dir später genau und treulich Rechenschaft ablegen; aber wie kannst Du dich in diese Gefahr begeben? Welche Unklugheit! Wenn man Dich in Pera erkannt hätte. Kehre eilig nach Deinem Schiffe zurück, fliehe und rette Dich!"

„Gern," erwiderte Dimitri, wenn Du die Schenkungsurkunde wieder herausgeben willst, die Du von mir in Händen hast. Ja, ich weiß es, Du bist mein Bruder, mein Freund, ein Christ und hast bei dem heiligen Spiridion geschworen, gib mir die Urkunde heraus, verbrenne sie am Feuer dieses Tandurs, laß uns sie zerreißen."

Spiridion suchte Entschuldigungen hervor, und Dimitri, der sich so getäuscht sah, gerieth in eine furchtbare Verzweiflung; er nahm zu Thränen und Bitten seine Zuflucht, endlich zu Drohungen und Verwünschungen. Zuletzt schwur er, in wenigen Tagen werde er sich furchtbar an seinem Bruder rächen.

Fast die ganze Woche war Spiridion auf seiner Hut, ging nicht aus, und hielt auch seine Familie im Hause. Endlich gegen Abend des achten Tages schöpfte Spiridion wieder Hoffnung. Eben wollte er ein Glas, mit Tenedoswein gefüllt, an den Mund setzen, als stark an die Hofthüre geschlagen wurde. Spiridion setzte das Glas ohne es mit den Lippen berührt zu haben, auf den Tisch. Das Geräusch vor dem Hause nahm zu. Man hörte das Gemurmel mehrerer Menschen, mit Waffengeklirr vermischt. Endlich gebot eine Stimme in türkischer Sprache im Namen des Sultans, die Thüre zu öffnen. Bald hörte man die hölzerne Stiege unter den schweren Tritten der Soldaten krachen, und ein Dutzend Janitscharen, ein Kadi an ihrer Spitze, trat in die Stube. Ein prächtig gekleideter Türke folgte den Janitscharen und schien sie zu führen. Er deutete mit dem Finger auf Spiridion, den die Soldaten sogleich ergriffen. Spiridion warf einen Blick auf den Türken, und wie groß war sein Erstaunen, als er unter dem Kaschmirturban das Gesicht seines Bruders erkannte. „Dimitri!" rief er aus.

„Kennst Du mich nun?" rief der neue Bekenner des Islamismus, „doch jetzt ist nicht mehr Zeit. Du bist jetzt in meiner Gewalt. Du, der nicht das geringste Mitleid mit mir hatte, bereite Dich auf meine ganze Rache vor. Ich kenne Dich nicht mehr, Du bist ein elender Raja, und ich ein Osmanli, der Moslem Mohammed. Fort, hinaus denn aus diesem Hause, das jetzt mir gehört, mit Allem, was Du mir gestohlen hast. Fort, Hund, und lasse Dich nicht mehr vor meinen Augen sehen!"

Bei diesen Worten hieb Dimitri seinen Bruder mit einer Peitsche über das Gesicht, die er unter seinem Rocke verborgen trug. Sprachlos von Staunen ertrug Spiridion diese Beschimpfung ohne Klage, ohne ein Wort. Endlich aber streckte er die Hand aus, und sagte:

„Sehr ehrwürdiger Effendi, allerdings bin ich Raja des Reiches, und als solcher werden mir Befehle im Namen Seiner Hoheit stets heilig seyn. Aber sage mir, werden alle Verurtheilungen unsers mächtigen und erbarmungsreichen Gebieters mit gleicher Gerechtigkeit vollzogen?"

„Alle, verlasse Dich darauf," erwiderte der Kadi.

„Wohlan denn, Herr Kadi, so ergreift diesen Menschen, fuhr Spiridion fort, indem er mit der Hand auf Dimitri wies, „das Urtheil, das ihn zum Tode verurtheilt, weil er es gewagt, mit seinen unreinen Liebkosungen eine Kadine des Sultans zu beflecken, ist noch nicht zurückgenommen. Gestern war er noch Raja, wie ich; dieser Mensch, der mich beraubt, und so grausam mißhandelt, ist mein Bruder, der Hekim Baschi Dimitri."

Bei diesem Namen erhob sich ein Gemurmel unter den Janitscharen, und der Kadi befahl, beide Brüder in Gewahrsam zu nehmen. Unter guter Bedeckung wurden beide in Verhaft gebracht. Spiridion wurde noch an demselben Abend auf freien Fuß gestellt; Dimitri rief umsonst den Schutz des englischen Gesandten an. Der türkische Richter verweigerte die Auslieferung, indem er sagte:

„Wir ließen nicht das Schwert auf das Haupt Eures Glaubensgenossens, eures Schützlings fallen; jetzt aber gehört er uns nach jedem Recht, und als Muselmann verdammt ihn das muselmännische Gesetz durch Henkershand den Kopf zu verlieren."

Am folgenden Morgen wurde der neue Muselmann auf den Platz Zop-Hana geführt, halb nackt, den Kopf geschoren, die Hände auf den Rücken gebunden, todtenbleich. Das Volk schloß einen

Digitized by Google

Kreis, der Henker ließ ihn ein Knie auf die Erde setzen, und ein einziger Säbelhieb trennte Kopf und Rumpf.

Der Barbier des Großherrn ging gerade in dem Augenblicke vorüber, als die Hinrichtung vollzogen wurde. Noch schwebte der Säbel des Djellad ob dem Haupte Dimitri's, als seine schon der Sehkraft beraubten Augen den grünen Turban des Emirs erblickte. Wahrscheinlich war sein letzter Gedanke das Sprüchwort: „Der Balg des Fuchses kommt stets in die Bude des Kürschners."

Die italienischen Strohhüte.

Die Pflanze, aus deren Stroh diese Hüte verfertigt werden, ist eine in Toskana unter dem Namen Marzajolo grano gentile rosso (triticum astivum, trimenon) bekannte Getreideart. Doch ist das Stroh vor jedem andern Getreide zu dieser Fabrikation tauglich, da der Unterschied der verschiedenen Gattungen von der zuerst genannten unbedeutend und von Kultur, Boden u. s. w. abhängig ist. Alles beruht auf der Sorgfalt die man auf die Kultur verwendet, auf der Wahl des Bodens, daß dieser der Sonne ausgesetzt ist, und auf der Temperatur. Der Anbauer muß darauf hinarbeiten, Stroh von einem schwachen, dünnschaligen Stengel, also gerade das Gegentheil von dem was man gewöhnlich bezweckt, zu erhalten, denn auf das Korn wird hier durchaus keine Rücksicht genommen. Zur Aussaat wird ein schlechter, lockerer und sandiger Boden gewählt, und am besten gedeiht diese Pflanze auf hochgelegenem, mit Kiesein und andern Steinen gemischten Boden. Die Bearbeitung desselben ist die nämliche wie bei andern Getreidearten, nur darf er nicht gedüngt werden. In Toskana wird nicht tief gepflügt; die Aussaat geschieht im Frühjahr, meist aber im Herbst, weil dann das Stroh um so früher den erforderlichen Grad von Reife erlangt; auch kann man desto eher alle zur Fabrikation der Hüte nöthigen Vorrichtungen treffen, und das Bleichen geht um so besser von Statten. Auch muß sehr dicht gesäet werden, weil dann um so mehr und dünnere, schlankere Halme emporschießen. Sobald der Halm die gehörige Festigkeit erlangt hat, was man leicht erkennen kann, wenn man ihn abbricht, ist er reif. Die hiezu nöthige Zeit hängt von der Witterung, dem Boden, und davon ab, ob die Felder der Sonne mehr oder weniger ausgesetzt sind. Das Stroh von jenem Getreide, das man zum Behuf des Samens seine volle Reife erlangen läßt, wird zu Hüten geringerer Gattung verwendet. Da der Halm von Natur aus kurz ist, so wird er ausgerauft, weil man durch Anwendung der Sichel oder Sense nicht die volle Länge des Strohs erhalten würde.

Ist alles Stroh gesammelt, so bindet man je drei oder vier Hände voll in kleine Garben, und läßt diese vier bis fünf Tage auf dem Boden liegen, wobei der Thau dazu beiträgt das Bleichen zu befördern. Tritt jedoch Regen ein, so muß man die Garben schnell unter Dach bringen, denn einmal durchnäßt, verliert das Stroh seine Schönheit und taugt nicht mehr zur Fabrikation, da aus solchem nassen Stroh keine weißen Hüte verfertigt werden können. Wenn das Stroh nun in kleine Haufen gelegt worden ist, so wird der Theil des Halmes dessen man sich zu Verfertigung der Hüte bedient, nämlich von dem ersten Knoten bis zur Aehre, sorgfältig abgesondert, ein Handgriff der schwieriger zu beschreiben als auszuführen ist. Dann wird das ausgesuchte Stroh in kleine Bündel gebunden, und auf folgende Weise gebleicht: In eine große hölzerne Kiste wird so viel Stroh geschichtet als sie nur fassen kann, nur die Mitte, in die eine Pfanne mit glühenden Kohlen gestellt wird, bleibt frei. Hierauf wird der Deckel der Kiste so luftdicht als möglich aufgesetzt, und das Stroh bleibt nun drei oder vier Tage hindurch der Wärme ausgesetzt. Die Kiste darf in keinem ihrer Theile irgend ein Metall enthalten. Ist das Stroh hinreichend gebleicht, so wird es sorgfältig ausgesucht; hiebei legt man alle Stengel die fleckig, oder zu dick sind, so wie jene die keinen schönen Glanz haben, bei Seite, und macht so viel besondere Haufen, als die verschiedene Qualität des Strohs erfordert. Zuweilen gibt es sechzig solcher Haufen, deren Stroh an Feine und Schönheit verschieden ist.

Das Flechten des Strohs, das jetzt vorgenommen wird, ist leicht zu lernen, und bedarf keiner Beschreibung, da es von der bei den ganz ordinären Strohhüten üblichen Verfahrungsart nicht verschieden ist. Man fängt mit fünf Halmen an und steigt nach und nach bis zu neun, bis der Stoff zu einem Hut groß genug ist; dann wird er zusammengenäht, wobei man die vorragenden Halme abschneidet. Beim Nähen gibt man vorzüglich darauf Acht das Stroh selbst nicht zu durchstechen, sondern die Nadel zwischen den einzelnen Halmen durchzustecken. An der Zahl der Streifen und Flechten erkennt man die Feinheit des Hutes; die über das Geflecht noch herausragenden Strohspitzen werden mit der Schere abgeschnitten. Ist der Hut fertig so wird er gebügelt, gepreßt und gewaschen. Ehe man ihn bügelt, und nachdem er dem Schwefeldampf ausgesetzt worden, nimmt man die Halme, welche gelb geblieben sind oder einen andern Fehler haben, heraus, und ersetzt sie durch besseres Stroh. Die fleckigen Stellen werden ausgeschnitten und durch Hülfe der Nähnadel andere, reine Halme eingesetzt.

Geglättet werden die Hüte mittelst eines Instruments von Buchsbaum von der Gestalt eines Weberschiffchens, mit dem jedoch stets nur nach Einer Seite hingestrichen werden darf. Gebügelt werden sie mit einem langen, 15 Pfund schweren, heißen Eisen, mit dem man ebenfalls stets in Einer Richtung hinstreicht. Das Räuchern mit Schwefel findet vor den beiden eben angeführten Operationen, und in der nemlichen Kiste wo das Stroh gebleicht wurde, statt. Vor dem Schwefeln werden sie etwas angefeuchtet und bleiben dann dem Dampf 24 bis 72 Stunden lang ausgesetzt. Die Hüte von geringerer Gattung werden schwarz gefärbt.

Vermischte Nachrichten.

Aus Indien hat man Nachrichten von einem furchtbaren Orkane erhalten, der dort in den letzten Tagen des Octobers gewüthet. Nähere Berichte fehlen indeß noch. Aus einem Privatschreiben aus Balasore (auf der Hauptstraße zwischen Calcutta und Madra, neun Meilen in gerader Linie von der Küste) geht hervor, daß das Meer, von der Gewalt des Sturmes bis zu genannter Stadt getrieben, und in diesem Bezirke eine Strecke von 150 Quadratmeilen, zehn bis fünfzehn Fuß tief, unter Wasser gesetzt wurde. Die hiedurch angerichteten Verwüstungen sollen über aller Beschreibung seyn. Man rechnet mehr als zehntausend Menschen, die hiedei das Leben eingebüßt. Auf den Feldern erblickt man Haufen todter Menschen, Tiger, Büffel, Kühe u. s. w. Die empörten Wogen überraschten ihre Opfer um so sicherer, als der Sturm erst nach Sonnenuntergang ausbrach und die Nacht hindurch anhielt. Mit Tagesanbruch trat das Meer wieder in seine Ufer zurück. Die heftigen Windstöße, die bald ganz, bald halber Orkan waren, verwüsteten vollends, was das Meer verschont hatte. Die stärksten Bäume wurden entwurzelt und fortgeschleudert. Die fruchtbarste Gegend ist jetzt wie eine Wüste anzuschauen.

*

Den jüngst in seinem siebzigsten Jahre verstorbenen belgischen Baron Beyts pflegte Napoleon „die lebendige Bibliothek" zu nennen. Baron Beyts hatte Deutschland und Italien nach allen Richtungen durchreist, und verdiente sich seinen Beinamen aus Napoleons Munde durch seine umfassende Gelehrsamkeit. Sein Lieblingsstudium war Mathematik und alte Sprachen, er hatte ein so treffliches Gedächtniß, daß er noch in seinen letzten Jahren ganze Tragödien des Sophokles und Euripides Wort für Wort auswendig hersagen konnte; so konnte er auch Tag und Ort eines jeden Friedensvertrages von 1550 bis auf die neueste Zeit mit untrüglicher Genauigkeit angeben, und war vier alter und sechs neuer Sprachen mächtig. Bei allem Dem war er wegen seiner Bescheidenheit allgemein geachtet, und wird als großmüthiger Unterstützer hoffnungsvoller Jünglinge betrauert. Baron Beyts war das Mitglied im Rath der Fünfhunderte, das auf die Tribune stürzte und verlangte, Bonaparte als geächtet zu erklären, als dieser mit gewaffneter Hand in die Versammlung drang.

*

Ein Mann, der zu Monlamboy, im Jura, in einem lang verlassenen Steinbruch arbeitete, fand dort 96 römische bronzene Münzen von folgenden Kaisern und Kaiserinnen: Trajan, Adrian, Aelius, Cäsar, dem Vater des Lucius Varus, Commodus, Septimius Severus, Maximus Cäsar, Balbinus, Gordian III, Philipp der Aeltere, Sabina und Faustina, Mutter und Tochter, Lucilla und Julia Mammia. Die meisten dieser Münzen sind vortrefflich erhalten.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 114. 23 April 1832.

Die gegenwärtigen Beherrscher Asiens und Nordafrika's.

(Schluß.)

Meisur, zwischen 11° und 15° der Breite, mit 27,000 engl. Quadratmeilen und 5 Millionen Einwohnern, bildet das Plateau von Karnatik. Die Dynastie soll von Dvaraca in Gudjerat abstammen. Der erste bekannte Souverain ist Scham Radj, der 1507 den Thron bestieg. Tim Radj herrschte im Jahre 1548; Hir Scham Radj starb 1576; Scham Radj 1637; Immader Radj regierte nur ein Jahr; Kanty Revynarsa Radj bis 1659; Djik Deo Radj bis 1704; Kanty Radj bis 1714; Dud Kischen Radj bis 1731; Djik Kischen Radj bis 1755, wo er von Heider Ali abgesetzt wurde, der am 9 Dezember 1782 starb. Diesem folgte sein Sohn Tippu Saheb, der am 4 Mai 1799 umkam. Wellesley setzte einen Abkömmling der alten Dynastie Maharadja Krischna Adiaver, ein Kind von sechs Jahren, auf den Thron, am 22 Juni 1799; gegenwärtig herrscht der Fürst seit 1812 selbstständig. Meisur, die Hauptstadt, liegt unter 12° 19′ der Breite und 74° 22′ der Länge, 11 Meilen von Seringapatam, und zählt nur 10,000 Einwohner.

Satara, mit 14,000 engl. Quadratmeilen und 1,500,000 Einwohnern. Sewadji entthronte im Jahre 1651 den Souverain von Bedjapur und hielt ihn gefangen. Dieser Zustand der Dinge dauerte bis 1818, wo der Pelschwa vertrieben, und im Jahre 1821 Nar Narrain mit allen Rechten, die seine Vorfahren gehabt hatten, wieder auf den Thron gesetzt wurde. Seine Residenz ist Satara unter 17° 42′ der Breite und 71° 52′ der Länge. Die Dynastie von Bedjapur wurde nach Auflösung des Reiches Bhamani von Abul Modaffer Adil Schahy vor 1489 gegründet, er starb 1510; Ismail Adil Schah 1534; Mulu Adil Schah 1557; Ali Adil Schah 1579; Ibrahim Adil Schah 1626; Mohammed Adil Schah 1660; Ali Adil Schah 1672; Sekandar Adil Schah wurde nach der Einnahme von Bedjapur durch Aurengzeb im Jahre 1689 zum Gefangenen gemacht.

Eine große Anzahl kleiner Fürstenthümer, wie Travancor, Kochin, Bopal, Kotah, Bundj, die Oberhäupter von Radjput, die Emiren von Sind u. a. bilden ein Territorium von 305,000 Quadratmeilen und 17 Millionen Einwohnern.

Das Königreich Assam. Dieses Land umfaßt das Bassin des Brahmaputra. Der königliche Titel ist Svarga Radscha (himmlischer Herrscher), weil die Dynastie von zwei Brüdern Khunlai und Khuntai abzustammen behauptete, die mit dem Gotte Chang aus den Gegenden des Nordens in dieses Land kamen. Aurengzeb versuchte es, Asam zu unterwerfen, wurde aber geschlagen. Im Jahre 1793 wurde der König Gaurinath durch Hülfe der Engländer wieder auf den Thron gesetzt, von dem ihn ein ehrgeiziger Priester gestoßen hatte. Gaurinath wurde getödtet und sein Sohn Birdjinath Kumar konnte sich nicht gegen die Usurpatoren Bura Gohaing und Tschander Khant halten; Letzterer rief die Birmanen zu Hülfe, die im Jahre 1822 Assam eroberten und ihren Feldherrn Menghi Maha Thelnah zum Radscha ausriefen. Die Engländer bemächtigten sich im Jahre 1825 des Königreiches.

Unabhängige indische Provinzen.

Nepal, mit 53,000 engl. Quadratmeilen und 2 Millionen Einwohnern, hat gegen Westen und Süden die englischen Provinzen zur Gränze, gegen Norden das Himalayagebirge, gegen Osten das Fürstenthum Sikkim. Die Einwohner nähern sich in ihrer physischen Beschaffenheit den Tataren oder Chinesen, wie die Einwohner von Butan. Die eingeborne Dynastie Surya Vansi (Abkömmlinge der Sonne) endigte mit Raddschit Mall, der sich im Jahre 1768 seine Staaten durch den Radscha von Gorkha, Prithi Narrain entrissen sehen mußte; Letzterer starb 1771. Sein Sohn Singh Pertap herrschte bis 1775. Ram Bahader, dessen minderjähriger Sohn, wurde von seinem Oheime Bahadersah abgesetzt, der im Jahre 1784 Lassa, und 1790 Teschu Lumbu plünderte. Ein chinesisches Heer überstieg im Jahre 1792 den Himalaya und zwang Bahadersah Friede zu machen. Ram Bahader ließ seinen Oheim 1795 umbringen; aber seine Grausamkeit machte ihn so verhaßt, daß er sich im Jahre 1800 gezwungen sah, nach Benares zu entfliehen, 1804 kehrte er wieder zurück und wurde im folgenden Jahre ermordet. Ungeachtet dieser innern Verwirrungen wurden die Eroberungen durch den Feldherrn Ammer Singh Thappa fortgesetzt, der endlich von dem englischen General Ochterlony erschlagen wurde. Durch den Frieden von Katmandu (4 März 1816) wurde er gezwungen, alle seine Eroberungen an die Engländer abzutreten. Ammer Singh Thappa starb in seinem 68sten Jahre am 19 Juli 1816, und der junge Radscha gleichen Namens am 20 November darauf. Nun wurde dessen Sohn, ein Kind von drei Jahren, Radjintra Bikram Sah auf den Thron erhoben. Die Hauptstadt ist K'hatmandu, und liegt 4784 Fuß über den Ebenen

Digitized by Google

von Bengalen unter 27° 42′ der Breite und 82° 40′ der Länge; sie hat 20,000 Einwohner.

Lahore, mit einem Flächenraume von 50,000 englischen Quadratmeilen, und 3 Millionen Einwohnern, zwischen 30° und 31° der Breite. Seine Gränzen sind gegen Norden, Kaschmir und der Lauf des Indus, gegen Osten die Gebirge des nördlichen Hindustan, gegen Westen scheidet es der Indus von Afghanistan; es besteht aus zwei abgesonderten Theilen: Pendschab und Kuhistan. Die Seiks, die sich zu einer indischen Religion bekennen, haben im Lande die Oberhand; die Mohammedaner sind mancherlei Bedrückungen unterworfen. Der Stifter der Sekte der Seiks war Nanek, der zu Talwandy, einem Dorfe des Distriktes Lahore, im Jahre 1519 geboren wurde. Sein Nachfolger war Guru Angad, der 1552 starb. Amera-das aus dem Kschatriageschlechte starb 1574, sein Sohn Ram-das 1585. Ardjunmal, der Verfasser des vornehmsten heiligen Buches der Seiks, Adi granth genannt, starb 1606; sein Sohn Hargovind war der erste kriegerische Guru (Häuptling) und starb 1644; sein Enkel Harray 1661, dessen Sohn Tegh Bahader, wurde auf Befehl der mongolischen Regierung 1675 hingerichtet. Sein Sohn Guru Govind, Priester und Krieger, brachte unter die Seiks einen kriegerischen Geist, aber starb aus seinem Reiche vertrieben in Dekkan im Jahre 1708. Er war der letzte Gurufeldherr. Nach ihm machte sich jeder kleine Radscha zum geistlichen und weltlichen Oberhaupte. Ahmed Schah Abdalli schlug die Seiks zu wiederholtenmalen im Jahre 1762 und 1763; aber sie erhoben sich eben so schnell wieder. Gegenwärtig leben die Häuptlinge südlich von Sedledsch unter englischem Schutz, alles nordwärts gelegene Land gehorcht dem Randschit Singh, der gegenwärtig 69 Jahre zählt, und drei Söhne hat: Kurruk Singh, Schere Singh und Tara Singh. Die Residenz ist Lahore, 34° 9′ 21″ der Breite und 76° der Länge.

Sindhi, mit 24,000 engl. Quadratmeilen Flächeninhalt und 1 Million Einwohner, hat als Gränze gegen Norden, Multan und Afghanistan, gegen Süden Kutsch und das Meer, gegen Osten das Meer und die Gebirge von Belutschistan. Es wurde von dem Mongolen Akbar unterworfen. Während der Invasion Nadir Schahs, machte sich Mohammed Abdassi Kalori zum Subahdar von Sindhi, er wurde 1739 von den Persern geschlagen, und zinspflichtig gemacht, und starb 1771. Seine Nachfolger wurden von den Talpuris, einem Belutschenstamme unter Anführung ihres Emirs Fath Ali Khan im Jahre 1779 vertrieben, dieser aber gezwungen an Timur Schah von Kabul bis zum Tod desselben 1793 Tribut zu entrichten. Mir Gholam Ali, Sohn des Fath Ali Khan, beherrschte das Land mit seinen Brüdern gemeinschaftlich und starb 1811 auf der Jagd. Sein Sohn Mir Sobdar und seine beiden Brüder Kerim Ali und Mir Murad Ali folgten ihm und eroberten einen Theil von Afghanistan. Mir Kerim Ali starb vor einigen Jahren, so daß Mir Murad Ali einziger Beherrscher des Landes ist, da sein Neffe, Mir Sobdar von schwächlicher Gesundheit und so zu sagen von der Regierung ausgeschlossen ist. *)

Udjein, mit 40,000 englischen Quadratmeilen und 4 Millionen Einwohnern, wurde im Jahre 1230 von den Mohammedanern erobert, und ging später an die Mahratten über. Dipapa Sindia diente als Feldherr unter dem ersten Peischwa Badjerao und erwarb sich durch zahlreiche Verdienste den Besitz von Udjein. Sein Sohn Djankodji wurde nach der Schlacht von Paniput (1761) getödtet; sein Oheim Ranodji folgte ihm; dessen Sohn Madhadji Sindia regierte bis 1794. Sein Neffe Devlet Rao verlor im Jahre 1803 in einem Kriege gegen die Engländer die Hälfte seiner Staaten; der Vertrag vom 5 November 1817 entriß ihm noch einen Theil seines Landes; er starb 47 Jahre alt am 21 März 1827. Einer seiner Verwandten Mukht Rao zwölf Jahre alt, folgte ihm in der Herrschaft und nahm den Titel Mahrradha Ali Djah Djankodji Rao Sindiabehader an. Die alte Hauptstadt war Udjein, unter 26° 11′ der Breite und 73° 15′ der Länge, gegenwärtig ist es Gwalior, unter 26° 15′ der Breite und 75° 5′ der Länge.

14) Staaten jenseits des Ganges.

Die Birmanen, eine Bevölkerung von 3,500,000 Seelen. Seit dem Frieden von Jandabu (25 Februar 1826) hat dieses Königreich ganz Arakan, die Hälfte des Landes Martabau, Tavoy, Tanasserim und die Inseln von Merguy verloren; gegenwärtig besteht es nur noch aus Ava und Pegu. Der Name Ava ist das verdorbene Wort Aenwa, womit das Volk die Hauptstadt bezeichnet. Der Name der Birmanen kommt von dem Worte Mranma, dessen sich das Volk von Arakan bedient, um diese Nation zu bezeichnen. Seit dem Beginne der Birmanenherrschaft zählt man hundertachtundzwanzig Könige. Ava trennte sich, mit Hülfe der Portugiesen, von Pegu; allein 1752 eroberte Beinga Della, König von Pegu, Ava wieder. Alompra (Alungp'hura) oder Alomandra Prau, ein Mann von dunkler Herkunft, entriß Ava abermals dem König von Pegu im Jahre 1753, und starb fünfzig Jahre alt 1760. Sein ältester Sohn, Namdodji Prau, herrschte bis 1762, sein Bruder Schembrau bis 1776; dessen Sohn Tschenguza wurde 1782 von seinem Oheim Mindradji Prau, der bis 1819 herrschte, abgesetzt und getödtet. Sein Enkel Madutschao ist vor einigen Monaten gestorben. Der Name des gegenwärtigen Königs ist noch nicht bekannt.

Siam. Dieses Land begreift das Bassin des Flusses Menam. Im Jahre 1757 eroberten die Birmanen unter Alompra die Hauptstadt des Reiches Yuthia und vertilgten die königliche Familie. Im Jahre 1769 vertrieb sie Piatak, der Sohn eines reichen Chinesen und bestieg den Thron, wurde aber 1782 ermordet. Der erste Herrscher der gegenwärtig regierenden Dynastie folgte ihm und starb 1809, sein Nachfolger am 20 Julius 1824. Ein natürlicher Sohn desselben, Kroma Mou Tschit, 49 Jahre alt, ist gegenwärtig im Besitz des Thrones; im Jahre 1829 hatte er den König von Laos und dessen Familie in seine Gewalt bekommen und hinrichten lassen. Die gegenwärtige Hauptstadt ist Bankok an der Mündung des Menam, mit 30,000 Einwohnern.

Cochinchina, ein zinsbarer Staat von China, begreift gegenwärtig Cochinchina, Tonkin, den größten Theil von Camboscho und den kleinen Staat Tsiampa. Die regierende Dynastie wurde durch einen Aufruhr im Jahre 1774 vertrieben. Dem Kronerben gelang es im Jahre 1790 seine Staaten wieder zu gewinnen, und

*) S. Ausland vor. Jahrgangs S. 815 und 829.

Digitized by Google

selbst Tonkin zu erobern. Die Jahre seiner Herrschaft werden mit den Worten Kang chang bezeichnet. Das Jahr seines Todes ist unbekannt. Sein Nachfolger gab den Jahren seiner Herrschaft den Namen Shia long (durch des Glückes Schutz) und starb 1812. Ming ming (das erhabene Schicksal) war der Name der Regierungsjahre des ihm folgenden Monarchen, der im Jahre 1822 starb; ein Jahr zuvor war er von dem Hofe von Peking mit der königlichen Würde bekleidet worden. Sein junger Nachfolger hat für die Jahre seiner Herrschaft die Bezeichnung Mingming beibehalten.

Sumatra beherrschen gegenwärtig der Toanko (Fürst) Passaman zu Linton, der Toanko Norinchi von Lubu Agam, und der Toanko Allahan Pandjang.

Java mit 4,660,000 Einwohnern. Der Sultan residirt zu Yugya Carta, in der vormaligen Provinz Mataram. Mangko Buvana Sepu wurde von den Holländern im Jahre 1826 gekrönt, und starb den 2 Januar 1828. Der junge Sultan steht unter Vormundschaft des Pandierang Mangko Kotumo. Der Beherrscher des größten Theils dieser Insel führt den Namen Susuhanan, und residirt zu Surakarta, am Flusse Solo.

15) China.

Der Name der gegenwärtigen Dynastie, vom Mandschustamme ist Tai tsing (die sehr reine). In China kennt man den Namen des regierenden Kaisers nicht. Der gegenwärtige folgte seinem Vorgänger nach dessen Tod am 2 September 1820 und führte vorher den Namen Miau ming. Seinem Vater gab er nach dessen Hinscheiden den Nachnamen Jin-tsoung-joui-hoang-ti, d. h. der erhabene und weise Kaiser, der erbarmungsvolle Vorgänger. Der Ehrenname der Regierungsjahre des gegenwärtigen Monarchen ist auf Chinesisch: Tao Kuang und im Mandschu: Doroi Eldengho (der Glanz der Vernunft). Der Kaiser ist gegenwärtig 48 Jahre alt.

16) Japan.

Der gegenwärtige Dairi (Kaiser) ist der 121 Nachfolger des Jin-mu und sitzt seit 1817 auf dem Thron. Wie in China kennt das Volk seinen Namen nicht, so lange er lebt. Das Jahr 1822 war das fünfte des Nengo (der Ehrentitel seiner Regierungsjahre) Bunzio (auf Chinesisch Wen-tsching). Seine Residenz ist Miyako oder Kio (beide Worte bedeuten Residenz). Der Kubo oder Seogun ist der Oberfeldherr des Reichs und residirt zu Yedo; eigentlich ist er es, der die Herrschaft führt; indeß äußert er zum Schein immer noch eine gewisse Unterwürfigkeit gegen den Dairi, den Ablömmling des alten japanischen Herrscherhauses, das mit Jin-mu, 660 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung beginnt. Das Wort Dairi — chinesisch: Nai-li, bezeichnet eigentlich das Innere, (des kaiserlichen Palastes nämlich). Man bedient sich desselben, um den Kaiser zu bezeichnen, weil es nicht erlaubt ist, so lange er lebt, seinen Namen auszusprechen. Ein Gleiches gilt von dem Seogun und dem Prinzen, seinem Nachfolger. Ersteren gibt man den Namen Gonfon Maru, letztern Nisio Maru, von den Palästen, die sie bewohnen.

Die Eisenbahn von Liverpool nach Manchester.

Aus beiden Städten gehen jeden Tag, viermal des Morgens und viermal des Nachmittags, Wagen ab. Es gibt zweierlei solcher Wagen. Die der ersten Klasse halten nur Einmal, und zwar nur einige Augenblicke in Newton, um die Maschine einzuölen und darin nachzusehen. Die der zweiten Klasse halten an zwölf verschiedenen Punkten der Eisenbahnlinie, um die Passagiere aussteigen und ihren Weg nach anderweitigen Bestimmungen einschlagen zu lassen; aber auch Dieß geht mit einer Schnelligkeit vor sich, daß der Aufhalt nur unbedeutend ist. Die Wagen bestehen aus sechs- und vierssitzigen Berlinen mit Glasfenstern, aus Gondolen, und offenen oder mit Vorhängen geschlossenen Chaisen. Die Dampfmaschine ist an der Spitze des Wagenzuges angebracht und zieht zunächst hinter sich einen Fourgon, auf dem sich Kohlen, Wasser, Werkzeuge und die Ingenieurs befinden; der Dampfkessel wird mittelst einer Pumpe vom Druckwerk nach Belieben unterhalten. An dem Fourgon sind mittelst eiserner Haken der erste Wagen und dann die übrigen, oft zehn, zwanzig und mehr an der Zahl, je nachdem sie für den Transport der Reisenden und ihres Gepäckes nöthig sind, angehängt. Die Waarentransporte geschehen besonders und in den mit den Versendern übereingekommenen Stunden. Eigene Wagen bestehen für den Transport von Thieren, die in ungeheurer Anzahl versendet werden. Die Schweine und Stiere, die aus Ireland kommen, werden auf diese Weise, ohne Ermüdung und großen Zeitverlust, nach Manchester und von da weiter ins Innere des Landes geschafft. *) Die Zahl der Reisenden besteht gewöhnlich aus 130 bis 150 Personen mit ihrem Gepäcke, das oben auf jeden Wagen geladen wird. Wenn man auf das Bureau der Eisenbahngesellschaft kommt, wo die Polizei über Ordnung wacht und Niemand eintreten läßt, der darin nichts zu thun hat, wählt man seinen Platz und erhält ein Billet, dessen Nummer den Wagensitz und die außen am Wagen geschriebene Zahl enthält. Im Augenblicke der Abfahrt gibt man die Billete ab; eine Glocke ertönt, die Maschine setzt sich in Bewegung. Anfangs langsam, bis alle Wagen hintereinander ordentlich in Zug gekommen sind; dann aber geht es fort blitzschnell, ohne die mindeste Erschütterung und mit weniger Geräusch als ein gewöhnlicher Postwagen.

Längs der Bahn findet man stets Arbeitsleute und Aufseher, um den Weg zu untersuchen und zu unterhalten; in bestimmten Zwischenräumen erblickt man häufig Leute der Kompagnie, die ein weißes Papier auf dem Hute tragen und den Arm ausstrecken, um durch dieses Zeichen anzudeuten, daß die Bahn frei und in gutem Zustande ist. Elegante Geländer und Schranken sind da, wo natürliche Hindernisse nicht entgegen stehen, angebracht, um Thiere und böswillige Menschen von der Eisenbahn fern zu halten. Man läßt die Maschine und den Wagenzug nach Belieben stille halten, und ungeachtet der Neuheit und reißenden Schnelligkeit dieser Art zu reisen, bedient sich ihrer Jedermann, Weiber, Mädchen und Kinder, ohne Furcht und ohne Gefahr. Man legt den Weg zwischen beiden Städten — eine Strecke von dreizehn Postlieues — in fünf Viertelstunden zurück; manchmal noch in geringerer Zeit und ohne die mindeste Ermüdung. Statt der dreißig oder vierzig vierspännigen Wagen, die vor dem Jahre 1830 zwischen beiden Städten im Gange waren, gibt es gegenwärtig nur noch einen einzigen. Freilich erblickt man die Gegenstände zu beiden Seiten des Weges, wegen der reißenden Schnelligkeit, nur undeutlich; aber wenn man das Auge auf die vorwärts

*) Die Wichtigkeit des Handels zwischen Ireland und Liverpool mag aus folgendem Verzeichnisse der während des Jahres 1831 eingeführten irländischen Landesprodukte entnommen werden. Es läßt sich kein genauer Anschlag des Werthes derselben machen: allein er muß sich auf mehrere Millionen Pfund Sterling belaufen. Es sind meistens Bodenerzeugnisse Irlands, das überhaupt zur Vorrathskammer Englands bestimmt scheint. Die Erfindung der Dampfwagen hat bereits für Ireland mehr gethan als viele Parlamentsakten zu thun im Stande gewesen wären. In erwähntem Jahre wurden aus Ireland eingeführt: 90,715 Kühe, 296 Pferde, 134,702 Schafe, 243 Maulesel, 156,001 Schweine, 1196 Kälber, 23,725 Lämmer, 590 Zentner Schinken und Zungen, 13,090 Ballen geräucherter Speck, 14,554 Tonnen Schweinefleisch u. s. w.; Butter 5754 Kübel und 258,087 Fässer; Eier 2503 Körbe; Weizen 277,060 Malter, Hafer 230,470 D., Gerste 21,328 M.; Mehl 149,816 Ladungen u. s. w.

Digitized by Google

liegenden Gegenstände gerichtet hält, so bemerkt man die Schnelligkeit nicht, mit der man dahin fliegt. Die Ordnung, die Regelmäßigkeit und Ruhe, die in allen Theilen des Dienstes herrschen, sind bewunderungswürdig und lassen jede Besorgniß schwinden; man sieht sogleich, daß man mit Leuten zu thun hat, die ihres Dienstes vollkommen kundig sind.

Der Nutzen, den man aus dieser Erfindung zieht und ziehen wird, ist unberechenbar. Man kann Dieß aus zwei Thatsachen folgern: bei Gelegenheit der letzten Pferderennen zu Newton, einer auf halbem Wege zwischen beiden Städten gelegenen Stadt, führte man auf Einmal und auf Einem und demselben Wagenzuge fünfzehnhundert Menschen an Ort und Stelle. Einer meiner Freunde, ein Kaufmann von Manchester, verlangte von der Kompagnie, ihm auf einem einzigen Transport tausend Ballen Baumwolle kommen zu lassen; jeder Ballen wiegt dreihundert Pfund, was also, das Gewicht der Wagen abgerechnet, allein eine Last von dreimalhunderttausend Pfund gibt. Die Kompagnie wünschte es sich nicht besser, und diese ungeheure Baumwollenlast, die volle Ladung eines in dem Hafen von Liverpool eingelaufenen Schiffes, wurde in weniger als zwei Stunden von dem Quai dieser Stadt in die Magazine von Manchester und sogar in die Spinnstuben geschafft. Der Preis für den Transport der Waaren sowohl als der Personen ist sehr gering. Für die Reisenden ist der Preis eines Sitzes von 6 Franken 25 Cent. bis 8 Fr. 45 C., worin noch der Fuhrlohn in eleganten Omnibus begriffen ist, welche die Passagiere aus den verschiedenen Theilen der Stadt nach dem Bureau der Abfahrt bringen.

Die Ausgaben dieser erstaunenswürdigen Anstalt belaufen sich allerdings doppelt so hoch, als man sie Anfangs in Anschlag gebracht hatte: statt 400.000 Pf. St. stiegen sie nämlich auf 820.000 oder 20.500.000 Franken; dessen ungeachtet haben die Aktionäre Ende des Jahres 1830 8 Proz. gezogen und werden Ende des Jahres 1831 wahrscheinlich mehr als 10 Proz. erhalten haben. Man hat vor, einen Reservefonds anzulegen, um daraus die Vervollkommnung der Eisenbahn zu bestreiten und in der Folge den Frachttarif noch mehr herabsetzen zu können. Bereits ist man in mehreren Theilen von England mit der Anlegung ähnlicher Wagen beschäftigt, und man wird in kurzer Zeit Verbindungen durch Eisenbahnen zwischen London, Liverpool und Manchester hergestellt sehen, durch die man in Stand gesetzt seyn wird, diese beträchtlichen Entfernungen in wenigen Stunden zurückzulegen.

Rußland's Absichten im Osten.

(Privatkorrespondenz aus Petersburg im „Asiatic Journal.")

Seit dem Ende des polnischen Krieges, der alle Plane der russischen Regierung gegen den Westen von Europa vereitelte, glaubt man, daß der Kaiser seinen Lieblingsplan zu einer Expedition gegen den Khan von Khiwa (Khariśm, in Nordschagatai mit 520 Q.M. und 450.000 Einw.) wieder hervorgesucht habe. Es sollen sich in dem Staate des erwähnten Khans mehrere tausende russischer Gefangenen befinden, die von den Kirgisen dahin verkauft worden sind. Die Reise des Kapitäns Murawieff, der im Jahre 1819 von General Jermoloff nach Khiwa gesendet worden war, brachte zuerst nach Rußland Kunde von der Menge seiner gefangenen Landsleute und dem Elende Derer, welche die christliche Religion abzuschwören sich weigerten. Diese Nachricht empörte das Nationalgefühl der Russen, und ich bin überzeugt, daß ein Krieg gegen Khiwa, so sehr er auch mit Schwierigkeiten verbunden seyn dürfte, allgemeinen Beifall finden wird. Wahrscheinlich würde der Kaiser Nikolaus sich bloß mit dem Abschluß eines Vertrages begnügen, durch den der Khan verbindlich gemacht würde, die russischen Gefangenen in Freiheit zu setzen, und künftig keine Unterthanen des russischen Reiches mehr von den Kirgisen zu kaufen. Allein man weiß sehr wohl, daß die Verträge mohammedanischer Fürsten in Asien nicht von langem Bestande sind, und so würde man dann den Versuch machen, sich der Stadt Khiwa und einiger andern festen Plätze zu bemächtigen, um hier militärischen Fuß zu fassen, oder mit andern Worten die Khanschaft zu erobern, was für die Russen von unberechenbarem Nutzen werden würde. Einmal im Besitze dieses Landes im Süden der Kirgisen, würden sie dieses Räubervolk, von dem sich nur ein sehr kleiner Theil Rußland unterworfen hat, im Zaume halten können. Der Besitz von Khiwa würde übrigens auch dem Handel Rußlands unermeßliche Vortheile bringen.

Die Expedition würde sehr gut durch das kaspische Meer von statten gehen; denn vor der Hand wäre es ganz unmöglich, durch die kirgisischen Steppen vorzudringen. Am Ufer der Kama und Wolga könnten Schiffe gebaut werden und diese auf letzterem Flusse nach Astrakan hinabgehen, wo ein Theil der Truppen eingeschifft würde; während ein anderer Theil von Baku auf Schiffen ausliefe, die in der Seeprovinz Talisch, welche Ueberfluß an herrlichem Schiffsbauholze hat, gebaut werden könnten. Einmal festen Fußes in Khiwa, könnten die Russen leicht Samarkand, die Bucharei und die andern kleinen Staaten, die zwischen ihnen und Runschit Sing liegen, im Zaum halten, mit dem sie schon längere Zeit durch tatarische und armenische Agenten in Unterhandlung stehen. Die Armenier insbesondere sind Rußland sehr ergeben, weil sie von der dortigen Regierung beschützt und gut behandelt werden; auch wurde für sie, seitdem ein Theil des alten Armeniens russische Provinz wurde, wirklich viel gethan. Die reichen Armenier in Moskau und Nackschiwan (Nakitschewan) so wie der Patriarch von Ebsmiatsin stehen in ununterbrochenen Verbindungen mit den Armeniern von Calcutta und andern Städten Indiens. Auf diesem Wege erfährt die russische Regierung, was ihr in Betreff dieses Landes zu wissen nöthig.

Man glaubt hier auch, daß die russische Regierung bei den strengen Maßregeln, die der Kaiser von China gegen den englischen Handel zu Kanton erließ, die Hand im Spiele hatte. Schon vor einiger Zeit wurde von Petersburg an die chinesische Gränze ein kaiserlicher Staatsrath von dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten geschickt, ein Mann von Talent und großer Gewandtheit. Er wurde von dem wohlbekannten Archimandriten Hyazinth begleitet, der von dem Kaiser Alexander verurtheilt worden war, sein Leben in einem Kloster auf einer Insel des Eismeeres zu beschließen, aber von der gegenwärtigen Regierung begnadigt wurde. Hyazinth ist ein Mann von großen Fähigkeiten, wohlbewandert in der chinesischen Sprache und vollkommen bekannt mit dem Gange der öffentlichen Angelegenheiten in Peking, wo er früher fünfzehn Jahre gelebt hatte. Als Grund ihrer Reise nach Kiachta wurde die Absicht vorgegeben, Untersuchungen über die Religion der Mongolen anzustellen; Niemand aber will hier glauben, daß die Regierung sich so sehr für die Glaubenslehren des Dalai Lama interessirt.

Vermischte Nachrichten.

Nachrichten aus New-York melden eine mit ungemeinen Verwüstungen begleitete Ueberschwemmung des Ohio. Dieser mächtige Strom begann am 16 Februar zu steigen und trat am folgenden Tage bald nach zwölf Uhr aus seinen Ufern. Das Wasser stieg im Durchschnitt zwölf Zoll in einer Stunde, bis Morgens des 18, wo er minder rasch bis acht Uhr Nachts fortwuchs, wo er seinen höchsten Stand erreichte und bald darauf zu fallen begann. Die Wasserhöhe übertraf die merkwürdigen Ueberschwemmungen von 1813 und 1784 um fünf oder sechs Fuß. Der angerichtete Schaden ist nicht zu berechnen. Das ganze Thal des Ohio von seiner Quelle bis zu seiner Mündung bietet, so weit die verwüstenden Wogen reichen konnten, ein Bild allgemeiner Zerstörung. Die Pflanzungen sind sammt ihren Gehörigen von dem fruchtbaren Boden weggeschwemmt und Wohngebäude, Stallungen, Scheunen mit ihren Vorräthen fortgerissen worden. Alle Ortschaften und Städte längs dem Flusse wurden mehr oder minder unter Wasser gesetzt, eine Menge Häuser umgestürzt. Die näheren Angaben stehen noch zu erwarten.

Der Verbrauch der Seide in England allein steigt alljährlich fast bis zu mehr als vier Millionen Pfund, zu deren Erzeugung Myriaden und Myriaden von Würmern nöthig sind. Vierzehntausend Millionen lebendiger Geschöpfe leben und sterben jährlich, um diesen Winkel der Welt mit einem Luxusartikel zu versehen! Wenn man über diese Angabe erstaunt, so wende man seinen Blick nur nach China, von dessen unermeßlicher Bevölkerung Jeder, vom Kaiser auf dem Throne an bis zum Bauer in der Hütte, sich in Seide kleidet, und die Einbildungskraft wird erlahmen, wenn sie den zahllosen Wesen folgen will, die jedes Jahr zum Dienst der Menschen ihr Todesgespinnst weben.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 115. 24 April 1832.

Ueber die Fortschritte der Industrie und des Ackerbaues im Königreich Neapel, seit der Einführung des neuen Tarifs im Jahre 1824.

10. Schiffs-Bauerei.

So wie Seide, Wolle, Häute u. s. w., anstatt ins Ausland zu gehen, jetzt im Lande mit größerm Nutzen verbraucht werden, so auch das Bauholz. Calabrien liefert im Ueberfluß das zu Erbauung der Kriegs- und Handels-Schiffe benöthigte Holz von allen Dimensionen, mit Ausnahme der großen Masten der Kriegs-Schiffe, welche aus Liefland kommen. Dieß erleichterte sehr den Schiffsbau, welcher mit dem Aufblühen des Handels gleichen Schritt halten mußte.

In diesem glücklichen Zeitpunkte, wo der Handel sich wieder emporhob, waren die Rheder außer Stande, die Kosten dazu zu erschwingen. Sie wurden deßhalb auf jegliche Weise von der Regierung begünstigt. So ertheilte sie ihnen eine Befreiung von 12 Duc. für jede Tonne, die von dem Vorrechte der ersten Ladung, welche Schiffen über 200 Tonnen im Königreiche zukommt, abgezogen wurde. Diese Vergünstigung belebte nicht nur den Bau einer großen Menge Schiffe, sondern erleichterte auch bedeutend die Ausfuhr des Oels, durch die Verminderung der Schiffs-Fracht, die davon eine Folge war.

Aber ohne Schifffahrt, wozu hätten die Schiffe genützt? Man mußte also Jenen Privilegien ertheilen, welche die neapolitanische Flagge in den Stand setzen konnten, mit den fremden Flaggen zu wetteifern.

Es bestand und besteht noch ein Traktat mit England, Spanien und Frankreich, vermöge dessen die Waaren dieser Länder 10 Pr. weniger an den Abgaben, denen sie beim Eingange unterworfen sind, bezahlen, wenn nämlich diese Waaren Produkte desjenigen Landes sind, dessen Flagge sie deckt, so daß nur englische Produkte auf englischen Schiffen u. s. w. diese Befreiung genießen. Dasselbe Privilegium wurde auch der einheimischen Flagge ertheilt, welches aber eigentlich für diese noch viel ausgedehnter ist, indem die hiesigen Schiffe Waaren jedes Ursprungs laden können, ohne dieser Begünstigung verlustig zu gehen. Außerdem wurden auch zur Aufmunterung der neapolitanischen Marine zu weiten Schifffahrten (de long cours) Prämien festgesetzt, und zwar für die erste Reise jenseits des Aequators eine Vergütung von 30 Pr. (anstatt von 10) vom Zolle der einzubringenden Waaren.

So beschützt, machte die neapolitanische Handels-Marine schnelle Fortschritte, und erschien nicht nur im Norden, sondern auch in der andern Hemisphäre. Schnelle und glückliche Reisen brachten sie in Ruf, und allmählich verschwanden auch die Vorurtheile gegen die Rechtlichkeit der Schiffer, so daß man ihnen bei gleicher Fracht, besonders bei Korn- und Oel-Transporten, den Vorzug gibt, weil die neapolitanischen Kapitäne die Einzigen sind, die sich durch Kontrakt für die Ablieferung des Maßes und Gewichts dieser Waaren verbindlich machen. *)

Nur ein Wort noch über die Dampfschifffahrt. Schon 1817, als Frankreich noch gar keine Dampfschiffe hatte, und sie in England nur auf Flüssen und in Golfen im Gebrauche waren, wurde in Neapel das erste Dampfschiff gebaut, welches das mittelländische Meer befahren hat. Indessen mußte dieses Schiff wegen fehlerhaften Baues wieder aufgegeben werden, nachdem es jedoch eine Reise nach Livorno, Genua und Marseille gemacht hatte. Dieß schreckte aber die neapolitanischen und sizilianischen Kapitalisten nicht von neuen Versuchen ab; und obgleich ein anderer im Jahre 1823 ebenfalls fehlschlug, so ließen sie doch, nicht lange nachher, in Schottland ein Dampfschiff erbauen, welches unter dem Namen: „Il real Ferdinando" seit dieser Zeit regelmäßig zwischen Neapel, Sizilien und Marseille hin und her steuert. Kürzlich ist noch das prächtige Dampfschiff Francesco I. hinzugekommen.

Im Ganzen genommen, und obgleich noch viel zu wünschen übrig bleibt, sind doch die Fortschritte in allen hier behandelten Industriezweigen so groß, daß nicht zu zweifeln ist, der Tarif von 1834 werde nicht mehr dem von 1824 gleichen, sondern große Modifikationen erleiden, und zwar solche, welche geeignet sind, den Industriellen neue Garantien zu gewähren.

* * *

11. Schluß.

Die Abschaffung der Feudalrechte und die Vertheilung des Eigenthums haben in Neapel sowohl, als in Frankreich einen unberechenbaren Einfluß auf die öffentliche Wohlfahrt gehabt. Wenn die Fort-

*) In diesen Tagen (Anfang Februars 1832) segelte ein neapolitanisches Schiff mit einer reichen Ladung an Salz, Oel, Wein und Maccaroni, direkt nach Brasilien. (s. Ausland S. 564.)
Anm. d. Eins.

Digitized by Google

schritte der Industrie und des Ackerbaues einer solchen Hauptveränderung im Zustande der Civilisation noch nicht gehörig entsprochen haben, so muß man bedenken, daß seit dieser Epoche ein zu kurzer Zeitraum verflossen ist, um die Einwirkung vieler Jahrhunderte aufzuheben und verschwinden zu machen. Dessen ungeachtet steht fest, daß die Einnahme des Staats verdreifacht, und die Volkszahl um den vierten Theil vermehrt worden ist.

Aber noch mehr als die Zahl, hat das Wohlseyn der untern Klassen, besonders in der Hauptstadt zugenommen, wo, wenn man so sagen darf, die darin herumirrenden Nomadenschwärme, ohne alle Bekleidung, außer einem Stück Leinwand um die Lenden, und ohne ein anderes Bett als eine steinerne Bank oder einen Korb, sich immer mehr zu civilisiren anfangen, wie einem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen kann. Denn die Hauptstadt blieb bei dem Aufschwunge der Nationalindustrie nicht zurück. Die schlechten und schmutzigen Boutiquen in der Straße Toledo verwandelten sich in elegante Läden, denen in Paris gleich. Die Goldarbeiter, Schneider, Schuhmacher, Tischler, Tapezierer u. s. w. vermehrten sich auf eine unglaubliche Weise, und eine Menge von Individuen, welche sonst Lazzaroni geblieben wären, sind jetzt geachtete und wohlhabende Arbeiter geworden.

Besonders hat der Handel in der Stadt Neapel zugenommen. Die Zahl der Kaufleute hat sich in dem Verhältnisse wie 1 zu 4 vermehrt. Freilich theilen sich diese vier jetzt in den Gewinn, den sonst ein einziger hatte, aber vier Wohlhabende sind offenbar vortheilhafter für ein Land als ein Reicher.

Durch den direkten Handel haben selbst die Kleinkrämer ihren Vortheil einsehen gelernt, wobei freilich die Speditionshändler verloren haben, die auch daher immer für die Wiederherstellung des Freihafens (Scala franca) gestimmt sind, wodurch das Land mit einer Masse fremder Waaren zum Nachtheile der inländischen Fabrikanten überschwemmt war; die nie mehr reexportirt wurden, oder wenn sie auch nach Aufspeicherung von mehreren Jahren nach Livorno oder Genua wieder verschifft wurden, so kamen sie doch oft wie ich selbst bezeugen kann, nach Neapel zurück, um hier zu vermodern.

Seit der Abschaffung der Scala franca hat der auswärtige Fabrikant Gelegenheit bekommen, sich nach einer sichern Schätzung über den hiesigen wahren Bedarf zu vergewissern, und daher im Einsenden Maß und Ziel zu halten, so daß beide, der Inländer wie der Ausländer, dabei gewonnen haben, der erstere durch Verminderung der Konkurrenz, der letztere durch sicheren Absatz.

(Schluß folgt.)

Sainte-Pelagie.

(Schluß.)

In den übrigen Pavillons von Saint-Pelagie stehen sich die Parteien gegenüber, beobachten ihre Trennung, und würden mit den Zähnen knirschen, bei dem Gedanken an eine mögliche Vereinigung ihrer politischen Meinungen. In dem aristokratischen Pavillon ist man nicht von so gewissenhafter Strenge, man nähert sich mehr, mischt sich zwar nicht, aber affektirt doch auch keine allzuschroffe Absonderung. Hieraus entspringen oft die seltsamsten Auftritte und Begegnungen. Eines Tags z. B. war ich zu dem Doktor Gervais hinabgegangen, bei dem auch Herr de Laplain zum Besuche war, von dem ich schon oben gesprochen, und der mich mit folgenden Worten anredete: „Mein Herr, da Sie Redakteur der Tribüne sind, so könnten Sie mir wohl gefälligst sagen, Wer der unglückliche Verfasser des Artikels war, der meine Verhaftung nach sich zog?" — Hier zeigte er mir die Numer der Tribüne vom 9 Julius 1831, in welcher der fragliche Artikel mit A. M. unterzeichnet war. „Ach," erwiderte ich, „Sie sehen den Schuldigen vor sich." — „Wie?" — „Ja, aber was meine Schuld in Etwas gut machen kann, ist der Umstand, daß ich wegen der zehn letzten Zeilen eben dieses Artikels zu sechs Monaten Gefängniß und 3000 Franken Geldstrafe verurtheilt worden bin." — „Wie, Sie mein Herr? Und wegen eines Artikels, durch den unsere Verhaftung in der Vendée veranlaßt wurde?" — „Eben wegen dieses Artikels." — „Und ersteben Sie jetzt ihre volle sechsmonatliche Strafe?" — „Die volle Strafe." — „Und gerade sind es heute sechs Monate, daß ich mich in präventiver Haft befinde." — „Wirklich?" — „Aber gestehen müssen Sie doch, daß Sie sehr Unrecht hatten." — „Je nun." — „Doch ihre Anwesenheit beweist zur Genüge, daß es eine Vorsehung gibt!" — „Ei, sie beweist bloß, daß es ein Justemilieu gibt."

Diesen Beweis kann man übrigens in der ganzen Saint-Pelagie finden. Nicht minder wunderlich aber klingt es auch, wenn man die Karlisten selbst in der Einsamkeit des Gefängnisses bei Beranger Trost suchen hört. So pflegt Einer von ihnen, mit geringer Verstümmlung von Berangers schönen Versen zu singen:

„Comme l'oiseau, libre sous la feuillée,
Même en prison, j'aiguiserai mes chants!
Car de grandeur la France dépouillée,
Courbe son front sous le joug des méchants."

Ein Anderer nahm einen ironischen Chanson, der von demselben Dichter in demselben Gefängnisse gemacht worden war, für baaren Ernst und murmelte häufig die Zeilen:

„Plus de vaines louanges
Pour cette déité,
Qui laisse en de vieux langes
Le monde emmailloté.
Fi de la liberté!
A bas la liberté!"

„De son arbre civique
Que nous est il resté?
Un bâton despotique,
Sceptre sans majesté!
Fi de la liberté!
A bas la liberté!"

Aber auch die Republikaner, Proletarier oder nicht, singen Beranger's Lieder und wiederholen oft jene Verse, die wir für dieses Leben voll Verläugnung, Gleichgültigkeit oder Verachtung der Gegenwart geschrieben scheinen:

„Nos premiers pas sont dégagés
Dans ce monde
Où l'erreur abonde,
Nos premiers pas sont dégagés
Du vieux maillot des préjugés."

Digitized by Google

U dann:

„Oui, croyez-en notre gaité,
Noble ou prêtre,
Valet ou maître,
Oui, croyez-en notre gaité,
Le bonheur, c'est la liberté!"

Es gibt aber auch noch ernstere und feierlichere Gesänge. Wenn die Nacht herabsinkt und die Stunde sich naht, wo die schweren Thüren und die dicken Riegel die Gefangenen von einander trennen, wenn bereits die Diebe, deren Fenster auf den Hof der Staatsgefangenen herausgehen, ihre blassen unbeweglichen Köpfe bei dem Scheine einer düstern Lampe zwischen den Gittern erblicken lassen, ist für die Republikaner ein feierlicher Augenblick gekommen: „das Abendgebet" — ein Gebrauch, der seit der Juliusrevolution eingeführt ist, und sich noch immer in Uebung erhält. Um diese Stunde tragen die Proletarier ehrfurchtsvoll die dreifarbige Fahne in den Hof herab, und schließen einen Kreis um sie; Einer der Anwesenden stimmt den „Chant du départ" an, und alle Stimmen vereinigen sich, kräftig die Schlußzeilen mitzusingen. Auch noch andere Freiheitshymnen werden gesungen. Wie erglüht hier der Patriotismus, wie entbrennt die Seele von einer edlen Leidenschaft! Alle diese kräftigen und männlichen Stimmen, diese Gegenwart der drei Farben, alle diese Menschen, deren Ueberzeugung ihren Worten einen begeisterten Nachdruck leiht, alles Dieß bildet eine rührende Feierlichkeit, bei der die Hoffnung den Altar deckt, einen Kultus, bei dem Jeder seinen Leib zum Opfer bringt *)

Dann wird auch die Parisienne gesungen, von der man einige Zeilen wegläßt. Wenn man an den Vers kommt:

„Tambour du convoi de nos frères;"

entblößt Jedermann sein Haupt. Die Rührung, ein wahrer tiefer Schmerz, läßt sich in den bebenden Stimmen vernehmen. Wie viele singen hier mit, denen theure Brüder und Freunde an den drei Tagen gefallen sind! Wie schlägt ihnen das Herz, wenn sie sich der drei großen Tage erinnern, der nun verödeten Gräber, des erloschenen Ruhms, der erkalteten Sonne, der mit so rohen Füßen zertretenen Hoffnungen! Endlich folgt die Marseillaise und die letzte Strophe:

Amour sacré de la patrie,
Arme, soutiens nos bras vengeurs;
Liberté, Liberté chérie!"

Bei diesen Worten sinkt Alles auf die Knie. Wenn die Hymne zu Ende ist, geht der Fahnenträger im Kreise umher, jeder küßt die drei Farben, man erhebt sich, die Fahne wird mit derselben Feierlichkeit zurückgetragen, und bald darauf hört man unter jedem Pavillon eine rauhe Stimme schreien: „La Fermeture!" Die Thore knarren in ihren Angeln und jeder begibt sich in sein Gefängniß. *)

*) Man erinnere sich, daß der Verfasser dieser Schilderung von Sainte-Pelagie zu den feurigsten Republikanern gehört, und man wird den hohen Ernst, mit dem er von dieser Feierlichkeit spricht, die im Grunde nicht mehr und nicht minder als ein leeres Schau- oder Kinderspiel ist, begreiflich finden. Jedenfalls ist dieser Zug aus dem Gefängnißleben von Sainte-Pelagie eben so charakteristisch für die jungen französischen Republikaner, als für die Franzosen überhaupt. A. d. R.

*) Der neueste (IV) Band des „Buchs von Hundert und Einem," aus dem wir demnächst unsern Lesern noch Einiges mittheilen werden, enthält, außer der hier gegebenen Schilderung der Sainte-Pelagie, auch eine Vision des ehemaligen Ministers Peyronnet in Vincennes, wo ihm verschiedene in diesem Schlosse gefangen gehaltene Männer der Vorzeit, deren Schicksal mit dem seinigen Aehnlichkeit hatte, erscheinen und ihm Trost zusprechen; so der Kammerherr de la Rivière, der in dem Fleischhaueraufruhre von Paris (1413) unter Simon Caboche hingerichtet wurde; der Kanzler Karls VI, Le Mercier, der sich im Gefängnisse die Augen blind weinte; der tapfere Connetable Olivier Clisson, der Schlächter der Engländer genannt, den nur die Flucht vor einem schmählichen Tode rettete, und zuletzt der Generaladvokat Desmarets, der bei dem Aufruhre der Maillotins zu Paris (1382) den Vermittler zwischen Volk und Hof zu machen versucht hatte, aber nach gedämpftem Aufstande als Hochverräther hingerichtet wurde. Ferner enthält dieser vierte Band eine Scene aus dem Kabinette des Ministers des Innern: eine Unterredung zwischen den Schauspieldirektoren des Theater Français und dem Minister, von de La Ville. — Eine Schilderung des Hauses, wo Abälard und Heloise wohnten, von Ernestе Fouinet; eine Betrachtung Charles Nodiers über öffentliche Sühndenkmäler an Orten in Paris, wo unschuldiges Blut vergossen wurde; er verlangt dafür einige Hunderte. „Nicht ein Sandkorn tretet Ihr mit Füßen," ruft der bittere Spötter hier aus, „das nicht eine Sühne von Euch zu fordern hätte, wenn es mit Stimme begabt wäre; kein Atom athmet Ihr ein, das nicht einst einem der beseelten Wesen angehörte, die Eure blutigen Gestye verstümmelt, vernichtet haben .... Wenn Ihr für jedes Verbrechen eine Sühne geben wollt, so müßt Ihr mit der Nemesis bankerott machen." — Von dem wohlbekannten Eremiten der Chaussée d'Antin findet man eine moralische Erzählung: die Kirche, der Tempel und die Synagoge überschrieben — von Amabée Pommier: die Volksfeste in Paris — von Eugen Roche: den Kirchhof von Père La Chaise — von Paul David: die Logenschließerin — von Jacques Arago: die Schilderung einer Irrenanstalt — von Alexander Duval, in einer sehr lebendigen Skizze die Leiden und Freuden eines jungen Schriftstellers, unter dem Titel: der Journalisten-Lehrling. Ein junger Mensch, voll des kühnsten Selbstvertrauens und der stolzesten Hoffnungen, wirft sich endlich, in allen seinen Luftschlössern getäuscht, in die Arme eines Journalisten, dessen oberster Grundsatz ist: „Die Abonnenten bringen Geld ein, und in der Zeit, in der wir leben, braucht man nur Geld, um glücklich und angesehen zu seyn." — Endlich stellen Michaud und Bazin als ein Doppelgemälde Konstantinopel und Paris nebeneinander. A. d. R.

Die Zehnten in Ireland.

Wenn in England die Parlamentsreform mit Recht als die Vorläuferin einer unfehlbar nachfolgenden Kirchenreform betrachtet wird, so scheint Ireland nicht einmal die Annahme der Reformbill abwarten zu wollen. Die ungeheure Last, die unter dem Namen der Zehnten die irländische Bevölkerung drückt, ist endlich den dortigen Katholiken unerträglich geworden. Verbunden, aus eigenen Mitteln für den Unterhalt ihres Kultus und ihrer Geistlichkeit zu sorgen, und durch letztere ermuntert, die gegenwärtige verwickelte Lage Englands zu ihrem Vortheile zu nutzen, scheint die katholische Bevölkerung entschlossen, der bisherigen Zehntenentrichtung einen allgemeinen Widerstand entgegensetzen zu wollen. Um die ganze Gehässigkeit dieser drückenden Auflage zu ermessen, muß man nicht aus dem Auge verlieren, daß die Bevölkerung von Ireland gegenwärtig aus 6,857,143 katholischen Einwohnern besteht, während sie kaum eine Million protestantische zählt, und daß die Zehnten, statt für den Unterhalt der verschiedenen Glaubensübungen verwendet zu werden, bloß der Geistlichkeit der

Digitized by Google

anglikanischen Kirche zufließen, so daß also ein Zehntel des Ertrags der Felder, der Heerden, der Bergwerke von sieben Millionen Katholiken, von dem Klerus einer Million Protestanten verschlungen wird.

Diese schreienden Ungerechtigkeit, noch mehr aber den Bedrückungen und der Tyrannei der herrschenden Kirche müde, und ermuntert durch O'Connell und seine Freunde, so wie durch die irländischen Parlamentsmitglieder, die bei der Abstimmung über die Reformbill Alles aufboten, um sich dem Ministerium nothwendig zu machen, haben die irländischen Pächter fast insgesammt die fernere Zehntenentrichtung verweigert. Schon seit vier Monaten hörte dieselbe fast in ganz Irland auf und führte, wo man sie mit Gewalt durchzusetzen versuchte, zu den schrecklichsten Auftritten. Auf die hierüber von Seite der Protestanten erhobenen Klagen muß sich jetzt das englische Parlament mit dieser Angelegenheit beschäftigen. Zwei Berichte, die von dem Comité des Oberhauses und des Hauses der Gemeinen erstattet wurden, haben bereits die Nothwendigkeit anerkannt, den Zehnten aufzuheben und ihn durch eine direkte Auflage zu ersetzen. Es wird daher in diesem Augenblicke, wo die ersten Schritte geschehen, einen so gehässigen Mißbrauch abzuschaffen, nicht am unrechten Orte seyn, eine Uebersicht der Einkünfte der protestantischen Geistlichkeit in Irland zu geben, die theils aus Grundeigenthum, theils aus den Zehnten fließen.

Zweiundzwanzig Bisthümer von Erzbischöfen und Bischöfen haben einen Grundbesitz von 990.000 Morgen Landes inne. Auch die einzelnen Kapitel besitzen beträchtliches Grundeigenthum. Das Einkommen des irländischen Klerus beträgt nach den neuesten und genauesten Ermittlungen:

	Fr.
Aus dem bischöflichen Grundbesitze und dem den Bischöfen zugehörigen Zehnten	5,710,695
Die Kapitel beziehen aus Grundeigenthum und Zehnten	6,359,555
Die Benefizien und Pfarreien aus Zehnten	14,851,475 Fr.
aus Pachtgeldern	2,324,891 —
aus Geldbeiträgen	625,000 —
aus Kirchengebühren	5,000,000 —
	22,801,366
Im Ganzen	35,561,592

Diese Summe auf 3195 Benefizien vertheilt, die vermöge des unter dem englischen Klerus üblichen Stellenkumulus von 850 Individuen versehen werden, gibt auf den Einzelnen ein jährliches Einkommen von 41,857 Fr. 18 C.

Vermischte Nachrichten.

Im Jahr 1831 war das Verhältniß der Verbrecher zu der Einwohnerschaft in den verschiedenen Grafschaften von England folgendes: In London und Middlesex kam 1 Verbrecher auf 344 Einwohner; in Surrey 1 auf 570; in Kent 1 auf 670; in Sussex 1 auf 660; in Hertfordshire 1 auf 480; in Essex 1 auf 600; in Bedfordshire 1 auf 600. In den Manufakturdistrikten stellt sich das Verhältniß so dar: In Lancashire 1 auf 550; in Warwick 1 auf 405; in Gloucester 1 auf 480; in Cheshire 1 auf 516; in Stafford 1 auf 620; in Nottingham 1 auf 650; in Worcester 1 auf 710; in Yorkshire 1 auf 990; in den Landbautreibenden Bezirken, wo ein großes Elend herrscht, war die Anzahl der Verbrecher weit stärker. In Wiltshire zählte man 1 Verbrecher auf 540 Einwohner; in Sommerset 1 auf 560; in Hampshire 1 auf 630; in Suffolk 1 auf 760; in Norfolk 1 auf 800, in Cambridgeshire 1 auf 850; in Oxfordshire 1 auf 720; in Dorsetshire 1 auf 720; in Leicestershire 1 auf 908; in Shropshire 1 auf 930. In den entlegeneren Grafschaften, wo die Bevölkerung in kleinen Städten und Dörfern zerstreut lebt, war die Zahl der Verbrecher geringer; so kommt in Northumberland nur 1 Verbrecher auf 2470 Einwohner; in Westmoreland 1 auf 2150; in Durham 1 auf 2460; in Cornwall 1 auf 1569; in Rutland 1 auf 1260.

•

Die Eisenbahn von Liverpool nach Manchester hat im letzten Jahre 8 pCt. Dividende gegeben, im laufenden Jahre soll sie 12 geben. Man wird den Preis des Transports herabsetzen. Die Eisenbahn von London nach Liverpool ist vermessen und berechnet, und in diesem Augenblicke wird eine Bill dafür im Unterhaus gegeben; die Kosten sind auf 2,400.000 Pf. St. berechnet, der Ertrag auf 640.000 Pf. St. jährlich. Bekanntlich kostet die Ausführung gewöhnlich das Doppelte des Anschlags, aber auch dann würde sich die Unternehmung noch reichlich bezahlen. Die Eisenbahn von Bristol nach London ist auch im Begriffe begonnen zu werden. Diese und die Liverpooler Eisenbahn sind für London und für Irland von gleicher Wichtigkeit, da sie erlauben, London von Irland aus weit leichter, wohlfeiler und schneller mit Vieh und Mehl zu versehen, so wie Truppen und Waaren von London nach Dublin zu schicken. Es ist unberechenbar, welchen neuen Impuls diese Unternehmungen der Industrie in England geben können, da bei der großen Entwicklung der Thätigkeit dort eine so bedeutende Ersparung an Zeit und Kosten eine Menge von Unternehmungen möglich macht, die früher nicht ausführbar gewesen wären.

•

Ein indianischer Sachem, so erzählt Roß Cox in dem von uns oft erwähnten Werke: „Abentheuer am Kolumbiastrome," ließ sich erklären, was ein Duell sey; ein gewisser irländischer Agent, ein Mac Donald, eine Art Herkules mit rothen Haaren, hatte die Thorheit so weit getrieben, einen Wilden, über den er sich zu beklagen hatte, zum Zweikampfe herauszufordern. Man konnte dem ehrwürdigen Sagamor kaum begreiflich machen, was es mit einem Duell für eine Bewandtniß habe, und fast wollte er es nicht glauben, daß die weißen Menschen, deren Verstand und Muth er bewunderte, und die gleichsam ein Monopol auf die Weisheit haben wollten, unter sich einen so albernen Brauch haben könnten. Es kostete viele Mühe, ihm auseinanderzusetzen, auf welchen Ansichten diese Art, sich Genugthuung zu verschaffen, beruhe; endlich aber, als er die Sache begriff, lachte er recht vom Herzen, indem er ausrief: „So gibt es denn Narren von allen Farben!"

•

Walter Scott hat der Frau, die ihm als Vorbild zu seiner Jeanie Deans im „Kerker von Edinburg" diente, in der Kirche von Irungray, Grafschaft Dumfries, ein schönes Grabmal errichten lassen, mit der Inschrift: „Dieser Grabstein wurde von dem Verfasser des Waverley dem Andenken der Helene Walker errichtet, die im Jahre des Herrn 1791 starb. Diese arme Frau hat in ihrem Leben alle Tugenden geübt, mit denen die Poesie den erdichteten Charakter der Jeanie Deans zierte. Nie erlaubte sie sich auch nur die mindeste Unwahrheit, selbst nicht, um das Leben ihrer Schwester zu retten, für die sie außerdem so viel Liebe und Muth zeigte, und die sie der Strenge der Gesetze zu entreißen das Glück hatte; ein eben so schwer auszuführendes, als edles und lobenswerthes Unternehmen. Achtung dem Grabe der armen und frommen Frau, welche Wahrheitsliebe und Zärtlichkeit so gut zu vereinigen wußte."

•

Kaum wird man außer England die Ausgaben eines englischen Fuchsjägers kennen, wie sie der Oberst Corke in einem unlängst erschienenen Buche: „Observations on Foxhunting" (Bemerkungen über die Fuchsjagd) angibt. Hienach belaufen sich die jährlichen Ausgaben eines Jägers auf: Futter für vierzehn Pferde 700 Pf. St.; Unterhalt von fünfzig Koppel Hunden 275 Pf.; Pulver, Blei u. s. w. 50 Pf.; Taxen 120 Pf.; Gehalt für den Erzieher der Hunde und Bediente 210 Pf.; Pferdebeschlagen 100 Pf.; Ausgaben für Kuren und Roßärzte 100 Pf.; Ankauf junger Hunde und Ausgaben auf den Jagdpartien 100 Pf.; zufällige Ausgaben 200 Pf.; Jagdwetten 500 Pf.; — im Ganzen 2285 Pf. St. oder 49,675 Franken!

•

Herr Irving, der neue Sprachenprophet, hält, seitdem ihm die schottische Nationalkirche geschlossen wurde, Predigten auf offenem Felde, bei der letzten waren über zweitausend Personen anwesend. Nachdem er einen Theil des vierundzwanzigsten Kapitels von Jesaias gelesen hatte, hielt er wenigstens 1½ Stunden lang eine donnernde Rede gegen die Sünde. Wiederholt prophezeihte er den nahenden Untergang der Welt, wegen der Verkehrtheit der Menschen, daß sie die neue Lehre von den Sprachen verwerfe. London soll, wegen seiner superlativen Verworfenheit, das erste Exempel von Gottes Gerichten werden, und da diese Hauptstadt vor allen andern Orten begünstigt worden sey, so solle das Gericht auch in demselben Verhältnisse furchtbar schrecklich werden. Nach dem Gottesdienste zog Herr Irving, begleitet von mehreren Freunden und einem Haufen von zwei- bis dreihundert Menschen, durch Islington und Pentonville. Britannia Field, das von Herrn Irving für diese Darstellungen gewählt worden war, heißt jetzt das Sprachenfeld.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 116. 25 April 1832.

Zustand der englisch-westindischen Kolonien.

(Der Sklavenaufstand auf Jamaika hat die Aufmerksamkeit abermals auf Westindien gelenkt, und wir halten es deßhalb für angemessen, englischen Zeitschriften einige Bemerkungen über den unglücklichen Zustand der englisch-westindischen Kolonien zu entlehnen, die, wenn sie auch nur indirekt ein Licht auf den Sklavenaufstand werfen, doch für die Geschichte dieser Kolonien und für ihre wahrscheinliche Zukunft von Bedeutung sind. Beizufügen möchte nur noch seyn, daß das Nachfolgende mehrere Monate vor dem Sklavenaufstande geschrieben ist.)

Der Zustand der westindischen Kolonien hat in England vielfach die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch genommen, und die Nothwendigkeit einer wesentlichen Umgestaltung der Kolonialpolitik sich mehr und mehe kundgegeben. Ob Kolonien überhaupt, und die westindischen insbesondere, für ein Land wie England von großem Werthe sind, kann jetzt füglich dahingestellt bleiben. Dieß ist nicht mehr die Frage, um die es sich handelt; die Kolonien bestehen nun einmal als ein integrirendee Theil des brittischen Reichs, und man rechnet, daß 130 bis 150 Millionen brittisches Kapital darin angelegt sind. Die bei dee Wohlfahrt jener Kolonien Betheiligten bilden also eine sehr zahlreiche und wichtige Klasse, und sind deßhalb berechtigt, alle Erleichterungen zu erwarten, welche ihnen, ohne die allgemeine Wohlfahrt zu gefährden, gewährt werden können.

Die unmittelbaee Ursache des unglücklichen Zustandes der westindischen Pflanzer ist der niedere Peeis aller Kolonialprodukte, welche, Kaffee allein ausgenommen, seit zehn bis zwölf Jahren foetdauernd gesunken sind, und jetzt anerkanntermaßen so niedeig stehen, daß sie den Pflanzern nicht nue keinen Vortheil mehr abwerfen, sondern dieselben unter nur etwas ungünstigen Umständen, nicht einmal füe die Kosten entschädigen. Es ist keineswegs zu erwarten, daß die Zukerproduktion ab-, oder die Kaffeekonsumtion dermaßen zunehmen würde, daß eine wesentliche Erhöhung des Preises die Folge davon wäre. Die Konsumtion hat zwar in den letzten zwanzig bis dreißig Jaheen in Amerika und Europa um das Doppelte, und zum Theil um mehr als das Doppelte zugenommen, aber die Peoduktion ist in einem noch viel größern Maßstabe gestiegen, und steigt fortwährend, so daß man fast mit Sicherheit vorausfagen kann, daß die Preise nicht nur ihre alte Höhe nicht wieder erreichen, sondern sogar noch mehr sinken werden. Der Geund hievon ist leicht einzusehen. Das alte Kolonialsystem mit seinen Zwangsmaßeegeln ist gebrochen, und daduech hat der Anbau des Zuckerohres ungeheuer an Ausdehnung gewonnen. Cuba führte im Jahee 1800 eine Million Centner Zucker aus, jetzt ungefähr das Doppelte. Dasselbe Verhältniß findet in Beasilien statt. In Louisiana wurde vor 20 Jaheen wenig oder gar kein Zucker gebaut; jetzt rechnet man, daß die doetige Zuckererndte über eine Million Centner beträgt. Auch die Ausfuhr aus Bengalen, Siam und den Philippinen ist gestiegen. Erwägt man nun die ungeheuee Ausdehnung und die unermeßliche Fruchtbarkeit von Cuba, Beasilien, Java u. dgl., so ist leicht zu derechnen, daß selbst ein zehnmal größerer Bedarf als der jetzige, ohne besondere Erhöhung des Preises, befriedigt werden könnte, wogegen Quacksalbermittel, wie Ausfuhrprämien u. dgl., nicht helfen können.

Cuba und Brasilien blühen immer mehe auf, und doch geben Demerara, Beebice und andere englische Zuckerkolonien ihnen an Fruchtbarkeit nichts nach. Der Geund ihres unglücklichen Zustandes muß also irgendwo anders liegen, und er ist nicht schwer aufzufinden. Eine falsche Kolonialpolitik ist die Quelle alles Unheils. Jamaica und die andern westindischen Kolonien können als unermeßliche Zucker-, Rum- und Kaffeemanufakturen betrachtet werden, welche, obgleich von England entfernt, doch Engländeen gehören und mit englischem Kapital unterhalten werden. Um Dieß mit Glück zu thun, müssen sie ihre Bedürfnisse um einen möglichst niedern Preis einkaufen, und ihre Peodukte so nieder als möglich besteuern lassen. Beides geschah nicht. Der Zucker zahlte in England bis zum Jahee 1816, 27 Schilling per Ctr. Zoll; in diesem Jahre ward der Zoll auf 24 Schilling herabgesetzt, und schon das erste halbe Jahe von 1831 brachte eine Konsumtionsveemehrung von mehr als 300,000 Ctrn. Bei 24 Schillingen betrug er noch immer 60 — 70 Prozent des Werthes. Noch schlimmer ist es mit dem Kaffee. Mit dem Jahre 1825, wo der Zoll sehr bedeutend vermindert wurde, zahlt er noch 56 Schilling per Ctr., d. h. 100 Procent vom guten Kaffee und 150 Procent von der geringern Sorte. Die ersten Redukionen des Zolls, die in den Jahren 1807 und 1825 vorgenommen wueden, steigerten den Verbrauch von 10,000 Ctr. auf 200,000 und die Einnahme von 160,000 Pf. auf 600,000 Pf. St. Eben so veehält es sich mit andern Kolonialerzeugnissen. Einst gab es in Jamaica eine Menge Cacaopflanzungen; sie sind verschwunden, wie Bryan Edwaeds, der Geschichtschreiber Westindiens, sagt: „unter dee schweeen Hand ministeriellee Erpreſſung," und was unglaublich scheinen mag, dieser Druck ist seitdem nicht we-

Digitized by Google

sentlich vermindert worden. Der Cacao aus Grenada und Trinidad ist jetzt, je nach seiner Güte, 24 bis 65 Schilling per Ctr. werth, welcher 56 Schilling Zoll bezahlt; dieß ist nahe an 100 Procent für die besten, und nicht weniger als 250 Procent für die geringern Sorten. Wenn man dadurch die Produktion und Konsumption des Cacao hindern wollte, so wurde der beabsichtigte Zweck erreicht, wenn man aber sich ein Einkommen dadurch zu verschaffen suchte, so ist Dieß völlig mißlungen, denn die Einfuhr für den innern Verbrauch beträgt ungefähr 4000 Ct. jährlich, und das Einkommen nicht einmal 10,000 Pf. Derselbe Fall ist es mit dem Piment und einer Menge sogenannter kleinerer Artikel, die bald sehr wichtig werden würden, wenn man die Zölle abschaffte, und die Produktion und den Verkauf freigäbe.

(Fortsetzung folgt.)

Rußland im Jahre 1832.

(Fortsetzung.)

Haben unsre Leser Geduld genug, uns durch diese trockene, statistische Erörterung zu folgen, so werden sie zu dem befriedigenden Schluß gelangen, daß die finanziellen Mittel Rußlands mit seinen gigantischen militärischen Hülfsquellen, keineswegs im Verhältniß stehen; daß selbst in Friedenszeiten die jährliche Einnahme und Ausgabe sich gegen einander aufheben, die geringste außerordentliche Ausgabe also ein Defizit zur Folge hat, und daß daher Rußland durchaus unfähig ist, sich ohne fremde Anleihen und außerordentliche Opfer in irgend eine weit aussehende Unternehmung einzulassen. Dieß wird zur Genüge beweisen, wie grundlos die Furcht vor der russischen Macht und deren Angriffen ist.

Allein Nichts hat mehr dazu beigetragen, diese Furcht zu erwecken, als die Zahl und Verfassung seiner Armee, wie denn auch die Regierung wirklich Alles aufgeboten hat, sie auf den höchsten Grad der Vollkommenheit zu bringen, dessen sie nur fähig ist. Ist es ihr auch noch nicht gelungen, ihr die wissenschaftliche Bildung der preußischen, und jenen hohen Grad von Intelligenz beizubringen, der in der französischen Armee so sehr verbreitet ist, so läßt sich doch nicht läugnen, daß die russische, was Organisation, Disciplin, Zahl, Verfassung, Gelehrigkeit, Tapferkeit und die Fähigkeit betrifft, Beschwerden und Entbehrungen bis auf einen Erstaunen erregenden Grad zu ertragen, alle übrigen europäischen Heere übertrifft.

Ueber die Entstehung des russischen Heers und seine stufenweise Ausbildung vom undisciplinirten Strelitzen bis zum Gardegrenadier ausführlich zu sprechen, liegt außer dem Zwecke dieser Erörterungen; wir wollen es hier nur als eine Kampfmaschine, die nach dem Willen und der Laune des kaiserlichen Autokraten in Bewegung gesetzt wird, näher beleuchten. Im Jahre 1827 vor dem türkischen Kriege, war sie nach den Berichten des Kriegsministers folgendermaßen zusammengesetzt;

Kaiserliche Garde.		
8 Regimenter Infanterie, jedes von 3 Bataillonen zu 800 Mann jedes	19,200	
2 Bataillone Sappeurs, Mineurs und schwere Artillerie	2,000	
8 Regimenter Kavallerie zu 800	6,400	
Kosaken und Tataren der Garde	800	
Pioniers und reitende Artillerie	800	
		29,200
Linie.		
127 Infanterieregimenter zu 3 Bataillonen 800 Mann jedes	304,800	
36 Bataillone Landwehr	77,000	
		000
Kavallerie.		
16 Regimenter Kuirassiers zu 5 Eskadronen das Regiment zu 1000 Mann	16,000	
52 Regimenter Dragoner, Husaren, Lanzenreiter und Jäger zu 1000 Mann	52,000	
		68,000
Irreguläre Kavallerie.		
79 Regimenter donische, uralische und Kosaken von der Wolga und dem schwarzen Meer	60,000	
Sibirische Kosaken, Kalmucken, Tataren, Baschkiren und tscherkessische Stämme	40,000	
		100,000
Artillerie und Genie-Korps		44,000
Andere Korps		27,000
		650,000
Hiezu die Offiziere	20,000	
Militärkolonien	60,000	
		80,000
	Hauptsumme	730,000

ohne die polnische Armee.

Bei Ausbruch des türkischen Kriegs wurde diese Macht noch durch eine Aushebung von 200,000 Rekruten verstärkt, was also ein Heer von 930,000 Mann unter Waffen ausmacht; in der That eine ungeheure Armee, und eine keineswegs übertriebene Angabe, denn einige Schriftsteller haben sie schon auf 1,039,000 Mann geschätzt. Diese Ehrfurcht gebietende Macht war in acht Armeen getheilt, von denen jede aus drei oder mehr Korps bestand; die kaiserliche Garde unter dem Befehle des Großfürsten Michael; die Südarmee unter Wittgenstein, der später durch Diebitsch ersetzt wurde; die Westarmee die in den Umgebungen von Mohilew kantonnirte unter dem Feldmarschall Grafen Sacken; die kaukasischen Korps unter dem Marschall Paskewitsch Eriwanski; die finnländischen Korps unter dem Minister des Innern General Zakufski; die Militärkolonien unter Graf Tolstoy, und endlich die sibirischen und orenburgischen Korps, nebst der polnischen und litthauischen Armee unter dem Großfürsten Konstantin. Dieß war die Eintheilung der russischen Armeen zur Zeit, als der unruhige Geist dieser Truppen und ihre Liebe zum Krieg den Kaiser Nikolaus gegen seinen Willen in einen Krieg mit der Türkei verwickelte. Der russische Soldat des Jahres 1828 war nicht mehr der rohe Barbar aus den Tagen Suwaroffs; die Berührung mit den deutschen und französischen Heeren hatte ihm eine heilsame Lehre gegeben; sein Urtheil fing an sich zu entwickeln; Freimaurerlogen für politische Zwecke waren in

Digitized by Google

der ganzen Armee verbreitet, Mißvergnügen nahm in ihren Reihen überhand; mehr als eine Empörung war schon ausgebrochen, als die Angriffe und Reformentwürfe der Pforte, der russischen Regierung eine günstige Gelegenheit boten, diese furchtbare Maschine, die die bestehende Ordnung bedrohte, über die Gränze zu leiten.

So riesenhaft die russische Militärmacht zu dieser Zeit auch war, so konnte sie doch nicht mehr als 200,000 Mann gegen die Türken in's Feld stellen. Diese Zahl, so klein sie auch im Verhältnisse zu der Gesammtmacht erscheinen mag, wird doch Jene nicht befremden, die mit dem Systeme von Mißbräuchen und Verschleuderungen näher bekannt sind, das in jedem Zweige der innern Oekonomie des russischen Heers herrscht, und dem gemäß der wirkliche Bestand der Armee weit geringer ist, als er in den offiziellen Berichten angegeben wird. *) Hunderttausend Mann dieser Macht waren als ein Observationskorps längs der österreichischen Gränze aufgestellt; die russische Regierung hegte einiges Mißtrauen gegen die Politik des österreichischen Kabinets, dessen Armee, wenn es feindselig einschreiten wollte, durch einen Flankenmarsch der russischen Operationslinie in den Rücken fallen konnte. Es war daher eine gebieterische Nothwendigkeit dieses Korps, das die aktive Armee im Feld um hunderttausend Mann, eine für die Art und den Zweck des Feldzugs gewiß bedeutende Macht, verringerte, zu detaschiren. Das Heer wurde zwar während des Kriegs nach und nach um 200,000 Mann verstärkt, doch reichte Dieß kaum hin, um die durch Krankheiten und das Schwert gemachten Lücken auszufüllen. Der erste Feldzug setzte wegen seines geringen Erfolges ganz Europa in Erstaunen; die russische Fahne wehte zwar auf den Wällen von Brailow und Varna, allein diese Eroberungen kosteten der Armee 100,000 Mann, und eine unermeßliche Menge von Material. Der zweite Feldzug begann mit wechselndem Glücke; dem vorsichtigen Wittgenstein folgte der Deutsche Diebitsch mit seinem stürmischen „Vorwärts;" der Balkan, bis jetzt als das Palladium der Türken betrachtet, wurde überschritten, Adrianopel fiel, und das Hurrah der Kosaken ertönte zum erstenmal unter den Mauern von Alt-Stambul selbst. Nur eine Meinung herrschte von Moskau bis Paris: man glaubte die großen Plane Katharina's II am Vorabend ihrer Erfüllung, und die Herrschaft der Türken in Europa geendet. Dennoch gingen die Russen nicht vorwärts, obschon ihr Marsch nach der Hauptstadt weder durch die europäische Diplomatie, noch durch die Großmuth des Kaisers gehemmt wurde, wie man so zuversichtlich behauptete. Die eigentliche Ursache dieser Unthätigkeit war die Lage der Armee, die in Adrianopel täglich kritischer wurde — der Pascha von Scutari bedrohte schon ihre Kommunikationen — der Friede wurde für die Rettung des Heeres Bedürfniß, und da die Russen eine ehrfurchtgebietende Fronte entwickelten, so wurde er unter Bedingungen abgeschlossen, die Jedermann kennt.

(Schluß folgt.)

*) Ein russisches Regiment ist, wie bekannt, nie vollzählig (s. Ausland, Nr. 56, S. 224 v. d. J.), weil der Obrist den Sold für den vollzähligen Stand erhält, aber immer, der Oekonomiekasse wegen, einige Hundert Mann weniger hält, um die außerordentlichen Ausgaben des Regiments, für welche die Regierung nichts vergütet, bestreiten zu können. Ueberdieß hat noch jeder General von 10 bis 20 Mann zu seiner Bedienung und eben so jeder der übrigen Offiziere eine seinem Range angemessene Anzahl, was die dienende Mannschaft bedeutend vermindert.

Ein Besuch bei Lady Ester Stanhope.

(Erzählt von Damoiseau, einem neuen Reisenden in Syrien.)

Vor unsrer Abreise von Marseille hatten wir viel von Lady Ester Stanhope reden hören, und wir waren äußerst neugierig, uns mit eigenen Augen von der Wahrheit oder Falschheit der Gerüchte zu überzeugen, die über die ungewöhnliche Lebensweise und den seltsamen Charakter dieser vielbesprochenen Frau auswärts im Umlauf waren. Wir boten daher Alles auf, was in unsren Kräften stand, um bei ihr eingeführt zu werden; allein vergeblich. Auch auf unsren Unternehmungsgeist, in welchem wir entschlossen waren, uns nicht durch geringfügige Hindernisse von der Erreichung unsrer Reisezwecke abschrecken zu lassen, durften wir nicht sonderlich viel bauen. Im äußersten Nothfalle konnten wir uns wohl selbst bei ihr einführen; allein wir hörten, daß der Abbé des Mazures auf seiner letzten Reise nach Jerusalem, nach inständigem Bitten, zwar die Erlaubniß erhalten hatte, ihre Schwelle zu überschreiten, und sogar mit einem guten Mittagessen bewirthet worden war, durchaus aber nicht dazu gelangen konnte, die Lady von Angesicht zu Angesicht zu sehen — sie ließ ihm sagen, der bloße Anblick einer Sünderin, wie sie, könnte den frommen Mann noch zu einer Nebenreise nach dem Berg Karmel verpflichten, um eine so schwere Sünde abzubüßen. Fast hatten wir schon alle Hoffnung, unsren Wunsch befriedigt zu sehen, aufgegeben, als wir — man denke sich unsre Ueberraschung — bei unsrer Rückkehr von St. Jean d'Acre eine ausdrückliche Einladung von Lady Stanhope erhielten, sie im Kloster Abra zu besuchen, das sie damals bewohnte. Es braucht fast nicht gesagt zu werden, daß unsere Vorbereitungen schnell und kurz waren. Auf arabischen Pferden, und von einem jungen Türken als Führer begleitet, machten wir uns unverzüglich auf den Weg, und so sehr ich auch in meinen Gedanken mit der seltsamen Frau beschäftigt war, die wir besuchen wollten, so konnte ich mich doch nicht dem großen Eindruck verschließen, den die prachtvolle Landschaft, die wir durchzogen, auf mich machte. Da alle Beschreibungen nur ein mattes Nachbild der Natur geben, so wird man mir gern eine Schilderung dieser zaubervollen Gegend erlassen; nur einer zufälligen Begegnung will ich erwähnen, die unter so großartigen Umgebungen um so mehr uns überraschte. Mitten in einer von diesen herrlichen Wildnissen sahen wir auf Einmal einen Zug seltsam gekleideter Menschen auf uns zukommen, die insgesammt auf Eseln ritten. In der Mitte dieses Zuges ritt auf einem prächtigen weißen Zelter eine höchst seltsam gekleidete Gestalt, die mit einer hohen Kappe bedeckt, und in lang herabwallende Schleier bis auf die Fußspitzen eingehüllt wie sie war, ein fast gespenstiges Aussehen gewann. Unser Führer belehrte uns, daß es die Braut eines der vornehmsten Druſen sey, die diese Gegend bewohnen, und daß sie auf dem Wege zu ihrem künftigen Gemahle begriffen sey.

Endlich erreichten wir bei Anbruch der Nacht das Kloster, wo der Gegenstand unsrer Neugier wohnte. Da wir an der äußersten Pforte angekommen waren, zog ich die hier befindliche Glocke, und alsbald öffnete uns ein Araber, der mich in einen Vorhof unter freiem Himmel führte, und mir dann zu verstehen gab, daß ich warten solle, bis er mich gemeldet habe. Länger als eine halbe Stunde wartete ich hier allein, indem ich mein Pferd am Zügel hielt (denn keiner von meinen Begleitern wurde mit eingelassen) und nicht wenig überrascht war ich, nach einer so dringenden Einladung so lange zwischen Thür und Angel stehen zu müssen. Endlich erschien ein hübsches junges Mädchen, in griechischer Tracht, das aber sehr gut französisch sprach. Nachdem sie mich in dieser Sprache angeredet und sich überzeugt hatte, daß ich wirklich der von ihrer Herrin erwartete Fremde sey, bezeigte sie große Freude, klatschte in die Hände und rief laut ohne mich zu verlassen: „Mylady! Mylady! Es ist der Franzose. Kommen Sie! Kommen Sie!" Alsbald erschien Lady Ester, wie ein Scheik der Beduinen gekleidet; wenigstens war der Schnitt ihrer Kleider so; hinsichtlich des Stoffes und der Köstlichkeit aber waren ihre Gewänder weit reicher als die jener Fürsten der Wüste.

Digitized by Google

Lady Stanhope ging ohne Zaudern auf mich zu, bot mir höchst ungezwungen und vertraut die Hand und entschuldigte sich, daß sie mich so lange habe warten lassen; sie habe mich, sagte sie, als sie mich kommen gesehen, für einen Engländer gehalten; „und ich nehme nie einen von meinen Landsleuten an, fügte sie hinzu, wenn ich es möglicher Weise vermeiden kann; und wären Sie wirklich ein solcher gewesen, so würde alle Artigkeit, die ich Ihnen zum Dank für eine so weite Reise, um mich zu besuchen, hätte erweisen können, darin bestanden haben, daß ich Ihnen ein Abendessen in diesem Vorhofe hätte vorsetzen lassen.“ Mit diesen Worten führte sie mich in ein kleines Gemach, das außer Ottomanen kein weiteres Geräthe enthielt; auf diesen setzten wir uns nieder, Pfeifen wurden gebracht, eine davon nahm die Lady und sofort begannen wir zu rauchen und zu sprechen. Den vorzüglichsten Gegenstand unsrer Unterhaltung bildete Napoleon, für den Lady Stanhope eine enthusiastische Verehrung bewies. Einige Zeit darauf wurde ein Abendessen nach arabischer Küche, aufgetragen; die Lady nahm daran Theil, nicht so aber an dem Weine, der es begleitete und von zweierlei, aber den ausgesuchtesten Sorten war: Cyperwein und der goldene Wein des Gebirges. Nach dem Essen setzten wir noch eine geraume Zeit unsre Unterhaltung fort, bis ich mich endlich in mein Schlafgemach zurückzog.

Am nächsten Morgen stand ich sehr früh auf, und da Stanhope noch nicht auf war, so benutzte ich die Zeit, ihre Stuterei zu besuchen. Gegen zehn Uhr verließ die Lady ihr Zelt, das auf der Terrasse des Gebäudes an der Außenseite aufgeschlagen war, und suchte mich sogleich auf, um mich über eines ihrer arabischen Rosse, ihr Lieblingspferd, das vor kurzem erst hinkend geworden war, zu befragen. Es war ein Pferd von der größten Schönheit, und Lady Stanhope hatte es von einem vornehmen arabischen Häuptling, Namens Nassr, der über viele Stämme herrschte, erhalten. Die Lady war nicht wenig erfreut, als ich ihr die Ursache des Uebels und das Mittel angab, wie sogleich geholfen werden könne. Sie zeigte mir nachher einige Stuten, von denen eine der Gegenstand ihrer besonderen Sorgfalt zu seyn schien; der Grund hievon war, wie ich nachher erfuhr, daß ein türkischer Santon ihr gesagt hatte, dieses Pferd habe eine wunderbare Bestimmung; wirklich wurde diese Stute später nach Paris gesendet, wo sie die Herzogin von Angoulême kaufte, und sie unter dem Namen Nichal bekannt war. Unter den Stuten der Lady bemerkte ich auch ein zweijähriges Füllen, dessen Kreuz so ausgehöhlt war, wie ein türkischer Sattel, was die Lady für eine große Schönheit hielt; sie versicherte mich, dieses Pferd stamme von einer Race, deren Stammbaum bis zu den Stuten König Salomos hinaufgeführt werden könne.

Nachdem ich den ganzen zweiten Tag in dem Kloster Abra zugebracht und mich an dieser wunderbaren Mischung von Sonderlingssucht und Erhabenheit des Charakters unbeschreiblich vergnügt hatte, verließ ich die Lady mit der vortheilhaftesten Meinung von ihr. Da die Geschichte dieser außerordentlichen Frau nicht allgemein bekannt ist; so will ich hier aus ihrem Leben beifügen, was auf ihre gegenwärtige Lage Bezug hat. Lady Ester Stanhope ist die älteste Tochter Karls, des dritten Earls von Stanhope und der Lady Ester Pitt, Tochter des ersten Earls von Chatham, und daher eine Nichte des berühmten William Pitt. Ihre Gestalt ist edel und Ehrfurcht gebietend, aber mehr geeignet Bewunderung als Zuneigung einzuflößen. Doch trägt sie noch Spuren großer Schönheit. Außerdem besitzt sie große Eigenschaften, besonders einen ungemeinen Scharfblick und eine durch nichts zu erschütternde Entschlossenheit. Des langweiligen Gesellschaftslebens ihrer Heimath müde, und im Besitz eines großen Vermögens beschloß sie, auf Reisen unter dem Wechsel immer neuer Gegenstände jene stete Aufregung zu suchen, ohne die ihre Seele nicht leben konnte. Zuerst besuchte sie verschiedene Gegenden von Palästina und der Levante. Auf einem eigenen Schiffe und von einem zahlreichen Gefolge begleitet kam sie nach Smyrna, gerade als in dieser Stadt die Pest wüthete, von der auch sie befallen wurde, so daß man lange an ihrer Rettung zweifelte. Wie durch ein Wunder und gegen Aller Erwartung wieder genesen, begab sie sich nach Konstantinopel, wo sie der Sultan, der damals für Fremde noch nicht sehr zugänglich war, mit der größten Auszeichnung aufnahm, ihr einen Aufenthalt innerhalb der Mauern seines eigenen Palastes anwies und sie von Allen, selbst von den Sultaninnen, mit der größten Achtung behandeln ließ. Nachdem sie sich durch die Güte des Sultans an die verschiedenen Paschas mit Fermans versehen hatte, worin ihnen Befehl ertheilt wurde, der Lady auf ihren Reisen jede Unterstützung angedeihen zu lassen, richtete sie ihren Weg nach dem Inneren des Landes, wo sie überall mit der größten Auszeichnung aufgenommen wurde, da der Ruf ihres Reichthums und ihres außerordentlichen Charakters ihr bereits vorangegangen war. Da der Scheik Bechir das Kloster Abra, in der Nähe des alten Sidons, und noch einen andern herrlichen Aufenthaltsort im Gebirge selbst, zu ihrer Verfügung gestellt hatte, so beschloß sie hier ihren Aufenthalt zu wählen, da das Kloster Abra nur zwei Stunden von Montara, der Residenz des Scheiks, entfernt ist. Als ihren Dragoman stellte sie Hrn. Baudin an, einen Franzosen von Geburt, der durch einen vieljährigen Aufenthalt bei seinem Oheim, einem Kaufmann von Aleppo, mit den verschiedenen Mundarten des Morgenlands vollkommen vertraut war. Diesen Mann bestellte Lady Stanhope bald darauf, wie es dessen Einsicht und Redlichkeit verdiente, zu ihrem obersten Geschäftsführer in allen Beziehungen zu den Eingebornen des Landes oder zu den Europäern. Lady Stanhope bewohnte den Winter über das Kloster Abra, im Sommer zog sie ins Gebirge, wobei sie gelegentlich Ausflüge in die Umgegend, und selbst nach Jerusalem und Palmyra machte; von letzterem Orte gaben ihr die Eingebornen wegen ihrer glänzenden Freigebigkeit den Namen „der Königin von Palmyra.“

Man sagt, daß seit dem Aufenthalte der Lady in Syrien in der Lebensweise und dem Charakter der benachbarten Orte eine vortheilhafte Veränderung vorgegangen sey. Eine Anekdote in Beziehung hierauf verdient hier eine Stelle. Anfangs hatte das Volk einen unbesiegbaren Widerwillen gegen den Kartoffelbau, den Lady Stanhope in diesem Lande einheimisch zu machen wünschte; lieber wären die starrköpfigen Leute Hungers gestorben, als sie sich entschlossen hätten, eine Kartoffel zu berühren. Unter diesen Umständen benutzte die Lady mit dem ihr eigenen Scharfsinn die nationale, und man möchte sagen natürliche, Neigung zum Raube, die unter diesem Volke herrscht, und ließ ihre mit Kartoffeln bepflanzten Felder zum Schein sorgfältig bewachen. Die Folge davon war, daß alsbald die Diebe darüber herfielen, die Kartoffeln raubten, kosteten und vortrefflich fanden; seit dieser Zeit wird dieses nützliche Gewächs überall sorgfältig angebaut.

Was die Religion der Lady Stanhope anbelangt, so scheint sie sich zum Islamismus zu bekennen; sie lebt ganz in orientalischer Weise, umgeben von einer Menge Sklaven und andern Dienern, die für sie eine fast bis zu religiöser Verehrung gesteigerte Ehrerbietung hegen. Auch eine große Anzahl Europäer befindet sich in ihrer Umgebung. Ihr Haushalt, man darf wohl sagen ihre Hofhaltung, wird im größten und glänzendsten Maßstabe geführt; häufig läßt sie von Paris und London Gegenstände kommen, deren sie zu Geschenken für die Scheiks und andere Häuptlinge, deren Gunst sie sich erhalten will, benöthigt ist. Die Lady genießt die vollkommenste Gesundheit, und ohne Zweifel wird diese ausgezeichnete Frau noch lange des seltsamen Lebens genießen, das sie gewählt hat, und um sich her Segen verbreiten, wie sie es durch ihren Reichthum zu thun im Stande ist.

Vermischte Nachrichten.

Es scheint außer Zweifel, daß die Nonnen in den englischen Kolonien von Kanada das Geheimniß besitzen, den Krebs heilen zu können, selbst in den verzweifeltsten Fällen; man zählt eine Menge Personen auf, die von den europäischen Aerzten aufgegeben, dort von dieser schrecklichen Krankheit Heilung gefunden. Die dortigen Nonnen bedienen sich als Heilmittel adstringirender Kataplasmen, die aus gewissen Kräutern bereitet werden. Man sagt, daß indianische Weiber sie schon vor alter Zeit mit den Heilkräften dieser Pflanzen bekannt gemacht haben. Tadelnswerth ist, daß sie aus der Zubereitung ihrer Arzeneien zum Nachtheil der leidenden Menschheit ein solches Geheimniß machen. Uebrigens übernehmen die Nonnen die Heilung Aller, die ihre Hülfe ansprechen. (Gregor's englisches Amerika. 1832.)

In England verlohnt es sich, scheint es, besser, das Sanskrit zu erlernen, als bei uns. Herr Wilson, der jüngst als Lehrer desselben bei der Hochschule zu Oxford angestellt wurde, bezieht einen jährlichen Gehalt von 1200 Pfund.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 117. 26 April 1832.

Zustand der englisch-westindischen Kolonien.

(Fortsetzung.)

So sehr aber auch diese Zölle auf der Produktion der tropischen Produkte lasten, so ist es doch für die Pflanzer fast noch unerträglicher, daß sie ihre nothwendigsten Bedürfnisse zu ungeheuer hohen Preisen bezahlen müssen, während sie, wenn gewisse Handelsbeschränkungen nicht wären, dieselben um die Hälfte, zum Theil um das Drittel erkaufen könnten. Die Pflanzer aller westindischen Inseln fanden es von jeher äußerst vortheilhaft, nur Artikel für die europäischen Märkte zu erzeugen, und Getreide, Fleisch, Zimmerholz und drgl. aus Nordamerika zu beziehen. Vor dem amerikanischen Unabhängigkeitskriege geschah Dieß aus den jetzigen Vereinigten Staaten, wo alle diese Artikel weit wohlfeiler sind, als in Canada und von wo aus auch die Fracht nach den westindischen Inseln weit minder kostspielig ist. Die Pflanzer gaben dagegen ihre Kolonialprodukte, namentlich Rum, wovon in Nordamerika weit mehr als in England und Ireland konsumirt wird. Dieser Handel war beiden Theilen, namentlich aber den westindischen Inseln vortheilhaft. Kaum hatten jedoch die Vereinigten Staaten ihre Unabhängigkeit errungen, so wurde diesem Verkehr ein Ende gemacht. Theils um für canadisches Getreide und Zimmerholz einen Markt zu erzwingen, theils um ein paar Dutzend Schiffen Beschäftigung zu verschaffen, durften die Produkte der Vereinigten Staaten nicht mehr nach Westindien gebracht werden, außer unter einer Bedingung, der sich, wie man wohl wußte, die Amerikaner niemals unterwerfen würden: daß die Ausfuhr nämlich ausschließlich nur in brittischen Schiffen geschehe. Petitionen, Klagen, Vorstellungen liefen von allen westindischen Inseln gegen diese Maßregel ein, aber Alles vergeblich, obgleich es sich schnell genug herausstellte, daß Canada, die größern Transportkosten ganz ungerechnet, durchaus nicht im Stande sey, die Lebensmittel, Getreide und Fleisch in der nöthigen Menge und zu demselben Preise zu liefern.

Man muß hierin Pitt die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er nicht nur die Ungerechtigkeit der Maßregel, und die verderblichen Folgen derselben für die westindischen Inseln einsah, sondern auch wirklich eine Bill ins Parlament brachte, um den Handel zwischen Westindien und den Vereinigten Staaten wieder auf denselben Fuß wie vor dem Kriege zu setzen; aber die übertriebensten Vorstellungen, wie leicht es den Canadiern wäre, Lebensmittel und Zimmerholz zu liefern, so wie der Einfluß der Schiffseigenthümer, welche den freien Handel zwischen den westindischen Inseln und den Vereinigten Staaten als verderblich für die brittische Seemacht darstellten, endlich die gegen die Nordamerikaner herrschende Animosität gaben der Antikolonialpartei einen überwiegenden Einfluß. Man klagte die Westindier an, die Rebellion der Amerikaner begünstigt zu haben, ihre Klagen und Vorstellungen wurden faktiösen Beweggründen zugeschrieben, und ihre Befürchtungen, daß Mangel eintreten könne, und die Preise aller ihrer Bedürfnisse gesteigert werden würden, lächerlich gemacht. Parlament und Publikum wurden durch Leute, deren Zweck und Interesse es war, sie zu täuschen, so vollständig betrogen, daß Pitt genöthigt war, seine Bill zurückzunehmen, und an ihrer Stelle jenes Zwangssystem einzuführen, welches bis auf den gegenwärtigen Augenblick fortgedauert hat, und ganz unzweifelhaft größtentheils die Quelle des Elendes ist, in das die Kolonien gestürzt wurden.

Die Verheerungen, welche die Orkane auf den westindischen Inseln anrichten, sind allgemein bekannt; minder bekannt ist aber, daß sie häufig Mangel, sogar Hungersnoth, nach sich ziehen. So lange der Verkehr mit Nordamerika frei war, wurden, sobald man in den Staaten die Nachricht von einem stattgefundenen Orkan erhielt, sogleich von allen nahen Häfen aus schnellsegelnde Schiffe abgefertigt, in der Hoffnung einen vortheilhaften Markt für ihre Ladungen zu finden. Auf diese Weise wurde dem schlimmsten Mangel meist vorgebeugt; als aber England den direkten Verkehr mit den Vereinigten Staaten verbot, mußten die Zufuhren von Canada und Neuschottland hergeholt werden, was eine drei- oder viermal so lange Fahrt erfordert, und wenn ein Orkan zu einer Zeit sich ereignet, wo der Lorenzstrom durch das Eis geschlossen ist, so verfließen sechs Monate, ehe ein Schiff abgehen kann, um den Leidenden zu Hülfe zu kommen. Von 1780 bis 1787 wurde Jamaica durch eine Reihe von furchtbaren Orkanen heimgesucht, und das hiedurch veranlaßte Elend und die Sterblichkeit waren so groß, daß 15,000 Neger an Krankheiten starben, welche in Mangel und schlechten Nahrungsmitteln ihren Grund hatten.

Und mit allem Dem hinderte man nicht einmal den Handel mit Nordamerika, sondern machte ihn nur aus einem direkten zu einem indirekten. Canada und Neuschottland konnten die nöthigen Vorräthe nicht liefern, und man mußte ihnen deßhalb Erlaubniß geben, solche aus den Vereinigten Staaten einzuführen, um sie nachher

Digitized by Google

wieder nach Westindien auszuführen. Herr Bryan Edwards, der obenerwähnte Geschichtschreiber Westindiens, und Andere, welche sich der Einführung dieses Systems widersetzten, glaubten nicht, daß es irgend dauernden Fuß fassen könne. „Die Frage, sagten sie, wird aber = und abermals vorkommen, und die Regierung in tausend widerlichen Gestalten plagen, bis man eine liberalere Politik befolgt, denn es ist aberwitzig zu glauben, daß irgend eine Maßregel Großbritanniens die amerikanischen Staaten verhindern werde, früher oder später mit unsern westindischen Besitzungen nach selbstgemachten Bedingungen in Handelsverkehr zu treten; bei einer Küste von 20 Breitengraden, mit den besten Häfen der Welt, unsern Zuckerkolonien und dem Wege nach Europa so nahe, und bei einem Boden, welcher an Allem, was jene Inseln bedürfen, und was sie sich nirgend anders woher verschaffen können, Ueberfluß hat, muß Nordamerika nothwendig mit ihnen in Handelsverkehr kommen. Wir können unsere Zuckerkolonien und uns selbst in dem Versuch, Dieß zu hindern, zu Grund richten, der Versuch selbst aber kann nicht gelingen. Das jetzige Zwangssystem verbietet, Leuten zu helfen, welche nach ihren Bedürfnissen, ihrem Klima und ihren Produkten fortwährend gegenseitige Hülfe nöthig haben, und sie einander leisten können."

Ohne den Negeraufstand in Hayti und die Verheerungen, welche er zur Folge hatte, wären die Beschränkungen, welche auf dem Handel der Kolonien lasten, wohl längst beseitigt, aber jenes Ereigniß verschloß das Land, aus welchem am meisten Zucker auf die großen Stapelplätze geführt wurde, und trieb dadurch den Preis des Zuckers dermaßen in die Höhe, daß die Pflanzer in Jamaica und den andern Inseln die Wirkungen des Zwangssystems übersahen, und eine Zeit lang ungeheuer gewannen. Als aber durch die rasche Ausdehnung des Zuckerbaues die Zufuhr abermals dem Begehr gleichkam, und die Preise im Jahre 1806 auf den alten Standpunkt sanken, da versuchten die Pflanzer statt ihre eigene Last von sich abzuwälzen, die Lasten Anderer zu vermehren, indem sie den Preis gewaltsam in die Höhe trieben; Dieß gelang ihnen eine Zeit lang, indem die Destillateurs Zucker statt Korn verbrennen mußten. Aber auch dieß Hülfsmittel hörte mit dem Ende des Kriegs auf, und die Klagen der Pflanzer erneuerten sich mit größerer Bitterkeit und mehr Grund als je. Immer noch geschah nichts zu ihrer Erleichterung; man sprach zwar von Zollhausregulativen und anderen Quacksalbereien dieser Art, aber kein Versuch wurde gemacht, durch Abschaffung des Monopolsystems die Kolonisten in den Stand zu setzen, die Konkurrenz mit Brasilien und Cuba auszuhalten. Man hielt das Monopolsystem mit einer Entschlossenheit aufrecht, als hinge des Reiches Wohlfahrt daran. Im Jahre 1817 wurden mehrere Inseln durch einen schrecklichen Orkan heimgesucht, in welchem auf St. Lucia der Gouverneur und ein großer Theil des Militärs umkam. In Dominika war das Unglück nicht geringer; aber selbst dieß schreckliche Ereigniß und das Andenken an die Vorfälle in Jamaica im Jahre 1787 konnten die Behörden nicht bewegen, in die Zulassung von Mundvorräthen aus den Vereinigten Staaten zu willigen, obwohl die gesetzgebende Versammlung den Gouverneur wiederholt darum bat, indem Dieß das einzige Mittel sey, die Schrecken einer Hungersnoth abzuwenden. Obgleich der Maßregel persönlich nicht abgeneigt, blieb der Gouverneur doch unerbittlich, indem seine Befehle in dieser Beziehung kategorisch waren und die Noth nicht so groß sey, um eine Verletzung so bestimmter Instruktionen zu rechtfertigen.

(Schluß folgt.)

Rußland im Jahre 1832.

(Schluß.)

Wenn man diesen berühmten Feldzug, der den Russen 250,000 Mann kostete, ihre Armee zerrüttete, die Finanzen erschöpfte, und in allen Provinzen des Reichs Unzufriedene machte, genauer untersucht, so findet sich in der Kriegsgeschichte kein Beispiel, daß Tollkühnheit je mit so glücklichem Erfolge belohnt, noch irgend eine Armee durch Unklugheit ihrer Führer einem unvermeidlicheren Untergange entgegengeführt worden wäre, als die russische in diesem Feldzuge. Indem sie von ihrer Operations-Basis an der Donau gegen den Balkan vorrückte, ließ sie von Widin bis Mangalia eine Reihe von festen, mit 80,000 Mann besetzten Plätzen, die in Besitz des Feindes waren, im Rücken. Um sicher vorwärts gehen zu können, hätten diese Plätze blokirt werden müssen, eine Operation, zu der die numerischen Streitkräfte des Heeres nicht hinreichten; Diebitsch hatte also über 80,000 Mann im Rücken, die die türkischen Generale, bei nur einigen Begriffen von Kriegskunst zusammenziehen, und damit den General Diebitsch von seiner Basis abschneiden, ihn an die See drängen, und dort seine Armee vernichten konnten. Auf dem ganzen Marsche von der Donau bis Adrianopel war der rechte Flügel des Heeres beständig bloßgestellt, und vom Feinde bedroht. Hätten die Türken diese, in den Defileen des Balkans zerstreute Flanke umgangen, was sie leicht konnten, da ihr linker Flügel durch die See gedeckt war, und die Reiterei wegen Beschaffenheit des Bodens nicht wirken konnte, so wurde er abgeschnitten, und der Untergang der Russen war gewiß. Wir geben gern zu, daß ein russischer General an der Spitze der best organisirten Truppen Europa's, gegen die undisciplinirte Tapferkeit der Türken nicht nöthig hatte zu operiren, als hätte er einen Napoleon gegen sich; allein Diebitsch's Feldzugsplan verstieß gegen die ersten Regeln der Kriegskunst, und ohne die Blindheit der türkischen Befehlshaber wäre zuverlässig der Balkan, durch den später sein Name verherrlicht wurde, sein und seines Heeres Grab geworden.

Noch muß erinnert werden, daß die Türkei auf den Kampf keineswegs vorbereitet, und ihre alte militärische Einrichtung aufgelöst war, ehe noch die Reformplane des Sultans vollständig in's Leben getreten waren; allein ungeachtet Dessen, und des gänzlichen Mangels militärischer Kenntnisse bei den türkischen Heerführern, würden die Russen dennoch nie nach Adrianopel gekommen seyn, wenn die Türken einige gut angelegte Befestigungen im Balkan und einen festern Platz gegen Faki hin gehabt hätten.

Die übertriebenen Begriffe, die man von der russischen Militärmacht hegt, sind also nicht nur völlig grundlos, sondern das Resultat dieses Feldzugs beweist auch, daß die Türkei bei einem geeigneten Militärsystem stark genug ist, den Angriffen ihres nordischen Nachbars zu widerstehen.

Jetzt, wo Europa mit Unruhe die Entscheidung der nordischen

Digitized by Google

Mächte erwartet, ist es ganz besonders ergötzlich, zu sehen wie man sich bemüht, Rußlands militärische Hülfsquellen zu vergrößern. Die Lage von Europa wird mit jedem Tage verwickelter, und Viele die da gewohnt sind, die Erscheinungen am politischen Horizont zu beobachten, wollen behaupten, daß die Gründe für Krieg und Frieden auf beiden Seiten gleich sind. Die deutsche Aristokratie brennt vor Verlangen, einen Kreuzzug gegen die Grundsätze der französischen Revolution zu unternehmen; über die Gesinnungen Oesterreichs und Rußlands kann man nicht in Zweifel seyn, und der König von Holland behauptet eine imponirende, entschlossene Haltung. Die Zahl und Verfassung der Heere dieser Mächte kann dem Furchtsamen, dem der erschöpfte Zustand ihrer Finanzen unbekannt ist, allerdings Furcht einflößen; dazu die Aufregungen in Frankreich, die Intriken der Karlisten, der schlechte Zustand der Finanzen, die Stockung des Handels und die mögliche Niederlage der Minister rücksichtlich der Reformbill in England, die Unruhen in Ireland, alles dieß scheint mächtig darauf hinzuwirken, die nordischen Mächte zu einer kriegerischen Entscheidung zu bringen. Allein lassen sie durch den schwankenden Zustand Frankreichs und durch Englands innere Spaltungen zu einer solchen Entscheidung sich verleiten, so entzünden sie selbst jenen furchtbaren Krieg der Meinungen, den Napoleon auf dem Felsen von St. Helena vorausgesagt hat, und erregen einen Sturm, dessen Wuth nicht eher sich legen wird, bis er die wankenden Throne der alten Dynastien umgestürzt haben wird. Die Grundsätze der Freiheit wuchern auf jedem Boden, und es muß den Fürsten die Ueberzeugung sich aufdrängen, daß diese Grundsätze früher oder später die verwitterten Institutionen untergraben, auf denen ihre Herrschaft sich stützt. Deßhalb werden sie auch keinen offenen Kampf gegen die Sache der Freiheit wagen, und somit scheint für den Frieden von Europa jetzt nichts zu fürchten; allein Machinationen und Intriken werden nicht aufhören, bis irgend ein günstiger Zufall ihnen die willkommene Gelegenheit bietet, ihre geheimen Entwürfe zur Ausführung zu bringen.

Wolff's Reise nach Kabul und Bokhara.

Auszüge aus seinen Briefen aus Persien.

(Mittheilung aus Paris.)

Herr Wolff ist einer der abenteuerlichsten Menschen dieser Zeit. Ursprünglich ein deutscher Israelit, bekehrte er sich in früher Jugend zum Katholizismus und ging nach Rom, von wo aus er Reisen nach Deutschland machte, um katholische Proselyten zu werben, doch ohne großen Erfolg. Er kehrte nach Rom zurück, scheint sich aber in seinen Hoffnungen betrogen gefunden zu haben, denn er schrieb nun eine heftige Broschüre gegen den Papst, trat zur protestantischen Kirche über, und wurde von den englischen Pietisten aus Rom heimlich weggeschafft, weil die päpstliche Polizei ihm nachstellte. Er ging nach England, wo er fanatische Reden hielt, und die Bibelgesellschaft überzeugte, daß er ein auserlesenes Werkzeug Gottes sey, um die Juden in der ganzen Welt zu bekehren. Sie schickte ihn daher im Jahr 1824 nach Syrien und Persien, wo er unglaubliche Abenteuer hatte, und ohne Sprachkenntniß, oder fast Kenntniß irgend einer Art, sich einen Weg bahnte, mit allen Juden disputirte, ihnen Bibeln aufdrang, und von ihnen verhöhnt wurde. Er kehrte über Jerusalem zurück, und kam 1826 in London an, wo er durch seine Erzählungen seine wüthende Frömmigkeit, seine öffentlichen und scandalösen Disputationen mit den Juden großes Aufsehen erregte, so zwar, daß Lady Georgina Walpole, zum Erstaunen der großen Welt in London, ihn heirathete. Er ging mit ihr von neuem in den Orient, zuerst nach Jerusalem, dann nach Aegypten, von wo er sich vornahm, nach Mittelafrika vorzudringen, und die Juden, Heiden und Mohammedaner dort zu bekehren. Doch fand er den Plan zu schwierig, und ging über Konstantinopel und Trebisond nach Persien, von wo er über Kabul, Bokhara, Balkh, nach Indien gehen will; seine besondere Absicht ist die zehn Stämme in Bokhara oder der Tartarei aufzusuchen und sie zu bekehren. Dieser Plan wird wohl ebensowenig ausgeführt werden als der afrikanische, aber es ist doch möglich, daß er wenigstens nach Mesched, Kabul und andere Orte vordringt, wohin noch keine Europäer gekommen sind. Seine Briefe aus Persien sind von bedeutendem Interesse, weil sie ein lebhaftes Bild geben, wie sehr der letzte Krieg Persien erschüttert hat, und wie leicht es Rußland seyn wird, sich jedes Theils des Landes, der ihm beliebt, zu bemächtigen. Es folgen daher hier einige Auszüge aus seinem Tagbuche, das Wolff an seine Freunde in England geschickt hat.

Tauris, 8 Julius 1831. Ich bin glücklich hier angekommen, und lebe mit meinen englischen Freunden wegen der Pest, die in Tauris herrscht, in Zelten. Ich hoffe in 70 Tagen in Bokhara zu seyn, und von da über Bombay zurückzureisen, doch will ich Ihnen zuvor Auszüge aus meinem Tagebuch von Erzerum nach Tauris mittheilen. Ich verließ Erzerum den 14 Junius, denn ich hatte keinen Grund in einer Stadt zu bleiben, von wo alle armenischen Christen nach Rußland ausgewandert sind; es haben etwa 97,000 armenische Christen die Türkei verlassen, und sich in Rußland niedergelassen.

Den 23 Junius kam ich in dem armenischen Kloster Utsch Killisa an, es ist unstreitig eines der ältesten Klöster in der Welt, und von König Tiridates, nachdem er hier von Gregor dem Erleuchter getauft worden war, im Jahr 305 n. Ch. gebaut. Es befinden sich jetzt fünf Priester hier mit einem Superior, der jederzeit vom Patriarchen von Etsch Miadzin ernannt wird. Sie sind sehr von den kurdischen Chefs der Umgegend geplagt. Zehntausend armenische Familien sind aus Bajazid, Diordin, Maschkia und Tutaway ausgewandert; und nur alte Leute und solche, die nichts zu gewinnen noch zu verlieren hatten, blieben zurück. Das Kloster liegt sieben englische Meilen von Bajazid, und in der Nähe des Euphrat. Die Russen überschwemmten diesen Distrikt mit ihren Truppen, fanden aber in Athalzikh einen starken Widerstand; 5000 türkische Weiber hatten sich bewaffnet, warfen Feuer auf die russischen Truppen, und fochten bis sie alle niedergehauen wurden.

Den 24 Junius verließ ich Utsch Killisa und erreichte Bajazid, das von Mohammed Balul Pascha regiert wird, dessen Vorväter beständig diese Stelle bekleideten. Er bewohnt einen prachtvollen Palast, den sein Großvater gebaut hat, besitzt aber nur wenig Einfluß, da er von unbotmäßigen Kurden umgeben ist. Die Armenier in Bajazid stehen in schlechtem Rufe, übrigens sind sie fast alle nach Athalzikh ins russische Gebiet ausgewandert, und es sind von 22,000 Familien nur noch etwa 150 übrig. Dagegen wandern persische Kolonien aus Eriwan ins türkische Gebiet ein, um der russischen Herrschaft zu entgehen.

Den 26 Julius langte ich in Awajisch an, das Jaffer Khan gehört, der Eriwan bei der russischen Besitznahme verlassen hat. Gegen Abend erreichte ich Agh Diza, ein armenisches Dorf, wo uns ein armer armenischer Priester freundlich aufnahm. Der Mann war mit einer blinden Schwester und verschiedenen armenischen Familien von Wan geflohen, um der Tyrannei von Tamar Pascha zu entgehen, und sich in Eriwan niederzulassen, allein als sie das persische Gebiet betraten, befahl man ihnen weiter ins Innere von Persien zu ziehen. Vor dem letzten Kriege wohnten 300 armenische Familien in Agh Diza, jetzt nur noch drei, die Russen haben im letzten Kriege wenigstens 600,000 Seelen gewonnen, aber schon bereuen viele der Armenier, welche aus der Türkei ausgewandert sind, diesen Schritt, da sie ihre Rechnung in Rußland auch nicht finden. Narses, der armenische Erzbischof in Tiflis, hat schon die Ungnade des Kaisers empfunden; er ist nach Bessarabien verbannt, weil er die armenische Kirche von der russischen unabhängig halten wollte.

Den 29 Junius kamen wir in Khus an, es ist eine große Stadt mit 20,000 Einwohnern persischer Abkunft. Fast alle Armenier sind nach Eriwan ausgewandert, und die wenigen, welche noch dageblieben sind, sind nicht länger von den Persern unterdrückt, weil man nicht wünscht sie zur Auswanderung zu treiben. Der Prinz von Khus, ein Sohn von Abbas

Digitized by Google

Mirza, wies mir eine Wohnung bei Mirza Riza an, der sich einige Jahre in Woolwich aufgehalten hatte; er war sehr artig gegen mich, und lud mir den persischen Adel und die Priester ein. In der Nähe von Khus findet man eine Sekte, genannt Ali Ilahis, die glaubt, daß alle Propheten Emanationen von Gott seyen. Sie behaupten auch durch Feuer gehen zu können, ohne daß ein Haar an ihrem Leibe versengt werde. Dr. Mac Neil hat vor einiger Zeit Einen derselben sehr augenscheinlich von dem Gegentheil überzeugt, indem er ein Licht dem Barte desselben näherte, und des armen Mannes Kinnhaar jämmerlich in Brand steckte.

Den 2 Julius kam Soliman Pascha, ein Verwandter des Königs, zu mir, er ist ein Freimaurer und hat Hrn. Martins persisches neues Testament; er behauptet daß die Freimaurerei im 4 Kap. der Apokalypse stehe.

Den 6 Julius kam ich bei den Zelten von Dr. Mac Neil an und fand Briefe von meiner Frau. Dr. Mac Neil versichert, daß die Reise nach Bothara nicht sehr schwierig sey, Karavanen machen sie in 70 Tagen. Ich hoffe vieles von meiner Reise, und erwarte viele Juden in Mesched Balkh und Bokhara zu treffen. Dr. Mac Neil erzählte mir Folgendes über den letzten Krieg mit Rußland. Der König von Persien war vollkommen geschlagen, die Gouverneurs der Provinzen von Aderbeijan hatten ihn verlassen, und die der übrigen Provinzen unterhandelten mit Rußland. Der König hatte nicht Einen Diener, auf den er Vertrauen setzen konnte. Paskewitsch hatte schon dem General Rosen befohlen, nach Teheran zu marschiren; hätten die Russen Teheran erreicht, so hätten die Perser den König ermordet, und die Schatzkammer geplündert; aber niemand wagte, den König mit der Gefahr bekannt zu machen, die über seinem Haupte schwebte. Mirza Abdulwahab und Mirza Abdulhassan Khan, seine Minister, sahen die Gefahr, wagten aber nicht sich ihm zu nähern und ihn davon zu benachrichtigen; sie baten Dr. Mac Neil es zu thun. Er trat in das Zimmer des Königs, den er in tiefem Kummer, das Haupt auf den Knieen ruhend traf, sein Gesicht verrieth seine Gefühle, der König sagte zu Mac Neil: „Ich weiß daß meine Regierung zu Ende ist. Ich wollte den Krieg mit den Russen nicht, aber die Priester haben mich gezwungen." Mac Neil antwortete: „So schlimm ist es noch nicht; E. Majestät kann sich retten wenn sie den Russen Geld gibt." Der König: „Wie viel verlangen sie?" Mac Neil: „7½ Million Tomans" (1 Toman ist 5 Thaler) König: „Ich habe nicht so viel." Mac Neil: „So geben E. Maj. Juwelen, oder Perlen, oder Land." Hierauf beauftragte ihn der König mit der Unterhandlung, die Russen schlossen für 4 Millionen Tomans Frieden. Es war hohe Zeit; Abbas Mirza war von seiner Armee verlassen, und wanderte als ein Flüchtling in den Gebirgen umher, ohne Nahrung und ohne Hülfsmittel.

Den 12 Julius. Dr. Mac Neil gab mir folgende Nachrichten über Bokhara, Balkh und Kabul, die ich im Begriffe bin zu besuchen. Haider Tura der letzte König von Bokhara hinterließ zwei Söhne. Der älteste folgte ihm auf dem Throne nach, wurde aber nach einiger Zeit von seinem jüngern Bruder vertrieben. Es sind Gerüchte von einer Gegenrevolution in Persien in Umlauf gekommen, deren Wahrheit jedoch zu bezweifeln ist. Was Kabul betrifft, so behielten, als Futeh Khan die königliche Familie vom Throne stieß, Barazeh, Hadschi Firuz, und Schah Zadik Mahmud die Statthalterschaft von Herat; sie wurden zwar auch von da durch Futeh-Khan vertrieben, schlugen jedoch die Perser nach dessen Tod, und eroberten Herat wieder. Mahmud regierte einige Jahre lang daselbst, wurde aber von seinem Sohne Hamenan Mirza abgesetzt, der seitdem dort herrscht. Futeh Khan hatte viele Brüder, von denen Muhammed Khan Gouverneur von Peschawer war; Abdul Azim Khan Gouverneur von Kabul, und Schir dil Khan von Kandahar. Nach dem Tode ihres Bruders behielten sie ihre Distrikte als unabhängige Staaten. Abdulazim Khan starb, und sein Bruder Dasch Muhammed bemächtigte sich Kabuls. Ebenso riß Kur dil Khan die Regierung von Kandahar bei dem Tode seines Bruders Schir dil Khan an sich. Peschawer, Kaschmir und andere Provinzen der Afghanen sind jetzt den Sikhs tributbar. Balkh das früher dem König von Kabul gehörte, ist gegenwärtig unabhängig; es war eine Zeit lang an Bokhara tributbar, allein seit einigen Jahren wurde der Tribut nicht bezahlt, und der König von Bokhara ist nicht im Stande die Bezahlung zu erzwingen.

Den 19 Julius. Ich ging zu Dr. Cormik, dem Arzt von Abbas Mirza, kaum war ich dort, als zu meiner Verwunderung Malek Kasim Mirza, ein Sohn des Königs, der vor einigen Jahren Gouverneur in Urmiah gewesen war, wo ich ihn gesehen hatte, ins Zelt trat. Er gab mir die Hand, und Cormik, Mac Donall und ich blieben stehen, bis der Prinz uns bat zu sitzen. Dagegen saß ein russischer Gesandtschaftssecretär im Zelte, und schrieb einen Brief, er nahm keine Notiz von dem Prinzen und schrieb fort. Es that mir wehe, den Prinzen so grob behandelt zu sehen; allein er ist nicht in gutem Einverständniß mit dem Kaimakan, d. h. dem ersten Minister, und hat sich den Russen zu sehr genähert, so daß selbst diese ihm ohne Achtung begegnen. — Ich erhielt vom König Abbas Mirza, den Prinzen, dem ersten Verschnittenen, den Gesandten und Großen Briefe an alle Gouverneure, an die Könige von Kabul und Bokhara, und trat den 10 August meine Reise mit einer Karawane an. Ich reise als ein jüdischer Rabbiner in einem langen Gewande.

Den 24 September in meinem Zelt bei Hezar Amin, jenseits Teheran. Gestern Abend verließ ich Teheran, begleitet von einem Hindu Kaufmann, Hadschi Telab Multoni und einem Guebern, Mollah Bahram. Unsere Karawane besteht aus 20 Menschen und 150 Kameelen, der Hindu ist ein sehr interessanter Mann; er ist ein reicher Kaufmann aus Dscherkarpur, und schickt seine Waaren bis Birjent, Herat, Bokhara und Kabul; sein Vater war auch ein reicher Kaufmann, hat sich aber jetzt zum Einsiedler auf einem Berg bei Amdarbar gemacht, seine Kleidung besteht nur in einem Hemde. Hezar Amir ist ein Dorf das von Kurden bewohnt ist, und Fatr Addowla, der Tochter des Königs von Persien, gehört; es ist mit einem Fort versehen, und liegt 16 Meilen von Teheran.

Ein Negerkönig.

Lander gibt in der jetzt zu London erschienenen Beschreibung seiner Reise auf dem Niger, über die wir demnächst umfassenden Bericht erstatten werden, von dem König des Eboelands, folgende Schilderung: „Die Kleidung des Königs von Eboe gleicht zum Theil dem Prachtanzuge, den der Beherrscher von Tarriba, bei feierlichen Gelegenheiten trägt. Seine Erscheinung war ungemein glänzend, und von dem Korallenschmuck, mit dem er bis zur Verschwendung überladen war, hätte man Obie nicht unpassend den „Korallenkönig" heißen können. Dieß nämlich war unser erster Gedanke, als wir ihn in seiner vollen Herrlichkeit auf seinem Throne von Lehm sitzen sahen. Sein Haupt war mit einer Kappe bedeckt, die an Form einem Zuckerhute glich, und so dicht mit Korallenschnüren und Stücken von zerbrochenen Spiegelgläsern behangen war, daß man den Stoff, aus dem diese wunderbare Mütze verfertigt war, nicht sehen konnte. Sein Nacken oder vielmehr seine Gurgel war gleichfalls mit mehreren Schnüren Korallenkugeln umwunden, oder vielmehr so fest zusammengeschnürt, daß es ihm einigermaßen an Athemholen hinderlich war, aber seinen Wangen ein aufgeblasenes Ansehen gab. Vier oder fünf andere Schnüre von Korallen hingen ihm über den Rücken fast bis in die Kniekehle hinab. Seine Kleidung bestand aus einem spanischen Ueberrock von rothem Tuche, der ihm knapp anlag, weil er ihm viel zu enge war. Dieser Rock war mit goldenen Epauletten geziert, und auf der Brust mit goldenen Borden, die aber nur bei genauer Besichtigung zu erkennen waren, da sie, wie die Kappe des Monarchen mit unzähligen Korallenschnüren bedeckt waren. Vierzehn oder fünfzehn Armbänder (wir hatten uns die Mühe gegeben sie zu zählen) waren um die Handknöchel gelegt, und um diese ihre volle Wirkung thun zu lassen, hatte man die Aermel des Rockes mit Fleiß einige Zoll weit aufgeschnitten. Diese Korallen-Armbänder waren mit alten kupfernen Knöpfen um die Handgelenke befestigt, was sonderbar genug dagegen abstach. Die Beinkleider des Königs, von demselben Tuche wie der Rock, waren ebenso eng als dieser, und gleichfalls mit Borden besetzt, reichten aber nur bis auf die Hälfte des Schenkels; von hier an waren die Beine gleich den Händen mit Korallenschnüren umwunden; nur waren die Fußknöchel noch mit einer Schnur messingener Glöckchen geziert, der übrige Fuß aber blieb nackt. In diesem prachtvollen Anzuge erschien Obie, selbstgefällig lächelnd über seine eigene Herrlichkeit und eitel über die Bewunderung, die ihn von seinem Gefolge gezollt wurde; ohne Zweifel aber auch geschmeichelt durch die Gegenwart der weißen Menschen, die er nicht weniger als seine Unterthanen von seinem Glanze geblendet glauben mochte; er schüttelte die Füße, um die Glöckchen erklingen zu lassen, setzte sich mit großem Gepränge nieder und blickte stolz um sich her."

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 118. 27 April 1832.

Die Tuilerien im Jahre 1816.

(Aus Histoire de la Restauration, par un Homme d'Etat. Paris 1831.)

Der ältere Zweig des Hauses Bourbon hatte wenigstens die edelmüthige und glänzende Eigenschaft, keine Schätze anhäufen zu wollen, und auf eine großmüthige Art verwendete er die ihm bewilligte Civilliste. *) Alle Unglücklichen fanden Unterstützung, alle Armen Almosen. Nicht nur die Kasse des Königs, sondern auch die seines Bruders, und der Herzoge von Angouleme und Berry waren mit Pensionen alter Diener überladen. Während man den größten Theil der Unterstützungen, die aus der Civilliste des Kaiserreiches flossen, fortbezahlte, that man alles Mögliche für die Getreuen der Emigration. In den Tuilerien war so zu sagen offene Tafel für die alten ruinirten Edelleute. Die Prinzen gaben Alles her, was sie hatten, und steckten sich sogar in Schulden, um den alten Ruhm des „Grand aumônour" aufrecht zu halten, ein Name, den einer ihrer Vorfahren sich erworben hatte. Und nicht bloß über Paris, auch auf die Provinzen verbreiteten sich die Wohlthaten des Hauses Bourbon. Der König und seine Familie hatten für das Jahr 1816 auf zehn Millionen der Civilliste verzichtet, um dieselben unter jene Departements vertheilen zu lassen, die am meisten durch die Geißel des Kriegs und der Invasion gelitten hatten; den Präfekten war befohlen worden, die Vertheilung ohne Rücksicht auf politische Meinungen vorzunehmen. Ereignete sich ein Unglück durch Brand oder Ueberschwemmung, so wendete man sich an die Kasse des Königs, und selten wurde eine Unterstützung abgeschlagen. Ludwig XVIII ließ sich gewöhnlich die Liste bringen, da er gern mit eigener Hand die bewilligten Zuschüsse zu unterzeichnen pflegte. Um der Wahrheit treu zu bleiben, muß aber auch beigefügt werden, daß einige geheime Fonds des Siegelbewahrers und des Ministers des Innern, zum Zwecke dieser wohlthätigen Gaben der Krone, zur Verfügung des Königs gestellt blieben. Man wollte das Königthum populär machen, indem man es mit eigenen Händen Wohlthaten spenden ließ.

Das königliche Haus liebte die Etikette und den Glanz Ludwigs XIV. Die Tuilerien stellten eine Hierarchie des Ranges und der Würden dar; sie glichen einer jener Hautelicetapeten mit ihren veralteten Zierrathen. Der König, die Prinzen, jeder hatte seinen Hof und seinen Hofhalt. Die hohe Dienerschaft war reichlich bezahlt. Dieser Luxus bildete in der Kasse des Königs eine große Ausgabe; die Bourbone des ältern Zweiges hatten noch etwas von der alten Verschwendungsliebe der Gentils-hommes. Es fand sich in den Tagen ihres Unglücks, daß sie Alles weggegeben hatten, und bei ihren Dienern borgen mußten — ein Fall, der nicht Jedem zustößt; es gibt Fürsten, die weniger ausgeben und auf einen Nothpfennig für schlimme Zeiten denken.

Der König und seine Familie mußten nothwendig, da sie stets in der Mitte ihres Hofes lebten, Eindrücke von den Leidenschaften ihrer Umgebung annehmen. Es wird daher nöthig seyn, die Charaktere und Meinungen der Hauptpersonen zu schildern, die den Hofstaat des Königs bildeten, um den Einfluß zu würdigen, den sie auf den allgemeinen Gang der politischen Verhältnisse ausübten. Der Hof theilte sich in mehrere Dienste, die unter vier Haupttheilungen standen; das Großalmosenieramt (la grande aumônerie), das Großmeisterthum (la grande maîtrise), der Kammerdienst (la chambre), das Marstallamt (l'écurie). Jeder dieser Dienste stand unter den Funktionen eines Großwürdeträgers. Der alte Erzbischof von Rheims, der Kardinal Talleyrand-Périgord, war Großalmosenier; er war Ludwigs XVIII Gefährte auf der Emigration und sein Vertrauter. Ganz in Anspruch genommen von seiner Intendanz der „Quints-Vingts" (des Hospitals der dreihundert Blinden in Paris) mischte er sich nur wenig in die öffentlichen Angelegenheiten; selten sah er seinen Neffen, den Fürsten Talleyrand, den in seinen Augen die päpstliche Dispens nicht seines klerikalischen Charakters entbunden hatte, und den er noch immer als seinen Suffragan zu betrachten sich versucht fühlte. Der Kardinal fing bereits an, von Herrn von Quélen, damaligem Generalvikar des Großalmosenieramtes, einem eleganten Prälaten aus der Schule des Kaiserreiches, beherrscht zu werden. Späterhin ernannte ihn der Kardinal zu seinem Coadjutor.

Ludwig XVIII, fromm, mehr aus Etikette, als aus Ueber-

*) So wenig man kleinliche Ersparungen und Geldanhäufung einer königlichen Denkart für würdig halten kann, so wenig kann man in das ungemessene Lob der Wohlthätigkeit der Fürsten einstimmen, die gewöhnlich nur allzusehr in unrechte Hände kommt, wie das Beispiel der Bourbonen gar deutlich bewiesen hat. Die Bourbonen erkauften sich, wie es schon vielen Fürsten erging, durch ihre Großmuth, die ihnen übrigens nicht abgesprochen werden soll, wenige Freunde und viele Schmeichler, und legten hiedurch nur einen weitern Grund zu ihrem folgenden Sturze. A. d. R.

Digitized by Google

zeugung, hatte sein ganzes Zutrauen einem bescheidenen Geistlichen, dem Abbé Rocher, seinem Beichtvater, geschenkt; allein so lange ee regieete, erlangten weder Almosenier noch Beichtväter einen wirklichen und mächtigen Einfluß. Der Kardinal Talleyeand-Périgord ließ sich wenig in der Pairskammer sehen, und gab in derselben nicht einmal den geistlichen Stimmen, die sich an den Kaedinal de Beausset anschlossen, einen Anstoß.

Das Großmeisterthum des Palastes (La grande maitrise de l'hôtel) war dem Peinzen von Condé anvertraut, und die Anwartschaft darauf dem Herzog von Bourbon verliehen; er mischte sich in Nichts, und Alles war dem Herzog d'Escars, dem Premier Maitre d'Hotel, überlassen, den der König seinen Großküchenmeister nannte, und mit dem er sich scheezweise über die Zubereitung der Gerichte und die Gewürze zu unterhalten pflegte. Der Herzog von Escaes hatte das Küchenwesen mit wissenschaftlichem Eifer betrieben; er that sich viel darauf zu Gute, eine neue Schüssel erfunden zu haben, und dachte über eine Mittagstafel wie über einen Feldzugplan nach. Herr de Cossé-Brissac hatte die Direktion der Mundbäckerei (Panetorie) und trat später an die Stelle des Herzogs von Escars. Der Graf von Rothe war der erste Mundschenk; aber allmächtig in der Küche war dee Marquis von Montdragon, der von dem Könige selbst die Befehle in Beteeff seiner Mittagstafel einzuholen hatte; wenn Ludwig XVIII eine besondere Schüssel wünschte, so wurde Dieß mit dem Herrn Herzog von Escars besprochen. Man kann sich von dem Luxus der Maitres d'Hotel, der Kontroleuee und der bei diesem Dienste Angestellten (officiers de bouche) keinen Begriff machen.

Der Füest von Talleyrand hatte sich die Stelle des Großkammerherrn geben lassen; es war die erste Wüede am Hofe. Einstmalen seagte man ihn, woein seine Funktionen beständen, er antwortete lächelnd: „Eestens habe ich in meinem Wappen zwei goldene gekrönte Schlüssel, genau so wie der Papst; dann reiche ich dem König das Hemd, und stehe in dieser Ehre nicht hinter den Prinzen von Geblüt und den legitim erkläeten Prinzen zurück; bei der Krönung ziehe ich Sr. Majestät die Halbstiefel an, und hänge ihm seine Tunica um; so komme ich, wie Sie sehen, nicht von seiner Toilette; allein das geschieht nur bei der Krönung, und wie werden unter dieser Regierung eben so wenig eine Keönung als legitim zu erklärende Prinzen haben." *) So wie Herr von Talleyrand über seine Funktionen spottete, so machte ee sich überhaupt wenig aus allen Vorrechten des Großkammerherrnthums. Selten sah man ihn auf seinem Eheenfeldstuhl (pliant d'honneur) hinter dem Fauteuil des Königs sitzen, und mit seinem unerschütterlichen Gleichmuthe nahm er die ungnädigen Gesichter seines königlichen Gebietees und die kleinen Quälereien hin, mit denen Ludwig XVIII jene Hofleute zu verfolgen pflegte, die ihm nicht zu gefallen wußten. Der Geoßkammerhere behielt seine Stelle und seine Würde, und zeigte sich gern in seinem Staatsanzuge, als hätte er dadnch vergessen machen wollen, daß er bei Hofe nicht gut angeschrieben stand. Unter dem Großkammeree standen die vier ersten Kammerherren (premiers gentils-hommes de la chambre), die Herren von Richelieu, von Dumas, d'Aumont und de la Chatre. Der Großkammerherr that sich etwas darauf zu Gute, den Herzog von Richelieu, der ihn im Ministerium ersetzt hatte, unter sich zu haben. Der Herzog von Richelieu versah indeß seinen Dienst nicht. Der Herzog von Aumont war damals am Hofe; der König hegte Freundschaft für ihn, doch weniger als gegen den Heezog von Chatre. Alle diese ersten Kammerherren bekannten sich zu royalistischen Meinungen und wüeden Alle ehee mit der Majorität der Kammer von 1815 als mit den gemäßigt gesinnten Ministern gestimmt haben.

(Fortsetzung folgt.)

*) Der witzige Staatsmann spielt hier, wie man sieht, auf das Alter des Königs und der Prinzen an, die wohl nicht mehr in die Versuchung kamen, illegitimes Blut legitim zu machen.

A. d. R.

Zustand der englisch-westindischen Kolonien.

(Schluß.)

Die Pflanzer dee westindischen Kaufleute berechnen den Schaden, welcher ihnen aus dem Veebote des direkten Handels mit Nordamerika erwächst, auf 1,400,000 Pf. St. jährlich; nimmt man auch nur zwei Drittheile davon als wahr an, so darf man sich über die unglückliche Lage der Pflanzer kaum wundern. *) Nur die Abschaffung des Monopols kann diese unglückliche Lage verbessern; jeder Plan, auf andere Weise, z. B. durch künstliche Steigerung der Preise zu helfen, ist mehr als abgeschmackt. Die jetzigen Minister Englands haben einen Schritt gethan, indem sie den Zoll auf die Einfuhren aus Canada, Neuschottland u. dgl. abschafften, aber den Zoll auf die Einfuhr aus fremden Ländern, d. h. aus den Vereinigten Staaten ließen sie bestehen. Dieß ist ein sehr bedeutender Vortheil für Canada, aber ein sehr geeinger für Westindien; denn kommen die Produkte der Vereinigten Staaten direkt nach Westindien, so bezahlen sie den hohen Zoll, und nehmen sie den Umweg über Canada, so sind sie mit doppelter oder dreifacher Fracht und mit einem Heere anderer Kosten überladen.

Was dem Obigen zufolge geschehen muß, um das Elend der westindischen Pflanzer zu mildern, ist einleuchtend; man muß die westindischen Häfen ohne Unterschied allen Produkten, Zucker, Rum und Kaffee ausgenommen, und allen Schiffen gegen einen gleichen und mäßigen Zoll ad valorem öffnen, und zugleich den Zoll auf Kolonialprodukte zum Vortheile Englands und der Kolonien selbst herabsetzen. Ohne solche Maßeegeln gehen diese Kolonien für England verloren.

Abee auch angenommen, diese Vorschläge würden befolgt, so ist Dieß noch immer nicht genug. Das Parlament muß über die Behandlung der Sklaven genaue Bestimmungen vorzeichnen. Es ist freilich eine ausnehmend schweeige Sache, Menschen, die durch Jahrhunderte lange Sklaverei zum Thiere erniedrigt sind, zu freien Bürgern heranzubilden; und die Schwierigkeit ist in Westindien um so größer, da doet die Sklaven einen so großen Theil der Bevölkerung bilden; wäheend man jedoch jede Uebereilung in einee so häklichen Sache vermeiden muß, so sollte man auch von der andern

*) Und noch weniger über die noch unglücklichere der Sklaven, welche aus nothwendigem Sparsystem mehr arbeiten müssen, und schlechter genährt werden.

Digitized by Google

Seite nicht zögern, ein allgemeines konsequentes System zur allmählichen Vertilgung der Sklaverei, zum Vortheile der Sklaven und der Herren anzunehmen. Die Schwierigkeiten sind allerdings groß, aber nicht unüberwindlich, und man muß sich daran wagen. Es liegt nicht in der Natur der Dinge, daß der Zustand der Gesellschaft, wie er jetzt in Westindien ist, lange sollte aufrecht erhalten werden können. Die Frage über die Emancipation der Sklaven ist jetzt nur noch eine Frage der Zeit, und diejenigen Pflanzer, welche ihre eigenen Interessen mit freiem Auge betrachten, werden mit Vergnügen Maßregeln unterstützen, welche den Uebergang, der stattfinden muß, so wenig gefährlich wie möglich machen.

Daß man die Frage über die Emancipation in England und den Kolonien unaufhörlich schwebend erhält, ist für die Pflanzer, welche dadurch der für alle Unternehmungen so unumgänglich nöthigen Sicherheit ermangeln, im höchsten Grade nachtheilig. Es liegt also in ihrem Interesse, daß die Frage entschieden werde, und entschieden kann sie nur werden durch die augenblickliche oder allmähliche Emancipation der Sklaven. Die erste ist, Dieß wird allgemein zugegeben, den Sklaven eben so nachtheilig als den Pflanzern. Ein Plan zur allmählichen Emancipation muß also entworfen werden, um den herrschenden Haß zu besänftigen, um den zügellosen Diskussionen, die jetzt so viel Unheil anrichten, ein Ende zu machen, und um Vertrauen und Zuversicht aufs Neue zu beleben. Das Beste wäre vielleicht, die Pflanzer zu nöthigen, jedes Jahr einen gewissen Theil ihrer Sklaven, etwa zwei von Hundert zu emancipiren, und zwar die Anordnung so zu treffen, daß die Pflanzer es in ihrem Interesse finden, die Emancipation als Belohnung für ein gutes Betragen zu bewilligen. Durch ein solches Mittel würde der Uebergang aus der Sklaverei zur Freiheit ohne heftige Erschütterung bewirkt werden, und alle Klassen, Herren wie Sklaven, ihre Rechnung dabei finden.

Seeabenteuer.

(Von einem Seemanne erzählt in Blackwoods Magazine.)

I.

Die Flotte des Admirals, Earl St. Vincent, kreuzte fast seit einem Monate (Mai 1797) mit zweiundzwanzig Linienschiffen vor Cadix, in der Hoffnung, die spanische Flotte unter Don Massaredo, die aus sechsund zwanzig Schiffen bestand und in jenem Hafen vor Anker lag, werde einen Versuch machen, ihre kurz vorher auf der Höhe des Kaps St. Vincent verlornen Lorbeeren wieder zu gewinnen. Vergebens, die Spanier zeigten keine Lust, den sichern Hafen zu verlassen, um noch einen Gang mit den englischen Feuerschlünden zu wagen. Im Gegentheile sah man am 6 Julius in aller Frühe zehn Linienschiffe, voran die Flaggenschiffe der Admirale Massaredo und Gravina, bei einem ihnen günstigen Winde, in möglichster Eile auf und davon segeln.

Zum Glücke erhielt um diese Zeit der Admiral St. Vincent Nachricht von einem ungeheuern Schatze in Geld, den der „Principe d'Asturias," eine Galliene, von Manilla nach Cadix bringen sollte. Allein da den Spaniern zu Ohren gekommen war, daß der Hafen von Cadix durch die englische Flotte blokirt werde, so flüchteten sie nach Santa Cruz, einem der Hafen von Teneriffa. Die Beute schien so leicht zu erhaschen, daß der Admiral nicht der Versuchung widerstehen konnte, auf sie loszugehen, zumal man erfahren hatte, daß Santa Cruz fast in einem vertheidigungslosen Zustande sey. Die Kunde von der neuen Unternehmung, die im Werke, verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch die Flotte, die ohnehin des langweiligen Kreuzens herzlich müde war, und jede Brust und jedes Auge flammte auf vor Lust nach einem Abenteuer, das goldene Berge zu versprechen schien. Jedermann brannte vor Sehnsucht, sich unter der Zahl der glücklichen Seeleute zu sehen, die der Unternehmung beiwohnen durften. Schon sah man sich im Geiste im Besitze des unermeßlichen Schatzes; schon vertheilte man die Prisengelder, und Jedermann malte sich mit der schönsten Farbe seiner Einbildungskraft die glänzende Zukunft aus, die ihm der leichtgewonnene Reichthum bereiten sollte. Die Zwischendecke boten ein nicht leicht zu beschreibendes Gemälde: überall betäubendes Geschrei, Ungeduld in Gesichtern und Stellungen, kurz ein Lärm von Menschen, die im Begriffe sind, wirklich eine Beute zu theilen.

Indeß hatte der Admiral Vincent die Ausführung der Unternehmung Nelson übertragen, dessen Geschwader aus dem „Theseus" bestand, auf dem der Admiral selbst seine Flagge aufhißte, aus dem „Culloden" und dem „Eifrigen," alle drei Linienschiffe, ferner aus dem „Smaragd" von 44 Kanonen, der „Trepsichore" von 36, dem „Seepferd" von 32 und dem Kutter „Fox" von 14 Kanonen. Die Fregatte „Leander," an deren Bord ich mich befand, war nach Lissabon gegangen, um nach einer sehr mühseligen Expedition frischen Mundvorrath einzunehmen, und stieß zu dem Geschwader des Admirals Vincent, als Nelson bereits drei Tage schon unter Segel gegangen war. Kaum waren wir der Flotte des erstgenannten Admirals zu Gesicht gekommen, als wir auch schon durch Signale beauftragt wurden, dem nach Santa Cruz entsendeten Geschwader in größter Eile zu folgen. Die Freude der Mannschaft des „Leanders" war nicht zu beschreiben, als sie den Zweck der Expedition erfuhr, und in wenigen Minuten waren alle Segel bis auf die Reffsegel aufgespannt, und da ein kräftiger Wind sich zu erheben begann, so ging unsre Fahrt mit reißender Schnelligkeit von statten. In einigen Tagen hatten wir den Pik von Teneriffa im Gesichte, und bald darauf gewahrten wir die drei Linienschiffe Nelsons, die sich auf der Rhede hielten. Schon am Abende zuvor hatten die Fregatten während der Nacht einige Mannschaft ans Land zu setzen versucht und nahe am Ufer, östlich von Santa Cruz, Anker geworfen. Die Ausschiffung war auch glücklich von statten gegangen; allein man fand die Befestigungen so zahlreich und stark, und die Höhe derselben so unersteiglich, daß man an einem günstigen Erfolge zu verzweifeln begann. Die Matrosen hatten sich sonach wieder auf ihren Booten eingeschifft und waren ohne einen widrigen Zufall auf ihre Schiffe zurückgekehrt, ohne daß die Schildwachen etwas gewahrt hatten. Inzwischen war unser Geschwader doch endlich bemerkt worden; augenblicklich verbreitete sich der Lärm davon in der Stadt, und die Schwierigkeiten unsrer Unternehmung wuchsen also um so mehr. Nelson hatte seinen Plan gemacht und war entschlossen, nicht eher zu weichen, bis er den Spaniern einige Proben von englischem Muthe gegeben haben würde. Man traf sonach Anstalten, mit der Besatzung von Santa Cruz einen Gang zu machen.

Am Nachmittage, als die Fregatte „Leander" ihre Vereinigung mit dem übrigen Geschwader bewerkstelligt hatte, näherten sich die Schiffe der Küste, in der Absicht, unter Begünstigung der Nacht alle Mannschaft ans Land zu setzen, die nicht zu den Manövern der Schiffe nothwendig war. Gegen Mitternacht erreichten die Boote den Uferdamm; allein ungeachtet der Dunkelheit der Nacht und des größten Stillschweigens, da unsre Matrosen ihre Ausschiffung ohne das mindeste Geräusch zu Stande brachten, wurden wir von den Schildwachen bemerkt, und nun ereignete sich eine Scene, die zu den erhabensten gehört, von denen ich in meinem Leben Zeuge war. Die tiefste Stille wurde auf Einmal von dem lärmenden Schalle aller Glocken der Stadt unterbrochen, und ihr verworrenes Getöse klang längs dem Ufer wieder; zu gleicher Zeit wurden aus mehr als vierzig Feuerschlünden Leuchtkugeln abgeschossen, die einen überraschenden Kontrast mit dem tiefen Dunkel und der Grabesstille bildeten, die noch einige Augenblicke zuvor geherrscht hatte. Die Gefühle, die ich empfand, lassen sich nicht beschreiben; bei jeder andern Gelegenheit würde ich von einem so großartigen Anblicke bezaubert gewesen seyn. Von unserm Schiffe aus hörten wir deutlich den mit jedem Augenblicke zunehmenden Tumult am Ufer, das Rasseln der Geschütze und das verworrene Geschrei der Menschen, die nach den am meisten bedrohten Stellen eilten, während wir auf dem Meere Alles aufboten, unsre Streitkräfte zu konzentriren und den Angriff zu beginnen. Der „Leander" war beauftragt, den „Fox" ins Schlepptau zu nehmen, und so groß war unsre Sorgfalt, diesen Kutter seine Ausschiffung bewerkstelligen zu sehen, daß wir uns der Küste zu sehr genähert hatten und unter das Feuer der feindlichen Batterien geriethen

Digitized by Google

waren, wo wir eine furchtbare Kanonade zu bestehen hatten, als auf Einmal ein Kugelregen sich auf den Fox stürzte und ihn fast augenblicklich in den Grund bohrte. Die Hälfte unsrer Kameraden auf dem Kutter kam dabei um das Leben.

Inzwischen hatten die Schiffe, die Admiral Nelson in eigener Person anführte, den Uferdamm erreicht, und die meisten Soldaten waren unter dem furchtbarsten Feuer der Festungswerke gelandet worden. Dem Admiral selbst, der aus seinem Schiffe ans Land gesprungen war und eben den Degen aus der Scheide gezogen hatte, zerschmetterte eine Kugel den rechten Arm am Ellbogen. „O Freemantle," rief er, als er sich verwundet fühlte, „ich habe den Arm verloren!" Sogleich wurde er an Bord seines Schiffes zurückgebracht, wo man ihm den Arm abnahm und ihn dann zu Bette brachte, nachdem man ihm starke Opiate gegeben hatte, um ihn gegen den Schmerz unempfindlicher zu machen. Man hat bisher behauptet, Nelson habe noch denselben Abend mit der linken Hand seine Depeschen geschrieben; diese Angabe ist unrichtig; erst drei Tage darnach schrieb er seinen Bericht.

Ungeachtet aller dieser entmuthigenden Vorfälle und des Verlustes von noch einem Boote mit acht Mann, stürzten sich unsre tapfern Leute im Angesichte von drei- bis vierhundert Mann Besatzung auf den Molo, vernagelten die Kanonen, die ihn vertheidigten, und rückten unter einem furchtbaren Musketen- und Kartätschenfeuer vorwärts. Doch in diesem schrecklichen Kampfe fiel fast die Hälfte unsrer Mannschaft, unter Andern auch Kapitän Brown und sein erster Lieutenant. Die andere Abtheilung des Geschwaders bewerkstelligte indeß zum Theil ihre Landung südlich von der Citadelle. Allein die Brandung war hier so groß, daß viele Boote ihre Bemannung nicht ans Land setzen konnten; die übrigen, die das Ufer erreicht hatten, sahen sich daher genöthigt, sich in ein Kloster zu werfen, in der Hoffnung, von dort aus zu der unter Admiral Nelson stehenden Abtheilung stoßen zu können. Hierin getäuscht, hatten sie dennoch den Muth, nicht bloß sich zu vertheidigen, sondern auch die Citadelle zur Uebergabe aufzufordern. Nachdem sie sich hier bis Tagesanbruch gehalten, waren sie endlich genöthigt, einen Parlamentär abzuschicken, und Kapitän Hood, der hiezu verwendet wurde, ermittelte endlich, daß sich seine Mannschaft unangefochten wieder einschiffen durfte. Der Gouverneur, froh, so lästiger Gäste so schnell als möglich loszuwerden, willigte in Alles, gab sogar noch Boote her, um die Soldaten und Matrosen nach ihren Schiffen zurückbringen zu lassen, und ging in seiner Menschenfreundlichkeit so weit, daß er nicht nur unsern Leuten zu essen und zu trinken gab, sondern auch die Verwundeten in den Spitälern der Stadt aufnehmen und verpflegen ließ, und der Flotte gestattete, auf den Märkten der Insel Alles zu kaufen, was sie am Bord nothwendig hatte. Alle unsre glänzenden Träume waren zu Wasser geworden, und nur der traurige Ausgang unsrer Unternehmung stand uns vor Augen.

Eine traurige Pflicht blieb uns noch zu erfüllen übrig. Die Leiche des tapfern Richard Brown, Kapitäns der Fregatte „Trepsichore" und seines ersten Lieutenants, sollten vom Lande nach den Schiffen gebracht werden. Die Spanier selbst, die den Muth dieser tapfern Männer ehrten, führten sie auf ihren eigenen Booten zur Flotte, wo bereits die Vorbereitungen zu einer ehrenvollen Bestattung getroffen worden waren. Es war ein Auftritt voll der tiefsten Rührung. Die Wogen des Ozeans sollten das Grab eines Kapitäns werden, von dem Nelson selbst sagte, er habe verdient, daß sich ihm die Pforten von Westminster öffneten. So wenig die englischen Seeleute gewohnt sind, ihre Rührung sehen zu lassen, so daß man sie oft schon unempfänglich für sanftere Gefühle genannt hat: so waren doch die rauhen Gesichter der Meisten von einer nachdenkenden Wehmuth verklärt, und aus manchem lang vertrockneten Auge stahl sich eine Thräne, in der Erinnerung der vielen Gefahren und Abenteuer, die man gemeinschaftlich bestanden. Die ganze Mannschaft wohnte in tiefem Schweigen, mit gefalteten Händen, auf dem Verdecke der feierlichen Handlung bei. Die Leichen standen auf dem Oberlaufe, und in ihre Särge legte man mehrere Kugeln von schwerem Gewichte, um sie desto schneller untersinken zu machen. Während der Kapitän Thompson das Grabgebet vorlas, herrschte die tiefste Stille, und unbeschreiblich war der Eindruck auf alle Gemüther, als die Särge in den Schoß des Meeres versenkt wurden, in dem Augenblicke, als Kapitän Thompson die Schlußworte des Gebetes aussprach, wie sie bei den Leichenbegängnissen eines auf dem Meere verstorbenen Mannes üblich sind: „Wir übergeben die Ueberreste dem Ozean, um darin zu verwesen, indem sie des Tages der Auferstehung harren und des künftigen Lebens, das uns unser Erlöser Jesus Christus verheißen hat, der bei seiner Ankunft durch seine Allmacht unsern armseligen Leib verwandeln wird, auf daß er seinem glorreichen Leibe ähnlich werde."

Vermischte Nachrichten.

Als Beweis für die unter einem Theil der französischen Jugend herrschenden Unsittlichkeit erzählt die „Gazette des Tribunaux" folgenden schauderhaften Vorfall: „Ein Saint-Simonist, Namens Curton zu Narbonne, des Daseyns längst schon überdrüssig, wollte sich desselben nur nach Verübung einer Schändung und eines Mordes entledigen. Ein schönes junges Mädchen war es, das dieses Ungeheuer zum Opfer ausersehen hatte. Schon seit geraumer Zeit bot Curton Alles auf, die Einbildungskraft des armen Geschöpfes zu entflammen und ihr Herz zu verführen. Versprechungen, Drohungen, schlüpfrige Romane, in denen Laster und Selbstmord gepredigt werden — Nichts sparte der Verführer, um ans Ziel zu kommen. Endlich des langen Widerstandes, den er erfuhr, müde, wußte er die Unglückliche eines Abends ans Meeresufer zu verlocken, wo Scheußlichkeiten verübt worden seyn mußten, die sich hier nicht wieder erzählen lassen. Am folgenden Morgen fand man zwei Leichen; die des Mädchens, dem durch einen Pistolenschuß das Rückgrat zerschmettert war, die andere ohne Kopf und furchtbar verstümmelt; man glaubt, daß der Unmensch mittelst einer Petarde sich den Kopf abgerissen. Aus seinen von den Gerichten in Beschlag genommenen Papieren ergab sich, daß er unter den Saint-Simonisten einen hohen Rang einnahm. In einem seiner Briefe bemerkte man folgende Stelle: „Genuß und dann Tod! Welches Glück, ein Weib, das man liebt, mit Gewalt oder mit ihrem Willen dahin zu bringen, daß sie sich hingibt, und dann in dem Augenblicke, wo sie in der Trunkenheit ihrer Seele das Universum und sich selbst vergißt, ihr den Todesstreich zu versetzen!"

Im Jahre 1500 ging, in Folge eines zwischen der Bürgerschaft von Grenoble und dem Gouverneur Bouciquote entstandenen Zwistes und einer Beleidigung, die der Stadt von einem Diener des damaligen Dauphins Ludwig widerfahren war, ein Zweikampf zwischen dem Ritter und einem Bürger vor sich, in welchem letzterer Sieger blieb. Im Jahre 1652 fiel in derselben Stadt aus gleicher Ursache zwischen einem Offizier des 55 Regiments, Namens Reynach, und einem jungen Bürger, Namens Gautier, mit Erlaubniß des Generals Delort ein Duell vor, das so ziemlich einem der alten Gottesgerichte gleich sah. Auf der Brücke von Pic Pierre trafen beide Gegner zusammen, umgeben von ihren zahlreichen Freunden und Sekundanten. Abtheilungen von Dragonern hielten das Volk zurück. Die Kämpfer werfen die Röcke ab, die Säbel blitzen in ihren Händen, und nach wenigen Gängen stürzt der Offizier, durch einen Hieb in die Seite verwundet, zu Boden. Die Civilbehörden hatten, in der Absicht, den Zweikampf zu hindern, einen Haftbefehl gegen Gautier erlassen, allein die Gendarmen kamen erst, als die Sache schon abgethan war.

Herr von Chateaubriand bestellte im Jahre 1829, während seines Aufenthaltes als französischer Gesandter in Rom, für den berühmten Maler Nicolaus Poussin bei Vandoyer ein Denkmal, das jüngst vollendet und in der Kirche von St. Lorenzo zu Rom aufgestellt wurde, wo Poussin begraben liegt. Die halbkolossale Büste des verewigten Künstlers, die auf dem Grabmale steht, ist von Lemoin's Meißel.

Am 1 April fand zwischen einem Bootsmanne, Namens Wheatley, der vierzehn Steine wog, und einem jungen Menschen, Namens Jelly, der nur eilf Steine wog, ein Faustkampf statt, der 2¾ Stunden dauerte, während welcher Zeit sie 111 Gänge machten. Am Ende wurde Wheatley völlig blind und furchtbar zerschlagen weggebracht. Seine Frau und seine Schwester waren Zuschauer, und machten, als er den Kürzern zog, ihrem Zorne in den ungemessensten Ausdrücken Luft.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 119. 28 April 1832.

Die Tuilerien im Jahre 1816.

(Fortsetzung.)

Als sich das Ministerium von der Majorität trennte, trat diese bis jetzt im Stillen gebliebene Opposition der Kammerherren hervor; allein der König hörte selten auf ihre Ansichten, und verlangte sogar, daß die Hofleute seines Hauses den seinigen folgten. Ludwig XVIII mußte bei diesen seinen Kammerherren, die ihn indeß stets umgaben, wenig geistigen Gehalt finden. Der Herzog von Aumont hatte feine und elegante Manieren, die Herzoge von Duras und Chatre zeichneten sich durch nichts Anderes aus. Der König behielt sie in ihren Stellen von Geburts wegen oder aus Etikette; sie waren Abkömmlinge großer Häuser, Freunde und Gefährten seines Unglückes, und obgleich Ludwig XVIII durch die Charte die Gleichheit der Rechte anerkannt hatte, so würde er in Hofchargen doch nie Leute geduldet haben, die nicht gute Stammbäume und edle Wappenschilder aufzuweisen hatten. Es lebten in ihm noch die Grundsätze und edlen Vorurtheile Ludwigs XIV und Ludwigs XV. Der Graf von Blacas, den der König so sehr liebte, und dessen Ungnade seinem Herzen so viel kostete, bekleidete die Stelle eines Großmeisters der Garderobe (grand maitre de la garderobe).

Indeß befand sich Herr von Blacas nicht am Hofe; man hatte ihn nach Neapel gesandt, um die Vermählung des Herzogs von Berry einzuleiten, und später wurde er zum Gesandten bei dem römischen Stuhle ernannt. Der König unterhielt mit ihm einen vertrauten Briefwechsel, aber es lag in seinem Charakter, fast stets seine Günstlinge zu vergessen, wenn sie sich von seiner Person entfernten. So sehr er sie vertheidigte, und in Schutz nahm, so lange sie sich in seiner Nähe befanden, so schnell gab er sie auf, wenn sie einmal entfernt waren. Die zwei andern Garderobemeister (maitres de garderobe) waren gleichfalls Edelleute von Namen und Wappen: der Marquis d'Avaray und der Marquis Boisgelin; letzterer stand in hohen Gnaden bei Monsieur, und erhielt sich vollkommen in der Gunst des Hofes, obgleich er ein vertrauter Freund des Fürsten Talleyrand war.

Die Stelle eines Großstallmeisters blieb unbesetzt, und Ludwig XVIII pflegte außer dem eigentlichen Grund, der Ersparung, im Scherz noch andere Ursachen davon anzugeben. „Die erste und schönste Pflicht des Großstallmeisters," sagte er, „besteht darin mir zu folgen, wenn ich zu Pferde meinen Einzug in eroberte Städte halte, und ich denke nicht, daß ich bei meinem Alter und meinen körperlichen Leiden noch viele Städte erobern werde. Man würde über mich lachen, wenn ich alle Jahre, wie es der Brauch vorschreibt, zu dem Großstallmeister sagen wollte: „Mein Vetter, laßt meinen königlichen Helm, meinen Waffenrock, meinen Schild, meine Panzerhandschuhe und meine Sporen in Stand setzen." — Die Stelle des Großjägermeisters war gleichfalls unbesetzt. Der Graf Girardin, der tüchtigste Schütze von Frankreich, führte bloß den Titel eines die Jagden kommandirenden Kapitäns, den er mit dem Baron d'Hannecourt, dem Kapitän der Parforcejagden, theilte.

Der Marquis von Dreux-Brézé bekleidete die Stelle eines Großzeremonienmeisters, die seit Ludwig XIV in seinem Hause erblich war. Der König ehrte die alten Gebräuche und Herkommen, und obgleich er keine besondere Vorliebe für den Herrn von Dreux-Brézé hatte, so bewahrte er ihm dennoch sorgfältig sein Vorrecht, das in der Anordnung aller feierlichen Begängnisse, der Vermählungen, Taufen in der königlichen Familie, der Einführung der fremden Gesandten bei feierlichen Audienzen u. s. w. bestand. Hiezu muß man noch die vier Kapitäne der Garden fügen: Den Herzog von Croi d'Havré, einen Mann von mäßigen und nachgiebigen Gesinnungen, den Herzog von Grammont und den Fürsten von Poix, gleichfalls von vernünftigen Ansichten, und den Herzog von Luxemburg, dessen edle Armuth zum Sprüchwort geworden war, da er bloß von seinem Dienstesgehalte lebte. Alle vier waren Generallieutenante, aber von so beschränkten militärischen Fähigkeiten, als man es sich nur denken kann; so zwar, daß man den Herzog von Berry sagen hörte: „Nehmt die Namen der vier Kapitäne der Garde, werft sie in einen Hut, zieht auf gut Glück einen davon heraus, und ihr werdet einen . . . ." Die Höflichkeit verbietet uns den Satz zu vollenden. Zuletzt kamen die Gouverneure der königlichen Schlösser. Diese Stellen waren Belohnungen alter Dienste und geprüfter Treue; der Fürst von Poix war Gouverneur von Versailles und Trianon; die Tuilerien, die dem Hofzeremoniell gemäß nur den zweiten Rang einnahmen, hatten zum Gouverneur den Marquis de Champcenets; St. Germain den Grafen Bozon de Perigord; Compiègne den Vicomte von Montmorency; Fontainebleau den Herzog von Coigny; Rambouillet den Herzog von Sérent; das Louvre den Grafen de Vaudreuil. Alle diese zusammengenommen, bildete Das, was

Digitized by Google

man den Hof nennt. Ludwig XVIII übte auf alle seinen Einfluß, wie schon gesagt; dagegen war ihre Einwirkung auf den König nicht minder von Bedeutung. Es bedurfte eines Kopfes von sehr glücklichen Anlagen, und sehr kräftigen Willens, um dem fortwährenden Einfluß jener Edelleute zu widerstehen, die durch Geburt bevorrechtet, stets um den König waren, und ihm täglich dieselben Klagen und dieselben Bitten vernehmen ließen. Die Könige sind keine höheren Wesen als andere Menschen, und die entschiedenste und festeste Gewissenhaftigkeit hat Augenblicke, wo sie ganz aufhört. Diese ungestüme Aufdringlichkeit der Höflinge schadete dem konstitutionellen Systeme ungemein; denn sie untergrub allmählich alle guten Absichten des Monarchen und lähmte durch unaufhörliche Quälereien und eigennützig berechnetes Schmollen den besten und redlichsten Willen.

Jeder Prinz des königlichen Hauses hatte gleichfalls seinen eigenen Hof, der mehr oder minder auf seinen Geist einwirkte. „Monsieur" hatte eben so wie der König seine Kammerherren: die Herren de Maillé, und Fitz-James, die mehr seine Freunde als Diener waren. Seine königliche Hoheit fesselte mehr, als Ludwig XVIII, da er mehr mit dem Herzen als mit dem Kopfe liebte. Sein Hof bildete einen Bund unbedingt der Person des Fürsten ergebener Freunde. Man zählte unter diesen Gentilshommes d'Honneur: den Vicomte de Latour du Pin, de Laroche Aymon, de Seesmaisons, de Chabrillant, de Bourbon-Busset. Der Graf Armand de Polignac war sein Oberststallmeister. Die dankbaren Erinnerungen des Prinzen gingen bis auf die kleinsten Dienste, die man den Bourbonen in einer Verschwörung oder der Verbannung geleistet, zurück, und Charles d'Hozier, ein in der Verschwörung des Georges Cadoudal von Napoleon Begnadigter, war Monsieurs Hofstallmeister (écuyer cavalcadour). Die Kapitäne seiner Garden waren gleichfalls zwei Gefährten seines abenteuerlichen Unglücks: der Graf Franz d'Escar und der Graf Puységur. Unter seinen Adjutanten befand sich sein Herzensfreund der Marquis de Rivière, dessen ritterliche Ergebenheit an die alte Vasallentreue des vierzehnten Jahrhunderts erinnerte, ferner die Grafen Julius von Polignac, de Bruges, de Bouillé, Alexis de Noailles, der Marquis de Vibraye. Die Generale Bordesoulle und Digeon, zwar Soldaten des Kaiserreiches, aber dem Pavillon Marsan zugethan, gehörten gleichfalls zum Generalstabe Monsieurs.

Der kleine Hof des Herzogs von Angouleme war gewissermaßen das treue Nachbild von dem Hofe seines Vaters. Der Herzog von Damas, bekannt durch seinen ungebildeten und beschränkten Geist, war sein erster Kammerherr. Der Herzog von Guiche sein Oberststallmeister, zeichnete sich durch Wohlgestalt aus, seine Toilette, der Zuschnitt seiner Kleider, sein Gestüte und seine Pferde machten sein einziges Studium aus. Die ersten Kammerherren und Adjutanten Sr. königlichen Hoheit gehörten alle der Emigration an; sie waren der Vicomte d'Escars, der Baron von Damas, der Graf Melchior Polignac und Louis de Saint-Priest. Der Graf von Champagny, von der neuen Armee, begann auf den Prinzen einigen Einfluß zu gewinnen, der in dem Maaße zunahm, als Se. königliche Hoheit sich von der Idee ergriffen fühlte, daß er zu einer neuen Umschaffung des militärischen Systems von Frankreich berufen sey.

Der Hofstaat von Madame, der Herzogin von Angouleme, war ganz von dem ihres Gemahles getrennt. Dieser Hof war fromm und kalt. Herr de la Fare, erster Almosenier, hatte weniger Einfluß auf die Herzogin als der Abbé de Wichy. Das ganze Personal der Hof- und Kammerdamen war in jenem frömmelnden Geiste gebildet. Die Frauen von Serent und von Damas schienen das größte Vertrauen der Dauphine zu genießen, die mit ihrer besondern Vorliebe auch die Frauen de Bearn, de Goutaud Birou, die Vicomtesse de Vandreuil, die Marquise de Rougé beehrte. Unter den guten Werken der Mildthätigkeit und des Gebetes mußten der Prinzessin freilich einige Liebesschwächen sorgfältig verborgen werden. Der Chevalier d'Honneur von Madame war der fromme Vicomte de Montmorency, und ihr Oberststallmeister der Vicomte d'Agoult.

Ein fröhlicherer Hofstaat umgab den Herzog von Berry. Der Graf de Laferronnays besaß die ganze Freundschaft des Prinzen, bis ein Streit um eine Ehrensache sie trennte. Hofcavaliere und Adjutanten entsprachen alle dem Charakter des Prinzen: es waren die Herren de Mesnard, de Clermont-Lodève, de Chabot-Rohan, de Brissac, d'Astorg, de Choiseul, de Beaufremont und de Coigny. Jugendübermuth, Galanterie und Herzensgüte herrschte an diesem Hofe von jungen Männern.

Der Herzog von Orleans hatte noch keinen Hofstaat gebildet; dafür war er damit beschäftigt, ein Conseil für Prozeßangelegenheiten und eine Intendanz für seine Domänen und Finanzen zu bilden. Dieß lag im Charakter des Prinzen. Der Chef dieses Conseils war der gelehrte Präsident Henrion de Pansey, dem der Herzog nach Borel de Bretizel und den Präsidenten Amy beigab, der seitdem in den Jahrbüchern der Wahlen so bekannt geworden ist. Nicht so war es mit der Umgebung des Prinzen von Condé und des Herzogs von Bourbon. Alle alten Hofcharchen wurden in ihren Palästen wieder eingeführt. Es gab in dieser Hierarchie sogar einen Vitzdom (Vidame), eine Würde, von der es, unter einer konstitutionellen Regierung, jedem Andern außer dem Prinzen von Condé schwer gefallen seyn würde, eine Erklärung zu geben.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Fortschritte der Industrie und des Ackerbaues im Königreich Neapel, seit der Einführung des neuen Tarifs im Jahre 1824.

11. Schluß.

Gegen die Wiederherstellung des Freihafens von Neapel kann man, außerdem daß diese Maßregel zur Kontrebande einladen und der Nationalindustrie den Todesstoß geben würde, auch noch Dieß einwenden, daß Freihäfen in der Nähe rings herum Gelegenheit zum Waaren-Absatz (débouchés) haben müssen, so wie Marseille, Genua und Triest, welche Deutschland und die Schweiz, und Livorno, welches die päpstlichen Staaten versorgt, ohne ihren eigenen Bedarf in Anschlag zu bringen. Neapel hingegen, am äußersten Ende von Italien gelegen, hat nicht denselben Vortheil wie jene Plätze, und eine Aufhäufung von fremden Waaren, unter denen man auch diejenigen zuließe, die Gegenstände hiesiger Fabrikation sind, könnte, wie gesagt, nur von den nachtheiligsten Folgen seyn. Freilich könnte sich Dieß in der Folge ändern, wenn Griechenlands

Digitized by Google

Wiedergeburt, und die Civilisation des Orients solche Absatz-Quellen für Neapel eröffneten. Aber Dieß muß man erst abwarten, und nicht die Sicherheit der Gegenwart einer ungewissen Zukunft aufopfern.

Selbst mit dem Handel in öffentlichen Fonds ist der Neapolitaner jetzt vertraut geworden. Nach den Begebenheiten von 1820 waren es bloß Fremde, die die Kapitalien hergaben, welche die Vermehrung der öffentlichen Lasten anzuleihen nöthigte, und wodurch die Staatsschuld von 1,400,000 Duc. auf beinahe 5 Millionen Duc. Rente sich vermehrte, wovon daher drei Viertheile jährlich aus dem Lande gingen. Glücklicherweise haben jetzt die Inländer das Sinken der Fonds und den panischen Schrecken der fremden Kapitalisten in dieser letztern Zeit benutzt, um mit diesen Papieren ihre Portefeuilles zu füllen.

Das Aufblühen und die Fortschritte der Industrie und des Ackerbaues, und die daher entstehende Verminderung der Einfuhr und Vermehrung der Ausfuhr, *) die vermehrte Einnahme von den indirekten Abgaben durch Unterdrückung der Contrebande, endlich das Vertrauen des Volkes in die Regierung, und seine entschiedene Abneigung gegen Alles, was den gegenwärtigen Zustand, welcher der Civilisation, den Sitten und Bedürfnissen des Landes angemessen ist, bedrohen könnte, Dieß Alles waren eben so viel Beweggründe, welche die inländischen Kapitalisten zu Anlegung ihrer Gelder in neapolitanischen Renten antreiben mußten, und auf diese Art ist ein großer Theil derselben, sonst auf den Märkten in Holland und Paris schwebend, zu dem geringen Kurse von 55 — 60 nationalisirt worden.

Wahr ist, daß zu derselben Zeit die öffentlichen Fonds überall im Mißkredit waren, aber eben dieser Eifer im Kaufen stellte hier diesem Sinken ein Ziel, und in der Folge wird der Kredit von Neapel nicht mehr gänzlich von dem Eigensinne, der Böswilligkeit und dem Irrthume des Auslandes abhängen.

S. M. der König Ferdinand II hat den Antritt seiner Regierung durch Maßregeln bezeichnet, die seinen festen Vorsatz beweisen, die Finanzen seines Reiches zu verbessern, denn eine weise und wohl verstandene Sparsamkeit ist die beste Gewähr des öffentlichen Kredits, welcher übrigens auch in der Gewissenhaftigkeit der Regierung in Erfüllung ihrer Verpflichtungen, so wie nicht minder in den Anstalten zur Tilgung der öffentlichen Schuld, seine Bürgschaft findet.

Man kann auch hier von dieser Letztern behaupten, daß sie, wenn das Land so fortschreitet, eher ein Grund des Wohlstandes für dasselbe, als das Gegentheil davon ist. Diese Schuld, die den Administrator wachsam erhält, ist, indem sie ihn vorzüglich zum Tarif bewog, eine mitwirkende Ursache des Aufblühens der hiesigen Industrie geworden. Die Noth war es, welche Hülfsquellen entdecken ließ, die ohne dieselbe vielleicht noch lange verborgen geblieben wären.

*) Schon das Sinken der Kurse bestätigt die Wahrheit hievon. Die beständige Höhe derselben reizte zur Ausfuhr des gemünzten Geldes, als Austausch für die Einfuhren und zur Bezahlung der Interessen der neapolitanischen Rente im Auslande. Jetzt könnte der Kurs nur wieder dadurch steigen, daß viel baares Geld hieher zurückkehrte.

A. d. V.

Es kann nicht geläugnet werden, daß eine Nationalschuld das Band zwischen Regierung und Regierten fester knüpft, und daß in denen, die dabei interessirt sind, dieses Interesse Ideen hervorruft, indem es sie antreibt, sich von den allgemeinen Verhältnissen zu unterrichten. Und es ist ferner klar, daß Dieß zur Erweckung und Fortpflanzung von Aufklärung und Bildung von den wohlthätigsten Folgen seyn muß.

Man beschuldigt die Staatsschuld, daß sie die Kapitalien der Industrie entzieht. Dieß ist ein grober Irrthum, und eine ungerechte Beschuldigung. Kapitalien, die bloß durch Interessen dargestellt werden, vervielfältigen sich ins Unendliche, und für einen Augenblick der Regierung geliehen, kehren sie bald wieder dorthin zurück, wo sie hergekommen waren, und bleiben so in stetem Kreislaufe, welcher die Bewegungskräfte der Produktion vertausendfacht. Nichts kann Dieß besser beweisen als das Beispiel Englands, wo der Nationalfonds durch dreiprozentige Interessen dargestellt wird, und so schwer wie diese Interessen auch aufzudringen sind, wie blüht nicht dennoch dieses Land!

S z.

Ursprung der Stadt Nikolajew.

(Aus der nordischen Biene.)

Nikolajew, der Aufenthaltsort des Oberkommandanten der Flotte des schwarzen Meeres, wo auch die Schiffe für die letztere gebaut werden, ist eine von den Städten des weiten Rußlands, welche, in den menschenleeren Steppen jenseits des Dnepers sich erhebend, in weniger als einem halben Jahrhundert zu einer Blüthe emporstiegen, daß sie sich mit den wohlgeordnetsten und schönsten Städten des russischen Reichs in die Reihe stellen können. Vor achtundvierzig Jahren bestand Nikolajew noch nicht; die weite Landstrecke, welche jetzt das Gouvernement Cherson heißt, war öde und beinahe unbewohnt; die Nähe der türkischen Gränze, welche damals durch das linke Ufer des Bug gebildet wurde, war Ursache, daß die linke Seite des Flusses, mehr nach der Mündung zu unangebaut blieb. Otschakow drohte gleich einem mächtigen Riesen jeden zu zertreten, welcher es wagen mochte, sich in seiner Nähe anzusiedeln. Der zweite türkische Krieg unter der Kaiserin Katharina II, ein Krieg, welcher für Rußland wegen seiner Dauer schwierig war, aber seine Heere mit neuen Siegen krönte, die russische Flotte des schwarzen Meeres ins Leben rief, und ihr ein glänzendes Daseyn verschaffte, war wohlthätig für die neu russischen Lande. Er dehnte die Gränzen aus, und gab zugleich mit der Entfernung des Kriegsschauplatzes von den ehemaligen südlichen Gouvernements Rußlands diesem Reiche neue Städte, welche entweder durch ihre bequeme Lage in militärischer Hinsicht oder durch ihren blühenden Handel von Bedeutung waren. In die Zahl der ersten gehört Nikolajew.

Eines der glänzendsten Ereignisse in der russischen Kriegsgeschichte ist die Einnahme von Otschakow, welches viele Jahre lang der Schutz und die Hoffnung der Türken gewesen war. Einmal sah diese wichtige Festung die Russen in und außerhalb ihrer Mauern; zum zweitenmal wich sie ihrem Muthe am 6 Dezember 1788. Die Ehre dieser That gebührt dem Fürsten Potemkin. Zum Andenken an den Fall von Otschakow und zu Ehren des heiligen Nikolaus, an dessen Tage die Eroberung geschah, legte der Fürst von Tauris den Grund zur Stadt Nikolajew. Als er im Anfang des Jahres 1789 die otschakow'sche Steppe untersuchte, schenkte er der wohlgelegenen Stelle, wo der Fluß Ingul in den Bug fällt, eine besondere Aufmerksamkeit. Die Gewißheit, daß beim Abschlusse des Friedens Rußland die türkische Gränze noch weiter von sich entfernen werde, und der Vorzug, welchen dieser Ort im Vergleich mit Cherson für den Schiffbau hatte, bestimmte Potemkin ohne Zeitverlust zur Anlage einer Schiffswerfte zu schreiten. Die Ausführung wurde dem Staatsrathe Phalejew, einem thätigen Beamten übertragen. Dieser legte auf Befehl des Fürsten bei der Mündung des Ingul zwei Schiffsdocken an, und am 27 August desselben Jahres noch erhielt der Ort den Namen Nikolajew.

Die ersten Arbeiter, welche zum Bau der Nikolajewschen Werfte ver-

Digitized by Google

wendet wurden, waren damalige Verbündete der Türken, gefangene Schweden. Im September wurde ein Infanterieregiment aus Tula und 700 Rekruten dahin beordert, und im Oktober aus der Eparchie von Tschernigow 112 Kirchendiener mit ihren Familien dahin geführt, welche auch die ersten Einwohner der Stadt waren. Die Kriegsbauten wurden dem Ingenieur-Major Deodant, die Civilbauten dem Architekten Starow übertragen. So wurde Nikolajew gegründet.

In der Tiefe seines Herzens dem heiligen Nikolaus für seinen Schutz dankbar, beschränkte sich Potemkin nicht darauf, der Stadt seinen Namen beizulegen, sondern befahl auch im November des Jahrs 1789 eine Fregatte von 46 Kanonen zu bauen, die er gleichfalls nach dem heiligen Nikolaus benannte. Der Bau der Stadt und des Schiffes beschäftigte den Fürsten unaufhörlich, und fast in jedem seiner Briefe an Pralejew drang er auf Beschleunigung der Arbeit, welche auch in der That so rasch von statten ging, daß schon im August 1790 das Schiff von Stapel gelassen werden konnte, und Nikolajew bereits den Namen einer Stadt verdiente. Potemkin liebte diesen Ort, welchen er seine Schöpfung nannte, ungemein. In seiner letzten Krankheit wünschte er in Nikolajew zu sterben; er eilte dahin, aber das Schicksal bestimmte ihm sein Ende, mitten in einer öden Steppe, wo weder ein Haus, noch Menschen sich fanden, Alles aber an seine Verdienste um Rußland erinnerte.

Vermischte Nachrichten.

Als Paganini nach England ging, bemerkt der Figaro, behauptete Jedermann, er werde die Seefahrt nicht überstehen können, und wenn auch, den Nebeln und Kohlendämpfen Londons erliegen. Man verzweifelte daran, ihn wieder zu sehen. Paganini hat Alles überstanden: Steinkohlen, Nebel und Meer; er kehrte gesund und dick nach Paris zurück. Die herrliche Gesundheit Paganini's nach seiner Reise in die drei vereinigten Königreiche, wo er 500,000 Franken gewonnen hat, wird den gelehrten Abhandlungen des Doktors Chretien von Montpellier, über die Anwendung des Goldes in der Pharmazie, ein bedeutendes Gewicht geben. Paganini's System scheint bewunderungswürdig für diese Behandlung geeignet; nur muß bei ihm statt der innerlichen Anwendung und der kleinen Gaben von Gold die Kur äußerlich und in großer Quantität vor sich gehen. Man möchte fast wetten, daß wenn Paganini stirbt, und man ihn in einen massiven goldenen Sarg legt, eine Wechselwirkung statt finden könnte, wodurch der berühmte Violinist der Welt wieder geschenkt würde. — Die lächerlichsten Gerüchte haben sich übrigens seit Paganini's Rückkehr nach Paris über ihn verbreitet. Paganini ist ein Spieler. Alle seine Nächte bringt er am grünen Tische zu; den Tag verwendet er, die Kartennmschläge zu studiren; seine Blässe, seine hohlen Augen zeugen davon. Paganini ist voller Schulden; nicht einen Pfenning hat er von den fünfmalhunderttausend Franken, die er in England erobert, in die Hand bekommen; seine Gläubiger haben ihm einen Aufseher an die Hand gegeben, der die Einnahmen für sie in Beschlag nehmen muß u. s. w. Wir, besser unterrichtet, müssen hier Paganini das Wort reden. Allerdings, Paganini ist ein Spieler und noch dazu ein sehr großer — auf der Violin; Paganini bringt allerdings die Nächte zu — in seinem Bette, und wahr ist es, seine Blässe läßt schließen — auf Studien. Es ist wahr, daß Paganini 500,000 Franken gewonnen hat, und eben so wahr, daß er sie nicht mehr in Händen hat, weil er sie nach Genua geschickt und dort anlegen lassen. Paganini's Vermögen kann sich jetzt auf eine Million Franken belaufen, die in und um Genua auf sichere Hypotheken angelegt sind. Die letzte Erwerbung Paganini's war ein prächtiger Palast zu Genua, wo er ein musikalisches Konservatorium anzulegen gedenkt, in welchem junge Leute, welche Anlagen für die Violin oder ein anderes Instrument verrathen, unentgeldlich aufgenommen werden, und nach einer neuen, Paganini allein eigenen Methode Unterricht erhalten sollen.

*

Der „Figaro," der „Corsaire," das „Journal de Carricature" und die andern kleinen Pariser Blätter, unterlassen es nicht, fortwährend gegen die Cholera und Cholerafurcht mit den leichten Waffen ihres treffenden Witzes zu fechten. Der Figaro sagt: Man hat in der Kammer eines der ersten Choleraspmptome bemerkt — Kälte. — Die Aerzte haben ihren Kranken das Lesen des Moniteur und Messager verboten, deren Spalten voll Cholera sind. — Der Kampher kostet gegenwärtig dreißig Franken das Pfund: Herr Scribe will eine Niederlage davon errichten. — Einer unsrer besten Aerzte heilt die Cholera mit Punsch, ein anderer mit Eis. Das Justemilieu dieser Kur wäre sonach Eispunsch. — Die Gerüchte von den Weinvergiftungen rühren wahrscheinlich von einem Mitgliede der Mäßigkeitsgesellschaft her. — Normals flüchtete man bei einer Landplage in die Kirche, gegenwärtig drängt man sich, um der Cholera zu entfliehen, in die Restaurationen. — Wenn jetzt die Venus wieder auf die Welt käme, so würde sie einen Gürtel von Flanell tragen. — Der Salat ist durch die Gesundheitsvorschriften verboten, wenn er nicht mit Cayennpfeffer und Räucheressig angemacht ist. — In dem Augenblicke, wo man mehrere Patienten des Herrn Magendie beerdigen wollte, fand es sich, daß es betrunkene Leichen waren. — Wir haben den Prospektus eines Malers vor Augen, der anticholeriſche Porträts ankündigt. — Paganini gibt für die armen Choleraskranken ein Konzert. Die Cholera thut Wunder. — Die römischen Senatoren starben auf ihren kurulischen Stühlen; unsre erschrockenen Deputirten können wohl auf andern Stühlen sterben. —

Der „Corsaire" bemerkt mit größerer Bitterkeit: Karl X wollte aus Paris einen Kirchhof machen, die Doktrinärs ein Gefängniß, die Cholera hat das Justemilieu ergriffen und daraus ein Spital gemacht. — Alles, was den Geist anstrengt, ist während der Cholera schädlich. Die ministerielle Beredsamkeit ist sehr für die Gesundheit ihrer Zuhörer berechnet. — Auf vielen Einladungskarten ist zu lesen: „Man wird nicht von der Cholera sprechen." — Die Cholera, die in giftigen Ausdünstungen sich gefällt und lebt, ist in Indien, dem Lande der Wohlgerüche, geboren. Das Justemilieu, das im Schoße knechtischer Furcht sich gefällt und lebt, ist unter den Barrikaden, im Lande der Freiheit und des Muthes, geboren. — Die Cholera ist das letzte europäische Protokoll. — Das Volk hat keine Schuhe, und doch rathet man ihm, die Füße warm zu halten. — Der Erzbischof von Paris hat Denen Fleisch zu essen erlaubt, die kein Brod haben. — Die Kamille, der Thee, die Lindenblüthe und der Hollunder sind jetzt unter dem Namen der Kräuter des Justemilieu bekannt; offenbar weil sie schwitzen machen. — Casimir Perier ist nicht an der Cholera, sondern an zurückgetretener Popularität krank. — Das Budget ist die Cholera der Arbeit. — Die Krankheit des Conseilpräsidenten hat Herrn Guizot wieder ins Leben gebracht: die Cholera und die Doktrine reichen sich sonach die Hand.

*

Zu Chatellerault ist jüngst eine Frau im achtundachtzigsten Jahre ihres Alters verstorben, die in ihrem siebenunddreißigsten Jahre alle Zeichen der Schwangerschaft und endlich auch wirklich Geburtsschmerzen fühlte. Diese hörten jedoch plötzlich auf, und die Dicke ihres Leibes verschwand. Dennoch blieb sie beharrlich auf ihrer Meinung stehen, daß sie schwanger sey, und befahl, nach ihrem Tode die Oeffnung ihrer Leiche vorzunehmen. Dieß ist nun geschehen und hat bewiesen, daß sie sich in ihrer Meinung nicht getäuscht hatte. Man fand einen nach Gewicht und Größe vollkommen ausgetragenen Fötus, der sich fast ganz verknöchert hatte.

*

Zwischen Pompeji und Herkulanum ist man nahe bei Bosco tre Case auf eine dritte verschüttete Stadt gestoßen, die einige Alterthumsforscher für das alte Taurania halten wollten. Die Verhandlungen der Akademia Ercolanense scheinen es aber jetzt mit Zuverlässigkeit herausgestellt zu haben, daß das erwähnte Taurania oder heutige Toro nahe bei Palma liegt, was fünf volle Meilen nordöstlich von Bosco tre Case entfernt ist. Man ist geneigt, es für Oplontis zu halten, eine Stadt, die nach den Berichten alter Schriftsteller zwischen Herkulanum und Pompeji, näher gegen das letztere hin, lag. Diese Lage entspricht ganz der von Bosco tre Case und es bleibt fast kein Zweifel übrig, daß künftige Nachgrabungen die angeführte Muthmaßung rechtfertigen werden.

*

In Tschesuen wurden, wie das „Kantonregister" berichtet, dreiunddreißig vagirende Advokaten aufgegriffen, die arbeitslos die Einwohnerschaft zu Streitigkeiten aufhetzen wollten, und nun ihrer Strafe harren. — Gewiß ein Land, wie China, wo die Advokaten brodlose Vagabunden sind, verdient den Namen des himmlischen Reiches mit Recht!

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

№ 120. 29 April 1832.

Biheh und Cunhinga.

(Fortsetzung.)

Die Bewohner des Bezirks von Cassondeh sind nicht so zahlreich, als die von Biheh, schienen auch nicht von einem so kriegerischen Geiste belebt, doch war ihr Aussehen wilder. Ihre Sprache ist von der der Bihens sehr verschieden, und hat eigene Ausdrücke, die, wie ich erfuhr, der Sprache eines mehr gegen Osten wohnenden Volkes entlehnt sind. Ich verstand immer, was sie sagten, und meine Dollmetscher sprachen ohne Mühe mit ihnen, wenn sie anders aufgelegt waren, zu antworten, denn sie sind etwas wortkarg. Ihr Auge ist feurig und drohend; sie scheeren nur den obern Theil des Kopfes. Dem Aberglauben sind sie, wie mir schien, nicht ergeben, so wie überhaupt nicht geneigt, den Befehlen ihrer Götter zu gehorchen, wenn diese nicht ihren Launen oder Leidenschaften schmeicheln. Sie sind sehr rachsüchtig und kennen die Giftpflanzen genau, deren sie sich gegen ihre Feinde zu bedienen wissen. Sehr veränderlich in Geschmack, Neigungen und Gewohnheiten, wandern sie oft wegen geringer Mißhelligkeiten von einem Theile des Gebietes in einen andern aus, greifen benachbarte Stämme an, und entführen deren Weiber nach ihren Dörfern, behalten sie jedoch nicht lange. Ist der Reiz der Neuheit vorüber, so schicken sie sie wieder nach Hause, wo ihre Männer, wenig um ihr Schicksal bekümmert, geduldig ihre Rückkehr erwarten, und sich über ihre Abwesenheit damit trösten, daß sie ebenfalls Frauen aus benachbarten Dörfern rauben.

Der Soba Cassondeh, der sich sehr gefällig zeigte, lud mich auf den folgenden Tag zum Feste des Nanqui, des Schutzgottes seines Stammes, ein. Er holte mich mit vielem Gepränge ab, führte mich vor den Tempel des Gottes und ließ mich neben sich sitzen. Nur mein Dollmetscher nahm Platz an meiner Seite, alle meine Träger blieben weit hinter uns; ich war wie sie ohne alles Mißtrauen. Das Fest begann. Zwei junge, ziemlich hübsche Mädchen, die Priesterinnen des Gottes, setzten sich vor die Thüre des Tempels; der Soba redete sie an, und forderte sie auf zu erklären, ob meine Ankunft im Lande von guter oder schlimmer Vorbedeutung sey; ob ich gekommen sey Gutes oder Böses zu thun, und ob man mich weiter ziehen lassen oder opfern solle. Ich sah jetzt das Gefährliche meiner Lage, auch meine Träger fürchteten für mich und machten sich schon fertig, zu mir durchzudringen. Alles kündigte an, daß es zum Handgemenge kommen werde; ich befahl also meinen Trägern, sich zusammenzuhalten und zu schweigen. Die jungen Mädchen sahen lange sehr bestürzt aus und brachten nicht ein einziges Wort hervor. Endlich klärten ihre Züge sich auf, und sie verkündeten, daß der Fremde ein Freund Gottes sey, und daß alles Böse, das man ihm thue, auf das Haupt des Urhebers zurückfallen werde. Alle Einwohner der benachbarten Senzalas waren bewaffnet zum Feste gekommen, um, da sie vermuthet hatten, der Gott werde den Tod des Fremden aussprechen, seinen Befehl auf der Stelle vollstrecken zu können. Sie waren mit dem Orakelspruche sehr unzufrieden, und murrten laut, wurden aber endlich ruhig, da sie meine Träger bereit sahen, den entschlossensten Widerstand zu leisten. Ein glücklicher Zufall hatte Tags vorher eine der Priesterinnen in die Nähe meines Zeltes geführt; nach meiner Gewohnheit machte ich ihr ein Geschenk von Glasperlen, einigen Schnupftüchern und einigen Ellen Band; Dieß rettete mir wahrscheinlich das Leben. So wie ich die von unabhängigen Negern bewohnten Länder betrat, hatte ich stets die Vorsicht gebraucht, mir die Priester und Priesterinnen der Götter zu Freunden zu machen, da ich mit Recht vermuthete, ihr Schutz werde mir bei diesen, in den tiefsten Aberglauben versunkenen Völkern nützlich seyn.

Ich war ohne alles Mißtrauen zum Feste gegangen, da die Beweise von Freundschaft, die mir der Soba gab, mich beruhigten; allein ich erfuhr später, daß er, sobald meine baldige Ankunft in der Stadt ruchbar wurde, Alles vorbereitet hatte, um mich zu opfern. Die Bratspieße waren schon aus dem Tempel gebracht worden, der Scheiterhaufen, den ich bemerkte, war bestimmt, um mich zu braten; die Schalen, in denen mein Blut aufgefangen werden sollte, standen auf den Opferblöcken, kurz das Fest sollte um so feierlicher und prächtiger begangen werden, da alle meine Neger zur Sklaverei und meine Waaren zur Vertheilung bestimmt waren. Höchst wahrscheinlich wäre jeder Widerstand in diesem stark bevölkerten Dorfe, in dem sich noch die Bewohner der benachbarten Orte eingefunden hatten, um an dem Festmahle von meinem Fleische, und der Vertheilung meines Eigenthums Theil zu nehmen, vergebens gewesen. Nach meinem Zelte zurückgekehrt, schickte ich den Priesterinnen heimlich noch andere Geschenke, und ließ ihrem Gotte artige Glaswaaren bieten, um Orakel zu erhalten, die mich gegen die Angriffe schützten, die man etwa gegen mich im Sinne hatte, wenn ich die Residenz dieses elenden, heuchlerischen Soba verlassen würde.

Ich machte mich am andern Morgen sehr frühe auf den Weg.

Digitized by Google

Kaum hatten wir zwei Lieues im Walde zurückgelegt, als wir ziemlich weit von den Häusern auf einen Hinterhalt von Negern stießen. Sie griffen die Leute unsers Vortrabes an, die jedoch, ohne die Fassung zu verlieren, ihre Ballen ablegten und Feuer gaben. Da sie indeß nicht stark genug waren, so würden sie endlich unterlegen seyn, wären ihre Kameraden nicht zu ihrer Hülfe herbeigeeilt; nun wurden aber viele der Räuber verwundet, und Weiber und Mädchen, die sich im Walde versteckt hatten, zu Gefangenen gemacht. Zwei meiner Träger waren schwer durch Pfeile verwundet worden, doch konnten glücklicherweise die Wirkungen des Giftes durch Anwendung heilender Kräuter noch zeitig genug unschädlich gemacht werden. Als wir zu den Wohnungen der Neger kamen, die uns angefallen hatten, fanden wir sie ganz verlassen; wir nahmen also die Lebensmittel, die wir vorfanden, und die uns sehr zu Statten kamen, mit uns. Meine Träger wollten Vieh und Geflügel forttreiben und die Hütten anzünden; es gelang mir indeß sie zu überzeugen, daß man seinen Feind nicht zur Verzweiflung treiben müsse. Man band den Gefangenen die Hände, koppelte sie mit Stricken zusammen, und belud sie mit den Lebensmitteln. Es waren ihrer 52, Männer, Frauen und Kinder. Ich verbot sie zu mißhandeln, weil ich wußte, daß der Häuptling Cunhinga, bei dem ich zusprechen mußte, von unserm Abenteuer unterrichtet seyn werde. Es war zu vermuthen, daß die nähern Umstände desselben übertrieben und entstellt werden könnten, daß man mir Unrecht geben, und es daher nöthig seyn würde, daß die Gefangenen die Wahrheit bezeugten. Ich befahl sie mit Niemand verkehren zu lassen, und trug einem meiner Dollmetscher auf, sich in ihrer Nähe zu halten und mir zu berichten, was sie unter sich sprächen oder zu thun willens wären. Nachdem wir unsern Weg noch eine Strecke weit fortgesetzt hatten, lagerten wir in der Nähe eines nicht stark bevölkerten Dorfes, dessen Bewohner nicht so wild waren.

(Fortsetzung folgt.)

Die Tuilerien im Jahre 1816.

(Fortsetzung.)

Dieser ganze Hof war damals mit der bevorstehenden Vermählung des Herzogs von Berry beschäftigt. Der Herr von Blacas war, wie schon gesagt, nach Neapel geschickt worden, um darüber Unterhandlungen anzuknüpfen. Er fand dabei nicht die geringste Schwierigkeit. Das Königreich beider Sizilien war unter dem Einflusse des ältern Zweiges der Bourbone wieder hergestellt worden. Allein welchen politischen Zweck konnte man dabei im Auge haben? Was bot Neapel für politische Vortheile? Die Verbindung eines Sohnes von Frankreich mit einer russischen, österreichischen oder englischen Prinzessin war begreiflich, aber welches Gewicht konnte Neapel in die Wagschale legen? Vielleicht geschah es, um sich nicht ausdrücklich für ein System erklären zu müssen, vielleicht walteten auch katholische Triebfedern ob, daß man eine so unbedeutende Verbindung wählte. Die junge Prinzessin von Neapel war nicht schön, ihr Gesicht war unregelmäßig, aber voll Ausdruck, ihre Züge verriethen das italienische Blut, wie die der Töchter Sizilens, von denen Virgil spricht. Am 15 April wurde der Heirathsvertrag zwischen dem Marquis de Circello und dem Grafen von Blacas geschlossen. Am 23 beging man die kirchliche Feier, und die Prinzessin wurde dem Herzog von Blacas übergeben, und schiffte sich nach Marseille ein.

Der Herzog von Richelieu theilte der Deputirtenkammer die offizielle Anzeige dieser Vermählung mit, indem er zugleich eine Dotation für den Herzog von Berry verlangte. Diese Dotation war auf eine Million Franken festgesetzt worden, allein der König verminderte sie, in Betracht der schwierigen Zeitumstände, auf fünf Jahre um 500,000 Fr. Dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten wurde für die Festlichkeiten und die durch diese Heirath veranlaßten Unkosten gleichfalls eine Million angewiesen. Zu gleicher Zeit bestimmte der König durch eine Ordonnanz die nöthigen Formalitäten, um den Civilstat der Mitglieder der königlichen Familie auszuweisen. Diese Urkunde sollten in den Archiven der Pairskammer niedergelegt werden. Die von dem Herzog von Richelieu gemachte Mittheilung entflammte die Majorität der Kammer zur Begeisterung: „Endlich," sagte der Marquis de Puyvert, „sind unsre sehnlichsten Wünsche in Erfüllung gegangen; eine junge Fürstin wird sich mit dem Bruder des Helden des Süden vermählen. Vereinigen wir unsere heißesten Gebete, auf daß aus diesem Bunde ein würdiger Sprößling des heiligen Ludwigs entspringen möge! Ich verlange, daß die Kammer dem Könige in einer Adresse die Gefühle zu erkennen gebe, von denen sie durchdrungen ist, und daß sie Se. Majestät bitte, jährlich eine Million mehr für die Civilliste, und zwei Millionen für die Kosten der Vermählungsfeierlichkeiten anzunehmen. Ich verlange, daß in allen Städten von mehr als 6000 Einwohnern freiwillige Subscriptionen eröffnet werden, um zu wohlthätigen Zwecken verwendet zu werden." — In der That wurde auch die Dotation erhöht; allein der Herzog von Berry ließ dem Herrn von Richelieu schreiben, er bestimme die 500,000 Fr., die ihm die Kammer mehr bewilligt habe, zur Erleichterung der Provinzen, die durch die Invasion gelitten; die Dotation des Herzogs von Berry und seiner Gemahlin blieb also auf 500,000 Fr. gestellt. Die Antworten des Königs und des Dauphins an die Kammern waren sehr huldreich. Ludwig XVIII sagte zur Pairskammer: „Ich bin gerührt von den Gefühlen, welche die Pairskammer bei einer so glücklichen Gelegenheit mir zu erkennen gibt. Ich wollte nicht allein das Glück meines Hauses, sondern auch das von ganz Frankreich vermehren; wenn ich meine Familie vermehre, so ist Dieß eben so viel, als wenn ich die Reben meiner Liebe für die Franzosen vermehre." — In Monsieurs Rede bemerkte man folgende Stelle: „Ich hoffe, meine Herren, daß das Ereigniß, welches die Vorsehung vorbereitet und herbeigeführt hat, das Glück Frankreichs sichern wird. Unser Stamm hat die Ehre und das Glück rein französisch zu seyn. Alle, die aus ihm entspringen, werden von ihm durchaus seine Gesinnungen erben." — Die Antwort des Herzogs von Berry war gemessener und hatte mehr politischen Ernst: „Ich danke dem Könige für die Erlaubniß, die er der Pairskammer ertheilte, mir ihre Gefühle ausdrücken zu dürfen; ich bin davon sehr gerührt. Das Ereigniß, das uns versammelt, wird dazu beitragen, das Glück unsers Vaterlandes zu sichern. Wenn ich mit Kindern gesegnet werde, meine Herren, so werden sie mit den Gefühlen der Liebe für die Franzosen geboren seyn, wie sie unsrer Fa-

Digitized by Google

milie angestammt ist. Ich werde sie erziehen in der dem Könige und der konstitutionellen Charte, dem unsterblichen Werke seiner Weisheit, schuldigen Ehrfurcht, jener Charte, die auf immer die Freiheit des Volkes und die Macht des Monarchen sichert."

(Fortsetzung folgt.)

Die Kämpfe des russischen Heeres in Daghestan. *)

(Aus zwei Briefen in der nordischen Biene.)

Tarki, 30 Mai 1851.

I.

Die Festung Burnaja, welche sich auf einem senkrechten Felsen über Tarki erhebt, wurde am 26 Mai bei Tagesanbruch unerwartet von den Truppen Kasi Mullahs belagert. Der Verrath der Einwohner von Tarki, welche sich erboten, vereint mit den Russen zu handeln und unter den Kanonen der Festung Schutz begehrten, bahnten den Aufrührern den Weg bis zu den Mauern, so daß sie gleich im ersten Angriffe die Schießscharten von der Stadtseite einnahmen, und durch diese gegen die Garnison vordrangen. Noch am Abende desselben Tages fiel die einzige außerhalb der Festung befindliche Quelle mit der Mauer, die den Zugang zu derselben deckte, in die Hände der Belagerer. Als sie die Mauer durchbrochen hatten, stürzten sie sich haufenweise in einen benachbarten Pulverkeller, wo Patronen aufbewahrt waren, als plötzlich eine aus der Festung geworfene Granate den Pulverkeller in die Luft sprengte. Mehr als dreihundert Gortschen fanden ihren Tod, und Dieß minderte die Verwegenheit der Uebrigen; aber die Lage der Garnison ward darum nicht minder schrecklich. Der Feind schoß von den Höhen nach Belieben in die Festung und schickte sich mehrere Male zum Sturme an. Zudem war nur wenig Geschütz in der Feste geblieben, es fehlte an Waffen und an Mitteln, dem General Kochanow, der unsre Armeeabtheilung kommandirte, Nachricht zu geben. Zwei Wagehälse, die Dieß unternahmen, wurden niedergehauen; dennoch wankte der Muth der Besatzung nicht; Tag und Nacht dauerte das Feuer, wurden die Angriffe abgeschlagen. Wir außerhalb wußten inzwischen nichts davon, und verbrannten die Dörfer der empörten Daghestaner, welche um uns her alle Verbindungen abschnitten. Bei der Kolonie Mussellim Aul weckte uns in einer Nacht plötzlich das Wirbeln der Trommeln. „Was ist Das?" Man schlägt den Generalmarsch; Alles schüttelt den Schlaf ab und kommt in Bewegung. Der General hat aus Burnaja einen Zettel erhalten, der ihm in einem Flintenlaufe überbracht wurde. Hier ist er: „Die Festung ist seit zwei Tagen belagert; die Quelle ist genommen, der Pulverkeller in die Luft gesprengt, von Stunde zu Stunde sehen wir einem entscheidenden Sturme entgegen." Verteufelter Lakonismus! Wir gingen nicht, wir kletterten unsern Brüdern zu Hülfe über den Berg, von dem Berge in Schluchten hinein, stets uns gegen nachsetzende Feinde vertheidigend. Aber das Gepäck belästigte uns, und der General, welcher sah, daß er mit dem ganzen Detaschement in der Nacht nicht nach Tarki kommen könne, entschloß sich, trotz der Gefahr abgeschnitten zu werden, zwei Abtheilungen Fußvolk, dreihundert muselmännische Reiter zu nehmen, und leichten Laufs nach der Festung zu eilen, um den Muth der Besatzung durch seine unverhoffte Ankunft aufzufrischen und den Feind von den Mauern zu entfernen, der nach neuern Nachrichten am andern Morgen Burnaja nehmen sollte. Ich befand mich dabei. Es begann zu dämmern. Im Laufe eilten wir den Berg hinab, zogen uns durch die Gärten, und unsre Kanonen donnerten gegen die von den Feinden besetzten Häuser. Freudenruf und Freudenfeuer antworteten uns aus der Festung. In diesem Augenblicke kamen die Haufen der Aufrührer von der steilen Höhe herab und überschütteten uns mit einem Hagel von Kugeln. Der General ließ sich nicht irre machen und führte uns vorwärts an den Weg. Von dem Kreuzwege noch warfen wir zwei Granaten in die Stadt, wandten uns dann rechts und gelangten glücklich auf den Kirchplatz am Meeresufer mitten durch den Feind, der einem solchen Ungestüm nicht widerstehen konnte. Das gesammte Korps kam in der Nacht an, von Kanonensalven aus den Verschanzungen herab begrüßt. Es muß bemerkt werden, daß Tarki neben dem Abhange eines Hohlwegs, der von Burnaja in Absätzen ans Meer hinabführt, eine halbe Werste in der Breite und anderthalb in der Länge gebaut ist. Man kann nicht anders vorüber kommen, als durch Gärten, die von zahlreichen Gräben und Erdauswürfen durchschnitten und mit Dornenhecken umgeben sind. Außerdem hatte man in vielen Häusern Schießscharten durchgeschlagen, alle Straßen mit Gräben durchschnitten. Und diese Stadt, die mit tapfern uns an Zahl überlegenen Feinden überfüllt war, beschloß der General mit Sturm zu nehmen, denn davon hing die Rettung der Festung ab. Mit Tagesanbruch ließen wir zwei Kompagnien zur Bedeckung des Gepäckes zurück, bezeichneten uns mit dem Kreuze und gingen vorwärts wie zum Feste. Dem unerschrockensten Beobachter wäre das Herz erstarrt bei dem Anblicke, wie drei schwache Haufen Russen von drei Seiten gegen die weitläufige Stadt, begrüßt von einer mörderischen Kanonade, anrückten. Die erste Kette von Schützen schlug rasch den Feind aus den Hinterhalten im Centrum der Stadt, jagte ihn dann aus einer Schanze in die andere, drang mit furchtbarem Hurrah an die Häuser heran und begann eines nach dem andern zu stürmen. Eine Kompagnie, bestimmt, auf der rechten Seite die Festung zu blokiren, bahnte sich mit dem Bajonnett einen Weg nach dem Gipfel des Bergs und warf den Feind gegen die Pflanzstadt Kiachulai-Torkali. Ihr entgegen stürzten die vor Durst halb verschmachteten Einwohner, umarmten mit Freudenthränen ihre Retter und rannten dann nach der Quelle. Der Andrang dieser Kompagnie war so rasch, daß die Kumyken ihre Kessel mit Gemüse und Schafffleisch am Feuer ließen. Der Befehlshaber der Kompagnie stellte Schützen aus, um die nahgelegenen Häuser zu säubern, und befahl mit kaltem Blute die von den Feinden zurückgelassenen Speisen für seine Soldaten zu sammeln, schützte die Quelle und zog dann, als sie hinreichend Wasser für die Festung genommen hatten, wieder den Berg hinab, andern Kompagnien, die den Berg heraufkamen, entgegen. Inzwischen hörte der hartnäckige Kampf nicht auf; mehr als zehnmal stürzten die versteckten Kumyken und Tschetschenzen von neuem in den Kampf, und nichts ist fürchterlicher als der Anprall von Leuten, die zu sterben entschlossen sind; aber hier traf die Sense auf Stein: Unerschrockenheit brach sich an Unerschrockenheit; Gepanzerte starben unter den Bajonnetten ohne zu weichen; unsre Soldaten warfen sich in Haufen von 7 bis 10 Mann in die Verschanzungen, die mit 20 bis 50 Feinden besetzt waren, und stießen sie nieder.

Nirgends war der Kampf mörderischer als im Centrum. Die Kanonen, die dort die Mauern der Häuser erschütterten, eröffneten damit dem Feinde Schießscharten, aus denen in demselben Augenblicke die Gewehre abgefeuert wurden und in wohlgezielten Schüssen Tod auf Tod häuften. Der Befehlshaber des kurinschen Regiments, Oberstlieutenant von Diesterlo II, wurde von dem General nach der rechten Flanke abgesendet, um den Grabhügel, der die beiden Hälften der Stadt beherrscht, mit einer Batterie zu besetzen; er führte Dieß glücklich aus und gelangte bis ins Centrum, wo unsre Schützen ein Haus nach dem andern mit Sturm einnahmen. Fortgerissen in seinem Muthe, führte er sie zum Kampfe mit dem Bajonnett, verjagte die Feinde aus einer Verschanzung, rief die wiedergenommene Fahne in der Hand jauchzend aus: „vorwärts, Jungen! Hurrah!" und stürzte auf ein Haus zu; aber eine unglückliche Kugel in die Brust streckte den Unerschrockenen todt zu Boden. Wüthend hierüber, stürmten die Soldaten das Haus, aus dem der Schuß gefallen war, und brachten dem geliebten Anführer ein blutiges Todtenopfer. Von diesem Augenblicke an konnte man sie nicht mehr bereden, Gefangene zu machen. Endlich lohgte die an mehreren Seiten angezündete Stadt in Flammen auf, und der schwarze Rauch des Brandes hing, vermischt mit dem weißen Pulverdampfe, über Tarki, gleich einer furchtbaren Wetterwolke, durch welche, gleich Blitzen, die Schüsse aus der Festung leuchteten, die von der Seite gegen die nach der Stadt zurückkehrenden mit einem Ausfalle begrüßten Aufrührer agirte. Das Schauspiel war schön und schrecklich zugleich; und Wer hat Dieß vollbracht? Nur die kühne oder glückliche Anordnung des Generals; nur die beispiellose Tapferkeit der Kurinzen konnte über so viele Hindernisse und

*) Wir theilen hier zwei Briefe über Kriegsereignisse in einem Theile der Welt mit, von wo aus kaum eine Kunde in das civilisirte Europa gelangt. Die darin enthaltenen Berichte sind um so merkwürdiger, als sie aus russischem Munde ein naives Geständniß geben von der Art und Weise, wie man dort den Krieg führet; zugleich aber auch von dem stolzen Muthe, mit dem die Gebirgsvölker des östlichen Kaukasus sich gegen die russische Unterjochung sträuben. Besonders charakteristisch für den wilden Soldatengriff des russischen Heeres ist der Ton, der durch das zweite Schreiben geht.

A. d. R.

Digitized by Google

zahlreiche Feinde den Sieg davon tragen; Alle, vom Stabsoffiziere an bis zum letzten muselmännischen Schützen, kämpften bis zur äußersten Anstrengung; selbst Verwundete schlugen sich noch wie Löwen; mehrere Offiziere verließen den Kampf nicht, obgleich sie drei Wunden empfangen hatten, und ein Feldwebel stürzte sich in einen Haufen Gepanzerter, stieß zwei davon nieder, erhielt drei Schüsse und vier Säbelwunden und kehrte zurück, ohne sein Gewehr zu verlieren. Die Sonne sank, aber der Kampf tobte fort; die Hauptmacht des Feindes hatte die Flucht genommen, aber noch wehten drei Banner um ein festes Haus, in dem sich, wie man sagt, Kasi Mullah selbst mit etwa hundert seiner erlesensten Krieger befand, die er durch Fanatismus zur Tapferkeit entzündete. Um das Leben seiner ermatteten Soldaten zu schonen und das Gefahrvolle eines nächtlichen Kampfes erkennend, befahl der General zum Rückzuge zu blasen. Schon war es, wie unsre Soldaten mit vom fortwährenden Feuer schwarz gewordenen Gewehren, mit blutigen Bajonnetten und versengten Schnurrbärten aus dem Gefechte zurückkehrten. Mit Stolz blickten sie zurück an den Ort, wo eine unbeträchtliche Anzahl Feinde zurückblieb. Die Muselmänner zogen sich zurück, prahlend mit erbeuteten Waffen; in unsrer Hand blieben 20 kleine Standarten und 5 Ehrenfahnen. Wir umgaben die Stadt mit einer Postenkette und ruhten nach zwölfstündigem Kampfe am Meeresufer aus unter dem Widerscheine des nach und nach erlöschenden Brandes. Aechzen und Gemurmel tönte von der Stadt her. Am Morgen des 30 Mai's zeigte sich uns das furchtbare Schauspiel der Verwüstung, als wir, geführt vom General, durch die Ruinen von Tarki in die Festung einzogen. Das war ein Grab; die Häuser dampften, in vielen lagen verbrannte Leichname von Gortschen, die in den Flammen umgekommen waren. Die Straßen waren unwegsam wegen der Menge der Erschlagenen; in den Hofräumen und in den Verschanzungen lagen sie haufenweise (man zählte ihrer 1800). Ueberall erblickte man die Spuren der Verwüstung durch das grobe Geschütz, überall die Spuren des Mordes durch Blei und Eisen. Billige Strafe des Verraths! Aber das Herz ruhte aus von diesen Schrecken, als wir die geretteten Brüder umarmten. Es war sehenswerth, mit welcher Dankbarkeit sie ihren Retter, unsern würdigen General, bewillkommten! Mit welcher Freude sie uns empfingen, die sie wiederzusehen schon nicht mehr gehofft hatten! Alle Blicke, alle Herzen erhoben sich gen Himmel, und alle Augen durchzuckte eine Thräne der Rührung, als das furchtbare Hurrah! die Felsen des Kaukasus erschütterte.

II.

Pflanzstadt Gubden, 25 August 1851.

Du fragst, ob wir denn nach unserm Siege zu Tarki nicht auf unsern Lorbeeren ausruhen? Nein, mein Lieber! Die hohen Lorbeeren haben Dorne, wie Eure Rosen, und die Kugeln fallen uns hier so dicht, wie die Mandeln. Wir haben dem Heere Kasi-Mullahs am 19 Junius noch einmal ein Fest gegeben, und jetzt machen wir eine empfindsame Reise in die Berge, geben den Empörern bei jedem Zusammentreffen tüchtige Schläge, machen in ihren Raubnestern einen Gesundheitsrauch mit Schießpulver und legen sie Stein für Stein aus einander zum Auslüften. Folgende Thatsache, die ich Dir mittheile, ist wegen ihrer Originalität merkwürdig: Am 22 August, d. h. am Krönungstage des Kaisers, näherten wir uns der Pflanzstadt Kasanischtschi, die schon seit langer Zeit eine Züchtigung verdiente für ihren wiederholten Verrath an den Russen und die eifrige Unterstützung, die sie den fanatischen Anhängern des Lügenpropheten Kasi-Mullah zukommen ließ. Wir erfuhren bei Zeiten durch Kundschafter, daß die Einwohner ihre Weiber und ihre Habe in unzugängliche Berge gebracht hatten; ein Theil von ihnen aber, verstärkt durch eine andere Schaar rebellischer Dagestaner, entschloß sich, in der Pflanzstadt selbst Widerstand zu leisten. Wer nicht in den kaukasischen Bergen war, kann sich keinen Begriff machen, welche Vortheile die mit Felsen besäete und von Schluchten durchfurchte Gegend, so wie die unregelmäßige Bauart der Tataren, einem Feinde geben, der sich darin festgesetzt hat. Jeder Garten mit seinen Gräben und geflochtenem Zaunwerke, jeder Kirchhof mit seinen aufrecht stehenden Grabsteinen bietet tausend Mittel dar, jeden Fußbreit Landes streitig zu machen, und sich auf jede Weise zu decken. Aber was ist für Russen, für Transkaukasier, unzugänglich? Die Königspistolen *) donnerten, — einige Granaten verkündigten in Kasanischtschi unsre Ankunft, und augenblicklich umgab eine Kette flinker Schützen den nahen Zugang. Das Feuer begann auf beiden Seiten. Trommeln und dann Hurrah auf Hurrah erschallte weithin; endlich wurden die Feinde in die Stadt zurückgejagt — und das Feuerwerk begann. Der Kampf hatte einige Stunden gedauert. General Kochanow, der wie ein erfahrner Führer Alles anordnete, stellte sich gleich einem gemeinen Soldaten der Gefahr bloß, und die durch seine Tapferkeit ermuthigten Soldaten schlugen die Feinde aus den Verschanzungen und warfen sie aus einem Hause nach dem andern. Die Stadt fing an allen Ecken zu brennen an. Als die Lesgier sahen, daß sie sich nicht halten konnten, entwichen sie in die Berge... Die Stadt ward rein ausgeplündert und die Arbeit damit beendigt; kaum daß noch hie und da die Grenzschützen sich mit dem im Gesträuche fortkriechenden Feinde herumschossen. Die Stunde des Mittagsmahls war indessen herangerückt, und unser General lud seinen Stab und die Herren Offiziere zu einem leichten Mahle ein. Man kann denken, wie munter und aufgeräumt Alle waren! Von dem Hügel herab, an dessen Fuße die Stadt lag, bot sich uns ein reizender Anblick dar; die Bewegung des Heeres, das Gewehrfeuer, der in der Ferne fliehende Feind, dem unsre bomischen und muselmännischen Reiter auf dem Fuße folgten, belebten ihn. Aber mehr als Alles erfreute uns, daß an diesem Tage, wo das entzückte Rußland die Krone auf das Haupt des würdigsten Czaren setzte, der Sieg einen neuen Kranz um seine Waffen wand. Als wir die mit Champagner gefüllten Pokale hoch erhoben auf die Gesundheit Sr. kaiserlichen Majestät, floh der Feind, der bis dahin unter Felsen und Gesträuch sich verborgen hatte, nach dem jenseitigen Abhange, und auf Befehl des Generals wurden zur Begrüßungssalve Granaten geworfen, die unter seinen Haufen zersprangen, und dazwischen hinein erscholl im Chor wie ein Siegeshurrah unser freudiges Lebehoch! Solche Minuten, mein Freund, lassen alle Mühseligkeit, alle Gefahren und alle Krankheiten des hiesigen Klima's vergessen!

*) Padischah-Tapendschi, so werden die Kanonen von den Tataren genannt.

Vermischte Nachrichten.

Die Chinesen haben nur wenige Feiertage, und fast die einzigen sind die fünf Tage, welche ihrem neuen Jahre vorausgehen. Diese bestehen aus einem ununterbrochenen Feste; sind aber mit einer Sitte verbunden, die Manchem die Freude versalzen mag. Gläubiger sind nämlich in China ebenso zudringliche Menschen als anderswo, und werden um diese Zeit dort für ihre Schuldner zu wahren Quälgeistern. Werden sie in ihren ungestümen Forderungen nicht befriedigt, und hat der Schuldner bis zur letzten Nacht des alten Jahrs nicht bezahlt, so setzt sich der Gläubiger in aller Stille vor die Hausthüre seines Schuldners. Sobald die Mitternachtstunde vorüber ist, steht er auf und wünscht letzterm ein glückliches neues Jahr. Bis dahin ließe sich Alles noch ertragen; allein wehe dem Schuldner nun, „er hat, wie man sich in China auszudrücken pflegt, fortan sein Gesicht verloren" und Niemand wird ihm mehr auch nur um einen Heller Werth borgen.

*

In Frankreich ist auch unter den Thieren eine Art Cholera ausgebrochen, die besonders im Arrondissement Bourbon-Vendée unter den Pferden und dem Hornvieh große Verheerungen anrichtet. Das Uebel gibt sich Anfangs durch schwarze Bläschen auf der Zunge und am Zahnfleische kund, worauf die Thiere umfallen und unter heftigen Zuckungen und Krämpfen enden.

*

Möglichst genau entworfene Verzeichnisse von den in Paris lebenden Künstlern geben an: 1525 Maler, Lithographen und Zeichner; 151 Bildhauer, Kupferstecher, Holzschneider; Graveurs 510; Architekten 480; Compositeurs und bekanntere Tonkünstler 515; Musiker 1525, zu denen man noch 1500 gewöhnliche Musikanten zählen darf; im Ganzen 5804.

*

Sir Walter Scott beschäftigt sich, wie es heißt, gegenwärtig in Neapel mit der Ausbreitung eines neuen Romans, zu dem der Stoff aus der Geschichte der Malteserritter genommen seyn soll. Wahrscheinlich schöpfte er den Gedanken hiezu während seiner Anwesenheit in Malta.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 121. 30 April 1832.

Ampères Skizzen aus Schweden.

1. Der See Mellar. Stockholm und seine Umgebungen.

Ich schiffte mich zu Upsala auf einem der Dampfboote ein, die täglich auf dem See Mellar nach Stockholm gehen. Das Wetter war mild, der Himmel umwölkt; es war ein stiller melancholischer Herbsttag, der ganz zu der einförmigen, düstern Scenerie der Ufer des See's paßte. Niedere, abgerundete, waldbedeckte Felsen, eintönige Formen, eine unbelebte Aussicht, meist Tannen, die bis zum Ufer herab stehen, zuweilen Erlen, Eichen und Linden, hie und da einzelne Häuser von rothem Holz, einige Schlösser von moderner Bauart, deren weiße Mauern durch das Grün schimmern, das ist Alles was von Upsala bis Stockholm dem Auge begegnet.

Der See dehnt sich bald wie ein Fluß aus, bald bildet er ein weites Wasserbecken, und wechselt gleichförmig beide Gestalten, bis er am Ziele der Reise zum letztenmale sich ausbreitet. Dann sieht man, so wie man einen ziemlich engen Kanal verlassen hat, den Theil von Stockholm, der die Aussicht nach dem See beherrscht, und sich, je weiter man in den Golf eindringt, dessen Ufer er zum Theile begränzt, immer mehr und mehr in seiner ganzen Länge vor dem Auge des Reisenden ausdehnt.

Stockholm stellt sich weder wie Kopenhagen auf gleicher Fläche mit dem Wasser, noch wie Neapel dem Auge amphitheatralisch dar; seine Lage ist ganz eigen, und man kann sich von ihr, ohne es selbst gesehen zu haben, schwerlich einen richtigen Begriff bilden. Die Stadt liegt auf Felsen von ungleicher Höhe, zwischen dem Meere und dem See Mellar zerstreut, die beide mit ihren Buchten in sie einschneiden.

Es war bereits Nacht, als ich mit jener Betäubung nach Stockholm kam, die man immer fühlt, wenn man eine Stadt zum erstenmale betritt. Hier wird diese Empfindung noch durch den Kontrast gesteigert, den die stillen, einsamen Gegenden, die ich durchreist hatte, mit dem Geräusche der Hauptstadt bildeten. Es war ein eigenes Gefühl für mich, Stockholm, aus dem Norden kommend, zu betreten, und als ich einst davon träumte, diese Stadt zu besuchen, glaubte ich nicht, daß ich von Lapplands Gränzen dorthin kommen würde.

Der Gasthof, in dem ich abstieg, war sehr schlecht; in Stockholm erwartet man keine Fremden, und ist nicht auf sie eingerichtet; das macht, weil Stockholm auf Niemands Wege liegt, und man sich hier in der That außer allem europäischen Verkehr befindet. Ein junger Diplomat, der sich hier langweilte, kam einst wirklich auf den Gedanken, einen Paß nach Europa zu verlangen. Ich ging noch dieselbe Nacht aus, und zwar ins Theater, wo man eine nach einer deutschen Nachahmung gebildete schwedische Uebersetzung eines pariser Vaudevilles gab. Ueberall fand ich die Theater mit diesen kleinen französischen Stücken überschwemmt; Scribe's Couplets hallen echoähnlich vom Boulevard Bonne Nouvelle bis an den Fuß der skandinavischen Alpen. Uebersetzt, zugeschnitten, abgeändert und dem Geschmacke der verschiedenen Völker angepaßt, unterhalten sie, gleichsam wie ein Lauffeuer sich fortpflanzend, Deutschland, Dänemark, Schweden und Rußland selbst dann noch, wenn in Frankreich Verfasser und Publikum sie bereits vergessen haben. Man reist so zu sagen im Gefolge eines solchen Vaudevilles, macht mit ihm die Tour durch Europa und kommt nach achtzehn Monaten mit ihm in Stockholm an.

Ich verließ das Theater; die Witterung war, obschon wir bereits den zweiten September hatten, außerordentlich mild, der Vollmond leuchtete, kurz es war eine herrliche Nacht. Betäubt von der Neuheit meiner Umgebung, noch aufgeregt von der Musik und geblendet von der Beleuchtung im Schauspielhause strich ich planlos in der sonderbaren Stadt umher, die ich kaum betreten hatte. Ich ging nach der, jener wo ich gelandet hatte, entgegengesetzten Seite der Stadt, nach dem Meere zu, und kam an eine lange, auf gleicher Höhe mit dem Wasser, erbauten Brücke, über die ich ging und oft stehen blieb, um die Schiffe zu betrachten, die reihenweise unter den Fenstern des Palastes, der sich vom Monde beleuchtet über die Stadt erhob, vor Anker lagen. Nachdem ich noch einige Zeit so fortgegangen war, kam ich auf Felsen, die mit hohen Eichen bewachsen waren, und deren Fuß an der andern Seite vom Meere bespült wurde. Hier setzte ich mich, wie von einem Zauber gebannt nieder, links und rechts sah ich andere von weißen Häusern überragte Felsen, in der Ferne Vorgebirge, Buchten und Inseln, zu meinen Füßen breitete der ruhige, glänzende Meeresspiegel sich aus, auf dem kleine Barken sich schaukelten, und große Schiffe zu schlafen schienen, hinter mir lag die Stadt mit ihren Lichtern, aus der das Gerassel der Wagen, der Gesang des Volks herübertönte, und vor mir im Hintergrund breitete der reine Ho-

Digitized by Google

rizont, an dem der Vollmond glänzte, sich aus. Diese Temperatur, diese Beleuchtung, diese Bäume, die ich so lange schon entbehrt hatte, entzückten mich; zu meinem Erstaunen überraschte mich der Gedanke an Italien; ich war trunken, geblendet, und wäre ich in dieser Nacht noch abgereist, so hätte ich mich an Stockholm wie an eine wunderbare Erscheinung erinnert.

Am andern Morgen regnete es; Stockholm erschien mir immer noch als eine sehr schöne Stadt, aber ich konnte mich kaum überreden, daß es dieselbe, die ich gestern betrachtet, und daß mein Spaziergang am verflossenen Abend kein Traum sey. Ich bestieg zuerst den Thurm der Kirche St. Katharina, von wo aus man das seltsamste Panorama überblickt, Stockholm zwischen dem Meer und dem See Mellar. Diese Mischung von Wasser, Felsen, Häusern und Wäldern bildet ein Ganzes, das sich eben so schwer beschreiben als vergessen läßt. Stockholm hat wenige bemerkenswerthe Denkmale der Baukunst, und selbst nur wenige schöne Häuser, und steht in dieser Hinsicht eben so sehr unter Kopenhagen, als es diese Stadt an malerischer Lage übertrifft. Das schönste Gebäude, das Stockholm besitzt, ist der Palast des Königs, der im italienischen Style und nach dem Muster eines florentinischen gebaut ist. Diese italienische, etwas fremdartige Bauart harmonirt nicht besonders mit der Umgebung, indeß macht der Palast, der sich auf einer Felsenmasse erhebt, und Stadt und Meer beherrscht, durch seine Lage einen imposanten Eindruck.

Die Kirche von Ridar-Holm ist der Grabmäler wegen, die sie in sich schließt, und unter denen die von Gustav Adolph und Karl XII besonders merkwürdig sind, die interessanteste von Stockholm. Ungeachtet die Stadt nur 60,000 Einwohner zählt, so nimmt sie doch in ihrem Umfange eine unermeßliche Fläche ein. Außer dem Raum, den nackte Felsen wegnehmen, die hie und da die Häuser überragen; außer den Wasserflächen, die die verschiedenen Theile der Stadt von einander trennen, umschließt sie auch noch Felder und Wiesen. Die Straße der Königin, die bis an das eine Ende der Stadt reicht und eine gute halbe Stunde lang ist, führt eigentlich durch ein Feld.

Die Umgebungen von Stockholm sind reizend, und von ganz eigenem Charakter, in dem Annehmlichkeit und Rauhheit, Gefälligkeit und Abgeschlossenheit sich verschmelzen. Von dieser Art sind das herrliche Lustschloß Haga und der Park, wo man von der Stadt aus längs schönen Landhäusern hingehend, in Einöden geräth, wo man sich fern von der bewohnten Welt glaubt. Hier, von einem dichten Tannen- oder Eichenwalde, von Granitfelsen umgeben, sieht man plötzlich ein großes Schiff oder eine kleine Barke vorübergleiten, die bald hinter dem Lande sich verlieren; dann verschwindet wieder jede Lebensspur, und man glaubt sich tief nach Norwegen versetzt, doch kaum geht man einige Schritte, so sieht man wieder in geringer Entfernung die Gebäude der Hauptstadt vor sich.

Die Tuilerien im Jahre 1816.

(Fortsetzung.)

In seiner Entgegnung an die Deputirtenkammer konnte sich Monsieur nicht enthalten, seine Gesinnungen für die so royalistische Majorität laut werden zu lassen, die seinen Entwürfen so gut diente. „Ich kann nicht genug ausdrücken, sagte er, wie sehr ich von den Gesinnungen der Deputirtenkammer gerührt bin. Meine Familie, von den grausamsten Streichen des Schicksals getroffen, vergißt sie alle in dem Gedanken, daß sie noch zum Glücke Frankreichs beitragen kann. Dieß, meine Herren, ist der heißeste von unsern Wünschen; ja, meine Herren, wenn wir wünschen, daß unsere Familie sich vermehre, so geschieht es, weil wir die Gewißheit haben, daß die Bourbone, nach dem Vorbilde ihrer Vorfahren, nie aufhören werden, sich ganz dem Ruhme und der Wohlfahrt Frankreichs zu weihen. Und vor Wem könnten wir, meine Herren, besser diese Gesinnungen aussprechen, als vor einer Versammlung, die sie auf so ausgezeichnete Weise theilt und so würdig ist, die französische Nation zu vertreten?"

Die junge Prinzessin der beiden Sicilien langte im Laufe Mai's in Frankreich an; ein großes Ceremoniell harrte ihrer zu Marseille. Der Herzog von Havré, die Herzogin von Reggio, und mehrere andere Hof- und Kammerdamen waren bestimmt, sie dort zu empfangen. Ein Bataillon der Garde war gleichfalls von Paris nach Marseille aufgebrochen, um ihr als königliche Bedeckung zu dienen. Ein noch glänzenderer militärischer Empfang wartete ihrer Ankunft zu Lyon. Jung und leichtsinnig wußte sie kaum den Preis dieser huldigenden Veranstaltungen zu schätzen. Sie tanzte, sprang und hüpfte in ihrer Kajüte, am Borde der Fregatte, die sie über das Meer geführt hatte, als man sie aufmerksam machen mußte, daß die Behörden und das Volk mit großem Geschrei sie zu sehen verlangten. Fast mit einigem Schmollen nur fügte sie sich diesen Wünschen und der Neugier des Publikums, wobei sie sich nicht enthielt, jenen ärgerlichen Ausruf in ihrer Muttersprache hören zu lassen, den man späterhin im Augenblicke der langen Weile so oft vernehmen konnte: „Che seccatura!" Die Prinzessin gewann durch ihre Neigung zu verschwenderischer Zerstreuung, die einen so lichten Gegensatz zu der Frömmelei eines devoten Hofes bildete, in der Volksgunst. So leicht ist es, den Prinzen in Frankreich sich populär zu machen, daß es oft Nichts braucht, als ein wenig den Festen, den Vergnügungen des Theaters und des Hofes zu entsagen.

Der König und der Herzog von Berry bildeten für die Herzogin den erforderlichen Hofhalt. Die Gemahlin eines Marschalls der alten Armee, die Herzogin von Reggio, wurde ihr an die Seite gegeben. Dieß war eine Neuerung. Der Herzog von Berry, so wankelmüthig in der Liebe, liebte seine Gemahlin und flößte ihr Vertrauen ein. Eines wie das Andere den Künsten hold und von keinem stolzen Prunk umgeben, gelang es beiden, von der launenhaften Bevölkerung von Paris sich angebetet zu sehen. Man sah sie allein und zu Fuße in den Champs Elysées, auf den Boulevards spazieren gehen. Welchen Gegensatz bildete diese Einfachheit zu jenen Prachtaufzügen von acht Pferden, bei den Prinzen des Hauses Bourbon. Seit der Vermählung des Herzogs von Berry wurden die Familien-Diners, wozu alle Prinzen ohne Unterschied (Altesses Royales und Altesses Sérénissimes) eingeladen waren, häufiger. Die junge Prinzessin faßte eine lebhafte Freundschaft für ihre Tante, die Herzogin von Orleans, und diese Vertraulichkeit verwischte vollends die leichten Vorurtheile, die noch gegen den Herzog von Orleans bestanden. Der Herzog von Orleans

Digitized by Google

selbst, tief] durchdrungen von diesem freundlichen Entgegenkommen des ältern bourbonischen Zweiges, bemühte sich durch lebhafte und zahlreiche Beweise seine Gefühle für den König an den Tag zu legen. Wenn der Herzog an den Hof kam, so sah man nichts als die verbindlichste Freundlichkeit, selbst gegen den letzten Hofbedienten und die letzte Schildwache; man verschwendete hiezu die ausdrucksvollsten Zeichen und Beweise eines gefühlvollen Herzens. Man mußte den Herzog bei dem königlichen Bankete sehen. Bei jedem Toaste auf den König, auf Madame, auf die Herzoge von Angouleme und Berry legte er die Hand auf das Herz; er selbst rief wiederholt bei jedem Male: „Vive le roi!" als würde er von einem allzumächtigen Gefühle fortgerissen, das ihn den Augenblick der Etikette nicht erwarten ließe.

(Schluß folgt.)

Rückerinnerungen aus einem Aufenthalte in Chili.*)

Santjago liegt auf dem Südufer des Mapucho, und vier oder fünf Meilen vom Fuße der Cordilleras. Die Straßen durchschneiden sich rechtwinklig, und sind mit den vier Seiten des Playes gleichlaufend, auf dem man den Cabildo, oder den Regierungspalast und die Kathedrale sieht. Ein Rinnsal, welches der Mapucho mit seinem Wasser speiset, durchfließt die Straßen, die von Norden nach Süden laufen. Die Häuser sind niedrig, und meistentheils nur von einem Stockwerk, aus Stein oder Adobas, einer gefeuchteten, an der Sonne getrockneten und geweißten Erde, gebaut. Jedes Haus hat zwei oder drei Höfe, von etwa 40 — 50 Quadratschuhen. Den ersten Hof schließen die Magazine, die Bureaux und bisweilen des Herrn Arbeitszimmer ein. Der Hauptsaal und das Schlafzimmer befinden sich gewöhnlich zwischen dem ersten und zweiten Hofe, der oft mit Orangenbäumen geziert ist, welche ihren Duft in die nahe liegenden Zimmer verbreiten. Nach dem dritten Hofe hinaus liegen Küche und andere Nebengemächer. Nur die Fenster in den Häusern der Wohlhabenden haben Scheiben, die unscheinbarern haben keine. Ich war in der Fonda francese, dem besten Gasthofe Santjago's abgestiegen; es hatte nur in den Fenstern zweier nach der Straße gehenden Zimmer Scheiben. — Ich machte die Bekanntschaft des Vizepräsidenten des Freistaats, des Generals Pinto, des Generals Freire, kommandirenden Generals der Armee, des Admirals Blanco, des Generals Santa Cruz, der als Minister von Peru in Santjago in einer ehrenwerthen Verbannung lebt u. s. w. —

Alle Reiter unserer Gesellschaft waren bei den Ausflügen in die Umgegend nach dem Style Guasso **) auf das prächtigste beritten. Sie trugen die schönsten Strohhüte, waren unter dem Poncho mit kurzen Wämsern bekleidet und hatten eine Art Kamaschen, die man Kordillera-Stiefel nennt, an den Beinen. Man bedient sich im Winter wollener, im Sommer baumwollener Ponches, und da es schön Wetter war, hatten wir fast alle von der letztern Art, mit weißen, rothen und blauen Streifen. Der Poncho ist der bequemste Mantel den man sich denken kann; er schützt gegen Feuchtigkeit, Kälte und Staub. Es ist ein wenig hinderliches Kleidungsstück, das man über den Sattel ausbreiten oder um den Gurt befestigen kann, wenn man es nicht tragen will. Die Kordillera-Stiefel sind aus einem starken wollenen Stoffe gemacht und gehen bis übers Knie, sind unter demselben mit einem Kniebund befestigt, und an dem Fuße durch einen silbernen Sporn festgehalten, dessen Rad mehr als drei Zoll breit ist. Diese Stiefel, lange Sporen und schwere hölzerne Steigbügel geben dem Reiter die Haltung eines Postillons in seinen Lösscheimern. Meine Gefährten ritten prächtige chilesische Rosse, deren „Recado" oder Sattel eine umständlichere Beschreibung fordert. Zwei oder drei Stück Leder sind, eines über das andere, auf den Rücken des Pferdes gelegt; darauf legt man den hölzernen Sattel und auf den Sattel eine gewisse Anzahl „Pillones" oder Pelze, eines von einem Schafbock und einer Ziege stammenden Zwitterthiers. Je länger und dicker sie sind, um so mehr macht man davon Gebrauch, und ich bemerkte, daß zwei junge Leute neun oder zehn auf ihren Sätteln hatten, die dadurch so breit geworden, daß man sich kaum darauf halten konnte. Ueber diese aufgehäuften Pelze breitet man ein Stück Leder, welches „Sobre-pillone" heißt; das Ganze ist mit einem breiten Gurte befestigt. Das Gebiß macht den Herrn des ungezähmtesten Pferdes Meister. Er fängt mit seinem Lasso dasjenige, welches seit Wochen oder Monaten nicht geritten wurde, und wenn es auch schwer hält in den Sattel zu kommen, so kann ihn doch nichts daraus bringen, wenn er einmal sich darin festgesetzt hat. Gleichzeitig ist dieser Sattel für ihn ein fester Sitz und ein herrliches Polster für die Nacht.

Nach Tische stieg ein Theil der Gesellschaft aus dem Landhause des Hrn. Correa in das Dorf hinab, wo sich die Guassos im Pferderennen übten. Dieß ist ein Lieblingsvergnügen der Chilesen. Es gibt ihnen Gelegenheit sich und ihre Pferde auf die vortheilhafteste Weise zu zeigen. Wenn ein Rennen statt haben soll, besteigt der Guasso sein Leibpferd, nimmt seinen schönsten Sattel, seinen besten Zaum und begibt sich an den bestimmten Ort. Ich habe in der Umgegend von Santjago oft tausend bis zweihundert Guassos sich zu dieser Belustigung vereinigen sehen, und alle hatten eine merkwürdige Haltung. Sie richten ihre Pferde ab, daß sie im vollen Galopp anhalten, stürzen sich so mitten unter den Haufen, und beweisen eine bewundernswürdige Gewandtheit, indem sie vermeiden irgend Jemand zu berühren. Begegnet es in gewissen Fällen, daß Jemand getroffen wurde, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß er ein Fremder und nicht gewandt genug war, sich bei Zeiten aus dem Wege zu machen. Oft treiben die Guassos ihr Pferd wider eine Mauer und kehren, wenn sie nur noch wenige Schritte davon sind, plötzlich um, und zurück, ohne daß die Schnelligkeit des Laufs nur einen Augenblick unterbrochen wurde. Ein öfter ausgeführtes Kunststückchen ist, daß sie einen halben Dollar auf die Erde werfen, den der Guasso aufhebt, ohne nur die Eile seines Pferdes zu mindern. Nur in diesen verschiedenen Uebungen besteht die Lustbarkeit des Wettrennens; denn das eigentliche Rennen will wenig sagen. Ein halbdutzend junger Bursche im bloßen Hemde und mit einem Paar Sporen an den Füßen müssen ohne Sattel eine Strecke von 4 — 500 Schritt durchreiten. Die größte Schwierigkeit ist ein richtiger Auslauf. Die Pferde werden eigens dazu abgerichtet im gestreckten Galopp anzusetzen. Zelte unter welchen man tanzt, und Buden wo man Wein und einen gewissen Liqueur, Chicha genannt, verkauft, sind in der Nähe der Laufbahn.

Unter meinen Ausflügen in die Umgegend ist eine Spazierfahrt nach Peluco besonders merkwürdig. Ich kam daselbst gerade in der Zeit an, die man „le Rodeo de las Vacas" nennt, wo man aus der Ebene und von den Bergen die Stärken und Stiere herbeitreibt, um ihnen die Hörner abzusägen und sie mit der Marke des Besitzers zu zeichnen. Ein Raum von vier oder fünf Morgen, zu dieser Operation nöthigen, Landes ist von sechs Corals oder Gehägen umgeben, deren jedes in einem Raum von einem halben Morgen mit Bäumen und Pfählen wohl geschränkt ist. Hier wird das herbeigetriebene Vieh eingesperrt. Bauern (Peon) mit eisenbeschlagenen Stäben treten unter sie, um sie in den großen Kreis zu treiben. Da ich außerordentlich wünschte, einige Beispiele von der Schnelligkeit der Guassos sowohl im Reiten als im Lasso werfen zu sehen, so bat ich den Intendanten, der diese Feierlichkeit leitete, einige der wüthendsten Stiere vorführen zu lassen. Auf mein Verlangen gingen zwei Peons zu Pferde in die Corals und brachten bald einen Stier heraus, der vor Wuth schäumte, zwei Stunden lang eingesperrt gewesen zu seyn. Er stürzte im Galopp hervor und schien einen Gegenstand zu suchen, um seine Wuth daran zu kühlen. Da er einen Peon zu Pferde sah, stürzte er sich auf ihn; dieser entflieht eilig; sein Pferd wendet sich, um das kühne Thier zu betrachten, und scheint an dieser Geschichte gleiches Interesse mit seinem Reiter zu nehmen. In dem Augenblick heftet sich ein von einer andern Seite geworfener Lasso an die Hörner des Stieres, und wendet seine Aufmerksamkeit ab. Er kehrt sich um, seinen neuen Feind anzugreifen. Verfolgt von dem Stier, an den er gewissermaßen durch seinen Lasso befestigt ist (er endet in einen Schlingknoten, der sich scharf zugezogen hat) nimmt dieser die Flucht. Seine Lage würde bei einem Unfall im höchsten Grade gefährlich werden, wenn z. B. sein Pferd stürzte oder die andern Peons nicht ihre Angriffe vollführten; aber das kommt niemals vor. Ein

---

*) Von Sir Heinrich Werney im: le Semeur, journal religieux politique philosophique et littéraire No 30 vom 28 März 1832.

**) Guasso heißen in Chili die Bauern zu Pferde, im Gegensatze derer zu Fuß.

Digitized by Google

anderer Peon verfolgt den Stier und schwingt seinen Lasso im Kreise. Endlich wirft er ihn, und der Stier fühlt sich von einer andern Seite am Kopf, an den Hörnern oder den Beinen gehalten. Dann stehen die beiden Peon in entgegengesetzter Richtung, und der Stier findet sich schwebend zwischen beiden, kann nur vorwärts oder rückwärts gehen und vor Wuth brüllen. Ist das Thier sehr aufgebracht, so werden noch durch einen dritten Lasso seine Bewegungen gehindert. In diesem Augenblicke nähert sich ihm ein Peon und schneidet ihm die Beinflechsen entzwei, wenn der Kampf bis zum Tode geht und nach dieser grausamen Handlung liegt das Thier nur noch in Todeszuckungen, bis ein Messer, das man ihm ins Herz stößt seiner Qual ein Ende macht. Dießmal wurde er nur mit einem glühenden Eisen gemarkt und ihm die Hörner abgeschnitten. Ohne Widerstand fast wurde er zum Feuer geführt, so sehr war er von dem heftigen Kampfe erschöpft. Nach geschehener Operation konnte sich das Thier einige Minuten kaum regen, dann erhob es sich blutbedeckt, und eilte zu den andern Stieren, die vor ihm gebrannt waren. Man erzählte mir, daß man in einem Tage tausend Stiere marken könne. Der Rodeo de las Vacas dauert oft mehrere Tage.

Der Ramasan zu Konstantinopel im Jahre 1832.

(Aus dem Moniteur Ottoman.)

In dem ganzen Theile der Stadt, den man eigentlich unter dem Namen Konstantinopel begreift, und der vorzugsweise von Moslemin bewohnt wird, herrscht während des Ramasans am Tage die tiefste Stille, und erst mit Einbruch der Nacht wird Alles lebendig. Die Minarets der Moscheen prangen in guirlandenförmig geordneter Beleuchtung, und die stärker als gewöhnlich erhellten Buden verkünden, daß durch nächtlichen Verkehr das während der Ruhe des Tages Versäumte nachgeholt werden soll. Tausende von Laternen, von den Spaziergängern, die auf den Hauptsammelplätzen umhergehen, getragen, bilden eine Art von öffentlicher Beleuchtung und ersetzen die regelmäßige Straßenbeleuchtung anderer Länder, deren Nothwendigkeit hier noch nicht fühlbar geworden ist, da die einheimische Bevölkerung sich nach den Arbeitsstunden in ihre Wohnungen begibt, und sie nur erst am andern Morgen wieder verläßt, um ihren Geschäften nachzugehen. Während des Ramasans dagegen ist die Nacht der Zeitpunkt, wo Geschäfte abgemacht, und die Häuser der vornehmsten Beamten von Leuten belagert werden, die etwas zu suchen haben und die den Tag über nicht vorkommen können. Die Stadt bietet einen malerischen, belebten Anblick; doch hat das Ganze den ernsten, schweigsamen Charakter, der die Moslemin auszeichnet. Die Straßen sind voller Menschen, voll Bewegung, aber geräuschlos; es herrscht noch die Ruhe der Nacht, doch ohne die Dunkelheit, ohne den allgemeinen Schlaf, die sich gewöhnlich schon früh über diese ruhigen Theile der Stadt verbreiten.

Um den Palast des Serakkier Pascha's hat seit zwölf Jahren Alles ein anderes Ansehen gewonnen; die engen Zugänge, die beengenden, unregelmäßig zusammengedrängten Häuser haben geräumigen, regelmäßig angelegten Straßen Platz gemacht, die mit eleganten, gleichförmig gebauten Buden geziert sind. Der Platz der Moschee des Sultans Bajazeth ist der Mittelpunkt dieses so schnell verschönerten Quartiers, das jetzt an gesunder Lage gewonnen hat und den herrlichsten, reinlichsten Anblick bietet. Diese wichtigen Verbesserungen dankt man der Umsicht des Generalgouverneurs von Konstantinopel, der, in den seiner besondern täglichen Beaufsichtigung übergebenen Theilen der Stadt, den Weg zu solchen der Gesundheit zuträglichen Einrichtungen bahnte, und bei den neuen Bauten zugleich jene Einfachheit, die sie minder kostspielig macht, und den Geschmack des Landes, der ihnen jene eigene Anmuth und Originalität verleiht, beibehielt.

In der einen Ecke des Platzes der Moschee befinden sich drei Buden, die kurz vor Eintritt des Ramasans fertig wurden und weit eleganter eingerichtet und ausgeschmückt sind als die übrigen. Sie wurden sogleich von Kaufleuten in Besitz genommen; die beiden erstern sind mit französischen und englischen Luxusartikeln angefüllt und die dritte enthält höchst elegante Gefäße mit Tabak, hier zu Lande ein wesentlicher Artikel, den man hier mit einer gewissen Eleganz und auf eine so einladende Weise zum Verkaufe ausstellt, von der man in christlichen Ländern keinen Begriff hat.

Der Sultan besuchte während der Dauer des Ramasans fast jeden Tag das schöne Stadtviertel Eski-Serail, das seit dieser Zeit der Hauptsammelplatz einer zahllosen Menschenmenge war, die von der Gegenwart des Herrschers herbeigezogen wurde, und sich ohne Zwang auf dem großen Platze Sultan Bajazeth und in den benachbarten breiten Straßen bewegte. Der Sultan setzte sich abwechselnd in den drei Buden nieder und ließ sich Bericht erstatten über die Lage der Stadt, den Preis der Lebensmittel, die Vorräthe der Märkte, und über Alles, was die Bevölkerung und besonders die Armen betraf. Der Sultan geht ohne Wache aus, nur von einer Anzahl seiner Hausoffiziere begleitet, an deren Spitze er auf einem herrlichen arabischen Pferde reitet.

So oft der Sultan einen seiner gewöhnlichen Plätze, in dem neuen Stadtviertel, einnahm, fuhren lange Reihen von Wagen mit Frauen besetzt, die schon vor seiner Ankunft längs der Straße, die man von den drei Buden aus übersieht, hin gefahren waren, in Ordnung hin und zurück, an ihm vorüber, so daß diese Frauen mit Muße die Züge des Mannes betrachten konnten, dessen Kühnheit und Entschlossenheit ihnen Bewunderung einflößte. Jede schien ihn mit einer Mischung von Neugier und Achtung, von Enthusiasmus und Furcht zu betrachten.

Gegen Ende des Ramasans blieb der Sultan stundenlang unter dem Volke, das einen Monat hindurch mit gleichem Eifer um ihn sich sammelte. Um zehn Uhr Abends nahm er immer an dem niedern Fenster des Tabakgewölbes Platz; die Beleuchtung war gewählter als gewöhnlich, da die Bewohner, die seine Absicht kannten, diese Abendversammlung, so viel in ihren Kräften stand, festlich machen wollten; die Musik der Garde spielte Symphonien. Ungeachtet der strengen Kälte blieb das Fenster, an dem der Sultan sich befand, offen; eine unermeßliche Volksmenge wogte nach allen Richtungen hin und her, schweigend zwar, doch ist hier das Schweigen kein Zeichen von Kälte, sondern der Achtung, und leicht konnte man bemerken, daß, erlaubte die Sitte es zu brechen, die Moslemin und Rajas, die die Zugänge besetzten, in Freudengeschrei ausgebrochen seyn würden. Der Sultan wird geliebt; er weiß Dieß, und wohlgefällig betrachtete er die Menge, die sich zu seinem Fenster drängte, bis er erst um zwei Uhr Morgens verließ, um nach seinem Palaste zurückzukehren.

Vermischte Nachrichten.

Die Sidney Gazette vom ersten November v. J. kündigt an, daß von dem Kommandanten von Bathurst der Regierung die Anzeige von einer im Norden der Kolonie gemachten Entdeckung von höchster Wichtigkeit gemacht worden sey. Ein vor mehrern Jahren schon aus dem Gewahrsam entsprungener Verbrecher irrte seitdem im Lande umher, und kam in der jüngsten Zeit zu dem Major Macpherson nach Bathurst, dem er anzeigte, daß nördlich von Liverpool ein Fluß strömte, der dann seine Richtung nordwestlich nehme, und endlich sein Gewässer in den Golf von Vandiemen ergieße. Dieser Mensch erzählte, er sey den Fluß aufwärts bis zu seiner Quelle gegangen. Hier habe er mehrere Stämme von Eingebornen getroffen, die mit Bogen und Pfeilen bewaffnet waren und ihm durch Zeichen zu verstehen gaben, daß häufig zahlreiche Boote, die von Negern besetzt seyen, dahin kämen, um gewisse Bäume abzuhauen und eine Art Muschelthiere einzusammeln. Man glaubt, daß diese Bäume Sandelholzbäume seyen. Wenn man die Karte zur Hand nimmt, so sieht man, daß der Golf von Vandiemen fast gerade Timor gegenüber liegt, und die angeblichen Neger wahrscheinlich Malaien seyn werden, die hier Sandelholz holen, das einen ihrer hauptsächlichsten Handelsartikel nach China ausmacht. Derselbe Mann erzählte auch, daß er auf eine Menge Orangutangs und Flußpferde gestoßen sey, die man bisher auf Neuholland nicht für einheimisch gehalten hatte. Das Wichtigste an dieser Entdeckung, wenn sie Grund haben sollte, wäre jedenfalls ein Fluß in dieser Richtung. Die Regierung von Neuholland hat bereits die nöthigen Maßregeln ergriffen, um sich von der Wahrheit dieser Angabe zu überzeugen.

Die Auswanderungen aus England haben im Jahre 1831 außerordentlich zugenommen. Offizielle Parlamentspapiere geben die Anzahl der in dem ersten Halbjahre von 1831 ausgewanderten Personen auf 65,588 an, von denen 15,724 nach den Vereinigten Staaten gingen, 49,585 nach den englischen Kolonien in Nordamerika, 58 nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, 425 nach Vandiemensland.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 122. 1 Mai 1832.

Ampère's Skizzen aus Schweden.

2. Sitten, Literatur und Romantik.

Die Sitten sind in Stockholm ganz französisch, und die französische Sprache allgemein verbreitet; sie ist hier das, was die deutsche Sprache in Copenhagen ist. Gustav III schrieb die Entwürfe zu seinen Opern in französischer Sprache nieder, und seine vertrauten Briefe, die man gesammelt hat, sind theils in seiner Muttersprache, theils französisch geschrieben. Schon unter ihm war die französische Sprache sehr in Aufnahme, und man kann leicht denken, daß diese unter einem König, der ein geborner Franzose ist, sich nicht vermindert hat.

Gustav III, der ein so tragisches Ende nahm, war ganz von dem Einflusse beherrscht, den der französische Geist im achtzehnten Jahrhundert auf fast alle Länder, und vorzüglich auf die Höfe in Europa übte. Gustav hatte eine Akademie nach dem Muster der französischen gegründet, und sein ganzes Streben ging dahin, die Literatur seines Landes der französischen nachzubilden. Rühmlich für einen König, der den Wissenschaften huldigt, war es, daß er selbst der erste war, der den Preis der von ihm gegründeten Akademie davon trug, und daß es erst lange nachher bekannt wurde, daß er der Verfasser der gekrönten Preisschrift war. Doch weder Das, was Gustav selbst, noch Das, was die schönen Geister der Akademie hervorbrachten, reichte aus, um eine Nationalliteratur zu bilden.

In den südlichen Ländern Europa's faßte die lateinische und griechische Literatur leicht Wurzel, ja man könnte sagen, daß dort ihr Geist sich fortpflanzte. Die christliche Religion bildete sich dort nach der heidnischen, die neuere Literatur nach der alten; aber, die dem Süden entsprechende religiöse und poetische Form nach dem Norden verpflanzt, fand sich dort in Widerspruch mit den Sitten, Gefühlen und Ideen der Völker. Und dieser Widerspruch erzeugte anfänglich Unterdrückung, später Kampf, und endlich Freiheit. Diese Freiheit nun, oder besser Unabhängigkeit, wird in der Religion Protestantismus und in der Literatur Romantik genannt. Je weiter man nach Norden vordringt, um so schärfer tritt Dieß hervor. Frankreich, ein Centralland, das den Norden und Süden in sich vereinigt, das an Deutschland und Italien stößt, hat zwischen beiden Extremen eine Mittelstraße eingeschlagen: es ist katholisch geblieben; allein sein Katholicismus ist geläuterter, als der Neapels und Madrids; seine Literatur hat sich, der Form nach, nach der der Alten gebildet, aber dabei einen tiefen Nationalcharakter bewahrt, *) der in Deutschland und England in der Reformation verschwand, und einer vollkommenen literarischen Ungebundenheit Platz machte. In den scandinavischen Königreichen mußte Dieß, aus noch stärkeren Gründen, früher oder später eben so werden. Aus Schweden ging Gustav Adolph, der Ritter, Repräsentant und heldenmüthige Märtyrer der Reformation hervor, allein das Volk, der tapfere Vorfechter der religiösen Freiheit, blieb bis auf den heutigen Tag stets dem despotischen Einflusse französischer Wissenschaften unterworfen. Besonders gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts war es, wo durch die Wirksamkeit Gustavs und seiner Akademie dieser fremde Einfluß über die Nationaloriginalität vorherrschte.

Einige Männer traten indeß auf, die sich in Geist und Talent als ächte Schweden zeigten; der lyrische Dichter Bellmann, der in seinen Gesängen, die eine kühne Begeisterung athmen, bei aller Regellosigkeit durch tiefe Lichtblicke und durch Züge voll Anmuth und Melancholie überrascht; Stagnelius, ein schwärmerischer, religiöser Dichter, der bald durch christliche Ideen und Tugenden sich begeisterte, bald unter den skandinavischen Alterthümern, zu einer Zeit wo diese nur noch wenig bekannt waren, Stoff für Dramen und Farben für Poesie suchte; allein seine und die Bemühungen einiger Anderer blieben ohne Erfolg. Männer selbst, deren ganzes Wesen und Talent den Stempel der Originalität trug, wie der unglückliche Lidner, hatten sich zum Theil den Gesetzen gefügt, die ein Monarch, der eben so eifersüchtig auf seine Herrschaft in literarischer Hinsicht als auf seinen empörten Adel war, im Namen des guten Geschmacks ihnen vorschrieb, und im Anfange dieses Jahrhunderts übte der ausgezeichnete Repräsentant der klassischen Schule, der würdige Leopold, eine ungetheilte Herrschaft, als gegen diese Schule die heftige Opposition sich erhob, die sie stürzte.

Der Ruf, den ein französischer General auf das Erbe der Wasa erhielt, gab Gelegenheit zum Aufstand gegen die französische litera-

*) Zu bemerken ist, daß Frankreich, das damit anfing, dem Süden sich anzuschließen, unter Franz I der Bahn Italiens, bis zu Ludwig XIV der Bahn Spaniens, unter Ludwig XIV dem Muster der alten Griechen und Römer folgte, in der folgenden Periode die intellectuelle Richtung des Nordens einschlug. Das achtzehnte Jahrhundert neigte sich zu England und das neunzehnte zu Deutschland.

Digitized by Google

rische Schule. Die Revolution, die den General Bernadotte auf den Thron setzte, war eine liberale; die Unabhängigkeit ist ansteckend, und der politischen Freiheit folgte die literarische.

Der Angriff begann durch ein Journal „der Polyphem" genannt, dem bald ein anderes, der „Phosphoros" folgte, an dem junge verdienstvolle, feurige, unterrichtete, und zuweilen etwas zu hitzige Leute in Upsala arbeiteten. Dieses Journal war der Globe Schwedens, nur daß die Tendenz des alten Globe mehr historisch und die des Phosphoros mehr methaphysisch war. Er stützte sich vorzüglich auf die Spekulationen der deutschen Philosophie, die von einem Dichter Namens Thorild, und einem Gelehrten Namens Hojeer, der die Gabe der Abstraktion in hohem Grade besaß, auf die Bahn gebracht, und motivirt wurden. Diese philosophischen Erörterungen, besonders im Geiste Kants und Fichte's waren es, die den Geistern eine neue Richtung gaben; die Phosphoristen stellten die literarischen Theorien Deutschlands auf, dessen Produktionen sie übersetzten und nachahmten. Es war noch keine selbstständige Nationaliteratur gewonnen, aber die Bahn zum Ziele gebrochen, denn unter den Schweden und Deutschen herrscht Verschwisterung des Stammes, Sympathie der Natur und Verwandtschaft der Sprache. Was jedoch die Wiedergeburt der schwedischen Literatur vollendete und ihr ihre ganze Individualität wiedergab, war die Rückkehr zu den scandinavischen Sagen. Den polemischen Journalen, Polyphem und Phosphoros, folgte ein wissenschaftliches, „die Iduna," das kritische Aufsätze und poetische Versuche vom höchsten Interesse enthält.

Das Talent dieser jungen Vorfechter für die Wiedereinsetzung der Literatur ist endlich zur Reife gediehen, und sie haben ihr Vaterland mit mehreren Werken vom ersten Rang beschenkt. Herr Geyer, nachdem er gezeigt hatte, was man in der Dichtkunst mit Erinnerungen, aus dem alten Scandinavien geschöpft, leisten kann, hat sich nunmehr ganz der Geschichte gewidmet, und sein erster Band der schwedischen Annalen ist ein Muster von Gelehrsamkeit und Scharfsinn. Herr Hammarskiöld ein eifriger Anhänger der deutschen Philosophie, der er etwas swedenborgischen Mysticismus beimischt, hat eine Geschichte der schwedischen Literatur und Philosophie herausgegeben. Dieser herrliche Mann lebte noch zur Zeit meiner Anwesenheit in Stockholm; ich sah ihn schon von der Krankheit ergriffen, an der er starb, bleich und leidend auf dem Lager, das er nur auf kurze Zeit wieder verließ. Bei ihm traf ich den Dichter Atterböm, den man den Lamartine des Nordens nennen könnte, denn er vereinigt dieselbe Lieblichkeit, Schwermuth und Begeisterung der Dichtung mit noch größerem Fluß und höherer Kühnheit. Herr Hiarta hat unter dem bizarren Titel „die Pique Dame," einen Roman geschrieben, zu dem unverkennbar Werther ihn begeistert hat, und in dem der Leidenschaft, wie Goethe sie zu schildern weiß, ein kühner Humor, dem Jean Pauls ähnlich, beigemischt ist, in der sich ganz die skandinavische Schwermuth ausspricht. Was endlich den Triumph der Partei der Neuerer vollendet, ist das von Herrn Tegner herausgegebene Gedicht Frithiof. Eine alte Tradition, eine Saga hat die schöne rührende Geschichte überliefert, die Herr Tegner als Stoff seines Gedichtes wählte; die Schwierigkeit dem Leser des neunzehnten Jahrhunderts Interesse für die Sitten und Empfindungen des achten einzuflößen, hat er im Ganzen glücklich gelöst. Dieses Gedicht ist ein glänzender Beweis, welch reicher Stoff für die Poesie unserer Tage, in den Sagen der frühesten Jahrhunderte liegt.

(Schluß folgt.)

Biheh und Cunhinga.

(Fortsetzung.)

Der Anfang meiner Reise im Lande Cunhinga war eben nicht ermuthigend; ich hatte alle Ursache, öftere Angriffe zu fürchten, und zog also vor allen Dingen Erkundigungen über die Größe des Gebietes dieses Häuptlings ein, um den kürzesten und sichersten Weg zu wählen. Ich erfuhr bald, daß ich die beste Richtung eingeschlagen hatte, denn seine Staaten, die sich weit nach Osten erstrecken, haben ihre nördlichen Gränzen am Flusse Cuenza. Wir hatten im Osten und Westen Gebirge, die von Nordwest nach Südwest liefen, und im Norden andere Berge vor uns, deren Gipfel wir schon seit einigen Tagen am Horizonte erblickten; sie waren nahe genug, um uns von ihrer Höhe zu überzeugen. Wir lagerten uns an ihrem Fuße, ohne die Absicht zu haben, sie am andern Morgen zu übersteigen. Ich erkannte sie für Zweige derer, die ich von der Banza Biheh aus östlich gesehen hatte; sie gehören der Urformation an. Die großen Granitblöcke, die an mehreren Stellen der Ebene offen liegen, schienen mir von den Gipfeln der Berge losgerissen und herabgestürzt zu seyn. Beim Uebersteigen der Gebirge stießen wir auf zwei Büffel, die, durch unser Kommen erschreckt, auf ihrer Flucht in einen Abgrund sprangen. Von Negern, denen wir begegneten, erfuhren wir, das wir nicht weit von der Banza des Soba Hango waren, der mitten in dem auf der andern Seite des Gebirges liegenden Walde wohnte. Sie erboten sich uns zu führen, und ich erhielt von ihnen nützliche Nachrichten über diesen Häuptling und sein Volk, die sie mir als sehr geneigt schilderten, einen weißen Reisenden zu plündern. Das gewöhnliche Geschäft dieser Neger war, auf der Straße von Biheh den portugiesischen Kaufleuten aufzulauern, um sie zu berauben. Wir kamen am andern Tage bei guter Zeit zur Banza des Hango, in die ich jedoch meine Karawane nicht einziehen lassen wollte.

Dieser Häuptling, Statthalter und Verwandter des Cunhinga, war dessen vertrauter Freund, und sein Rathgeber in wichtigen Angelegenheiten. Ich machte ihm ein ziemlich bedeutendes Geschenk, um jeder Feindseligkeit, bei der es um mein Leben geschehen gewesen wäre, zuvorzukommen. Er empfing mich sehr freundschaftlich, doch gewarnt durch meine Führer, war ich auf meiner Hut. Er erzählte mir viel von Cunhinga, den er als sehr mächtig schilderte, und stellte mir die Gefahr vor, der ich mich aussetze, wenn ich nach seiner Banza ginge, ohne um Erlaubniß nachgesucht zu haben, da er mich, besonders nach dem Vorfalle in dem Dorfe mit seinen Unterthanen, von denen mehrere sich bereits beklagt hätten, für einen Feind halten könne. Ich benutzte diese Vorstellungen, und packte ein Geschenk zusammen, das ich sogleich an Cunhinga schickte. Meine Abgesandten waren beauftragt, ihm meine Ankunft auf seinem Gebiete und meine Absicht durch seine Banza zu reisen, anzukündigen, und ihn endlich meiner Freundschaft zu versichern. Am andern

Digitized by Google

Morgen brach ich nach Cunhinga auf, ohne die Rückkunft meiner Gesandtschaft abzuwarten, die ich in geringer Entfernung von der Banza von Hango traf. Sie waren die ganze Nacht gegangen und kehrten nun, von einigen Edeln des Cunhinga bekleidet, zurück, die beauftragt waren, die Stärke meines Zugs zu erforschen, sich vom Zwecke meiner Reise zu unterrichten, und mir anzudeuten, daß ich die Befehle ihres Herrn zu erwarten habe. Ich gab ihnen abermals Geschenke für Hango mit, indem ich ihnen erklärte, daß ich als Freund käme, und um Schutz für die Dauer meines Aufenthaltes in seinen Staaten bäte, damit ich nicht ähnlichen Anfällen, wie der bereits erwähnte, ausgesetzt sey, den ich ihnen ausführlich erzählte. Ich fügte noch bei, daß ich nach der Banza vorwärts gehen, doch vor derselben Halt machen werde, da ich die feste Ueberzeugung hege, daß ihr Herr sich nicht weigern werde, einen Freund zu empfangen, der ihm Geschenke bringe. Nachdem sie eine Flasche Tafia getrunken hatten, zogen sie ab, und ich traf sie am andern Tage nicht weit von der Banza wieder, wo sie mir verkündeten, daß ihr Herr mir den Durchgang durch seine Staaten gestatte und mir seinen Schutz zusichere.

(Fortsetzung folgt.)

Der Saintsimonismus und die Cholera.

Für Völker und Menschen gibt es keinen bessern Prüfstein als großes Unglück. Die Geschichte muß sorgfältig aus der Zeit großer öffentlicher Kalamitäten Züge aufbewahren, aus denen die Nachwelt am besten den moralischen Zustand eines Staates bemessen kann. Es ist daher nicht unwichtig, in diesem Augenblicke, wo die indische Weltseuche bis in das Herz von Frankreich vorgedrungen ist, die durch sie veranlaßten Erscheinungen in Paris zu beobachten, die manchen tiefen Blick in das innere Leben Frankreichs eröffnen. Die entsetzlichen Ausschweifungen, deren sich der Pariser Pöbel auf die unsinnigen Gerüchte von Vergiftungen hin schuldig machte, haben bewiesen, daß der Pöbel von 1832 noch eben so blutgierig und wild ist, als der von 1792; zugleich aber auch, welchen demoralisirenden Einfluß die Wuth der Parteien auf das Volk ausübt, indem sie durch ein fortgesetztes System von Verlästerungen, Anklagen, Lug und Trug allen Glauben zerstört und hiedurch eine Verwilderung der Gemüther erzeugt, die sich einem eben so fanatischen Aberglauben hingibt, als man ihn in den Judenverfolgungen des Mittelalters während der Pestzeit wüthen sah. Um so merkwürdiger in dieser Beziehung erscheint auch ein von den Saintsimonisten in ihrem Journal, „dem Globe," aus Anlaß der Cholera, erschienenes Programm, als sich daraus bemessen läßt, wie es um die bürgerliche Gesellschaft stehen würde, wenn die Lehren dieser Sekte allgemeinen Eingang finden würden. Möge der Saintsimonismus immerhin als der erste Versuch betrachtet werden, eine tiefere Quelle geistigen Lebens aufzusuchen, als die bisherige Philosophie des Liberalismus bieten konnte, so erscheint er doch in seiner bis jetzt gewonnenen Ausbildung in einer Haltlosigkeit, die gleich abgewendet von den Lehren des Christenthums wie der Philosophie bis zu den wildesten Imaginationen eines Opiumrausches ausgeartet ist. Doch hören wir die Saintsimonisten selbst mit ihren Vorschlägen:

„Es gibt nur Ein Mittel, die Cholera zu vertreiben; es besteht darin, auf die Moral der Masse zu wirken. Jedermann, der einen genügenden emoralischen Halt besitzt, hat nichts von dieser Geißel zu fürchten. Es bedarf daher außerordentlicher Maßregeln, die das Volk elektrisch erschüttern, verzücken und mit Hoffnung erfüllen; Handlungen von einem hohen Schwunge müssen eingreifen. Aber wie läßt sich die Sache ausführen, ohne einen außergesetzlichen (extra-légal) Weg einzuschlagen, d. h. ohne seine Zuflucht zu einem Staatsstreiche zu nehmen? Die Kammern haben sich in verworrener Flucht aufgelöst, und man muß ohne sie Hand ans Werk legen. Ueberhaupt haben die Kammern, und insbesondere die Deputirtenkammer, keinen Sinn für Das, was groß und zeitgemäß ist. Ein Staatsstreich ist nöthig, ein industrieller Staatsstreich. Aber der Staatsstreich, den wir fordern, ist ganz friedfertiger Art: es handelt sich darum, die Existenz des ganzen Volkes zu sichern, Reiche und Arme, ihnen eine hohe Glückseligkeit zu bieten."

Der Staatsstreich würde nun darin bestehen, binnen vierundzwanzig Stunden allen pariser Häuser- und Grundbesitzern zwischen dem Louvre und der Porte Sainte-Antoine, und zwischen Paris, Straßburg, Havre und Nantes ihr Eigenthum zu nehmen, und sofort unter einem fortwährenden Feste und dem Donner der Kanonen, durch den statt der Uhren die Stunden angezeigt werden sollen, den Bau einer großen Heerstraße und vier Eisenbahnen, nach den vier Weltgegenden hin gerichtet, zu beginnen.

„Die Eröffnung dieser Arbeiten und ihre Einweihung," so fährt der Globe in seinen Vorschlägen fort, „würde durch öffentliche Feste gefeiert werden. Alle Staatskorporationen würden dabei mit ihren Insignien erscheinen, um mit ihrem Beispiele voranzugehen. Der König und seine Familie, die Minister, der Staatsrath, der Kassationshof, die Cour royale, die Ueberreste der Kammern, würden häufig dabei sich sehen lassen, Hacke und Schaufel in der Hand. Der alte Lafayette würde gewiß einige Stunden des Tags dabei zubringen. Die Regimenter würden ihren Dienst dabei verrichten, in großer Gala und mit ihren Musiken an der Spitze. Die Abtheilungen der Arbeiter würden von den Ingenieuren des Brücken- und Straßenbaues, des Bergbaues und den Zöglingen der polytechnischen Schule, Alle in großer Uniform, befehligt werden. Die Kanonen würden den Anfang und das Ende eines jeden Tages und die einzelnen Stunden verkünden. Schauspiele in bestimmten Zwischenräumen aufgeführt werden, die besten Schauspieler sich eine Ehre daraus machen, darin aufzutreten und die glänzendsten Damen sich unter die Arbeiter mischen, um sie zu ermuntern. Die so in Entzücken versetzte und ermuthigte Bevölkerung würde ohne Zweifel unverwundbar gegen die Cholera werden. Die Industrie würde einen neuen Aufschwung nehmen, und die Regierung, die so schöne Anstalten träfe, von der Liebe Aller umgeben werden; sie würde sonach sich ganz fest begründen. Ludwig Philipp hat sich auf gesetzlichem Wege wenig Freunde erworben, so versuche er es denn durch diese hohen außergesetzlichen Maßregeln."

„Erste Arbeiten."

„Die Armee wird auf den Fuß des Friedens und der industriellen Produktion gestellt. Die Cadres der Linienregimenter werden zur Bildung von Pontoniers-, Schanzgräber-, Maurer-, Zimmerleute- und Schmiede-Kompagnien dienen. Urlaub auf unbestimmte Zeit und ein Jahressold wird allen Soldaten von jedem Range bewilligt, die nicht an der neuen Organisation Theil nehmen wollen. An alle Gewerbtreibende wird ein Aufruf erlassen, sich als Arbeiter, Aufseher oder Direktoren der Arbeiten unter die neue Fahne der universellen Association einreihen zu lassen. Die Einreihungen, Uebungen und Evolutionen der Friedensarmee der Arbeit werden an vier Hauptpunkten beginnen, die als vier Abgangsorte nach den vier großen Straßen dienen, die von Paris nach Havre, Nantes, Straßburg und Marseille führen sollen. Während der Organisation, der Einreihung und der vorläufigen Uebung, die an den vier Barrieren gegen Westen, Osten, Norden und Süden statt finden, werden zwei Ingenieurkorps in der Madelaine und dem Pantheon sich einfinden, die ihnen eingeräumt werden, um die Zeichnungen und Plane zu entwerfen."

„Bis die Einreihungen der Arbeiter und die Bildung der industriellen Kompagnien, so wie die Zeichnungen der Straßenanfänge, die nach Saint-Germain, Meaux, Fontainebleau und Orleans, und von dort weiter, führen sollen, beendigt sind, wird man unverzüglich Hand anlegen, den Mittelpunkt von Paris, der aus der Cité, den Stadtvierteln Saint-Jacques, Saint-Marceau, dem Runde zwischen der Straße Poissonniere und der alten Templestraße besteht, und die am meisten beengten Quartiere von Saint-Antoine niederzureißen und nach einem neuen Plane wieder aufzubauen."

„Die ersten industriellen Bataillone werden verwendet, mit Ordnung die dürftige Bevölkerung dieser schmutzigen und ungesunden Theile der Hauptstadt an einen andern Ort zu versetzen, wo sie an den Flanken von Paris an die schon erbauten und noch leer stehenden Gebäude anstoßende Wohnungen erbauen werden; eben so werden sie den Transport der Möbeln und Kaufmannswaaren dahin besorgen. Auf der Stelle des von winklicht engen, feuchten und ungesunden Quartieren gesäuberten Bodens

Digitized by Google

sollen ungeheure, luftige Gebäude errichtet werden, die mit der Fronte nach der Seine gerichtet von der Freude strahlen werden, die das künftige Geschick Frankreichs und Europa's bilden wird. Die Insel von Notre-Dame wird ganz und gar in eine lachende Promenade verwandelt werden, wohin die Centralbevölkerung der Hauptstadt, bei jedem Wiederkehre der Julussonne, lustwandeln und ohne Beschwerlichkeit frische Luft schöpfen kann. Ein dunkler Wald wird das Wundenmal bedecken, das den Mauern der Kathedrale durch Abreißung des daranstoßenden erzbischöflichen Palastes verursacht wurde."

„Oeffentliche Feste."

„Alle Künstler Frankreichs werden aufgerufen, durch ihre Begeisterung den königlichen Einzug des Volks in die neue Bahn des Ruhms und des Reichthums zu feiern, die sich für die Welt eröffnet. Alle Theater mögen sich vereinigen, alle vom Volke geliebten Genies sich begeistern! Tanz, Poesie, Musik, Schauspiel, der Marmor und die Farben, alle Zauber und Sinnesreize (séductions) mögen zum Voraus die Freuden feiern, die von diesem ersten Heerlager der Arbeiter aufgehen werden; der Ruf und Glanz derselben wird allen schmerzgepeinigten Nationen die Häupter erheben machen und ein wohlwollendes Lächeln auf ihr Gesicht locken, wenn sie das Signal der Vereinigung Europa's vernehmen.

„Auf dem Marsfelde wird man Franconi und seine Reitertruppe in künstlichen Pferdebewegungen erblicken, und unter dem Schalle der Fanfaren die langen Reihen der Arbeiterkohorten, die, von glänzenden Farben strahlend, überweht von den neuen Fahnen, ihre Schwenkungen ausführen werden; hier die Spiele der Gewandtheit und Kraft, Amoros, Madame Saqui, Garnerin und ihre Ballone, die majestätisch zwischen Himmel und Erde schweben; dort in Stahlfalzen schwere Wagen pfeilschnell dahin fliegend, dem Volke zur Schau, und ihm die Weissagung der Zukunft verkündend, die sein Arm schaffen wird. Man führe ihm auch das Schauspiel jener barbarischen und unglücklichen Völker vor Augen, jener Sieger und Besiegten, der Russen und Polen; man führe ihm ihre blutigen Kriege vor und mitten unter zischenden, prasselnden Feuern, die die Luft durchkreuzen und in einem Regen von Sternen herabfallen; mitten unter blauen und gelben Flammen, die mit ihren langen Zungen aus schwarzen Rauchwolken hervorlecken, zeige man ihm die Karawane der Arbeiter, die schneller als ein Vogel mit ihren zahlreichen Chören und geschmückten Tänzerinnen als Friedensbote herbeieilt; dann stelle man dar, wie die Besiegten wieder Muth schöpfen, wie die Horden der Uhlanen unbeweglich dastehen und stumm, bezaubert, verführt (séduites) ihre Waffen fallen lassen, und Alle, Sieger und Besiegte, die Hymne der universellen Konföderation anstimmen, und im Wirbel von Tänzen und Walzern sich die friedlichen Hände reichen, um sich gemeinschaftlich dem neuen Werke zu weihen.

„Im Louvre entfalte sich die Pracht der Tänze, der Dekorationen, des Gesanges; ein buntfarbiges Zelt spanne sich von seinen Dächern über seinen ungeheuern Hof aus, der hiedurch in einen ungeheuern Saal verwandelt würde, wo Mayerbeer, Rossini, Scribe, Duponchel und Taglioni ihre Herrschaft üben. Das Volk trete ein in diese neuen Carousseils, um an dem köstlichen Zauber der raffinirtesten Kunst (la plus raffinée) seine friedliche Gemüthsrichtung zu stärken; hier öffne es seine noch verhärteten Sinne dem süßen Thau noch ungekannter Genüsse; es werde höflich, elegant, sanft; es werde eingeweiht in die veredelten Vergnügungen der großen Welt, die es sich durch seine Arbeit verschaffen wird."

„Und Ihr, o Frauen, Ihr habt für Griechenland, für Polen gesungen: werdet Ihr es wohl verschmähen, auf der Bühne der Wiederauferstehung und Veredlung des Volkes zu erscheinen, des französischen Volkes, das die Genüsse und Reichthümer Eurer Vorfahren schuf, das auch die Eurigen schafft, aber nicht Theil daran nehmen darf? — Frauen, das Volk, abgezehrt, nackt, unwissend, elend, ohne Zärtlichkeit, ohne Anmuth, ohne Wollust (volupté), schmachtet. Es leidet Hunger, Kälte; es ist sammt seinen Kindern mit allen menschlichen Ansteckungen behaftet, von allen Geißeln des Fleisches und des Geistes gepeinigt, langsam stirbt es hin in Fieber und Schmutz. Es ruft zu Euch; es wird Euch lieben. Es freut sich so sehr, wenn Ihr ihm naht mit Euern frischen Gesichtern, in Euerm schönen Schmucke! O habt Mitleid mit dem Geiste und dem Fleische des Volkes! Haucht ihm Begeisterung ein, macht es stolz, edel und gut; öffnet seiner verdürsteten Seele jene Ströme der Freude, die Gott ihm bestimmt hat. Auf, auf, das Volk harrt!"

Wo so klar die Worte reden, ist jede weitere Bemerkung überflüssig. Ein Staatsstreich also, Eisenbahnen und eine allgemeine Volksberauschung sind Alles, was der Saintsimonismus, diese neue Aera des universellen Glückes und der universellen Verbrüderung, einem Volke zum Troste bieten kann, das von innerer Zwietracht wund, von einer schrecklichen Krankheit heimgesucht, seine Freiheit mit Füßen getreten, seinen Ruhm vernichtet sehen und so schwer für die Sünden seiner Väter büßen muß!

Die Pest in Bagdad.

Briefe, die aus Bassora nach Calcutta gelangt sind, geben eine schreckliche Schilderung von den Verwüstungen, die durch die Pest in Bagdad angerichtet worden. Ein Kaufmann aus Bassora hatte schon wiederholt Boten mit Briefen nach Bagdad geschickt, aber keiner war wieder zurückgekehrt. Endlich schickte er einen Kossid dahin, der die Nachricht zurück brachte, daß bei seiner Annäherung an Bagdad nirgends die gewohnte Bewegung von Karawanen und dergleichen zu sehen gewesen. Bestürzt darüber und sogleich die richtige Ursache dieser Stille ahnend, betrat er nur sehr ungern die Stadt, die er fast menschenleer fand. Die meisten Häuser waren ausgestorben und die Straßen mit Leichen bedeckt, von denen Hunde und Schakals ihre Mahlzeiten hielten. Der Kossid begab sich nach dem Serail des Pascha, dessen Umgebung nur noch aus vier Personen bestand. Außer diesen sah er nur noch fünf Menschen bei einem Gange durch die Stadt. Fast die ganze Bevölkerung ist aufgerieben oder voll Schreckens aus Bagdad entflohen. Man will die Zahl der Verstorbenen auf 100.000 anschlagen, was jedoch wahrscheinlich sehr übertrieben ist. Um das Maaß des Unglücks voll zu machen, fand auch ein Erdbeben statt, das viele Häuser einstürzte, und der Tigris war ausgetreten und hatte das umliegende Land verwüstet. — Gleichlautend hiemit sind folgende Auszüge aus dem Tagbuche eines englischen Missionärs in Bagdad: „27 April 1831. In der That alle Elemente der Zerstörung toben im Innern der ottomanischen und persischen Reiche: Pest, Erdbeben und Bürgerkriege. Gegenwärtig sind Aller Gedanken von der Pest auf die Ueberschwemmung gewendet. Der Einsturz eines Theiles der Stadtmauer auf der Nordwestseite hat dem Strome eine Bahn in die Stadt geöffnet. Das Quartier der Juden ist unter Wasser, und 200 Häuser stürzten vergangene Nacht ein. Diese Ueberschwemmung hat nicht nur eine Menge Gebäude zerstört und den Tod von mehr als zehntausend Menschen, die an der Pest starben, befördert, sondern auch die ganze Ernte ist vernichtet; die Gerste, die gerade reif war, ist ganz zu Grunde gegangen, und auch mit andern Saatfrüchten wird Dieß der Fall seyn; so daß auf 50 Meilen in die Runde um Bagdad heuer keine Ernte seyn wird. Die Armen leiden ungemein; alle Buden sind geschlossen, man kann nirgends etwas zu kaufen haben, und bei dem Mangel an Holz können sie sich nicht selbst kochen. — Am 29 April: Der Palast des Pascha's steht offen, keine Seele hält darin Wache; seine herrliche Stuterey arabischer Rosse läuft auf den Straßen umher, und jeder kann sie fangen, der dazu Lust hat. Auch seine Magazine stehen offen, und Jeder kann nehmen, was er braucht. Dieß ist eine große Wohlthat für die Armen; denn die Vorräthe sind sehr groß, da sie für eine lange Belagerung berechnet waren. — 5 Mai: Die Stadt ist verödet. Der Pascha hat nur noch vier Georgier um sich, deren Zahl mehr als hundert war. Ganze Quartiere sind ausgestorben. Von achtzehn Dienern, die Major Taylor in Bagdad zurückgelassen hat, sind sechszehn gestorben. Von den Armeniern ist mehr als die Hälfte hinweggerafft worden. Zu Hillah, dem neuen Babylon (mit 10.000 Seelen Einwohnerschaft) ist, wie ich heute von Seid Ibrahim erfuhr, kaum ein Mensch am Leben geblieben. Dieser Seid Ibrahim ist einer von Major Taylor's Dienern; er ist allein von vierzehn Mitgliedern seiner Familie übrig; seine vier Brüder, ihre Weiber, seine eigene Frau, ihre Kinder sind alle ein Opfer der Seuche geworden."

Berichtigung.

Nr. 120. S. 480. Sp. 2. Z. 3. v. u. l. Ausarbeitung statt Ausbeitung.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 123. 2 Mai 1832.

Sitten und häusliches Leben der Nordamerikaner. *)

Drei Frauen sind in der neuesten Zeit hinter einander aufgetreten, die ferne und verhältnißmäßig noch wenig gekannte Länder durchwanderten, und ihre dort gesammelten Beobachtungen der Welt in Schriften mittheilten. So bereiste die sogenannte Contemporäne einen großen Theil von Aegypten; die Engländerin Mier Hassan Ali gab schätzbare Berichte über das häusliche Leben der Mohammedaner in Indien, und um die Trias dieser reisenden Frauen voll zu machen, besuchte eine andere Engländerin Mistreß Trollope den amerikanischen Kontinent, aus dem sie eine Schilderung von den häuslichen Sitten des großen westlichen Republikanervolkes heimbrachte, die uns nicht bedauern läßt, wenn wir früher schon über Reisen und Reisebeschreibungen der Weiber in diesen Blättern gesagt haben: „Männer reisen mehr wie Zugvögel aus Instinkt und sehen die Länder und Völker aus der Vogelperspektive; Weiber thun es wie Insekten; sie gebrauchen außer ihren mikroskopischen Augen auch das Gefühl; sie rücken nur Schritt vor Schritt vor und betasten Alles." **) Mistreß Trollope hat einen scharfen Blick und eine sichere Hand in ihren Zeichnungen; ihr kleines Buch ist voll geistreichen Geplauders und sarkastischer Bemerkungen, und verdient unter allen Schilderungen, die wir über die Sitten und das häusliche Leben in Nordamerika besitzen, den ersten Rang. Doch auch so weit nur dürfen wir, um gerecht zu seyn, in unsrem Lobe gehen; so richtig sie sieht, so falsch sind ihre Folgerungen, die sie aus dem Gesehenen zieht. Die Umrisse ihrer Zeichnungen sind von sprechender Wahrheit, aber nicht mit strengem Griffel, sondern mit ätzendem Scheidewasser ausgefüllt. Sie ist eine Engländerin, und will es sich durchaus nicht nehmen lassen, die Amerikaner mit englischem Gewicht zu wägen. Sie eilte nach dem großen westlichen Kontinent hinüber, wie viele ihrer Landsleute, der Heimath überdrüssig geworden, nach Italien wandern, und die Italiener als arm, dumm und spitzbübisch verschreien, weil sie keinen Roastbeef essen, und keine Dampfmaschinen, aber ein großes Gelüste nach John Bulls Guineen haben. In ihren Grundsätzen durch und durch ein Whig, wie sie selbst bekennt, glaubte sie bei den transatlantischen Republikanern Alles zu finden, was von Plato bis auf Abbé Sieyes vom besten Staate geträumt worden ist. Wenn sie sich in Bruder Jonathan nicht eben einen vatikanischen Apoll vorstellte, so war er in dem Allerheiligsten ihres Herzens doch als ein Gott von erhabensten Gesinnungen und edelsten Tugenden aufgestellt, und sie bestieg ein Dampfschiff und fuhr dahin, um im Bethlehem der Freiheit anzubeten und zu opfern. In einem Lande, das so gut als ohne Staatsschuld ist, wo man keine Taxen bezahlt, wo nur Talent Ansprüche verleiht, wo Jedermann thun und lassen kann, was sein Herz ihm gebietet, wo Glaube und Meinung frei ist, wie der Vogel im Walde, da mußte ihrer Meinung nach, Milch und Honig fließen. Jedes Weib dünkte ihr, müsse dort eine Mutter der Gracchen seyn, der Kongreß eine Versammlung veredelter Catone, und jeder Schenkwirth so gebildet und fein in allen Bewegungen, wie der Ceremonienmeister des Königs von England. Nichts von allem Diesem fand sie, und da das amerikanische Volk nicht dem Ideale ihrer Einbildungskraft entsprach, so schloß sie, daß die republikanische Verfassung nicht viel tauge; kurz Alles, was sie in Amerika sah, mißfiel ihr, ausgenommen das Land selbst, das ihrer Beschreibung nach, ein wahres Paradies ist; aber die Menschen, denen die Vorsehung es eingeräumt hat, sind ihrer Meinung zufolge roh, ungeschlacht, eigensinnig, ungerecht und ohne Furcht vor Gott und den Menschen. Manche ihrer Klagen sind wahrhaft lächerlich, und können in der Hauptsache auf sechs Punkte zurückgeführt werden. Die Dienstmägde wollen nur Aushelferinnen (helps) geheißen seyn. Zweitens: Die Männer rauchen und spucken aus. *) Drittens: Obristen haben Kramläden und Majore Branntweinschenken. Viertens: Männer stämmen im Sitzen ihre Füße auf Stuhllehnen. Fünftens: Herren und Damen essen nur mit Messern. Sechstens: alle unirten Provinzen hatten die Unverschämtheit, die Verfasserin „gute Alte" zu heißen. Nun dürfte aber Mistreß Trollope bei einigem Nachdenken wohl gefunden haben, daß gleich schreckliche Mißbräuche in ihrem eigenen Vaterlande keine Seltenheit sind. Auch hier rauchen und spucken die Männer aus, auch hier sind Parlamentsmitglieder Schneider und Bierbräuer, auch hier aßen

*) Domestic Manners of the Americans. By Mrs. Trollope 2 Vol. 12. London 1832.

**) S. Ausland vor. Jahrgang S. 797.

*) „Ich kenne kaum etwas," sagt die Verfasserin an einer Stelle, „was englische Gefühle so anekelt, als das unaufhörliche, rücksichtslose Ausspucken. Ich fühle, daß ich meine Leser um Entschuldigung bitten muß wegen des häufigen Gebrauchs dieses sowohl, als manches andern widerlichen Wortes; allein ich kann es nicht vermeiden, ohne der Treue meiner Schilderung zu schaden."

Digitized by Google

noch zu Mannsgedenken Herren und Damen bloß mit Messern, da silberne Gabeln noch wenig im Gebrauch waren, und nicht bloß Weiber werden in dem schönen England alt genannt, sondern wir lasen oft genug, wie in englischen Zeitungen Minister und selbst ehrwürdige Bischöfe alte Weiber gescholten wurden. Jedenfalls sind ihre Erwartungen, wenn sie getäuscht wurden, nicht sehr wohl begründet gewesen: sie erwartete, in einer gemeinen, arbeitsamen Republik allen Hofschliff und die feinste Lebensart eines Landes zu finden, wo es Könige und Lords gibt; sie vermißte schmerzlich die Fügsamkeit und Bücklinge eines Volkes, dem wie dem englischen, ein Gefühl der zuvorkommenden Dienstfertigkeit angeboren ist, und bei der Rivalität der Verkäufer nöthig scheint, um sich seine Kunden zu erhalten. Wenn sie dergleichen erwartete, so irrte sie sich vollkommen in den Wirkungen, welche die Folge einer Freiheit sind, die ihr liberales Gemüth anbetete, und ihre Luftschlösser mußten wie Alle, bei denen nicht der Verstand, sondern die Phantasie Baumeister ist, jämmerlich in Trümmer fallen. Die Sucht der „Aushelferinnen" sich auf gleichen Fuß mit ihren Gebieterinnen zu setzen, ist ein schlagender Beweis, daß das gemeine Volk in Nordamerika auf der gesellschaftlichen Stufenleiter höher steht, als das englische, und ihr Entsetzen über Obristen und Majore, die ein bürgerliches Geschäft treiben, ist um so lächerlicher, da Dieß gerade nicht wenig zu Gunsten der rohen Republikaner spricht. Die Fabius und Cincinnatus des alten Roms werden dann wohl auch bei unserer liberalen Europäerin nicht sehr gut angeschrieben stehen. Freilich besteht das Leben des transatlantischen Ansiedlers nicht in Flötenblasen auf einer sammtweichen Schafrift, sondern in einer harten und fortwährenden Arbeit, und Bedürfnisse sind eher da als der Luxus. Indeß bleiben, wie gesagt, die Schilderungen der Verfasserin, ungeachtet aller eingebildeten Uebelstände und Fehlhiebe des Vorurtheils, werthvoll und lehrreich, und geben ein ungemein lebendiges Bild von dem Leben in Nordamerika, und so mögen denn auch die Schattenseiten desselben mit in den Kauf genommen werden.

Die Verfasserin und ihre Gesellschaft hatte sich im November 1827 nach Neu-Orleans eingeschifft, und fuhr, hier angelangt, den mächtigen Mississipi auf dem Dampfboote „Belvedere" hinauf, einem jener wundervollen Wasserpaläste, von deren Pracht die Amerikaner nicht genug Lobes zu sagen wissen. Allein schon auf der Schwelle des Landes der Freiheit findet Mistreß Trollope's Unmuth gegen die Abkömmlinge Washington's reichliche Nahrung. „Wer einen erfreulichen Begriff von der Art und Sitte der Nordamerikaner fassen will," sagt die Verfasserin, „vermeide es ja, seine Reisen auf einem Mississipi-Dampfboote zu beginnen. Die Herren in der Kajüte würden ihrer Sprache, ihrem Benehmen und Anzuge nach, in Europa nicht dieselbe Auszeichnung erfahren haben; allein wir fanden bald, daß ihre Ansprüche auf andern Gründen beruhten; denn wir hörten sie fast alle Majore, Obristen und Generale nennen. Der völlige Mangel gewöhnlicher Höflichkeit bei Tische, die gefräßige Raubgier, mit der alle Speisen angegriffen und verschlungen wurden, die seltsame und ungeschliffene Aussprache; das ekelhafte Ausspucken, vor dem wir kaum unsere Kleider retten konnten; die häßliche Art, mit dem Messer zu essen, wobei oft die ganze Klinge in den Mund geschoben zu werden schien, und die noch häßlichere nachher mit einem Taschenmesser sich die Zähne auszustochern — alles Dieß ließ uns bald genug bemerken, daß wir nicht von Generalen, Obristen und Majoren der alten Welt umgeben waren, und daß die Stunde des Mittagmahls eher jedes Andere, als die Stunde einer vergnüglichen Unterhaltung ist."

Die Reisenden fanden auf ihrer Fahrt den Fluß entlang von Zeit zu Zeit am Ufer Hütten, von deren Bewohnern die Verfasserin eine klägliche Schilderung entwirft; sie leben in der tiefsten Armuth, am äußersten Rande der menschlichen Gesellschaft; indeß meistentheils dennoch fröhlichen Sinnes würden sie Bedauern für eine Beleidigung aufnehmen.

„Von Zeit zu Zeit kam uns die Hütte eines Holzhauers zu Gesicht, der die Dampfboote mit Feuerung versieht, wofür er, mit der Gefahr oder vielmehr Gewißheit eines frühzeitigen Todes, Dollars oder Whisky erhält. Diese traurigen Wohnungen stehen fast alle den Winter über im Wasser, und die besten von ihnen sind auf Pfählen erbaut, so daß der Strom seinen höchsten Wasserstand erreichen kann, ohne daß die armseligen Bewohner zu ertrinken Gefahr laufen. Diese unglücklichen Geschöpfe fallen durchgehends dem Fieber zum Raube, dem sie durch den unausgesetzten Genuß von gebrannten Wassern zu begegnen suchen. Das schmutzige Aussehen der Weiber und Kinder dieser Männer war schrecklich, und so oft auch der Anblick sich wiederholte, so konnte ich doch nie gleichgültig dabei bleiben. Ihre Farbe ist bläulich weiß wie von Wassersüchtigen; Dieß ist durchgehends der Fall, und die armen kleinen Geschöpfe haben gleichfalls dasselbe gespensterhafte Aussehen. Die wohlhäbigsten dieser Wohnungen zeichnen sich durch eine elende Kuh und ein Paar Schweine aus, die bis an die Knie im Wasser stehen. Ueberhaupt kann ich wohl sagen, daß ich nie die menschliche Natur so tief erniedrigt sah, als in den Holzhauerhütten an den ungesunden Ufern des Mississipi."

(Fortsetzung folgt.)

Die Tuilerien im Jahre 1816.

(Schluß.)

Das, was man die königliche Familie nannte, und insbesondere der Graf von Artois und Madame, die Herzogin von Angouleme, übten auf den Geist des Königs, wie begreiflich, einen unermeßlichen Einfluß aus. Man kam alle Abende zusammen; Ludwig XVIII plauderte gern; wenn sich Etwas ereignet hatte, was der Familie nicht nach Wunsch war, so beobachtete der Graf von Artois ein schmollendes Schweigen, und das Diner ging sehr traurig von Statten. Manchmal brach Monsieur gegen das bestehende System los und machte Bemerkungen über die Kammer und die Minister. Wenn es eine patriotische Verschwörung gab, eine zu entschieden ausgesprochene Wahl, so unterließ es Monsieur nicht, seinem Bruder davon zu sprechen, und die Zwecke und schlimmen Absichten der liberalen Meinungen zu übertreiben. Der Herzog von Artois war vollkommen gut von Allem unterrichtet, und suchte stets durch die Schnelligkeit seiner eingezogenen Erkundigungen den Eindrücken auf den König zuvorzukommen, und sie zu leiten. Madame übte gleich-

Digitized by Google

falls große Herrschaft über das Herz des Königs. Sie war mit den mächtigen Eindrücken des Unglückes gewaffnet, und ängstigte nun unaufhörlich die Einbildungskraft Ludwigs XVIII mit den blutigen Häuptern ihres Vaters und ihrer Mutter, die sie ihm als das furchtbare Opfer der revolutionären Doktrine zeigte. Sie war für Ludwig XVIII eine Klägerin in Trauerschleiern, die von ihm verlangte, sein Königshaus zu retten, das durch Schwäche und Nachgiebigkeit an den Rand des Verderbens gerathen sey. Dieß streute Unruhe und Bedenklichkeiten in die Seele des Königs. In seinem Innern ging täglich eine Bewegung vor, die zwar unmerklich war, aber durch ihre unaufhörliche Wiederholung mächtiger wurde, und zuletzt die festesten Entschlüsse beherrschte. Dieß wird viele Handlungen seiner Regierung erklären. Leider war der königliche Wille nicht immer frei!

Die Vermählung der Herzogin von Berry machte auch jene zur Gewohnheit gewordene Trauer, jenen officiellen Thränen ein Ende, mit denen man damals ohne Unterlaß die Tuillerien befeuchtete. Seit der feierlichen Begängniß am 21 Januar, für die die Deputirtenkammer mit einem schmerzlichen Enthusiasmus gestimmt hatte, war der Hof unaufhörlich mit Trauerfeierlichkeiten zur Erinnerung an die königlichen Opfer der Revolution beschäftigt. Nach der Verbannung der Regicides hatte man, auf Befehl des Polizeiministers, eine Hausuntersuchung bei dem Volksrepräsentanten Courtois angestellt, und unter den Papieren des Wohlfahrtsausschusses das Testament der Maria Antoinette gefunden. Diese Urkunde, die mit dem religiösen Gefühle und den Rührungen einer Königin geschrieben war, die im Begriffe ist, das Schaffot zu besteigen, erfüllte Ludwig XVIII mit dem tiefsten Schmerze. Herr Decazes, dessen Kredit bei den Royalisten zu sinken begann, rieth damals dem Könige, es würde sehr zweckdienlich seyn, wenn man dieses Dokument den legislativen Kammern mittheilte. Der König willigte darein und fügte hinzu: „Da Sie nicht gut mit meiner Nichte stehen; so bringen Sie selbst ihr die Nachricht von diesem traurigen Funde; sie wird Ihnen dafür Dank wissen. Ich selbst will ihr die Haarlocke von meiner Schwester Elisabeth und König Ludwig XVII schicken.“ Herr Decazes entledigte sich seines Auftrages. Die Herzogin von Angouleme aber schenkte seiner Mittheilung wenig Aufmerksamkeit, und nahm den Minister des Königs sehr kalt auf. Welchen Grund soll man dieser Gleichgültigkeit unterlegen? Wollte sie dadurch zu verstehen geben, daß sie dem Minister keinen Dank wissen wolle, oder war die Ursache, wie die Geschichte aufzeichnen mag, daß Madame Angouleme ihren Vater anbetete, nicht so sehr aber ihre Mutter liebte? —

Das Vermächtniß wurde also der Deputirtenkammer mitgetheilt und mit Thränen und Wehklagen aufgenommen. „Indem mich der König mit dieser Sendung beauftragt, fügte Herr Decazes hinzu, wollte er diese Ehre nicht sowohl einem seiner Minister, als einem Ihrer Kollegen zugedacht wissen. Seine Majestät wollte Ihnen hiedurch einen neuen Beweis geben, daß er stets alle Gefühle, die er empfindet, mit Ihnen zu theilen wünscht.“

Da stimmte mitten unter einer allgemeinen Rührung der Versammlung Herr Marcellus folgenden Psalm an:

„Die heilige Rührung, von der unsere Herzen durchdrungen sind, läßt mir kaum die Kraft, einen Wunsch auszusprechen, der, wie ich nicht zweifeln kann, auch schon der Ihrige ist. Wir haben nicht genug Thränen, um alle Ausschweifungen, alles Unglück zu beweinen, womit die unheilvollste aller Revolutionen, die noch je die Welt verwüsteten, unser Vaterland heimgesucht hat. Ach, entschlagen wir uns endlich jenes revolutionären Geistes, von dem wir so unselige Folgen sehen! O Frankreich! O mein Vaterland! Siehe wie bitter und schmerzlich es für Deine Kinder ist, ihren Gott und ihren König verlassen zu haben! Kehre zurück, o kehre zurück zu jener göttlichen Religion, die die Menschen in diesem wie in dem andern Leben glückselig macht, indem sie auf festen und unerschütterlichen Unterlagen die Konstitutionen der gesellschaftlichen Ordnung gründet. Liebe immer mehr den besten der Könige und seine erlauchte Familie. Haß und Zwietracht möge aus Frankreich schwinden. Schließen wir unsere Reihen dicht um diesen Thron des Heils. O Frankreich! O mein theures Vaterland! Wir werden noch schöne Tage sehen, wenn es uns gelingt, Dich der Ehre und dem Glauben zurückzuführen! . . .“ *)

*) Wem ist es hier nicht, als lese er eine Stelle aus den Reden jener knechtischen Senatorenversammlungen, die Tacitus mit so unerbittlicher Strenge für die Nachwelt gebrandmarkt hat? Wer denkt nicht an sein Adulatorum pessimum genus?

A. d. R.

Das amerikanische Krokodil.

(Aus Campaigns and Cruises in Venezuela.)

Hat man den Orenoco verlassen und fährt den Cabultari aufwärts, so kommt man in den Arauco, einen Fluß, auf dem die Fahrt, wegen der dichtbelaubten Bäume an beiden Ufern, die ein so undurchdringliches Laubgewölbe bilden, daß man den Landwind, der auf dem Orenoco so erfrischend streicht, fast gar nicht spürt, nichts weniger als angenehm ist. Auf diesen abgelegenen Flüssen sieht man ungeheure Alligatoren, die sich hier lieber als in den großen Strömen aufhalten, und ich hatte oft Gelegenheit, ihre Gestalt und Lebensart zu beobachten. Dieses Thier, das von den Indianern Kaiman genannt wird, ein Name, den die Seefahrer beibehalten haben, ist bei weitem nicht so lebhaft, als man es bis jetzt geschildert hat. Selbst im Wasser, das doch seine Beweglichkeit um Vieles erleichtern muß, erhascht es seine Beute mehr durch Ueberfall als durch Geschwindigkeit. Sein schwerer unbehülflicher Gang macht es ihm unmöglich, selbst mäßig geschwinde Thiere auf dem Lande zu erhaschen; auch entfernt es sich nur selten von den Gewässern, die es bewohnt, und werden die Moräste von der Hitze ausgetrocknet, so bleibt es lieber in einem Zustande der Erstarrung im Schlamme liegen, als daß es weiter wandert, um ein anderes Wasser zu suchen, obgleich ihm dieses Element weit mehr zusagt, als das Land. Es geht nur selten aus dem Wasser, und wird es verfolgt, so zieht es sich immer dorthin zurück. Oft sieht man es den Kopf über dem Wasser und den übrigen Körper unter demselben schlafen.

Der Alligator muß nicht, wie man häufig glaubt, um seine Beute zu verzehren, ans Land gehen, sondern er bewerkstelligt Dieß sehr leicht, indem er den Kopf über dem Wasser hält. — Kein schrecklicherer Anblick, als wenn eine Anzahl dieser Amphibien ein Pferd verzehrt, das vom Strome fortgerissen wurde. Das Verschlingen ganzer Gliedmaßen, die sie vom Thiere losreißen und das Klappen ihrer Zähne, wenn ihre ungeheuern Kinnladen beim Zermalmen auf einander schlagen, macht einen Eindruck, der sich nicht beschreiben läßt. Sie sind, wie bereits erwähnt, auf dem Lande weit weniger furchtbar, und kann man sie da überfallen, so tödtet man sie mit einer Lanze, ohne daß sie sich zur Wehre setzen.

Das Weibchen legt ungefähr dreißig Eier in den Sand, die von ovaler Gestalt und fast sechs Zoll lang sind. Die Indianer essen sie nur

Digitized by Google

in Ermanglung anderer Nahrungsmittel; denn sie haben einen starken Bisamgeruch, so wie das ganze Thier, das die Orte, wo es sich aufhält, mit diesem Geruche erfüllt. Wird an der Stelle des Flusses, wo Alligatoren sind, entweder durch Menschen, die sich in großer Anzahl baden, oder durch Pferde, die durchschwimmen, ein großes Geräusch gemacht, so entfernen sie sich sogleich, lauern aber in der Nähe auf Pferde, die etwa matt werden, oder auf die zurückbleibenden Fohlen, und diese entgehen ihnen dann nur selten.

Besonders lüstern ist der Alligator nach Menschenfleisch, und wird um so furchtbarer, wenn er erst einmal davon genossen hat. Gleich den meisten wilden Thieren trotzt er dann jeder Gefahr, um diese Beute, die er jeder andern Nahrung vorzieht, zu erhaschen. Schweigend belauert er die Badenden, die so unvorsichtig sind, am Rande des Ufers sitzen zu bleiben, oder Wäscherinnen, die am Flusse beschäftigt sind, läßt sich vom Strome langsam gegen sie hin forttreiben, und hebt von Zeit zu Zeit die Augen über das Wasser, um zu sehen, ob er seiner Beute bald nahe genug ist, um sie fassen zu können. Glückt es ihm unbemerkt, nahe genug zu kommen, so versetzt er mit seinem harten Schweife dem Opfer einen gewaltigen Schlag, durch den es fast immer ins Wasser gestürzt und dann von dem Ungeheuer verschlungen wird.

Man erzählt indeß einige Beispiele von Leuten, die einem solchen Anfalle glücklich entkommen sind, indem sie Geistesgegenwart genug hatten, dem Alligator die Augen auszukratzen, was ihn nöthigt, seine Beute fahren zu lassen. Die Finger sind für solchen Fall eine zu schwache Waffe, obschon man von einem jungen indianischen Mädchen erzählt, das sich auf diese Weise gerettet haben soll. Schwimmt ein Indianer durch einen Fluß, in dem man einen solchen gefährlichen Alligator vermuthet, so versieht er sich mit einem starken, an beiden Enden zugespitzten und ungefähr achtzehn Zoll langen Stock. Wird er nun, während er im Wasser ist, angefallen, so bringt er den Stock aufrecht in den offenen Rachen des Alligators, der sich beide Spitzen in den Gaumen und die untere Kinnlade so fest einpreßt, daß er sich nicht mehr losmachen kann. Der Indianer kann nun seinen Feind bequem tödten oder ihn ersäufen, da das Thier den Rachen nicht mehr zu schließen im Stande ist.

Während des Feldzugs Morillo's im Lande Apuri waren unsere Drei beauftragt, dem General Paez Depeschen zu überbringen. Da wir keinen Kahn finden konnten, um über einen kleinen Arm des Teichs von Canavichi zu setzen, so waren wir genöthigt, mit unsern Pferden hinüberzuschwimmen, indem Jeder, wie Dieß üblich ist, seinen Sattel auf den Kopf nahm. Der Jüngste von uns, ein Lieutenant der Lanciers des Generals Paez, zögerte so lange am Ufer, daß wir bereits hinüber waren, als er erst ins Wasser stieg. Kaum war er zur Hälfte hinüber, so sahen wir einen ungeheuern Alligator, der hier sich aufhielt, aus einem Gebüsche kommen. Wir riefen unserm Gefährten zu, allein er konnte nicht mehr umkehren; da nun der Alligator auf ihn losging, so warfen wir ihm einen von unsern Sätteln an den Kopf, den das gefräßige Thier sogleich faßte, worauf es einige Augenblicke unsern Augen entschwand. Da der Kaiman aber seinen Irrthum bald gewahrte, so erschien er wieder auf dem Wasser gerade vor dem Kopfe des Pferdes, als wenn er dieses hindern wollte, vorwärts zu gehen, und nun machte das erschöpfte Thier einen Satz, der seinen Reiter abwarf. Dieser, ein geschickter Schwimmer, war nahe daran, sich zu retten; denn er tauchte in der Richtung gegen uns unter; allein kaum hob er den Kopf, um Luft zu schöpfen, so bemerkte ihn der Alligator und faßte ihn in der Mitte des Leibes. Man wird begreifen, welch schmerzlichen Eindruck dieses Schauspiel, das wir mit ansehen mußten, ohne unserm unglücklichen Kameraden, dessen Schicksal man sich denken kann, den geringsten Beistand leisten zu können, auf uns machte. Der Alligator kam, nachdem er einige Zeit unter dem Wasser geblieben war, um sein Opfer zu ertränken, am jenseitigen Ufer zum Vorscheine und schickte sich an, den Leichnam zu verzehren, gleichsam als wolle er uns zu Zeugen seiner schrecklichen Mahlzeit machen; ein Schauspiel, dem wir uns eiligst entzogen.

Vermischte Nachrichten.

Der gegenwärtige chinesische Kaiser Tao-Kuang (Glanz der Vernunft) hat im verflossenen Jahre sein fünfzigstes Lebensjahr erreicht, dem zu Ehren er ein „Gan-Ko" oder eine gnadenreiche Prüfung anzustellen verordnete, wodurch den höheren Ständen des Landes Gelegenheit gegeben wird, in eine höhere Rangstufe überzutreten. Allein die Freude des kaiserlichen Hauses wurde durch den Tod des einzigen Sohnes verbittert, der dem Kaiser auf den Thron folgen konnte. In Folge dieses unglücklichen Ereignisses verbat sich der Kaiser die übliche Verehrung durch Opfer und Altäre, angezündete Kerzen u. s. w., gab auch keine festlichen Hofgelage. Im verflossenen Monate Julius wurden ihm indeß zwei Söhne von zwei tatarischen Beischläferinnen geboren; diese werden als legitim und zur Thronfolge fähig betrachtet; nicht so ein dritter Sohn, den ihm eine Chinesin gebar. Keine Chinesin darf nämlich das kaiserliche Harem betreten; die chinesischen Beischläferinnen bewohnen abgesonderte Gebäude. Es ist folglich viele Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß bei dem Tode des gegenwärtigen Kaisers einer der Prinzen noch minderjährig seyn und daher eine Regentschaft eintreten wird.

Einige Zeit zuvor brachte der Kaiser das gewöhnliche Opfer auf dem Altare Hwang-Ti's, „des gelben Kaisers," des vergötterten Erfinders des Ackerbaues, wobei er die große Ceremonie des dreimaligen Kniefalls und neunmaligen Berührens der Erde mit seiner Stirn verrichtete. Der Beherrscher des himmlischen Reiches schien an dieser lästigen Ceremonie wenig Gefallen zu finden, da der Ceremonienmeister die dabei gebräuchlichen Worte: „Knie — Stoße" (nämlich die Stirn auf den Boden) „Knie — Stoße, Knie — Stoße" zu langsam sprach und hiedurch den kaiserlichen Unwillen auf sich zog. Auch war der Kaiser über den Mann, der die Gebete las, ungehalten; er hatte, wie dem Kaiser schien, eine erbärmliche Stimme, und dieser befahl, einen andern, der eine starke volle Stimme hatte, den Dienst verrichten zu lassen.

*

In einer der letzten Sitzungen der mineralogischen Gesellschaft in Petersburg trug Herr Heß über ein Mineral vor, das man in dem Ural, auf den Gütern der Gräfin Poller, in der Nähe von Bissersk findet, und das man bis jetzt für eine Dioptase oder Acherit gehalten hatte, aber die Untersuchungen des Herrn Heß haben nachgewiesen, daß es ein selbständiger Körper ist. Wahrscheinlich gehört dieses neuentdeckte Mineral zu den Granaten; seine Form ist, soviel sich aus den sehr kleinen Krystallen schließen läßt, die man gefunden, eine zwölfflächige Rhomboide, von schönem Grün gleich den schönsten Smaragden; am Löthrohre verliert es weder an Farbe noch Durchsichtigkeit, und scheint von größerer Härte, als die Granaten. Herr Heß hat diesen Stein zu Ehren des Präsidenten der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften „Uwarowit" genannt. Es ist kein Zweifel, daß größere Stücke des Uwarowit's an Werth und Schönheit den schönsten Smaragden gleich kommen werden. Die Entdeckung des Uwarowits ist um so merkwürdiger, als man bisher glaubte, daß die Alten Kenntniß von allen edlen Metallen besaßen. Das im Museum der oben erwähnten Gesellschaft niedergelegte Exemplar ist in einem Gangstein von chromsaurem Eisen befindlich, und verdankt seine Färbung, gleich dem Smaragd, dem Chromium.

*

Zur Statistik der Polizei in London gehört folgende Notiz im „Sun:" „Vom ersten Januar 1831 bis ersten Januar 1832 hat die neue Polizei 72.824 Individuen, unter verschiedenen Anlässen, aufgegriffen; hierunter befanden sich 45.907 männliche, und 26.917 weibliche; 2955 derselben wurden vor die betreffenden Gerichtshöfe gestellt; 21.843 vor den Polizeibehörden summarisch überwiesen, 24.259 von denselben losgesprochen. 23.787 Betrunkene wurden von den Polizeikommandanten in den Wachthäusern losgegeben, nachdem sie nüchtern geworden; 7566 Betrunkene wurden vor die Polizeibehörden gebracht, hievon 5187 ungestraft entlassen, und 4579 um 5 Schilling gestraft, was eine Summe von 1094 Pf. St. ausmacht. Von diesen Bestraften waren 5187 männlichen und 1194 weiblichen Geschlechtes. Aus den polizeilichen Akten geht hervor, daß die meisten Betrunkenen in den Monaten Dezember und Julius betroffen wurden; die wenigsten fanden sich im Februar; im Julius 1119 männliche und 810 weibliche; im Dezember 1418 männliche und 931 weibliche; im Februar 925 männliche und 678 weibliche. Nach diesen Angaben hat also die Polizei im Durchschnitte täglich 199 Individuen eingezogen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 125. 4 Mai 1832.

Ampères Skizzen aus Schweden.

4. Das Eisenbergwerk von Danemora.

Von Upsala aus besuchte ich das Bergwerk von Danemora, das sich von jedem ähnlichen unterscheidet. Hier sieht man keine finstern Schachten oder unterirdische Stollen, sondern eine große Schlucht, wo das Erz unter freiem Himmel gegraben, und in großen Kübeln, die in einer durch Pferde in Bewegung gesetzten Maschine hängen, zu Tage gefördert wird. In einen solchen Kübel setzt man sich, wenn man einfahren will; der Augenblick, in welchem der Kübel flott wird, das Rad sich zu drehen anfängt, wo man das Getös der Maschine hört und über dem Abgrunde schwebt, hat etwas Grausenhaftes. Bald sieht man sich von Felsen umgeben, die wild durch und auf einander gethürmt sind, und wie von Zauberkraft getragen, schwebt man in diesem malerischen Chaos abwärts. Zwei oder drei Bergknappen sitzen rittlings, oder knien auf dem Rande des Kübels, indem sie sich am Seile oder an den Ketten, in denen er hängt, festhalten, und wachen darüber, daß man auf der Fahrt nicht an vorspringende Felsen anstößt. Bald kann man die Menschen unterscheiden, die auf dem Boden des Bergwerks arbeiten, das Geräusch der Hämmer und den klagenden Gesang der Bergknappen hören. Man fährt ziemlich schnell, doch gleichmäßig und ohne Anstoß; das ungeheure Seil, an dem der Kübel hängt, schwingt sich über den Köpfen, wie ein Band, das im Winde flattert, und wenn man es mit den Augen verfolgt, so sieht man es immer dünner werden und endlich fast verschwinden, so daß es scheint, als schwebe man durch Nichts festgehalten, über dieser schauerlichen Tiefe. Endlich berührt der Kübel den Boden, er wird aus- und ein anderer voll Erz an seine Stelle eingehängt, der nun die Fahrt aufwärts macht. Man stößt unwillkürlich einen erleichternden Seufzer aus, wenn man diesen Kübel nun denselben Weg machen sieht, den man eben zurückgelegt hat, wenn man sieht, wie er immer kleiner wird, und endlich bei seiner Ankunft am Rand der Mine nur noch wie ein Punkt erscheint. Es ist eine seltsame Empfindung, von der man sich bei dem Gedanken ergriffen fühlt: so bin ich herabgekommen, und so werde ich wieder aufwärts steigen.

Auf dem Boden des Bergwerkes bietet sich dem Auge nun das sonderbarste Schauspiel. Die Wände desselben sehen aus wie große Mauern von Eisen, und der Boden ist zu jeder Jahreszeit mit Eis bedeckt. Indem ich über dieses Eis hinschritt und die großen schwarzen Mauern betrachtete, dachte ich an Dante's Hölle, doch blickte ich aufwärts, sah ich das Sonnenlicht des schönen Tages, und den heitern blauen Himmel, an dem leichte Wölkchen hinzogen, so schwand dieser Gedanke wieder. Ich dachte an die bezaubernde Schilderung des Fegefeuers, wo der Dichter das sanfte Blau des orientalischen Saphirs mit der heitern Luft sich verschmelzen sah. Die Empfindungen während der Fahrt hatten so viel Angenehmes für mich, daß ich sie zu wiederholen beschloß; ich fuhr also auf und wieder zurück. Indeß war es Mittag geworden, wo man eine Mine springen ließ; ich begab mich also mit den Bergleuten in die von einem Felsen geschützte Hütte, wo sie die Explosion abwarteten. Nie noch hörte ich ein so majestätisches Getöse; es war ein Ozean von Donner, der den Abgrund ganz zu erfüllen schien. Ich fuhr sogleich aufwärts mitten durch den Rauch und die Staubwolken, die um, neben und über mir hinwogten, und den Anblick der Felsen, durch die ich hinschwebte, noch malerischer machten. Auf Augenblicke war ich ganz in diese Wirbel eingehüllt, der Himmel entschwand meinen Augen, ich sah das herabhängende Seil nicht mehr, und es war mir, als schwebe ich ohne Anhalt zwischen dem Himmel und dem Abgrunde. Endlich kam ich aus diesen Wolken heraus, sah mich zu meiner größten Freude auf festem Boden, und empfand das reinste Vergnügen, als mein kleiner Wagen mich schnell längs einem reizenden See, mitten durch ein herrliches Birken- und Eichenwäldchen hintrug, das im hellen Sonnenschimmer dalag.

Biheh und Cunhinga.

(Fortsetzung.)

Mein Wunsch war nun erfüllt, doch blieb ich immer auf meiner Hut, da ich wohl wußte, wie viel ich von einem Soba zu fürchten hatte, dessen Habsucht durch den Anblick von Schätzen gereizt wurde, die ihm, weil er selbst nichts hatte, unermeßlich vorkamen. Ich schlug mein Lager in der Nähe der Stadt auf, und dankte für die Häuser, die der Soba für mich hatte einrichten lassen, weil sie so verwahrt waren, daß sie kleinen Festungen glichen, in denen ich gleich einem Gefangenen gewesen wäre.

Der mächtige Soba, eben so neugierig auf mich, als auf meine Geschenke, verzögerte seinen Besuch nicht, und setzte jede Förmlichkeit bei Seite, um sogleich zum Zwecke zu kommen. Da ich wußte,

Digitized by Google

daß diese Häuptlinge unbedenklich Alles mitnehmen, was ihnen gefällt, so empfing ich ihn am Eingange meines Zeltes unter einem andern, das dazu diente, mich vor den Sonnenstrahlen zu schützen. Der schwarze Monarch schien aufgeblasen von Stolz, und sehr von seiner kleinen Hoheit eingenommen. Ich übergab ihm die Gefangenen, die ich mitgebracht hatte; er billigte mein Benehmen, als ich ihm die Art erzählte, wie sie in meine Gewalt gekommen waren, erklärte sie als Sklaven und übergab sie sogleich der Aufsicht einiger Edeln von seiner Begleitung. Ich übergab meine Geschenke, mit denen er sehr zufrieden schien; indeß betrachtete er die in meinem Lager aufgestapelten Waaren mit lüsternen Blicken, und als er schied, sah man ihm an, daß er ungern ging. Bald hernach schickte er mir Schlachtvieh nebst Ualo, und ließ mich aufs neue seiner Dienstwilligkeit und seines Schutzes versichern. Später erschienen auf seinen Befehl einer seiner Söhne und sein Neffe, um darauf zu sehen, daß Jeder mich mit Achtung behandle. Die Gegenwart Beider machte es unmöglich, mir, ohne erkannt zu werden, Beleidigungen zuzufügen, und ich war daher mit diesem Beweise von Aufmerksamkeit, der mir Sicherheit verbürgte, sehr zufrieden. Einige Geschenke gewannen mir das Zutrauen der beiden jungen Leute, die mir gestanden, daß Cunhinga auf die Priesterinnen des Nanqui, wegen ihres Ausspruches, daß es der Wille des Gottes sey, mich zu beschützen, sehr erzürnt wäre, weil dieses Orakel ihn zwinge, sich jeder Gewaltthätigkeit gegen mich zu enthalten, damit nicht das Volk ihn als die Ursache der Uebel anklage, die das Land künftig heimsuchen könnten. Dieses im höchsten Grade abergläubische Volk unterwirft sich gänzlich dem Willen der Zauberer; es schlachtet Menschenopfer, bald um die Götter zu versöhnen, bald um seinen Blutdurst zu stillen. Da die Weißen von den Negern als Feinde betrachtet werden, weil sie wissen, daß auch ihre Voreltern sie haßten, so suchen sie ihnen Schaden zuzufügen, nicht etwa um ein persönliches Unrecht zu rächen, sondern bloß deßhalb, weil die Europäer einst den König von Angola aus seinen Staaten vertrieben. Nichtsdestoweniger erkennen sie indeß die Ueberlegenheit der Weißen an, so zwar, daß zwei Neger sich nicht an einen Europäer wagen. Die Neger von Cunhinga sind viel kleiner und nicht so muthig als die von Biheh, doch wohl gebaut und stark. Daran gewöhnt, mitten in Wäldern zu wohnen, denken sie auf nichts als Raub und Dieberei, die sie auch gegen einander selbst üben, um sich eine Kleinigkeit, die ihnen eben gefällt, zuzueignen.

Die Tempel ihrer Götter sind ganz verfallen, da man sie mehr aus Gewohnheit als aus Ehrfurcht besucht. Nguuvulu, der große Gott des Blitzes, flößt ihnen, wegen der Verwüstungen, die er oft anrichtet, ungemeine Furcht ein. Ein sehr merkwürdiger Aberglaube unter ihnen ist der „des wahrsagenden Baumes" oder der entschleierten Wahrheit, über den ich jedoch nur höchst unvollkommene Nachrichten erhalten konnte. Bandú ist der Gott der Gesundheit; sehr oft aber stirbt, während man ihm Opfer darbringt, der Kranke, ehe man noch Zeit hat, ihm die Mittel zu reichen, die ihm vielleicht das Leben gerettet hätten.

So wie im Königreiche Angola, wird auch hier, so lange die Trauerfeierlichkeiten dauern, kein Haus gefegt. Ist der Verstorbene ein Mann, so bleibt die erste von seinen Frauen unbeweglich im Hintergrunde des Hauses, und stimmt von Stunde zu Stunde den Todtengesang an. Stirbt die erste Frau eines Mannes, so bleibt dieser, ohne ein Wort zu sprechen, bei der Leiche sitzen; um Mitternacht schlachtet man den Geistern oder „Zambi" ein Opfer, füllt eine Kürbisflasche mit dem rauchenden Blute zur Hälfte an und stellt sie neben den Verstorbenen. Man bittet die Geister seiner Vorfahren, die man zugegen glaubt, ihm geneigt zu seyn, und ist das Blut kalt geworden, so wird es gekocht dem Verwandten des Todten gegeben, der es ißt, indem er die Götter bittet, dieses Blut mit dem seinigen sich vermischen zu lassen und ihn für den Rest seines Lebens glücklich zu machen. Nun beginnen die Täuze um das Haus, und alle Verwandten des Verstorbenen essen und trinken unter Wünschen für seine ewige Glückseligkeit. Von Zeit zu Zeit ruft man ihn beim Namen, und bittet ihn, Derer zu gedenken, die er auf der Erde zurückläßt, für sie zu bitten, und ihnen in der andern Welt bequeme Häuser und hübsche Gärten am Ufer klarer und schattenreicher Flüsse zu bereiten. Am andern Morgen wird der Leichnam auf eine neue in der Mitte des Hauses ausgebreitete Matte gelegt, die Götter um ihn her, und eine kleine Bank, mit Speisen und Ualo besetzt, an seine Seite gestellt. Nun ladet man ihn ein, zu essen, und bittet die Geister seiner Vorfahren, Zeuge zu seyn, daß ihm während seines Lebens nichts gemangelt, da er sogar noch nach seinem Tode Alles im Ueberflusse habe. Ist der Verstorbene ein Mann, so setzen alle seine Weiber, mit Ausnahme der ersten Frau, sich an die Thür und stimmen von Zeit zu Zeit den Todtengesang an. Am andern Tag um Mitternacht wird das zweite Opfer geschlachtet und die dem Todten vorgesetzten Lebensmittel werden ins Feuer geworfen. Das Blut des Opfers wird den um den Leichnam stehenden Schutzgöttern dargeboten; jeder der Anwesenden trinkt einen Tropfen davon, und das Fleisch des geopferten Thieres wird gebraten und gegessen. Was von dem Blute übrig bleibt, läßt man gerinnen und an der Sonne trocknen. Den Tag darauf, um Mittag, werden die Götzenbilder weggenommen, das getrocknete Blut, aus dem man eine Kugel gebildet hat, ihnen vorgesetzt und der Leichnam der Thüre näher gebracht. Der Geruch, den er verbreitet, macht es unmöglich, in seiner Nähe zu bleiben; man zündet also nun ein großes Feuer in der Mitte der Wohnung an, in das man von Zeit zu Zeit wohlriechende Kräuter wirft, damit der Verwandte im Hintergrunde des Hauses vom Leichengeruche nicht belästigt werde. Mit Einbruch der Nacht hat, wie man glaubt, der Geist sich gänzlich vom Körper getrennt, und schickt sich nun an, nach der andern Welt zu gehen. Die Tänze werden jetzt verdoppelt, und jeden Augenblick ertönt ein Freudengeschrei. Am folgenden Morgen wird der Todte in ein Leichentuch von blauer Leinwand gewickelt, man gibt ihm Bohnen und Mais in die Hände, biegt ihm die Füße rückwärts, kreuzt seine Hände über der Brust, stellt seine Götzenbilder neben ihn, und nachdem man alle Haare seines Körpers abgeschnitten hat, die, sorgfältig in ein Baumblatt gewickelt, dem nächsten Verwandten übergeben werden, wird das Leichentuch zusammengeknüpft und sammt seinem Inhalte in eine, an einem großen Stabe befestigte Matte gelegt, die dazu dient, den Leichnam nach dem Begräbnißplatze zu bringen. Nun wird abermals ein Thier geschlachtet und gebraten, und nachdem man sich noch einige Stunden lang belustigt hat, tragen die Männer den Todten zu Grabe. In demselben

Digitized by Google

Augenblicke verläßt die erste Frau des Verstorbenen, von den andern Weibern begleitet, das Haus, und geht zum nächsten Bache, um die sonderbare Ceremonie der „Reinigung" zu vollziehen. Mitten im Wasser stehend, legt sie ihre Tanguai (eine Art Schürze) ab, und wirft die Lianen, mit denen sie bedeckt ist, in den Bach; andere Frauen scheeren ihr alle Haare des Hauptes und des übrigen Körpers ab, und sie selbst wirft die abgeschnittenen Haare, indem sie geheimnißvolle Worte murmelt, ins Wasser. Dann spült sie sich den Mund mit dem Wasser des Baches aus, und bleibt in demselben stehen, bis ein Kräutertrank, den sie getrunken hat, seine Wirkung thut. Nun hält sie sich für vollkommen gereinigt, und ganz wieder in den Zustand versetzt, in dem sie sich befand, ehe sie noch mit einem Manne zu thun hatte. Hierauf bedeckt sie sich mit einem Stücke blauem gemeinen Zeuge, und begibt sich in eine Hütte, die man während der Tage des Festes, ihrer frühern Wohnung gegenüber, für sie erbaute, und in der sie zwei Mondeswechsel hindurch bleibt. Die frühere Wohnung bleibt diese ganze Zeit hindurch in dem Zustande, in der sie beim Tode ihres Herrn war, weil man glaubt, daß er jedesmal dahin zurückkehre, wenn seine Frau den Todtengesang anstimmt, was sie jeden Tag dreimal thut. Die Männer, die den Todten beerdigt haben, errichten ihm ein plumpes Grabmal, um das sie den Rest des Tages über singen und tanzen. Mit Einbruch der Nacht sagen sie dem Verstorbenen Lebewohl und kehren nach seiner Wohnung zurück, die nun bis zum Morgen ein Schauplatz ununterbrochener Ausschweifungen und Schwelgereien ist.

Während ihres Wittwenstandes arbeitet die erste Frau nichts, und die übrigen bringen ihr die Nahrung. Nur erst nach Verlauf zweier Mondeswechsel darf sie einen andern Mann nehmen. Kommt diese Zeit heran, so theilen die Neffen des Verstorbenen sich in seine Verlassenschaft; die Söhne erben nichts. Haben die Neffen genommen, was ihnen gehört, so wird das Haus, sammt jener Hütte, welche die Wittwe bewohnte, verbrannt; die Verwandten versammeln sich, Jeder bringt einen Beitrag zu dem Feste, das nun gefeiert wird, und an dem auch alle die übrigen Wittwen des Verstorbenen Theil nehmen, die sich nun ebenfalls wieder verheirathen dürfen. Man wetteifert mit einander, sich bei diesem Feste zu betrinken, weßhalb es auch das „Fest der Vergessenheit" genannt wird. In den civilisirten Ländern Europa's findet eine Wittwe mit Kindern selten Freier; in Cunhinga hingegen bekommt die am leichtesten einen Mann, welche die meisten Kinder hat, weil diese für den Stiefvater arbeiten müssen, und für die Verbrechen, die er begeht, verantwortlich sind. Die Kinder werden in Cunhinga eine Stunde nach der Geburt beschnitten; man fängt das Blut auf, das aus der Wunde träufelt, und der Vater opfert es den schützenden Göttern seines Hauses, indem er es auf der Schwelle ausschüttet, ins Feuer gießt, und die Pfanne damit einreibt, in der die Nahrung seines Sohnes bereitet wird. Ist die Wunde geheilt, so trägt der Vater das Kind in den Tempel des Nguruln Jehnehneh, und bittet den Gott, es in seinen Schutz zu nehmen; von diesem Augenblicke an bekümmert er sich nicht eher wieder um dasselbe, bis es groß genug ist, ihn auf die Jagd zu begleiten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Haifischfang.

(Aus des Kapitäns Hall Fragments of Voyages and Travells. Edinburgh 1831.

Es gibt Augenblicke auf einem Schiffe, wo der Astronom, so emsig er auch darüber her ist, die Entfernungen zu messen, seine Sextanten eiligst ins Futteral packt; wo der Schiffslieutenant, der mit der Ausrechnung der Länge beschäftigt ist, seine Bücher auf die Seite schiebt, der Marineoffizier seine ewige Fidte aus der Hand legt, der eingenickte Schiffsarzt aus seinem Mittagsschläfchen auffährt, und Jedermann, jung und alt, womit immer er auch beschäftigt ist, auf das Verdeck rennt, wenn sich nämlich ein Haifisch blicken läßt. Selbst der Schiffskaffe, wenn ein solcher an Bord ist, bleibt nicht ohne lebhaften Antheil an diesem wilden Feste. Ich erinnere mich, einmal Joko gesehen zu haben, wie er auf dem Hängmattennetze des Hinterschiffes hin- und hersprang, grinsend, schreiend und zähneklappend, daß man es, da gerade Windstille war, auf dem ganzen Verdecke hörte. „Was hast Du, Master Mona?" rief ihm ein Matrose zu, denn das Thier kam aus Teneriffa und hatte noch seinen spanischen Namen beibehalten. Freilich antwortete Joko nichts, aber er streckte seinen Kopf über das Schiffsgeländer, so lang sein Hals war, starrte mit seinen Augen, die er aufriß, als sollten sie aus ihrer Höhlung hervorstürzen, nach einer Stelle hin und fletschte die Zähne, indem er das Maul fast von einem Ohre bis zum andern verzog. „Junge, lauf in die Küche und hole ein Stück Schweinefleisch!" ruft der Kapitän mit einer Freudigkeit, als wäre ein feindliches Korsarenschiff ihm in den Wurf gekommen. „Wo habt Ihr Euren Haken, Quartiermeister?" — „Hier, Sir, hier," erwidert der Mann, indem er mit der Fingerspitze die Hakenspitze probirt, die, wie er sagt, so scharf ist, wie eine Nähnadel. Bald ist ein gewaltiger Klumpen ranzigen Schweinefleisches von fünf oder sechs Pfund Gewicht daran befestigt; denn kaum ist Etwas für den Magen eines Haifisches zu groß oder von zu hohem Gout. Der Haken, so dick wie ein kleiner Finger, hat eine Einbiegung so groß als eines Mannes halbgekrümmte Hand, sechs bis acht Zoll lang, mit einem furchtbaren Widerhaken. Dieses gewaltige Hakeneisen ist an einer drei oder vier Fuß langen Kette befestigt; eine Vorsicht, die durchaus nöthig ist, da der gefräßige Hai manchmal den Köder so tief hinabwürgt, daß er das Tau, woran der Haken befestigt wäre, abbeißen würde, so leicht wie einen Spargelkopf. Der Haifisch ist gewöhnlich so hungrig wie ein Schiffskadet, und selten, wenn er nicht recht bei Appetit ist, schwimmt er langsam um den Köder her, beschnuffelt ihn und stößt ihn mit seiner Schaufelschnauze hin und her. Dann fährt er links oder rechts hinweg, als scheine ihm die Sache nicht recht geheuer, kehrt aber bald darauf wieder zurück, um sich an dem „Haut Gout" zu erlaben, wie die Matrosen das stinkende Schweinefleisch zu nennen pflegen, von dem man immer ein Stück zum Köder nimmt, wenn es zu haben ist. Während Herr Hai aus spröder Zierdengelei oder Argwohn dieses Spiel treibt, ist das ganze Hintertheil des Schiffes so gedrängt voll von Köpfen, daß man nicht um Geld noch gute Worte auch nur eine Spanne Raum gewinnen könnte. Das Tauwerk, die Besanmastspitze und selbst die Spreizstange daran bis zu ihrem äußersten Ende, die Hängmattennetze und alle Fenster und Luken sind mit athemlosen Zuschauern besetzt, die leise mit einander flüstern, wenn sie überhaupt zu sprechen wagen, oder Zeit finden, ihr Auge von dem Ungeheuer zu verwenden, das zwar im nächsten Augenblicke noch in die Abgründe des Meeres sich begraben kann, bald aber, wie sie hoffen, sich in ihrer Gewalt befinden wird. Oft dauert dieses Schauspiel stundenlang, und der Hai, der eben keine sonderliche Neigung fühlt, die nähere Bekanntschaft des Schiffsvolkes zu machen, geht auf Einmal auf und davon, und läßt keine Spur von sich zurück, als einen mehrere Faden langen weißen Streif. Der Verlust einer piasterreichen spanischen Galliote, auf die man Jagd machte, kann schwerlich einen größern Verdruß und lebhaftere Ausbrüche des Unwillens und Aergers zur Folge haben, als eine solche hämische Flucht des Haies. Hingegen kann, wie ich glaube, eine feindliche Flagge, die sich zum Kampfe nähert, nicht mit größerer Freude begrüßt werden, als der Augenblick, wo der Hai sich auf die Seite kehrt, um den Köder zu packen. Ein freudiges Geflüster läuft von Mund zu Mund, jedes Auge leuchtet heller auf, und Gesichter, die nicht allzustark durch Wind und Sonne bronzirt sind, sieht man bald bleich bald roth werden und die Farben wechseln, gleich einem verendenden Delphin. Wenn ein Köder vom Hintertheile

Digitized by Google

eines Schiffes ausgeworfen wird, das nur einigermaßen in Bewegung ist, so muß er nothwendig auf der Oberfläche des Wassers oder doch nur nahe unter derselben gehalten werden. Hiedurch wird nun der Hai gezwungen, ihn von unten anzubeißen, und da sein Maul unter seinem Kinne befindlich ist, nicht wie bei einem Christenmenschen oder demselben, so muß er sich fast auf den Rücken legen, um die Lockspeise, in der der Haken verborgen ist, zu fassen. Und auch, wenn er sich nicht ganz herumlegt, muß er sich doch in so weit drehen, daß man einen Theil seines weißen Bauches erblicken kann. In dem Augenblicke, wo man diesen weißen Fleck aus dem dunkeln Wasser aufschimmern sieht, vernimmt man ein dumpfes Gemurmel der befriedigten Erwartung; allein Niemand wagt noch ein Wort zu sprechen, aus Furcht den Hai scheu zu machen. Manchmal hat kaum noch der Köder das Wasser berührt, so stürzt sich das Raubthier mit einem Heißhunger darauf, daß es wörtlich genommen zur Hälfte über die Meeresfläche herausspringt. In solchen Fällen schlingt er den Köder, den Angelhaken und drei bis vier Fuß Kette ohne zu kauen auf einmal hinab, und fährt dann mit seiner verrätherischen Beute mit so ungeheurer Schnelligkeit und Gewalt dahin, daß das Tau erkracht, wenn die Spindel, auf der es aufgewickelt, ganz abgehaspelt ist. Dieß kommt jedoch nur selten vor. Gewöhnlich aber geht er bedachtsamer zu Werke und scheint an dem Köder mehr zu schnullen, als ihn anzubeißen. Die Hand Dessen, der in diesem Augenblicke das Tau hält, muß viele Gewandtheit haben; ein Stümper in dieser Kunst würde sich übereilen und den Haken herausziehen, bevor er noch in den Rachen des Haifisches hinabgelangt ist. Zwar hat die Hyäne des Meeres gewöhnlich wenig Lust, was einmal durch die furchtbare Batterie ihrer Zähne hindurch gegangen ist, wieder loszulassen; allein der Haken könnte sich durch einen unzeitigen Ruck des Taues an einem Theile des Schlundes einklammern, der zu schwach wäre, um in dem hierauf erfolgenden Kampfe festzuhalten. Der Kunstgriff des Fanges besteht darin, daß man das gefräßige Ungeheuer den großen Fleischklumpen hinabwürgen läßt, und dann dem Tau einen heftigen Ruck gibt, wodurch der Widerhaken aus dem Köder hervorspringt und sich in den Schlund oder Magen des Thieres befestigt. Da der Hai nicht der Mann darnach ist, so etwas geduldig hinzunehmen, so möchte es nicht wohl Jemand zu rathen seyn, seinen Fuß in Berührung mit dem ablaufenden Tau zu bringen, das sich mit der Schnelligkeit der Bootsleine eines Schiffes abspinnt, das zwölf Knoten geht. Aber eben so groß ist die Schnelligkeit, mit welcher der arme Teufel herangehaspelt wird, wenn das Tau zu Ende gelaufen ist, so daß er oft ganz oder der Wasserfläche zu schweben kommt. Nun aber macht sich die lang unterdrückte Freude des Schiffsvolks in allen Tönen des wildesten Siegesjubels Luft. Allein nicht immer geräth es mit dem hastigen Aufziehen des Hais gut; die heftige Gegenwehr des Ungeheuers zerreißt oft das Tau oder sprengt die Kette, und der Hai macht sich mit dem Uebrigen, was er verschlungen hat, davon, um es so gut es gehen mag zu verdauen. Man zieht es daher vor, ihn mit dem Kopfe eine Zeit lang über der Wasserfläche zu halten, bis er sich etwas erschöpft hat. Während Dieß vorgeht, sollte man fast glauben, das Thier sey sich des bösen Spiels bewußt, das man mit ihm zu treiben im Begriffe ist; denn während es um sich schlägt und sich windet und dreht, funkeln seine aufwärts gerichteten Augen von einer Wuth, die das Blut des Schwimmers gerinnen machen muß, wenn er denkt, daß auch an ihn die Reihe kommen kann, wo er sich zwischen den unbarmherzigen Zähnen seines geschwornen Feindes krümmt. Kein Seemann wird übrigens daran denken, einen Haifisch bloß mit dem Angeltau an Bord schleppen zu wollen; denn so unmächtig auch seine Anstrengungen gewöhnlich im Wasser seyn mögen, so sind sie doch selten nicht ohne Gefahr, wenn das wüthende Geschöpf halbwegs heraufgezogen ist. Um zu verhindern, daß das Tau reiße oder der Haken breche, oder eine Kinnlade ausschlitze, wendet man gewöhnlich noch ein zweites Tau mit laufender Schlinge an, die man an dem ersten Seile hinabgleiten und über den Kopf des Haifisches weg bis an die Stelle streifen läßt, wo Schwanz und Körper an einander stoßen. Ist man auch hiemit zu Stande gekommen, so hält man den ersten Akt der Tragödie für vollendet und der besiegte Feind wird über den Hatebord herangezogen und auf das Verdeck geschleudert zu unbeschreiblicher Freude aller Hände. Allein obgleich der Hai so außer seinem Elemente ist, so fehlt es ihm dennoch nicht an Kraft, noch tüchtig Unheil anzurichten, und es möchte Niemand zu rathen seyn, sich in den Bereich seines Schwanzes zu stellen oder seine Zehen dem Rachen des Thieres allzunahe zu bringen. Der Schlag mit dem Schwanze von einem nur mittelmäßig großen Haifische reicht hin, einem Menschen ein Bein zu zerbrechen, und ich sah einen ein gut drei Zoll dickes Tau über die Hälfte durchbeißen, nachdem er schon zehn Minuten lang auf dem Verdecke herumgeschleppt worden war und während dieser Zeit alle seine Feinde in respektvoller Entfernung gehalten hatte. Der verstorbene Doktor Wollaston suchte mit seinem gewöhnlichen Scharfsinne die Kraft des Haifischbisses dadurch genauer zu bestimmen, daß er ihm eine glatte Bleitafel in den Rachen stecken ließ, an der die Tiefe des Eindruckes den Maßstab für die angewendete Kraft des Fisches geben konnte. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß auf dem Verdecke eine bedeutende Verwirrung herrscht, so lang der Hai wüthend um sich schlägt, und wenn zuweilen Blut vergossen wird, was bei allen dergleichen rohen Belustigungen gewöhnlich der Fall ist, so hat man wohl eine Woche lang an den Flecken wegzuscheuern, unter stetem Brummen des Kapitäns. Indeß im Augenblicke selbst werden alle Bedenklichkeiten dieser Art bei Seite gesetzt, zumal wenn der Schiffskommandant selbst an der wilden Hetze Theil nimmt, und gewiß, es müßte eine sehr sauertöpfige Schlafmütze seyn, die nicht mitmachte. Gewöhnlich schleppt man den Hai in Eile nach dem Vorderkastell, unter den Stößen, Schlägen und Verwünschungen der Sieger, und dort wird seinem elenden Leben bald durch Stiche mit Messern, Enterspießen und Tomahakhieben ein Ende gemacht. Das Erste, was hiebei zu thun ist, besteht darin, den besiegten Feind seines gefährlichen Schwanzes zu berauben, was gar keine leichte Aufgabe ist, da man nicht gut mit heiler Haut ihm nahe kommen kann; allein irgend eine geübte Faust, die mit dem Handbeile umzugehen weiß, paßt einen Augenblick ab, wo der Fisch ruhig liegt, und hackt dann den Schwanz mit Einem Hiebe ab. Ein anderer springt dann auf den waffenlosen Feind und schlitzt ihm mit einem geschickten Schnitte den Leib von der Schnauze bis ans Ende auf, und somit ist die Tragödie, in sofern sie wenigstens den Hauptheiden derselben betrifft, zu Ende. Gewöhnlich aber sticht die Matrosen eine unbezwingliche Neugier zu wissen, was der Inhalt des Haifischmagens ist; nicht selten werden sie hierin in ihrer Erwartung getäuscht, da die Eingeweide des Thiers meist leer gefunden werden. Nur einer merkwürdigen Ausnahme weiß ich mich zu erinnern, als am Bord der „Alceste" auf der Rhede von Andschir auf Java (wir waren damals mit der Gesandtschaft unter Lord Amherst nach China begriffen) ein ansehnlicher Haifisch gefangen worden war. Einige Hühner und Enten, die in der Nacht zu Grund gegangen waren, wurden Morgens wie gewöhnlich über Bord geworfen, desgleichen einige alte Körbe und viele andere Kleinigkeiten, wie Bündel Späne, Stücke von Tauen u. s. w., was Alles zusammen im Bauche des heißhungrigen Thieres gefunden wurde. Am meisten aber war man überrascht, als man die Haut eines Büffels vorfand, der am Tage zuvor für die Schiffsgesellschaft geschlachtet worden war. Der alte Matrose, der den Fisch aufgeschlitzt hatte, stand mit ausgespreizten Beinen in dem Einschnitte und nahm Stück für Stück die verschlungenen Sachen aus der weiten Höhlung. Als er zuletzt die Büffelhaut herauszog, hielt er sie wie einen Vorhang vor sich ausgespreitet, indem er ausrief: „Hier, meine Jungen, seht Ihr wohl? Die Bestie! hat sie den Büffel gefressen und nur die Haut nicht verdauen können!"

Vermischte Nachrichten.

Als einen Beweis, mit welcher grausamen Unwissenheit französische Blätter oft ausländische Worte verstümmeln, führt „Galignani's Messenger" aus dem „Mémorial Bordelais" eine Stelle an, die bei Gelegenheit der zweiten Vorlesung der Reformbill im Oberhause folgende Namen angibt: Der Herzog von Wouchelzeau, der Herzog von Ducklingern, Lord Falmouit, der Bischof von Londoff, der Marquis von Lundown, und Lord Kemigon!

Die Länder wurden auf ihrer Reise im Innern von Afrika häufig ungemein durch die neugierigen Eingebornen belästigt, die sich um ihre Zelte drängten, und sie fast erstickten. Da sich die Reisenden bei einem Häuptling hierüber beschwerten, sagte dieser: „Nehmt eure Gewehre und schießt einige nieder; ihr habt meine volle Erlaubniß zu tödten, soviel ihr wollt. Habt ihr nur einigen die Köpfe abgeschnitten, so werden euch die andern schon in Ruhe lassen."

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 124. 3 Mai 1832.

Sitten und häusliches Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Im Anfange Februars kam unsere Reisende nach Cincinnati, am rechten Ufer des Ohio. Wie sich von selbst versteht, mußte sie ihr erstes Mittagsessen an der Wirthstafel einnehmen; da sie aber noch nicht mit der Landessitte bekannt war, so zog sie vor, den Thee auf ihrem Zimmer zu trinken. Eine Irländerin diente ihr als Aufwärterin, und sie schlürfte ihre Tasse in größter Gemüthsruhe, als barsch an die Thüre gepocht wurde und ein baumstarker Mann ins Zimmer trat, der sich als ihren Wirth ankündigte.

„Ist Eine von Ihnen krank?" begann er. „Nein, ich danke Ihnen, Sir. Wir befinden uns Alle wohl" — war meine Antwort. „Dann, Madame, muß ich Ihnen sagen, erwiderte er, daß ich Sie nicht auf diese Weise beherbergen kann; es ist bei mir keine Familien-Theegesellschaft, und sie müssen entweder mit mir und meiner Frau, oder gar nicht in meinem Hause leben." Dieser Ausspruch wurde mit einer so herrischen Art gethan, die jede Erwiderung ausschloß; indeß wagte ich doch als einen entschuldigenden Wink fallen zu lassen, daß wir Fremde und mit den Sitten des Landes noch unbekannt seyen. „Unsere Sitten sind sehr gute Sitten, entgegnete er, und wir wünschen nicht, sie von England her umgemodelt zu sehen." Ich machte keine weitere Einwendung, beeilte mich aber, auszuziehen, was am andern Tage zu unserer großen Zufriedenheit bewerkstelligt wurde. Wir hatten uns in unserer neuen Wohnung bald eingerichtet; sie war niedlich und ziemlich behaglich; allein wir fanden bald, daß ihr alle Bequemlichkeiten fehlten, die ein Europäer für den Anstand und die Behaglichkeit verlangt. Kein Brunnenstein war zu sehen, keine Gosse irgend einer Art, kein Karren eines Kehrichtsammlers, oder irgend Mittel und Wege, den Unrath fortzuschaffen, der in London mit einer Schnelligkeit verschwindet, daß man kaum bemerkt, daß er da gewesen ist. Da sich aber das Kehricht bei mir immer mehr anhäufte, so ließ ich meinen Hauswirth rufen, um zu erfahren, wie man in Cincinnati der Abfälle jeder Art sich entledige. „Ihre Aushelferin, sagte er, braucht sie nur recht in die Mitte der Straße zu tragen, liebe Alte. Wahrscheinlich ist Ihnen unbekannt, daß ein Gesetz besteht, das verbietet, dergleichen Dinge an die Seiten der Straßen zu werfen; Alles muß recht in die Mitte derselben gebracht werden, wo die Schweine bald aufräumen." In der That sieht man auch die Schweine in jedem Theile der Stadt fortwährend mit dieser Arbeit des Herkules beschäftigt; und obgleich es nicht sehr angenehm ist, von Heerden so unreinlicher Thiere umgeben zu seyn, so ist es doch ein Glück, daß sie so zahlreich und in ihrer Eigenschaft als Gassenkehrer so thätig sind; denn ohne sie würden die Straßen in kurzer Zeit mit allen Arten in Fäulniß übergehender Abfälle angefüllt seyn.

„Obgleich ich nicht Denen beistimmen kann, die Cincinnati als eines der Weltwunder betrachten, so muß ich doch auch gestehen, daß es eine Stadt von ungemeiner Größe und Wichtigkeit ist; zumal wenn man sich erinnert, daß vor dreißig Jahren noch Urwald den Boden bedeckte, wo jetzt eine Stadt sich erhebt, die mit jedem Monate an Umfang und Reichthum zunimmt. Einige der dortigen Nationalökonomen schreiben diese feenartige Verwandlung einer Bärenwildniß in eine blühende Stadt den freien politischen Institutionen zu; ohne besonders tief in die Geheimnisse der Staatskunst eingeweiht zu seyn, fand ich eine noch näher liegende Ursache in dem Stachel der Bedürfnisse, der in diesem Lande unaufhörlich zur Industrie forttreibt, so wie darin, daß der Müßiggang nirgends ein Faulbette findet. Im Verlaufe der zwei Jahre, die ich in Cincinnati oder seiner Nachbarschaft zubrachte, sah ich nie einen Bettler oder einen Mann, der, zu einem hinreichenden Vermögen gelangt, deßhalb in seinem Eifer, es zu vermehren, nachgelassen hätte. Jede Biene in diesem Stocke ist mit unablässiger Emsigkeit darauf aus, jenen Honig von Hybla, gewöhnlich Geld genannt, zu sammeln; weder Kunst, noch Wissenschaft, noch Gelehrsamkeit, noch Vergnügen kann sie vom Verfolge dieser Arbeit abwendig machen. Diese gemeinschaftliche Richtung Aller nach Einem Ziele, unterstützt von Unternehmungsgeist und verbunden mit Schlauheit und völligem Mangel aller Redlichkeit, wo es auf Gewinn ankommt, muß freilich der Erreichung des Zieles förderlich seyn. Indeß läßt die niedrige Besteuerung allerdings auch einen schnellern Anwachs des individuellen Reichthums zu als bei uns; allein vor meiner Reise in Amerika hatte ich keinen Begriff davon, wie viel von dem durch Steuern eingetriebenen Gelde wieder unter das Volk kommt, nicht bloß durch den Kauf der Produkte seiner Industrie, sondern auch durch den wirklichen Genuß dieser Produkte selbst. Wäre ich ein englischer Gesetzgeber, so würde ich den Aufruhr, statt ihn in den Tower zu schicken, eine Reise durch die Vereinigten Staaten machen lassen. Ich selbst war ein wenig zum Aufruhr geneigt, als ich mich dahin

Digitized by Google

schaften, die einigen Regierungen so große Furcht einjagten, zu verbieten, besteht man hier vielmehr darauf, daß jeder Studirende sich bei der seinigen, und jeder Ausländer bei seinen Landsleuten einschreiben läßt. Noch nie haben diese Landsmannschaften, denen die Universität sogar ein eigenes Lokal eingeräumt hat, irgend einen nachtheiligen Einfluß geübt.

Ich besuchte Herrn Geyer und brachte das Gespräch sogleich auf seine Geschichte Schwedens, mit der ich ihn gerade beschäftigt wußte. Die Vereinigung der drei Königreiche unter Margarete von Waldemar war für Schweden eine Zeit der Sklaverei und Bedrückung und nur erst mit der Regierung Gustav Wasa's begann seine Unabhängigkeit. Seit diesem großen Mann hörte Schweden auf, ein Wahlreich zu seyn, was es bis dahin gewesen war, und es blieb, bis Bernadotte den Thron bestieg, der Familie Wasa erblich. Unter Gustav Adolph war auch die weibliche Linie regierungsfähig. Während der Minderjährigkeit Christinens wurde die Aristokratie mächtig; Karl XI setzte ihrer Macht die ersten Schranken, und von dieser Zeit an waren Thron und Aristokratie in beständigem Kampfe. Unter der Königin Ulrike, Schwester Karls XII, und ihrem Gemahl Friedrich I, wurden die Prärogative der Krone beschränkt, und Dieß war, wie Herr Geyer mir sagte, die Zeit, in welcher die französischen Diplomaten Schweden mit dem Namen einer Republik bezeichneten. Die Stände versammelten sich alle drei Jahre und konnten nicht aufgelöst werden; alle Gewalt ruhte in ihren Händen, sie schlossen Krieg und Frieden, änderten den Münzfuß, brachten durch temporäre Gerichtshöfe die richterliche und durch das geheime Comité, das die eigentliche Regierung war, die vollziehende Gewalt an sich. Die legislativen Akte mußten zwar vom König unterzeichnet werden, doch durfte er seine Unterschrift nicht verweigern. Im Jahre 1756 erklärte der Landtag, daß die Unterschrift des Königs, im Fall einer Verweigerung, durch einen Stempel ersetzt werden sollte. Gustav III wollte die königliche Gewalt wieder herstellen; er erließ einen Aufruf an die Bauern von Dalekarlien, die ihn gegen den Adel unterstützten; Ankerströms meuchlerische Kugel machte dem Kampfe zwischen dem Thron und der Aristokratie ein Ende. Diese Antipathie der angesehenen Familien ist ein sicherer Bürge für die Zukunft der herrschenden Dynastie.

Ich wurde von mehreren jungen Leuten der neuern Schule offen und herzlich aufgenommen. Man bemerkt bald, daß zwischen Stockholm, einer Stadt, deren Kultur ganz französisch ist, wo in Philosophie und Literatur die Ideen des achtzehnten Jahrhunderts vorherrschen, wo die Physik durch ihren großen Repräsentanten Berzelius auf hoher Stufe steht, und zwischen Upsala, dem Herd einer spekulativen, kritischen und poetischen Tendenz, der in Deutschland herrschenden ähnlich, eine Art von Eifersucht waltet. Aus dieser hat sich nun, wie mir scheint, unter den tiefern Gemüthern von Upsala eine Opposition gegen die positive Richtung der Hauptstadt gebildet. Man hat diese Opposition des Mysticismus und selbst einer Art Vorliebe für die politischen und religiösen Formen des Mittelalters beschuldigt, doch, wie ich glaube, aus Mißverstand. Konnte ein engherziger Liberalismus umfassende Geister zurückschrecken, so war es nur darum, weil er ihnen despotisch und oberflächlich schien; Neuerer können unmöglich den Fortschritten der Freiheit abhold seyn.

Die Bibliothek von Upsala besitzt einen Schatz, der für mich von unendlichem Interesse war, und den ich zu betrachten nicht versäumte; es ist Dieß das berühmte, unter dem Namen Codex argenteus bekannte Manuskript. Es enthält die Uebersetzung eines Theils der Bibel in gothischer Sprache; sie wurde von dem Gothen Ulfilas, einem arianischen Bischof, im vierten Jahrhundert für seine Glaubensgenossen in Mösien geschrieben. Es ist das älteste Denkmal der nordischen Sprachen. Dieser Ulfilas erfand ein Alphabet, das er dem griechischen nachbildete, und sogar eine Art von Druckerei mittelst welcher die Buchstaben aufgetragen wurden. Die Schrift ist auch wirklich erhoben, auf violettem Grund und größtentheils versilbert. Die Anfangsbuchstaben der Kapitel und einige Stellen sind vergoldet und gleichfalls erhoben. Es führt Dieß auf die Vermuthung, daß die Buchstaben mit einer Art Stempel in das violette Pergament eingeschlagen wurden.

Die Geschichte dieses Manuskripts ist höchst seltsam. Es wurde im Jahre 1597 in einer westphälischen Abtei entdeckt und kam nach Prag; Prag wurde im Jahre 1648 von den Schweden erobert, man fand es unter der gemachten Beute und schickte es der Königin Christine. Hierauf wurde es von einem Soldaten und dann von einem Gelehrten gestohlen, wenigstens gibt man Dieß dem gelehrten Vossius Schuld, gewiß aber ist, daß es dessen Erben an einen schwedischen Großen, Magnus de la Gardie, verkauften, der es der Universität Upsala schenkte. Es wird sorgfältig in einem Futteral unter Schloß gehalten.

Der englische Tilgungsfonds.

(Aus Blackwood's Magazine.)

Die Einrichtung des Staatsschulden-Tilgungsfonds (sinking fund) ist zwar keine Erfindung Pitts, doch hat dieser Staatsmann das große Verdienst, diese Anstalt dem englischen Finanzsystem als einen wesentlichen Theil beigefügt, und sie unter einer Menge von Schwierigkeiten aufrecht erhalten zu haben, die einen minder umsichtigen und entschlossenen Mann zurückgeschreckt haben würden. Es ist seit einigen Jahren Mode geworden von dieser bewundernswerthen Einrichtung, als von einem Blendwerk, einer Art frommen Betrugs zu sprechen, zu dem verständige Männer zur Zeit der Gefahr ihre Zuflucht nehmen, das jedoch bei näherer Beleuchtung und besonders der höher gestiegenen Intelligenz unserer Zeit gegenüber nicht Stich halte. Einige Bemerkungen über das Wesen dieser Anstalt werden die Unzulänglichkeit der gegen dieselbe erhobenen Einwürfe und zugleich darthun, um wie Vieles besser es mit den englischen Finanzen stehen würde, hätte man den Sinking Fund stets im Sinne Pitts und nach seinen Grundsätzen verwaltet.

Das Grundprinzip dieses Tilgungsfonds ist: So oft eine Anleihe abgeschlossen wird, Auflagen von etwas größerem Betrage auszuschreiben, als zu Deckung der Interessen nöthig ist, oder auch aus einer andern Quelle einen solchen Ueberschuß aufzubringen, und den jährlichen Betrag desselben zum Ankaufe von Stocks zu verwenden, deren Interessen von den Kommissionärs bezogen, und für die dann jedes Jahr neue Stocks gekauft werden. Es ist leicht zu berechnen, daß durch diese Aufhäufung von Interessen auf Interessen ein Fonds gebildet wird, von dem Heimzahlungen am Kapital geleistet werden können, und daß auch die stärkste Nationalschuld durch eine regelmäßige, genaue, jährliche kleine Zahlung binnen einer gewissen Zeit getilgt werden muß. Um Dieß deutlicher zu machen, nehmen wir an, die Anleihe betrage 20,000,000 Pfd. St., so erfordern diese eine jährliche Interessen-Zahlung von 1 Million Pfd. St. Um diese zu decken, sorgt man für eine jährliche Summe von 1,200,000 Pfd. St., und bildet

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 126. 5 Mai 1832.

Biheh und Cunhinga.

(Fortsetzung.)

Die Cunhingas erklären nie einen Krieg, wenn sie nicht vorher ihren Gott um Rath gefragt haben. Der Fürst in seinen Festkleidern, und mit den Zeichen seiner Würde geschmückt, begibt sich von seinen Edeln und dem Volke begleitet, in den Tempel des Ngurulu Jehnehneh, wo ein Opfer, zuweilen selbst ein Menschenopfer, geschlachtet wird, wenn man glaubt, daß der Gott ein solches verlange. Der Priester stellt sich auf einen großen Stein mitten im Tempel und bewegt sich einige Zeit lang heftig hin und her; dann nimmt er eine ernste Miene an, und stößt einige abgebrochene, nichtsbedeutende Worte aus, die man sorgsam auffaßt. Hat der Gott durch den Mund seines Dieners aufgehört zu sprechen, so erklärt dieser das Orakel und nach seinem Ausspruche entscheidet es sich nun, ob Krieg oder Friede ist.

Gewohnheit hat diese Neger in der Bestimmung der Stunden so geschickt gemacht, daß selbst die richtigste Uhr die Zeit nicht genauer angeben könnte als sie. Die Höhe der Sonne, die Richtung und Länge der Pflanzenschatten sind, während des Tags, und die Stellung der Sterne bei Nacht ihre Richtschnur. Den Mond betrachten sie als das Sinnbild des menschlichen Lebens. „Er wird, sagen sie, eine Zeit lang größer und stärker, dann nimmt er ab, und verschwindet, um später unter einer neuen Gestalt wieder zu erscheinen.“ Sie haben daher auch große Achtung vor diesem Planeten, den sie als den Beschützer des Lebens betrachten, und bringen ihm Opfer, so oft er wieder erscheint.

Die Temperatur dieses Bezirks ist sehr veränderlich und den Europäern nicht zuträglich; der Unterschied derselben bei Tag und bei Nacht ist so groß, daß er sogar den Negern beschwerlich fällt. *) Die Banza von Cunhinga liegt unter 9° 49′ 49″ südl. Breite und 18° 13′ 46″ östlicher Länge, mitten in einer vom Flusse Cubango bewässerten Ebene zwischen zwei Gebirgsketten, die von Nordost nach Südwest laufen.

Der Soba besuchte mich oft, zeigte sich sehr eifrig mir zu dienen, und seine Unterthanen belästigten mich durchaus nicht. Da sie mich ganz gewöhnliche Steine sammeln sahen, so erbot sich der Soba, mich, wenn ich ihn dafür bezahlen wolle, an einen Ort führen zu lassen, wo ich sehr schöne Steine finden würde. Ich willigte ein, und nun gab er mir Boten, die mich in die Gebirge nordwestlich von der Banza führten. Ich durchstrich einen ganzen Tag lang die Vertiefungen dieser Berge, und fand eine Menge Amethysten, schöne Achate, Versteinerungen und recht artige Dendriten. Am Abende bauten wir uns Hütten, um die Nacht im Gebirge zuzubringen. Meine Führer zeigten mir, um meine Freundschaft zu gewinnen, die Pflanze mit der sie ihre Pfeile vergiften, und gaben sich alle Mühe mir die Art zu erklären, mit der sie dabei zu Werke gehen. Der aus den Blättern gepreßte Saft theilt dem Ualo keinen unangenehmen Geschmack mit, tödtet aber plötzlich. Dieses Gift versetzt die Lebensorgane in einen Zustand von Erstarrung, der ihre Verrichtungen lähmt. Ohne daß die Neger es bemerkten, brach ich einige Blätter dieser Pflanze ab, um mich von den Eigenschaften, die sie ihr beimaßen, zu überzeugen. Nach Hause zurückgekehrt, drückte ich den Saft auf ein Fleischgericht, das mein Koch eben bereitet hatte, und setzte es den Hunden vor, die auch, ehe sie es ganz verzehrt hatten, ohne Bewegung umfielen. Der Sohn und Neffe des Soba, die in diesem Augenblicke in mein Zelt traten, erkannten aus der Todesart dieser Thiere sogleich, daß sie mit dem Safte der Nanguch vergiftet worden waren. Sie wurden wüthend, und stießen fürchterliche Drohungen gegen mich aus; ich sah sogleich die Folgen, die dieses einfache Experiment bei einem grausamen Volke für mich haben konnte, das aus diesem Umstande leicht Veranlassung nehmen konnte, mich zu ermorden. Nur ein Rettungsmittel war mir übrig, und ich versuchte es auf der Stelle. Ich kredenzte den beiden jungen Leuten ein Glas Tafia, von dem ich zuvor die Hälfte trank, ließ einige Stücke Zeug herbeiholen, und bat, indem ich sie ihnen überreichte, sie als einen Beweis meiner Erkenntlichkeit für die mir geleisteten Dienste anzunehmen. Ihr Zorn schwand, und nun sagte ich ihnen, daß ich den Hunden das Fleisch nur in der Absicht gegeben habe, um mich von den Eigenschaften des Nanguch zu überzeugen, die mir unglaublich gewesen wären. Einer von ihnen stand sogleich auf, nahm die Hunde, und warf sie ins Wasser, damit ihre Herren nicht erführen, wie sie gestorben, und daß kein Verdacht auf mich falle. Ich schenkte nun meinen Gästen fleißig ein, und so söhnten sie sich wieder mit mir aus.

*) Das Thermometer stand während stürmischer Tage, im Durchschnitt: um 4 Uhr Morgens 10°, um 8 Uhr 15°, um Mittag 18°, um 2 Uhr 25°, um 8 Uhr 19°. Bei schönen Tagen im Durchschnitt: um 4 Uhr Morgens 9°, um 8 Uhr 16°, um Mittag 24°, um 2 Uhr 27°.

Digitized by Google

doch kein Europäer, der die Vereinigten Staaten besuchte, wird im geringsten es schwierig finden, mich zu verstehen. Als Kapitän Hall gefragt wurde, was seiner Meinung nach den größten Unterschied zwischen England und Amerika bilde, antwortete er gleich einem ritterlichen Seemann: „Der Mangel an Loyalität." Würde man an mich dieselbe Frage stellen, so würde ich sagen: „Der Mangel an Verfeinerung" (refinement). Hätten die Amerikaner jene patriarchalische und anspruchslose Sitteneinfalt der Schweizer (aber aus der Zeit, wo sie noch keinen Tabak kauten), so würde es ein schlechter Geschmack seyn, sie darob zu tadeln; allein Dieß ist nicht der Fall. Jonathan will ein feingebildeter Gentleman seyn, und mag es auch seyn, allein nur in seiner Art; denn ist er nicht ein freigeborner Amerikaner? Doch Jonathan möge sich auch erinnern, daß wenn er mit der alten Welt um den Vorrang in die Schranken treten will, die alte Welt dann und wann nachsehen wird, in wie fern seine Ansprüche Grund haben.

„Mit ihrem Geschäftsleben in der Gerichtsstube oder im Waarenlager, unter bürgerlichen oder militärischen Verhältnissen, habe ich nichts zu schaffen; ich zweifle nicht, daß sie alle ihre Zeit weise und nützlich anwenden; aber wie steht es mit ihren Erholungsstunden — mit jenen Stunden, die wir im Genusse alles Dessen zubringen, was die Kunst der Natur abringen kann, wo eine ausgesuchte Tafel höheres Vergnügen bietet, als ihr die Weisen gern zugestehen wollen, indem sie durch Geschmack und Eleganz über die gemeine Sinnesbefriedigung erhoben wird? Was hat der Amerikaner einer solchen gegenüber zu stellen? Ich will zwischen einem guten Mahle beider Welttheile keine Vergleichung anstellen; da ich amerikanische Gentlemen sagen hörte, daß sie keinen Unterschied zwischen beiden gefunden hätten; allein da ich von der Sitte überhaupt spreche, darf ich bemerken, daß sie selten in Gesellschaft speisen, ausgenommen an Gastafeln und in Kosthäusern. Dann essen sie mit der größtmöglichen Hast und ohne ein Wort zu sprechen; auch habe ich von amerikanischen Frauen mir sagen lassen, daß die Stunden des größten Genusses für die Herren jene seyen, wo sie, alles Zwangs entbunden, ein Glas Wachholderbeer-Branntwein in der Runde kreisen lassen können, wenn sie von keinen Damen mehr gestört sind.

„Als eine Probe ihrer Art zu denken und zu sprechen, will ich hier wörtlich ein Gespräch anführen, das ich eines Tags mit meinem Milchmann führte. „Sie sind aus der alten Welt, nicht wahr? Nun, da werden Sie hier mancherlei zu sehen kriegen!" — „Ich denke, ja" — „Sicherlich. Ihr kleines Ding von Eiland bringt wohl nicht so fürchterlich schönes Korn *) hervor, wie Sie hier zu Land sehen?" — „Es wächst dort gar kein Korn, Sir." — „Ist es möglich! Nun, da muß man sich freilich nicht wundern, wenn man in den Zeitungen so schreckliche Geschichten von Ihrem armen Volke liest, das vor Hunger stirbt." — „Indeß haben wir Weizen." — „Ja, für Ihre reichen Leute; der Arme, glaub' ich, bekommt selten den Bauch voll." — „Allerdings haben Sie hier weit größern Ueberfluß." — „Das will ich meinen. Sagt man hier doch, daß wenn dort bei Ihnen eine arme Gemeinde sich ein paar Dollars zusammengescharrt hat, so kommt Ihr König Georg und nimmt ihr Alles mit einander. Ist es nicht so?" — „Ich erinnere mich nicht, dergleichen gehört zu haben." — Ich glaube halt, man läßt so Etwas nicht unter die Leute kommen. Ihre Zeitungen sind nicht wie die unserigen, he? Ja bei uns da spricht und druckt man, was man will." — „Sie verwenden ein gutes Theil Zeit darauf, die Zeitungen zu lesen." — „Und ich möchte Sie fragen, wie man denn seine Zeit besser anwenden könnte, als so. Freie Männer können ihre Zeit nicht besser verwenden, als daß sie ein Auge auf ihre Regierung haben, und darüber wachen, daß die Leute, denen wir ein Amt geben, ihre Pflicht thun, und sich nicht zu viel herausnehmen." — Allein ich sollte meinen, Sir, daß Ihre befestigten Orte besser in Stand gesetzt und Ihre Straßen sorgfältiger in Ordnung gehalten werden würden, wenn man weniger Zeit auf Politik verwendete." — „Herr Gott, da sieht man doch, wie wenig Sie einen Begriff von einem freien Lande haben! Was ist denn ein schnurebener Weg im Vergleiche mit der Freiheit eines freigebornen Amerikaners? Und was liegt am Zickzack einer Straße, wenn man dagegen hält, wie wichtig es ist, zu wissen, ob die Männer, die wir auf den Kongreß zu schicken beliebten, schön und tüchtig sprechen, wie wir es gern sehen." — Es geschieht also aus einer Art Pflichtgefühl, daß Sie Alle in die Branntweinschenke gehen und die Zeitungen lesen?" — „Nicht anders, und das müßte kein ächter Amerikaner seyn, der's nicht thäte. Ich will damit nicht sagen, daß ein Familienvater immer hinter dem Branntweinglase sitzen soll; aber ich wollte doch, meiner Seele, meinen Sohn lieber dreimal die Woche besoffen sehen, als daß er nicht hinter den Angelegenheiten seines Vaterlandes her wäre."

Der zeitungslustige Milchmann unserer liberalen Europäerin scheint doch in der That nicht so ganz auf dem Holzwege zu seyn, als Mistreß Trollope zu verstehen geben will.

(Fortsetzung folgt.)

*) Unter Korn wird hier immer das indianische oder der Mais verstanden. A. d. V.

Die Armenkolonien in Holland und Belgien.

Verschiedene Ursachen, unter diesen vorzüglich die Erfindung der Kuhpocken-Einimpfung, das Aufhören des Kriegs, die verbesserte Gesundheitspolizei, und vor Allem der durch Anwendung von Maschinen in den Fabriken herbeigeführte verminderte Bedarf von Arbeitern, hatten die Bevölkerung und Armuth in Holland dergestalt vermehrt, daß man schon auf die Hoffnung verzichtete, durch Wohlthätigkeits- und Armenanstalten genügende Hülfe leisten zu können. Das große Verdienst einer Menge dem Elend zum Raube gewordener Familien Brod zu verschaffen, war dem General Van den Bosch vorbehalten, der durch literarische Arbeiten und menschenfreundliche Bemühungen in den Niederlanden ehrenvoll bekannt ist. In der Einsicht, welchen großen Vortheil die Errichtung von Armenkolonien auf den großen Haiden von Holland bringen würde, entwarf er einen Plan, den die Regierung genehmigte; indem sie eine Kommission ernannte, die den Auftrag hatte, sich mit dem General über seinen Entwurf zu benehmen.

Um die Kosten dieser Niederlassungen zu decken, wurde eine Vereinigung unter dem Namen Wohlthätigkeitsgesellschaft gegründet. Jeder Einwohner des Königreichs, der noch keine entehrende Strafe erduldet hat, kann gegen den mäßigen jährlichen Beitrag von 5 Fr. 80 Cent. als Mitglied aufgenommen werden; es steht ihm jedoch frei auszutreten, wann es ihm gefällt, wo er dann aller Verpflichtungen, die an den Titel eines Mitglieds sich knüpfen, enthoben ist. Im Januar des Jahres 1818 wurde die Gesellschaft in den nördlichen Provinzen gegründet, und zählte bei ihrer Entstehung schon 15.000 Mitglieder. Die Haiden von Drenthe wurden zu Gründung des menschenfreundlichsten Werkes gewählt, das ein Staat unternehmen kann, und man errichtete die Kolonie Friedrichs-Oord. Die

Digitized by Google

Wohlthätigkeitsgesellschaft wird unter Vorsitz ihres Stifters von zwei Kommissionen geleitet, die den allgemeinen Mittelpunkt der Geschäftsführung bilden, von denen die erste die Arbeiten, und die zweite die Anordnungen und die Interessen der Mitglieder und der Armen besorgt. Die erste, Wohlthätigkeitskommission genannt, besteht aus einem immerwährenden Präsidenten und 12 Mitgliedern, und die zweite, unter dem Namen Beaufsichtigungskommission, zählt mit Einschluß des Präsidenten und des Sekretärs 24 Mitglieder. Die Mitglieder beider Kommissionen verstehen ihre Verrichtungen unentgeltlich. Außer den beiden genannten bestehen auch noch Lokal- oder Unterkommissionen, die den Zweck haben, die Arbeiten der Gesellschaft zu erleichtern; in jeder Stadt besteht eine solche, aus zwei Mitgliedern des Municipalrathes, zwei Geistlichen und vier angesehenen Bürgern zusammengesetzt. Auch in jedem Friedensgerichtsbezirke und in gewissen Gemeinden, je nachdem die Oertlichkeit es erfordert, besteht eine Lokalkommission für die Landgemeinden. Bei jeder derselben befinden sich drei oder vier einheimische Mitglieder, aus denen vorzugsweise der Präsident, der Kassier und Sekretär gewählt werden; auch sind gewöhnlich der Chef der Lokalverwaltung und ein Geistlicher Mitglieder derselben. Die Lokalkommissionen sind beauftragt den Zweck der Gesellschaft bekannt zu machen, die Zahl der Mitglieder zu vermehren, die außerordentlichen und jährlichen Beiträge in Empfang zu nehmen, und sie der permanenten oder Centralkommission zu übermachen. Sie nehmen die Vorschläge der Gemeinden, Behörden, oder wohlthätiger Personen wegen Aufnahme hülfsbedürftiger Personen oder Familien an, berichten darüber an die Centralkommission, die nur durch ihre Vermittlung in dieser Hinsicht entscheidet, und fügen ihre Bemerkungen bei; sie beaufsichtigen die Verwaltung der Fonds und das damit in Verbindung stehende Interesse der Armen, theilen der Centralkommission Entwürfe, Vorschläge und Nachweisungen mit, die die Verbesserung der Lage der Armen bezwecken, kurz sie wirken auf jede nur mögliche Weise für das glückliche Gedeihen der Wohlthätigkeitsgesellschaft, und erhalten alle hiezu dienenden besondern Anweisungen. Die Lokalkommission versammelt sich auf Einladung des Präsidenten, und hält außerdem regelmäßig jedes Jahr am zweiten Montag des Monats Februar eine Sitzung. Ein von dem Präsidenten hiezu bezeichnetes Mitglied berichtet über den Zustand der Gesellschaft, und der Kassier legt eine Uebersicht seiner Rechnungen vor; diese beiden Aktenstücke und das Protokoll der Sitzung werden an die Centralkommission gesendet. Die Präsidenten und Mitglieder dieser Lokalkommission dienen ebenfalls unentgeltlich.

Der Hauptzweck der Gesellschaft ist, freie Ackerbaukolonien für dürftige Familien, Waisen, Findlinge, arme oder verlassene Kinder zu gründen. Die Familien werden nach Haushaltungen eingetheilt; jede Haushaltung hat ein aus Backsteinen gebautes, eingerichtetes, und mit Ackergeräth versehenes Haus, das aus einem Wohnzimmer, vier Schlafkammern, Keller, Getreideboden und einer an das Haus stoßenden Scheune und einem Stall besteht. Zu jedem solchen Hause gehört ein kleiner Bezirk urbar gemachten Feldes, das zum erstenmal auf Kosten der Gesellschaft angebaut wird, zwei Kühe und eine zu Erzeugung des nöthigen Düngers hinlängliche Anzahl Schafe. Die Kolonisten erhalten bei ihrer Ankunft Kleidung, hinlängliches Getreide zu Brod, Erdäpfel, und außerdem noch Vorschüsse an Geld zum Ankauf ihrer Bedürfnisse, bis ihr Feld im Stande ist ihnen Unterhalt zu liefern. Alles, was die Gesellschaft den Kolonisten liefert, ist Vorschuß, dessen Werth sie nach und nach zurückbezahlen müssen; die Gesellschaft bezieht diese Rückerstattungen mittelst wöchentlicher, dem Verdienst des Kolonisten angemessener Abzüge, die jedoch wöchentlich nicht höher sich belaufen als 1 Fr. 50 C. für ein Kind unter 12 Jahren; 2 Fr. für ein Mädchen von 12 Jahren; 2 Fr. 50 Cent. für einen Knaben zwischen 12 und 15 Jahren, und 3 Fr. 50 Cent. für einen Knaben von 15 Jahren. Alles was der Kolonist die Woche hindurch mehr verdient, bleibt während des ersten Jahres ganz zu seiner Verfügung; in den folgenden Jahren hingegen wird nur die eine Hälfte dieses Ueberschusses ihm ausbezahlt, die andere aber in eine Sparkasse niedergelegt, aus der er sie sammt den Interessen zurückerhält, sobald er das zwanzigste Jahr erreicht hat, oder die Kolonie verläßt. Jeder Kolonist hat ein Buch, in welches die einzelnen Posten seiner Ersparniß eingeschrieben werden. Spinnen, Leinen- und Wollweberei, so wie andere Handarbeiten, zu denen die Gesellschaft das Material liefert, vermehren, da der Absatz der Erzeugnisse in der Kolonie selbst gesichert ist, noch den Verdienst jeder Haushaltung.

Die aus den gesellschaftlichen und außerordentlichen Beiträgen sich bildenden Fonds werden für Einrichtung dürftiger Familien verwendet. Wenn eine Gemeinde, ein Militärkorps, oder eine Gesellschaft von Beamten einer Provinz, in Zeit von einem Jahre die Summe von 3,250 Fr. zusammenlegt (soviel gehört nämlich zu Errichtung einer Haushaltung), so hat sie das Recht eine selbst gewählte dürftige Familie der Kolonie einzuverleiben. Auch eine einzelne Person, wenn sie die genannte Summe erlegt, hat gleiches Recht. Auch auf Uebereinkunft zwischen der Gesellschaft und einer Gemeinde, einer Wohlthätigkeitsanstalt oder einer Hospitalverwaltung findet Aufnahme von Kolonisten statt. Sobald 16 Jahre lang für jeden Kopf jährlich 50 Fr. 75 Cent. erlegt werden, kann man ebenfalls einer dürftigen Familie Aufnahme verschaffen, und die Beiträge der Gesellschaftsmitglieder, die in den Gemeinden wohnen, wo die abschließenden Verwaltungen ihren Sitz haben, können dann zu Tilgung dieser Summe verwendet werden. Eine dürftige Familie muß um zur Aufnahme fähig zu seyn, aus nur sechs bis acht Individuen bestehen, die stark genug sind, um ihren Unterhalt durch Ackerbau oder Handarbeiten verdienen zu können; Kinder über sechs Jahre von gesundem Körperbau werden als tauglich angenommen. Man bezahlt höchstens 16 Jahre lang jährlich für den Kopf 5 Fr. 45 Cent., wenn man die Aufnahme von sechs Waisen oder Armen, Kindern über 6 Jahre alt, abgeschlossen hat.

Bei Begründung der Kolonie ließ man je sechs Kinder mit zwei Wirthschaftsaufsehern zusammenwohnen; allein man hat jetzt für Oekonomie, Zucht und Ordnung zuträglicher gefunden, 1000 bis 1500 in Einem Gebäude zu vereinigen, dem eine zu ihrer Unterhaltung hinlängliche Anzahl von Grundstücken beigegeben ist. Die Gemeinden, Behörden oder jene wohlthätigen Personen, die das Recht erlangt haben, Individuen in der Kolonie aufnehmen zu lassen, sind auch allein für immer berechtigt, solche Stellen im Fall der Erledigung wieder zu besetzen. Familienväter und Mütter haben den Genuß der ihnen überlassenen Häuser und Felder bis zu ihrem Tode, wofür sie, von der gänzlichen Urbarmachung des Bodens an, jährlich eine Miethe von 101 Fr. 50 Cent., und von dieser Zeit etwas weniger zu entrichten haben; von diesen Miethgeldern bestreitet die Gesellschaft Reparaturen und Grundsteuer. Hinterlassen Familienväter oder Mütter minderjährige Kinder, so gestattet die Gesellschaft diesen die nämlichen Vortheile und übergibt sie der Aufsicht der Wirthschaftsvorsteher. Die in der Kolonie aufgenommenen Kinder können, wenn sie sich nicht früher verheirathen, oder zum Militär kommen, bis zum zwanzigsten Jahre bleiben. Was die Gesellschaft erübrigt, wird für Einrichtung neuer Familien verwendet. Die Kosten des ersten Unterrichts und des Gottesdienstes bestreitet die Gesellschaft.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Ein von London ausgelaufenes Schiff hat einen Wagen am Bord, der künftig zwischen Kairo und Alexandrien hin und her gehen wird. Dieser Wagen wurde in England gebaut und ist mit einer Art Ueberdachung und Gitterfenstern versehen, um die Reisenden gegen die glühende Hitze des dortigen Klima's zu schützen. Auch die Geschirre für vier Pferde wurden mitgenommen, und zu gleicher Zeit reiste ein englischer Kutscher mit, der an das Tropenklima gewöhnt ist. Dieß ist der erste Versuch, den man mit öffentlichen Wagen in Aegypten macht. Ein Offizier des Pascha's, der vor einigen Jahren in England war, machte seinem Herren hiezu den Vorschlag, der auch seine Einwilligung gab und den Befehl ertheilte, fahrbare Straßen zwischen Kairo und Alexandrien, so wie zwischen Alexandrien, Rosette und Damiette anzulegen.

*

Zeitungen, die aus Ostindien in England eingetroffen sind, geben die Zahl der durch den Orkan auf Barbados umgekommenen Menschen auf 1477 Individuen an, worunter sich 1165 Sklaven, 247 Weiße und 65 Farbige befinden. Der Verwundeten zählte man 106 Weiße, 15 Farbige und 185 Sklaven; ein Drittheil derselben starb in Folge der erlittenen Verletzungen. Der auf der Insel angerichtete Schaden wird auf 2,511,729 Pf. St. geschätzt.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 127. 6 Mai 1832.

Die Volksfeste in Paris.

Von Amadée Pommier.

Aus dem vierten Theile des Buches von Hundert und Einem.

Außer den Gratulationsbesuchen am Neujahrstage, einem Geburtstagessen, einem Liebhaberkonzerte, einer Sonate, die das Fräulein vom Hause spielt, einer Gesellschaft, wo man sich abquält, Räthsel und Charaden aufzulösen; außer den Reden gewisser Deputirten, den Verhandlungen über die Finanzen, einer Vorlesung in der juristischen Fakultät, und einer Sitzung der philotechnischen Gesellschaft — weiß ich nichts Langweiligeres auf der Welt als ein pariser Volksfest. Schon das Wort macht mir übel; stets bin ich vierzehn Tage lang von Menschenhaß und Lebensüberdruß gequält, so oft man eine jener großen Festlichkeiten feiert, wo man sich unterhalten, wo man fröhlich seyn muß auf Befehl der Polizei, und wo man bei so und so viel Strafe zu freiwilliger Beleuchtung angehalten wird.

Es ist nicht meine Schuld; aber nie konnte ich jene periodischen oder nicht periodischen Freudenanstalten leiden, jene Jahrstage, Gedenkzeiten, Einzugs- und Krönungsbegängnisse, jene Hymnen, Geburtstagsfeiern, Te Deums, Gastmähler mit dazu gehörigen Toasten, kurz alle jene Ceremonien, von denen das Programm schon einen Monat zum Voraus ausgetheilt wird, damit man Zeit hat, sich auf die plötzlichen Ausbrüche der Nationalfreude vorzubereiten. Ein Fürst besteigt den Thron — vielleicht zu unsrem Unglück; thut nichts, man muß sich freuen, man wolle oder nicht. Ein zweifelhafter Sieg ist errungen worden, der Ströme von Blut gekostet, und alle Familien in Trauer versenkt — thut nichts; man muß in die Kirche gehen in großer Gala, und dem Himmel danken, als wenn die Bulletins nicht gelogen hätten. Es ist doch wirklich etwas Trauriges um diese offiziell angeordneten Ausbrüche des Enthusiasmus, diese durch hohe Verordnungen vorgeschriebenen Freudensprünge, diese erlogenen Verzückungen über ein erlogenes Glück, die man Monate lang vorher mit kaltem Blute auf der Präfektur ausrechnet. Sobald eine solche große Epoche sich nähert, ergreift die Verwaltung ihre Maßregeln. Man kümmere sich um Nichts; man wird alle Voraussicht genommen haben, damit die allgemeine Freude genau am bestimmten Tage, und zur bestimmten Stunde losgehe. Die Rollen sind vertheilt, die Stichworte ausgemacht, die Kosten ermittelt. Der Ueberschlag ist gemacht: man weiß bis auf den Pfennig, wie viel der Stadt Paris zwei oder drei Tage des Glückes kosten werden. Die Sänger, die Musikanten, die Possenreißer wissen ihre angewiesene Stelle; alle diese Leute, die insbesondere den Beruf haben, die allgemeine Zufriedenheit vorzustellen, sind lange vorher schon als die Agenten des öffentlichen Glückes in die Listen der Polizei eingetragen; ein Gleiches ist der Fall mit den Poeten, die die Festgesänge dichten, mit dem Jubelgeschrei, das auf den Straßen ausgestoßen werden muß, wo der König oder seine Familie vorüberkommt. Ueber alles Dieß wird verhandelt wie über ein Budget, und man wird der Sache eins wie eines Handels. Freilich braucht dann auch Niemand zu fürchten, daß die Hauptstadt an einem Tage, wo sie ein heiteres Gesicht machen soll, traurig aussehen wird. Wäre sie auch in Trauer versunken, durch Krieg oder eine Pest entvölkert, wäre sie halbtodt vor Elend und Hunger, man wird für sie dennoch eine angemessene Freude herzurichten, und sie zu zwingen wissen, sich zu vergnügen. Dieß ist eines der geheimen Kunststücke der Regierung, und einer von den tausend Handwerksvortheilen der Politik.

Indeß muß man gestehen, daß die Komödie bei diesen Gelegenheiten doch noch besser auf den Straßen, als am Hofe gespielt wird. Gott behüte Einen vor den Prunkreden, in denen die hohen Staatsbehörden, die großen Würdenträger des Reiches am Fuße des Thrones die Huldigungen ihrer Treue, den Ausdruck ihrer innigen Ergebenheit niederlegen. Obgleich die Hofleute sich viel darauf einbilden, gute Schauspieler zu seyn, und vollkommen das Gegentheil von Dem sagen zu können, was sie denken, so gibt es dennoch im Ganzen nichts Traurigeres, als diese Lobreden, Glückwünsche, Betheuerungen der Treue und Liebe, die man an die Prinzen richtet, die ihrerseits so klug sind, nicht ein Wort davon zu glauben. Es gibt einen Klang der Stimme, der vom Herzen kommt und nicht nachzuahmen ist, obgleich man keine Mühe spart, ihn nachzuahmen. Bevor man einander gegenübertritt, hat man beiderseits Alles gethan, um sich gegenseitig zu täuschen; man hat seinen Jubel wohl ausgearbeitet, den Empfang reiflich ermessen, seine Rührung genau berechnet, und Blicke und Lächeln vorläufig mit Sorgfalt eingeübt. Doch vergebliche Mühe; kein Mensch läßt sich von dieser mühsamen Heuchelei irre führen. Man merkt es den althergebrachten Redensarten, dem emphatischen geschraubten Style der Redner an, daß sie nur gekommen sind, um sich eines Frohndienstes zu entledigen, und daß ihre Liebe und Treue eben so falsche Münze ist,

Digitized by Google

als ihre Beredsamkeit. Doch lassen wir den Hof, und kehren wir zu dem Volke zurück. Das gute Volk ist leichter zu täuschen, und es befindet sich dabei nicht so übel, wenn man ihm vierundzwanzig Stunden weiß macht, daß es vergnügt und glücklich ist.

Von Kindesbeinen an sah ich die Champs-Elysées stets als die Hauptbühne der öffentlichen Feste dienen. Guter Gott, wenn ich daran denke, wie oft man sich dort unter dem Kaiserreich und unter der Restauration gefreut hat, und wie oft man sich noch dort freuen wird, wenn der Himmel so gut ist, uns nur noch fünfzig Jahre zu schenken! Uebrigens bleibt ein Fest in den Champs-Elysées immerhin eines der sehenswürdigsten Dinge, wäre es auch nur, um sich darüber zu ärgern. Die Vorbereitungen dazu werden lange vorher gemacht, und der Pariser erfreut sich an diesen Vorbereitungen fast eben so sehr als an dem Feste selbst. Man erbaut Theater, man errichtet Gerüste für die Orchester, man windet Buchsbaum- und Fichtenzweige, man hängt hölzerne Blumengewinde auf, man nagelt an alle Bäume Leisten, um die Lampen zu tragen. Jedermann weiß, daß man an dem und dem Tage sich erlustigen wird, und so fehlt Niemand bei dem Stelldichein.

Siehe da, endlich setzt sich die Riesenstadt in Bewegung. Der Eisbruch geht vor sich, die Schleußen sind aufgezogen, der Strom braust hervor. Die Volksmenge ergießt sich aus allen anstoßenden Straßen, wie Flüsse, die schäumend sich ins Meer stürzen. Das erste und zweite Aufgebot des Heerbannes der Maulaffenkrämer ist auf den Beinen; Myriaden von Menschen drängen nach Einem Punkte hin; es ist wie im Abgrunde der Ewigkeit, Alles stürzt sich hinein, und Nichts kehrt daraus zurück. Die Banlieue selbst entvölkert sich, um den Menschenozean anzuschwellen, der auf den Champs-Elysées wogt und tost. Heute hat der Fußgänger seinen guten Tag; er kann mit Sicherheit gehen und stehen; er wandelt ruhig, stolz einher wie ein König; seine ewigen Feinde, die verwünschten Wagen dürfen nicht unter der Menschenmasse herumrädern. Der Bürger im Bratenrocke schleppt sich mit Weib und Kindern daher, eine Mischung von Zufriedenheit und Aerger malt sich auf seinem Gesichte. Der erst neulich in Paris angekommene Soldat staunt über Alles mit aufgerissenem Munde und Augen. Der behelmte Pompier, schon mehr in der pariser Welt aufgethaut und zu Hause, spreizt sich prächtig neben seinem aufgeschniegelten Schatz, der heute ein Pfauenrad schreiender Farben aufgeschlagen hat, unter denen besonders das Rothe hervorsticht. Neben ihnen wandelt mit einem sardonischen Lächeln das modische Zieräffchen am Arme eines großen jungen Menschen in Civilkleidung, die jedoch seine militärische Haltung nicht verstecken kann.

(Fortsetzung folgt.)

Ampères Skizzen aus Schweden.

5. Das Nordlicht.

Bei meiner Rückkehr nach Stockholm erwartete mich das noch überraschendere Schauspiel eines Nordlichts. Ich ging mit einem meiner Reisegefährten um Mitternacht bei schönem Mondlichte eben nach Hause, als wir plötzlich den ganzen Horizont von einem weißlichen Scheine erhellt sahen. Wir glaubten anfänglich, es sey eine vom Mond beleuchtete Wolke, doch dazu war der leuchtende Körper, der keine bestimmten Umrisse hatte, nicht kompakt genug, man hätte ihn eher für die Milchstraße oder für einen fernen Nebel halten können. Während wir uns noch in Vermuthungen erschöpften, bildete sich ein leuchtender Punkt, der sich nach unbestimmten Richtungen hin ausbreitete, und dann sahen wir plötzlich große Feuergarben und unermeßliche Strahlen in der Gestalt von Schwertern und langen Spindeln am Himmel. Hierauf verschmolzen sich alle diese Gestalten und ein leuchtender Bogen bildete sich, von dem ein Regen von Licht ausströmte. Was vor unsern Augen vorging, läßt sich größtentheils durch kein Bild versinnlichen; es waren flüchtige Erscheinungen, die sich nicht beschreiben lassen, die so schnell auf einander folgten, sich vermischten und wieder verschwanden, daß das Auge nicht Zeit gewann, sie gehörig aufzufassen. Nie war das zweite Bild dieses Kaleidoskops am Himmel dem ersten ähnlich; was man eben zu sehen glaubte, war auch schon verschwunden; kurz das wunderbare Schauspiel schien stets zu enden, um wieder von Neuem zu beginnen, und es war unmöglich, den Uebergang von einer Dekoration zur andern gehörig zu unterscheiden. Man sah sie nicht nach und nach am Horizonte sich bilden, sondern sie stand plötzlich da, als ob sie immer da gestanden wäre. Es ist nicht möglich, einen Begriff zu geben, von der Beweglichkeit und dem ganz eigenen Wechselspiele dieser herrlichen nächtlichen Beleuchtung, die noch dazu von dem Monde, der gerade voll war, ziemlich beeinträchtiget wurde. Deßhalb war auch der Schein dieses Nordlichts weißlich und bleich, denn außerdem wäre zu dem Wechsel der Gestalten noch der der Farben, jener rothe, grüne und flammende Wiederschein gekommen, die dem Nordlichte oft das Ansehen einer großen Feuersbrunst geben. Das unsere war eines der schönsten, die man sehen kann; es dauerte mehrere Stunden, und seit 30 Jahren hatte man, wie uns versichert wurde, kein schöneres in Stockholm gesehen.

* * *

6. Der König von Schweden. Abreise.

Ehe ich Stockholm verließ, hatte ich noch die Ehre, eine Einladung zu Ihren Majestäten dem Könige und der Königin von Schweden zu erhalten, eine Gunst, mit der Karl Johann vorzugsweise seine Landsleute beehrt. Es war meine erste Zusammenkunft mit einem gekrönten Haupte, und ich fürchtete sehr, sie werde von Seite des Monarchen mit gleichgültigen Fragen, und von der meinigen mit verlegenen Antworten ausgefüllt werden. Statt dessen hatte ich jedoch den hohen Genuß, den König eine Stunde lang mit großer Einsicht und der edelsten Empfindung über Frankreich, die Revolution, sich selbst, sein Geschick und seine Politik sprechen zu hören. Mit innigem Vergnügen sah ich den einzigen Repräsentanten des französischen Ruhms, dem ein Thron geblieben war, mit Vorliebe der Zeiten sich erinnern, wo er noch einer der Generale der Republik war, denn ich kann nicht bergen, daß das Gegentheil mich tief geschmerzt hätte. Der Glanz der Herrscherwürde, der sogar einen Mann von solchem Genie, wie Napoleon war, verblenden konnte, ließ mich bei seinem alten Waffengefährten etwas Aehnliches befürchten, doch Dem war nicht so, und nicht ohne Rührung hörte ich aus dem Munde des Königs die Worte: „Ich der Republikaner auf dem Thron!“

Nach einem herrlichen September, den ich in Stockholm zuge-

Digitized by Google

bracht hatte, reiste ich ungern, aber gedrängt von der Jahreszeit ab, die bald Kälte oder schlechtes Wetter bringen konnte. Ich fand dieselben monotonen, einsamen und melancholischen Umgebungen wieder. Ich sah Landskrona, wo die schwedische Kriegsflotte vor Anker liegt; ein Hafen, berühmt durch seine herrlichen, in Granit gehauenen Bassins, die an die von Cherbourg und Colmar erinnern, und bekannt durch die zu sehr gepriesene Union, die, ihres Namens ungeachtet, in den gewaltsam unter Einem Scepter vereinigten drei skandinavischen Staaten, Keime der Zwietracht pflanzte, die Jahrhunderte hindurch gewuchert haben. Endlich kam ich nach Ystadt dem Hafen, wo ich landete, als ich das erstemal den Fuß auf den skandinavischen Boden setzte, den ich jetzt durchreist hatte. Dasselbe Dampfboot, das mich damals glücklich aus Deutschland übergeführt hatte, brachte mich auch glücklich wieder dahin zurück, und ich landete am Gestade von Greifswalde an einem schönen Tage, ganz dem ähnlich, an dem ich vor drei Monaten mich nach Schweden eingeschifft hatte.

Die Armenkolonien in Holland und Belgien.

(Schluß.)

Der zweite Zweck der Wohlthätigkeitsgesellschaft ist, Ackerbaukolonien für gesunde, starke Bettler zu gründen; diese sind hier Alle in Einem Gebäude beisammen, und stehen fortwährend unter strenger Aufsicht. Ihre vorzüglichste Beschäftigung ist Urbarmachung und Anbauen des Bodens. Da mehrere Provinzen der Niederlande keine Anstalten für Bettler hatten, und in andern die den Gemeinden durch sie verursachten Kosten sich auf jährlich 200 Fr. für einen Bettler beliefen, so bieten die Kolonien, da hier die ganze Auslage sich auf nur 70 Fr. für den Kopf beläuft, einen andern großen Vortheil. Die Arbeiten werden nach Tagewerken vertheilt und bezahlt; sie werden, so lange bis der Kolonist Miethsmann wird, gemeinschaftlich und unter Einer Leitung verrichtet. Die Kolonisten tragen gleichförmige, anständige, reinliche Kleidung; außer ihrem Lohn in Geld erhalten jene, die sich durch Arbeitsamkeit, Anstelligkeit und gute Aufführung auszeichnen, drei verschiedene Arten von Auszeichnungen die aus Medaillen von Kupfer, Silber und Gold bestehen. Jene, welche die goldene oder silberne Medaille erhalten, werden als Miethsleute angesehen, und können ein eigenes Grundstück zum Anbau verlangen. An der Spitze der Kolonie stehen ein Inspektor und ein Direktor, welche die Aufsicht führen, und die Ordnung aufrecht halten.

Im Sommer des Jahres 1818 fing man an den Boden von Friedrichs-Oord urbar zu machen, und im November und Dezember wurden die ersten 52 Haushaltungen errichtet. Der General Van den Bosch leitete die Arbeiten selbst, und that Dieß mit einem Eifer und einer Menschenliebe, die über alles Lob erhaben sind. Nach Verlauf von zwei Jahren waren diese öden, unbewohnten Halden in lachende Ebenen umgewandelt, auf denen Wohlstand und Ordnung herrschten, und Menschen, die noch vor kurzem mit Lumpen bedeckt, im tiefsten Elende schmachteten, leben jetzt reinlich gekleidet und vollkommen zufrieden in bequemen Wohnungen. Im Jahre 1822 zählten die freien oder die zu den Haushaltungen gehörigen Kolonien, beinahe 2500 Mitglieder an Armen, Waisen, Findel- und verlassenen Kindern, und eine andere für Bettler bestimmte Kolonie hatte bereits tausend Mitglieder aufgenommen. Die Gesellschaft, zu dieser Zeit fast zwanzigtausend Mitglieder stark, hatte mit der Regierung einen Kontrakt für Unterbringung von 4000 Waisen- und Findelkindern, und für Einrichtung von 500 neuen Haushaltungen abgeschlossen.

Nach fünfjähriger Erfahrung, durch die der Nutzen der Kolonie von Friedrichs-Oord und der gute Erfolg der Urbarmachung der Halden von Drenthe sich hinlänglich bewährt hatten, ward auch in Belgien zu Errichtung einer der in Holland ähnlichen Anstalt geschritten. Diese neue Gesellschaft zählte bei ihrer Entstehung 15,000 Mitglieder, eine Anzahl, die sich seitdem bedeutend vermehrt hat; die Kasse erhielt außer den jährlichen Beiträgen der Mitglieder auch noch beträchtliche Geschenke. Die Gesellschaft brachte im Anfange des Jahres 1822 eine große Haide der Gemeinde Wortel in der Provinz Antwerpen, in einer gesunden, angenehmen und dem Zweck entsprechenden Gegend, an sich. Die Arbeiten begannen im Monat Mai; fast die Hälfte des Bodens ward in 70 Parzellen getheilt, und man beschloß auf 24 derselben sogleich eine gleiche Anzahl Wohnungen, sammt dazu gehörigen Scheuern und Stallungen zu erbauen, und jeder aufgenommenen dürftigen Familie oder Haushaltung von Waisenkindern den Genuß dieser kleinen Pachtung, und der dabei befindlichen Felder zu überlassen. Diese unbebauten Steppen wurden bald fruchtbar, Straßen öffneten sich, Niederungen wurden ausgefüllt, breite Gräben schieden die zu jeder Wohnung gehörigen Grundstücke von einander, und beförderten den Zufluß des Wassers. Als diese Arbeiten vollbracht waren, fing man an den dritten Theil des jeder Haushaltung bestimmten Bodens urbar zu machen, und die beiden übrigen Drittel wurden in den folgenden Jahren von den Kolonisten selbst, auf Kosten der Gesellschaft, angebaut. Der Boden wurde ziemlich tief umgegraben, ein Theil des schon früher ausgerodeten Haidekrauts verbrannt, die Asche ausgestreut und mit der Egge unter die Erde gebracht. Ein anderer Theil des Krautes wurde, nachdem er zuerst 400 Schafen, welche die Gesellschaft ankaufte, als Streu gedient hatte, mit Pferdemist und ungelöschtem Kalk gemischt, einige Zeit der Luft ausgesetzt, und gab so einen herrlichen Dünger, mit dem man auf jeder der kleinen Pachtungen eine Bodenfläche von 45 Ruthen düngte, und dann mit Roggen besäete. Durch ähnliches Verfahren erzielte man den Winter hindurch hinreichenden Dünger, um den übrigen Theil der umgegrabenen Felder mit Kartoffel und anderm Gemüst bebauen zu können. Der Boden übertraf rücksichtlich seiner Güte alle Erwartung.

Gegen Ende des Jahres 1822 zählte die Kolonie Wortel 500 Individuen, und die belgische Wohlthätigkeitsgesellschaft 15,000 Mitglieder, und im Jahre 1827 sah ich dort, wo früher nur Sand und Haidekraut war, eine Menge schön gebauter, gesunder Wohnungen von Feldern umgeben, auf denen Roggen, Erdäpfel und andere Nahrungsmittel gebaut wurden. Die Reinlichkeit in den Häusern war musterhaft, Brod und Erdäpfel köstlich; die Männer arbeiteten fleißig im Feld, die Frauen spannen und besorgten die Haushaltung. Alle fühlten sich glücklich, und ihre Gesichter trugen das Gepräge der Gesundheit und Zufriedenheit. Diesen segenreichen Erfolg dankt man dem Kapitän Van den Bosch, Bruder des Generals. Zu jener Zeit gab es in Wortel 125 Pachtungen, 5 Häuser für die Aufseher, eines für den Direktor, eine Spinnerei, ein Magazin und eine Schule. Im nämlichen Jahre schloß die Gesellschaft mit der Regierung einen Kontrakt, kraft dessen sie sich verpflichtete, gegen eine jährliche Vergütung von 70 Fr. für den Kopf auf 16 Jahre lang zahlbar, eine Kolonie für 1000 arbeitsfähige Bettler zu errichten. Sie brachte zu diesem Zwecke von den Gemeinden Reycke-Vorsel und Merxplas eine in der Nachbarschaft von Wortel gelegene große Haide an sich, die nun seit dem Jahre 1825 im Besitze der Kolonie ist. Im folgenden Jahre wurde der Boden bearbeitet; ungeachtet des Mangels an Dünger und der Trockenheit des Jahres übertraf seine Fruchtbarkeit doch die Felder der benachbarten Gemeinden, und kein Landmann der Provinz Antwerpen hatte so guten Roggen und so gute Erdäpfel geerntet, als diese kolonisirten Bettler, die sich jetzt schon selbst erhalten konnten.

In dem ungeheuern Wohngebäude herrscht die größte Ordnung, und die musterhafteste Reinlichkeit; für hinlänglichen Luftzug ist gesorgt, und überhaupt keine Gesundheitsregel vernachläßigt, und die gut gepflegten Kolonisten sind gesund und zufrieden. Das Gebäude hat einen großen Hof, in dessen Mitte sich ein umzäunter Garten befindet, der die Wohnungen der Männer von denen der Frauen scheidet. Auch eine Schule, eine Krankenanstalt, Niederlage, Spinnerei, Weberei und zwei Läden, in denen Butter, Tabak, Kaffee und dgl. verkauft wird, sind mit dem Gebäude verbunden. Die Bettler sind in drei Klassen getheilt, jedes Individuum der ersten verdient täglich 60 Cent., der zweiten 50 Cent., und der dritten 40 Cent. Dieser Lohn reicht für ihren Unterhalt hin; ihre Aufführung ist im Ganzen gut, und sie sind mit ihrer Lage zufrieden.

Vermischte Nachrichten.

Die „Gazette Medical" zu Paris, die die Spuren der Cholera von ihrem ersten Auftreten in der französischen Hauptstadt nach allen Richtun-

Digitized by Google

gen hin verfolgt hat, stellt darüber folgende Betrachtungen an: „Seit die Cholera unter uns erschienen ist, konnte man sich von der Wahrheit überzeugen, daß sie nicht von Außen eingeschleppt wurde, sondern sich durch eine epidemische Influenz selbstständig ausbildete. Man darf sich in dieser Beziehung nur erinnern, daß sich seit länger als einem halben Jahre bei einem großen Theile der Bevölkerung von Paris und dem übrigen Frankreich in der Verdauungsfunktion merkliche Unordnungen wahrnehmen ließen, die das Vorspiel der Epidemie waren. Diese Erscheinungen zeigten sich aber eben so wenig an der ganzen Bevölkerung, als die Cholera Alle ohne Unterschied ergreift. Nur gewisse körperliche Beschaffenheiten waren ihnen ausgesetzt, die auch jetzt die Klassen der Choleraskranken bilden. Es ist unbestreitbare Thatsache, daß seit dem Ausbruche der Epidemie nicht ein Achtheil der pariser Bevölkerung von Symptomen verschont blieb, die demselben Leiden angehören. Die Wirkungen der moralischen Eindrücke beiseite gestellt, die bei dem Ausbruche der Cholera statt finden mußten, haben fast alle Einwohner der Hauptstadt, welcher Klasse sie auch angehörten, acht Tage lang Symptome einer identischen Krankheit dargeboten, die nur in ihren sekundären Folgen verschieden war. Die Einen verloren den Appetit, fühlten nach dem Essen Uebelbefinden, Knurren im Leibe während der Verdauung, und vorzüglich während der Nacht. Noch stellten sich keine Koliken ein, aber es zeigte sich ein Gefühl der Unruhe, der Mattigkeit, der Spannung in den Eingeweiden, die immer ein bedeutenderes körperliches Uebelbefinden andeuten. Zu diesen ersten gastrischen Symptomen gesellten sich andere, die auf eine Störung in der Nerventhätigkeit hinweisen; der Geist ist weniger lebhaft, die Muskelkraft abgespannt, die intellektuellen Fähigkeiten geschwächt. Bei Andern ist die Störung der Funktion schon beträchtlicher. Neigung zum Brechen, Knurren im Leibe mit Koliken verbunden, von selbst eintretende Schweiße, größere Abspannung, plötzliche Ohnmachten, endlich Durchfall stellen sich ein. Dieses Leiden war manchmal vorübergehend, und verschwand von sich selbst oder wich ärztlicher Behandlung. Dauerte es aber ein, zwei oder mehrere Tage, so wurde es schon eine bedenklichere Krankheit, der oft die Cholera selbst folgte; wiewohl es auch innerhalb seiner Gränzen verlief. Dieser Krankheit haben wir den Namen Cholerine gegeben. Die Cholerine ergreift mit diesem Verlaufe meist schwache und zerrüttete Organisationen, die durch Ausschweifungen, Anstrengungen, Alter oder frühere Krankheiten entkräftet sind. Individuen, denen diese körperliche Beschaffenheit im hohen Grade eigen ist, werden nur selten nicht von der Cholera selbst befallen. An mehr als 600 Kranken angestellte Beobachtungen haben ergeben, daß neun Zehntheile der in die Spitäler gebrachten Choleraskranken alle Symptome der Cholerine hatten, bevor sie von der Cholera befallen wurden. Die Einen klagten schon seit vier oder fünf Tagen über Durchfall, Ohnmachten, Schweiße; die Andern hatten Neigung zum Erbrechen gehabt; Einige Erbrechen, Einige sogar im schwachen Grade die ersten Symptome der eigentlichen Cholera, wie Krämpfe, Kälte in den Extremitäten, Schmerzen in der Magengegend und im Bauche u. s. w. Wenn sich Uebelbefinden ohne merkliche Störung der Funktionen einstellte, genügte es strenge Diät zu halten; wenig auf Einmal zu essen, nicht zu essen, bevor die Verdauung der vorausgegangenen Speisen vollständig vor sich gegangen ist, und sich auf leichte Fleischbrühen zu beschränken, wenn man nicht das Gefühl des Hungers verspürt. Viele Personen wurden von Koliken, Durchfall und Erbrechen befallen, weil sie zu unrechter Zeit und eine größere Menge Speisen zu sich genommen, als es die Bedürfnisse des Leibes forderten. Die von den pariser Aerzten befolgte Heilmethode der Cholerine ist folgende: Wenn sich Knurren im Leibe und die ersten Koliken einstellen, muß man sich aller festen Speisen enthalten, und die geringste Erkältung vermeiden, man muß vor dem Schlafengehen einen warmen Thee- oder Kamillenaufguß, mit einem oder zwei Löffel Syrup weißen Mohns versüßt nehmen, und in einen reichlichen Schweiß zu kommen trachten. Dauern die Koliken fort und folgen einige Stuhlgänge, so nimmt man eine oder zwei Dosen Dower'sches Pulver, jedes zu 5 oder 6 Gran, und einen Reißabsud als Getränke. Hiemit verbindet man laue, selbst kalte Bäder, wenn es möglich ist. Diese Bäder sagen besonders Personen zu, die sehr reizbar sind und bei denen die Influenz der Epidemie und der Furcht zusammentreffen. Dauerte die epidemische Diarrhöe schon einen oder zwei Tage, und widerstehts sie der Diät und leicht adstringirenden Getränken, tritt Reiz zum Erbrechen ein und lassen sich Kopfweh, Abnahme der Kräfte, unwillkürliche Schweiße u. s. w. spüren; so muß man sogleich zur Ipecacuanha seine Zuflucht nehmen, die als Brechmittel in Dosen von 25 oder 50 Gran zweimal innerhalb zwanzig Minuten gegeben wird. Dieses Mittel hat sich sehr bewährt gefunden, die Durchfälle und das Erbrechen sogleich zu stillen, und stets wurde es mit dem glücklichsten Erfolg angewandt. Wenn sich entzündlicher Andrang nach dem Magen wahrnehmen läßt, muß man sich auf Lavements und erweichende Bäder beschränken, und am Anus und in der Magengegend Blutentziehungen anwenden. Sonst darf keinen Augenblick gezögert werden, das Brechmittel zu geben, da aus der Cholerine leicht die Cholera werden kann."

•

Die Alterthumsfreunde bedauern den Verlust der zu Paris entwendeten Münzsammlung, von der bis jetzt noch immer keine Spur entdeckt werden konnte, um so schmerzlicher, als diese kostbaren Münzen eine Erwerbung sind, die seit Jahrhunderten angelegt und nur durch den enthusiastischen Eifer leidenschaftlicher Numismatiker vergrößert worden ist. An viele Münzen dieser Sammlung knüpften sich hinsichtlich ihrer Erwerbung, die seltsamsten Erinnerungen. Vaillant, dem berühmten Numismatiker, der auch eine Geschichte der syrischen Könige schrieb, verdankte die Sammlung einem reichen Schatz seltener griechischen und römischen Münzen, die er im Oriente selbst gesammelt. Auf seiner Rückkehr nach Frankreich wurde der glückliche Sammler im mittelländischen Meere von einem Korsaren verfolgt, und sah im Geiste sich und seine theuren Münzen schon in den Händen des Barbaren. In der Verzweiflung seines Herzens verschluckte er zwanzig der köstlichsten Exemplare. Zum Glück drehte sich der Wind und Vaillant entkam. Als er zu Avignon glücklich mit seinem Schatz im Leibe gelandet, zog er zwei Aerzte zu Rath, wie er sich am zweckmäßigsten und sichersten seiner theuren Bürde entledigen sollte. Da sich beide in ihre Vorschlägen nicht verständigen konnten; so beschloß er keinem von ihnen zu folgen und eilte nach Lyon, wo er sich seinem Freunde Du Four, einem eben so leidenschaftlichen Münzliebhaber, als er selbst, anvertraute. Entzückt von dem Gedanken, irgend eines noch ungesehenen Exemplares alter Münzen Herr zu werden, vergaß der numismatische Arzt Alles, was eigentlich seinen Patienten anging, und fragte bloß: Ob die eingesargten Kunstschätze der früheren römischen oder späteren byzantinischen Kaiserzeit angehörten. Du Four vernahm, daß sie aus der früheren Römerzeit seyen, und ging nun mit um so größerer Sorgfalt zu Werke, seinen Freund von den köstlichen Kleinodien zu befreien, die er so lange liebend unterm Herzen getragen. Zuvor aber bedingte er sich als Lohn für seinen Dienst einige der geretteten Münzen aus. Du Four's so gewonnene Nummen wurden nach seinem Tode mit seiner übrigen Sammlung von dem königlichen Museum angekauft; man weiß nicht ob auch Vaillant's Münzen dahin wanderten oder in ein schwedisches Museum kamen.

•

In dem letzten Bande der „Memorie della Reale Accademia di Torino" theilt der Dr. Speranza aus Parma eine Reihe ungemein interessanter Beobachtungen mit, die er an einem Menschen angestellt, dessen linker Arm am untern Theile einen Ambra- Benzoës oder peruvianischen Balsamgeruch aushauchte. Dieser angenehme Duft wurde zuweilen so stark, daß er ein geräumiges Zimmer, worin der Arzt seine Beobachtungen anstellte, füllte. Anfangs hielt Herr Speranza es für eine Betrügerei, überzeugte sich aber bald vom Gegentheile. Nach Verlauf einiger Monate verschwand dieser Geruch in Folge eines Gallenfiebers, das den wohlriechenden Mann befiel, gänzlich.

•

Ein Schottländer, Namens Dalaison, hat berechnet, daß von 1000 Individuen weiblichen Geschlechtes 32 zwischen 14 und 15 Jahren heirathen, 101 zwischen 16 und 17, 249 zwischen 18 und 19, 235 zwischen 20 und 21, 165 zwischen 22 und 23, 102 zwischen 24 und 25, 60 zwischen 26 und 27, 45 zwischen 28 und 29, 18 zwischen 30 und 31, 14 zwischen 32 und 33, 8 zwischen 34 und 35, 2 zwischen 36 und 37, 1 zwischen 38 und 39. Ein Frauenzimmer würde also in seinem einunddreißigsten Jahre auf tausend Fälle unter die Haube zu kommen, nur achtzehn für sich haben, und weiter hinaus noch weniger.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 128. 7 Mai 1832.

Ein Ausflug in die Provence.

Die Camargue.

Ich verließ Rosette am 4 Februar 1829 gegen 11 Uhr Vormittags. Da es bereits zu spät war, um Alexandria noch vor Thorschluß zu erreichen, so ließ ich mein Pferd im gemächlichen Schritt hinschlendern, und ritt langsam längs dem eintönigen Gestade, an dem ein endloses Meer braust. Rosette ist nicht mehr, was es einst in den schönen Tagen des orientalischen Handels, und selbst noch zur Zeit der französischen Expedition war. All der Kleinhandel, der es einst belebte, ist erloschen, seit der alleinige Eigenthümer Aegyptens Alexandrien zum Sammelplatze aller Erzeugnisse des Landes gemacht hat, das er aussaugt. Die schönen Orangen- und Bananengärten, die Savary mit Recht so reizend schildert, umschließen jetzt nur noch ein übelriechendes Labyrinth von verlassenen Häusern, offenen Balkons und traurigen Kanälen, denen von Venedig ähnlich, an deren Ufern Trümmer von Kiosks und Gitterläden aufgehäuft liegen. In diesem Zustande befindet sich jetzt das schöne Land Abdallah-Menu's, Das ist aus Rosette durch die Pest und die Fortschritte der Civilisation geworden! Dieser Eindruck verfolgte mich, als ich um die hie und da mit Dornsträuchen und verkrüppelten Palmen besetzten Sandhügel bog, welche die westliche Gränze der Stadt bilden, und im Jahre 1807 Zeugen der Niederlage der englischen Armee waren. Der Boden senkt sich nach und nach; bald sieht man nichts als das Meer, das die Hügel von Rosette mit einem breiten Gürtel umschließt, und dennoch muß man drei Stunden hindurch, bis an den Bauch des Pferdes im Wasser reiten. Die Straße ist auf diesem Wege durch Pfähle angedeutet, was an jene erinnert, die bei hohem Schnee auf den Alpen ausgesteckt werden. Unterhalb dieses stehenden Wassers, zwischen der in der Ferne tosenden Fluth und dem Moraste, schwemmt das Meer einen festen Damm an, der immer größer wird, an dem die Wogen sich brechen, und aus dem nach Jahrhunderten ein neues, wahrscheinlich unbenützt bleibendes Delta sich bilden wird. Am Ende dieser Zwitterstraße, nachdem das Ohr sich bereits an das Geplätscher gewöhnt hatte, das die Schritte unsrer kleinen Karavane im Wasser machten, wurden wir von einem einsiedlerischen Fährmann, einem Charon mit eisgrauem Barte, über eine Bucht des See's Edku auf festen Boden gebracht. Von hier aus hat man gleichfalls keinen andern Wegweiser als die silbergraue Franse, die das wogende Meer am Ufer ansetzt; zur Rechten nichts als den Anblick jener endlosen Wellenschlangen und der Wolken, die auf dem Meere aufliegen; nur zuweilen gewahrt man am Horizonte eine Tartane, die nach Damiette segelt. Links sieht man eine Reihe von Dümpseln, deren Fläche kaum vom Winde bewegt wird, unbebauten Sandboden und einige armselige Dörfer, deren Hütten von Palmen beschattet sind; allenthalben Stille und Oede, auf dem Meere wie auf dem See, auf dem Sande wie um die Dörfer. Indem wir so gegen die Sonne hinzogen, und den Wogen diesen Zwitterboden streitig machten, den sie nur auf Augenblicke verlassen, um ihn murrend sogleich wieder einzunehmen, wendete ich mich oft um, zu sehen, wie bald unsre Spur wieder verschwand, und um andere, viel zahlreichere, lärmendere Karavanen als die meinige, aufzuscheuchen, die in verworrenen, buntfarbigen Haufen und unter klagendem Geschrei uns umgaben. Es waren Dieß Schaaren von Seeschwalben, Möven, Krabbenfressern und Löffelgänsen, die am Gestade hin und herflogen, Muscheln suchten, bald auf den Fluthen sich schaukelten, und bald auf der Wasserfläche wie ein aufprallender Stein fortschossen. Mitten unter diesen lärmenden Schaaren erschien der geheiligte Ibis, den ich vergebens in den Ruinen von Theben und an den mystischen Seen von Abydos gesucht hatte; ernst, bedächtig, mit seinen, gleich einem geöffneten Zirkel von einander stehenden Zehen, wie wir ihn auf ägyptischen Skulpturen sehen, als das Sinnbild des Nachdenkens und der Betrachtung, zu dem die alte Mythologie ihn erhoben hatte. Doch kaum näherte ich Profaner mich diesen Schützlingen der Isis, so gab es Schrecken, Geschrei und Flucht, zwanzig Schritte weiter ließen jedoch die Flüchtlinge sich wieder nieder, die Ruhe war hergestellt, und der Ibis, der personifizirte Gott Thoth, nahm den Faden seiner Betrachtungen wieder auf, auf die Gefahr hin, ihn noch einmal abreißen zu müssen, wenn der Mensch der unreinen Race und der Typhon, der ihn trug, zurückkehren sollten.

Selbst an Orten, die unser Interesse auf das Lebhafteste in Anspruch nehmen, erhält der Eindruck, den das Außerordentliche auf uns macht, sich selten mit immer gleicher Lebendigkeit; der Geist wird endlich heimisch, und die Gewohnheit übt ihre Macht. Hier jedoch hielt ich, um mich ihrem Einflusse zu entziehen, die jedem Reisenden so werthvolle Ueberzeugung fest, daß Alles was mich umgab, einzig in seiner Art sey, und daß ich nie wieder etwas Aehnliches sehen werde. Allein wie sehr ärgert man sich, wenn man zu Hause, so zu sagen vor seiner Thüre, die Wunder trifft, die man

Digitized by Google

thörichter Weise in so großer Ferne gesucht hat! In diesem kurzen Ueberblicke meiner Reise von Rosette nach Alexandrien ist fast Alles enthalten, was ich über die Camargue des Rhone zu sagen haben werde. Die beiden Flüsse, der Rhone und der Nil, der eine schnell wie ein Pfeil und klar wie Krystall, der andere von einer Farbe, die vom Grün des stehenden Wassers ins Schwarzbräunliche schillert, theilen sich, ehe sie in dasselbe Meer sich ergießen, in mehrere Arme, schwemmen beide Dämme an, unterbrechen ihren Lauf auf gleichem Punkte und spiegeln auf ihrer Fläche einander fast ganz ähnliche Ufer wieder.

(Fortsetzung folgt.)

Die Volksfeste in Paris.

(Fortsetzung.)

Die Champs-Elysées sind ein unermeßlicher Markt geworden, wo vorzüglich an Eßwaaren Ueberfluß herrscht; wie könnte es auch ein ordentliches Fest geben, wo nicht Gurgel und Magen vollauf zu thun hätten. Heute ist blauer Montag, und Alles ist zechfrei; man befindet sich wie auf der Hochzeit des Gamachio. Flüssiges und Festes ist im Uebermaß vorhanden. Alle kleinen fahrenden Verkäufer sind herbeigeeilt, Riesenvorräthe aufgehäuft. Welche Thürme von Lebensmitteln jeder Art! Welche Bollwerke von Kuchen, von Zuckerwaaren! Welche Säulen von Ringelgebackenem, von Waffeln, Stritzeln, Maultaschen, *) Gerstenzucker! Seht nur diese Küchelbäckerei! Hat man je Kuchen auf solche Weise dampfen sehen? Hier die Erklärung des Wunders dieses unerhörten Kuchenqualmes, eines Kunstgriffes, der allgemein angewendet wird, und doch fast auf den ersten Blick ins Auge springt. Man hat einen Korb, auf dem die Platten mit Kuchen und Butterstollen zur Schau gestellt sind; zwischen jeder Schüssel ist genugsam Raum gelassen, um den Dampf eines Topfes voll siedenden Wassers durchzulassen, der im Bauche des Korbes auf einer Kohlpfanne steht. Nun steigt das Wasser natürlich unausgesetzt in Dämpfen auf, und von ferne und mit ungeübtem Auge betrachtet, hat es das Ansehen, als qualmten die Kuchen selbst so, um das Geschrei des Verkäufers nicht Lügen zu strafen, wenn er ausruft: „Siedheiß, meine Herren und Damen, so eben aus dem Ofen!“ Und dennoch liegt es auf flacher Hand, daß kein Kuchen in der Welt so unbegreiflich qualmen könnte, und käme er auch gerade aus dem Ofen; allein Wem der Mund darnach wässerig geworden, der bemerkt es nicht, daß der Dampf nur von einer Stelle ausgeht, und verdutzt steht er da, wenn er in einen Kuchen beißt, der eiskalt, spindig und schon acht Tage alt ist, da er doch vor einem Augenblick noch qualmte wie der Vesuv. Dieß sind die Kunststücke der Bude, das Genie des Krämers. Noch hundert spitzbübische Kniffe dieser Art, so scharfsinnig ausgedacht wie der erwähnte, ließen sich aufführen.

Wenn man diese langen Reihen von Zelten entlang sieht, sollte man nicht glauben, in ein unermeßliches Heerlager versetzt zu seyn? Alle diese Gezelte sind aus dem Stegreif geschaffene Restaurationen. Ueberall wird geschmaust. Die Schenkwirthe lassen Wein und Branntwein fließen. Hier auf den Rosten prasseln die Bratwürste, hier hängen die Knoblauchwürste in den Mund, dort karrt man ganz fertige Krabben und Seekrebse umher, hier wälzt man Tonnen von Bier und Aepfelmost herbei. Hieher der nimmersatte Wolfsmagen, wenn er einmal sein Müthchen kühlen will! Und wie angenehm ist es nicht, der Dame seines Herzens einen Zuckerstengel kaufen zu können, an dem noch Niemand geschnullt hat, als der Verkäufer, oder einen Bückling, ein Glas Rum oder sonst eine Erfrischung dieser Art? Oder will man ihr ein ritterlicheres Geschenk zu Füßen legen? Hier ist Gelegenheit zur Hand; man schießt mit der Armbrust nach dem Ziele, und der Preis ist ein Kaninchen, ein Hase oder eine magere Gans. Hier kann man vor den Augen seiner Dame eine Probe seiner Geschicklichkeit ablegen; nur nicht ins Weiße geschossen, und man hat ein lebendiges Stück Geflügel oder Wild gewonnen, das man der Herzallerliebsten statt eines Blumenstraußes in den Busen schieben kann.

Der Magen ist doch der Grundstein aller menschlichen Freuden, er ist die sicherste Leimruthe, auf der man die Gunst der Großen wie der Kleinen fängt. Die Regierung versäumte es daher vormals nicht, Speisen, Getränke unter das Volk austheilen zu lassen. Unter dem Kaiserreiche und auch noch lange Zeit unter der Restauration steinigte man zu gewissen Zeiten das Volk auf den Champs-Elysées mit Eßwaaren. In der That ein herrlicher Brauch und Schade, daß man ihn abkommen ließ! In gewissen Zwischenräumen waren Buden aufgeschlagen; die einen für den Wein, die andern für Brod und Fleisch. So weit also waren wir unter unserer gefeierten Civilisation gekommen, daß man dem Volke Brocken Fleisch und Brod vorwarf, wie einer hungrigen Bestie und daß es darauf losstürzte wie Hunde auf das Jägerrecht! *) Konnte man die schmachvolle Erniedrigung weiter treiben? Und nicht einmal bezeigte man dem Despotismus soviel Verachtung, daß man seine schändliche Freigebigkeit unwillig zurückstieß. Nein, man stritt sich um seine entehrenden Gaben, riß sie sich aus den Händen. Dieß hieß doch wohl verstehen, was wir unsrer Ehre schuldig waren, wenn wir uns in den Augen des Auslandes als eine hungrige Schaar elender Sklaven darstellten, die von dem Mitleid ihres Herrn demüthig einen vorgeworfenen Bissen erlauerten, und dann mit gleich abscheulicher und lächerlicher Gier darum balgten! Ein Volk mag hungern; Dieß läßt sich noch ertragen; aber muß man auch noch mit dem Hunger des Armen sein Spiel treiben?

Auf ein gegebenes Zeichen begann die Vertheilung. In jeder Bude befanden sich zwei handfeste Gendarmen, zwei oder drei Menschen, um die Eßwaaren herauszuwerfen, und ein Kommissär mit der Schärpe, damit das Volk sah, daß Alles in gehöriger Ordnung vor sich gehe. Und plötzlich flogen rechts und links, vorwärts und rückwärts Brode von einem Pfund und Pasteten zu fünfzehn Sous. Dann fiel ein Hagel von Würsten und Schinken auf die lauernde Menge herab, und die Köpfe, die einen Augenblick zuvor noch unbeweglich gewesen waren, wogten wie ein unruhig gewordenes Meer durcheinander. Tausende von Händen sah man in die Luft ausgestreckt, um sich die Beute zu entreißen; ungeheure Mäuler rissen sich auf und kauten schon im Voraus mit leeren Backen; es schien buchstäblich wahr geworden, daß die gebra-

*) Croquignoles eigentlich Nasenstüber.

*) Was den Hunden von dem ausgeweideten Wild vorgeworfen wird.

Digitized by Google

tenen Tauben ins Maul fliegen sollten. Der Gedanke war in der That äußerst sinnreich. War es nicht ungemein menschenfreundlich uns mit Brodlaiben und mit Pasteten zu bombardiren, und mit einem Kartätschenfeuer gebratener Hühner auf uns zu schießen? Doch man sehe hier ein Beispiel schreiender Undankbarkeit; später wollte das Volk auch seine Vertheilung machen, und gab nun statt der Eßwaaren, die man früher auf dasselbe geschleudert, Kuzeln und Pflastersteine entgegen. Es ist ein für alle mal wahr, man gewinnt nichts mit dem Volke, man mag auch noch so säuberlich mit ihm verfahren. Und doch war es eine so schöne Sache um diese Vertheilung von Indigestionen! Wie viele tragikomische Episoden liehen diesem Schauspiel Wechsel und Mannichfaltigkeit!

Die Leute, welche den Dienst an den Brod- und Wurstkatapulten hatten, lachten, daß ihnen die Augen übergingen, und würzten ihr Geschäft mit tausend Eulenspiegelstreichen. Bald sprang in Sätzen ein abgeschossener Brodlaib über die dicht an einander gedrängten Schädel hin, wie ein Schirkstein auf der Wasserfläche oder wirbelte auf dem Boden fort wie eine Haubitze; bald prallte ein Schinken von einer Nase an die andere ab. Man kann sich die Kopfnüsse, Beulen und blauen Augen denken, die eine Folge dieser freigebigen Spenden waren, die ausgerauften Haare, die Püffe und Stöße ungerechnet, die es unter den strittigen Theilnehmern dieses Festes setzte. Man riß und schlug sich um Alles, kein Stück blieb in einer Hand oder ganz; Niemand behielt eines unversehrt; man zerrte sich und zertrümmerte Alles, als wollte man die unendliche Theilbarkeit der Materie beweisen. Man konnte manchmal einen armen Teufel sehen, der sich endlich ein genießbares Stück erfochten hatte, und eben darüber her war, es sich schmecken zu lassen, als ein daher brausender Brodlaib ihm die letzten Zähne in den Hals schlug. Nun frage ich aber, kann es eine sinnreicher erdachte Qual geben, als eine Vertheilung von Eßwaaren, bei der man damit anfängt, dem Hungrigen den Kinnbacken zu zerschmettern?

(Fortsetzung folgt.)

Dalton's fernere Berichte über Borneo.

(S. Ausland S. 396.)

Es ist bereits der Vortrefflichkeit der Eisen- und Stahlarbeiten der Diaks von Borneo erwähnt worden, und da es wenig bekannt ist, bis zu welchem Grade von Vortrefflichkeit sie es darin gebracht haben, so will ich noch Einiges darüber beisetzen. Das Eisen, das man auf der ganzen Küste von Borneo findet, ist von der besten Qualität, wie Jedermann weiß, der Pontiana oder Sambas besucht hat; doch ist es in Banjermassing noch weit vorzüglicher, und ihre Art es zu bearbeiten, enthebt sie aller Nothwendigkeit europäische Stahlarbeiten zu kaufen. Dennoch ist der beste Stahl von Banjermassing nicht dem gleich, den die wildesten Diaks verfertigen. Die Radschahs der Bugis beziehen von ihnen ihre besten Kriskklingen, und sonderbarer Weise sind die eisernen Instrumente um so vorzüglicher, je weiter man ins Innere vordringt. Die Provinz, welche Seßie, einem Diakhäuptling, bei dem ich einige Monate mich aufhielt, gehört, ist darin allen überlegen, die näher gegen die Küsten liegen, und treibt damit einen bedeutenden Handel mit der Küste; ich habe in dem einzigen Dorfe Marpow 49 Eisenschmieden gezählt; aber dennoch bedienen sich Seßie und seine vornehmsten Anhänger nur Waffen, welche sie noch weiter aus dem Innern beziehen. Die armen Menschen, die ich als in einem Zustand der Natur lebend dargestellt habe, ohne Wohnungen irgend einer Art, sich von Früchten, Affen und Schlangen nährend, wissen dennoch diese vortrefflichen Klingen zu bereiten. Ihre Instrumente schneiden mit Leichtigkeit durch Eisen und gewöhnlichen Stahl; ich habe mehrere Federmesser mit ihren Dolchen in Spähne geschnitten, und als ich eines Tags mit Seßie einige Rupien wettete, ob er einen alten Flintenlauf durchschneiden könnte, so legte er ihn ohne zu zaudern auf einen hölzernen Block, und hackte ihn mit seinem Dolch in Stücke, ohne daß sein Werkzeug Scharten bekam.

Während meiner 15 monatlichen Gefangenschaft in Borneo wurde ich von vielen Diakhäuptlingen, besonders aber von Seßie aufs Freundlichste behandelt, doch fühlte ich mich nie vollkommen sicher, als bei diesem letztern. Sobald ich ihn sah, ließ ich ihm durch einen Dolmetscher (denn er verstand kein Wort malayisch) sagen, daß ich von Seite der Europäer gekommen sey, Freundschaft mit ihm zu schließen, und daß ich hoffe, er und sein Volk würden mir nichts zu leide thun. Er antwortete, daß er unfähig sey, mir Uebles zuzufügen, daß er aber um seiner Anhänger willen wünsche, daß ich mich von ihm zum Bruder adoptiren lassen wolle, damit Jedermann wisse, wie wir zu einander ständen. Ich nahm es natürlich mit Vergnügen an, und er ging sogleich, einen Speer auf seines Vaters Grab aufzupflanzen. Dieß war das Zeichen für eine allgemeine Versammlung, alle Häuptlinge schickten Boten, um nach seinem Willen zu fragen, und er gebot, daß alle Krieger den andern Tag um Mittag versammelt werden sollten. Einige Tausende waren beisammen, man errichtete eine Bühne von Bambus etwa 12 Fuß über dem Grabe, und ich und Seßie stiegen hinauf, von einem Agi, d. h. einem Oberpriester begleitet. Nach einigen Ceremonien brachte der Priester eine kleine silberne Schale zum Vorschein, die etwa ein halbes Trinkglas voll halten mochte, öffnete dem Radschah mit einem scharfen Bambus am rechten Arm eine Ader, und ließ die Schale beinahe voll laufen, dasselbe that er bei mir mit einer andern Schale, und zeigte dann dem umstehenden Volk die beiden Schalen, die es mit lautem Freudengeschrei begrüßte, hierauf gab er jedem von uns das Blut des Andern, das wir auf ein Zeichen austrunken, unter einem betäubenden Geschrei der Krieger. Hierauf füllte er eine der Schalen halb von Seßie's Blut, halb von dem meinigen, rührte sie mit einem Bambus um, und jeder von uns trank die Hälfte. So waren wir Brüder; und ich von diesem Augenblick an vollkommen sicher. Das Trinken des Bluts machte mich auf mehrere Tage krank, aber der Radschah trank das meinige mit großem Wohlgefallen, da es eine der wichtigsten Ceremonien ist, besonders da ich der erste Europäer war, den man in seinem Land gesehen hatte. Hierauf folgten große Feste, und man brachte eine Menge Köpfe herbei, ohne welche kein Fest vor sich gehen kann. Sie waren geräuchert, und das Gehirn herausgenommen; das Volk tanzte drei Tage und drei Nächte um sie herum, und trank Reisbranntwein, der sie bald berauschte, wobei sie von den Weibern, die ich nie trinken sah, gepflegt wurden.

Kein Diak kann die Tochter eines Kriegers heirathen, wenn er nicht vorher wenigstens ein oder zwei Köpfe abgeschnitten hat, und ein großer Häuptling gibt nie eine Heirath seiner Tochter mit einem von kleinerem Ruhme zu. Wenn ein junger Mann Heirathsvorschläge macht, so werden sie an den Radschah berichtet, der ihn und den Vater des Mädchens vor sich ruft, und beide fragt, wie viele Köpfe sie besitzen. Wenn der alte Mann 10 besitzt, so muß der junge 5 aufweisen können, da nach dem angenommenen Maaßstab der Liebhaber zur Zeit, wenn er seines Schwiegervaters Alter erreicht haben wird, den Rest vollends erbeutet haben kann. Sollte aber der junge Mann nicht die Hälfte besitzen, so kann er fürs erste keinen fernern Schritt thun; er nimmt daher einige seiner Freunde mit sich, sie besteigen ein Boot, und fahren an der Küste hin, bis sie ein Dorf finden, wo zufällig die jungen Männer abwesend sind; sie überfallen dann die Fischer und alten Leute, und hauen ihnen die Köpfe ab; es müssen Köpfe von Männern seyn, und Weiberköpfe würden nicht angerechnet werden; gewöhnlich bringen sie jedoch einige lebende Mädchen und Kinder mit, um sie dem Radschah und seiner Frau als Sklaven zu schenken. Oft bleiben sie drei Monate auf einem solchen Zuge aus. Sobald die Zahl der Köpfe voll ist, rudern sie so schnell als möglich nach Hause, und schicken einen Boten an die Braut, welche sich putzt, und ihnen von ihren Verwandten begleitet entgegen zieht. Die Köpfe werden immer zuerst auf einem Platze, in der Mitte zwischen den Wohnorten beider Parteien, und in der Nähe des Hauses des Radschahs aufgestellt. Der Liebhaber nimmt bei der Annäherung der Braut zwei Köpfe in die Hände und übergibt sie ihr, so wie nach und nach die übrigen. Hierauf tanzen sie mit wilden Gebärden, und lautem Beifall des Radschahs

Digitized by Google

und des Volks um einander herum. Die Köpfe werden von dem Radschah untersucht, um sich zu überzeugen, daß sie frisch sind. Daher dürfen sie nicht geräuchert, noch das Gehirn herausgenommen seyn, damit man nicht glauben könne, er habe alte entlehnt. Da nun die Familienehre des Schwiegervaters gerettet ist, so bittet er den Radschah um seine Einwilligung, die nie versagt wird; die gefangenen Kinder und Weiber werden ihm dann geschenkt, und ein Fest gegeben, und das junge Paar ist zusammen. Hierauf wird ihnen alle Bekleidung abgenommen, sie setzen sich auf den Boden, und alte Weiber werfen Reißkörner über sie, mit einer Art von Gebet, daß sie so fruchtbar als diese Pflanze seyn möchten.

Ihre Begräbnisse sind nicht weniger sonderbar als ihre Heirathen. Wenn ein Radschah stirbt, so wird ihm sein Kriegerkleid angezogen, und er auf einer großen Tragbahre, die mit weißem Zeug umwickelt ist, an die Grabstätte gebracht, wo er ohne Sarg ausgestellt bleibt. Ueber ihm werden seine Waffen hingelegt, so wie Speisen, die in seinem Leben Lieblingsgerichte von ihm waren. Dann wird das Grab zugeworfen und ein hoher Hügel errichtet, der mit einem Bambuswall umgeben wird, auf welchen man frische Köpfe pflanzt, als die den Todten liebste Gabe. Kein Krieger würde es wagen, sich der Familie des Todten ohne ein solches Geschenk zu nähern; sie werden in Menge um das Grab aufgestellt, und gelegentlich während der nächsten Jahre durch neue ersetzt.

Im Ganzen glaube ich, daß die Diaks viele gute Eigenschaften neben einigen entsetzlichen haben; diese letztern sind jedoch nur Laster von Barbaren, die nichts Besseres kennen, und ich bin überzeugt, daß ihre häßliche Neigung zum Abschneiden der Köpfe sich bald bei näherer Bekanntschaft mit Europäern verlieren würde. Ich erwähnte einst gegen Selitt, daß er nicht hoffen könne, Freund der Europäer zu werden, so lange diese Gewohnheit währe, und er versicherte mich, daß sie sogleich aufgegeben werden sollte, und daß sein Volk in Allem den Europäern folgen werde, sobald es mit ihnen in Verbindung stehen werde, und von ihnen seine Bedürfnisse, wie Salz, Tabak, Tuch, und Glasperlen erhalten könne. Dasselbe habe ich von andern Radschahs, besonders von Sagden gehört, mit dem ich mich ohne Dolmetscher, auf Malayisch unterhalten konnte. Diese Periode naht schnell heran, und die Europäer werden eine gehorsame, geduldige und abgehärtete Menschenrace finden, so wie ein großes, reiches Land, voll von kostbaren Mineralien und allen Produkten des Orients, eine zahlreiche Bevölkerung, die das größte Bedürfniß nach europäischen Handelsartikeln fühlt, und sie leicht mit Gold, Wachs, Vogelnestern und andern kostbaren Tauschmitteln bezahlen kann. Trepang und Schildkrötenschalen lassen sich fast in jeder Quantität an den Küsten erhalten, so wie die besten Bambus, die man nur zu schneiden braucht. In Passier kann man Gold in Menge erhalten. An der Küste sind Diamantminen, die gegenwärtig schlecht betrieben sind. Wer je Pontiana, Siako, oder Sambas besucht hat, weiß, daß man dort Gold zu Centnern erhalten kann, wenn man passende Artikel dahin zum Austausche anbietet. Die Nord- und Westküste sind wenig bekannt, und nie von Europäern besucht worden, aber alle Bugiskaufleute stimmen darin überein, daß es der reichste Theil der Insel sey, und wir wissen, daß es sehr dicht bevölkert ist, und einen großen Handel mit Cambodja und den Sululnseln treibt. Die Diaks sind im unbestrittenen Besitze des Innern des Landes, dessen Ausdehnung etwa 15.000 geogr. Meilen beträgt, und an Klima und Naturprodukten jedem Theile von Asien gleich oder überlegen ist.

Vermischte Nachrichten.

Die Zeitung von Vandiemensland: „Der Hobart Town Courier," erzählt nach dem Geständnisse zweier in Hobart Town hingerichteten Verbrecher eine Reihe gräßlicher Mordthaten, die unter einer Bande von fünf transportirten Sträflingen vorfielen, welche aus der Strafkolonie zu Macquari nach dem Innern des Landes entflohen waren. Die gemeinschaftliche Gefahr — so wäre zu vermuthen gewesen — hätte unter diesen verworfenen Menschen wenigstens einen Bund gegenseitigen Schutzes und Beistandes in einer völlig unwirthbaren Wüste, die sie durchwandern mußten, stiften sollen. Allein gerade das Gegentheil, beobachteten sie sich, mit mordgierigen Planen beschäftigt und voll Neides gegen einander um die einzige Axt, die sie mit sich führten, weil Jeder, der sie zur Zeit besaß, das Leben der Andern in seinen Händen hatte. Als ihre Lebensmittel ausgegangen waren, kamen vier dieser entsetzlichen Menschen überein, den fünften, Namens Hutchinson, einen großen starken Mann, der in der Niederlassung es schon einmal bis zu einer zahlreichen Heerde von Schafen und Hornvieh gebracht hatte, zu ermorden und von seinem Fleische zu zehren. Das Loos, den Kopf des Unglücklichen mit der verhängnißvollen Axt zu zerschmettern, fiel auf Broughton, der auch Hutchinson im Schlafe erschlug. Sie schnitten den Leichnam in Stücke und nahmen ihn, bis auf Kopf, Hände, Füße und Eingeweide, mit sich und aßen davon. Nachdem dieser scheußliche Vorrath aufgezehrt war, lebte die ganze Gesellschaft in einer fortwährenden Furcht unter sich; Jeder wollte die Axt tragen, und Keiner wagte ein Auge zuzuthun oder nur einige Augenblicke zu schlummern, aus Furcht von den Andern ermordet zu werden. In dieser furchtbaren Lage trafen Broughton und ein Vierter, Patrik Fagan, ein junger Mensch von höchst verdorbenen Sitten und erst achtzehn Jahre alt, eine Art Uebereinkommen, abwechselnd zu schlafen, während der Eine Wache halten sollte. Der nächste, der hierauf erschlagen wurde, war ein alter sechzigjähriger Mann, Namens Coventry. Die drei Andern: Broughton, Macavoy und Fagan, hatten geloost, Wer ihn tödten sollte. Das Loos traf Fagan. Der alte Mann sah den Würger auf sich zukommen und flehte um Gnade, allein Fagan schlug ihn mit der Axt vor den Kopf, ohne ihn jedoch zu tödten, was erst seine beiden andern Mordgehülfen vollbrachten, die hierauf die Leiche zerstückten und davon mit solcher Gier fraßen, „als hätten sie," wie sich Broughton in seinem Verhöre ausdrückte, „zu erwarten gehabt, am andern Tage einen gebratenen Ochsen zu finden." — „Ich trug die Axt den Tag über bei mir," erzählte Broughton, „und legte sie des Nachts unter meinen Kopf, vergaß aber, daß sie auch Messer hatten, um mich umzubringen. Bevor wir noch Coventry's Fleisch völlig aufgezehrt hatten, sprang in einer Nacht Macavoy auf, starrte furchtbar vor sich hin und bat mich, ihm zu folgen, unter dem Vorwande, Schlingen aufzustellen, um vielleicht ein Kängäru zu fangen. Wir ließen Fagan bei dem Feuer und entfernten uns einige Hundert Schritte weit, wo Macavoy bat, mich niederzusetzen. Ich hatte die Axt auf meiner Schulter und fürchtete, Macavoy möchte mich umbringen, da er stärker war als ich. Ich warf daher die Axt zur Seite, doch ferner von ihm, als von mir, aus Furcht, er möchte sie holen, so daß ich sie eher erreichen konnte als er. Allein er schlug mir vor, Fagan zu ermorden, damit er nicht gegen uns Zeugniß ablegen könne. Ich wollte nicht einwilligen, indem ich sagte, ich könne mein Leben Fagans Händen anvertrauen, und so kehrten wir zum Feuer zurück. Fagan lag am Feuer und wärmte sich. Ich warf die Axt auf den Boden und setzte mich an seine Seite; Macavoy nahm zu meiner Rechten Platz. Gern hätte ich Fagan gesagt, was Macavoy vorhatte; allein dieser, saß uns nahe, hatte die Axt in der Hand und verwendete kein Auge von uns. Bald darauf nickte ich in einen leisen Schlummer ein, wurde aber durch Fagans Geschrei aufgeweckt, den ich mit einer tiefen Kopfwunde rücklings am Boden liegen sah. Macavoy stand neben ihm, die Axt in der Hand. „Was hast Du gethan, mörderischer Schuft?" schrie ich ihm zu. „Dieß wird unser Leben retten," erwiderte er und versetzte Fagans Kopf einen zweiten Schlag. Fagan ächzte noch, und Macavoy schnitt ihm mit einem Rasiermesser vollends die Gurgel ab. Wir zogen ihm hierauf die Kleider aus, zerstückten ihn und brieten das Fleisch alles auf Einmal, da es so leichter zu tragen war und sich länger hielt. Vier Tage darnach gaben wir uns in Macquire's Sumpf gefangen. Zwei Tage zuvor hörten wir einige wilde Hunde, die einen Kängäru gefangen hatten; wir nahmen ihnen die Beute ab und warfen den Ueberrest von Fagans Leib hinweg."

Auch in England herrscht unter den Thieren, namentlich den Pferden, große Sterblichkeit. Ein Gleiches soll auch der Fall in Holland seyn. In England und Schottland ist die Krankheit entzündlicher Natur und achtundvierzig Stunden nach ihrem Ausbruche tritt die Krisis ein. Mit Erfolg wurde dagegen Laudanum angewendet. Man fand bei vorgenommener Oeffnung der an dieser Krankheit gefallenen Thiere, in der Herzgegend sehr viel Wasser. Sehr viele Besitzer von Miethwagen haben große Verluste erlitten, und ein Privatmann soll durch gefallene Racepferde an 5000 Pfd. St. einbüßen. Ueberhaupt sind viele englische Racepferde gefallen, und man glaubt den hiedurch erlittenen Schaden auf mehr als 12,000 Pfd. St. anschlagen zu dürfen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 129. 8 Mai 1832.

Ein Ausflug in die Provence.
Die Camargue.
(Fortsetzung.)

Diese Aehnlichkeit der Camargue des Rhone mit dem Delta ist charakteristisch und beim Anblicke der erstern mußte in mir, mehr als bei jedem Andern, das Verlangen rege werden, sie genauer zu untersuchen. Mit Vergnügen nahm ich daher den Vorschlag eines Freundes in Arles an, mich auf diesem Ausfluge als Führer zu begleiten. Wir reisten an einem Septembermorgen ab, und nachdem wir die krummen Straßen des Quartier des Marins hinter uns hatten, der einzige Theil von Arles, wo noch einiges Leben herrscht, fuhren wir bald auf den schlecht zusammengefügten Bohlen der Schiffbrücke, die nach Trinquetaille führt, zwischen den Raastangen der Ausladungs-Fahrzeuge, die an beiden Ufern vor Anker lagen, dahin. Es war ein lachender Anblick, traurig jedoch für Den, der so wie ich von dem Gedanken beunruhigt wurde, daß das lebendige Treiben dieses Hafens, den man ganz in Verfall gerathen läßt, wohl bald verschwunden seyn dürfte. Wird der Kanal von Boue nach Arles, wie man ankündigt, bald beendigt, so ist freilich von den Gefahren der Mündung des Rhone nichts mehr zu fürchten, dann ist es aber auch vorbei mit den Seeleuten von Arles und ihren schönen Weibern, vorbei mit dem Anblicke der Segel, dem schönsten Schmucke eines Flusses. Abermals eine Schönheit der Natur, die der Gewinnsucht der Menschen geopfert wird, ein poetischer Anblick weniger in der Welt.

Nachdem man den Arm des Grand-Rhone überschritten hat, befindet man sich in der Camargue. Doch es ist Zeit, denen die weder Geographen noch Provençalen sind, zu sagen, was diese Camargue eigentlich ist. Wäre ich Mitglied der celtischen Akademie, so würde ich vielleicht behaupten, das Wort Camargue sey eine Zusammenziehung von Caji Marii ager, obschon zur Zeit des Cajus Marius der Landstrich, den man der Etymologie zu Liebe so nennt, wahrscheinlich noch unter den Wassern begraben lag. Hätte ich das Land aufgenommen, so könnte ich über die zahlreichen Mündungen des Rhone genauere Nachweisungen geben als die sind, die man in der Statistik der Departements findet, und zöge ich bei Zusammenstellungen blendende Vergleichungen der Wahrheit vor, so würde ich den Rhone-Mort Languedocs mit dem Flusse ohne Wasser, dem Bahar-Bila-Ma Aegyptens, vergleichen; allein ich muß gestehen, daß die Poesie nur auf Worten beruht. Der Rhone-Mort, so hochtrabend dieser Name auch klingt, ist nichts als ein kleiner Kanal, Roubine (Zuleitungsgraben), wie man es in provençalischer Mundart nennt. Der Bahar-Bila-Ma dagegen ist ein großes trockenes, ausgedorrtes, mit Natron geschwängertes Flußbett, das seit 4000 Jahren lechzt, und sein Wasser von dem Pharao foedert, der es ableitete, um das Delta zu bilden. Was uns betrifft, so haben wir vergebens in Büchern nach der eigentlichen Bedeutung des Wortes Camargue geforscht; so unbestimmt sie auch ist, so haben wir jedoch keine passendere Benennung gefunden. Besser und bezeichnender wäre es vielleicht, diesen Theil des französischen Gebiets das Delta der Provence zu nennen.

Man stelle sich ein Dreieck vor, so gleichseitig als ein Fluß von so gekrümmtem und ganz eigensinnigem Laufe, wie der Rhone es nur zu beschreiben vermag, und in diesem regelmäßig begränzten Stück Landes einen grünen Rasenplatz, in dessen Mitte sich eine große Oeffnung, der Salzsee Valcarez befindet. Es geht hier wie bei allen Flüssen, die aus den Gebirgen herabströmen. Der Rhone wühlt nach Unten, und befestigt die Dämme die er absetzt, mit dem Erdreiche, das er den Feldern der Dauphiné und Bresse entführt; das Meer strömt entgegen; der Widerstand, den es leistet, befestigt die vom Rhone angeschwemmten Deiche nur noch mehr, bahnt sich aber doch zuweilen mit Gewalt den Weg auf sein altes Gebiet. Die Sandzunge, welche die Basis des Dreiecks bildet, gehört zu Diesem; mehreremale im Jahre überschwemmt es dieselbe und versieht den Valcarez, dessen Wasser duech die Sonnenhitze täglich vermindert wird, mit neuem Zuflusse. Wehe dem Pharao, der in einem solchen Augenblicke einen zweiten Moses bis ins Meer verfolgen wollte, das Wunder, dem wir eine der schönsten Dichtungen verdanken, würde sich erneuern.

Die Camargue besteht also aus drei Abtheilungen. Im Mittelpunkte gegen das Meer hin ist der Valcarez und die Salzlager, die er bald bedeckt, bald wieder verläßt. Um diesen ganz unfruchtbaren Theil schließt sich ein Gürtel von noch mit Salz geschwängertem Boden, der jedoch nie, weder vom Valcarez noch vom Meer bedeckt wird. Hier wachsen Pflanzen in Ueberfluß, aus denen man Soda zog, ehe noch die Fortschritte der Chemie eine minder kostspielige Bereitung aus Gyps und Kohle entdeckten. Diese Pflanzen, die hier in voller Freiheit wuchern, bieten eine ganze Klassenreihe Meergras, von dem an, das von den Wellen benetzt wird, bis zur

Digitized by Google

eberbuschartigen Tamariske, die den Weg beschattet. Die Gränzen dieses Zwitterbodens waren mit schönen blaßblauen Blumen besetzt, die einen melancholischen Anblick boten, gleich einem schönen Gesichte, das vom Fieber abgezehrt ist.

(Fortsetzung folgt.)

Sitten und häusliches Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Bevor wir an der Hand der Verfasserin Cincinnati verlassen, um das einsame Gehöft eines Pflanzers zu besuchen, entnehmen wir ihrer Schilderung der genannten Stadt noch folgenden Zug, der eben so gut den Geschmack der dortigen Republikaner bezeichnet, als er den Beweis gibt, daß der alte englische Puritanismus auf dem Boden der Freiheit nichts an seiner gezierten Grämlichkeit verloren hat:

„Zu Cincinnati ist ein Garten, den man besucht, um seinen Gaumen mit einer Schale Eis, und seinen Blick an den Rosen zu erlaben. Um diese Blumen vor fremden Händen zu bewahren, ist am Ende des einen Gartenweges als Warnungstafel das erbärmlich gesudelte Bild eines Schweizermädchens angemalt, das einen Zettel in der Hand hält, auf dem zu lesen ist, daß man sich das Abbrechen der Blumen verbittet. Zum Unglück für den Künstler oder Garteninhaber oder für Beide war der Rock der Mimili so kurz, daß man etwas von der Wade sah. Die Damen von Cincinnati sahen es, und entsetzten sich darob, und dem Eigenthümer des Gartens wurde förmlich angedeutet, daß wenn er ferner die Gunst der cincinnater Schönen zu behalten wünsche, der Rock der Schweizerin verlängert werden müsse. Der erschrockene Eisverkäufer sendete eiligst nach dem Künstler und seinem Farbentopf. Beide kamen, zum Unglück aber mit keiner Farbe versehen, die zu dem skandalösen Rocke paßte. Indeß es stand Gefahr auf Verzug, und so ward dem rothen Röckchen ein blauer Troddel angesetzt, der allen Männern von Cincinnati einen sonnenklaren Beweis von dem makellosen Zartsinn ihrer Schönen gab."

Hier die Schilderung von einer jenen vielbesprochenen Ansiedlungen in den Wildnissen der amerikanischen Urwälder:

„Wir besuchten ein Gehöfte, das uns besonders durch seine wildromantische und einsame Lage ansprach, durch die seine Bewohner ganz auf sich selbst verwiesen sind. Es war eine Rodung mitten in einem Walde. Das Haus war am Abhange eines Hügels gebaut, und lag an der Vorderseite so steil, daß man nur auf einer hohen Stiege an den Eingang hinauf gelangen konnte; während die Hinterthüre sich nach der Hügelseite öffnete. Am Fuße dieser jähen Anhöhe floß ein klarer Bach, dessen Rinnsaal an einer Stelle zu einem kleinen Wasserbecken ausgegraben war, dem Hause gerade gegenüber. Ein Feld mit indianischem Korn erstreckte sich auf der einen Seite in den Wald hinein; auf der andern Seite lagen einige Morgen halb ausgerodetes Land, mit ein Paar Schupfen für den Aufenthalt von Kühen, Pferden, Schweinen und zahllosem Geflügel. Zunächst an das Haus stieß ein kleines Kartoffelfeld mit einigen Pfirsich- und Apfelbäumen. Das Haus war aus Holzstämmen erbaut, und enthielt zwei Gemächer, mit einem kleinen Anbau, der als Küche benützt wurde. Beide Stuben waren sehr gemächlich eingerichtet, und mit guten Betten, Kommoden u. s. w. versehen. Die Frau des Ansiedlers und ein junges Weib, die mir ihre Schwester schien, spannen, und drei kleine Kinder spielten um sie her. Die Frau erzählte mir, daß sie alle wollenen und baumwollenen Kleidungsstücke der Familie spinne und webe, und alle für sie nöthigen Strümpfe stricke; ihr Mann, obgleich kein Schuhmacher von Handwerk, verfertigte alle Schuhe. Auch Seife und Lichter für ihren Hausbedarf bereitete sie selbst, so wie den Zucker aus dem Zuckerrohr auf ihrem Gehöfte. Geld brauchten sie nur zum Ankaufe von Kaffee, Thee und Whisky, und um sich so viel sie hievon brauchten zu verschaffen, „dürften sie bloß, wie sie mir sagten, eine Ladung Butter und Hühner zu Markte führen." Weizen bauten sie nicht, und von ihrem Mais verkauften sie nichts; denn obgleich das damit besäete Stück Feld sehr beträchtlich schien, so brauchten sie doch den ganzen Ertrag der Ernte, um den Winter davon zu leben. Die Leute sahen insgesammt übel aus; sie sagten uns, daß sie Alle im Herbst das Fieber gehabt hatten; indeß schienen sie zufrieden und stolz auf ihre Unabhängigkeit; obgleich die Frau in einem etwas traurigen Tone bemerkte: „Es ist etwas Ungewöhnliches bei uns Besuch zu sehen; ich denke wohl die Sonne wird hundertmal wieder auf- und untergehen, bis ich wieder ein menschliches Wesen sehe, das nicht zur Familie gehört."

„Diese Leute waren in der That vollkommen unabhängig — Robinson Crusoe war es schwerlich mehr; sie haben Alles im Ueberfluß, was sie zu ihrer Leibesnahrung bedürfen, und doch schien mir in ihrer Einsamkeit etwas Trauervolles und fast Unnatürliches zu liegen. Nie rief sie eine Dorfglocke zum Gebete, wo sie dem freundlichen Gruße ihrer Nachbarn begegneten. Wenn sie sterben, wird kein durch alte Ehrfurcht geheiligter Boden ihre Gebeine decken; die Religion wird auf ihrem Grabe ihnen nicht das tröstliche und feierliche Lebewohl sagen; der Hausvater wird vielleicht einst für Weib und Kind unter dem nächsten Baume eine Grube graben, und sich selbst hier zur Ruhe legen, und der Wind, der durch die Zweige des Baumes flüstert, wird ihr einziges Requiem seyn. Aber entrichten sie doch keine Abgaben und Zehnten, brauchen nie einen Hut zu rücken, oder einen Bückling zu machen, und werden leben und sterben, ohne jemals die furchtbaren Worte: „God save the King" aussprechen oder hören zu müssen."

Wie wenig diese und ähnliche Klagen unserer guten Mistreß Trollope über solche eingebildete Uebelstände Halt und Grund haben, liegt wohl auf flacher Hand. Was der Mensch nicht gewohnt ist, wird er nicht vermissen, und das traurige Loos, nicht in geweihter Erde begraben zu werden, ist doch wohl sehr gering gegen das Glück eines freien und arbeitsamen Lebens; man müßte denn die alten Patriarchen auch beklagen wollen, daß ihnen kein Küster zu Grabe gesungen. Wenn für diese einsiedlerischen Familien, wie natürlich, die Poesie des gesellschaftlichen Lebens verloren geht, so dürften sie wohl hinlänglich durch die Poesie ihrer großartigen Naturumgebung entschädigt werden; und in seinem Leben nie das God save the King gehört zu haben, scheint uns auch kein so gar unerträgliches Unglück.

Den größten Verdruß hatte Mistreß Trollope an der Ungefügigkeit der amerikanischen Dienstmädchen zu bestehen, die durchaus

Digitized by Google

nur „Aushelferinnen" genannt seyn wollen. „Das größte Hinderniß sich am Ohio häuslich einzurichten," sagt hierüber die Verfasserin, „besteht in der Schwierigkeit Dienstboten, oder wie man es hier zu Lande nennt, „„Aushelfer"" (helps) zu finden; denn nicht geringer Hochverrath an der Republik wäre es, einen freien Bürger Knecht zu heißen. Der ganzen Klasse von Mädchen, die ihren Unterhalt nur in ihrer Händearbeit findet, ist die Meinung beigebracht, daß die tiefste Armuth dem häuslichen Dienst vorzuziehen sey. Hunderte von halbnackten Mädchen arbeiten in den Papiermühlen, um die Hälfte Lohnes, den sie in einem andern Dienste finden könnten; allein in einem solchen scheint ihnen das Prinzip der Gleichheit zu sehr verletzt, und nur die Sucht, einige Stücke Putz zu erlangen, kann sie dahin bringen, sich zu verdingen. Indeß gelang es mir doch durch Verwendung einer guten Freundin ein großes stattliches Mädchen zu finden, das sich mir mit den Worten vorstellte: „Ich komme, um Ihnen auszuhelfen." Diese Nachricht war mir sehr erwünscht; ich bewillkommte sie so freundlich, als ich nur wußte, und fragte sie was sie Jahreslohn verlange. Da schlug das Mädchen ein lautes Gelächter auf, und rief: „O Jemine, da sieht man doch recht die Engländer wieder! Ich möchte ein Mädchen in Amerika sehen, das sich auf ein Jahr verdingte! Ich hoffe in einigen Monaten einen Mann zu kriegen; sonst werde ich so gar eine alte Jungfer; ich bin schon über die siebzehn hinaus, und gehe seit verwichenen Mai nicht mehr in die Schule. Sie müssen mir die Woche anderthalb Dollars geben, und die Sklavin meiner Mutter, die Phillis, muß die Woche einmal von der andern Seite des Wassers herüberkommen dürfen, um mir auffegen zu helfen." Ich ging den Handel, wie sich denken läßt, in aller Demuth ein, und da ich sah, daß sie sich mit einem gelben, mit Rosen bedruckten Kleide an die Arbeit machen wollte, so gab ich ihr zu verstehen, daß es doch Schade sey, ein so hübsches Kleid zu verderben, und daß sie lieber ein anderes anlegen möchte. „Das ist mein bestes und mein schlechtestes, war dieß Antwort. Ich habe kein Andres." Wirklich fand sich auch, daß das Mädchen das mütterliche Haus verlassen hatte, wie es stand und ging, und ich gab ihr sogleich Geld, um sich anzuschaffen, was für den Anstand und die Reinlichkeit nöthig war; ich selbst machte mich mit meinen Töchtern daran, ein Kleid für sie zu machen. Beifällig lächelte sie unsre Arbeit an, als wir damit fertig waren; niemals aber kam auch nur ein leiser Anklang von Dank für Dieses wie für Alles, was wir für sie thaten, über ihre Lippen. Unaufhörlich drang sie in uns, ihr Kleidungsstücke zu leihen, und wenn wir es ablehnten, sagte sie: „Habe ich doch nie noch so verdrüßlich stolzes Volk gesehen, als Euch; mehrere junge Mädchen von meiner Bekanntschaft, die dann und wann in der Stadt bei alten Weibern leben, erhalten von ihnen und ihren Töchtern geliehen, was sie verlangen. Ich glaube, ihr Engländer meint, wir vergiften euch eure Sachen, grade als wären wir Neger." Hier muß ich dem Leser die Versicherung geben, daß ich alle Gespräche, die ich anführe, nicht erst mit der Zeit und nach Muße niederschrieb, sondern unmittelbar darauf und wortgenau, so viel es mir mein Gedächtniß erlaubte.

„Dieses Mädchen verließ mich nach Verlauf von zwei Monaten, weil ich ihr nicht Geld genug leihen wollte, um ein seidenes Kleid zu kaufen, und auf einen Ball gehen zu können. „Dann ist's nicht der Mühe werth, länger hier zu bleiben," sagte sie. Dieß Verhältniß ist für beide Theile, Herrschaft wie Dienstboten, äußerst unangenehm. Ich könnte wohl hundert Blätter über diesen Gegenstand anfüllen, und vielleicht doch keinen richtigen Begriff von dem hoffärtigen, leicht reizbaren und nie verstummenden Stolz geben, von dem mir diese armen Geschöpfe gepeinigt schienen. Bei manchen derselben war Dieß so sehr der Fall, daß aller Verdruß darüber und das Lächerliche davon sich in Mitleid verwandelte. Eine von ihnen war ein recht liebes Mädchen, dessen ursprüngliche Anlagen edel und sanft gewesen seyn mochten; aber ihr gutes Herz wurde verbittert, und ihre Sanftmuth in eine kränkliche Empfindlichkeit verkehrt, da sie tausend und tausend Mal hören mußte: sie sey so gut als jedes andere Frauenzimmer, alle Menschen seyen gleich, und folglich auch alle Weiber, und es sey Sünde und Schande für eine freigeborne Amerikanerin, sich wie eine Magd behandeln zu lassen. Als sie fand, daß sie in der Küche essen sollte, warf sich ihr schöner Mund trotzig auf und sie sagte: „Wahrscheinlich bin ich Euch nicht gut genug, um mit Euch zu essen. Das ist hier zu Lande nicht der Brauch." Ich bemerkte später, daß sie fast gar nicht aß und die Zeit des Mittagessens in Thränen zubrachte. Ich that Alles, was in meinen Kräften stand, um sie zu versöhnen und zufrieden zu stellen; allein ich bin überzeugt, daß sie mich haßte. Ich gab ihr einen sehr hohen Lohn, und sie blieb bei mir, bis sie sich mehrere nicht sehr wohlfeile Kleidungsstücke angeschafft hatte, dann an einem schönen Morgen kam sie in vollem Anzuge zu mir und sagte: „ich muß jetzt gehen." — „Wann werden Sie wieder kommen, Charlotte?" — „Ich glaube, Sie werden mich nicht mehr sehen." — So schieden wir. Auch ihre Schwester lebte bei mir; aber sie blieb einige Wochen länger, da ihre Garderobe noch nicht vollständig war."

(Fortsetzung folgt.)

Die Bewohner von Bali. *)

(Als Anhang zu der in S. 1031, 1047, 1056 des Auslands v. J. gegebenen Beschreibung der Insel Bali.)

Die herrschende Religion unter den Balinesen ist die brahmanische, und obschon sie sich in manchen Stücken von der der Hindus unterscheidet, so bleiben doch Kennzeichen genug, die ihre Abstammung von dem Glauben des letztern Volkes bezeichnen. Sie erkennen Brahma, von dem sie mit der tiefsten Ehrerbietung sprechen, als den höchsten und den Gott des Feuers; nach ihm kommt Wischnu, der Gott der Flüsse, und den dritten Platz nimmt Segara, der Gott des Meeres, ein. Segara bedeutet in der Sprache der Javaner und Balinesen Meer.

Die Balinesen sprechen auch von Ram, der auf einer Insel am Zusammenflusse des Dschemnah und des Ganges entstand, und man sieht in einem ihrer Tempel ein Bild des Ganesa mit einem Elephantenkopfe, so wie auch eine Statue des Durga auf einem Stiere sitzend. Diese Insulaner bezeigen den Kühen große Achtung, essen ihr Fleisch nicht, bedienen sich nicht ihres Felles und vermeiden überhaupt Alles, was diesen Thieren Schaden zufügen könnte. Auch sahen wir an einem ihrer geheiligten Orte das Bild einer Kuh, wahrscheinlich als Gegenstand der Verehrung, aufgestellt.

Die Zahl der Tempel auf Bali ist groß. Bei Balilling und Sangsit sahen wir zwölf geheiligte Einfriedigungen, die mehrere kleine Tempel oder Kapellen in sich schlossen und einen Flächenraum von 100 bis 150 Quadratfuß hielten. Sie sind mit einer Mauer von Erde umgeben und

*) Transactions of the London missionary society.

Digitized by Google

gewöhnlich in zwei Räume abgetheilt, die man den innern und äußern Hof nennen könnte. In dem erstern stand gewöhnlich eine Gruppe Waringhins, Bäume, die dem Feigenbaume der Banianen gleichen und einen angenehmen kühlen Schatten geben.

Der zweite Hof ist den Tempeln der Götter bestimmt, die aus einer oder zwei kleinen Hütten bestehen und einen Raum von sechs oder acht Quadratfuß einnehmen. Einige waren aus Backsteinen gebaut und mit Stroh gedeckt, andere von Holz und mit einem Dache von Gamuty, ein Faserstoff, der von dem Arekabaume gewonnen wird, versehen. Einige dieser Tempel waren offen und nur von einem leichten, zwischen den Pfosten eingefügten Flechtwerke umgeben, andere ganz geschlossen und mit einer kleinen Thüre an der Vorderseite versehen. Wir besuchten mehrere, fanden aber nichts im Innern als Opfer an Früchten und Blumen, und nur in einem einzigen eine Reihe von Götzenbildern aus Thonerde, die die verschiedenen Götter des hindu'schen Pantheons vorstellten. An der Außenseite einiger dieser Tempel fanden wir ein Paar plumpe Figuren aus getrockneter Thonerde, die als Thürhüter oder Tempelwächter aufgestellt zu seyn schienen; alle waren jedoch in schlechtem Zustande und zum Theil zerbrochen. Einigen fehlten die Köpfe, andern die Arme, und die meisten der Tempel waren verfallen, die Grundmauer eingesunken und die Dächer durchlöchert; ein deutlicher Beweis von der Trägheit der Eingebornen und von der Gebrechlichkeit des Materials, dessen sie sich zum Baue ihrer Heiligthümer bedienen.

Das Priesterthum ist im ausschließlichen Besitze gewisser Familien und erblich. Jene, die den Gottesdienst verrichten, werden Aidas, und haben sie den höchsten Grad ihres Ordens erreicht, Brahmanen genannt; man erkennt sie an ihrem Haare, das sie lang herabhängend tragen. Bei ihren religiösen Ceremonien tragen sie ein eigenes Kleid, von den Balinesen Ganitri genannt, und einen Gürtel, dem der Brahminen von Hindustan ähnlich. Die Priester verrichten, wie es scheint, keine Arbeit und treiben auch keinen Handel, sondern leben bloß von den Geschenken, die sie bei Begräbnissen oder dem Verbrennen der Leichen erhalten, wobei sie die üblichen Ceremonien verrichten und das Wasser einsegnen, in welchem der Körper gewaschen wird.

Die Sprache der Balinesen unterscheidet sich in mancher Hinsicht von der der Javanesen, obschon sie augenscheinlich zu derselben Familie gehört. Wer Javanisch versteht, wird sie ohne Mühe verstehen, und bei einiger Uebung auch sprechen lernen. Das Aksara oder Alphabet ist in Hinsicht der Reihenfolge der Buchstaben etwas verschieden, und die Balinesen lassen stets einen derselben, Dobesar oder das große D genannt, aus. Auch unterscheiden sie sich von den Javanesen in der Art, die Endsylben zu betonen, und sprechen jene Buchstaben aus, die bei den Javanesen fast stumm sind, und Aksara-Panghi genannt werden. Die Worte der Sprache der Balinesen sind eine Mischung des maduresischen, des malayischen und javanischen; die Sprache, welche von der Umgebung des Königs gesprochen wird, nähert sich im Ganzen dem Bahasa-Dalam (der Hofsprache), oder dem Kawi (der alten Sprache der Javanesen).

Ihre Bücher sind, wie die indischen, auf Palmblätter geschrieben; doch werden die Buchstaben nicht mit einem eisernen Griffel, sondern mit der Spitze eines Messers eingegraben. Ich habe einen Mann gesehen, der auf diese Weise ein Historienbuch abschrieb; als ich ihn fragte, wie viel er so in einem Tage fertig bringe, antwortete er, höchstens zwei Blätter, was nicht mehr ist, als eines nach unserer Schreibart. Wir hatten Gelegenheit, Briefe und Depeschen, die auf diese Weise geschrieben waren, zu sehen; die Erlaubnißscheine zur Abfahrt, mit denen die Schiffe versehen seyn müssen, werden ebenfalls so ausgefertigt.

Ihre Schriftzüge sind plump und undeutlich, woran das rohe Instrument, dessen sie sich bedienen, Schuld ist; überdieß ist es einem Fremden, der häufigen Fehler und Auslassungen wegen, schwer, ihre Gedanken zu errathen. Da es an öffentlichem Unterrichte mangelt, so kennen nur Wenige die Buchstaben, und die Zahl Derer, die mit dem Schreiben sich befassen, ist noch geringer, weil sie fürchten, sich das Mißfallen ihrer Obern zuzuziehen, die aus abergläubischen Vorurtheilen am Buchstabenmalen ein Aergerniß nehmen.

Die balinesischen Bücher enthalten gewöhnlich mythologische Erzählung; auch gibt es Sammlungen von Undang-Undang (Gesetzen), aus denen man sich Raths erholt, und nach denen wie die Insulaner glauben, der Staat regiert wird. Ihre Musik gleicht der der Javanesen, steht jedoch noch weit unter derselben. Wir hatten Gelegenheit, einige Proben von der Malerei der Balinesen zu sehen; sie stellten Kriegsschiffe und tanzende und fechtende Männer vor; da aber Wasser und Erde nicht vorgestellt waren, so fuhren die Schiffe und tanzten und fochten die Männer in der Luft. Spuren der Bildhauerkunst bemerkten wir nicht; die wenigen Figuren in den Tempeln waren plump aus Thon geformt und an der Sonne getrocknet.

Vermischte Nachrichten.

Ueber die Sklaverei der Kinder in den Spinnereien in England sagt das „New Monthly-Magazine:" Die Zahl der Individuen beiderlei Geschlechtes, die in den Spinnereien von Dundee beschäftigt werden, und noch nicht das 18 Jahr erreicht haben, erstreckt sich auf 1075. Von diesen ist die Mehrzahl unter vierzehn und einige unter neun Jahren; man sieht in diesen Fabriken sogar Kinder von sechs bis sieben Jahren, die gleich den andern arbeiten müssen. Die Kinder arbeiten des Tags 15 Stunden 20 Minuten oder 79¾ Stunden in der Woche; und hierin ist nicht einmal die Essenszeit mitbegriffen. Manchmal läßt man ihnen hiezu eine Stunde, gewöhnlich nur 20 Minuten, obgleich die Häuser, wo die Eltern dieser Kinder wohnen, in beträchtlicher Entfernung von den Spinngebäuden liegen. Keines arbeitet weniger als 12½ Stunden des Tags oder 74 Stunden die Woche. So ist es in Dundee eingeführt, wo die Arbeiter wegen der vielen Fabrikherren sich sehr gut stehen. Aber in den Spinnereien abgelegener und weniger bevölkerter Grafschaften wird die Arbeitszeit manchmal bis auf 14½ Stunden und 15 Stunden des Tags gesteigert. Rechnet man hiezu eine Stunde oder die fünfzig Minuten, die zur Essenszeit bewilligt werden und die Zeit, welche die Kinder brauchen, um nach den Fabrikgebäuden und nach Hause zurückzugehen, so bleiben für die armen Geschöpfe kaum sechs oder sieben Stunden zum Schlafe übrig. In einer im Parlamente für die Erleichterung des Looses dieser Unglücklichen gehaltenen Rede bemerkt man folgende Stelle: „Man denke sich ein sechsjähriges Mädchen, das im Winter Morgens um vier Uhr schon aus dem Bette muß; aber schon vorher ein Dutzendmal aufgeweckt ist und den Vater gefragt hat: „Vater ist es Zeit?" Endlich steht das Kind auf, sucht im Dunkeln seine Kleider, oder vielmehr seine elenden Lumpen zusammen, die kaum seine durch die harte Arbeit des vorigen Tages noch ermüdeten Glieder bedecken, muß sich dann durch Schnee und Regen nach der Manufaktur schleppen, die vielleicht zwei engl. Meilen oder zum wenigsten eine entfernt ist, und hier zwölf, vierzehn, sechszehn und vielleicht gar achtzehn Stunden arbeiten, ohne länger als vierzig oder fünfzig Minuten ausruhen zu dürfen. Das Mädchen, von dem hier die Rede ist, starb, allein mehrere Jahre hindurch führte sie dieses schreckliche Daseyn."

*

Auch Kanton wurde am dritten September von einem furchtbaren Orkan heimgesucht, der vierundzwanzig Stunden anhielt und allerorten große Verwüstungen anrichtete. Offizielle Berichte, die den obersten Behörden von Kanton über dieses Ereigniß zukamen, geben die Zahl der längs dem Ufer gefundenen Leichen auf 1405 an. Macao ist durch denselben Orkan fast ganz zerstört worden. — Auch Einige zu Kanton beobachtete Luftphänomene haben die Einwohnerschaft in große Bestürzung versetzt. Am vierten September erblickte man zwei Nebensonnen, was die Chinesen als eine Vorbedeutung von dem Sturze der gegenwärtigen Dynastie auslegen. Einige Wochen zuvor war die Sonne mehrere Tage blaß und in einem grünlichen Dunste aufgegangen; die Chinesen schlossen daraus, daß im laufenden Jahre bösartige Krankheiten herrschen werden.

*

In England ist man auf eine neue Spekulation gekommen; man sucht Weiber für die Kolonisten in Vandiemensland zwischen 18 und 50 Jahren, Wittwen und Mädchen; jede erhält einen Preis von acht Pfd. St. mit der Aussicht, an einen Kolonisten verheirathet zu werden. Ein Spekulant ist auf dem Schiffe „Prinzeß Royal" mit 2 bis 500 weiblichen Individuen aus Deptford unter Segel gegangen, um sie bei den Antipoden unter die Haube zu bringen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 130. 9 Mai 1832.

Die Volksfeste in Paris.

(Fortsetzung.)

Alles Dieß gewährte den unbetheiligten Zuschauern tausend Spaß; und die gute Gesellschaft, die sich in der Entfernung, außer dem Bereiche des Wurfgeschützes der Vertheiler hielt, erlustigte sich daran ungemein. Doch gab es auch unter ihr manchmal einen lecken Spaßvogel, der sich das Vergnügen machen wollte, den tollen Handel etwas mehr in der Nähe zu besehen, als auf einmal ein mit größerer Gewalt daher geschossener Brodlaib dem Neugierigen, der sich völlig sicher dünkte, ein Loch in den Kopf schlug oder einen Arm zerbrach. Von einem Standrohre, von einem Bombenstück verwundet oder getödtet zu werden, ist doch wahrhaft himmlisch zu nennen, gegen das Unglück, von einer Bratwurst verstümmelt, von einem Schwartenmagen über den Haufen geworfen, oder von einem Brodlaib zum Krüppel geschossen zu werden!

Anders nahm die Sache ihren Verlauf bei den Weinbuden. Ich weiß nicht, ob man schon über die erstaunliche Vorliebe des Volkes zum Weine nachgedacht hat. Für mich bleibt sie ein unauflösbares physiologisches Räthsel; dieser allgemeine stäte, nicht zu löschende Durst, diese Wuth nach geistigen Getränken ist für mich eine Erscheinung, die mich eben so sehr in Staunen als Schmerz versetzt. Es muß im Geschmacke, selbst des schlechtesten Weines irgend eine unwiderstehliche Wollust verborgen liegen, die sich in lang fortgesetztem Genusse entwickelt, und wenn diese Erklärung nicht ausreicht, so muß das Volk wahrhaftig sehr elend seyn, daß es ohne Unterlaß betrunken zu werden sucht, um seine Lage zu vergessen. Welche Buden sind die besuchtesten? Stets die der Schenkwirthe. Die Weinwirthe in Paris sind fast so zahlreich als alle andern Kaufleute zusammen genommen, und dennoch findet man ihre Schenken nie leer. Bei dem Volke geschieht nichts ohne Trunk; Trinken ist bei ihm Anfang, Mitte und Ende. Das Erste was das Volk beim Aufstehen thut, ist Trinken; das letzte, was es thut, ehe es sich niederlegt, ist Trinken. Alle denkbaren Vorfälle im Leben: Begegnungen, Freundschaften, Aussöhnungen, Käufe, Verträge, Versprechungen, erhalten durch das Weinglas, das nie und nirgends fehlen darf, Unterschrift und Siegel, Weihe und Kitt. Es gibt sogar gewisse Tage, wie der Sonntag und Montag, die eigens zur Unmäßigkeit bestimmt sind, und wo man es sich zur Pflicht macht, sich zu betrinken. An diesen Tagen ist es ein heiliges Gesetz, an den Barrièren sich Kragen und Magen zu füllen, bis der Himmel voller Geigen hängt. Wenn zwei Freunde sich begegnen, gleich hört man: „Zahlst Du einen Schluck?" — „Wollen wir einen Schoppen zusammen ausstechen?" — Sind zwei in ihren Behauptungen uneins, sicherlich hört man sie sagen: „Was willst Du wetten, einen Eimer, eine Maß, daß es nicht so ist?" Immer und immer ist es das köstliche Naß Vater Noa's, das in's Spiel gezogen wird. Die armen Weiber müssen ihre Männer in der Schenke suchen, und mit Gewalt fortschleppen, wollen sie nicht den ganzen Verdienst durch die Gurgel gejagt sehen. Es ist eine Monomanie sonder gleichen. Jeder, der für uns etwas arbeitet, einen Auftrag ausrichtet, einen Brief, ein Paket bringt, verlangt ein Trinkgeld. Für das Essen nicht, nur für Trinken; der Trunk ist unentbehrlich. Die Regierung wußte daher sehr gut das Volk auf seiner schwachen Seite zu fassen, wenn sie ehedem auf den Champs-Elysées Wein fließen ließ.

Vom frühen Morgen an sah man Banden von Zechbrüdern und Genossenschaften von Trunkenbolden nach jenen Buden hin sich in Bewegung setzen; denn diese immer durstigen Seelen insgesammt kannten so gut wie Herr Say die Vortheile der Association. Jede Schaar rückte an, unter Banner und Trommelschlag, mit Krügen und Eimern die Menge, und einem großen Faß, das im Triumph einhergetragen wurde, zur Zeit aber noch leer war. War man auf dem Schlachtfelde angelangt, so wurde das Faß an einen bestimmten Ort gestellt, und daneben die Fahne aufgesteckt, um als Vereinigungspunkt zu dienen, während Einer oder Zwei Zechgenossen zur Odhut des Gemeingutes dabei Wache hielten. Dann stellten sich die Verbündeten insgesammt in Masse vor einer einzigen Bude auf um sich gegenseitig zu unterstützen. Jeder, der einen Eimer oder sonst ein Gefäß hatte, setzte sich auf die Schultern seines Bundesgenossen, und diese Art Doppelmenschen oder Centauren harrte nun mit Ungeduld auf das Zeichen des Handgemenges.

Endlich war der ersehnte Augenblick gekommen. Der Bohrer verrichtete seinen Dienst, und die Fässer gaben ihren Inhalt von sich. Eine Zeit lang war man höflich genug, Denen, die zuerst gekommen waren, den guten Platz am Hahnen, und ihre Krüge mit dem dunkelblauen Saft füllen zu lassen. Bald aber des Wartens müde, fing man an zu drängen. Zwei besondere Genossenschaften, die Kohlenbrenner z. B. und die Wasserträger, stritten sich um die enge Mündung des köstlichen Stromes. Man stieß

Digitized by Google

und zerrte sich, man faßte sich am Kragen, unter Schimpfen und Fluchen; tausend Rippenstöße und Kopfpüffe wurden ausgetheilt und empfangen; Jeder wollte den Andern vom Ehrenplatze verdrängen, einer und derselbe Eimer kam zehnmal der Nektarströmung nahe, und wurde eben so oft wieder davon weggestoßen. Von Zeit zu Zeit gelang es einem eisernen Arme, seinen siegreichen Krug einige Augenblicke lang unter den kärglich fließenden Hahn zu halten; aber plötzlich warf ihn ein heftiger Stoß auf die Seite. Bei diesem Hin- und Herwogen der Menschenmenge konnte es nicht anders kommen, daß eben so viel Wein auf den Boden als in die Gefäße floß, und vielleicht noch mehr, da mancher Kämpfer in diesem rühmlichen Handgemenge, aus Aerger allzu bald weggedrängt worden zu seyn, und aus Neid gegen seinen glücklicheren Nachfolger, dessen Krug er von dem kostbaren Trunke sich füllen sah, den Rand des beneideten Eimers faßte, und in seinem Zorn den ganzen erkeuteten Inhalt auf den Boden schüttete, als hätte er sagen wollen: „Ich habe nichts, so sollst Du auch nichts haben.“ Man mußte dann diese mit verschüttetem Weine reichlich getauften Köpfe sehen, und die Faustschläge und die an den Gesichtern zerschlagenen Krüge, und das Geschrei und die Flüche dieser wüthenden Menge hören!

Wer indeß aus diesem Handgemenge mit etwas Anderm davon kam, als Kopfnüssen, beeilte sich, die errungene Beute in das gemeinschaftliche Faß zu schütten, das sich so manchmal bis zu drei Viertheilen füllte, wenn die Genossenschaft zahlreich und tapfer war. Dann ging es von Neuem ins Getümmel, während andere Kameraden vor der Bude der Eßwaaren kämpften. Doch endlich erschöpfte sich die Quelle, und nun, wenn die Fässer der Regierung leer waren, erhob sich unter dem weindurstigen Publikum allgemeines Mißvergnügen, und man ermangelte nicht, die Wahrheit der gegebenen Erklärung, daß es mit der Herrlichkeit ein Ende sey, in Zweifel zu ziehen. Da gab es so vierschrötige Lümmel, und unzufriedene Köpfe, die laut behaupteten, man wolle ihnen Etwas aufbinden, und sie selbst müßten sehen, ob die Fässer wirklich leer seyen, und die Aufseher nicht eins oder das andere unterschlagen hätten, um sich eine Pfeife zu schneiden. Bald kam es zu hitzigem Wortwechsel und die Entschlossensten versuchten, die Buden im Sturm zu ersteigen; sie klammerten sich an die Planken an, und die Maréchaussée bearbeitete dann ihre Hände mit Kolbenstößen, um sie abzuwehren. Doch zuletzt mußte man sich damit zufrieden stellen, keinen Wein mehr zu haben, weil keiner mehr da war. Jeder stellte sich nun bei seiner Fahne ein, und verließ die Buden, die mit Scherben von Krügen, Kleiderfetzen, und einer aus Wein und Blut gemischten Lache, welche die Luft mit widerlichem Geruch erfüllte, umgeben waren. Zuletzt machten sich die Zechgenossen auf den Heimweg nach den Faubourgs, eben so vielen Besessenen ähnlich, unter den wilden Gesängen eines Mänadenzuges, indem sie der Stadt das Schauspiel ihrer unsauberen Lustigkeit und eines sansculotischen Cynismus gaben. Allein hätten auch nur alle heimzukehren vermocht; gewöhnlich blieb eine Menge von ihnen, unfähig zu gehen oder zu stehen, in viehischem Zustande, mit blutrünstigen Gesichtern, mit Schmutz bedeckt, und mit zerfetzten Kleidern zurück, und überhäufte die Vorübergehenden mit ihren unflätigen Schmähungen. Einige waren so übel zugerichtet, daß sie den Spitälern und Pflastern heimfielen Manchmal sah man einen alten Mann, mit karfunkelrothem Gesicht und einem Silenusbauch, umringt von einem Haufen Neugierigee seine Libationen fortsetzen, gleich jenen lacedämonischen Heloten, die man betrunken machte, um den jungen Spartanern die Unmäßigkeit zu verleiden, bis er endlich zu Boden fiel, und in einer Pfütze in tiefen Schlaf versank. Alles Dieß war höchst widerlich und unziemlich; doch konnte diesen Vertheilungen auch noch der Vorwurf gemacht werden, daß sie das Aussehen einer filzigen Sparsamkeit und Knauserei hatten. Ich muß meine Schwäche gestehen; ich liebe die Pracht selbst im Bösen. Ich lobe mir jenen chinesischen Kaiser, von dem alte Sagen melden, daß er einen See graben, und wie einen Becher mit Wein füllen ließ, um auf ihm in üppigen Festen zu schwelgen. Da ist doch noch eine grandiose und erhabene Verschwendung; aber bei solcher Gelegenheit noch Knickerei und ängstlich berechnete Freigebigkeit zu zeigen, die Fässer mit einem dünnen Bohrer anzuzapfen, um sich dadurch das Ansehen zu geben, als öffne man unerschöpfliche Quellen; den Volksdurst, von dem sich gar keine Berechnung machen läßt, mit einem dünnen Fädchen tröpfelnden Weins stillen zu wollen, mit der Uhr in der Hand minutenweise zu berechnen, wie lange jedes Faß sich zu leeren braucht — so Etwas verlohnt sich doch wahrhaft der Mühe nicht. Dem Himmel sey Dank, endlich haben diese Wein- und Eßwaarenvertheilungen auf den Champs-Elysées aufgehört. Eine andere löbliche Reform ist auch hierin zu Stande gekommen, daß man gegenwärtig bei öffentlichen Festen nicht mehr die Gendarmen mit gezückten Schwertern erblickt. Vor einigen Jahren, so oft die Regierung die Einladung zu einer allgemeinen Belustigung erließ, verfehlte sie auch nicht, zum Empfange eine zahlreiche Maréchaussée mit bloßem Säbel in der Hand, aufzustellen, als ob man einen Feind erwartet hätte. Es war ein eignes Ding, mitten unter diesen Freudenfesten diese großen verwünschten Säbelklingen zu sehen, die im Sonnenschein funkelten, blitzten und drohten, wie ich sie oft auf dem Grèveplatz am Tage einer Hinrichtung um das Schaffot funkeln sah. Es gibt also heutzutage weder Säbel, noch unentgeldliche Weinvertheilungen. Was uns noch geblieben ist, kann die schönere Seite der Volksfeste genannt werden. Hier ist vor Allem das Carré Marigny zu erwähnen, das ewige Carré Marigny mit seinen Theatern, Seiltänzern, Orchestern und Kletterbäumen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Ausflug in die Provence.

Die Camargue.

(Fortsetzung.)

Endlich kommt das fruchtbare Land, wo der Landmann hinter dem Pfluge geht, und nicht fürchten darf, daß sein Saame auf dürren Boden fällt. Wo Unterhalt gewonnen wird, findet man auch Wohnungen, doch darf man ja nicht glauben, daß hier die Bevölkerung aufeinandergedrängt lebt, und sich mächtig vermehrt. Der angebaute Theil der Camargue ist eben so ungesund als fruchtbar, so sehr auch die Statistiker auf dem Gegentheile bestehen; allein ich halte mich an Das, was die Bewohner mir sagten und was ich selbst sah. Gegen Ende Septembers sah ich nichts als Kranke,

Digitized by Google

und hörte von nichts als Krankheiten. Alle Jahre kommen aus der Provence und Languedoc Schaaren von Schnitterinnen mit blühenden Gesichtern, die gelb, abgemagert und geringer an Zahl wieder heimkehren. Der Eigenthümer, der fern von der Gefahr lebt, und nur selten hierher kommt, schilt seinen Pächter, daß es an Armen fehlt, die den Boden bauen, und denkt nicht daran, daß die Arbeiten seiner Ernte die Grabhügel des Kirchhofs von Sts. Maries vermehrt haben.

Der Mangel an Bevölkerung ist eines der ersten Hindernisse, das den Fortschritten der Cultur der Camargue sich entgegensetzt, und der gänzliche Mangel an Bewässerung ist ein zweites noch größeres. Hierin steht dieses Land weit hinter Aegypten zurück; selbst den sinnreichsten Anstrengungen gelang es nicht, den Lauf des Rhone bis zum Niveau des Bodens zu erhöhen; der Fluß fließt tief, von hohen Ufern eingeengt. Was die Bewässerungsmittel betrifft, deren die Römer sich bedienten, indem sie Alpenquellen aus großer Ferne herbeileiteten, Wasserleitungen für die Aecker um Mont-majour anlegten und durch den Rhone selbst das Wunder der Arethuse erneuerten, so würden wir Dieß Alles für fabelhafte Berichte halten, wenn nicht die in großer Anzahl im Bette des Rhone gefundenen bleiernen Röhren die Wahrheit bezeugten. Rechnet man zu diesem Mangel an Bewässerung die beständige Gefahr von Fiebern und eine lästige Menge von Muskitos, die von den benachbarten Salzstrecken herbeikommen, so wird man begreifen, daß der Aufenthalt in der Camargue nichts Angenehmes hat. Auch ist sie in der That nur von Leuten bewohnt, die sonst nicht wissen wohin. Mit Ausnahme des kleinen Städtchens Saintes Maries, das nur 500 Einwohner zählt, trifft man nichts als einzelne, zerstreute, und in großer Entfernung von einander liegende Häuser (Mas), die oft den größten Theil des Jahres über leer stehen. Nichts kann einen traurigern Anblick bieten, als diese Wohnungen, die den Maierhöfen in andern Theilen Frankreichs durchaus nicht ähnlich sind, denn hier sieht man nicht jene großen Ställe und die Heerden die jeden Abend zu ihnen zurückkehren. Ueberall, wo die Natur dem Menschen keinen sichern Wohnort gönnt, scheinen auch die Hausthiere zu dem Zustande ihrer alten Wildheit zurückzukehren; man zittert, wenn der fieberkranke Postillion der pontinischen Sümpfe, die fast unbändigen Pferde an den Wagen spannt, mit dem sie pfeilschnell davon rennen, und der Büffel der Campagna von Rom gehorcht nur der Lanze des Reiters. Aehnliches könnte man von den schwarzen Stieren der Camargue sagen; doch haben diese ihre Freiheit etwas theuer erkauft, da sie im Winter den warmen Stall und die volle Krippe entbehren. Daher würden sie auch auf den Märkten der Umgegend, wo man die Schönheit nach dem Gewichte schätzt, eine schlechte Rolle spielen, denn sie sind klein und mager. Es ist ein Vergnügen, sie von Weitem zwischen den strauchartigen Salzpflanzen wie dunkle Flecken zerstreut zu sehen, ihre Unruhe wenn man sich nähert, ihre Neugier, ihre Flucht, die vielen offenen Nüstern gegen den Punkt gerichtet, wo das Geräusch sich hören ließ; diese rückwärts gekrümmten Hörner, die lange Unbeweglichkeit gleich einem Vogel, vor dem der Jagdhund steht, und dann wieder die kurzen, raschen Sprünge, die ihr folgen; stellt man sich unter ihnen eine stärkere Race vor, denkt man sich Gauchos und einige Wilde hinzu, so findet man sich in die Einöden des südlichen Amerika, in jene Pampas versetzt, die wir aus den Berichten des Capitain Head kennen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Möglichkeit einer russischen Expedition nach Indien.

Ein Artikel der Moskauer Zeitung, in welchem „von Unterzeichnung eines Friedenstraktats mit England in Calcutta“ die Rede ist, hat in der neuesten Zeit die alten Entwürfe Rußlands zur Eroberung der englisch-westindischen Besitzungen wieder in Erinnerung gebracht, und es mögen hier einige Betrachtungen über diese interessante Frage angestellt werden.

Es gibt nur zwei Wege, auf denen eine europäische Armee in Indien einfallen könnte: der erste, wenn sie dem Zuge Alexanders und Nadir Schahs folgt, und der zweite, wenn sie das kaspische Meer überschifft und den Oxus aufwärts nach Bochara geht. Der letztere ist der bei Weitem bequemere, und ihn würden die Russen ohne Zweifel einschlagen, da sie seit dem letzten Friedensschlusse mit Persien die freie Fahrt auf dem kaspischen Meere haben. Zu Orenburg, einem stark befestigten Platze, neunzig Meilen nördlich vom kaspischen Meere, haben sie ein Korps von zehntausend Mann, das, durch andere verstärkt, den Ural hinab nach dem kaspischen Meere und durch die Bai von Mertvoi gebracht werden könnte, während die aus dem Innern Rußlands kommenden Truppen auf den Ebenen der Wolga nach Astrachan vorrücken würden, wo sie dann über das Meer nach der Bai von Balkan segeln würden. Khiwa, eine große Stadt am Oxus, die der erste Sammelplatz der verschiedenen Korps seyn dürfte, ist von jenen beiden Ausschiffungspunkten 25 bis 30 Märsche entfernt, und da das Land vom Meere bis zum Flusse eine Wüste ist, so müßte die Armee Nahrungsmittel und auch Wasser mit sich führen. Von Khiwa nach Bochara ist eine Entfernung von 520 Meilen; der Oxus wird zwei Tagreisen von letzterm Orte schiffbar; allein die Strömung ist reißend, und will das russische Heer den Strom aufwärts fahren, so müßten die Transportfahrzeuge für die Armee ebenfalls vom kaspischen Meere herbeigeschafft werden, da es am Ufer des Flusses kein Material zum Schiffbaue gibt. Diese Ufer sind ferner von einem grausamen, kriegliebenden und räuberischen Volke bewohnt; dieses müßte nothwendig unterworfen und die ganze Marschlinie militärisch besetzt werden, um die Kommunikation der Armee zu sichern. In Bochara, einer volkreichen, mitten in einer fruchtbaren Landschaft liegenden Stadt, wäre Ueberfluß an Lebensmitteln, und hier könnten die Russen einen zweiten Sammelplatz gründen, auch Depots und Magazine anlegen. Von Bochara nach Attock am Indus beträgt die Entfernung nicht über 600 Meilen; das Land ist auf diesem ganzen Wege fruchtbar, so daß das russische Kommissariat ohne viele Mühe Unterhalt und Fourrage für die Truppen herbeischaffen könnte. Bequeme Transportmittel sind ein anderer Vorzug dieser Gegend und bei militärischen Operationen von hoher Wichtigkeit. Zu Attock ist die Breite des Indus beträchtlich und der Strom dennoch tief und reißend; sollten die Russen über diesen Fluß kommen können, so würden sie ohne Zweifel den Beistand Runschit Sings und seiner Armee zu erhalten suchen. Das schnelle Wachsen dieser furchtbaren Macht an den nördlichen Gränzen der englischen Besitzungen hat dem indischen Gouvernement schon viele Unruhe gemacht; die Truppen Runschits sind zahlreich, in guter Verfassung und von russischen und französischen Offizieren gebildet. Ueberdieß stand Runschit Sing noch vor Kurzem mit dem Kabinet von St. Petersburg im lebhaften Briefwechsel, und die Verbindung Rußlands mit diesem Fürsten könnte England sehr nachtheilig werden. Der Zweck einer solchen dürfte seyn entweder nach Delhi vorzurücken und die Absetzung der Dynastie des Hauses Timor zu proklamiren, was einen allgemeinen Aufstand gegen die Engländer erregen würde, oder südlich durch Penschab gerade auf die Präsidentschaft Bombay loszugehen. Alexander brauchte gerade ein Jahr, um den Hydaspes zu erreichen. Nadir Schahs Expedition dauerte elf Monate, ungeachtet der größte Theil seines Heeres aus Kavallerie bestand; allein der Marsch eines russischen Heeres mit Artillerie und aller Zubehör der neuern Kriegskunst würde mindestens zwei Feldzüge erfordern. Allein man darf auch annehmen, daß bevor noch die Russen die Ufer des Indus erreichen

Digitized by Google

können, Runschit Sing längst aufgerieben wäre, und eine englisch-indische Armee schlagfertig am östlichen Ufer stände, um das Invasionsheer zu empfangen. Wir haben gesehen, daß Rußland im Kriege mit den Türken, einer angränzenden Macht, nicht mehr als 200,000 Mann ins Feld stellen konnte; zu einer Expedition nach Indien könnten, wegen Schwierigkeit der Verpflegung, füglich nicht mehr als 100,000 Mann verwendet werden. Wenigstens ein Drittel dieses Heeres müßte, so wie die Hauptarmee vorwärts geht, längs der Marschlinie im Rücken aufgestellt werden, und wenn man dann bedenkt, daß der Zug des Heeres durch Wüsten unter einem brennenden Himmelsstriche geht, der der nordischen Konstitution so verderblich ist; wenn man ferner die Unfälle in Erwägung zieht, denen eine Armee im Felde selbst in Europa ausgesetzt ist, wo doch durch Spitäler auf jede Weise für Kranke und Verwundete gesorgt ist, so kann man kühn behaupten, daß die Russen höchstens mit 50,000 Kampffähigen am Indus ankommen würden, eine Macht, die für den Zweck des Feldzugs durchaus nicht hinreicht. Wirft man dagegen einen Blick auf die Karte und übersieht die weite Ausdehnung der englischen Besitzungen; erwägt man die ungeheure Linie, die die militärischen Operationen einnehmen würden; bedenkt man die Art, wie diese Besitzungen zusammengehalten werden, so kann man sich die bedenkliche Lage der Engländer und die mancherlei Wechselfälle, die ihnen nachtheilig werden können, nicht verhehlen. Von Calcutta nach Delhi, dem ersten Sammelplatze ihrer Streitkräfte, sind 800 Meilen, von der Präsidentschaft Madras bis dahin ungefähr 1100, von Bombay 600 und von Delhi bis zum Indus noch 500 Meilen. Die englische Operationslinie wäre noch ausgedehnter als die russische vom kaspischen Meere bis zum Indus. So zahlreich das englisch-ostindische Heer auch ist, so muß man doch bedenken, welche Macht dazu gehört, eine solche ungeheure Strecke Landes im Schach zu halten, was durchaus nöthig wäre, da der Eindruck, den das Erscheinen einer russischen Armee von 50,000 Mann auf die Eingebornen machen muß, zum mindesten nicht voraus zu berechnen ist. Eine andere große Gefahr, die zu befürchten wäre, ist, daß die Treue der eingebornen Truppen wankend gemacht werden könnte, was allerdings möglich wäre, da die letzten Verkürzungen an Pensionen und andern Begünstigungen Mißvergnügte gemacht haben. Nachdem wir jetzt die Wechselfälle für und wider eine solche Unternehmung genau erwogen haben, glauben wir dennoch zuversichtlich behaupten zu können, daß England seine ostindischen Besitzungen durch einen Einfall der Russen schwerlich verlieren wird, da Dieß ein Unternehmen ist, das die Kräfte der letztern übersteigt, obschon es der ostindischen Kompagnie und ihrer Macht höchst nachtheilig werden dürfte. Uebrigens würde die englische Regierung in Europa auch nicht müßig bleiben; je größer der Kreis ist, den ein Cirkel beschreibt, um so schwächer ist er, und so ist Rußland auch an seinen Gränzen am schwächsten; hier also würde England der russischen Macht den empfindlichsten Stoß versetzen können. Es würde den schlummernden Haß der Perser und Türken aufs Neue wecken, die kaukasischen Stämme insurgiren, und seine Flotten ins baltische und schwarze Meer senden. Die russischen Schiffe würden es kaum wagen, sich im Ozean zu zeigen; Rußlands ganzer auswärtiger Handel wäre gesperrt, und Armuth, Widersetzlichkeit und offener Aufstand würden in jeder Provinz des Reichs um sich greifen. Die zahlreichen und verschiedenartigen Völker, die durch die Gewalt des Despotismus zusammengehalten werden, würden den günstigen Augenblick, ihre Unabhängigkeit wieder zu erlangen, nicht unbenutzt verstreichen lassen, und die Zerstückelung des Riesenreichs der Czaaren, die Lieblingsidee mancher Politiker, könnte verwirklicht werden.

Vermischte Nachrichten.

In der letzten Sitzung der französischen Akademie der Wissenschaften wurde über meteorologische Beobachtungen, die während der Jahre 1830 und 1831 von zwei Kapitänen des französischen Generalstabs in Algier angestellt wurden, Bericht erstattet. Diese Beobachtungen wurden dreizehn Monate lang mit Instrumenten von Bunsen fortgesetzt, das Thermometer fünfmal des Tags beobachtet, bei Sonnenaufgang, um neun Uhr Morgens, um Mittag, um drei Uhr Nachmittags und bei Sonnenuntergang. Das Barometer wurde dreimal des Tags beobachtet. Das Thermometer stand am niedrigsten im Monate Dezember. Sein Minimum war + 2°,80. Nie sah man während der dreizehn Monate Eis oder Reif in der Umgegend von Algier. Wenn das Thermometer unter 6° fiel, was stets wegen der Nord- und Nordostwinde der Fall war, trat eine sehr empfindliche nasse Kälte ein. Am höchsten stand das Thermometer im Monate August (55°,50), ausgenommen in den Tagen, wo der Südwind wehte. Wenn dieser Wind nicht weht, ist die Hitze stark, aber nicht drückend. Dieser Südwind, der Samum der Araber, weht nur drei oder vier Tage des Monats und hält selten länger als vierundzwanzig Stunden an. Er kündigt sich durch einen heißen Nebel und einen dichten rothen Duft an, der die ganze Kette des kleinen Atlas umhüllt. Bald darauf läßt sich der Wind spüren, und die Hitze wird drückend. Die Temperatur steigt gewöhnlich bis zu 5 und 6° Cent., manchmal noch darüber. So stieg sie am 10 September gegen Mittag von 28 bis zu 38°; man konnte kaum athmen, spürte Kopfweh und Mattigkeit in allen Gliedern. Die französischen Soldaten, die in diesem Augenblicke betrunken waren, fielen des Bewußtseyns beraubt nieder; die nur wenig Wein getrunken hatten, konnten sich nicht mehr von der Stelle bewegen; Alle klagten über heftiges Kopfweh. Dieser Südwind hörte gewöhnlich mit Regen auf; dann traten Nord- oder Nordostwinde ein; das Barometer fiel gewöhnlich. Uebrigens kündigten sich stets Veränderungen des Wetters in Algier durch dieses Instrument an.

Ein englisches Journal enthält folgendes Schreiben von einem Arzte an Bord des königlichen Schiffes, „die Dryade," das ein neues Licht auf Landers Entdeckungen wirft: „Der Fluß Nun strömt, wie man sehen wird, wenn man die Karte zur Hand nimmt, zwischen einem Netze von Flüssen, ein wenig östlich vom Kap Formosa, das die östliche Gränze der Bai von Benin bildet. Einige besondere Umstände gaben mir Gelegenheit, mehrere Untersuchungen über den Ausfluß jener Ströme anzustellen, wodurch ich die Ueberzeugung gewann, daß alle Flüsse, welche zwischen dem Kap Formosa und dem alten Calabar, diesen mit eingeschlossen, durch Queerarme und Seitenflüsse in nicht großer Entfernung von der See mit einander in Verbindung stehen, so daß man sie also insgesammt Mündungen des Niger nennen könnte. Ich zweifle, ob die Lander gleichfalls diese Beobachtung gemacht, die außer allem Zweifel liegt. Hier einige meiner Beweise, zu denen ich rechne: Die außerordentliche Flachheit des Landes und die zahlreichen Ströme, die es, wie man selbst auf Schiffen, die nahe am Ufer landen, sehen kann, nach allen Richtungen durchschneiden; die häufige und wohlbekannte Ankunft der Kanoes des Herzogs Ephraim (eines Negerhäuptlings am alten Calabar) in den Fluß Bonny durch irgend einen Seitenarm im Innern des Landes, ohne den Ozean berührt zu haben; desgleichen die oftmalige Ankunft von Kanoes aus dem Nun in den Bonny auf demselben Wege; endlich die Versicherungen von einigen der verständigsten Eingebornen, welche mir versicherten, daß im Innern des Landes ein großer Handel mit Sklaven, Elfenbein, Palmöl und britischen Manufakturwaaren getrieben wird, die man mittelst jener Seitenarme verschifft, welche die Hauptströme verbinden."

Die neuesten Nachgrabungen in Pompeji haben, wie schon in diesen Blättern gemeldet wurde, zur Entdeckung zweier prachtvoller Mosaikfußböden geführt, und die bis jetzt fortgesetzten Arbeiten neue Ausbeute von hohem Werthe gegeben. In vier Gemächern und einer Küche, die man geöffnet, fand man eine beträchtliche Anzahl bronzener Vasen und eiserner Geräthschaften, die über den Haushalt der Alten neues Licht verbreiten werden. Eine Menge von Amphora, die sich in einem der Gemächer vorfanden, haben ganz neue und bisher noch nicht gesehene Formen. Die meisten derselben haben griechische oder lateinische mit schwarzer Farbe geschriebene Inschriften. In einigen fand man eingetrockneten Wein, der mit Wasser aufgelöst noch einigen Geschmack hatte. In der Küche lagen noch Asche und Kohlen auf dem Herde, auch fand man hier ein schönes Piedestal von Giallo antico und eine Lampe von gebrannter Erde, die einen jungen Menschen vorstellt, der auf den Knien liegt und eine Schale in den Händen hält, wie sie bei Opfern gebräuchlich waren. Unfern davon fand man ein weibliches Gerippe, wahrscheinlich das der Sklavin, die die Küche zu besorgen hatte.

Berichtigung.

Nr. 127. S. 507. Sp. 1. Z. 6. v. O. l. Calmar statt Colmar.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 131. 10 Mai 1832.

Ein Ausflug in die Provence.
Die Camargue.
(Fortsetzung.)

Auch Pferde für die „Gauchos" der Camargue gibt es, und zwar arabische, wenn man einer Tradition glauben darf, die von den Alterthümlern der Provence seit zwei Jahrhunderten mit großer Vorliebe aufgewärmt wird. Neben den eben erwähnten pechschwarzen Stieren weiden hier ganz weiße Pferde. Minder wild als die Stiere sieht man den Pferden der Camargue auch mehr an, wie sehr sie durch ihre magere Weide leiden; ihr Gang ist kraftlos, ihre Beine aufgelaufen und ihre Nüstern von dichtem Haarwuchse verstopft; allein so schwach sie auch sind, so ist ihr Bau doch fein und zierlich; man kann ihnen die Race nicht streitig machen, und erkennt leicht, was bei sorgfältiger Zucht aus ihnen werden könnte. Die kleine Ruhmredigkeit, rücksichtlich ihres Stammbaumes, abgerechnet, sind die Pferde der Camargue sanfte und wenig brauchbare Thiere; gewohnt, stets auf einer ebenen, nicht steinigten Fläche zu laufen, können sie weder Bergauf noch Bergab mit Sicherheit gehen, und ihr Huf würde beim Anstoß an den unbedeutendsten Stein verletzt werden. Sie scheinen in der That nur da zu seyn, um Stoff zu historischen Vermuthungen zu geben, die man auf folgenden Grund stützt: Es ist nachgewiesen, daß die Saracenen, die sich im achten Jahrhundert jenseits der Pyrenäen ausgebreitet, und Septimanien besetzt hatten, bis an die Ufer des Rhone vordrangen, Arles eroberten, und wahrscheinlich einige Jahre lang im Besitze dieser Stadt blieben. Auch kann man annehmen daß sie, nur zum Theile vertrieben, öfter ihre alten Stellungen wieder einnahmen, bis Karl der Große sie für immer über die Pyrenäen zurückdrängte. Dieß ist Alles was wir über den Aufenthalt der Saracenen an den Ufern des Rhone aus der Geschichte wissen.

Allein außer diesen kärglichen dürftigen Zeugnissen haben wir noch eine andere, reelle Antiquität vor Augen: die Romane Karls des Großen. Hier werden aus Dörfern Königreiche, aus Landstreichern Könige, aus Räuberbanden Armeen. Im Ariost muß man die maurischen Erinnerungen des arlesischen Gebiets suchen; dieser Erbe des Mangis zeigt uns auf dem Gebirge Cordes ein neues Cordova, in der Nekropolis Aries ein Denkmal der Niederlage der Mauren und in den sanften Thieren der Camargue eben so viele Bayards und Alfanes, und eben so viele bezauberte Pferde, die noch ihrer Herren harren; wo nicht, so kann man in dieser fast ganz vernachlässigten Race vielleicht Stammverwandte jener genügsamen, geduldigen Thiere mit rundem Auge, hängendem Halse und starkem Kreuze erkennen, von denen die Beduinen der Wüste getragen werden, aber nie Abkömmlinge jener herrlichen Race, die mitten unter den gemeinen arabischen Pferden den Adel der Abstammung mit den unverwerflichsten Zeugnissen beiegt.

Am Scheitelpunkte des großen Delta der Camargue beschreibt der Weg, der von Trinquetaille aus auf die Brücke de Fourques, von der Provence nach Languedoc führt, die Grundfläche eines Dreiecks, das im Kleinen die Lage des Ganzen wiederholt. Die Silberpappeln, von denen diese unebene, tiefausgefurchte Straße beschattet wird, gleichen in Wuchs und Aesten viel den in Aegypten, und dort besonders auf der herrlichen Insel Rhodah, in der Nähe von Kairo, so häufigen Sykomoren. Dieß war der Vorschmack der Erinnerungen, die mir bei meiner Ankunft von Nimes der erste Anblik der Camargue gab; allein Dießmal ließ ich diese Straße rechts und schlug einen engen Weg nach der fast noch unbekannten Stadt Saintes-Maries ein.

Der Boden der Camargue besteht aus Dammerde und sehr feinem, dem Flugsande ähnlichem Sande; es fährt sich sehr sanft und angenehm auf ihm, und so lange die Witterung schön bleibt, rollt der Wagen wie auf einem Teppiche hin. Allein bei dem unbedeutendsten Regen füllt die Straße sich mit Koth, und aus der Fahrt, die man in einer oder zwei Stunden zurücklegen kann, wird eine lange beschwerliche Tagreise. So rein auch der Himmel bei unsrer Abreise war, so waren wir doch theils der Jahreszeit wegen, theils auch wegen der drohenden Wolken, die aufzusteigen begannen, nicht ganz sicher. Nach einer ziemlich langen Fahrt auf einer offenen Ebene, sahen wir links hochstämmige Bäume, die, wie mein Reisegefährte bemerkte, zu dem Schlosse von Avignon, dem Lieblingsaufenthalte des Generals Miollis gehörten. In diesem Augenblicke senkte sich der Weg, und wir sahen uns von Bogenlauben der Tamarieken und wilden Weinstöcke umgeben; Gehänge von diesem Säuerlinge schwebten über unsern Köpfen und wir pflückten im Vorüberfahren von seinen schwarzen herben Trauben.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Volksfeste in Paris.

(Fortsetzung.)

Wer kennt nicht das Carré Marigny? Wer von uns ist nicht schon mehr als einmal in seinen müßigen Stunden nach jenem ungeheuren Platze hinausgeschlendert, jenem Sammelorte der Ball-, Ballon-, Kugel- und Kegel-Spieler seit undenklichen Zeiten? Fast möchte ich bedauern, daß durch Volksfeste zuweilen diese ehrbaren Bürger in ihrer Gewohnheit und in ihren Lieblingsunterhaltungen gestört werden müssen. Ballon, Ball, Kugel und Kegel sind dann verschwunden. Symphonien lassen sich auf verschiedenen Seiten hören; bezahlte Spielleute werfen von Gerüsten kleine Päckchen gedruckter Lieder herab, und ein Regen von Couplets zum Lobe des eben regierenden Königs, der seinem geliebten Volke so herrliche Feste gibt, fällt dem Publikum auf den Kopf; die kleinen, weißen Papierstreifen wirbeln in der Luft herum, wie Schneeflocken. Inzwischen nehmen ungeachtet der brennenden Sonne, bei dem Klang der Geige, die von den Gesängen und dem Getümmel der Menge übertäubt wird, Quadrillen- und Contretänze ihren Anfang. Wer um wenige Sous in einer Kneipe nach der Geige eines Biersiedlers sich zu erlustigen gewohnt ist, findet heute einen guten Tag; selbst ein Cavalier braucht da nichts zu bezahlen. Während man hier auf dem Boden tanzt, tanzen dort andere auf dem Seile. Die Seiltänzertruppe der Madame Saqui macht dort bei hellem Sonnenscheine ihre Kunststücke. Die Bajaderen des Seiles, die man nur beim Schein der Lampen zu sehen gewohnt ist, treten bei voller Tagsbeleuchtung mit ihren geschminkten Wangen, ihrer gelben Haut, und ihrem abgewelkten Flitterstaate auf. Bajazzo reibt ihnen die Fußsohle mit Kreide, gibt ihnen die Balancirstange in die Hand, und nun geht es hinüber auf dem elastischen Tau, in kleinen Schritten, in Sprüngen, wie gaukelnde Zephyre schwebend, auf und abgeschnellt wie der Federball auf der Rakete, während unten Bajazzo seinen kleinen spitzigen Filzhut aufhält, um sie beim Falle aufzufangen. Wenn die Seiltänzer von jedem Geschlecht und jeder Größe, vom kleinen Kinde an, das noch kaum gehen kann, bis zum Bajazzo, der der boshafteste aber auch geschickteste von Allen ist, und stets ohne Balancirstange tanzt, auf dem Seile erschienen sind, spannt man das Seil ab, nimmt die Gerüststangen hinweg, und Alle nach der Reihe versuchen vom elastischen Sprungbrette aus, den Salto Mortale, wobei Bajazzo, abermals als der geschickteste, durch einige mit Papier überzogene Fässer hindurch seinen Purzelbaum schlägt.

Doch wandeln wir weiter: hier stehen wir vor einem Theater, wo man seit dem Morgen schon zwanzigmal dieselbe Pantomime aufgeführt hat. Auf dieser Bühne habe ich alle Heldenthaten der Restauration nach der Reihe aufführen sehen. Ich sah dort eine französische Armee von zehn Veteranen, die ein zehn Quadratschuh großes Königreich von Spanien eroberten, und einen pappendeckelnen Trocadero mit Sturm nahmen; ich sah die Schlacht von Navarin zwischen zwei Kähnen liefern, und die griechische Bevölkerung, vier Männer, drei Weiber und zwei Kinder stark, mit zum Himmel erhobenen Händen dem befreienden Heere danken, das immer wieder aus denselben zehn Veteranen bestand; endlich sah ich dort eine Flotte von einem Schiff, eine Stadt von einem einzigen Haus beschießen, das Algier vorstellte, und die unsterblichen zehn Veteranen brachten glücklich ihre Landung zu Stande, trotz vier oder fünf Beduinen, die an diesem Tage wenigstens sechzigmal umgebracht wurden.

Eine weit dramatischere Scene als alle diese Heldenstücke bleiben die Kletterbäume, deren vier zu sehen sind. Dieselben haben an ihrem untersten Ende achtzehn Zoll im Durchmesser, sind wie billig ganz glatt, und jedes Mal, bevor man von ihnen Gebrauch macht, vom Fuß bis zur äußersten Spitze mit einer dicken Lage schwarzer Seife, Wagenschmiere, Schweinefett u. s. w. überstrichen. Das ist freilich nicht sehr einladend. Allein ist es nicht oft auch mit dem Kletterbaum der Größe im Leben so; was hat es zu sagen, wenn man sich ein wenig beschmutzt, wenn man nur hoffen kann, die Spitze zu erreichen? — Sind die Masten gehörig eingesalbt, so richtet man sie auf. Auf ihrer Spitze weht der Wimpel, der den ersten Preis vorstellt; die sogenannte Krone ist etwas tiefer angebracht. Diese Krone besteht aus einem Laubgewinde um einen Reifen, an den die Preise befestigt sind. Diese Preise bestehen aus Silberzeug, zwei Bestecken, einer Handtrommel, einem elenden abgenützten Quark. Wenn alles Dieß daran befestigt ist, wird die Krone mittelst eines im Innern des Mastes laufenden Strickes in die Höhe gezogen. Das Silberzeug, das im Sonnenglanze funkelt, soll Kletterlustige anlocken; auch schaut jedes Auge lüstern hinauf. Der Fuß des Mastes ist von einem Graben eingefangen, in welchem Gendarmen aufgestellt sind, damit Alles in bester Ordnung vor sich gehe. Aus diesem Graben, der mit Schranken umgeben ist, sieht man nacheinander die Preisbewerber hervortreten — Gestalten, die man nur an diesem Tage sehen kann; Bursche mit wahren Galgengesichtern, auf denen der antisociale Haß mit deutlichen Zügen geschrieben steht, wahre Banditen in Haltung und Gebärde, Menschen, die gewöhnlich dicht an's Schaffot sich drängen, wenn ein Missethäter hingerichtet wird, ein Schlag Menschen, gegen den die Lumpensammler und Kehrichtgräber eine hohe Aristokratie sind. Man fühlt kein sonderliches Behagen, wenn man diese Art von Wilden fast ganz nackt sich den Augen der Menge ausstellen sieht, ihre Hosen bis über die schwarzen schmutzigen Schenkel hinaufgeschlagen. Die Ersten, die emporzuklettern versuchen, haben keine Hoffnung, wie sich wohl denken läßt; sie thun es bloß, um die Sache einmal in Gang zu bringen, um den Weg zu bahnen. Durch diese ersten Anstrengungen wollen sie bloß das schlüpfrige Fett abwischen; sie schaben es mit ihren Nägeln ab, und werfen es handvollweis auf den Boden. Selten genießt Jener die Früchte eines Unternehmens, der es beginnt; er hat davon nur die Mühseligkeit. Der Klettermast ist an seinem Fuße weit dicker, als nach Oben zu, und es macht folglich größere Schwierigkeit, sich an ihm festzuklammern und hinaufzuklimmen. Doch so groß auch immer das Verdienst dieser Anstrengungen seyn mag; sie bleiben unanerkannt und unbelohnt; das Publikum nimmt kein Interesse daran.

Doch allmählich kommt man etwas höher hinauf, die Kunstverständigen machen sich daran, die Helden dieser Kraftübung, die von früherer Zeit her schon einen Ruf erlangt haben, und deren Thaten noch in ruhmreichem Angedenken leben, die schon seit vielen Jahren her den Preis davon zu tragen gewohnt sind, wie die

Digitized by Google

berühmten Athleten des Alterthums. Leute dieser Art verschwenden ihre Kraft nicht mit den ersten Versuchen; sie wissen damit sparsam umzugehen: nur langsam rücken sie aufwärts, werden nicht ungeduldig, und geben sorgfältig Acht, von Zeit zu Zeit auszuruhen. Alle — Dieß ist eine erlaubte Sache — tragen an ihrem Gürtel Säckchen mit Asche, um damit das Fett zu überpudern, und ihm seine Schlüpfrigkeit zu nehmen.

Demungeachtet werden lange noch nur fruchtlose Anstrengungen gemacht; die Wettkämpfer gelangen alle bis zu einer gewissen Höhe, fahren aber dann mit Blitzes-Schnelligkeit wieder herab. Es ist, als gebe es eine bezauberte Stelle, über die menschliche Kräfte nicht hinaufzudringen vermögen. Manche kommen nicht einmal die Hälfte der Strecke bis zu jenem Punkt empor, und haben sich kaum über die Köpfe der Zuschauer emporgearbeitet, als sie wieder herniederplumpen unter allgemeinem Gelächter. Endlich aber wird der Zauber gelöst, ein handfester Bursche hat sich über die Stelle hinausgearbeitet, wo alle Bemühungen gescheitert waren. Fortan wird jeder andere auch darüber hinauskommen. So sind die Menschen. Nur eines Beispieles bedarf es; sobald bewiesen, daß eine Sache möglich ist, findet sie Niemand mehr schwierig. Unser Mann klettert inzwischen immer weiter: schon hat er eine hübsche Strecke zurückgelegt; aber nun wird er müde, seine Kräfte lassen nach. Man sucht ihn durch Zuruf zu ermuthigen, nur noch ein paar Schuh sind zu erklimmen. Er bietet alle Kräfte auf, allein er kommt nicht weiter vorwärts, doch ist noch nicht Alles verloren, er hält inne, um auszuruhen. Von allen Seiten hört man das Geschrei: „er wird hinaufkommen! er wird nicht hinaufkommen!" Drei Minuten hat er gerastet, aber diese Ruhe selbst ist mit Ermüdung verbunden; von Neuem macht er den Versuch weiter zu klimmen; allein vergeblich, er ist erschöpft, er kommt nicht von der Stelle; ja fast möchte man sagen, er sey einige Zoll abwärts gekommen. Da rafft er die letzten Kräfte zusammen, klammert sich wie verzweifelt an, und gewinnt das Verlorne wieder. Allgemeiner Beifall ist sein Lohn. Aber mit dieser übernatürlichen Anstrengung ist auch Alles gethan. So weit zu kommen und nicht auch noch den kleinen Zwischenraum, der ihn vom Preise trennt, zurücklegen zu können — gewiß eine grausame Lage, eine bittere Pein! Sogleich erhebt sich ein Gemurmel aus Spott und Mitleid gemischt, und der arme Teufel klettert den Mastbaum herab, schneller wohl, als er hinaufgekommen ist. Allein das Beispiel des mißlungenen Versuches schreckt nicht zurück; ein anderer beginnt hinan zu klettern, ein zweiter, ein dritter, ein vierter, ein fünfter folgen. Hier das Bild der Industrie; einer dient dem andern als Stufe. Der erste stemmt seinen Fuß auf die Schulter des zweiten, dieser sie auf die des dritten und so weiter. Wenn der zu oberst Angelangte sich ausgeruht hat, klimmt er weiter. Wird er den Preis erreichen? Ja, er ist der Americo Vespuccio, der den Columbus des Lohnes seiner Mühseligkeiten beraubt; schon streckt er den Arm aus; aber er ist noch nicht nahe genug; er steigt etwas weiter. Dießmal reicht es aus; er ergreift die Krone, erklimmt dann vollends die Spitze des Mastes, und reißt den Wimpel, den ersten Preis, herab. Dort verweilt der Sieger und wirft einen stolzen Blick auf die gaffende Menge, dann fährt er mit seiner Beute herab. Nicht immer werden die vier Kletterbäume zu gleicher Zeit erstiegen; indeß ist es doch, so viel ich weiß, noch nicht erhört worden, daß einer unerklommen geblieben wäre.

Indeß ist die Sonne hinter den Bäumen verschwunden; man zerstreut sich, um seine Mahlzeit einzunehmen, und dann zum Feuerwerk zurückzukommen.

(Schluß folgt.)

Die Bewohner der blauen Berge. *)

In den Neilgherry's oder blauen Bergen von Coimbatur, auf der südlichen Halbinsel von Indien leben Abkömmlinge von asiatischen Nationen oder Stämmen, deren einer die Tudas genannt, sich selbst jetzt noch von den übrigen Hindus durch einfache patriarchalische Lebensweise, Sprache, Sitten und Gebräuche besonders auszeichnet.

Die Neilgherry-Berge, die den Stamm der östlichen und westlichen Ghats **) bilden, liegen zwischen den Parallelen von 11° und 12° nördlicher Breite und 76° und 77° östlicher Länge, und gränzen an das Flachland von Meisur, Carnatic u. s. w. Da sie sich der Passatwinde beider Wendekreise zu erfreuen haben; so ist die Temperatur selbst bis auf einer Höhe von 5000 Fuß sehr gleichförmig; ihre größte Länge von N.O. nach S.W. beträgt 42 Meilen, und ihre mittlere Breite 14 Meilen. Einige Spitzen sind 8000 Fuß hoch. Die wichtigste europäische Niederlassung auf ihnen ist Dotacamund.

Die Gestalt der Tudas, die man als die Urbewohner dieser Berge betrachten kann, ist sehr einnehmend. Ihr Körperbau, der meist über die gewöhnliche Größe, von athletischen und verhältnißmäßigen Formen ist, ihre kühne Haltung und ihre offene, ausdrucksvolle Gesichtsbildung, führen auf die Vermuthung, daß sie von einer ganz andern Race als ihre gleichfarbigen Nachbarn sind; nur entfernt die Frage: Woher mögen sie stammen? — Bei jeder Witterung tragen sie das Haupt stets unbedeckt, lassen das Haar ungefähr sechs bis sieben Zoll lang wachsen, und tragen es gescheitelt in natürlich gerinnelten Locken um den Kopf herabhängend, so daß es in einiger Entfernung über einem künstlichen Kopfputz als der natürlichen Zierde des Hauptes gleicht. Auch das Barthaar lassen sie wachsen, und dieses ist ebenfalls, wo es nicht vom Alter gebleicht ist, glänzend schwarz und eben so weich als das der Bewohner der Ebenen. Ein großes, volles, sprechendes Auge, römische Nase, schöne Zähne und gefällige Gesichtsbildung, zuweilen mit einem Ausdruck von Ernst, der aber nicht herrschend, sondern stets bereit ist, Fröhlichkeit und guter Laune zu weichen, Dieß sind die natürlichen Kennzeichen, die sie vorzüglich von allen Eingebornen Indiens unterscheiden. Sie tragen gewöhnlich kleine goldene Ohrringe, einige auch aus Kupfer oder Buckeln zusammengesetzte Ketten von Silber um den Hals, und Ringe von ähnlicher Art um die Hand. Ihre Kleidung besteht in einer Art Unterkleid, das um die Hüften geschlagen und von einem Gürtel festgehalten wird, und dann aus einer Art Oberkleid oder Mantel, der den ganzen Körper umhüllt. Die Arme werden nackt getragen; die Falten des Mantels geben bis zur linken Schulter, über die das eingefaßte Ende desselben frei herabhängt. Wenn sie in einer ruhenden oder sitzenden Stellung sind, so umhüllt sie dieser Mantel gänzlich, und er ist bei Tag und Nacht ihre einzige Bedeckung. Sie tragen weder Sandalen noch irgend eine Bedeckung des Fußes oder des Beins, und führen keine Waffen zu ihrer Vertheidigung, von deren Gebrauch sie fast gar keine Kenntniß zu haben scheinen; doch tragen sie immer einen Stab oder Stock in der rechten Hand, dessen sie sich nicht sowohl zur Unterstützung beim Gehen, als zum Hüten ihrer Heerden bedienen. Der Wuchs der Weiber entspricht dem der Männer, doch sind sie von etwas lichterer Farbe, wahrscheinlich deßhalb, weil sie sich dem Einfluß der Witterung weniger aussetzen.

*) A Description of a singular aboriginal Race inhabiting the Summit of the Neilgherry Hills', or blue mountains of Coimbatoor, in the southern Peninsula of India. By Capt. R. Harkness. 8vo pp. 175. London 1832. Smith, Elder et Comp.

**) Ostindische Gebirgskette vom Kap Comorin bis hoch in den Norden hinauf; sie theilt sich in zwei Hauptarme, deren jeder aus 8 bis 9 Reihen Granitbergen besteht.

Digitized by Google

Mit eben so ausdrucksvollen, doch den Stempel der strengsten Weiblichkeit tragenden Gesichtszügen, deren Reiz, besonders bei den jüngern, durch schönes in reichen, schwarzen Locken über Hals und Schultern herabfallendes Haar, noch erhöht wird, verbinden sie ein bescheidenes, zurückhaltendes Benehmen, das von der widerlichen, knechtischen Furchtsamkeit der meisten Frauen der niedern Gegenden gänzlich frei ist, und sprechen mit Fremden auf jene zutrauliche Weise, die dem Europäer so sehr gefällt, und wodurch sie sich von ihren Nachbarn so vortheilhaft unterscheiden. Sie tragen Halsbänder von geflochtenen Haaren oder schwarzem Drath mit silbernen Haken, und die und da mit Knöpfen besetzt, von denen Büschel von Kauris (kleine Muscheln) bis zwischen den Schultern hinabhängen. Am Arm, unmittelbar über dem Ellenbogen, tragen sie messingene Armbänder, von denen das des rechten Arms viel breiter als das des linken; am Handgelenk silberne Armbänder, und an den Daumen und Fingern eine Anzahl Ringe von verschiedener Gestalt. Die Mitte des Leibes ist von einem aus Kettengliedern zusammengesetzten Gürtel, von Silber oder einem dem Messing ähnlichen Kompositions-Metall, umgeben. Ihr Oberkleid oder Mantel gleicht dem der Männer, reicht bis auf die Füße herab und umhüllt den ganzen Körper, wird aber auf verschiedene Weise getragen. Dieser Anzug, der nichts weniger als anmuthig kleidet, gibt ihnen ein unweibliches, mumienartiges Aussehen, und da weder Männer noch Frauen besonders reinlich sind, so ist diese Hülle um so widerlicher. Sie sind indeß muntere, aufgeweckte Leute, die in plötzlichen Einfällen und freiem Ausdruck ihrer Empfindungen eine Stärke des Gefühls und eine so richtige Ansicht entwickeln, die man von ihnen nicht erwarten sollte.

Sie führen in jedem Betracht ein Hirtenleben, wohnen nicht in Städten oder Dörfern beisammen, sondern jede Familie oder die vornehmsten Zweige derselben wohnen abgesondert, und die Orte, wo sie ihre Wohnung aufschlagen, werden „Morrs" (Heimath) genannt. Die einzigen Gegenstände, die von den Tudas erzeugt werden, sind Butter und Ghi; was sie vom letztern nicht selbst verzehren, lassen sie an benachbarte Stämme ab, die ihn nach dem Flachland bringen. Mit Aufgang der Sonne wird die Heerde aus dem Tusel (eine Art Hürde) gelassen, zu der man auch die Kälber, die während der Nacht in einer besondern Hürde eingeschlossen waren, stoßen läßt. Einer oder zwei Männer der Familie verrichten nun das Geschäft des Melkens, nachdem sie vorher durch mehrere Reinigungen sich dazu in den gehörigen Stand gesetzt haben, und nun läßt man die Heerde in der Nachbarschaft des Morrt grasen. Jene Milchmänner bereiten jetzt aus der am vorhergegangenen Abend gemolkenen Milch Butter u. s. w., setzen von der frisch gemolkenen so viel bei Seite als sie zu gleichem Zweck für den folgenden Tag bedürfen, und mischen aus dem Ueberrest und etwas Buttermilch vom vorigen Abend ein kühlendes Getränk für sich und ihre Angehörigen. Was hievon übrig bleibt, wird sorgfältig zum Gebrauch für den Tag über oder für Fremde die den Morrt besuchen, aufbewahrt.

Gegen Abend wird die Heerde um den Morrt zusammengetrieben, und so wie sie sich dem Tusel nähert, erhebt die ganze Familie, Männer und Weiber, die rechte Hand nach dem Kopf, spreizt die Finger aus und legt den Daumen an die Nase; eine Sitte die sorgfältig beobachtet wird. Die Abendmahlzeit besteht aus verschiedenen Milch- und Mehlspeisen und frischbereiteter Butter; ist das Essen vorüber, so wird die Lampe angezündet, die eben erwähnte Ceremonie mit dem Legen des Daumens an die Nase wiederholt, und die Familie begiebt sich zur Ruhe. Von durchaus friedlichem Charakter, haben die Tudas, wie schon erwähnt, weder Waffen zu ihrer Vertheidigung, noch sind ihre Wohnungen anders als durch eine kleine Thür verwahrt; ja sie halten nicht einmal Hunde, oder stellen eine Nachtwache aus. Sie leben lieber Familienweise als in größern Vereinigungen beisammen, ohne alle jene Verbindungen, die andere Stämme zu schließen genöthigt sind, um sich gegen gemeinsame Gefahren oder nachbarliche Bedrückungen zu schützen, und da sie von einer Gegend des Bergs nach der andern wandern, so bringen sie ihre Tage nach eigener Weise, und in jener Stille, Ruhe und ländlichen Einfachheit hin, die dem Hirtenleben eigen ist.

Gleich den Bewohnern der niedern Gegenden gilt Falschheit bei ihnen für das größte Laster, und sie haben einen eigenen der Wahrheit geweihten Tempel; allein der Tempel und seine Göttin werden, wie ich glaube, wohl oft vergessen. Auch mancher barbarische Gebrauch, besonders der Kindermord, soll bei ihnen noch üblich seyn. Gering an Zahl, da der Mannbaren unter ihnen nicht über 600 sind, und wahrscheinlich der Rest irgend eines Stammes, der durch religiöse Verfolgung genöthigt wurde, in diesen Gebirgen einen Zufluchtsort zu suchen, mag sie wohl die Erfahrung gelehrt haben, daß es besser für sie ist, unter sich in Ruhe und Eintracht zu leben, als Haß und Feindseligkeit zu erregen. Indeß behaupten sie doch einen Anspruch auf den Boden zu haben, den sie bewohnen, und sagen es geschehe nur mit ihrer Bewilligung, wenn andere Stämme sich da niederlassen, von denen sie eine Bezahlung, nicht etwa für so und so viel „Kanies" oder Morgen, sondern für eine Strecke Land erhalten, die sie nach dem Gesicht abmessen. Eine sehr ungenaue Art von Gränzbestimmung, die in einer Gegend, wo es Land im Ueberfluß und nur wenig Menschen gibt, keine Unannehmlichkeiten nach sich ziehen kann.

(Schluß folgt.)

Der russische Handel mit den jonischen Inseln.

Ueber den russischen Handel im schwarzen Meere mit den jonischen Inseln gibt die „russische Handelszeitung" folgende Bemerkungen: „Mehrere ungünstige Verhältnisse mußten in der letztern Zeit zusammentreffen, den Handel auf dem schwarzen Meere zu lähmen. Der Krieg mit der Türkei, die Cholera, und zuletzt die Unruhen in Polen fesselten die gewohnte Lebhaftigkeit des Verkehrs, der ohne Zweifel mit der Zeit weit ausgebreiteter werden wird, als er es jetzt ist. Diese Aussicht gründet sich auf den Ueberfluß von Produkten, die die südlichen Provinzen Rußlands hervorbringen, auf die Güte des Bodens und des Klima's, durch die dort manche neue Zweige der Industrie ins Leben treten werden, und endlich auf die Zunahme der Kapitalien und das Aufblühen jener Provinzen. Der natürlichste Absatz, der sich nicht allein ihren Produkten, sondern auch denen des Innern Rußlands öffnet, ist unbestritten der Verkehr mit den Häfen des mittelländischen Meeres, und insbesondere mit den jonischen Inseln, deren Handelsverbindungen mit Rußland auf dem Bedürfnisse einer Menge Produkte, die Rußland erzeugt, beruhen. — Die folgenden Bemerkungen über den Handel mit Zante, einer der jonischen Inseln, die im lebhaftesten Verkehre mit den Häfen des schwarzen Meeres steht, mögen dazu dienen, die Wichtigkeit dieses Handels überhaupt zu würdigen. Die Hauptartikel, die dort aus Rußland bezogen werden, sind Getreide, Eisen, Kaviar, Leder und Butter. Das harte Getreide von Taganrok wird in Zante, wo seit dreißig Jahren schon die vorzüglichste Niederlage davon ist, jedem andern vorgezogen. Diese Insel erhält jährlich 700,000 Kilos, wovon der vierte Theil im Innern konsumirt und das Uebrige an die benachbarten Inseln verkauft wird. Die jährliche Einfuhr des Eisens beläuft sich auf 20,000 Kantaros aus Rußland im Betrage von 100,000 spanischen Piastern; aus Schweden und Deutschland 10,000 Kantaros. Die Insel verwendet davon zu ihrem Gebrauche ungefähr 4000 Kantaros; das Uebrige wird auf ziemlich rohe Weise verarbeitet; ein großer Theil davon zu Ackerwerkzeugen. Die Einfuhr von kurzen Waaren aus Venedig und Deutschland kann jährlich auf 55,000 Piaster angeschlagen werden. Früher wurde eine große Menge Kaviar, bis zu 280,000 Okas, wovon 25,000 allein auf der Insel konsumirt und das Uebrige auf den benachbarten Inseln und in Griechenland verkauft wurde, eingeführt; gegenwärtig ist diese Einfuhr auf 40,000 Okas herabgesunken; was man den häufigen Verlusten zuschreiben muß, welche die Verkäufer erlitten, wenn die Waare nicht frisch genug ankam. Die Einfuhr von Häuten und Butter ist noch nicht bedeutend. Zante erhält diese Artikel meist aus England, Deutschland, Konstantinopel und Griechenland. Der Absatz von russischer Leinwand und Tauwerk ist gleichfalls durch deutsche Leinwand und venetianisches Tauwerk niedergehalten. Uebrigens ersetzen die Baumwollenstoffe durch ihre Wohlfeilheit die holländische und deutsche Leinwand. Dieser Handelszweig ist ganz in den Händen der Engländer. Die von Zante nach Rußland ausgeführten Waaren bestehen in Wein, gebrannten Wassern, Oelen, Seifen. Allein diese Ausfuhren sind unbedeutend und halten der Einfuhr nicht das Gleichgewicht. Zante versendet dieselben Artikel auch nach Aegypten, Kleinasien, an die Küsten der Berberei, nach Albanien, in den Archipel, nach Triest, Venedig, Livorno und Malta."

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 132. 11 Mai 1832.

Der kanadische Ansiedler.

(Aus dem New Monthly Magazine.)

Wenn es merkwürdig ist, einen Wilden, den rohen Sohn der Natur, in unsere Städte und unser Leben eingeführt, und mit unsern Bedürfnissen und den Mitteln, sie zu befriedigen, bekannt werden zu sehen, so ist es gewiß nicht minder interessant, dem civilisirten Menschen zu folgen, der mit einem Male losgerissen aus einem wohlgeordneten Staate, aller Hülfsmittel der Civilisation beraubt, in eine Wildniß verstoßen, und in die Uranfänge der menschlichen Gesellschaft, fast in einen thierischen Zustand zurück versetzt wird, wo er mit seinen mannichfaltigen Bedürfnissen des civilisirten Lebens, zu deren Befriedigung vorher eine unendliche Stufenfolge von Händen thätig war, bloß auf sich und seine Kunstfertigkeit angewiesen ist. Es ist durchaus nichts Ungewöhnliches, den civilisirten Menschen in diese ganz eigenthümliche Lage versetzt zu sehen. Ich selbst, der hier diesen seltsamen Zustand zu beschreiben versucht, hatte dieses Loos, und Alle, das Schicksal mag sie nun in die Urwälder Amerika's oder in die grasreichen Ebenen Australasiens, oder in die Gebirgsgegenden des Kaps führen, werden mehr oder minder finden, daß sie dort mehr auf ihre Erfindungsgabe verwiesen sind, als ihre vorhergängige Erziehung sie nur je ahnen läßt. Wer gewohnt ist, sein Licht zu putzen, ein Buch zur Hand zu nehmen, seine Hände zu waschen, oder zur Mahlzeit sich an einen wohlbestellten Tisch zu setzen, wird sich wahrscheinlich kaum einen Begriff davon machen können, was das heißt: Seife, Lichter, Lichtputze u. s. w. selbst zu bereiten, und so zu sagen von Neuem erfinden zu müssen.

Es war im Frühlinge des Jahres 1830, als ich England verließ, um nach Quebec zu gehen. Eine Reise über den atlantischen Ocean ist heut zu Tage eine Spazierfahrt, und man scheut sich davor weniger, als ein Jahrhundert früher vor einer Reise nach Plymouth. Nach einer Fahrt von sieben oder acht Wochen langte ich zu Quebec, der Hauptstadt von Unterkanada an. Wenige Städte können sich einer so gebieterischen Lage rühmen; auf einem fast senkrechten Felsen erbaut, sieht sie auf der einen Seite den St. Lorenz, auf der andern den seichten aber breiten Saint Charles zu ihren Füßen vorbeiströmen. Die Citadelle, die sich über alle ihre Umgebungen erhebt, scheint unbezwinglich, und die Pointe Levi, am südlichen Ufer des Flusses mit Gehölz bedeckt, und mit schönen Landhäusern besäet, erhöhet nicht nur die Schönheit der Landschaft, sondern läßt auch erkennen, daß die Citadelle nicht bloß ein eitles Schaustück, sondern bestimmt ist, den Reichthum einer so schönen Provinz zu schützen. *) Was aber dem neuen Ankömmling, der zum ersten Mal den Hafen von Quebec sieht, am meisten auffällt, sind die prächtigen Dampfschiffe von außerordentlicher Größe. Der Engländer besonders, der gewohnt ist, die Dampfschiffe seiner Heimath als unübertroffen zu betrachten, erstaunt nicht wenig, in einem abgelegenen Winkel der Welt Dampfschiffe zu finden, die es an Größe und Schönheit mit Allen aufnehmen, die seine heimathlichen Gewässer durchfurchen. Ueberall von herrlichen Strömen durchschnitten, die die Natur mit freigebiger Hand nach Norden und Süden, Osten und Westen ausgoß, ist Amerika, das wahre Land der Wasserkommunikationen. Der Unternehmungsgeist und Fleiß der Menschen hat diese natürlichen Vortheile in ihrem ganzen Umfange zu benutzen gewußt. Unterbricht ein Wasserfall oder eine zu heftige Strömung die Fahrt, so wußte er sie durch einen Kanal zu umgehen; strömt der Fluß zu langsam, so fliegt er mit unzähligen Dampfbooten auf ihm dahin. Unter diesen Verhältnissen ist eine Reise von vierhundert Stunden für die Amerikaner eine Vergnügungsreise; deßhalb sind sie aber auch ein wahres Volk von Zugvögeln, und die zarteste Dame spricht über einen Ausflug von Philadelphia nach Quebec mit einer Gleichgültigkeit wie von einer Lustfahrt.

Diese außerordentlich erleichterte Kommunikation scheint in den Amerikanern jene Liebe zu dem heimathlichen Boden, die den Engländer an das Dorf seiner Geburt mit so starken Banden fesselt, sehr geschwächt zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Ausflug in die Provence.

Die Camargue.

(Fortsetzung.)

Wir gelangten am Ufer des Rhone zu einem alten Gebäude, das auf den Charten mit dem Namen der „Baron" bezeichnet, beim Volke aber unter dem ganz sarazenischen Namen Al-Barun bekannt ist. Es

*) Eine Beschreibung von Quebec und seinen Umgebungen finden unsere Leser in diesen Blättern. S.

Digitized by Google

war der Mittelpunkt eines der bedeutendſten Gebiete der Tempelherren, denen ehemals faſt die ganze Camargue gehörte. Nach dem Sturze des Ordens wurde Al-Barun ein Frauenkloſter, das aber ſchon längſt aufgehoben iſt. Von dem ganzen alterthümlichen Gebäude iſt nur noch ein großer Thurm, Bruchſtücke von den Pfeilern, die einſt die Kirche ſtützten und ein Hof mit abgebrochenen Gebäuden umgeben, übrig, auf deren Mauern man noch einige, mit Laubwerk gezierte Bogenrippen und kleine, vom Steinfraß zernagte Säulen ſieht. Ganz dieſer Bauart entſprechend, iſt ein auf dem jenſeitigen Ufer des Rhone ſtehender und beſſer erhaltener Thurm, der dort zum Schutze einer Fähre über den Fluß erbaut wurde. Da jedoch die Bevölkerung gegenwärtig hier zu unbedeutend iſt, ſo beſteht jetzt keine Verbindung zwiſchen beiden Ufern. Wir ſuchten überall um die Hüter der Meierei von Al-Barun zu finden; der Stall war gut mit Streu verſehen, die Scheunen voll Futter, und Alles ſtand uns offen; allein erſt nachdem wir eine Stunde geruht hatten, kam ein Kind vom Felde gelaufen, das ſich als unſern Wirth ankündigte, und uns erinnerte, daß wir noch nicht im unbeſtrittenen Beſitz unſrer Eroberung waren.

Die Anlage des Kanals von Aigues-Mortes nach Beaucaire hat den Arm des kleinen Rhone aller Schifffahrt beraubt; die Spuren menſchlicher Anſtrengungen ſind vernichtet, und die Natur iſt wieder in ihre vollen Rechte eingetreten. Dichtes Gebüſch bedeckt beide Ufer des Fluſſes, und die Strömung, die je näher dem Meer immer ſeichter wird, fließt langſam und geräuſchlos dahin. Nur zuweilen hört man den Ruderſchlag und ſieht das geflickte Segel eines Fiſcherkahns; der Biber flüchtet ſich dann ins Geſträuch, und der Kopf eines argwöhniſchen Douaniers wird zwiſchen den auseinander gebogenen Zweigen ſichtbar. Der Biber und der Douanier ſind die einzigen Bewohner der Ufer des kleinen Rhone; der eine, melancholiſch und unthätig, hat bis auf den Namen, Alles verloren, was an ſeine gerühmte Induſtrie erinnert; und der Douanier nicht minder ſchwermüthig, wird als das Opfer eines Prinzips der politiſchen Oekonomie, an das Niemand glaubt, vom Fieber aufgerieben.

Von Al-Barun nach Saintes-Maries glich unſer Weg mehr einer Waſſerfahrt als einer Landreiſe. Die Bäume des Schloſſes von Avignon, zu unſrer Linken, waren der einzige Punkt, nach dem wir uns richteten, allein wir verloren ſie bald aus dem Geſichte. Bald befanden wir uns auf feſtem Boden, bald ſanken wir bis an die Aren in den Moraſt, in welchen der Regen, den der launiſche Himmel uns ſchickte, die Straße verwandelt hatte. Die Bäume waren verſchwunden, die Häuſer (Mas) unbewohnt, die Salzpflanzen erhoben ihre Häupter, der ſilberglänzende Valcarez leuchtete am Horizont, und noch immer blickten wir vergebens nach den Thürmen der Stadt, dem Ziel unſerer Reiſe, umher.

Endlich ſetzte eine Maſſe von Gebäuden, die uns anfänglich nicht viel mehr als niedere Hütten zu ſeyn ſchienen, aber größer wurden, je näher wir kamen, unſerer Ungeduld ein Ziel. Je weiter wir vorrückten, deſto beſtimmter und zierlicher traten die Umriſſe der Maſſen heraus; endlich ſahen wir an Mauern, die uns anfänglich ſchwarz und glatt vorkamen, enge Bögen, lange Wandpfeiler und noch engere Fenſter zum Vorſchein kommen. Der Giebel lief in eine zarte Spitze aus, und nun glichen die Häuſer von Saintes Maries kleinen Kapellen um eine Hauptkirche. Dieſe Kirche war ſchon ziemlich alt, als König René der hiſtoriſche Ueberall und Nirgends der Provence, der große Legendenjäger, der träumeriſche Forſcher nach dem Stein der Weiſen, ein verzagter Herrſcher, ein häßlicher Fürſt von beſchränkten Geiſtesgaben, im Innerſten ſeines Herzens zwar ketzeriſch wie ſein ganzes Zeitalter, aber leidenſchaftlich eingenommen für Ceremonien, und deßhalb mehr als jeder andere am Aeußern des Katholicismus hängend, als König René, ſage ich, der daran dachte, wie ſchnell die Barbaresken einſt die Küſten ſeiner ſchönen Provence überſchwemmen könnten, die an ſo vielen Punkten offen ſtand, wie leicht ſie eines Morgens die vier Ufer ſeiner Rhone verwüſten, und die Ernten der Camargue verbrennen könnten, dafür hielt, es dürfte angemeſſen ſeyn, Saintes Maries, dem einzigen bewohnten Punkt der Inſel, eine größere Wichtigkeit zu geben, als er früher hatte. Der Name Saintes Maries oder Saintes ſchlechtweg, wie man auch zuweilen ſagt, ſcheint nicht über die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts hinaufzureichen. Der einzige, unter dem man es in alten Schriften aufgeführt findet, iſt, „Notre Dame de la mer" und dieſe Zuſammenſetzung beweiſt, welchen religiöſen Werth man auf dieſes Heiligthum legte. Eine Quelle, die nicht immer ſalzig war, quoll mitten aus dieſem mit Salz geſchwängerten Boden; hier ſcheinen die erſten Anſiedler ſich geſammelt zu haben, und man kann ſie als das erſte Heiligthum des Orts anſehen. Ein Geſchichtſchreiber der, ſeltſam genug, den andächtigſten Aberglauben mit der ſchwärmeriſchſten Vorliebe für die heidniſche und griechiſche Provence verbindet, Honoré Bouche, nimmt keinen Anſtand, den Tempel der Diana von Epheſus, den die Marſeiller an der Mündung des Rhone bauten, auf dieſelbe Stelle zu verſetzen, wo jetzt die Kirche unſerer lieben Frau vom Meere ſteht. Eine genauere Kritik als die Bouche's, zeigt ſogleich das Grundloſe dieſer Vermuthung.

Eine fromme Legende war bereits in der Provence von der Ankunft heiliger Perſonen, die von den Juden, den Mördern des Heilandes, als Freunde und Verwandte des Erlöſers verfolgt worden waren, an den Ufern des Rhone verbreitet. Gewöhnlich mißt man den griechiſchen Mönchen, die im zehnten Jahrhundert häufig nach der Provence kamen, die Erfindung dieſer Legende bei; meiner Meinung nach iſt jedoch hier eben keine Erfindung im Spiel, denn es iſt wohl natürlich, daß die Chriſten das Andenken der Miſſionäre, die zuerſt die Gallier zum Glauben bekehrten, im ehrerbietigſten Andenken behielten. Nach und nach verſchmolzen die Bekenner der neuen Lehre, mit der den frühern Jahrhunderten ſo eigenen Kindlichkeit, die Gleichniſſe und Lehren dieſer Miſſionäre mit deren Perſönlichkeit, und da man Chriſtus nicht wieder auf die Erde zurückkehren laſſen konnte, ſo machte man die Lehrer ſeines Glaubens zu Gliedern ſeiner Familie. Der Geiſt der Verfolgung entzündete ſich in Jeruſalem, die erſten Märtyrer vergoſſen ihr Blut, und die Getreuen der entſtehenden Kirche zerſtreuten ſich, da ſie zu ſchwach zum Widerſtand waren, nach allen Richtungen. Eine Barke wurde mit ausgewählten Opfern des Glaubens beladen; unter ihnen nennt man alle die heiligen Frauen, die büßende Magdalena, die man, ich weiß nicht warum, mit der Maria Magdalena, und ich glaube ſogar, mit Maria, der Schweſter des Lazarus verwechſelt, Lazarus ſelbſt, Martha ſeine zweite Schweſter,

Digitized by Google

Maximin, einen der 72 Jünger, und andere heilige Personen, die mir nicht alle einfallen. Diese Barke, die ohne Lebensmittel, Segel und Steuer auf den Fluthen trieb, landete durch ein Wunder an der Mündung des Rhone. Die älteste Sage verlegt den Landungsplatz nach Notre Dame de la mer, und berichtet, diese heiligen Personen hätten sich um die Quelle gelagert, und hier den ersten christlichen Altar, unter den Galliern, von Erde erbaut. Allein die heilige Gesellschaft trennte sich; Lazarus und Martha ließen sich in Tarascon nieder, Maximin führte Magdalena nach Sainte Baume, und gründete am Fuße des Gebirgs eine Kirche. Notre Dame de la mer hatte nicht Ansehen genug, um die ganze Legende sich zuzueignen, und Tarascon, das sich beeilte, gegen Ende des zwölften Jahrhunderts innerhalb seiner Mauern Reliquien der heil. Martha aufzufinden, eignete sich die hohe Begnadigung zu, die heilige Barke an seinem Gestade landen zu lassen.

Die Bauart der Kirche unserer lieben Frau vom Meer, scheint noch ein Jahrhundert älter zu seyn, als die Entdeckung der Reliquien der heiligen Martha, die im Jahr 1197 feierlich begangen wurde. Es befindet sich hier eine ganze, jedoch nicht geordnete Urkundensammlung, in der ich aber, aller Mühe ungeachtet, keine ältere Urkunde als vom Jahre 1448 finden konnte, die Zeit, wo der Flecken den Namen Saintes Maries erhielt. Von früheren Zeiten geben die Geschichtschreiber der Provence nur Vermuthungen aber keine Thatsachen; das Andenken der ursprünglichen Legende hatte sich indeß zu Notre Dame de la mer erhalten, und eine dunkle Tradition ließ das Daseyn kostbarer Reliquien vermuthen.

Man erzählt, daß König René, als er einst einen Prediger über jene alte Sage sprechen hörte, von heiligem Eifer getrieben, den Papst Nikolaus V um Erlaubniß gebeten habe, die Leiber der Heiligen, die zu Notre Dame de la mer ruhen sollten, aufsuchen zu dürfen. Die Nachsuchung wurde feierlich und sorgfältig ins Werk gesetzt, und war, wie man sagt, ergiebig. Man grub die Gruft der Kirche auf und fand den Altar von Thonerde; auf diesem Altar ein Haupt in einer kleinen bleiernen Kiste, vier andere nicht eingewickelte Köpfe, und an drei Seiten des Altars drei hölzerne Särge mit weiblichen Gebeinen. Diese Reliquien strömten, wie man sagt, den lieblichsten Geruch aus, den die Kleider Derer, die Theil an der Entdeckung genommen hatten, länger als einen Monat behielten. Die beiden Körper zur Rechten und Linken des Altars, erkannte man für die der Maria Cleophas, und der Maria Salome, die eine Schwester der Jungfrau, die andere Mutter des Schoßjüngers. Der sorgfältig in Blei eingehüllte Kopf war der des Apostels Philippus, der Aeltere genannt, ältester Sohn der Maria Salome, der zu Jerusalem den Märtyrertod erlitten hatte; die vier anderen Köpfe erhielten keine bestimmten Bezeichnungen; allein die größte Schwierigkeit war, dem dritten Sarg einen Namen zu geben. Man hätte in dem darin verschlossenen Körper gern eine dritte Maria erkannt, aber Maria Magdalena, unzertrennlich von der büßenden Magdalena, ruhte schon zu St. Baume, man machte also Sara, die gute, getreue Magd der beiden Marien, daraus, deren Namen bei dieser Gelegenheit zum ersten Male in der religiösen Geschichte der Provence erschien. Dieß war der einzige mögliche Ausweg, den das stolze Tarascon dem Scharfsinn und frommen Eifer seines Fürsten, zu Gunsten Unserer lieben Frau vom Meer, übrig gelassen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Eine chinesische Romanze.

Die nachstehende chinesische Romanze ist aus der chinesischen Anthologie Thang-chi oder „Dichtungen der Dynastie Thang," unter der die berühmtesten Dichter China's blühten, von Stanislaus Julien ins Französische übersetzt und hier aus dieser Uebersetzung ins Deutsche übertragen. Mu-lan ist der Name eines Mädchens, das seinen Vater krank und außer Stand sah, sich zur Konskription zu stellen, und von kindlicher Liebe bewogen sich für ihn einschreiben läßt und ohne erkannt zu werden zwölf Jahre Kriegsdienste leistet. Die eine so edle Aufopferung besingende Romanze wird von einigen Schriftstellern der hochherzigen Mu-lan selbst zugeschrieben, und ist unter der Dynastie der Liang, die von 502 bis 556 herrschte, verfertigt.

Die Romanze von Mu-lan.

Tsi-tsi und noch einmal Tsi-tsi. *)
Mu-lan webt vor ihrer Thüre.
Nicht des Weberschiffes Geräusch vernimmt man;
Nur das Seufzen des Mädchens vernimmt man.
„Junges Mädchen, was bekümmert Dich?
„Junges Mädchen, woran denkst Du?
„Das junge Mädchen bekümmert nichts,
„Das junge Mädchen denkt an Nichts.

„Gestern sah ich das Buch der Werbung,
„Der Kaiser hebt ein zahlreich Heer aus.
„Das Buch der Werbung hat zwölf Abschnitte,
„In jedem Abschnitte sah ich den Namen meines Vaters,
„O mein Vater, Du hast keinen großen Sohn,
„O Mu-lan, Du hast keinen ältern Bruder;
„So will ich auf den Markt gehn und mir einen Sattel und ein Pferd kaufen;
„Und kann geraden Wegs hingehn, um für meinen Vater zu dienen."

Auf dem Markte gen Osten kauft sie ein schnelles Pferd;
Auf dem Markte gen Westen kauft sie Sattel und Schabrake;
Auf dem Markt gen Mittag kauft sie einen Zaum;
Auf dem Markt gen Norden kauft sie eine lange Peitsche.

Am Morgen nimmt sie Abschied von Vater und von Mutter;
Die Nacht bringt sie am Ufer des gelben Flusses zu.
Sie hört nicht mehr Vater und Mutter, die ihrer Tochter rufen;
Sie hört nur das dumpfe Gemurmel der Wasser des gelben Flusses.
Am Morgen zieht sie von dannen und sagt Lebewohl dem gelben Fluß;
Am Abend kommt sie zur Quelle des schwarzen Flusses;
Sie hört nicht mehr Vater und Mutter, die ihrer Tochter rufen;
Sie hört nur die wilden Reiter von Yen-Chan.

„Zehntausend Meilen bin ich geritten im Gefechte,
„Mit des Vogels Schnelligkeit über Berg und Thal gesetzt.
„Der Wind des Nordens trug an mein Ohr den Schall des nächtlichen Glöckchens. **)
„Der Mond spiegelte sein kaltes trauriges Licht auf meinem eisernen Kleide.
„Der Feldherr ist todt nach hundert Gefechten.
„Der tapfre Krieger kehrt nach zehn Jahren heim.
„Bei seiner Heimkehr geht er hin, den Kaiser zu sehen.
„Der Kaiser sitzt auf seinem Thron;
„Bald theilt er eine der zwölf Würden aus.

*) Dem Kommentar zufolge wird durch dieses Tsi-tsi der Laut des Weberschiffes und der Seufzer des Mädchens nachgeahmt.

**) Der Verfasser spricht hier von dem Glöckchen der Nachtwachen.

Digitized by Google

„Bald theilt er hundert oder tausend Unzen Goldes aus.
„Der Kaiser fragt mich, Was ich wünsche.
„Mu-lan will nicht Geld, nicht Würden.
„Leihe mir eines der Kamele, die tausend Meilen in einem Tage machen,
„Daß darauf ein Kind unter seines Vaters Dach zurückkehre."

Als der Vater und die Mutter die Rückkehr ihrer Tochter vernehmen,
Gehen sie vor die Stadt hinaus ihr entgegen.
Als ihre jüngern Schwestern die Rückkehr ihrer ältern Schwester vernehmen,
Verlassen sie ihre Kammer, angethan mit ihrem schönsten Schmucke.
Als die jüngern Brüder die Rückkehr ihrer Schwester vernehmen,
Schärfen sie eilig das Messer, um einen Hammel zu schlachten.

„Meine Mutter öffnet mir den Pavillon gegen Morgen,
„Und läßt mir einen Stuhl hinsetzen gegen Westen.
„Sie zieht mir mein Kriegskleid aus
„Und legt mir mein voriges Gewand an.
„Meine Schwestern bleiben vor der Thüre stehen
„Und ordnen ihr glänzendes Haar.
„Mit des Spiegels Hülse flechten sie goldene Blumen darein."

Mu-lan verläßt ihre Kammer und will ihre Kriegsgenossen besuchen.
Ihre Kriegsgenossen sind von Staunen betroffen.
Zwölf Jahre lang war sie in ihren Reihen mitgezogen,
Und sie hatten nicht bemerkt, daß Mu-lan ein Mädchen war.
Man erkennt den Hasen, weil er im Laufe strauchelt,
Man erkennt seine Genossin an ihren bestürzten Augen;
Aber wenn sie neben einander traben,
Wer könnte ihr Geschlecht unterscheiden?

Vermischte Nachrichten.

Von einem Geistlichen der Londoner Missionsgesellschaft, dem Schweizer Gobat, sind aus Abyssinien neuere Nachrichten über den gegenwärtigen Zustand dieses Landes eingegangen. „Das Innere von Abyssinien, heißt es darin, ist jetzt in einer schlimmeren Lage als je: der König besteht als solcher nur noch dem Namen nach, und der vornehmste Statthalter, Maeea, ein Galla von Geburt, achtet nicht mehr des alten Herkommens, was unter günstigeren Verhältnissen vielleicht nicht einmal ein so großes Uebel gewesen wäre; allein Marea wird als ein sehr verworfener Mensch geschildert; Einige behaupten, er sey wahnsinnig. Niemand kann von ihm Gerechtigkeit erlangen; über Raub und Mord lacht er nur. Als wir nach Tigre gelangten, kam gerade Sebagadis, der Ras von Tigre, von einem Feldzuge gegen Marea zurück, und innerhalb der zehn Tage, die ich mich bei Sebagadis aufhielt, wurde zwischen beiden Frieden geschlossen. Allein, als ich auf dem Wege von Tigre nach Gondar begriffen war, war zwischen Marea und dem Gouverneur von Samen Aubea ein neuer Krieg ausgebrochen. Einen Tag nach meiner Ankunft am 25 März sprach ich Aubea, der von einem Feldzuge gegen Dedjadi Confu, einem der unter Marea stehenden Gouverneure, zurückkam. Aubea war sehr verwundert, daß mich Sebagadis in dieser stürmischen Zeit hatte ziehen lassen, und bat mich, mit ihm zurückzukehren, da ich bei dem nahe bevorstehenden Ausbruche des Ungewitters nicht allein beraubt werden, sondern auch das Leben einbüßen könnte. Da ich aber mit ungefähr sechzig Bibeln einmal so weit gekommen war, so konnte ich es nicht über mich gewinnen, wieder abzureisen, bevor ich mich einigermaßen von dem religiösen Zustand der Hauptstadt Abyssiniens näher unterrichtet hatte. Da Aubea meinen Entschluß sah, nicht mit zurückzukehren; so berief er einige Priester und befahl ihnen, mich zu dem Etschegua (dem Vorsteher der Mönche) *) zu führen und mich seinem Schutze zu empfehlen, indem er beifügte: „Sagt dem Etschegua, daß wenn ihm Leides widerfährt, ich es unfehlbar rächen werde." Nachdem ich acht oder zehn Tage in Gondar gewesen war, verließ mich der Offizier, den Sebagadis mir als Führer mitgegeben hatte, um Marea, der drei Tagreisen von Gondar entfernt war, zu besuchen. Bereits sah ich ein, daß ich in diesem Jahre nicht mehr ins Innere des Landes würde reisen können, doch wollte ich die Rückkehr meines Führers abwarten. Zehn Tage später erfuhr ich, daß ihn Marea auf einem andern Wege nach Tigre gesendet hatte, um den Vertrag mit Sebagadis zu erneuern; allein kaum waren zwanzig Tage verflossen, als er in Samen einrückte, und Aubea von Neuem angriff, und seitdem, ungefähr zwei Monate lang, durfte Niemand daran denken, nach Tigre gehen zu wollen. Mein Führer erhielt, nachdem er wieder bei Marea eingetroffen war, nicht mehr die Erlaubniß, zu mir nach Gondar zurückzukehren. Marea verwüstete ganz Samen, in manchen Orten ließ er alle Einwohner, Weiber, Kinder und Priester nicht ausgenommen, niedermetzeln. Nur ein Treffen ist inzwischen vorgefallen und der brave Aubea hat darin, wie ich höre, den Kürzern gezogen. Mitten in diesen Unruhen ist ein Ort zu Gondar so ruhig wie in Bern; wenn irgend Jemand Gefahr fürchtet, so flüchtet er hieher, und ist da vollkommen in Sicherheit. Die Provinz Tigre und das kleine Königreich Schoa sind vollkommen ruhig; das ganze übrige Abyssinien ist mehr oder minder in Verwirrung und Elend. Uebrigens ist das Reisen und der Aufenthalt in Abyssinien mit weit weniger Gefahr, als ich dachte, verbunden. In Tigre sind selbst im Fall eines Krieges Personen und Eigenthum vollkommen sicher. Ohne Krieg lebt man in vollkommener Sicherheit, und bricht ein solcher unversehens aus, so gibt es viele Städte, wohin man flüchten kann, wie Waldeba in Samen, Taras, Gabar, Avagara, der Wohnbezirk des Etschegua zu Gondar und Cauaral am Ufer des Sees Dembea. Besonders bieten die zahlreichen Kirchen sichere Asyle. — Es würde mir schwer werden, über die Abyssinier im Ganzen ein Urtheil zu fällen; denn es gibt vielleicht kein Volk in der Welt, das so viele Tugenden mit so vielen Lastern verbindet. Die jungen Leute haben am wenigsten Vorurtheile und sind sehr lenksam bis zu ihrem neunzehnten oder zwanzigsten Jahre. Die Eltern können bis dahin leicht ihre Kinder leiten. Die Mädchen heirathen sehr jung. Dienstboten beiderlei Geschlechts sind meist sehr folgsam, gelehrig und ihrem Herrn völlig ergeben. Wenn sie aber das zwanzigste Jahr erreicht haben, so können beide Geschlechter ihren Trieb nicht mehr bändigen; die Ausschweifungen, denen sie sich ergeben, werden in Abyssinien am schwersten auszurotten seyn. Eigentlich haben die Abyssinier nur Eine Frau, von der man sich leicht scheiden lassen kann; wer aber die Mittel dazu hat, hält sich mehrere Beischläferinnen, deren Kinder jedoch nicht als rechtmäßige betrachtet werden. Die Männer glauben, sie seyen nur für den Krieg geschaffen und sind sehr träge. Die Weiber sind sehr arbeitsam, und so lang sie mit ihrem ersten Mann leben, im Ganzen tugendhaft. — Das Klima von Abyssinien ist eines der besten auf der Welt. Während des Tags sind die senkrechten Sonnenstrahlen sehr heiß, aber im Schatten ist man von der Hitze nicht sehr belästigt. Gondar insbesondere hat eine günstige Lage auf einer Anhöhe, rings von Bergen umgeben; nur hat es seit Bruce's Zeiten bedeutend an Bevölkerung abgenommen. Gegenwärtig zählt Gondar kaum mehr als 20,000 Einwohner.

*) Der Etschegna, den Ludolph monachorum antistes und Bruce The Prior of the Monks (Mönchsprior) nennen, ist ein Laie, der aber nach seiner Erwählung zu dieser Würde von dem Abuna, dem Oberhaupte der abyssinischen Kirche, geweiht werden muß.

Die ersten Opfer der Cholera, die in das Hospital de la Pitié gebracht wurden, sagt die pariser „Gazette médicale," waren Durriers, die schon längere oder kürzere Zeit ohne Arbeit waren, durch Hunger und Elend entkräftet, ohne Kleidung, in der verdorbenen Luft von Wohnungen sich aufhielten, wo oft zwölf Personen schliefen. Es waren Leute, die an den täglichen Genuß des Branntweins gewohnt waren oder häufig an chronischen Entzündungen litten. Es befand sich darunter ein Mann, der schon neun Tage keinen Bissen Brod und statt aller Nahrung von Zeit zu Zeit für einen Sou gebratene Erdäpfel genossen hatte. Ein anderer Mann hatte keine Wohnung und schlief des Nachts in einem Düngerhaufen. Seine durch eine starke Transpiration geschwächten Kräfte suchte er am Morgen durch einige Gläser Branntwein wieder herzustellen. Dieß sind die Menschen, in denen die Keime der Epidemie gedeihlichen Boden finden.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 133. 12 Mai 1832.

Der kanadische Ansiedler.

(Fortsetzung.)

Der Bewohner der Vereinigten Staaten betrachtet den ganzen amerikanischen Kontinent als sein Vaterland; er fühlt sich zu Alabama wie zu Vermont in seiner Heimath, und man findet ihn jederzeit bereit, wegen irgend einer geringfügigen Angelegenheit, eine Reise von sechshundert oder tausend Stunden anzutreten. Abwechselnd auf Dampfbooten und zu Wagen kann der Fremde, der nach York zu reisen gedenkt, den St. Lorenz bis an den See Ontario entlang gehen, über den er auf einem Dampfboote setzt. Ungefähr zwei und einen halben oder drei Tage nach seiner Abreise von Quebec sieht er sich nach York, der Hauptstadt von Oberkanada, sieben oder acht hundert englische Meilen vom Meere versetzt. Diese Zeit über hat er so bequem und angenehm als nur möglich gelebt. Die Dampfboote sind herrlich, die Kost ausgezeichnet, die Wagen mit vortrefflichen Pferden bespannt. York selbst ist schön gebaut, der Fremde findet mehrere prächtige öffentliche Gebäude und geräumige Gasthäuser, einige Hotels sogar, und schon beginnt er die mancherlei Erzählungen von den Entbehrungen, denen man in Kanada ausgesetzt sey, als fabelhafte Erfindungen zu betrachten. Seine Hoffnung lebt wieder auf, und malt sich das bevorstehende Leben in den neuen Arkadien mit den schönsten Farben aus; ein mit allen Bequemlichkeiten versehenes Landhaus wird sich an einem sanften Flusse unter den Zweigen eines tausendjährigen Urwaldes erheben, der Anbau des der Wildniß abgetrotzten Bodens wird nach den besten landwirthschaftlichen Systemen und mit den neuesten erfundenen Werkzeugen bearbeitet; in kurzer Zeit steht durch den Feenstab der Industrie ein reiches blühendes Landgut hingezaubert da. Inzwischen kommt die Zeit heran, wo man den Besitz des erworbenen Landes antreten, und sich auf seinem neuen Eigenthume einrichten muß. Der Grund und Boden, zu dessen Verwandlung ich mich anschickte, war schon früher erworben worden, und kaum glaubte ich schnell genug den Schauplatz meiner neuen Thätigkeit erreichen zu können. Ich miethete einen Wagen, in dem ich Morgens um vier Uhr in gerader nördlicher Richtung auf der „Yongestreet", durch einen der reichsten Bezirke Oberkanada's dahin fuhr. Ich sah mehrere Landhäuser, die in keinem Stücke hinter denen von Alt-England zurückstanden; aber je mehr ich mich von der Hauptstadt entfernte, einen desto wilderen Anblick bot die Landschaft; da gab es nur halbverfallene Hütten von Lehm und Backsteinen, Stümpfe gefällter Bäume, anfangs nur einzeln hier und dort, dann in dichtern Gruppen; Fichten im verkümmertsten Zustande und rohe Stangengehäge begränzten hier und da die Straße. Als ich den „Oak Ridges" näher kam, zeigten sich unabsehbare Forste, die meist noch von keiner Art berührt waren; nur einzelne neue Blockhäuser der Holzhauer ließen sich am Saume dieser düstern Waldungen blicken. Unter diesen Umgebungen gelangte ich nach Phelp's-Tavern. Hier hörten die Rodungen völlig auf, und hier fiel mir auch der Schleyer vollends von den Augen. Zwei Meilen von dort fließt der Holland-River in seinen sumpfigen Ufern, und führt in den Simcoe-See. Hier ist der Ort, wo sich die Indianer versammeln, um die üblichen Geschenke zu empfangen, und noch immer ziehen sie an dem Gestade dieses wundervollen See's umher, da sie nur schwer von einer wildreichen Gegend scheiden können, die für den indianischen Jäger so viel Anziehendes haben muß. Da die Europäer an den Ufern dieses See's nur erst kleine Strecken ausgerodet haben, so kann der Grund und Boden hier als die Gränzscheide der wilden und civilisirten Menschen angesehen werden, wo beide, ohne sich noch zu vermischen, von einander Sitten und Gewohnheiten angenommen haben.

Glücklicherweise fand ich zwei „Voyageurs," die an den See hinabzugehen im Begriff waren, und ich miethete mich bei ihnen ein, um mich auf meinem Besitzthum ans Land setzen zu lassen. Nachdem wir eine langweilige Fahrt von acht Meilen den Fluß, oder vielmehr einen mit Kleingehölz bewachsenen Sumpf hinab zurückgelegt hatten, fuhren wir in den Simcoe ein. Der Anblick der Umgebungen des See's war um so erfreulicher durch den Kontrast, den diese zu der zurückgelegten traurigen Landschaft bildeten. Ein frischer kühler Wind kräuselte die Oberfläche des klaren Gewässers und der Anblick des Hochlandes, das mit schönem Gehölz gewachsen und dort und hier ausgerodet war, belebte von Neuem die gesunkene Hoffnung. Da der Wind uns stärker entgegen zu wehen anfing und die Nacht herannahte, so beschlossen wir das Seegel einzuziehen und an einem Vorsprunge des Ufers zu landen, wo wir in einem Hause übernachten konnten. Während die beiden Kanadier das Boot mit ihren Rudern fortbewegten, und ich im Spiegel des Bootes in meinen Mantel eingewickelt saß, konnte ich mich mancher düstern Gedanken nicht erwehren. Das feierliche Dämmerlicht des Abends, das sich über das Gewässer und die Bäume verbreitete, der eintönige Ruderschlag und die tiefe Stille rings

Digitized by Google

umher trugen vielleicht dazu bei, meine melancholische Stimmung zu vermehren; allein nur Wenige, sollte ich meinen, werden den entscheidenden Schritt thun, und sich in die Wildniß dieser Wälder begeben, ohne einen langen sehnsüchtigen Blick rückwärts zu werfen. Die trauten Bilder der Heimath und des Familienlebens traten lebendiger aus der Erinnerung hervor, und schienen mir werthvoller und theurer als je. Das warme Gemach, in dem ich so lange glücklich und vergnügt gelebt hatte, gewann unendlich, wenn meine Einbildungskraft zwischen jener gemüthlichen Stille des häuslichen Lebens und dem scharfen Nachtwinde, und den düstern rauschenden Bäumen Vergleichungen anstellte, unter denen wir hinfuhren. Ich erwachte aus meinen Träumereien, als der Kiel des Bootes an einer niedrigen Uferstelle auffuhr, und noch war keine Stunde vergangen, als wir um ein Feuer gekauert und in Schlaf versunken waren. Mit Tages Anbruch traf man Anstalt, unsere Reise fortzusetzen und ich erwachte aus meinem ersten Schlafe in einem Blockhause. Gestärkt durch den Ueberrest von unsrer Abendmahlzeit, und mit neuem Muthe belebt durch die klare Helle eines kanadischen Sonnenaufgangs, besah ich mir das Haus unsres Wirthes mit dem besten Willen, Alles vortrefflich zu finden. Zwar nur aus rohen Holzstämmen gezimmert, war es jedoch geräumig genug für irgend einen Pächter, und lag auf einem Vorsprunge des Landes, der durch einen Einschnitt des See's gebildet war. Eine Reihe ehrwürdiger Bäume bildeten zwischen ihm und dem Gewässer, das über einen klaren Kieselgrund am Ufer plätscherte, die natürliche Scheidewand; ein leichter Nachen lag hier angebunden, der mit Fischerspießen und Fischergeräthe beladen, auf den Wogen schaukelte. Weiter rückwärts lagen die Scheunen und andere Nebengebäude, während den Zwischenraum ein hübscher Obstgarten einnahm.

(Fortsetzung folgt.)

Biheh und Cunhinga.

(Schluß.)

(Hiezu die beiliegende Charte.)

Am 1 Oktober 1828 reiste ich von der Banza von Cunhinga ab. Der Soba war, als er Abschied von mir nahm, von seinen Frauen begleitet; eine Aufforderung auch diesen ein Geschenk zu geben. Als meine Karavane sich in Bewegung setzte, sagte mir der Soba, wie sehr er bedaure so viele Reichthümer aus seinem Lande lassen zu müssen. Er verfolgte meine Neger mit den Augen, und ich sah ihm an, wie sehr er versucht wurde, ihnen Halt zu gebieten.

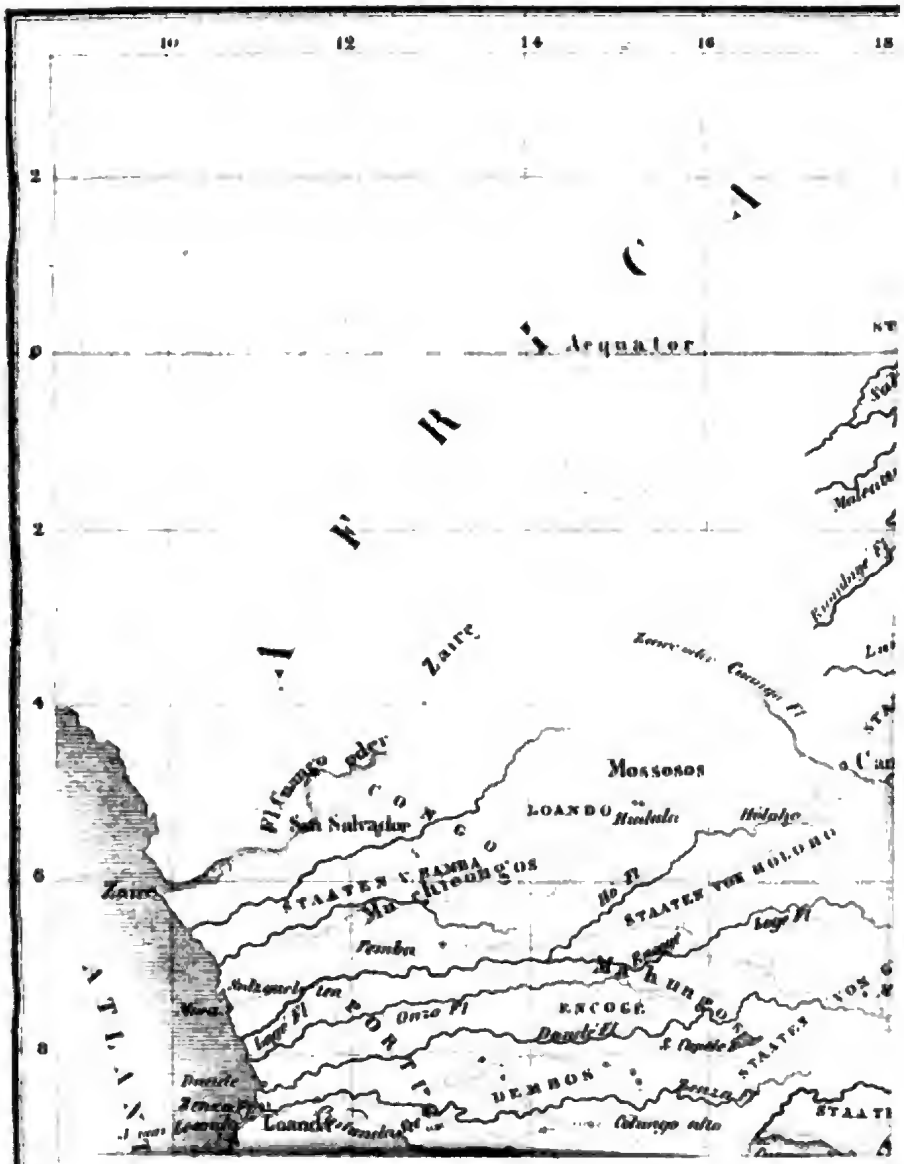
Wir hatten die Gebirge vor uns, von denen ich bereits einen Theil vor einigen Tagen bestiegen hatte. Nach einem viertägigen Marsch durch einen dichten Wald, kamen wir an einen kleinen Fluß, der von einer Höhe herabstürzte, die zu der Kette gehörte, die ich zu übersteigen hatte, um an die Ufer des Cuenza zu gelangen. Als ich meine Träger erreichte, fand ich sie gelagert und fast erschöpft vor Müdigkeit. Sie hatten keine Hütten aufgeschlagen, um sich gegen den Thau der Nacht zu schützen; Keiner wollte für die andern das Nachtessen bereiten, allein ich hoffte sie würden sich nach und nach an die Beschwerden gewöhnen. Ich befahl am andern Morgen bei guter Zeit aufzubrechen; unsre Führer waren erfahrene Leute, und versicherten wir würden noch vor Nacht des andern Tages den Cuenza erreichen. Da es noch nicht spät war, so durchstrich ich mit meinen Bihens, auf die ich mich verlassen konnte, die Gebirge.

Am andern Morgen kamen wir bald jenseits der Gebirge, durch Schluchten, die meinen Führern gut bekannt waren. Um 10 Uhr waren wir noch zwei Lieues vom Cuenza; ich wollte in einem nur wenig bevölkerten, am südlichen Ufer gelegenen Dorf schlafen. Ich ließ die Karavane, die nur ungern vorwärts zu gehen schien, voraus, und durchstrich den Abhang des Gebirges. Ich fand, daß die Thäler tief und sehr steil waren; die Felsenwände zeigten nichts als röthlichen Kalkstein. Meine Träger waren so erschöpft, daß nicht Einer mich zu bemerken schien, als ich wieder zu ihnen kam. Die Bihens die mich bis zu Ende meiner Reise begleiten wollten, versicherten mich, daß die Neger von Cunhinga außer Stand seyen, mir ferner zu dienen, daß sie in wenig Tagen nicht mehr würden gehen können, und daß sie sie nur mit Mühe vorwärts gebracht hätten. Ich entschloß mich also, mir andere Träger zu verschaffen, und schickte zwei meiner Dolmetscher, nebst 8 Negern zu den benachbarten Häuptlingen, die nördlich vom Cuenza wohnen, und dem Soba von Cunhinga nicht pflichtig sind. Ich glaubte mich nicht eher sicher, als bis meine Waaren in ihren Staaten waren, und am andern Morgen machten wir uns bei guter Zeit fertig, über den Fluß zu setzen.

Auf meine neuen Träger wartend, ging ich mehrere Male über den Cuenza, um sein südliches Ufer zu untersuchen. Die Bewohner des erwähnten Dorfs waren nicht so bösartig als die Neger von Cunhinga; sie suchten weder mich zu bestehlen, noch mir den mindesten Schaden zuzufügen, begleiteten mich auf meinen Ausflügen, und führten mich zu dem berühmtesten Zauberer der Gegend, der unweit von ihnen wohnte. In dem Hause dieses Menschen machen alle Neger der Königreiche Angola, Benguela, der Staaten des Humbeh, Grandeh, Biheh, Bailundo, Cunhinga, Cutato, Tamba, Quigneh und andere, die Becherprobe um die Wahrheit zu erfahren; Dieß nennen sie: „den Bailungo trinken.“ Der Ruf dieses Zauberers erstreckt sich bis Congo, und nur der des Wahrsagers von Cassange kommt ihm gleich. Von beiden glaubt man, daß sie mit den Göttern sprechen, und daß diese ihnen die Wahrheit enthüllen.

Ich trat bei ihm ein, allein er gestattete mir nicht, seiner Verrichtung, die er eben beginnen wollte, beizuwohnen. Er nannte mich einen Profanen, und einen Feind der Neger, und rieth sogar meinen Begleitern, mich zu ermorden. Ich ging am folgenden Tag wieder zu ihm, und von seinen bösen Rathschlägen unterrichtet, machte ich ihm ein artiges Geschenk, bei dem sich auch ein rother Rock mit gelben Borten befand. Hierauf wurde er sehr gefällig, und gestattete mir zwei Becher zu betrachten, die er für zwei Neger, die er eben erwartete, bereitet hatte. Ich kostete aus ihnen. Der Eine enthielt einen Absud von der Rinde des Panda ohne Beimischung, allein obschon ich den andern Becher mit dem nämlichen Getränk gefüllt fand, so verursachte mir doch das Wenige, was ich davon trank, ein Brennen und einen Reiz im Halse, die mich einige Minuten lang heftig husten machten.

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Indeß waren die beiden Neger, die sich der Probe unterwerfen sollten, gekommen; sie ergeiffen die Becher mit vielem Muth, aber kaum hatten sie den Inhalt getrunken, als der eine umfiel und von heftigen Konvulsionen gequält schien. Seine Verwandten gaben dem Zauberer sogleich einige Stücke Zeug, der ihm nun ein Gegengift gab. Nach ungefähr zwei Stunden kam der Unglückliche wieder zu sich, schien aber sehr leidend.

Als ich nach meinem Lager zurückkehrte, ging ich über einen kleinen Fluß, in dem ich Topasen und Stücke Bergkrystall fand. Die Wälder hatten Ueberfluß an aromatischen Kräutern.

Mein Dolmetscher kam am Morgen des dritten Tags mit einem Trupp Jäger. Da ich nach dem Königreich Angola zurückkehren wollte, um von dort aus die südlichen Provinzen zu besuchen, schickte ich einen großen Theil meiner Leute unter Führung eines Dolmetschers, dessen Treue und Geschicklichkeit ich erprobt hatte, nach Cassange. Ich gab ihm meine besten Pompetros und Neger von Biheh und behielt zu meiner Begleitung nur die, die ich unumgänglich nöthig hatte.

Die Bewohner der blauen Berge.

(Fortsetzung.)

Die Sprache der Tudas, deren Töne tiefe Brustlaute sind, scheint von der der benachbarten Stämme gänzlich verschieden zu seyn. Mit dem Sanskrit hat sie weder in Wurzelwörtern, noch Konstruktion, noch Laut die geringste Aehnlichkeit, und man kann das Nämliche auch rücksichtlich aller übrigen asiatischen Sprachen behaupten. Man könnte vielleicht sagen, daß sie mit den hindustanischen Landessprachen der Halbinsel einige Aehnlichkeit habe, allein nur insofern, als diese Mundarten einige Worte haben, die nicht sanskritischen Ursprungs sind, und da nun die Tamulsprache die bei weitem größte Anzahl solcher Worte hat, so gleicht diese Mundart auch der Tudasprache am meisten. Auch in ihr kommen sehr häufig zwei Laute „zha und ukh" vor, welche ebenfalls der Tamulsprache und ihrem Schwesterdialekt, dem Malayalma eigen sind. Ueberdieß kommen die Pronomina, die Bildung des Plurals, der anredende Ausdruck im Verbum und das negative Verbum dem Tamul näher, als einem der andern Dialekte. Diese Ausnahmen abgerechnet ist die Sprache der Tudas keinem der jetzt bekannten Dialekte auch nur im geringsten verwandt, so daß selbst solche, die in den letzten zehn Jahren viel in diesen Bergen verkehrten, noch nicht so weit kamen, selbst die gewöhnlichen Redensarten zu verstehen; ja was noch auffallender ist, selbst andere Stämme, welche diese Berge bewohnen, können nicht mit den Tudas sprechen.

Die Tudas haben keine geschriebenen Charaktere noch irgend ein sichtbares Symbol, durch das sie ihre Gedanken mittheilen könnten, und deßhalb ist ihre Sprache auch um so schwieriger zu erlernen. Ob sie stets nur gesprochen, oder einst auch geschrieben wurde, ist sehr zweifelhaft. Die Tudas drücken, wenn sie schreiben sehen, das größte Erstaunen aus, und die unbestimmte Art wie Verschiedene dasselbe Woet aussprechen, scheint zu beweisen, daß wenn sie auch je Buchstaben oder irgend eine Art, die Sprache dem Gesicht darzustellen kannten, diese Kunst schon längst verloren ging. *)

*) Folgende sind einige Worte und Redensarten in der Sprache der Tudas:

Polsh-ti. — Tempel.	Murp-pom. — Der Seebeerbaum.
Esho. — Der Morgen.	Hum-a Norr oder die andere Om-Norr Welt.
Kuhh. — Tochter.	Ath. — Das.
Muhh. — Sohn.	Adhers. — Nachmahls.
Pur. — Fluß.	Ewas. — Ob.
Port. — Kalt.	Korsvur. — Etwas.
Mittuv. — Die Nase.	Est. — Ein junger Stier.
Hooekh, — Der Schutzheilige.	Elph. — Knochen.
Pishakasa. — Morgen.	

Der Terirl oder Tempel der Wahrheit enthält kein Götzenbild, wird aber von den Tudas so heilig gehalten, daß sie ihrer Versicherung nach keinen Augenblick anstehen würden, jede Offenbarung, die irgend einem ihres Stammes aus ihm käme, zu glauben. Dieser Tempel ist von kegelförmiger Gestalt und mit einem sehr zierlichen Schilfdach versehen, auf dessen Spitze sich ein Stein von ungefähr einem Fuß im Durchmesser befindet. Die Wände, Thüre, das Innere u. s. w. sind ganz wie die ihrer geheiligten Milchkammern, nur ist der innere Raum kleiner. In diesem Tempel befinden sich drei oder vier Glocken und zuweilen werden Libationen von Milch dort gebracht; außer diesen befindet sich aber weder ein geheiligter noch profaner Gegenstand in ihm, und weder in diesem Tempel noch in ihren geheiligten Milchkammern, noch an irgend einem der Andacht geweihten Ort, befindet sich etwas, das einem Altar gliche. Als ich den Tempel verließ, bemerkte ich, daß meine Führer zurückblieben, und als ich hinter den Bäumen verborgen sie belauschte, sah ich daß die beiden alten Männer beteten; sie standen vor dem Tempel, den Daumen, wie oben beschrieben, an der Nase. Aber was meine Aufmerksamkeit besonders reizte, nicht dem Tempel, sondern dem Himmel zugewendet.

Die Weiber haben mehrere Männer zur Ehe, mit denen sie monatweise wechseln. — Das Leichenbegängniß eines der ältesten unter den Tudas, Namens Kenball, fand zur Zeit meiner Anwesenheit unter folgenden Feierlichkeiten statt: Ein Zug von Weibern, von zwei oder drei ihrer männlichen Anverwandten begleitet, trugen den in einen neuen Mantel gewickelten Leichnam des Verstorbenen. Während der Zug sich langsam vorwärts bewegte, wurde ein Trauergesang angestimmt. Im Tempel angelangt, legte man den Leichnam auf dem sorgfältig ausgebreiteten Mantel in das innerste Gemach nieder, und die Personen des Zugs setzten sich um ihn her. Mehrere Frauen kamen nun herbei, und alle stimmten ein Wehklagen an, das weit durch das Thal schallte und ihren Schmerz verkündete. Wir kletterten eben einen Pfad hinan, der über einen der Berge führte, als wir auf dem Gipfel angelangt, die ganze Familie Kerzwan sammt ihren Bekannten, Männer, Frauen und Kinder, ungefähr 60 bis 70 an der Zahl, antrafen; die erstern, die Greise ausgenommen, trugen ungeheure Keus-

---

Ponsh. — Der Himmel.	Dirgattas. — Nachmittag.
Modj. — Die Wolke.	Tuvi. — Eine Feder.
Piesh. — Die Sonne.	Ipi. — Eine Fliege.
Tiggal. — Der Mond.	Toroni. — Ein Affe.
Oldor. — Die Straße.	Ischk. — Volk.
Pom. — Die Feuchte.	Cubbon. — Eisen.
Tilum. — Vergnügen.	Ettud. — Groß.
Ter. — Gottheit.	Kin. — Klein.
Uhk. — Pfuy.	Yah. — Und so.
Urkorn. — Ein Diener.	Athvad. — Daher.
Konmuo. — Das Gesicht.	Dvijan. — Ein Weib.
Phaltan. — Der Floh.	Pot. — Ein Narr.
Kust. — Der Esel.	Err — Ein Büffel.
Ex-pom. — Der Himbeerstrauch.	
Usgus. — Mittag.	

Vrilloshpani. — Wir befinden uns wohl.

Muhh yet vadu eotam. — Geht doch wo das Kind ist.

Ischkema vokema. — Sollen wir gehen oder bleiben?

Ei ni at vugen pisha kasha it va. — Ich will jetzt dorthin gehen und morgen hierher kommen.

Tukalner at vu-i esh pishekasha it va. — Geht früh Morgens dorthin und kommt morgen früh hierher.

Tivi it voschk sm tssimuschus a mars-ut vuksmus. — Wenn ich zurückgekommen seyn werde, werden wir dann alle miteinander zu Mittag nach jenem Gebirg gehen?

Pohi ureyoti, oe ust erst. — Sagt die Wahrheit, keine Lüge.

Uhk, on pohi ungen-us. — Pfuy, soll ich eine Lüge sagen?

Ed vollo vischka. — Warum ist es nicht gut?

Nosnorr oppom poththi uti. — Nosnorr ist weit weg.

Pstmars Kokkuri udi. — Pstmarz ist nahe.

Athvad, ini at vugeni. — Deßhalb kann ich jetzt nicht dahin gehen.

Vrilt, perner at vuksm us. — Sehe wohl, wollen wir übermorgen dorthin gehen?

Digitized by Google

len. Zwölf oder vierzehn athletisch gebaute, schöne Jünglinge, die den Vortrab bildeten, erhoben, als sie herankamen, mit ihren männlichen, vollen Stimmen das „Hauh Hauh“ oder Freudengeschrei, in das die Nachfolgenden einstimmten. Wir waren mit dieser Familie sehr gut bekannt, und nach den gewöhnlichen Begrüßungen und Fragen bestanden die Jünglinge des Vortrabs darauf, uns den Berg, den sie in der entgegengesetzten Richtung erstiegen hatten, hinabzubegleiten. Wir hatten indeß kaum eine kurze Strecke zurückgelegt, so erreichten die Schmerzenstöne das Ohr Eines von unsrer Begleitung, und da sich uns im nämlichen Augenblick die Aussicht nach dem Tempel öffnete, so verwandelte das Freudengeschrei auf unsrer Seite sich urplötzlich in eine allgemeine Antwort auf das Wehklagen. Es ging nun dem Tempel zu, und als dieser erreicht war, legten sie ihre Keulen ab, und so viele als auf einmal Platz finden konnten, traten ein, beugten sich vor dem Leichnam, und nachdem sie eine kurze Zeit in die Klagen der Frauen und Verwandten mit eingestimmt hatten, zogen sie sich zurück um andern Platz zu machen. Andere Familien, oder Züge von Männern und Weibern sah man nun auf den längs den Abhängen der Gebirge sich hinschlängelnden Fußpfaden dem Tempel zueilen, und die tief gehaltenen Trauertöne, die jeder Trupp sogleich anstimmte, wenn er auf einen Punkt gekommen war, wo er den Todtengesang hören konnte, gaben der ganzen Szene etwas Ernstes und Feierliches, das sie höchst interessant machte. Alle Ankommenden gingen eben so wie die früher Erwähnten nach und nach zu dem Leichnam in den Tempel, und so hatten sich binnen kurzer Zeit mehrere Hunderte beiderlei Geschlechts versammelt. Auch an verschiedenen Stellen des Thals bildeten sich kleinere Gruppen, und Alles begab sich nun nach einem Rasenplatz, wo 40 bis 50 von den Keulenträgern Hand in Hand einen großen Kreis bildeten, und nach der Musik einer Pfeife und einer Trommel eine Art Tanz aufführten. Als dieser vorüber war, gingen fast alle Männer nach einem Abhang des Berges, wo eine große Heerde Büffel weidete, wählten 15 oder 16 unter diesen aus, und trieben sie im Triumph in einen eingeschlossenen Platz (Tu-ei); einige der Männer warfen ihre Mäntel ab und drangen mit den Büffeln ein, andere sprangen über die Mauern, und die übrigen ließen fortwährend ein Freudengeschrei erschallen. Einige dieser Büffel waren von der Familie des Verstorbenen, und die übrigen von Verwandten und Freunden zu Opfern bestimmt. Der nämliche wilde Tanz wie früher ward nun in dem eingeschlossenen Platz mitten unter den Büffeln wiederholt, und als die Thiere durch den Lärm wild geworden waren, wurde ein Zeichen gegeben sie anzugreifen, und ihnen Glocken um den Hals zu befestigen. Die von der Familie des Verstorbenen gelieferten Büffel kamen zuerst an die Reihe; es waren schöne große Thiere, in Vergleich zu denen der niedern Gegenden wahre Ungeheuer, und in ihrer Wuth wirklich furchtbare Gegner. Man bediente sich bei diesem Kampf keiner sonderlichen List, sondern zwei junge Männer schwangen sich auf den Hals des Büffels, ergriffen ihn bei den Hörnern, und indem sie sich mit einer Hand festhielten, packten sie mit dem Daumen und Zeigefinger der andern den Nasenknorpel der Nüstern. Ließen sie diesen Anhaltspunkt fahren, so sprangen andere zu ihrem Beistand herbei, und so sah man 8 oder 9 dieser kräftigen Männer an dem Hals eines einzigen Thieres hängen, während die übrigen durch Keulenschläge, gräßliches Geschrei und erschreckende Geberden seine Wuth und die Gefahr der Angreifenden noch erhöhten. Das Thier verhielt sich hiebei keineswegs leidend, sondern stürzte oft plötzlich unter die übrigen Büffel, zuweilen auch gegen die den Platz umgebende Wand, und war oft nahe daran den Sieg über seine zahlreichen und kräftigen Gegner davon zu tragen.

Drei oder vier dieser Thiere waren so zugleich angegriffen, überwältigt und ihnen Glocken an den Hälsen befestigt worden; man ließ sie nun wieder los; die glücklichen Kämpfer nahmen ihre Keulen auf die Schultern, und der vorige Tanz begann von Neuem. Die übrigen hatten mittlerweile die Mauer des Platzes besetzt; einige noch weinend, andere in den Jubel der siegreichen Kämpfer einstimmend, und andere, denen der Verlust eines Gatten oder Geliebten drohte, oft vor Schreck aufschreiend. Das Letztere geschah nicht selten, und einige graubärtige Männer, die von der Mauer herab zusahen, und zum Theil die Ceremonien leiteten, bemerkten, daß in den Tagen ihrer Jugend zwei oder drei Männer den stärksten und wildesten Stier bezwungen hätten. Diese Bemerkung befeuerte den Ehrgeiz der Kämpfer zu neuen Angriffen, in Folge deren mehrere schwer verwundet wurden. Alles kehrte hierauf nach dem Rasenplatz zurück, und setzte sich Reihenweis nieder; eine Mahlzeit aus gekochtem Reis und Obi bestehend wurde aufgetragen, und dann der Rest des Tages von den Angehörigen des Verstorbenen in tiefer Trauer, und von den Andern mit Tanz und Unterhaltung hingebracht. Eine Menge Burghers, Cobatars und Eurumbars (gleichfalls Stämme der Neilgherry) wohnten dieser Feierlichkeit bei; unter den letztern befanden sich Musiker, die mit ihren Pfeifen bald lustig, bald traurig oder feierlich, wie man es eben für angemessen fand, aufspielten; indeß konnte ein ungeübtes Ohr in diesen verschiedenartigen Weisen keinen großen Unterschied finden. Von den Burghers brachten einige ebenfalls Opfergaben dar, und da Dieß für uns eine dringende Aufforderung zur Nachahmung war, so trugen meine Freunde und ich auch unsern Theil bei. Während der Mahlzeit hatten wir die beste Gelegenheit, die gegenwärtigen Todas zu zählen, und wir fanden sie, wie erwähnt, überwiegend. Alle waren in ihren besten Kleidern; das Haar der Frauen hing geschmackvoll gekräuselt über die Schultern herab, und Hals und Handgelenke zeigten eine Menge Schmuck von Gold, Silber und Korallen, wie man bei gewöhnlichen Gelegenheiten selten oder nie sieht. Die stolze Haltung und das männliche Aussehen der Männer, das bescheidene, anmuthsvolle Benehmen der Weiber, ihre feinen ausdrucksvollen Gesichtszüge und überhaupt der Charakter von Allem, was mit dem um uns Vorgehenden in Verbindung stand, hatte so ganz keine Aehnlichkeit mit Etwas in diesem oder vielleicht in jedem andern Theil der Erde, daß eben keine lebhafte Einbildungskraft dazu gehörte, um zu glauben, daß Das was wir eben sahen, durch Traditionen überlieferte Gebräuche und Ceremonien eines Volkes seyen, das mit Ausnahme dieses kleinen Ueberrestes, schon längst ausgestorben war. (Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Berichte vom Vorgebirge der guten Hoffnung melden, daß die Franzosen Madagaskar verlassen und ihren Plan, sich dieser Insel oder wenigstens eines Theils derselben zu bemächtigen, aufgegeben und das Land geräumt haben. Die französische Regierung hatte, wie bekannt, unter dem Ministerium des Herrn Hyde de Neuville den Plan gefaßt, auf Madagaskar, gütlich oder mit Gewalt, eine Niederlassung zu gründen, wodurch der Verlust der Mauritiusinseln so ziemlich wieder ersetzt und in dem indischen Meere ein Punkt gewonnen worden wäre, wo die französischen Schiffe im Falle eines Seekrieges Schutz und frische Lebensmittel finden konnten. Eine zu diesem Zwecke auf Madagaskar gelandete Expedition scheiterte aber völlig an dem hartnäckigen Widerstande der Königin und der Eingebornen, und wie man jetzt erfährt, ist die Insel ganz und gar von ihnen geräumt worden. Die Unternehmung war im höchsten Grade unpolitisch und diente zu nichts Weiterm, als die Franzosen auf Madagaskar verhaßt zu machen und auf lange Zeit von der Insel auszuschließen, während der Einfluß der Engländer durch ihre Missionäre täglich festern Boden gewinnt. Auch die sogenannten barbarischen Nationen fangen bereits an, nicht mehr durch die Gewalt der Bajonnette, sondern nur durch die Waffen der Vernunft bezwungen werden zu können. Die Herrschaft der Königin hat sich unter den innern und äußern Unruhen, die seit Radama's Tod die Insel bestürmten, immer mehr befestigt und ein Heer von dreißigtausend Mann, auf europäische Art bewaffnet und geübt, steht bereit, jedem neuen Angriffe der Fremden die Spitze zu bieten. Die Königin zeigt sich als eine warme Beschützerin der Aufklärung und hat sich selbst den Namen einer Freundin des Friedens beigelegt.

Kürzlich wurden die Hunde des Herzogs von Buccleugh mitten in einer guten Hetze aufgehalten, weil der Fuchs in einen Abzugsgraben unter der Poststraße flüchtete. Weder das Bellen der Hunde noch das Knallen der Peitschen, noch das Geschrei der Jäger konnten Reinecke bewegen, abermals das Feld zu halten. Jäger und Hunde waren auf dem Punkte, die Belagerung aufzuheben, als die Briefpost herbeikam, und der Postkutscher, den Stand der Sache erkennend, vom Wagen stieg, sein langes Horn an einem Ende des Grabens ansetzte, und so schrecklich blies, daß der arme Fuchs völlig den Kopf verlor, denn in einem unglücklichen Augenblicke sprang er unter dem Gelächter seiner Feinde aus dem andern Ende des Abzugsgrabens heraus, und ward nach kurzer Hetze getödtet.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 134. 13 Mai 1832.

Der kanadische Ansiedler.

(Fortsetzung.)

Zwei oder drei Stunden nachdem wir uns wieder in unsrem Boote eingeschifft hatten, lag mein eignes Pathmos vor mir, das im Hintergrunde einer regelmäßig geformten, waldbewachsenen Bucht lag, an deren äußersten Enden Bäume von erstaunlicher Höhe standen. Ein französischer „Voyageur" hatte im verflossenen Herbste sich hier anzusiedeln begonnen, ein niederes Blockhaus mit Rinde gedeckt erbaut, und ungefähr vier Morgen Landes Holz geschlagen, was aber noch auf dem Boden lag. Nachdem wir eine Zeit lang an dem Ufer hin und her gerudert waren, um einen Landungsplatz zu finden — denn die Bäume, die dicht am Ufer wuchsen, waren ins Wasser gestürzt und verrammelten jeden Zugang — fanden wir endlich eine bequeme Stelle, und ich erkletterte das Ufer und überschaute von einem Baumstrunke aus mein Eigenthum, ich muß gestehen, nicht ohne tiefe Niedergeschlagenheit. In geringer Entfernung, ungefähr zweihundert Morgen davon, stand mein Feind der düstere dichte Wald, der meinem noch an diese Landschaft nicht gewohnten Auge undurchdringlich schien. Das urbar gemachte Feld, wie man es nannte, schien mir das wildeste Chaos, das sich denken läßt. Gefällte Baumstämme lagen in der verworrensten Unordnung durch und über einander, und zwischen ihnen wucherte mannshohes Gras dicht empor. Ich bahnte mir, so gut es ging, einen Weg durch diesen Verhau nach meiner künftigen Wohnung, was keine geringe Arbeit war. Von unbehauenen Cederblöcken aufgeführt, mit einem Fußboden von Baumschwarten, einem Dach von Rinde, schien es ein Mittelding von englischem Schweinstall und indianischem Wigwam. Indeß überwältigte der Reiz der Neuheit jede andere Empfindung, und hiedurch wie durch den heitern Himmel aufgeregt, rief ich stolz wie von einer plötzlichen Begeisterung ergriffen aus:

„König bin ich, so weit mein Auge reicht."

Mit diesen Worten betrat ich meinen Palast, der mit zwei Oeffnungen für Fenster versehen war, aber keine Thüre zum Verschließen hatte; ich half diesem Uebelstande mit einigen abgerissenen Brettern. Eine Reisetasche war mein ganzes Gepäcke; ich hing sie an einem Balken in der Hütte auf, und machte mich auf den Weg meinen Gränznachbar zu besuchen. Es wäre zu weitläufig hier zu erzählen, wie schwer es mir wurde, ihn zu finden, und wie viel ich auszustehen hatte, bis ich in den Wäldern den rechten Weg fand. Glücklicherweise traf ich an ihm einen sehr verständigen und umgänglichen französischen Kanadier, der eine Indianerin zum Weibe hatte. Nach seiner Anweisung entwarf ich ein Verzeichniß der mir am meisten nöthigen Gegenstände, und von ihm mit einem Kompaß und den genauesten Andeutungen in Betreff des Weges, den ich zu nehmen hatte, versehen, unternahm ich es quer durch die Wälder nach York zu gehen, dort mein Gepäcke, die nöthigen Geräthschaften u. s. w. zu holen. Anfangs führte mich mein Weg eine Zeit lang an den Ufern des See's hin, und an manchen seiner Buchten, wo der Weg gut war, und nur eine einfache Reihe von Bäumen das Gestade umsäumte, glich er hier und da einigen Stellen der Straße am Winandermeere. *) Zwar sah man hier nicht das Hochland und die starren Felsen, aber dieselbe Anmuth der Landschaft, dieselbe Klarheit des Wassers, dieselben mannichfaltigen Streiflichter und Beleuchtungen. Ungern verließ ich die Ufer des See's, indem ich urplötzlich eine südliche Richtung einschlug, und mit einem Mal in die dichten Waldungen eindrang. Da bereits die Blätter von den Bäumen zu fallen anfingen, so war der Weg äußerst schwer zu unterscheiden. Es gibt vielleicht Nichts in der Welt, was so düster ist, als eine Wanderung in jenen amerikanischen Wäldern. Nur wenige lebendige Geschöpfe unterbrechen das ewige Einerlei dieser grauenhaften Waldeinsamkeit; außer daß dort und da ein Eichhörnchen aus seiner Baumhöhle den Kopf hervorstreckt, und mit funkelnden Augen den Wanderer, eine so seltene Erscheinung in diesen Wildnissen, anstaunt. Man sieht und hört wenig mehr als das Schwanken und Knarren der vom Wind bewegten Zweige, oder den schweren dumpfen Fall eines alten morschen Baumes, der zusammenbricht, um durch seinen Moder die Erde zu düngen, aus der er so viele Jahrhunderte seine Nahrung gesogen. Nach einem Wege von vier oder fünf Stunden unter dem Schatten dieses Forstes kam ich auf eine gutgebahnte Straße, auf der man zu beiden Seiten beträchtliche Waldstrecken ausgerodet sah. An dieser Straße befindet sich die Niederlassung der Davidsten, eine jener zahlreichen und wunderlichen Sekten, die ihren Ursprung in allzugeringer religiöser Aufklärung haben.

Nachdem ich meine Einkäufe gemacht, und mein Gepäcke abge-

*) Großer Landsee in Lancastershire mit siebzehn Inseln. Anm. d. R.

Digitized by Google

sendet hatte, wendete ich mein Angesicht wieder nach der Wildniß und abermals stand ich in der Einöde vor meiner Hütte, die indeß schon ein wohnlicheres Aussehen gewonnen hatte, da sie mit unterschiedlichem Hausrath versehen war, und ich fühlte wirklich ein behagliches Vergnügen, als ich nun unter meinem eigenen Dache schlief. Ich hatte allmählich mit der Handhabung der Art umgehen gelernt und fällte mir das zur Feuerung benöthigte Holz mit Leichtigkeit. Diese neuerworbene Fertigkeit machte mir immer größere Lust; der Widerhall des Beiles im Walde war Musik für mein Ohr, und ein glatter Beilstiel mein einziger Ehrgeiz. Die amerikanische Art ist in Gestalt von dem in England gewöhnlichen Werkzeuge dieser Art ganz verschieden; das Eisen derselben ist kürzer als an dem englischen Holzbeil und am Blatte stärker; man darf nur den Stiel herausnehmen, so kann man es eben so gut als Keil brauchen, um einen Block zu spalten. Der Stiel ist von Hickorynuß- oder Ulmenholz, etwas gekrümmt, und am Ende mit einem Knopf versehen, um zu verhindern, daß er der Hand entschlüpft. Man führt den Hieb gerade von der Schulter herab, oder in dem man die Art um den Kopf schwingt; durch diesen Schwung erhält der Hieb eine große Gewalt, und dringt tief in's Holz ein, ohne daß man sich dabei sonderlich anzustrengen braucht. Die größte Schwierigkeit bei Handhabung dieses dort zu Land so wichtigen Werkzeuges besteht darin, immer dieselbe Stelle zu treffen und den Hieb in der gehörigen schiefen Richtung anzubringen; doch alles Dieß ergibt sich bald durch Uebung. Drei oder vier Tage nach meiner Rückkehr, als ich am Ufer des Sees hinschlenderte, fand ich den Wrack eines alten Kanoes, und ich brachte den Nachmittag damit zu, ihn ans Land zu ziehen. Zuerst füllte ich die Ritzen mit Holzspänen aus, so gut es gehen wollte, und kalfaterte es dann mit einem paar alten Hosen und Moos. Auf einer meiner Wanderungen hatte ich eine Gruppe Pinien entdeckt, (Bäume, die in dieser Gegend sehr selten sind); ich bohrte sie an, und erhielt dadurch etwas Terpenthin, womit ich mein Schiff theerte. Ich ließ es dann vom Stapel laufen, es schwamm lustig dahin, freilich etwas schief, aber Dieß that nichts zur Sache. Ich verfertigte mir ein Ruder, und versuchte unverzüglich meine erste Fahrt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Volksfeste in Paris.

(Schluß.)

Die Illuminationen beginnen. Die von der Regierung privilegirten Kaufleute haben ober ihren Thüren Fahnen und Transparente mit schönen Inschriften angebracht. Ueberall Leisten mit Lampen besetzt, Guirlanden von buntfarbigen Gläsern, und in der Ferne erblickt man das Pantheon mit seinen Feuerbändern und seiner Kuppel, die sich in die Wolken verliert. Die Volksmenge auf den Champs-Elysées ist noch immer dieselbe, ungeachtet der sinnlos Trunkenen, über die der Fuß strauchelt, ungeachtet des Unschlittes, das Einem auf den Kopf tropft. Das Feuerwerk beginnt frühzeitig, auf dem Platze Ludwigs XV. Alle Umgebungen, die Quais, die Rue royale, die Terrasse der Tuillerien, sind von einer dichtgedrängten Menge erfüllt. Der Pariser kann sich an den Feuerwerken nicht ersättigen. Obgleich es immer und immer Dasselbe ist, so würden doch Leute, die es schon fünfzigmal gesehen haben, um keinen Preis der Welt dabei fehlen wollen. Man steht Stunden lang und harrt in Geduld, um das eitle Vergnügen einiger Minuten zu genießen, und Gott nur kennt die Zahl der Sacktücher, Dosen, Uhren und Börsen, die dabei gestohlen werden. Doch Dieß ist nicht Alles; es gibt noch andere Unannehmlichkeiten, denen besonders das andere Geschlecht in diesem dichten Gedränge ausgesetzt ist. Es gibt gewisse rohe Gesellen, die sich nur hinzudrängen, um sich die ungeziemlichsten Vertraulichkeiten zu erlauben. Unter der Begünstigung des Gedränges und der Nacht wird manche Sünde begangen, die dem subtilen Kopfe des Pater Sanchez zu denken geben könnte. „Was ist denn das für eine Unart, für eine Unverschämtheit, für eine Rohheit?" — „Was haben Sie denn, Madame?" — „Sie sind sehr unverschämt, ich bitte Sie, mich gehen zu lassen." — Diese Worte kann man rings um sich her hundertmal wiederholen hören.

Doch auf einmal wird das Zeichen gegeben. Hr. Ruggieri, der Kunstfeuerwerker der Hauptstadt, läßt sein Meisterstück der Pyrotechnie anzünden. Die Töpfe mit Feuer beginnen. Bomben, Sterne, romanische Lichter, Raketen, Schwärmer, Sonnen, Feuergarben, bengalisches Feuer — Nichts fehlt. Die Lattengerüste, die wie ungeheure Gerippe dastehen, entzünden sich und speien Flammen aus. Kaskaden von Schwefel und Salpeter sprühen herab, und mischen ihren zischenden Funkenschaum. Zuletzt kommen die Unglücksfälle, ohne die ein Fest nicht vollkommen ist. Indem die Raketenstöcke aus einer Höhe von dreihundert Fuß senkrecht herabfahren, schlagen sie Löcher in Hüte und Köpfe; und zu allem Ueberflusse donnern zugleich zwanzig Mörserschläge. In einer Schlacht kann es nicht mörderischer zugehen; wenigstens ist es jedenfalls unangenehm für Jemand, der gekommen ist ein Vergnügen zu suchen, und nun seinen Arm oder sein Bein suchen muß. Die Furcht nimmt immermehr überhand, man stößt und drängt sich, und bereitet sich zur Flucht vor, als auf ein Mal eine blendende Helle den Himmel röthet. Es ist das Bouquet, nach welchem man alles Uebrige beurtheilt, und das entscheidet, was man über den ganzen Tag denken soll, denn der letzte Eindruck ist stets Derjenige, der uns am meisten beherrscht. Es gleicht einem ungeheuren Büschel von Blitzen und Donnern, die das Band, von dem sie zusammengehalten waren, zersprengt, und nun nach allen Seiten hin auseinanderfahren. Hunderte von Raketen und Tausende von Schwärmern zischen und brausen gleich feurigen Drachen durch die Luft, man sieht sie wie Gefahr drohende Meteore am Himmel über einander aufsteigen, man sieht sie gerade ober seinem Kopfe, und nun fallen sie und eine unbeschreibliche Flucht und Verwirrung entsteht. Man stößt sich über den Haufen, man zertritt sich, die Zugänge sind zu eng, die tobende Masse durchzulassen. Inzwischen krachen die Petarden, ein Regen von Feuer fällt von allen Seiten herab. Zuletzt erheben sich die drei Schlußbomben in majestätischer Pracht, zerplatzen in weiße Sterne und Alles ist wieder in Finsterniß begraben.

Alsbald tritt die ganze Menschenmenge ihren Heimzug an. Unermeßliche Kolonnen machen sich nach den Faubourgs auf den Weg; man hört ein Getrabe wie von den Fußtritten eines zahllosen Heeres. Die Papas mit ihren Weibern und den kleinen schlafenden Kindern beladen, diskutiren auf dem Wege, was an

Digitized by Google

dem Feste war. Die Einen, Leute von optimistischen und Alles anbetenden Gesinnungen, entschlossen Alles prachtvoll zu finden, und wüthend darauf versessen, immer zufrieden gewesen zu seyn, vertheidigen das Fest als würdige Bürger von Paris als unübertrefflich; die Andern von dem Geiste der Opposition beseelt, von Natur aus Frondeurs, können ihr Mißvergnügen nicht bergen und schwärzen Alles an, womit man sie freigehalten hat. Das Bouquet fiel nach ihrer Meinung mager aus: Das will nichts heißen gegen ein Feuerwerk zur Zeit des Kaisers; Das war Etwas! Das bei seiner Vermählung mußte man gesehen haben; oder das bei der Geburt des Königs von Rom. So etwas sieht man nicht wieder. Unter diesen und dergleichen Gesprächen und über die Pulverfrösche hin, die muthwillige Jungen den Heimkehrenden, ungeachtet aller Polizeiverbote, zwischen die Füße werfen, gelangt man nach Hause. Die Pförtner und Pförtnerinnen, die an ihre Thüren genagelt sind und an den aufgestiegenen Raketen etwas vom Feuerwerk für sich zu erhaschen gesucht hatten, fragen mit einer Art von Beschämtheit, was sich Neues bei dem Feste zugetragen; endlich begibt sich Jedermann todmüde, die Glieder wie zerschlagen, erschöpft zu Bette, aber sogleich bereit, wieder von Vorne anzufangen, wenn es seyn müßte, in der festen Ueberzeugung, daß er sich herrlich unterhalten habe.

Treibeis im australischen Ozean.

Ehedem stießen die Seefahrer in den Seestrichen des Vorgebirgs der guten Hoffnung und der südlichen Küste von Afrika niemals auf Treibeis; wenigstens findet man in den Tagbüchern der Schiffe der indischen Kompagnie während des ganzen siebenzehnten Jahrhunderts keine Erwähnung, daß man in diesem Theile des Ozeans Eis getroffen hätte, obschon mehrere jener Schiffe zwischen dem vierzigsten und einundvierzigsten Grade südlicher Breite gesegelt waren. Neuere Seefahrer berichten hierüber Folgendes:

Am 7 April 1828 sah das französische Schiff „die Harmonie" auf seinem Rückwege von Calcutta nach Frankreich, unter 35° 50′ südl. Br. und 18° östl. L., Meridian von Greenwich, mehrere Massen Treibeis, die zum Theil 100 Fuß Höhe zu haben schienen. Das Schiff fuhr sogar zwischen zweien dieser schwimmenden Berge, an denen das Meer sich gewaltig brach, durch. Die Harmonie begegnete in diesem Striche dem spanischen Schiffe „Constantia," dessen Steuermann folgende Beschreibung von diesem Eise gab: „Am 7 April 1828 um zehn Uhr Morgens signalisirte man eine kleine Insel, die einer weißen Wolke glich; bald jedoch gewahrte man deutlich ihren Schlagschatten, das sicherste Kennzeichen des Landes. Indem wir uns näherten, sahen wir eine große Insel von beträchtlicher Höhe, die sich in zwei Gipfel theilte, und etwas später gewahrten wir noch drei kleine, nahe bei einander liegende Inseln. Um halb zwölf Uhr erschienen sie uns ganz weiß, und die Sonnenstrahlen prallten von ihnen zurück wie von einem Spiegel. Bis zum Nachmittag konnte Niemand diese Erscheinung sich erklären. Wir fanden uns unter 35° 56′ südl. Br. und 16° 59′ östl. L. von Greenwich; fanden auf 135 Faden keinen Grund, und da das Meer beständig seine dunkelgrüne Farbe behielt, so schlossen wir hieraus, daß jene Inseln Treibeis seyn müßten, das bis zu dieser Parallele vorgedrungen war. Wir steuerten bis Nachmittags zwei Uhr nach OSO und riefen das französische Schiff „die Harmonie" an, das von Calcutta kam. Um halb vier Uhr zeigten sich zwei andere Eismassen am Horizont, die wir um halb fünf Uhr übersegelten. Die südlichere von beiden hatte eine Höhe von 25 bis 30 Faden, doch keinen spitzen Gipfel wie die erstere. Drei Seemeilen mehr nach Norden sahen wir am Horizont ein anderes großes Eisgebirg.

Am 28 April 1828 stieß die Brigg Elisa von Antwerpen auf ihrer Fahrt nach Batavia, unter 35° 31′ südl. Br. und 18° 17′ östl. L., von Greenwich, auf fünf Massen Treibeis, die hohen Kirchthürmen glichen. Die Wogen brachen sich an diesen gigantischen Massen mit solcher Gewalt, daß man glaubte, sie säßen auf verborgenen Riffen; allein bei Untersuchungen mit dem Senkblei fand sich kein Grund.

Die Eisberge, welche drei Wochen nach jenen, von der Harmonie und der Constantia entdeckten Eismassen gesehen wurden, befanden sich noch 52 Seemeilen südlicher, sie waren wahrscheinlich sämmtlich Stücke von südlichen Polareisfeldern, die sich losgerissen hatten, und von der Strömung nach der mittägigen Küste von Afrika getrieben worden waren.

Ein Schiff der indischen Kompagnie begegnete ein Jahr später am 29 Mai 1829 unterm 59° 25′ südl. Br. einem ungeheuern Eisgebirge, das einen Umfang von ungefähr zwei Meilen hatte und sich 150 Fuß über die Meeresfläche erhob. Der spezifischen Schwere des Eises und der Masse zufolge, die über dem Wasser sichtbar war, mußte dieser ungeheure Block mehr als 1000 Fuß dick seyn.

Es scheint, daß man vor diesen im Monate April 1828 und 1829 gemachten Entdeckungen noch nie Treibeis im Norden unter 42° oder 43° südl. Br. bemerkt hatte. Die englische Encyklopädie von Rees spricht von Treibeis, das man auf verschiedenen Punkten der beiden Hemisphären unter dem 40° und selbst unter dem 41° und 42° der Breite gefunden habe; allein man hat jetzt Gewißheit, daß das Eis sich noch weiter von den Polen entfernt, ehe es schmilzt.

Der Monat April ist die Zeit des Jahres, wo man im Süden am häufigsten, und dem Aequator am nächsten, schmelzendes Eis trifft. Da nun dieser Monat für die südliche Hemisphäre mit dem Oktober für die nördliche im Einklange steht, so könnte Dieß auf die Vermuthung führen, daß man gegen diesen Monat hin das Treibeis in der größten Entfernung vom Nordpol findet. Dennoch aber scheint es, daß man ebenfalls im April oder Mai Eismassen unter dem entferntesten Breitegrade von dem trifft, wo sie gebildet wurden; so bietet dieses Phänomen in beiden Hemisphären eine sehr bemerkenswerthe Gleichheit. Einige Beispiele mögen diese Behauptung unterstützen.

Am 14 April stieß die Minerva zwischen Neuyork und Liverpool unter 42° nördl. Br. und 47° westl. L. von Greenwich auf vier große Eisgebirge.

Am 13 April 1825 fuhr der Mountstone, auf seiner Reise von Plymouth nach Neufundland, bei sehr dichtem Nebel auf eine Eismasse, so daß das Schiff sich sogleich mit Wasser füllte. Der Breitegrad wurde nicht aufgenommen.

Am 14 Mai 1814 traf die nach Quebec bestimmte Flotte unter 44° nördl. Br. und 50° westl. L. auf mehr als zwanzig große Blöcke Treibeis, von denen einige über 80 Fuß Höhe hatten. Am Nachmittage fuhr die Flotte an einer Eisinsel vorüber, die eine Oberfläche von zwanzig Meilen hatte und sich dreißig Fuß, an manchen Stellen sogar noch höher, über das Wasser erhob.

Aus diesen Angaben lassen sich folgende Schlüsse ziehen: 1) Im Monate April oder in den ersten Tagen des Mai hat man auf der südlichen und nördlichen Hemisphäre Massen von Treibeis unter einem niedrigern Breitegrade getroffen, als während der übrigen Zeit des Jahres. Dieß ist eine Anomalie, die bis jetzt noch nicht erklärt wurde; denn nach unsern Begriffen müßten zwischen der Zeit, wo das Treibeis der südlichen Hemisphäre dem Aequator am nächsten kommt, und der Zeit, wo das Eis des Nordpols sich dem Aequator am meisten nähert, sechs Monate verlaufen.

2) Zu Bildung und Aufhäufung der Eismassen des Südpols scheint ein bedeutender Landstrich in der Nachbarschaft dieses Pols durchaus nöthig zu seyn. Dieser Kontinent muß zwischen dem Meridian von London und dem zwanzigsten östlichen Meridian liegen; von hier aus werden die Eisschollen durch die vereinte Kraft der Strömung, des Windes und der Wellen, von SSO nach N und nach NNO getrieben. Allein das unter dem 65° südl. Br. und 27° westl. L. gelegene Sandwichland liegt zu weit westlich von der Richtung der Strömung, der Winde und der Wogen, als daß die auf der Höhe des Vorgebirgs der guten Hoffnung gesehenen Eismassen an den Küsten der Sandwichinseln gebildet seyn könnten. Die Inseln Bouvet und Thompson, unter 54° südl. Br. und 5° östl. L. sind zu unbedeutend, als daß man annehmen könnte, jene Eisgebirge wären hier entstanden, und das Land von Kerguelen unter 49° südl. Br. und 70° östl. Länge liegt zu weit westlich, als daß sie von dorther kommen könnten.

3) Die Erscheinung von Eisbergen in der Nähe der südlichen Spitze

Digitized by Google

von Afrika im April 1828, und mehr östlich im April 1829, muß auf einer noch unergründeten Ursache beruhen, vielleicht auf einem Erdbeben oder einem vulkanischen Ausbruche, der die gewaltsame Losreißung dieser Eismassen herbeiführte. In jedem Falle ist es ein Phänomen, das früher in den Polarregionen sehr selten gewesen seyn muß; wenigstens weiß man im vergangenen Jahrhundert von keinem ähnlichen, weil während desselben nie so nahe am afrikanischen Kontinent Treibeis gefunden wurde.

Der Handel von Balinli.

Der Handel von Balinli, einer der bedeutendsten Städte der Insel Bali, wird größtentheils von fremden Pros oder Fahrzeugen betrieben, denn die Insulaner selbst haben nur eine kleine Anzahl solcher Pros und entfernen sich selten von den Küsten ihres Vaterlandes. Ungefähr zehn solcher Pros kommen jährlich nach Ceram, einer großen Insel hinter Amboina, landen im Oktober und fahren im Januar wieder ab. Sie bringen Muskatnüsse, Schildkrötschalen, Masudschi, eine Art Rinde, die als Arzneimittel von den Javanern hoch geschätzt wird, und andere auf den östlichen Inseln häufige Artikel. Die Schiffsmannschaft besteht aus starken Papus, die von der Küste von Neu-Guinea gebracht werden, das Malayische richtig und zierlich und überhaupt in einem so bestimmten Tone sprechen, als wären sie mehr zu befehlen als zu gehorchen gewohnt. Die Pros sind aus Planken mit hölzernen Pflöcken zusammengefügt, und zum ganzen Baue wird durchaus kein Eisen verwendet. Sobald sie wieder zu Hause angekommen sind, wird das Schiff zerlegt, Jeder vom Schiffsvolke trägt ein Stück fort, und Alles wird im Dorfe aufbewahrt, um es für eine nächste Fahrt wieder zusammen zu setzen.

Der Handel zwischen Bali und Java wird durch ungefähr zehn chinesische Pros betrieben; jedes solche Fahrzeug macht jährlich beiläufig sechs Fahrten. Sie bringen grobe Leinwand, Musselin und Schnupftücher nach Bali, und nehmen als Rückfracht getrocknetes Rindfleisch, Häute und Talg, auch Masudschi und Muskatnüsse von Ceram. Der Werth ihrer Ladungen beläuft sich gewöhnlich auf 20,000 bis 30,000 Rupien. Der Gewinn an den Ladungen von Java beträgt ungefähr 10 Prozent, doch der an den von Bali ausgeführten Waaren ist weit beträchtlicher.

Außer den Pros von Ceram und Java wird Bali auch von Fahrzeugen der Bughis besucht. Ungefähr ein Dutzend kommen von Sambawa, zwanzig von einem Theile von Celebes und zwanzig andere von Singapur. Die Ladungen der letztern sind die reichsten; sie bringen nebst andern Waaren jährlich ungefähr zwanzig Kisten Opium.

Die Bewohner der blauen Berge.

(Schluß.)

Am folgenden Morgen wurden wir durch eine lebhafte Musik von Trommeln und Pfeifen aufgeweckt. In der Nacht hatte es geregnet, und da nur Wenige unter Dach gebracht werden konnten, so waren Viele genöthigt Schutz im Wald zu suchen, wo sie große Feuer angezündet hatten, deren Rauch noch am Morgen, als sie wieder dem Rasenplatz zueilten, zwischen den Bäumen emporwirbelte. Nachdem ein reichliches Frühstück aufgetragen worden war, begann der Tanz von Neuem, theils auf dem Rasenplatz, theils im Tu-el, in den andere Opferthiere, Gaben von Freunden, gelassen und auf dieselbe Weise wie am Tag zuvor angegriffen wurden. Der Mantel mit dem Leichnam wurde nun aus dem Tempel gebracht, und in einer Richtung von Osten nach Westen vor den barrikadirten Eingang des Tu-els auf den Boden gelegt. Die männlichen Verwandten versammelten sich um ihn und der Aelteste von ihnen, ein alter Mann mit weißem Haar, bückte sich nun, indem er den Kopf mit seinem Mantel verhüllte, in dem kleinen Raum der zwischen dem Leichnam und der Wand des Tu-el blieb, mit der Stirn bis zur Erde. Hierauf lockerte er mit einem Stock (dem Stab des Verstorbenen), um den ein Stück von einem abgelegten Kleid eines Polsaal gebunden war, den Boden etwas auf, nahm dann etwas von der Erde auf die flache Hand und streute sie, nachdem er zuvor seine Beistände um ihre Einwilligung befragt hatte, dreimal nach Westen und dreimal nach Osten aus; die zuerst ausgestreute Erde fiel innerhalb des Tu-el nieder, und die zweite auf den Leichnam. Nachdem der Greis wieder aufgestanden war, gab er den Stock einem Andern, der dieselbe Ceremonie wiederholte, und so kam die Reihe an alle Verwandte des Verstorbenen, mit Einschluß zweier Knaben, seiner Enkel. Die übrigen Anwesenden standen dem Eingang des Tu-el gegenüber, und richteten an die Büffel als „Dii animales" die Bitte, ihnen ihre Vermittlung angedeihen zu lassen, daß Segen auf ihnen, ihren Weibern, Kindern und Heerden ruhen, daß Krankheit und Mißgeschick fern von ihnen bleiben, und daß ihr Fuß nicht vom Dorn, ihr Haupt nicht vom stürzenden Felsen verletzt werden möge. Eine junge Kuh wurde nun an einem der vier Pfähle, die nicht weit von einander eingerammt waren, gebunden, der Opferpriester legte zuerst die Hände auf sie und erschlug sie dann. Der Mantel mit dem Leichnam ward indeß herbeigebracht, und nachdem er mit dem Blut, das aus den Nüstern des Opfers träufelte, bespritzt worden war, setzten die weiblichen Anverwandten und ihre Freundinnen sich um ihn her, erneuten ihre Klagen und vergossen eine Fluth von Thränen. Unter diesen Weibern befanden sich zwei sehr alte mit Silberlocken, die eine die Frau, die andere die Schwester des Verstorbenen. Sie konnten vor Altersschwäche nicht mehr gehen, und waren von ihren Söhnen, von ihrer Heimath aus bis hierher, auf den Schultern getragen worden. Das allgemeine Opfer nahm jetzt seinen Anfang; sieben oder acht der Büffel wurden auf die nämliche Weise wie am Tag vorher ergriffen, mit Gewalt dem Leichnam so nahe gebracht, daß der letzte Athem der sterbenden Thiere ihn berührte und nun wurden sie durch einen Schlag hinter die Hörner mit einer kleinen Holzart getödtet. Das wüthende Thier stürzte auf den ersten Streich, und wurde nun dem Mantel mit dem Leichnam noch näher gebracht, so daß Maul und Nüstern auf ihm lagen. Einige der größern Büffel ergaben sich indeß nicht so geduldig in ihr Schicksal; sie tobten vielmehr auf dem Grasplatz umher, stürzten sich unter die Menge und drohten ihren Gegnern Verderben. Die Gesetze der Ehre verboten es den Uebrigen, der kleinen Anzahl, die es unternommen hatte jedes Thiers sich zu bemeistern, zu Hülfe zu kommen, und so schien der Ausgang unentschieden; allein die Büffel hatten gegen kraftvolle Männer zu kämpfen, deren Muth und Stärke nicht zu überwinden waren. Die Opfer wurden sämmtlich geschlachtet, und ihre Zahl belief sich, die junge Kuh ungerechnet, auf 19. Es waren lauter Büffelkühe, deren einer ihr schönes Kalb gefolgt war, das gleichfalls getödtet und mit dem Maule an das Euter seiner Mutter gelegt wurde.

Die ganze Szene bot jetzt ein höchst interessantes Schauspiel: Der wilde Tanz war in einiger Entfernung von mehrern der Anwesenden fortgesetzt worden; die Keulenträger jauchzten so oft ein neues Opfer herbeigebracht wurde; im Mittelpunkt lag der Leichnam, an dessen Seiten die beiden silberhaarigen Matronen still weinten; um diese herum die geschlachteten Thiere, und zwischen diesen die Gruppen der Leidtragenden von jungen und alten Männern und Frauen, paarweis Gesicht gegen Gesicht gekehrt, beisammen sitzend, so daß ihre traurig herabhängenden Häupter sich mit der Stirn berührten. Das Ganze vereinigte sich in einem einzigen allgemeinen Klagegeschrei, durch das man, je nachdem es stärker oder schwächer wurde, die Pfeife in eintöniger, feierlicher Weise hörte. Andere von der Versammlung gesellten sich den Leidtragenden zu und theilten ihren Schmerz. Die Ceremonie des Fußgebens war bei dieser Gelegenheit besonders merkwürdig: Zu einer Frau die allein saß und weinte, ging ein Mann, wiederholte das: „Hey hey ze zha!" oder das Klaggeschrei, und indem er erst den einen, dann den andern Fuß ausstreckte, bückte sich die Frau nieder, um ihn mit der Stirn zu berühren. War eine Frau der kommende Theil, so bückte sie sich, der Mann stand auf und dieselbe Ceremonie ging vor sich; dann setzten beide sich gegeneinander über, berührten sich mit der Stirn, und legten auch wohl zuweilen die Arme einander auf die Schultern. Dieß dauerte so bei zwei Stunden fort, worauf dann die Leidtragenden sich nach und nach zurückzogen, und nur die um den Leichnam Versammelten noch blieben. Ein kleiner bemalter Bogen, drei befiederte Pfeile mit eisernen Spitzen, und der Stab des Verstorbenen wurden nun auf den Mantel gelegt, einige Hände voll gerösteten Korn und roher Zucker zwischen die Falten gestreut, und dann der Leichnam nach einigen Verbeugungen in den Tempel zurückgebracht. Hierauf wurde der Versammlung eine Mahlzeit aufgetragen, und ein Haufe Cobalars, der bis jetzt ehrerbietig in der Ferne geblieben war, schlich sich nun zu den geschlachteten Thieren, und untersuchte die Güte des Fleisches und der Felle, die sie durch Kauf an sich zu bringen gedachten.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 135. 14 Mai 1832.

Die Philosophie und die Philosophen in Frankreich unter der Restauration.

Aus Lerminiers*) Briefen an einen Berliner.

1. Royer Collard.

Die Philosophie der Restauration hat ihren vollendetsten und richtigsten Ausdruck in einem Manne gefunden, der mit Recht die Achtung Aller genießt: Royer Collard. Ich ergreife die Gelegenheit, von ihm zu sprechen, um so lieber, als ich Vieles zum Lobe seiner ehrenwerthen Gesinnungen und seines Talentes zu sagen haben werde. Wenn ein Deutscher die Wichtigkeit, die dieser ausgezeichnete Philosoph für die neuere französische Philosophie hatte, richtig würdigen will, so muß er vor allen Dingen sich seiner deutschen Vorstellungen von einem Gelehrten entschlagen. Sonst würde er mich gleich vorn herein nach den Werken Royer Collard's fragen, den er sich, wie seine Fichte, Schelling und Hegel, als einen Schriftsteller denken würde, der Vieles geschrieben, und seinen großen Ruf auf eine Reihenfolge von Schriften begründet habe. Dem ist nicht also. Royer Collard hat wenig geschrieben, und nur wenige mündliche Vorträge gehalten. Wir besitzen von ihm bis jetzt Nichts als einen Vortrag, den er im Jahre 1813 hielt, und der einen kurzen Abriß seines philosophischen Lehrgebäudes gibt; außerdem einige Bruchstücke, die Herr Jouffroy mit dem unermüdlichsten und bescheidensten Fleiße gesammelt hat. Ein Deutscher wird noch mehr erstaunen, wenn ich ihm sage, daß die Lehrvorträge Royer Collard's nur zwei Jahre dauerten, und sich nur mit einer Frage, der Wahrnehmung der äußern Objekte, befaßten, und noch dazu nur nach dem Systeme Reid's und der schottischen Schule.

Möge man hieraus nicht Anlaß nehmen, uns Schuld zu geben, daß wir mit allzu vorschneller Hand unsre Männer auf den Schild erheben; Royer Collard's Ruf als Metaphysiker ist nicht angemaßtes Verdienst. Doch Dieß bedarf einer nähern Beleuchtung. Als dieser Philosoph im Jahre 1811 eine kleine Reaktion gegen die Schule Condillacs begann, wurde er kaum noch bemerkt; es war der Augenblik, wo Napoleon und Frankreich ihr gemeinschaftliches Glück durch gemeinschaftliches Unglück büßten. Im Jahre 1814 trat Royer Collard vom Lehrstuhle in die politische Laufbahn über. Die Zöglinge der Normalschule, die sich seiner besondern Begünstigung zu erfreuen hatten, sprachen dankbar von seinem Unterrichte, und ließen ihn als den ersten Grundpfeiler einer neuen Reform in der Philosophie betrachten; sie wetteiferten mit einander, ihn in der öffentlichen Meinung als tiefen Denker und Mann von Bedeutung hervorzuheben. Uebrigens trug Royer Collard selbst nicht wenig dazu bei, seinen Ruf als Metaphysiker durch den Namen, den er sich als Politiker erwarb, in ein helleres Licht zu setzen; die politische Notabilität stellte den Metaphysiker in eine majestätische und günstige Entfernung. Der Redner in der Deputirtenkammer trug zur Vergrößerung des Philosophen bei.

Bei allem Dem muß ich zugeben, daß die philosophische Laufbahn Royer Collard's auf die Einführung einer Theorie Reid's beschränkt blieb; aber diese Einführung geschah auch gerade im günstigen Augenblicke, und in einem ausgezeichneten Style: man lese seinen im Jahre 1813 gehaltenen Vortrag, und die wenigen ihn begleitenden Fragmente, und man wird darin eine philosophische, edle und würdige Haltung der Diktion, eine Wendung des Ausdruckes finden, die etwas Gebieterisches hat; obgleich man aber auch schon den Keim jener Fehler darin entdeckt, die Royer Collard später in die politischen Diskussionen übertrug, ich meine eine mehr scheinbare als wirkliche Präcision, die mehr in den Worten, als in den Gedanken liegt, etwas Gesuchtes und Kälte, Gezwungenheit und Trockenheit. Dennoch überwiegen in Royer Collard die wirklichen Vorzüge die Unvollkommenheiten, und man erkennt, daß er ein ausgezeichneter philosophischer Schriftsteller geworden seyn würde, wenn er jung zu schreiben angefangen, oder vielmehr, wenn er später dazu Zeit hätte finden können.

Offenbar hatte Royer Collard auf dem Felde der Philosophie keine Ahnung von der neuen Laufbahn, die sich unserm Jahrhunderte eröffnete; nicht einmal in nur oberflächlichen Umrissen deutete er an, arbeitete er vor. Allerdings ist auch die von ihm behandelte Frage von Wichtigkeit, und ich wiederhole mit ihm die Worte, die seinen Vortrag von 1813 schließen: „Es ist ein Faktum, daß die öffentliche und individuelle Moral, die Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft und das Glück der Einzelnen bei dem Streite der wah-

*) Lerminier ist bekanntlich seit ungefähr einem Jahre — wo er sich von den Saintsimonisten lossagte — Professor der Rechtsphilosophie am Collège de France; ein junger Mann, der mit weit mehr Geist als Cousin auch ein weit gründlicheres Wissen als jener verbindet, und dem es vielleicht gelingt, in dieser Beziehung zwischen deutschen und französischen Forschungen ein weit lebendigeres Wechselverhältniß zu begründen, als es Cousin durch seine leblose Uebersetzungsweise je vermochte. A. d. R.

Digitized by Google

ren und falschen Philosophie über die Realität der Erkenntniß betheiligt sind. Wenn man das Wesen der Dinge zum Problem macht, welche Kraft wird den Banden bleiben, durch die sie verknüpft sind? Der Mensch läßt sich nicht theilen; man kann dem Skeptizismus nicht einen Theil überlassen; sobald er in den Geist eingedrungen ist, bemächtigt er sich seiner ganz und gar." Ich gebe es zu, aber man siegt auch nicht über den Skeptizismus durch kleine Erläuterungen eines isolirten Problems, nicht durch einen Gedanken, der sich kümmerlich von einem Tag auf den andern fortfristet, ohne Einheit, ohne System, ohne Zukunft. Wenn der Skeptizismus sich des ganzen Geistes bemächtigt, so muß er auch kraftvoll und überall, und unter allen Gestalten bekämpft werden; in Bestimmung des Menschen, sozialen Einrichtungen, Revolutionen der Völker. Der Mensch läßt sich nicht theilen, ich stimme bei; aber man wird seiner auch nicht Meister, wenn man sich nicht ganz seiner, in Seele, Verstand und Einbildungskraft, bemächtigt.

(Fortsetzung folgt.)

Der kanadische Ansiedler.

(Fortsetzung.)

Alles ging vortrefflich von Statten, und ich suchte nun für das Boot eine sichere Bucht aus, wo es gegen die Wogenstöße von Norden her sicher lag. Bald fand ich es von großem Nutzen für mich; ich bediente mich seiner, um einen Nachbar zu besuchen, von dem ich einige Bretter mit nach Hause nahm, aus denen ich über meinem kleinen Hause noch einen Speicher errichtete, dessen Fugen ich mit langen Streifen von Cederrinden, die ich von den Bäumen schälte, verkleidete. Hiebei hatte ich die Absicht, die Winterkälte von Oben herab von meinen Wohnstuben abzuhalten. In diesem Speicher stellte ich mein meistes Hausgeräthe auf. Aus einem Stück Buchenholz zimmerte ich mir einen ziemlich bequemen Stuhl und trieb den Luxus so weit, daß ich den Versuch machte, ihn zu polstern; doch hiezu verging mir die Lust wieder. Zwei oder drei Bretter bildeten meinen Tisch und eine Bank. Ein paar hölzerne Zapfen dienten mir, mein Gewehr daran aufzuhängen, und als die Abende länger wurden, sah ich beim Scheine eines tüchtigen Feuers schon mit größerer Zufriedenheit in meiner Behausung umher. Gewöhnlich stand ich Morgens um halb vier Uhr auf; rückte mein Feuer zusammen, und nahm mein Frühstück, da ich es für ein gutes Verwahrungsmittel gegen das Fieber hielt, vor dem Ausgehen Etwas zu sich genommen zu haben. Die Morgen waren nun, gegen die Mitte und letzte Hälfte des Septembers von starken Reifen und Fröſten begleitet, obgleich es den Mittag über sehr heiß wurde. Da ich es meiner Gesundheit sehr zuträglich hielt, die ganze Nacht das Feuer zu unterhalten, aber auch der Mühe überhoben seyn wollte, all mein Brennholz auf den Schultern nach Hause zu tragen, so fing ich eines Tages an, zwölf oder vierzehn schöne Buchen oder Ahornbäume zu schlagen, sägte sie in zwölf Fuß lange Blöcke, borgte mir ein paar Ochsen, und führte das Holz vor meine Thüre. Es war das erste Mal in meinem Leben, daß ich mit einem solchen Gespann fuhr, und hatte daher mit ihm meine liebe Noth. Mein Vorgänger, der Franzose, hatte an einigen gelichteten Stellen und zwischen den Baumstränken Kartoffeln und Kürbisse gepflanzt, die ich nun einheimst'te. Die Kartoffeln brachte ich in einen kleinen Keller, den ich unter meiner Wohnung gegraben hatte. Da die Zeit gekommen war, wo das hohe Gras weggewelkt war, sah ich den Boden von Kürbissen, wie den Garten der Hesperiden mit goldenen Aepfeln bedeckt. Wegen der Mühe, die ich hatte sie an Ort und Stelle zu schaffen, brachte ich mit dem Einsammeln derselben mehrere Tage zu.

Um diese Zeit vermehrte ich meinen Hausstand mit einem jungen Hunde, den mir ein Nachbar geschenkt hatte; ein Schwein und eine Katze besaß ich schon, und da oft wohl vierzehn Tage vergingen, bis mich Jemand in meiner Einsiedelei besuchte, so wurden wir bald unzertrennliche Gefährten. Wenn ich ausging, folgte mir meine ganze Hausgenossenschaft; das Schwein suchte Eicheln, der Hund und die Katze spielten im Walde; ich selbst legte zuweilen die Holzart beiseite und rief einem meiner Unterthanen zu einer besondern Unterhaltung; wobei das Schwein den übrigen Nichts an Folgsamkeit nachgab. Das Maisfeld meines Nachbars hatte viel durch die nächtlichen Besuche eines Bären auszustehen, der darin große Verheerung anrichtete. Mehrere Nächte lauerten wir ihm vergebens auf; endlich aber entledigten wir uns durch einige Kugeln der Besuche dieses ungebetenen Gastes. Das Wetter wurde nun gegen Ende Oktobers und Anfang Novembers herrlich. Es trat der sogenannte „indianische Sommer" ein. Die Luft ist duftig, und hat eine gleich mäßige milde Wärme. Nur selten fällt den Tag über Regen; aber erfrischende Güsse treten häufig die Nacht über ein, und bei Aufgang der Sonne scheinen die herbstlichen Farben des schon zu fallen bereiten Laubes wie von der Frische des Frühlings angehaucht. Die amerikanischen Wälder zeigen sich in ihrer eigentlichen Pracht im Herbste; die goldene Farbe des einen Laubes glänzt um so heller auf dem noch dunkelgrünen Grunde eines andern, das braune zackige Buchenlaub wird durch die Cedernbüsche gehoben, während Alles von den brennendrothen Blättern einer Ahorngattung überleuchtet wird. Diese Farbenmischung des verschiedenen Laubes, die altersmorschen Bäume, die ihrem Falle sich zuneigen, daneben die Pinien und andere immer grüne Bäume geben einem Spaziergange durch die Wälder um diese Zeit einen unbeschreiblichen Reiz der Abwechslung.

Nachdem ich alle meine Kartoffeln und Kürbisse unter Dach gebracht, und die Ritzen meines Hauses mit einem dichten Lehm sorgfältig verkittet hatte, erwartete ich, mit einem guten Vorrath Brennholz vor der Thüre, die Annäherung des Winters, ohne allzu besondere Furcht vor seiner Strenge. Ich war im Besitze mehrerer trefflicher Bücher und nach achtstündiger Arbeit, wie ich denn sehr emsig darüber her war, für den kommenden Frühling ein Stück Landes vor meinem Hause zu einem Garten umzuschaffen, und einzuhägen, konnte ich mich an ein lustiges Feuer setzen und bei dem Scheine einer von mir selbst verfertigten Lampe, mich nach andern Himmelsstrichen wegträumen oder zu meinem eigenen Erstaunen wahrnehmen, wie bald ich mich an diese neue Lebensart und Veränderung der Sitten gewöhnt hatte. Da ich in so einsiedlerischer Weise dahin lebte, war es unvermeidlich, daß ich nicht zuweilen von jenem, vielleicht dem Waldleben besonders eigenthümlichen Uebel, der Melancholie, befallen wurde; aber irgend eine Beschäftigung,

Digitized by Google

die ich auf nöthigen Bedarf, oder zur Verschönerung meines Aufenthaltes verwendete, verscheuchte stets alle Wolken aus meinem Gemüthe. Eines Abends saß ich einsam in meiner Stube, und dachte eben wieder über eins und das andere Luftschloß nach, das ich in meiner Jugend in die Zukunft hinein gebaut hatte, wobei ich nicht umhin konnte, über so manche zu Wasser gewordene Hoffnung zu seufzen, während eine Spieldose — ein Vergnügen, das ich mir nur Sonnabends erlaubte — die Arie: „Dieß Bildniß ist bezaubernd schön" aufspielte, als ich an meine Thüre pochen hörte. „Herein" rief ich, die Thüre öffnete sich, aber Niemand ließ sich blicken. Ich stand auf und sah zwei Gestalten in Tücher gehüllt, außen stehen. „Ontaske niche" — Kommt herein, Indianer — sagte ich; als eine der beiden Fremden in ein lautes Gelächter ausbrach, und ich die indianische Frau meines Nachbars erkannte, die noch eine Indianerin, die Schwester eines ihrer Freunde, bei sich hatte. Ein solcher Besuch gab meiner einsamen Haushaltung ein ganz neues Leben. Die jüngere Indianerin, die seit ihrem Eintritte aufmerksam dem Spiel der Dose zugehorcht hatte, schlich sich immer näher und näher, bis sie endlich rasch ihre Hand darauf legte, als wollte sie einen Schmetterling erhaschen. Es traf sich, daß die kleine Maschine gerade abgelaufen war, so daß sich die Indianerin einbildete, sie habe es erdrückt, worüber sie ein tiefes Ach ausstieß, und mich erschrocken anblickte. Als sie aber sah, daß ich lachte, schöpfte sie wieder Muth und lachte auch. (Schluß folgt.)

Fortschritte Aegyptens in Civilisation, Künsten und Wissenschaften. *)

Herr Jomard gibt in einer für die neue Geographie, welche Herr Adrian Balbi herausgeben wird, bestimmten Notiz folgende Zusammenstellung aller Verbesserungen und neuen Einrichtungen, die Aegypten seinem Vizekönige Mohammed Aly verdankt.

Es stellt sich uns gegenwärtig, sagt er, eine Art moralischen Phänomens von sehr überraschender Natur dar, das jedoch fast gänzlich unbeachtet geblieben ist. Die Binde des Fanatismus und der Unwissenheit löst sich nach und nach von den Augen der Orientalen; seit fünf Jahren suchen sie in Frankreich Aufklärung, und wenn man die jungen Aegyptier, die nach Paris und andern Städten des Landes gekommen sind, um sich zu unterrichten, so wie sie jetzt sind, mit Dem vergleicht, was sie bei ihrer Ankunft waren, so muß man über die gemachten Fortschritte erstaunen. Nicht minder überraschend ist die ganz besondere Anstelligkeit, die viele unter ihnen nicht nur für europäische Künste, für Industrie und die der Gesellschaft nützlichen Kenntnisse, sondern auch für moderne Civilisation zeigen, und wie leicht sie sich die Sitten und Gebräuche des gesellschaftlichen Lebens in Europa, die doch von denen der Orientalen so sehr verschieden sind, zu eigen machen.

Bevor man eine Uebersicht des Resultats der Bemühungen gibt, die man anwendete, um die neunzig jungen Aegyptier, die seit dem Jahre 1826 nach Frankreich gekommen sind, wissenschaftlich zu bilden, wird es zweckmäßig seyn, einen Ueberblick des gegenwärtigen Zustandes der Dinge in Aegypten voranszuschicken, durch den man in den Stand gesetzt werden dürfte, diesen jungen Leuten eine günstigere Zukunft versprechen zu können, als Dieß die von vielen Seiten her erhobenen Einwürfe gegen die Nützlichkeit dieses philanthropischen Unternehmens gethan haben. Hätte Aegypten nicht selbst die Bahn der Civilisation betreten, so könnte man wohl fürchten, daß die in Europa versuchten Schritte erfolglos bleiben dürften, und dann müßte man darauf hinarbeiten, daß die jungen Adepten bei ihrer Rückkehr ins Vaterland Hülfsmittel zu ihrer fernern Ausbildung vorfanden, und so zu sagen in eine wissenschaftliche Atmosphäre gebracht wurden; allein glücklicher Weise waren die durch die französische Expedition auf jenem fruchtbaren Boden ausgestreuten Keime noch nicht erstickt, und die Traditionen aus jenen Tagen haben sich noch lebendig erhalten. Von der Ueberzeugung ausgehend, daß man, um ein Land zu civilisiren, bei der Erziehung anfangen müsse, hat der Vizekönig mehrere mathematische und medicinische Schulen errichtet. Nur ein überlegener Geist konnte den Gedanken an solche, dem Boden Aegyptens und der Gestaltung, die dieses Land seit Selims Eroberung erhalten hatte, so fremdartige Schöpfungen fassen. Man muß wissen, daß Mohammed Aly anfänglich nicht nur die Zöglinge seiner Schulen, sondern auch deren Familien erhielt. Aus der ersten dieser Schulen, unter dem Namen Case-el-Ain (Name eines Gebäudes zwischen Kairo und dem Nil) bekannt, sind die meisten der im Jahre 1826 nach Frankreich geschickten jungen Leute hervorgegangen, die, in Wahrheit nur wenig vorbereitet, in einem für die erste Bildung schon zu sehr vorgerückten Alter, und, wie man zu sagen pflegt, kaum aus dem Gröbsten heraus waren. Wenn die meisten von ihnen jetzt vollkommen ausgebildet ihr Vaterland wieder betreten, so werden sie eine Unterweisungsmethode und Mittel dorthin verpflanzen, von denen sich die besten Resultate erwarten lassen.

Die medizinische Schule, mit einem der größten Hospitäler verbunden, die es gibt, macht besonders hinsichtlich chirurgischer Operationen die herrlichsten Fortschritte. Sie zählt mehr als dreihundert Zöglinge, und unter diesen eine bedeutende Anzahl, die sich in theoretischer und praktischer Anwendung ihrer Wissenschaft auszeichnet. Diese beiden mit einander verbundenen Anstalten befinden sich zu Abusabel, zwölf Meilen nördlich von Kairo, und stehen unter der Leitung des geschickten französischen Arztes Dr. Clot. (S. Ausl. Nr. 88 d. J.)

Eine große Centralschule für den Unterricht in den vorzüglichsten wissenschaftlichen und industriellen Kenntnissen und deren praktischer Anwendung ist jetzt im Werke. Dieser großartige Entwurf umfaßt den Plan zu einer polytechnischen Schule, nebst den verschiedenen Abtheilungen zu Anwendung des Gelernten, theils für den öffentlichen Dienst und die öffentlichen Arbeiten, theils für Chemie, Oekonomie, Mechanik, und sogar für Handel und Ackerbau. Obgleich Aegypten für ein so umfassendes Unternehmen noch nicht reif genug ist, so werden mehrere Zöglinge der französisch-ägyptischen Schule in wenigen Jahren ausgebildet genug seyn, um dem Unterrichte in zwölf bis fünfzehn Zweigen der Wissenschaften vorstehen zu können. Was die Kosten betrifft, so dürften diese einen Fürsten nicht abschrecken, der schon so viel für den Unterricht, für Kanäle und Industrie verwendet hat, und der die großen Schulen in Aegypten und Frankreich so großmüthig unterhält. Wie bekannt hat er auch die Buchdruckerei, Dampfmaschinen und Schiffe, die Gasbeleuchtung und viele, selbst der Hälfte von Europa noch unbekannte, Verbesserungen eingeführt. Man sage nicht, daß solche Veränderungen unzeitig sind, daß Alles mit ihm zu Grunde gehen wird, und daß nur ein Thor solchen Chimären von Verbesserung sich hingeben oder gegen die Unwissenheit und den Fanatismus des Landes kämpfen könne. Um seine Plane ins Werk zu setzen, mußte er Geist und Augen seiner Unterthanen durch die Wunder europäischer Künste überraschen, Kanäle eröffnen, Straßen anlegen, den Boden anbauen und seine Erzeugnisse vermehren, mit allen benachbarten Ländern Verbindungen anknüpfen, ein mächtiges Heer bilden, seine Gränzen zu Land und Meer befestigen, mit Hülfe der Industrie die Stoffe entwickeln, die das Thal des Nils in so reichem Maße bietet, und endlich die fanatische Opposition der Ulemahs und den Widerstand der Osmanlis und aller Parteien entkräften. Dieß Alles und noch mehr hat er bereits ausgeführt.

Wenn auch das Monopol, das man tadelt, einen Schatten auf seine Verwaltung wirft, so muß man dagegen bedenken, daß eben diese Verordnung, die man als tyrannisch und den Interessen des Handels und des Ackerbaues zuwider ansieht, ihm die Mittel gab, so kostspielige Unternehmungen auszuführen; wenn sein von mächtigen Hülfsmitteln unterstütztes Heer Arabien, das obere Nubien und die angränzenden libyschen Länder unterwarf, und er von hier aus den Einfluß barbarischer Nomadenstämme, die seit undenklichen Zeiten jeder Kultur und Civilisation entgegen waren, vernichtete; wenn er, sey es auch durch bedrückende Maßregeln, seinen Zweck erreicht, Aegypten selbst bei dem mächtigen Europa und seinen zahlreichen Feinden Achtung zu verschaffen, die öffentlichen Einkünfte auf

*) Als Fortsetzung der in Nr. 250 des Auslands vom vor- und in Nr. 88 von diesem Jahre mitgetheilten Berichte.

Digitized by Google

das Dreifache zu steigern und das Land durch Kultur blühend zu machen: so wird die Nachwelt entscheiden, ob er auf andere Weise zum Ziele kommen konnte und ob er unter Peter dem Großen stehe. Selbst jetzt schon läßt sich die Frage entscheiden, ob Aegypten sein Aufblühen um diesen Preis zu theuer erkaufte, und ob Frankreich und das übrige Europa die Vortheile, welche die gegenwärtige Lage der Dinge in Afrika ihnen verspricht, dadurch bloßstellen dürfen, daß sie dem begonnenen Aufschwunge hemmend in den Weg treten oder ihn nicht mit Kraft und Eifer unterstützen.

Folgendes ist eine gedrängte aus authentischen bis jetzt noch wenig bekannten Aktenstücken geschöpfter Ueberblick der seit den letzten Jahren ins Leben getretenen Verbesserungen: Die Umgestaltung einfacher, materieller Sitten und Gebräuche wird häufig als unwichtig angesehen; allein nur zu oft zeigt eine solche Vernachlässigung sich dem denkenden Beobachter als sehr bedeutend; eine Wahrheit, die sich besonders im Orient bewährt. Wenn zum Beispiel, was man die orientalische Tracht nennt, wenn Pfeife, Bart und Turban ihren Kredit verlieren, so müßte man eine vollständige moralische Revolution eingetreten glauben, und diese Umwandlung sieht man jetzt in Aegypten besonders an der Armee, und Niemand nimmt mehr ein Aergerniß daran, selbst Jene nicht, die sie nicht billigen. Die übermäßige Weite der Kleidungsstücke hat bedeutend abgenommen; man begnügt sich, den Kopf mit dem Tarbusch (der Plattmütze) zu bedecken, und Viele, selbst Nichtmilitärs, unterwerfen das Kinn dem Scheermesser. Die Provinzen sind in Departements, Bezirke und Unterbezirke abgetheilt, Provinzialversammlungen errichtet worden. Eine Centralversammlung, oder ein allgemeiner Divan, aus Deputirten aller Provinzen, mehr als 180 an der Zahl, bestehend, unter denen sich 50 bei der gegenwärtigen Regierung angestellte Civil- und Militärbeamte befinden, ist in der Hauptstadt zusammengetreten. Im August 1829 kam dieser Divan zu Kaser-el-Ain im Palast Ibrahim-Pascha's und in seiner Gegenwart zum ersten Male zusammen; die innern Angelegenheiten Aegyptens wurden berathen. Diese Versammlung bestand: 1) aus Ministern, Ulemahs, den Direktoren der verschiedenen Fabriken und einigen ausgezeichneten Beamten, 58 an der Zahl, unter denen sich auch Abbas-Pascha, Enkel des Vizekönigs, Achmed-Pascha, Sohn des Taher-Pascha, und Mohammed-Bei, Schwiegersohn des Vizekönigs, als Mitglieder des Divans, ohne ein sonstiges Vorrecht, befanden; 2) aus den Mamurs (Präfekten und Unterpräfekten), ehemals Nasrs und Caschefs oder Gouverneurs, 28 an der Zahl; und 3) aus 95 Scheiks-el-Beled oder Häuptlingen der Dörfer in der Eigenschaft von Deputirten der Departemente.

Ibrahim hat bekannt gemacht, daß sein Vater, um die Civilverwaltung und Rechtspflege zu ordnen, entschlossen sey, sich vom Zustande der Provinzen zu unterrichten, und daß er zu diesem Ende die Gouverneurs der Provinzen und die Angesehensten unter den Scheiks-el-Beled berufen habe, um sich mit ihnen zu berathen, ihre Meinung zu hören, und dann sogleich zu den Maßregeln zu schreiten, die geeignet seyen, Aegypten glücklich zu machen. Der Vizekönig legt dieser Versammlung Geschäfte jeder Art vor; ihre Sitzungen sind öffentlich, und ohne eigentlich repräsentativ zu seyn, ist sie doch mehr als ein bloßer Rath. Jeder spricht, wenn ihn die Reihe trifft, freimüthig; dann werden die Stimmen gesammelt und die Mehrheit entscheidet. Man verhandelt hier über allgemeine Verwaltungsgegenstände, Auflagen, Gegenstände der Erhaltung und Anlagen von Kanälen und Dämmen. Man richtet Forderungen und Klagen an diese Versammlung, denen, wenn sie statthaft sind, Folge gegeben wird. Jede Provinz wird künftig ein Generalkonseil haben, aus dem Mamur und den Scheiks-el-Beled bestehend, und die Gegenstände, mit denen er sich zu beschäftigen hat, werden bestimmt werden. Jeder Scheik der Departements und von Alt-Kairo wird eine Auszeichnung erhalten. Ein neues Strafgesetz für solche Verbrecher, die mit Gefängniß, dem Tode oder der Zwangarbeit für immer oder auf Zeit bestraft werden, ist erlassen worden. Gouverneurs, Direktoren und Inspektoren bis auf den geringsten Beamten herab werden, wenn sie sich Erpressungen oder Bedrückungen zu Schulden kommen lassen, nachdem sie zuvor das widerrechtlich Erhobene oder Empfangene erstattet haben, eingekerkert. Veruntreuen sie öffentliche Gelder oder Güter, so büßen sie ein Jahr auf der Galeere zu Alexandrien. Falschmünzer oder Mörder kommen lebenslänglich oder eine dem Grade des Verbrechens angemessene längere oder kürzere Zeit, auf die Galeere. Kann der Ankläger die Schuld nicht binnen vierzehn Tagen erweisen, so setzt man den Beklagten gegen Kaution in Freiheit. Wird der letztere indeß nach Verlauf einiger Zeit abermals wegen des nämlichen Verbrechens vorgeladen, und zeigt es sich, daß er wirklich schuldig ist, so büßen Jene, die sich zu Kautionen herbeigelassen haben, mit einem Jahre Galeere. Dieses Gesetz ist in allen Provinzen bekannt gemacht und den Gouverneurs befohlen worden, es in Kraft zu setzen. Daher kommt es auch, daß die Todesstrafe selbst für Mörder und Falschmünzer abgeschafft ist; sie kann überdem nur vom allgemeinen Divan ausgesprochen werden, vor dem dem Angeklagten das Recht zusteht, sich zu vertheidigen. Man hat den Werth der durch die Wechsler, welche gewöhnlich Juden sind, herabgesetzten Münzen fest bestimmt. Viele dieser Wechsler sind überdem dafür, daß sie den Werth willkürlich erhöhten, bestraft und ein Münztarif ist erlassen worden. Vom Arsenal von Alexandrien ist ein statistisches Verzeichniß entworfen worden. Dieses Arsenal bestand schon seit mehrern Jahren, allein im Jahre 1829 wurde seine Einrichtung nach dem Muster der französischen geändert. Das neue Arsenal wurde unter Leitung des Herrn Cerisi, eines französischen Ingenieurs, gebaut. Die Zahl der dabei angestellten Arbeiter besteht aus 890 Zimmerleuten, 460 Handwerkern verschiedener Art, 95 Schmieden und 145 Seilern, im Ganzen 1697, die Aufseher eingerechnet. Alle Arbeiten sind den Regimentern zugetheilt, und man bezahlt in dieser Anstalt täglich 567 Angestellte, die Europäer mitbegriffen. Verbreitung zweckmäßiger Kulturarten ist befohlen worden. 1500 Gärtner aus Griechenland und andern Gegenden sind in Kairo und den Provinzen angestellt. Man schickt Waaren nach Sennaer, um Holz dagegen einzutauschen, das in Aegypten fehlt, und baut zur Nilschifffahrt geeignete Fahrzeuge. Der Palast des Vizekönigs zu Chubrah wird mit Gas beleuchtet. Die Natron- oder Mineralsoda-Bergwerke, die Salpeter- und Pulverfabriken und Seidenspinnmaschinen sind fortwährend in Thätigkeit. Die alte Verrechnungsweise ist abgeschafft und die doppelte Buchführung wird in ganz Aegypten eingeführt werden, sobald die Beamten mit derselben vertraut sind. Die Finanzstellen, die bisher mit Fremden besetzt waren, werden künftig Eingebornen, welches Glaubens sie auch seyn mögen, übertragen. Ein großes Gebäude, zur Registratur des öffentlichen Rechnungswesens bestimmt, ist in der Citadelle erbaut worden. Eine Verwaltungsschule besteht, in der die Präfekten und Unterpräfekten gebildet werden, ein Direktor, der Unterricht in der Provinzialverwaltung, und ein Scheik-el-Beled, der praktischen Ackerbau und die Agrikolae-Statistik der Provinzen lehrt, stehen dieser Anstalt vor. Aus der Buchdruckerei zu Bulag, einem Dorfe, das fast an Kairo stößt, sind schon eine Menge arabischer, türkischer und persischer Werke hervorgegangen. Man beschäftigt jetzt ägyptische Arbeiter daselbst, und 55 in ihr gedruckte Bände jeden Formats sind bereits nach Frankreich gekommen. Mehrere von diesen, über Literatur, Medizin, Kriegs- und andere Zweige der Kunst sind schon ins Französische übersetzt worden. Diese Druckerei ist eine Zeit lang von Don Raphael, der bereits bei der, zur Zeit der französischen Expedition gegründeten orientalischen Druckerei angestellt war, geleitet worden; sie ist gegenwärtig sehr beschäftigt, und ein Uebersetzer nebst einem Lithographen, beide in Paris gebildet, sollen noch angestellt werden. Bereits im Jahre 1816 war der Vorschlag gemacht worden, ein Journal von drei Spalten, französisch, türkisch und arabisch, in Aegypten erscheinen zu lassen, und schon zur Zeit der französischen Expedition hatte man außer dem für die Armee bestimmten „Courrier de l'Egypte" angefangen, den „Tanbieh" (Intelligenzblatt), ein Journal, das in arabischer und türkischer Sprache gedruckt wuede, herauszugeben. Endlich erschien im Jahre 1828 ein zu Bulag gedrucktes Jouenal in arabischer und türkischer Speache (die letztere ist die der Regierung), unter dem Titel: Begebenheiten in Aegypten. Eine Pyramide, ein Palmbaum und im Hintergrunde die aufgehende Sonne sind dem Titel beigedruckt; ein für die aufstehende Civilisation in Aegypten sehr passendes Sinnbild. Witterungsanzeigen und die Beobachtungen auf den astronomischen Thürmen, sammt der Stunde, in der sie gemacht wueden, werden in diesem Blatte regelmäßig geliefert; seit dem Jahre 1830 hat es ein größeres Format erhalten und liefert um die Hälfte mehr als früher, auch Nachrichten aus dem Auslande. Beilagen werden mit demselben ausgegeben, welche die Preise aller Waaren enthalten, die in Alexandrien und allen Staaten des Großherrn ankommen, Befehle und Entscheide, Hafenbewegungen, Dokumente über Ausführung öffentlicher Arbeiten, und Neuigkeiten des In- und Auslandes enthalten.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 136. 15 Mai 1832.

Die Philosophie und die Philosophen in Frankreich unter der Restauration.

1. Royer Collard.

(Fortsetzung.)

Auch in der politischen Philosophie Royer Collard's wird die Nichtigkeit seiner [illegible]physik sichtbar, obgleich sie für ihn weit höher stand und [illegible]entliche Grundlage seiner Berühmtheit bildete. Es kann [illegible]cht unsere Aufgabe seyn, die ministerielle oder parlamentarisch[illegible]aufbahn des vormaligen Präsidenten des öffentlichen Unterrichts mit prüfendem Auge zu überblicken; obgleich sie sicherlich durch eine Prüfung nur gewinnen würde. Royer Collard sprach und handelte nie anders, als aus Antrieb einer aufrichtigen Ueberzeugung; wir haben es hier aber nur mit Doktrinen und Prinzipien zu thun.

Ist es gegenwärtig schon möglich, die Restauration mit einiger Unparteilichkeit zu würdigen? Muß man nicht ein halbes Jahrhundert abwarten, um über diese Zeitspanne von fünfzehn Jahren ein Urtheil zu fällen? Nein, die Gerechtigkeit der Geschichte ist schneller, eine Beurtheilung leichter, insbesondere für uns, die unsre Jugend den Debatten dieser verflossenen Zeit ferne hielt. Während der Kämpfe von 1820, während der hochherzigen Verschwörungen von Rochelle und Bedfort beendigten wir unsre Studien; später waren wir nicht von wildem Hasse gegen die Legitimität und die Bourbonen entzündet; wir behielten gegen sie eine völlige Gleichgültigkeit, aber ein sehr wachsames Mißtrauen, entschlossen, ihre Werke abzuwarten, nur einem heiligen Dienste lebend — Frankreich; nur Ein Ziel im Auge — unsre Zukunft. Aber der grobe Verrath an dem Vaterlande, die kühnen Thorheiten, die begangen wurden, entrissen uns bald dieser etwas doktrinären Unparteilichkeit.

Als die Bourbonen wieder den Thron bestiegen, sprachen sie es aus, daß sie durch die Vorsehung zurückgeführt worden, während es doch nur durch unglückliches Schicksal geschehen war, durch furchtbare und verhängnißvolle Ereignisse, die dem Vaterlande den Herzstoß versetzten. Nie bestiegen Könige den Thron unter unheilvollern Vorzeichen. Allein, selbst nach der Schlacht bei Waterloo übte Frankreich die Billigkeit, die Bourbonen nur nach ihren Werken beurtheilen zu wollen, und da sie nun einmal unwiderstehlich über die Trümmer unseres Schiffbruchs hin zum Throne fortgestoßen schienen, wollte man es mit ihnen versuchen. Eine höchste Aufgabe lag zur Lösung vor. Wie sollte die alte Dynastie die Versöhnung zwischen dem Frankreich der Vergangenheit und dem andern lösen, das kein Alter hatte als fünfundzwanzig Jahre der Emanzipation und des Kampfes? Auf der einen Seite die Charte zu zerstören, auf der andern, sie sogar zu den Prinzipien der französischen Revolution zurück zu führen; Dieß war die zweifache Lösung, die man der Dynastie an die Hand bot.

Da geschah es, daß sich ein Mittelding, ein Zwitterwesen, eine Combination, eine Vermählung zwischen Freiheit und Legitimität zu bilden begann. Man ersann ein System der Vermittelung, das sich ausschließlich Unparteilichkeit und Vernunft nannte. Alle Meinungen wurden vor dieses Tribunal geladen, und mußten sich gescholten hören, wegen der vorwitzigen Anmaßung, ein Ganzes, Extremes und Folgerechtes seyn zu wollen; stets verwies man sie dann an die Weisheit des Elektizismus. Dieses Verfahren hatte mehrere Jahre lang allen Nutzen eines willkommenen Auskunftmittels. Frankreich zog den möglichsten Vortheil aus diesem Versuche zu einer Versöhnung; es zeigte sich zu diesem Auswege nicht nur bereitwillig, es stürzte sich darauf mit ungestümer Hast. So kam es, daß Royer Collard von sieben Wahlkollegien zu gleicher Zeit gewählt wurde; die Ehre war glänzend; allein vielleicht überschätzte sie doch Derjenige, dem sie zu Theil wurde, er hielt sich für den Repräsentanten der öffentlichen Meinung in Frankreich, während er doch nur ein Werkzeug derselben war. Es wäre daher ungerecht, wenn man verkennen wollte, daß Royer Collard's politische Philosophie einen Augenblick dem Lande nützlich gewesen, das instinktartig nach Allem griff, um aus den Wirren sich zu erlösen, in die es verstrickt war; allein demungeachtet müssen die innern Ursachen aufgesucht werden, die dieß System untergruben.

Durch die Revolution von 1789, die uns ein neues Staatsrecht schuf, wurde das Grundprinzip der staatsbürgerlichen Gesellschaft in Frankreich umgewandelt. Vorher war der König Alles in Allem, nachher war es die Nation. Unter der alten Ordnung der Dinge war sie so Eins und innig mit dem Könige verschmolzen, daß sie nur in seiner Person zu leben schien; im neuen Stadium des Staatslebens erschien der König als der einzige Repräsentant und Bevollmächtigte der Nation, die allein mit der Souveränetät bekleidet war. Diese fundamentale Umwälzung war die feierliche Erklärung, daß die Nation volljährig geworden und das Wesen des alten Königthums umgeschaffen habe. Napoleon hütete sich wohl,

Digitized by Google

ihr nicht beizupflichten. Das Haus der Bourbonen hingegen kehrte mit dem Entschlusse zurück, den Franzosen diese Errungenschaft zu bestreiten, und sie ihnen zu entreißen. Proklamiren, daß die Familie Bourbon nie aufgehört habe zu regieren, daß sie das Szepter wieder ergreife kraft ihres Rechtes, ihres Schwertes und der Gnade Gottes, eine Charte in der Art eines Reformationsediktes oktroyiren, sich als die einzige Quelle der Souveränetät betrachten; Dieß waren die Anmaßungen, die sie aus der Verbannung mit zurückbrachte, und die insgesammt in dem Worte Legitimität begriffen wurden — Anmaßungen, die an sich thöricht und ein offenbarer Beweis der Unwissenheit und des Schwindels waren, aber doch in der unüberwindlichen Angewöhnung des Stammes und Blutes gewissermaßen Entschuldigung finden konnten.

(Fortsezung folgt.)

Der kanadische Ansiedler.

(Schluß.)

Nach einigem Plaudern und Lachen, standen sie auf, um nach Hause zurückzukehren. Zufällig besaß ich ein kleines Geschmeide, das sehr viel gleich sah, im Grunde aber von geringem Werthe war; Dieß heftete ich mit aller mir möglichen Galanterie an die Brust der jüngeren Indianerin, die darüber sehr entzückt war, und mir mit vieler Herzlichkeit gute Nacht sagte. Während ihres Besuches hatte ich Zeit, die Gestalt und Kleidung der Indianerinnen genauer zu betrachten, und eine Beschreibung derselben möge hier eine Stelle finden, da alle indianischen Frauen ungefähr auf dieselbe Weise gekleidet gehen. Ein gefälteter blauer Rock reichte bis etwas über das Knie hinab, während eine Art hellrother Strümpfe das übrige Bein bis zum Knöchel bedeckte, aber den Fuß bloß ließ; der Oberleib war in eine Art blaue Jacke gekleidet, und ein seidenes Tuch kreuzte sich über der Brust; um ihren Hals hingen mehrere Schnüre Glasperlen, und in ihren Ohren trug sie große Ringe mit falschen Perlen. Der Kopf war unbedeckt, und das lange schwarze Haar hing über Gesicht und Schulter, ein weißes Tuch, das um ihn gewunden wurde, diente in der Stube als Shawl. Ihre Gesichtsfarbe war lichtbraun, ihre Augen voll Glanz, und ihre Zähne von blendender Weiße; wenn sie lächelte oder aufgeregt war, sprach sich in ihren Zügen große Gutmüthigkeit aus; im ruhigen Zustande versanken sie in jene an sich nicht unangenehme Apathie, die den Indianern eigenthümlich ist. Hände und Füße sind bei den indianischen Stämmen durchgängig klein und wohlgeformt.

Am 12 Dezember fiel der erste Schnee, und schon vor dem 25 war der See mit einer dicken Eisrinde bedeckt, unter der das gefangene Wasser murmelte. Die schwimmenden Eisschollen machen, bevor sie sich an einander festsetzen, ein Getöse, das sich in der Stille der Nacht furchtbar ausnimmt, und fünf bis sechs Meilen vom Ufer ins Land hinein gehört wird. Unter dem Eise vernimmt man fortwährend ein weithin kollerndes Krachen, das zwar ein Zeichen seiner Festigkeit ist, aber dem nicht damit vertrauten Wanderer eben nicht großes Vertrauen einflößen dürfte. Der Winter war nun in seiner ganzen Strenge gekommen; alles Wasser zu Eis gehärtet, und der Boden weit und breit mit Schnee bedeckt. Nur wenige Vögel, den sogenannten Schneevogel ausgenommen, belebten die Grabesstille der Gegend. Indeß blieben die Tage schön; die Sonne strahlte fortwährend in ungetrübter Klarheit; die Abende waren manchmal herrlich, und die Sonnenuntergänge von wunderbarer Pracht, während ein zartes Roth oder ein violetter Duft Vorbote strenger Kälte waren. Wenn der Mond aufging, gewährte sein, über unabsehbare Flächen ausgestreuter Silberglanz einen unbeschreiblich schönen Anblick, und zwischen den Sternen spielten nordwärts unaufhörlich prachtvolle Nordlichter. Der Mond und die Sterne strahlen in Amerika mit einem Glanze, von dem man sich in Europa kaum einen Begriff machen kann. Die Klarheit der Luft scheint mehr von ihrem Lichte der Erde zukommen zu lassen, und unähnlich ihrem unstäten Schimmer am Nachthimmel der Tropenländer, strahlen sie in Kanada nicht nur glänzender, sondern auch stätiger. In welcher Pracht leuchteten die Gestirne in mancher Nacht, wenn ich spät von einem nachbarlichen Besuche über den gefrornen See heimkehrte. Ungetrübt von den nebelichten Dämpfen Europa's scheinen sie von jugendlicherem Feuer zu glühen als dort, und neue Welten zu seyn, wie die, über die sie aufgehen. Obgleich das Thermometer in jenem Jahre weit tiefer als gewöhnlich sank, so machte die Reinheit der Luft und der ununterbrochene Sonnenschein die Kälte doch weit weniger empfindlich, als in England. Es gibt nur wenige Tage in dem kanadischen Winter, wenigstens in der Umgegend des Sees Simcoe, wo man nicht den ganzen Tag arbeiten kann. Ich fühlte nie das Bedürfniß, mich wärmer zu kleiden als in England. Nur muß man Sorge tragen, sich die Füße warm zu halten. Einen Theil des Winters brachte ich damit zu, Pfähle für mein Gehäge zu hauen. Man nimmt dazu gewöhnlich Cedern oder Niederholz und sucht einen gutgewachsenen Baum mit glatter Rinde aus, den man in zwölf Fuß lange Blöcke hackt, die dann mittelst Keil und Schlägel in Pfähle, so dick als eines Mannes Schenkel, gespalten werden. Anfangs fand ich diese Arbeit äußerst mühsam, und ich konnte den ganzen Tag nicht mehr als zwölf oder fünfzehn Pfähle herausspalten. Ich hatte ungeeignete Bäume gewählt, oder meine Keile zersprangen, oder ich beschädigte mir die Hand u. s. w. Allein ich ließ mich hiedurch nicht abschrecken, und durch Ausdauer brachte ich es zu einer Geschicklichkeit, daß ich wohl hundert Pfähle in weniger als acht Stunden schlug.

Endlich erschien der Frühling wieder, und begann die Strenge des Winters zu mildern, der Zuckerahorn zog Saft, und die Holztaube kehrte an die Ufer des See's zurück. Es war jetzt Zeit, an die Urbarmachung eines Stück Landes zu denken; ich dingte einen Franzosen, mir bei meiner Arbeit behülflich zu seyn, und wir legten Hand ans Werk. Die Bäume werden alle in gleicher Höhe mit der Brust geschlagen; die Handhabe der Art läßt es nicht zu, sie tiefer unten zu fällen. Die Aeste werden auf Haufen gelegt, und die Stämme im Verhältniß ihrer Größe in acht bis sechzehn Fuß lange Blöcke gehauen, um sie von Ochsen fortschaffen zu lassen. Ich versah mich mit Whisky und Schweinefleisch, und meine Nachbarn versammelten sich, um mir die Bäume zusammenrollen zu helfen. Am bestimmten Tage fanden sich gegen fünfundzwanzig Männer und fünf Joche Ochsen ein, die den stillen Wald mit dem Echo ihrer Arbeit erfüllten. Bevor der Tag sich neigte, waren sechs Morgen Landes geräumt und harrten nur des Feuers, um in

Digitized by Google

fruchtbares Feld umgeschaffen zu werden. Ein scharfer Nordost erhob sich, und vor Mitternacht hatte ich den schauerlich erhabenen Anblik eines Pandämoniums. Der Wind stieg bis zu einem Sturm; Ströme von Feuer wälzten sich über die Baumstrünke her, und bald gewährte das Krachen von dreißig oder vierzig lodernden Holzstößen ein furchtbares Schauspiel. Eine Wolke qualmenden Rauches hing ungeachtet des heftigen Windes über dieser Hölle. Ich zitterte für meine Wohnung und wachte die ganze Nacht. Am folgenden Tage hatten sich die Flammen ziemlich gelegt, und es wurde nun nöthig, die noch brennenden Blöcke zusammenzurollen, um ihre Einäscherung zu beschleunigen. Diese Arbeit ist durch eine fast unausstehliche Hitze und die damit verbundene Unsauberkeit nicht die angenehmste. Wenn endlich die Flammen erloschen sind, bedient man sich eines Joches Ochsen, um die noch nicht völlig verbrannten Klötze auf Haufen zu führen, und sie noch einmal in Brand zu stecken. Hiemit ist gewöhnlich diese Arbeit zu Ende. Nun begann ich mein Gehäge aufzurichten, und dingte einen Mann, um einen Theil des Feldes für die Aussaat von Sommerweizen umzupflügen.

Das Eis war nun gänzlich auf der Oberfläche des See's weggeschmolzen, und mildes Wetter eingetreten; mein Augenmerk richtete sich jetzt auf den Nutzen, den ich aus dem Fischfang ziehen konnte, und ich begann eine Reihe von Versuchen in dieser Kunst, in der ich die schon beschriebene Indianerin zur Lehrmeisterin hatte. Es wird daher genügen, eine unserer Fahrten zu schildern, um einen hinlänglichen Begriff von der Art und Weise zu geben, wie der Fischfang auf dem Simcoe betrieben wird. Ondosnok, „der herannahende Wind," ein sehr poetischer Name, hatte sich in ihrem schönen Kanoe aus Baumrinde zu mir gesellt, und um sieben Uhr Abends verließen wir die Bucht. Es war fast völlige Windstille, und die klare Fläche des See's spiegelte die moosgrünen Tamarinden, wie eine hellgeschliffene Stahlplatte wieder, lauter günstige Anzeichen für diese Art des Fischfanges. Als wir die kleine Bucht verließen, konnte ich nicht umhin, die Leichtigkeit des zierlichen Nachens zu bewundern, in dem wir fuhren, er konnte zehn oder zwölf Personen fassen, und eine einzige ihn ohne Mühe lenken. Im Vordertheile des Kanoes kniete die Squaw und ruderte, während in einem Winkel von 45° über dem Wasser am Boote ein Stück Holz befestigt war, das mit einem Spalt versehen, ein Stück brennender Birkenrinde trug, die von Zeit zu Zeit durch neue ersetzt wurde. Als wir an der zum Fischfange bestimmten Stelle angelangt waren, legte Ondosnok das Ruder beiseite, und ergriff den Speer, der aus einem leichten vierzehn bis fünfzehn Fuß langen Schaft, vorn mit einem Widerhaken versehen, bestand; dann beugte sie sich mit der größten Aufmerksamkeit über das Wasser hinaus, während ich den Kahn steuerte. Auf einmal fuhr der Speer, dessen Spitze mit dem leisesten Ruderschlag hin und her schwankte, ins Wasser, und kam bald darauf mit einem durchbohrten Fisch auf der Oberfläche zum Vorschein. Auf diese Weise erhielten wir, bevor es noch zehn Uhr war, sechs bis sieben große Fische. Diese Art des Fischfangs ist eben so unterhaltend als malerisch, das rothe Licht der Birkenrinde, das sich auf der glatten grünen Wasserfläche widerspiegelte, und das dunkle lebensvolle Gesicht der mit dem Speer bewaffneten Indianerin beleuchtete, gaben dieser nächtlichen Fahrt einen wunderbaren Reiz, während die Stille der Nacht nur durch das Geräusch des Speerwurfes im Wasser und durch das Geplätscher des durchbohrten Fisches, wenn man ihn aus dem Wasser zog, unterbrochen wurde. Ondosnok wollte durchaus auf einer kleinen öden Insel landen, wo sie ein Feuer anmachte, um sogleich von der gemachten Beute zu kosten. Ein amerikanischer Waldbewohner und eine indianische Squaw sind nie verlegen, wenn es gilt, schnell ein Feuer anzuzünden, und in weniger als einer halben Stunde war unser Fisch köstlich gebraten. Wir rissen ihn mit den Fingern in Stücke, verschlangen ihn in einem Augenblick, sprangen in den Nachen und fuhren nach unsern Hütten zurück.

Während des vergangenen Herbstes hatte ich ein kleines Stück Land als Garten eingezäunt, von meinen sechs Morgen umgerodeten Feld besäete ich einen mit Sommerweizen und zunächst vor dem Hause mit Gras, anderthalb Tagwerke mit indianischem Korn, wozu der Boden nicht gepflügt zu werden brauchte, und ungefähr einen Morgen mit Kartoffeln. Während Dieß Alles geschah, war der Sommer in seiner vollen Schönheit herangekommen; die Bäume hatten ihr Laub gewonnen, und in ihren Zweigen wimmelte es von Vögeln; Glühwürmer beleuchteten des Nachts die Wälder, während Legionen von Fröschen unausgesetzt ihre Nachtmusik machten.

Auch der überlästige Moskito stellte sich ein, wobei man nur eines Trostes sich erfreut, daß man die sichere Vernichtung des blutgierigen Quälgeistes in seiner Hand hat, wenn man sich von ihm beißen läßt, und: „Rache ist süß für Götter und Menschen." Als meine Aussaaten heranwuchsen, fühlte ich mehr und mehr Theilnahme für ihr Gedeihen; hatte ich sie doch mit eigenen Händen gesäet und mit väterlicher Sorgfalt gepflegt und herangezogen, so daß ich mich als ihren Schöpfer betrachten, und von ihnen, wie von dankbaren Kindern, eine sichere Vergeltung in der Zeit ihrer Reife erwarten durfte. Ich wurde in jedem Sinne des Worts ein kanadischer Landwirth, als ich durch unsre neu eingerichtete Post einen Brief erhielt, der mich nach Europa zurückrief. Mit einer Mischung von Freude und Schmerz machte ich mich nach Quebec auf den Weg. Man sagt, daß ein lang bewohntes Gefängniß dem Gefangenen lieb wird, wie sein Haus; was mich betrifft, so hätte ich im verflossenen Herbste schwerlich daran gedacht, daß ich jetzt von meinen treuen Hausgenossen und meinen neuen Anlagen nur mit Wehmuth Abschied nehmen würde.

Geschichte der Bank von England.

(Aus dem englischen Courier.)

Da der Zeitpunkt herannaht, wo die englische Bank ihre Privilegien von dem Parlamente erneuern lassen muß, so mögen folgende geschichtlichen Bemerkungen über diese wichtige Anstalt nicht ohne Interesse seyn:

Die englische Bank wurde im Jahre 1694 gegründet, wo sich die Aktionäre zu einer Gesellschaft bildeten. Die erste Charte, die ihr verliehen wurde, bestimmte, daß ihre Geschäfte von einem Gouverneur, einem Vizegouverneur und vierundzwanzig jährlich zu wählenden Direktoren geleitet werden sollen. Ihr erster Fonds belief sich auf 1,200,000 Pf. St. Um Stimmenrecht in den Wahlen und Angelegenheiten der Bank zu haben, mußte man eine Aktie von 500 Pf. St. (gegenwärtig von 1000) haben; kein Aktionnär aber durfte mehr als Eine Stimme haben, seine Einlage mochte auch so groß seyn, als sie wollte. Um zum Direktor gewählt wer-

Digitized by Google

den zu können, mußte man 2000 Pf. und um zum Gouverneur 4000 Pf. St. Aktien haben. — Die Bank darf keinen Handel treiben außer mit Wechseln, Gold und Silber. Eben so ist es ihr untersagt, dem regierenden Könige ohne Bewilligung des Parlaments irgend eine Summe Geldes vorzuschießen. Im Jahre 1696 kam die Bank sehr ins Gedränge und war sogar genöthigt, die Bezahlung ihrer Scheine einzustellen, die einen sehr tiefen Abschlag erlitten. Die Unterstützung der Regierung setzte die Bank in Stand, diese Krisis zu überstehen. Um aber ihren Kredit zu verstärken, wurde das Kapital der Bank von 1,200,000 auf 2,200,000 Pf. St. erhöht. Die großen Vortheile, die man aus den Bankgeschäften hervorgehen sah, bewogen im Jahre 1708 andere Gesellschaften, gleiche Unternehmungen zu beginnen. Um Dieß zu verhindern und sich ihr Privilegium zu erhalten, rief die Bank den Schutz der Regierung an, und eine Parlamentsakte wurde durchgesetzt, die jede Bildung einer Gesellschaft von mehr als sechs Personen verbot, wenn sie zum Zwecke haben sollte, Wechsel oder Scheine in kürzerer Frist als sechs Monaten zu diskontiren. Die im Jahre 1694 erlassene Privilegiencharte war auf eilf Jahre, nämlich bis 1705, verliehen worden; sie wurde im Jahre 1697 weiter prolongirt, und da die Bank im Jahre 1708 dem Staate 400,000 Pf. St. ohne Interessen vorschoß, bis 1755. In Folge der verschiedenen von der Bank dem Staate gemachten Anlehen wurde ihr Privilegium auch noch ferner bestätigt. Die letzte Verlängerung von dreiundbreißig Jahren geschah im Jahre 1800, als die Bank dem Staate eine Anleihe von drei Millionen Pf. St. ohne Interessen auf sechs Jahre gemacht hatte. Den merkwürdigsten Zeitabschnitt in der Geschichte der englischen Bank bildet das Jahr 1797, wo Pitt die sogenannte „Bank Restriction Act" durchsetzte, wodurch die Zahlungen, welche die Bank in baarem Gelde zu machen hatte, beschränkt wurden. Es ist vielleicht noch nicht so bekannt, daß Pitt, als er zu dieser kühnen Maßregel schritt, sich so wenig einen Begriff von der Leichtigkeit machen konnte, womit eine Veränderung in dem Medium des Verkehrs statt fand, daß er eine starke bewaffnete Macht in Bereitschaft halten zu müssen glaubte, um etwaigen Volkstumulten vorzubeugen, die wie er glaubte die Folge dieser neuen Maßregeln seyn könnten. Eine Woche später jedoch hatte Alles wieder den gewöhnlichen Gang, und Pitt und seine Freunde waren nicht wenig erstaunt, zu erfahren, daß Handelsoperationen bloß mit Papieren unternommen werden konnten. Nebenbei mag noch bemerkt werden, daß Pitts Maßregel auf die kommerziellen und politischen Verhältnisse seines Landes denselben Einfluß hatte, als wenn England in seinem Schoß goldene Berge entdeckt hätte. Mit dem größten Erstaunen fand man nun, daß nicht das Gold und Silber selbst den Reichthum einer Nation ausmachen, sondern daß diese Metalle nur die Repräsentanten des Reichthums sind; und nun fing man an einzusehen, daß wenn unter hinreichender Bürgschaft Papier an ihre Stelle trete, Dieß nicht nur weit bequemer, sondern auch weit vortheilhafter sey, da dem Staate die Interessen von so viel unproductivem Kapital zugute kämen. Im Jahre 1797, wo die Restriction Bill durchging, gab es gegen zweihundert Provinzialbanken; aber die Bequemlichkeit des Papierumlaufes gab der Sache einen solchen Aufschwung, daß im Jahre 1815 gegen siebenhundert entstanden. Im Jahre 1819 brachte Peel eine Bill ins Unterhaus, durch welche die Banken gehalten seyn sollten, vom Jahre 1825 an, ihre Zahlungen wieder in baarem Gelde zu machen. Die City von London reichte dagegen eine Petition ein. Bei der Versammlung, die zu deren Abfassung gehalten wurde, führte Sir Robert Peel, der Vater des obenerwähnten, der den Antrag an das Unterhaus gebracht hatte, den Vorsitz, und an dem nämlichen Tage, wo der Sohn seine Bill ins Haus der Gemeinen brachte, überreichte auch Sir Robert Peel die Petition der Kaufleute und Bankiers der City. — Im Jahre 1826 wurde mit Einwilligung der englischen Bank das Statut von 1708, das die Zahl der Personen, die sich zur Errichtung einer Bank verbinden dürften, auf sechs beschränkte, dahin abgeändert, daß auch eine größere Anzahl von Theilnehmern dazu Erlaubniß haben sollte, wenn es nicht innerhalb fünfundsechzig Meilen von London wäre. Im Jahre 1826 wurde auch die Emission der Banknoten von einem Pfund verboten. In demselben Jahre faßte die englische Bank, um die Lücke auszufüllen, die durch Bankerott oder Aufhören verschiedener Provinzialbanken entstanden war, den Entschluß, Filialbanken in den vorzüglichsten Städten des Reichs zu gründen; und solche bestehen gegenwärtig in Gloucester, Manchester, Birmingham, Leeds, Liverpool, Bristol, Exeter, Newcastle on Tyne, Hull, Norwich und einigen andern Orten. Vor dem Jahre 1750 emittirte die Bank keine Scheine unter 20 Pfund Sterling. Um diese Zeit gab sie Banknoten von 10 Pf. aus; im Jahre 1795 von 5 Pf., und gegen Ende des Jahrs 1797 fing sie an, auch 2 und 1 Pfundnoten in Umlauf zu setzen. Der Betrag der gegenwärtig in Umlauf befindlichen Bankscheine ist ungefähr 17 Mill. Pf. St. — Die Privilegiencharte der englischen Bank geht mit dem 1 August 1855 zu Ende, und ein Artikel dieser Charte bestimmt, daß wenn eine Veränderung in dem bestehenden Privilegium vorgenommen werden wolle, die Bank ein Jahr zuvor davon in Kenntniß gesetzt, und die der Bank vom Staate schuldigen Anlehen, die sich gegenwärtig auf ungefähr 20 Mill. Pf. St. belaufen, zurückbezahlt werden sollen. Der jetzige Schatzkanzler Lord Althop hatte daher den Antrag gestellt, am 17 April ein Komité niederzusetzen, um die Erneuerung des Bankprivilegiums in Erwägung zu ziehen. Allein diese Motion wurde verschoben, und es steht also zu erwarten, daß diese wichtige Frage, sobald das Parlament wieder versammelt ist, verhandelt werden wird.

Vermischte Nachrichten.

Am 24 April waren die Einwohner von Carlisle Zeugen eines Weiberverkaufs. Der Ehemann hieß Thompson, war ein kleiner Pächter und seit 1829 verheirathet. Sie war ein nettes, munteres Ding, nicht über 22 Jahre alt, und schien vergnügt über den Tausch, den sie machen sollte. Sie hatten in ihrer Ehe keine Kinder, und Dieß, verbunden mit einigen Familienstreitigkeiten veranlaßte sie, sich mit gegenseitiger Uebereinkunft zu trennen. Der Ausrufer wurde umhergesendet, um das Publikum von dem Verkaufe in Kenntniß zu setzen, der Tausende herbeizog. Sie stand auf einem großen eichenen Stuhle, umgeben von vielen ihrer Freunde mit einem Strick aus Stroh um ihren Nacken. Sie war auf eine ländliche, ziemlich modische Art gekleidet und sah gar nicht übel aus. Der Ehemann, der neben ihr gleichfalls auf einer Erhöhung stand, bot sie mit folgenden Worten zum Verkauf aus: „Ich stelle Euch hier mein Weib, Mary Anne Thompson, geborne Williamson, zum Verkaufe aus, und gedenke sie an den Meistbietenden loszuschlagen. Meine Herren, es ist ihr Wunsch wie der meinige, uns für immer zu trennen. Sie war mir nur eine Schlange im Busen. Ich nahm sie zu meinem Troste und zum Besten meines Hauses, aber sie wurde mein Plaggeist, ein Hausfluch, ein Nachtrabe und ein Tagesteufel. (Großes Gelächter.) Meine Herren, ich spreche Wahrheit von ganzem Herzen, wenn ich sage, Gott bewahre uns vor unruhigen Weibern und lustigen Wittwen. (Gelächter.) Hütet Euch davor, wie vor einem tollen Hunde, einem brüllenden Löwen, einem geladenen Pistol, der Cholera morbus, dem Berge Aetna oder irgend einem pestilenzialischen Phänomen in der Natur. Nun habe ich euch die schlimme Seite meiner Frau gezeigt, und euch ihre Fehler und Gebrechen gesagt; jetzt will ich ihre Glanz- und Sonnenseite vorführen und ihre guten Eigenschaften erklären. Sie kann Erzählungen lesen und Kühe melken, sie kann lachen und weinen mit derselben Leichtigkeit, als Ihr ein Glas Ale trinkt, sie kann Butter machen und die Magd ausschelten, sie kann Moore's Melodien singen und ihre Krausen und Hauben fälteln, sie kann weder Rum, noch Genevre, noch Whisky machen, aber aus langer Erfahrung im Kosten derselben sie vortrefflich beurtheilen. Ich biete sie daher mit allen Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten um 50 Schilling aus." Nach einigen Stunden wurde sie von Henry Mears, einen Pensionnär, um 20 Schilling und einen neufundländischen Hund gekauft. Das glückliche Paar verließ sogleich die Stadt, unter dem Hurra der Menge, worein Thompson einstimmte, welcher in der heitersten Laune von der Welt den Strick, welchen sein Weib abgenommen hatte, um den Hals seines neufundländischen Hundes schlang, dann in das nächste Wirthshaus ging, um dort den Rest des Tages über seinen Erbs zu verzehren.

*

In den Höhlen der Berge von Durango finden sich ausnehmend kleine wilde Hunde, nicht größer als gewöhnliche Ratten, deren schlimmste Feinde sie sind; man bringt sie jetzt vielfach nach England, wo man sie statt der Katzen in den Häusern hält.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 137. 16 Mai 1832.

Die Irrungen zwischen China und England.

Die Streitigkeiten, welche im vorigen Jahre zwischen der englischen Faktorei in Kanton und den Behörden ausbrachen, und bis jetzt noch nicht beigelegt scheinen, sind bekannt; weniger aber sind es die Ursachen, wodurch sie herbeigeführt wurden, und die Fragen, welche dabei in Anregung kamen. Die Meinungen, wie diese Irrungen zwischen England und China ausgeglichen werden sollen, sind sowohl in Ostindien als auch in England sehr getheilt, doch scheint in Ostindien die Stimmung für friedliche Ausgleichung und Nachgiebigkeit gegen die chinesischen Behörden, in England dagegen die Meinung vorzuherrschen, daß man kraftvoll auftreten, und den Uebermuth der chinesischen Behörden in Kanton züchtigen müsse.

Ansichten, wie die letztern, werden nicht selten ganz ungescheut selbst in Kanton ausgesprochen, und ein Vertheidiger der chinesischen Regierung und der englischen Faktorei sagt hierüber: „Wer das neuerliche Benehmen der chinesischen Regierung nur so oben hin betrachtet, glaubt leicht, es verrathe Unwissenheit, Anmaßung und launenhafte Tyrannei; blickt man aber ein wenig tiefer, traut man ihr überhaupt zu, daß sie sich in ihrem Benehmen von vernünftigen Gründen leiten lasse, so wird ihr Verfahren gegen die englische Faktorei zu Kanton erklärlich, und ihr offenbar feindseliges Benehmen läßt sich, wenn auch nicht mit der Gerechtigkeit, doch mit gesundem Menschenverstande und orientalischer Klugheit zusammen reimen. Die Freunde der Handelsfreiheit haben unter Anderm folgende Sätze angenommen und vertheidigt: 1) England habe das Recht, den Handel mit allen Häfen des chinesischen Reichs und die Abschaffung der lästigen Regulative zu verlangen, welche den englischen Handel hemmen; 2) man könne diese Rechte, im Falle sie verweigert würden, mit Waffengewalt erzwingen; 3) man habe viel von der Furcht, nichts von dem guten Willen der Chinesen zu erwarten; 4) es sey, im Falle bei offenem Handel mit China die obigen Rechte nicht in vollem Maße gewährt, und einem Botschafter der Aufenthalt in Peking, um die Beobachtung des Handelstraktats zu sichern, gestattet würde, nothwendig, ja recht und thunlich, eine englische Armee von 20,000 Mann bei Kanton landen zu lassen, um von da nach der Hauptstadt zu marschiren, um den Grundsätzen des freien Handels den Sieg zu verschaffen. Dieß sind die Ansichten, in gemäßigten Ausdrücken vorgetragen; allein die eifrigen Anhänger dieser Lehre beschränken sich nicht hierauf, sondern sie sprechen davon, man müsse den kaiserlichen Despoten vom Throne stürzen, die brittische Fahne auf der großen Mauer aufpflanzen, mit Bajonnetten statt mit Memorialen unterhandeln, und an der Küste von China eine oder die andere Insel besetzen. Es ist außer allem Zweifel, daß solche abenteuerliche Aeußerungen begierig aufgefaßt und der chinesischen Regierung mitgetheilt wurden, welche Gefühle aber bei der chinesischen Regierung solche Mittheilungen erwecken müssen, ist unschwer zu errathen. Die Beschränkungen des auswärtigen Handels und der Plan, denselben einer einzigen bevorrechteten Gesellschaft, den Hongkaufleuten, zu überlassen, entsprangen ohnehin schon aus der Furcht, Fremde möchten im Lande Fuß fassen, und Handelsverbindungen darin anknüpfen. Werden die von den Freunden des freien Handels geäußerten Ansichten und Plane wohl geeignet seyn, den chinesischen Hof zu veranlassen, in der Strenge seiner Einschränkungen nachzulassen? So lange die Faktorei der Kompagnie das Organ ist, durch welches der brittische Handel geführt wird, so lange diese den Verkehr mit den chinesischen Behörden mit gewohnter Klugheit leitet, wird die Regierung ihre Eifersucht unterdrücken und ihre Besorgnisse verbergen. Wenn aber die Faktorei aufgegeben wird, wenn man auf China eine Schaar unruhiger, freier Handelsleute losläßt, deren Gesinnungen weder mit den Lehren Confutsee's, noch Buddhas, noch Laos, sonderlich harmoniren, dann wird die chinesische Regierung jede Bewegung der Fremden, und jede Verbindung der Eingebornen mit ihnen aufs eifersüchtigste bewachen. Bei diesen Erwägungen lassen wir noch die möglichen Wirkungen eines fremden Einflusses völlig aus dem Spiele." *)

Erwägt man nun diese wahrscheinliche Stimmung der chinesischen Regierung, so verlieren die ostensibeln Ursachen des Streites den Stempel von Unbedeutenheit und Lächerlichkeit, den sie außerdem an sich tragen würden. Diese ostensibeln Ursachen waren namentlich zwei, erstens der Aufenthalt der Frau des Faktoreichefs in der Faktorei, und zweitens, daß ein Beamter der Faktorei sich in einem Palankin nach dem Faktoreigebäude habe tragen lassen. Beides war durch ausdrückliche Reichsverordnungen verboten, obgleich das Verbot nicht immer streng gehandhabt worden war. Am 30

*) Hiemit hat der Verfasser Rußland im Auge. (S. Ausl. S. 456.) Zu bemerken ist noch, daß selbst die Anhänger des freien Handels, wie die in Calcutta erscheinende India Gazette, ganz ungescheut sagen, daß jeder, welcher China kenne, die Ueberzeugung hege, 2 oder 3 Jahre nach Einführung des freien Handels sey ein Bruch mit China unvermeidlich. A. d. R.

Digitized by Google

Oktober 1830 verlangte der Vicekönig in einer heftigen Proklamation, daß die „Barbarenweiber nach Macao vertrieben" werden, und daß Fremde bei dem Gang aus dem Schiffe nach der Faktorei und zurück „wie ehemals" zu Fuße gehen sollten. Die Vorsteher der Faktorei behandelten diese Mittheilung mit Verhöhnung und schlugen am Thore der chinesischen Faktorei ein Piakat in chinesischer Speache an, des Inhalts, daß wer es wage, sich in die Faktorei in einem Paiankin tragen zu lassen, mit Gewalt wieder hinausgetrieben werden solle. Dieß wae gegen chinesische Beamte gerichtet, welche manchmal auf diese Weise die Faktoeei desuchten. Hiemit nicht zufrieden, reichten sie auch noch eine Vorstellung an den Vicekönig und die Lokalbehörden ein, welche mit den Worten endete: „Wenn die hohen Beamten die Fremden mit Gerechtigkeit und Milde behandeln, so werden die Geschäfte ruhig ihren Gang gehen, will man dieselben abee verhöhnen und mißhandeln, so wissen wir in dee That nicht, wo die Sache enden wied." Diese Sprache hatte den Erfolg, weichen man sich davon versprechen mußte, der Vicekönig saudte sogleich duech einen Hongkaufmann den mündlichen Befehl, die fremde Dame zu entfernen, oder er werde Soldaten nach der Faktorei senden, „sie eegreifen und fortschaffen lassen."

Dieser vergleichungsweise unbedeutende Streit war nun auf einen Punkt gediehen, wo kein Theil mehr mit Ehee zurücktreten konnte, die Vorstehee der Faktorei bereiteten sich also zum Widerstande, ließen 140 wohlbewaffnete Matrosen mit fünf oder sechs Kanonen von den Schiffen kommen, und schickten sich an, nöthigenfalls Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Der Vicekönig, durch diese Anstalten offenbar eingeschüchtert, scheieb an die Vorsteher einen freilich nicht sehr höflichen Beief, woein er bemerkte, wenu man das fremde Frauenzimmer hinwegsende, und die bewaffneten Matrosen nach den Schiffen zurückgehen lasse, so werde er über das Vorgefallene hinwegsehen. Am folgenden Tage, 29 Oktober, erließ er ein Edikt, worin es heißt: „Wenn die Voesteher sich reuig bezeigen, und um Schutz nachsuchen, so wird der Gouverneue gewiß nicht dem Gedanken Raum geben, die Kriegsmacht in Bewegung zu setzen, um sie zu vertreiben." Die Zänkereien dauerten nun ohne Entscheidung fort, und im November kam ein H. Marjoribanks nach Kanton, welcher den bisheeigen Chef der Faktorei, Herrn Baynes, ersetzen sollte. Nun verlangte der Vicekönig, letzterer solle nicht abreisen, da dee Kaiser, dem über sein Benehmen berichtet worden sey, dem Vicekönig wohl befehlen könnte, Baynes zu greifen, und füe sein Verbrechen zu strafen. Die Voestände bestritten der Regierung das Recht, einen Diener der Kompagnie zu richten, ihee Antwort war jedoch, obgleich sehr fest, doch in höflichen Ausdrücken abgefaßt. Diese veränderte Ton hatte sogleich eine entsprechende Veränderung in der Sprache des Vicekönigs zur Folge. Er wiederholte in seiner Ewiderung den Befehl, die fremden Weibee zu entfernen, und machte den Voeständen ganz ruhige und vernünftige Vorwüefe, über die Unklugheit, wegen einer solchen Sache einen Streit anfangen und Widerstand leisten zu wollen. Am 12 Januar 1831 promulgirte er einen kaiserlichen Befehl, welcher alle Anordnungen der Lokalbehörden bestätigte, und Fremde mit Gewalt zu vertreiben gebot, wenn sie sich nicht sogleich denselben fügten.

Hiemit endete der Streit der Faktorei mit den chinesischen Behörden, wobei nichts gewonnen, wohl aber an moralischer Kraft verloren wurde; zudem war die ungünstige Stimmung der Behörden zu Kanton dadurch genährt worden, und hatte Gelegenheit gefunden, sich zu äußern. Die Vorstände der Faktoeei, welche den Streit angefangen hatten, waren, wie oben bemerkt wurde, ausgetreten, und die Stellung iheer Nachfoiger um so schwieriger, weil sie sich nicht das Ansehen geben durften, dem Vicekönig und seinen Unterbeamten sich allzu unterthänig zu erweisen, indem Dieß sie nicht nur dem Tadel der britischen Kaufleute in Kanton, sondern auch die Interessen und das Ansehen der Engländer überhaupt bedeutendem Nachtheil ausgesetzt haben würde. Zur Erklärung des nachfolgenden müssen wir auf einen frühern Streit zueückgehen. Die Faktorei hatte schon i. J. 1828 vor ihren Gebäuden einen Kay anlegen lassen wollen, dabei aber von Seite der Behörden manche Hindernisse und Vexationen erfahren. Im Monate Junins 1829 entstand ein Streit mit letzteren wegen der Schulden eines Hongkaufmanns, und wegen des Versuchs, den der Vicekönig machte, eine neue Honggesellschaft zu geänden. Dieß führte zu einer Suspension des Handels, welche bis zum Februar 1830 dauerte. Als die Faktorei in diesem Monate von Macao nach Kanton zurückkehrte, erneuerten die Vorstände ihre Bitte, man möchte ihnen gestatten, die Aebeiten am Kay vollenden zu lassen. Der Vicekönig bezeichnete diese Bitte als eine „bösartige Hartnäckigkeit," und schlug sie ab; da aber der Platz so nicht bleiben konnte, weii er der Landung von Waaren hinderlich war, und überhaupt einen widerlichen Anblick darbot, so ließ man eine Abtheilung Matrosen aus den Schiffen kommen, den Grund ebnen, die Löcher mit Schutt ausfüllen, und umgab das Ganze mit einer Einfriedigung. Dieß führte einen Besuch des Kwang-tschou-se (Aufsehers des Stadtdistrikts) herbei, welcher den geebneten Grund wieder ausgeaben, und den Platz in seinen aiten Zustand versetzen ließ. Der Vicekönig machte ein Edikt bekannt, daß künftig keine Mateosen mehr nach Kanton kommen sollten, und deohte im Uebertretungsfalle auf sie feuern zu lassen. Diese kleinlichen Einzelnheiten sind nothwendig, um zu zeigen, wie der Unwille auf beiden Seiten wuchs, denn in diesem ungünstigen Zeitpunkte war es, daß der oben erzählte Streit wegen Madame Baynes vorfiel, und der Vicekönig machte seinem Zorne durch jenes höhnische Dekret Luft, dessen wir gleichfalls oben eewähaten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Philosophie und die Philosophen in Frankreich unter der Restauration.

1. Royer Collard.

(Fortsetzung.)

Wenn Boulainvilliers in unsern Tagen iebte und in seinen historischen Maximen nicht das Mindeste nachgeben wollte, so würde ich mehr Nachsicht als Unwillen gegen die unverbesserlichen Vorurtheile des publizistischen Gentilhommes hegen. Wenn Bonald, der seine Metaphysik der Vertheidigung veralteter Institutionen weihte und in den Ueanfängen der Gesetzgebung die Richtschnue füe die Legislatur des Jahrhunderts finden wollte, über die Legitimität Dogmen predigen würde, so ließe sich Dieß noch begreifen. Aber hier

Digitized by Google

sehen wir einen unabhängigen, liberalen Denker, der, statt diese Chimäre zu bekämpfen, sie adoptirt, entwickelt, ausbildet, der, statt Paralogismen auszurotten, sie mit Liebe pflegt und zur Wahrheit zu erheben strebt. Aber hier werden auch die Aufrichtigkeit der Gesinnungen und die Verblendung Royer Collard's zugleich sichtbar, da dieser Publizist nicht der Mann ist, der ohne Ueberzeugung spräche; für ihn ist die Legitimität nicht bloß eine parlamentarische Konzession, ein Behelf, um durch sie einen Weg zwischen schwierigen Umständen hindurch zu finden. Royer Collard trug festen Glauben an das Dogma, zu dem er sich bekannte, und predigte es aus innerer Ueberzeugung.

Aber die Legitimität, auf die das Haus Bourbon sein Recht zu gründen dachte, war gerade die Klippe, an der es scheiterte. Es wurde durch sie verführt zu glauben, daß Frankreich Alles ihm und es Frankreich Nichts zu verdanken habe. Die aufgeklärten Anhänger der alten Dynastie hätten daher diese Chimäre unaufhörlich bekämpfen sollen. Die Legitimität stellte in der Mystik ihres Dogma's die Vergangenheit über die Gegenwart, die alte französische Constitution über die neue; sie sprach über den neuen Geist den Fluch aus, und in der unvernünftigen Ausforderung, die sie ihm zurief, versetzte sie sich selbst in die Nothwendigkeit ihn zu vertilgen, oder von ihm vertilgt zu werden. Es entging Royer Collard gänzlich, daß Nichts so sehr der Natur der Dinge widerstrebe, als diese metaphysische Vermählung der Legitimität und Freiheit auf dem Fuße völliger Gleichheit, und daß, wenn durch diese Illusion einige Augenblicke Ruhe erkauft wurden, die beiden Begriffe, die er unter dem Titel eines gleichen Rechtes zu amalgamiren suchte, bald wieder sich als Feinde gegenübertreten und bekämpfen würden. Nicht von der Sache der französischen Revolution trennen durfte man sich, sondern sich an sie anzuschließen, sie stets geläuterter, heiliger, philosophischer und positiver zu machen, war nöthig. Man mußte begreifen, daß der Triumph ihres Prinzipes auch der des sozialen Systems überhaupt, der Superiorität des französischen Volkes über jede Regierung und Dynastie seyn werde. Die Volkssouveränetät hat keinen andern Sinn: sie ist die Erklärung, daß die Regierungen und Könige nur die ersten Agenten des Willens ihrer Jahrhunderte sind. Der französische Staat wird nur durch den unbestrittenen Triumph und die wirkliche Ausübung seines Rechtes, das über alle Andern herrscht, zufrieden und beruhigt werden. Es ist zu bedauern, daß dieß Resultat unsrer Civilisation keine Stütze in dem Talente Royer Collard's gefunden hat; der im Gegentheil durch seine gekünstelte Theorie ohne Grundlage und Wurzel Ungewißheit in die Gemüther brachte, durch seine Autorität die strengen Anhänger des ausschließlichen Rechtes der alten Dynastie verstärkte, und die Prinzipien und Interessen der französischen Revolution verdächtigte.

Nach Royer Collard's Ansicht war das Königthum für Frankreich die Quelle aller Souveränetät und Civilisation; von der Legitimität ging Alles aus. Diese Ansicht, die unsre Geschichte seit 1789 umstößt, verwickelte diesen Publizisten in die seltsamsten Behauptungen; so läugnete er z. B. im Jahre 1816, daß die Deputirtenkammer eine Nationalrepräsentation sey; sie war in seinen Augen nur eine Hülfsgewalt (pouvoir auxiliaire) der Regierung; denn wäre sie eine Repräsentation gewesen, so hätte man sie ja als das einzige Spiegelbild der Nation betrachten müssen. Und Royer Collard leitete die Folgerung weiter, indem er sagte: „An dem Tage, wo die Regierung nur noch durch die Majorität der Kammer bestehen wird; an dem Tage, wo es sich durch die That zeigen wird, daß die Kammer die Minister des Königs verstoßen, und ihm andere aufnöthigen kann, die eigentlich die ihrigen sind; an diesem Tage ist es nicht nur um die Charte, sondern um unser Königthum, um dieses unabhängige Königthum geschehen, das unsre Väter schirmte, und von dem allein Frankreich empfing, was es je von Freiheit und Glück besaß; an diesem Tage sind wir eine Republik." *) (Fortsetzung folgt.

*) Rede Royer Collard's in der Deputirtenkammer am 12 Febr. 1820.

Der Matrosenliebling.

(Aus des Kapitäns Hall Fragments of Voyages and Travels. Edinburgh 1831.)

Als wir in England nach China unter Segel gingen, waren von meinem Hausmeister sechs kleine Schweine von außerordentlich schöner Zucht an Bord genommen worden. Im Laufe der Reise waren fünf von ihnen unter dem erbarmungslosen Messer des Metzgers gefallen; nur das eine von den sechs, das sich durch eine gefälligere Gestalt als seine unglücklichen Brüder auszeichnete, durfte noch, so reinlich gehalten wie ein Schooßhund, auf dem Verdecke unter den Ziegen, Schafen, Hunden und Affen unsrer kleinen Arche herumlaufen. Einige tüchtige Windstöße am Vorgebirge der guten Hoffnung und der unverhoffte Eintritt besonders erbsengrünen Wassers verursachten, daß die Verdecke bald von den lebendigen Vorräthen unsers Schiffes geleert waren, bis auf das eine Schwein, das von der Schiffsmannschaft den Schooßkindnamen „Jean" erhalten hatte.

In den warmen Breiten nehmen die Matrosen ihre Mahlzeit meistens auf dem Verdecke zu sich, und es war für Jean ein eben so großes Vergnügen als wichtiges Geschäft, sich unter den verschiedenen Gruppen der essenden Mannschaft herum zu tummeln, da und dort mit seinem Rüssel in die Brodsäcke zu schnuffeln und zuweilen seine Zunge an einer heißen Suppe zu verbrennen. Manchmal erlustigten sich die Matrosen, wenn sie recht ihre Güte zeigen wollten, damit, ihm einige Tropfen Grog einzugießen. Ganz trunken sah ich es nie; aber zweimal betrug es sich doch ganz in der Eigenschaft eines Menschen, der ihm durch Unmäßigkeit so ähnlich wird. Ich weiß nicht, war es dieses ausgesuchte Futter, oder die stete Bearbeitung seiner borstigen Figur mit Sand und Bürsten; genug, es wuchs auf eine erstaunliche Art heran, nahm aber auch jeden Tag zur Stunde des Mittagessens an Unverschämtheit und zudringlichem Ungestüm zu. Ich sah ihm seine Vertraulichkeit mit dem Schiffsvolke nach, ließ mir aber nicht einfallen, in welcher hohen Achtung Jean stand, bis ich eines Tags, halbwegs in dem chinesischen Meere, als wir unsern ganzen Vorrath von Schafen und Geflügel aufgezehrt hatten, dem Hausmeister sagte: „Ihr könntet das Schwein abschlachten lassen; wenn man haushälterisch damit zu Werke geht, so können wir bis Macao ausreichen." Der Mann stand eine Zeit lang da, kratzte sich in den Haaren, scharrte mit den Füßen und murmelte etwas in sich hinein. — „Habt Ihr's gehört?" fragte ich. „Schlachtet das Schwein und richtet uns das Ingeräusche auf heute zu, den Kopf auf morgen und bratet einen Schinken auf den Sonntag." Er ging, kam aber in einer halben Stunde unter irgend einem Vorwande wieder, wobei er die Gelegenheit ergriff zu fragen: „Sagten Sie nicht, Sir, daß Jean geschlachtet werden solle?" — „Jean? Was für ein Jean? Ei so, ich erinnere mich, das Schwein meint Ihr. Ja, allerdings. Was ist da für ein Langes und Breites bis ein Schwein geschlachtet wird?" — „Ja, Sir, die Schiffsmannschaft —" „Gut, was geht die Schiffsmannschaft mein Schwein an?" — „Sie haben den Jean so gern, Sir." — „Den Teufel auch, und was dann?" — „Ja, sie würden es für eine große Güte ansehen, wenn Sie den Jean nicht umbringen lassen wollten; sie haben ihn so gern, Sir, und wenn sie ihm rufen, kommt er gelaufen wie ein Hund; sie haben ihn abgerichtet, sich vom Hauptmaste fern zu halten, und wenn Sie ihm rufen, Sir, so werden Sie sehen, daß ich die Wahrheit sage." — „So, nun Das will ich doch sehen." Und somit setzte ich meinen Hut auf, um auf das Verdeck zu gehen. „Soll ich dem Metzger sagen, daß er einhalte?" fragte Capewell. „Natürlich," rief ich aus, „natürlich." Und wie ein Pfeil

Digitized by Google

schoß der Hausmeister hinweg, und alsbald hörte das fürchterliche Geschrei auf, das alle Verwandten Jeans auszustoßen pflegen, wenn ihnen das Messer an der Kehle steht. Jean verstummte sogleich, als ihm die Bande, mit denen seine Füße zusammengebunden waren, gelöst wurden. Als ich auf dem Halbverdecke angekommen war, sagte ich dem Offizier auf der Wache, was vorgegangen sey; dieser aber schien im Tone seiner Antwort einigen Zweifel auszudrücken. Ich rief also: „Jean, Jean!" — und augenblicklich trottete das Schwein grunzend daher, als wollte es seine Erkenntlichkeit für die ihm erwiesene Begnadigung ausdrücken, und so groß war die Eile, mit der es dem Rufe gehorchte, daß es über die Beine des Offiziers hinstolperte und diesen unfehlbar auf das Verdeck geworfen haben würde, wenn ich ihn nicht gehalten hätte. Etwas ärgerlich darüber brummte er vor sich hin: „Sehen Sie, Sir, was man davon hat, wenn man so närrisches Zeug duldet." Ich sagte nichts, trug aber für die Folge Sorge, meine Freunde zu warnen, daß sie auf ihre Beine Acht gaben, wenn Jean gerufen wurde, was — ich muß es gestehen — oft genug der Fall war; denn jeder Fremde, der das Schiff besuchte, mußte dieses seltene Stück von Schooßhund sehen. Für die Chinesen insbesondere war unser sonderbarer Liebling ein Gegenstand der höchsten Bewunderung. Die Bewohner des himmlischen Reiches erkannten in diesem glücklichsten der Schweine bald einen Abkömmling ihrer vielgefeierten vaterländischen Race, und manch handgreiflicher Wink legte es mir nahe, daß man sich eben nicht sträuben würde, ein solches Geschenk anzunehmen; allein ich war taub gegen alle dergleichen Anspielungen, da ich fühlte, daß Jean jetzt mehr der Schiffsmannschaft als mir selbst gehörte, und daß es eine Art von Verpflichtung für mich sey, ihn wedee schlachten, noch in fremde Hände kommen zu lassen.

Unter diesem schweigend zugesicherten Schutze nahm unser Jean dergestalt an Umfang, Fett und andern Vollkommenheiten zu, daß die Herren der englischen Faktorei, nachdem wir von einem Besuche in Loo Choo und andern Inseln des japanischen Meeres zurückgekommen waren, gar nicht glauben wollten, daß dieses Ungeheuer dasselbe Thier sey. Wenn ich von Jeans Vollkommenheiten sprach, so will ich Dieß nicht so verstanden wissen, als ob er bei uns sonderlich an Gelehrsamkeit zugenommen; er konnte weder Karten spielen noch Gleichungen auflösen, wie es denn in London und anderwärts dergleichen Hunde und Schweine gibt, die man mit einem eher über als unter der menschlichen Intelligenz stehenden Verstande begabt glaubt. Ferne davon, konnte der ehrliche Jean wenig mehr als essen, trinken, schlafen und grunzen. Hierin blieb er aber auch unübertroffen, und die Folgen dieser trefflichen Anlagen offenbaren sich auch in Kurzem deutlich. Anfangs, wie schon erwähnt, rannte er, sobald man seinen Namen rief, mit ungestümer Hast dem Orte zu, wo er sich rufen hörte. Kurze Zeit darauf aber wuede er so fett und träge, daß man ihn wiederholt rufen mußte, bevor er sich von der Stelle bewegte; kaum vermochte eine Schnitte Ananas oder eine Hand voll Datteln, oder der köstliche Mangostein ihn dahin zu bringen, daß er die Augen öffnete, während er in den ersten Stadien der Reise dankbar war für eine Kartoffel oder eine Apfelschale. Je fetter Jean wurde, desto mehr verlor er die Fähigkeit zu gehen, und statt sich bei den Mahlzeiten einzufinden, wartete er es jetzt geruhig ab, bis ihm die Matrosen selbst die guten Bissen von ihrer Tafel brachten. Indeß geschah Dieß gern, und obgleich er gewöhnlich nur mit einem kurzen Geunzen dankte, so hielt man sich doch hiedurch hinlänglich belohnt. Ungeduldig aber ließ er sich vernehmen, wenn irgend ein Tau zu nahe an ihm vorbeistreifte oder ein Matrose über das fettklumpige Ungethüm hinstolperte.

Kaum hatten wir mitten unter einer prächtigen Flotte englischer Schiffe vor Canton Anker geworfen, als eine Menge chinesischer Gäste, Mandarinen, Hoppos, Hongkaufleute, mit all ihren verschiedenen Knöpfen, wodurch auf diesem wohlklassifizirten Boden die einzelnen Rangstufen sich auszeichnen, uns am Bord Besuch machten. Dieß war aber weder eine besondere Höflichkeit, oder um uns ihre Dienste anzubieten, oder sich nach unsern Geschäften zu erkundigen. Nur Ein Gegenstand schien die Gedanken und die Neugier der halben Provinz Quantung zu fesseln. Der Ruf unsers fetten Jean hatte sich außerhalb der „Lyra" mit Windesschnelle verbreitet, und man hörte von den Eingebornen nichts als einen Ausruf der Verwunderung: „Hein! Hein!" Wir hatten genug zu thun, des Nachts unser Schiff von den vielen Gästen zu säubern; aber auch dann blieben wir noch nicht allein: denn der Ankerplatz der „Lyra" war völlig angefüllt von Booten der Chinesen. Der Grund dieser Aufmerksamkeit war aber nicht bloße Bewunderung Jeans, wie wir Anfangs wähnten; denn als am folgenden Morgen das Verdeck gewaschen und zwei oder drei todte Enten über Bord geworfen wurden, so fand ein Wettrennen von einem Dutzend chinesischer Boote nach der Stelle Statt, wo die kostbare Beute schwamm, um die sich auf dem Flusse ein ordentliches Seegefecht entspann. Auf weitere Nachfragen erfuhren wir, daß die fremden Schiffe stets von chinesischen Booten umringt werden, da in Canton der Mangel an Lebensmitteln so groß ist, daß die armen Leute gierig nach dem kleinsten Bissen Brod oder Fleisch schnappen, und selbst die todten Thiere, die über Bord geworfen werden, sorgfältig auffischen. Dieß gab uns auf Einmal Aufschluß über die uns bewiesene Aufmerksamkeit; denn die schlauen Chinesen, denen besonders nach Fleisch, wie das unsers Jeans, der Zahn wässerte, sahen sehr gut voraus, daß unser übersettes Schooßkind es nicht lange mehr treiben würde; da sie ferner wußten, daß wie, wenn Jean eines natürlichen Todes verfahre, ihn eben so wenig essen würden, als Einen von unsrer Schiffsmannschaft; endlich da sie erfahren hatten, daß wir ihn um keinen Preis schlachten würden, so zogen sie den ganz richtigen Schluß, daß dieser kostbare Bissen zuletzt chinesischem Gaumen zur Beute fallen würde. Unsre Leute, die von diesen Absichten der Chinesen bald Wind bekamen, wurden äußerst giftig über die „Fukees," wie die Matrosen die Eingebornen zu nennen pflegen, und ließen nun keinen der fremden Gäste mehr Jeans Lager nahe kommen, da sie fürchteten, sie möchten ihrem Freunde Gift beibringen und so sein unvermeidliches Ende beschleunigen. Endlich gab der theure Jean Zeichen seiner nahe bevorstehenden Auflösung von sich; er konnte weder Fraß noch Getränke mehr zu sich nehmen, selbst nicht einmal mehr grunzen; sein Athemholen ging wie ein zerrissener Blasebalg; kurz Jean erstickte so zu sagen in seinem eigenen Fette, und war nicht mehr. Es wurde jede Vorsicht angewendet, das traurige Ereigniß den Chinesen zu verbergen; allein etwas mußte doch verlautet haben; denn die übrigen englischen Schiffe wurden verlassen, und lange vor Sonnenuntergang bildete sich rings um die Lyra ein Kreis von zahllosen chinesischen Booten, eine Art schwimmender Stadt.

Die Matrosen hielten nun einen hohen Rath, was zu thun sey, und nach langen und gründlichen Verhandlungen, worin der Gegenstand von allen Seiten reiflich erwogen wuede, faßte man den einstimmigen Beschluß, die Ueberreste ihres Freundes dergestalt in den Schlamm des Flusses Canton zu versenken, daß selbst die geschicktesten und hungrigsten Einwohner des himmlischen Reiches sie nicht wieder herauszufischen im Stande seyn sollten. Sobald es völlig dunkel war und alle chinesischen Boote, wie gewöhnlich, aus dem Bereiche der Schiffsboyen hinausgewiesen worden waren, schritt man zu den Vorbereitungen, Jeans Leiche zu bestatten. Vor Allem mußte man Sorge tragen, daß die gefräßigen Chinesen nicht das Geräusch im Wasser hörten, wenn man den gewaltigen Speckklumpen versenkte, und dann, daß Jean nie mehr seinen Rüssel aus der Tiefe des Flusses erhöbe. Das Erstere war leicht zu machen; Letzteres aber wurde lange mit leisem Geflüster von der Mannschaft besprochen. Endlich bemerkte der Bootsmann, der am vorigen Tage mit den Booten abgeschickt worden war, den Ankergrund zu lotsen, daß das Flußbette in der Tiefe aus einem Schlammlager bestehe, in das man Jean so tief versenken könnte, daß die Netze und Angelhaken der hungrigen Chinesen nicht im Stande seyn sollten, ihn wieder herauszufischen. Dieser Rath wuede mit allgemeinem Beifalle aufgenommen und sogleich ans Werk geschritten. Jean wurde auf seinen Rücken gelegt und um seinen Hals zu beiden Seiten schwere eiserne Ballaste befestigt, so zwar, daß ein starkes Eisen, das man sehr schaefsinnig die Extraschnauze nannte, und das dazu dienen sollte, desto tiefer in den Schlamm einzubohren, gerade über dem Rüssel hervorzustehen kam. Dann brachte man die gewaltige Fleischwucht mit Winden und Hebestangen auf das Schiffsgeländer und ließ sie dann mittelst eines Taues, das durch die zusammengebundenen Hinterbeine gezogen war, langsam neben dem Schiffe hinab. Als sie bereits so tief unter dem Wasser war, daß der Fall kein Geräusch mehr verursachen konnte, ließ man das eine Ende des Taues los, worauf die wohlballastete Leiche so senkrecht in die Tiefe hinabschoß, daß man nicht zweifeln konnte, sie werde sich klaftertief in den Schlamm einbohren und den Krallen der Chinesen unerreichbar bleiben.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 138. 17 Mai 1832.

Die Irrungen zwischen China und England.

(Fortsetzung.)

In der Zwischenperiode von 1830/31, während die Vorstände der Faktorei in Macao waren, wurde ein Hongkaufmann von den Lokalbehörden, offenbar unter Zustimmung oder auf Befehl des kaiserlichen Hofes eingekerkert, und in der Art mißhandelt, daß er im Gefängnisse starb. Die angebliche Ursache dieser Strenge war, „verrätherische Verbindung mit den Engländern." Am 12 März 1831 drangen der Fu-Yuen (Untergouverneur), und der Huppu (Zollaufseher), mit einer starken Anzahl bewaffneter Begleiter, plötzlich in die Faktoreigebäude, welche bisher immer respektirt worden waren, ohne alle vorgängige Anzeige, ein. Der angebliche Zweck des Besuchs war, einige prachtvolle Spiegel zu untersuchen, welche die Hongkaufleute aus England verschrieben hatten, der wahre aber, sich von einigen vermeintlichen Uebergriffen zu überzeugen, da man den Garten zu weit in das Flußbett hinein angelegt habe. Diese Inspektion erbitterte seine Excellenz dermaßen, daß er, als die Hongkaufleute und Dolmetscher herbeikamen, sie und den Huppu mit den ungemessensten Schimpfreden überschüttete, beinahe eine Stunde vor sich auf den Knien liegen ließ, und die erniedrigendsten Zeichen von Unterwerfung von ihnen verlangte. Als ein Dolmetscher es wagte, den Vorschlag zu machen, man solle über den streitigen Garten sich mit den Vorständen der Faktorei bereden, wurde er augenblicklich in Fesseln geworfen, und der Befehl zu seiner Hinrichtung gegeben, was nur durch die dringendsten Vorstellungen der übrigen Anwesenden abgewendet wurde. Inzwischen mußte er in's Gefängniß wandern. Die Wuth Sr. Excellenz kannte nun keine Gränzen mehr. Die ältesten Hongkaufleute wurden gleichfalls mit Gefängniß und Tod bedroht. Hierauf wurde der Vorhang vor dem Bildnisse des Königs von England herabgerissen, und der Fu-Yuen setzte sich mit allen Zeichen der Verachtung, den Rücken gegen dasselbe gekehrt, nieder. Da die Chinesen gewohnt sind, jedes Sinnbild, ja den leeren Sitz ihres eigenen Souverains als heilig und unantastbar zu betrachten, und sich demselben nur mit den verworfensten Unterthänigkeitsbezeugungen zu nähern, so nimmt diese Beleidigung einen Charakter von Wichtigkeit an, welchen sie unter andern Umständen nicht haben würde. Die Thore und Mauren des Faktoreigebäudes wurden nun völlig niedergebrochen; der Kai, welcher auf ausdrückliche Erlaubniß des Gouverneurs angelegt worden war, muthwillig zerstört, und mehrere Hundert Arbeiter dazu verwendet, die Erde in eben den Kanal zu werfen, welcher, wie man vorher behauptet, durch diesen Kai versperrt worden seyn sollte; die auf diese Weise wüst gelegte Bodenstrecke hatte die Faktorei von den Hongkaufleuten in Pacht genommen, sie war also in jedem Betracht ihr Privatbesitz.

Obgleich man den Hongkaufleuten ausdrücklich verboten, über diese Gewaltthat Bericht an die Engländer abzustatten, so erfuhren sie dieselbe doch sehr bald, und sandten zwei Mitglieder der Faktorei nach Kanton. Diese kamen mit den Hong-Kaufleuten zusammen, und verlangten von denselben die Mittelsmänner ihrer Beschwerdeführung bei dem Fu-Yuen zu machen. Die Hongs waren jedoch im größten Schrecken, und ihr Aeltester, Houqua erklärte, er wage es gar nicht, mit einem so heftigen Manne zu sprechen, welcher, wie er glaube, nach den direkten Befehlen des Kaisers gehandelt habe. *) Die zwei Faktoreimitglieder richteten hierauf eine schriftliche Vorstellung an den Fu-Yuen, deren Uebergabe die Hong-Kaufleute jedoch nur mit Widerstreben annahmen, und kehrten hierauf nach Macao zurück. Am 20 Mai gelangte ein Befehl des von seiner Expedition inzwischen zurückgekehrten Vizekönigs nach Macao, welcher eine Abschrift der neuen Vorsichtsmaßregeln gegen Fremde zugleich mit den darin angebrachten Veränderungen, in acht Paragraphen enthielt. Nach dem ersten durften Fremde nicht über den Winter in Kanton bleiben; nach dem zweiten die einheimischen Kaufleute von den Fremden kein Geld borgen, und das bereits Geborgte in drei Monaten zurückzahlen; §. 3 und 4 lautet folgendermaßen: „keine eingebornen Schawans (die chinesische Verdrehung von Servant) dürfen von den Fremden gemiethet werden. Die Mäckler können eingeborne Lastträger und Wachtleute miethen, ihre Namen müssen aber den Hongs genannt werden, welche zugleich mit den Mäcklern für deren Benehmen verantwortlich sind, und würde einer von diesen Leuten die fremden Kaufleute anweisen und verführen, verrätherisch zu handeln, so sollen die Hongkaufleute und Mäckler es an die Regierung berichten. Wenn die fremden Kaufleute

*) Die Hongs waren besser unterrichtet, als die Faktoreimitglieder, welche das Vorgefallene nur dem Fu-Yuen zuschrieben, dessen Feindschaft gegen die Engländer allgemein bekannt war, und der, wie sie glaubten, die Abwesenheit seines Vorgesetzten, des Vizekönigs Li, benützt habe, um den Engländer auf diese Weise mitzuspielen. Man wußte, daß er früher mehrmals allein zu sehr strengen Maßregeln gegen die Fremden gerathen hatte.

Digitized by Google

in den Hafen gekommen sind, und Anker geworfen haben, so sind Offiziere und Soldaten aufzustellen, um zu untersuchen und zu erforschen, und um unaufhörlich geheime Nachsuchungen anzustellen. Fremde Kaufleute, welche in den Faktoreigebäuden wohnen, dürfen nicht nach eigenem Gefallen aus und eingehen, damit sie nicht Handel treiben, und geheime Verständnisse mit verrätherischen Eingebornen unterhalten." §. 5 verbietet, fremde Frauen nach Kanton zu bringen, und sich im Palankin tragen zu lassen; §. 6. befiehlt den Zolloffizianten, auf die Einbringung von Kanonen und Musketen in die fremden Faktoreien ein wachsames Auge zu haben. Die zwei letzten §§ enthalten unwichtige Förmlichkeiten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Philosophie und die Philosophen in Frankreich unter der Restauration.

1. Royer Collard.

(Fortsetzung.)

Einige Tage später kam er auf denselben Gegenstand zu sprechen, wo er sagte: „Ihr seyd im Begriffe aus der Charte eine Monarchie oder eine Republik hervorzuziehen." Ich bin ganz seiner Meinung, und wirklich haben auch die Ereignisse die Republik herausgezogen, d. h. das Prinzip der Souveränetät der Majorität der Nation. Allein der berühmte Publizist gab der Charte eine üble Auslegung, wenn er uns der alten Monarchie in die Arme zurückführen wollte; Dieß hieß nichts andres, als alle Errungenschaften und Anstrengungen der Revolution läugnen und verkennen, und hier die letzte Folgerung dieses Irrthums: „Die legitime Monarchie und die Freiheit sind die absoluten Bedingungen unserer Regierung, weil sie die absoluten Bedürfnisse Frankreichs sind. Trennt die Freiheit von der Legitimität und ihr kehrt zur Barbarei zurück; trennt die Legitimität von der Freiheit, und ihr werdet jene furchtbaren Kämpfe wieder herbeiführen, worin beide unterlagen." Was läßt sich von einem Denker sagen, der eine Staatsgesellschaft zur Barbarei verdammt, weil eine Dynastie verschwindet, und der die Sache der menschlichen Vergesellschaftung in einem Schiffbruch von Königen untergehen zu sehen fürchtet?

Indeß führten die edlern Triebe seiner Natur Royer Collard auch zur Vertheidigung der Rechte und Interessen des Volkes, wenn er sie durch unvernünftige Eingriffe bedroht sah. Hat er doch selbst unter der Restauration die Fortschritte der Demokratie mit einer Tiefe des Wortes vertheidigt, wie sie damals kein Publizist jener Zeit finden konnte. Aber durch einen seltsamen Widerspruch wird eben diese Demokratie, deren progressive Entwicklung man damals prophezeite, in dem Augenblicke, wo sie am mächtigsten hervortritt, verdächtig und verdammlich. Die folgende Stelle aus einer von Royer Collard am 4 Oktober 1831 über die Erblichkeit der Pairie gehaltenen Rede wird bei genauerer Erwägung die ganze Schwäche seiner politischen Philosophie aufdecken: „Es gibt Jahrhunderte, wo bei uns die Demokratie gleichen Schritt hält mit der Civilisation, und die Julusrevolution hat ihren Fortgang beschleunigt. Aus der Gesellschaft, wo sie ohne Gegner herrscht, hat sie sich bereits in die Regierung eingedrängt, indem sie diese Kammer zu einer Autorität erhob, die keine Schranken mehr kennt. . . Als mein edler Freund, Herr de Serre, vor zehn Jahren, hier ausrief: „die Demokratie strömt mit vollen Ufern," handelte es sich erst nur noch von der Gesellschaft; wir konnten ihm antworten und antworteten ihm: Dank sey der Vorsehung, daß sie eine immer größere Anzahl der Geschöpfe zu den Wohlthaten der Civilisation berufst. Gegenwärtig aber ist es die Regierung, um die es sich handelt. Soll die Demokratie allein sie bilden, oder so mächtig in ihr vorwalten, daß sie im Stande wird, alle andern Gewalten zu unterjochen oder zu zerstören? Mit andern Worten: ist die politische Gleichheit die natürliche und gerechte Folge der bürgerlichen Gleichheit? Ich will mich darüber nicht in philosophischen Erörterungen verbreiten, sondern mich bloß auf unsere Erfahrung berufen. Zweimal hat die Demokratie in unserer Regierung eine souveräne Gewalt erlangt; die politische Gleichheit wurde in der Konstitution von 1791 und in der des Jahres III organisirt. Gewiß, den Urhebern davon fehlte es weder an Verstand noch an guten und patriotischen Absichten, ich weiß es. Aber welche Früchte brachte es uns? Nach Innen: Anarchie, Tyrannei, Elend, Bankerott, endlich Despotismus. Nach Außen: einen Krieg von zwanzig Jahren, der mit zwei Invasionen endigte, und von dem uns nichts als der Ruhm unsrer Waffen geblieben ist. Die Ursache davon ist, daß die Demokratie in der Regierung keiner Klugheit fähig, und ihrer Natur nach gewaltthätig, kriegssüchtig und bankerotiererisch ist."

Indem ich diese Worte hier wiedergebe, bedaure ich, daß Royer Collard sie schrieb; es liegt darin allzuviel Bitterkeit, Ungerechtigkeit, blinder Zorn und Verachtung der Natur der Dinge, wie unserer Zeitgeschichte. Royer Collard sagte in der oben angeführten Stelle: er wolle sich in keine philosophischen Erörterungen einlassen; ich bedauere es; denn es erheischte hier solcher, mehr als es je der Fall war. Mittelst ihrer würde der Philosophoph gefunden haben, daß die Sache der Demokratie auch die des gesellschaftlichen Lebens überhaupt ist; er würde die Demokratie nicht so tief in die Gesellschaft verbannt haben, daß er sie von der Regierung ausschloß; diese bewunderungswürdige Politik weist auf fünfzig Jahre früher zurück; sie geziemte sich in dem Munde eines Herzogs von Aiguillon oder eines Herrn von Maurepas. Betrachten wir die Sache unter ihrem wahren Licht. Die Demokratie d. h. die Majorität der Nation vermehrt unaufhörlich ihre Rechte in dem Maße, als sie ihre Aufklärung und Einsichten vermehrt. Sie begann damit, ihre bürgerliche Freiheit zu suchen, und gegenwärtig strebt sie darnach, die soziale Leitung zu gewinnen; doch man sey darüber ohne alle Furcht, sie wird dieselbe nicht wirklich erlangen, und sie nicht eher behalten, als bis sie ihrer würdig ist. Diese Versuche, von denen Royer Collard eine so ungünstige, übelwollende und ungetreue Schilderung entworfen hat, sind ein Beweis für die Bemühungen der französischen Staatsgesellschaft sich ihrer Regierung einzuverleiben. Wenn die Demokratie sich gewaltthätig, kriegssüchtig und bankerotiererisch bewiesen hat, so waren es ihre Lehr- und Flegeljahre; sie hat sie theuer genug bezahlt, um sich daraus abzunehmen, was sie zu thun hat, und auf ihrer Bahn nicht stehen zu bleiben. Es war eines Philosophen würdiger, diesen unwiderstehlichen Fortgang anzuerkennen; belehrt die Demokratie, nicht ihr geschmeichelt, gebt ihr derbe Lehren, aber erkennt

Digitized by Google

ihr auch ihr Recht zu, ihre Macht nach ihrer Aufklärung zu bemessen. Die Staatsgesellschaft vom Grund aus von der Regierung zu trennen, ist ein Stück aus der alten Feudal-Rumpelkammer, eine unwillkürliche Erinnerung aus einer Zeit, wo die Gesellschaft aus Besiegten bestand, die der Sieger beherrschte; von den damaligen Regierungen konnte man sagen, was Beaumarchais von dem hohen Adel sagte: „ein Großer hat uns immer viel Wohlthat erwiesen, wenn er uns kein Uebel zufügt." Damals hatte die Regierung und die Gesellschaft jede ihr eigenes Interesse; damals wurde die regierende Minorität von der gehorchenden Majorität gebeten, oder aufgefordert, ihr wenigstens Garantien zu geben. Royer Collard hat oft wiederholt, daß die Regierungen Garantien sind, und daß sie deßhalb allein schon geachtet werden müssen. Das heißt die Richtschnur für Das, was ist, in Dem suchen, was gewesen; das heißt nur die negative Seite der Gewalt sehen, das heißt die Initiative verkennen, deren Erlangung und Handhabung der Intelligenz gebührt. Diese ist das göttliche Recht in unserm Jahrhundert.

Der politischen Philosophie Royer Collard's ermangelt es demnach im Grund an Tiefe und Halt, sie hüllt sich in metaphysische Formen, hat aber nicht die Kraft der wahren Spekulation, sie schwankt zwischen geschichtlichen Erinnerungen, und dem guten Willen einer rationellen Philosophie; sie hat weder die Poesie der Vergangenheit, noch verweist sie auf zukünftige Bahnen; sie ist, ich weiß nicht was für eine Mischung von gewissenhaften und ehrenwerthen Gesinnungen, denen es an innerer Kraft gebricht. Was indeß Royer Collard lange Zeit, ich will nicht sagen der spätern Nachwelt, doch seinen Zeitgenossen empfehlen wird, sind seine redlichen Absichten, ein Geradsinn, die ihn oft mit einer edlen Beredsamkeit gegen die Thorheit der Gegenrevolution begeisterten. Dieser Publizist ist ausgezeichnet, wenn er einem Irrthum widersteht. Die Defensive ist ganz für sein Talent geeignet; so war es in einer Rede, die er am 12 April 1825 über das Sakrilegiengesetz hielt, und in der er so schöne Worte über den Spiritualismus des Christenthums sprach, über die Gesellschaften, die auf der Erde leben und sterben, „über die Wahrheit, die nicht von dieser Welt ist," über dieses gottlose und materialistische Gesetz, „das an kein zukünftiges Leben glaubt und vorgreiflich die Hölle verhängt."

Etwas unbesonnene Freunde haben Royer Collard's Styl mit dem von Pascal verglichen; ich möchte eher in ihm Aehnlichkeit mit dem Style Nicolle's finden. In Pascal herrscht eine Unabhängigkeit und Höhe des Gedankens, welche die Verhältnisse unsers zeitgenössigen Publizisten weit überragt. In seinem Skeptizismus, in seinem Ringen nach Glauben, in seinem Schmerz nicht alle Seeligkeit desselben genießen zu können, wird Pascal zuweilen ein so kühner Dichter wie Lord Byron. Pascal läßt sich manchmal in einer unbändigen Melancholie überraschen, die ihn weit hinaus fortreißt über das Christenthum und in einen bodenlosen Abgrund der Verzweiflung stürzt. Nicolle ist eines so vulkanischen Seelenungestümes nicht fähig, nüchtern und bescheiden, mit einem sorgsam genauen Scharfsinn begabt, von einer gemessenen Resignation beseelt, dringt er nie über den Horizont hinaus, an den sein Auge gewöhnt ist; bei diesem trefflichen Jansenisten findet sich kein Sprung eines kühnen Vorwitzes, kein Ungestüm, heißer Einbildungskraft, kein Ausbruch des Schmerzes oder der Begeisterung; er wandelt gemessenen Schrittes durch das Leben und seine Bücher, mit einer Monotonie, die für ihn eine Gewissenssache ist. Ueberhaupt finde ich zwischen Nicolle und Royer Collard mehrere ähnliche Züge, und ich möchte fast glauben, daß er sich in der Schule des Jansenismus des Port Royal herangebildet habe.

Hier noch ein Wort darüber, wie wenig dieser Publizist die Revolution und das Kaiserreich begriffen; nur mit Unmuth und Verdruß sah er so viele Scenen und Schauspieler, so viele Katastrophen und Siege an sich vorübergehen; die Geschichte unsrer vierzig letzten Jahre ist ihm nur eine unselige und regellose Unterbrechung der Legitimität; Napoleon nur ein Usurpator im schlechten Geschmacke eines Ludwigs XIV. Nicht viel mehr scheint Royer Collard ein Anhänger der sozialen Bewegung zu seyn, von der er Zuschauer ist. Traurig rief er aus: „Genug der Ruinen," ohne zu erkennen, wozu diese Ruinen. Der neue Geist, der um ihn her weht, erzürnt ihn; gern riefe er dieser ungestümen Jugend zu: „Was wollt ihr, junges Geschlecht, thöricht und ungeduldig Volk? Ihr wollt noch vorwärts gehen, und wir sind müde, und überhaupt stehen wir schon am Ziele. Setzt euch ruhig euren Vätern zur Seite. Seyd artig und klug, nehmt Verstand an, und laßt uns handeln und reden, dann wird Alles gut gehen." — Aber diese Jugend ist unklug genug, nicht auf diesen Rath zu hören; sie achtet Alter und Talent; sie erinnert sich dankbar der geleisteten Dienste, aber sie hält sich nicht zu solidarischer Haftung verbunden für das Schicksal eines emeriten abgelebten Systemes. Ist es die Schuld der neuen Generationen, wenn sie bei ihrer Ankunft die ephemeren Zelte von den Stürmen des Jahrhunderts in Fetzen gerissen finden und sich nun einander fragen müssen, wo sind Mörtel und Bausteine, um ein neues Gebäude aufzuführen, unter dem wenigstens unsre Kindeskinder gegen Wind und Wetter Schutz finden?

(Schluß folgt.)

Ueber den Einfluß der Jahreszeiten auf die menschlichen Kräfte und Fähigkeiten.

(Mitgetheilt von Quetelet in der Revue Encyclopédique.)

Der Erfahrungssatz, „daß die Wirkungen den Ursachen entsprechen," ist wohl einer der folgereichsten. So einfach er an und für sich ist, so zeigt er doch, besonders in Allem, was sich auf das Studium der Entwicklung menschlicher Kräfte und Fähigkeiten bezieht, die merkwürdigsten Resultate. Ein anderer nicht minder wichtiger Satz, den man übrigens als Folgesatz des vorigen betrachten kann, ist der, „daß periodische Ursachen auch periodische Wirkungen haben." Ein sehr merkwürdiges Beispiel hiefür ist die periodische Wiederkehr der Jahreszeiten oder die Stellungen der Erde zur Sonne. Diese Wiederkehr macht sich auf der Erde nicht nur durch die Veränderungen, welche die Vegetation, die Atmosphäre und alle physischen Agenzien, als da sind: Wärme, Licht, Magnetismus und ohne allen Zweifel die Elektrizität, erleiden, sondern auch an belebten Wesen bemerkbar. Der Mensch besonders steht auf ganz eigene Weise unter dem Einflusse der Jahreszeiten, und man wird, hat man einst das Studium der Entwicklung menschlicher Kräfte noch tiefer ergründet, staunen, daß man nicht früher schon bemerkte, welch wesentlichen Einfluß die periodische Wiederkehr der Jahreszeiten auf Alles hat, was unser Geschlecht betrifft. Die folgenden Beobachtungen mögen dazu dienen einen vorläufigen Begriff hiervon zu geben.

Die Zahl der Todesfälle ist, in Städten und auf dem Land, im Winter viel größer als im Sommer, das Verhältniß ist ungefähr wie 5 zu 4.

Digitized by Google

Ebenso ist es mit den Geburten; auf zwei Kinder im Julius geboren, rechnet man ungefähr drei, die im Januar oder Februar geboren werden. Diese Resultate beruhen auf Beobachtungen, die in zwölf auf einander folgenden Jahren in den Niederlanden gemacht wurden, und um sie anschaulicher zu machen, hat man sie in der folgenden Tabelle zusammengestellt. Zu bemerken ist, daß alle Monate zu 31 Tagen gerechnet sind, und daß als Einheit die Durchschnittszahl der Geburts- und Sterbefälle angenommen wurden.

Monate.	Geburten.		Sterbefälle.	
	Städte.	auf dem Land.	Städte.	auf dem Land.
Januar . .	1,067	1,102	1,158	1,212
Februar . .	1,122	1,177	1,088	1,196
März . . .	1,085	1,157	1,050	1,192
April . . .	1,035	1,014	1,002	1,120
Mai . . .	0,971	0,927	0,946	0,978
Junius . .	0,918	0,862	0,901	0,882
Julius . .	0,895	0,858	0,874	0,809
August . .	0,952	0,908	0,910	0,822
September .	0,980	0,995	0,971	0,886
Oktober . .	0,977	1,009	0,999	0,954
November .	1,005	1,009	1,024	0,935
Dezember .	1,018	1,022	1,076	1,050

Man sieht übrigens, daß der Einfluß der Jahreszeiten sich auf dem Lande weit stärker herausstellt als in den Städten, was dadurch erklärt zu werden scheint, daß man dort sich weit weniger gegen den Wechsel der Temperatur schützen kann als hier. Das Maximum der Geburten im Februar setzt ein Maximum von Empfängniß im Mai voraus, weil da, nach der Strenge des Winters, die Lebenskraft in voller Thätigkeit ist.

Die vorstehende Tabelle gibt das Alter der Individuen nicht an; diese Bezeichnung ist jedoch sehr wichtig, weil sie darthut, welchem Lebensalter Hitze oder große Kälte besonders nachtheilig sind. Die folgende Tabelle zeigt diesen Unterschied wenigstens für die Monate Januar und Julius, weil diese beide Extreme bieten.

Alter.	Todesfälle während der Monate:		Todesfälle im Julius auf 1,00 Todesfälle im Januar.
	Januar.	Julius.	
Todte Geburten	269	215	0,80
im ersten Monat nach der Geburt	3321	1719	0,52
1 bis 6 Jahre . . .	878	600	0,69
8 — 12 —	616	447	0,75
12 — 16 —	409	420	1,05
16 — 20 —	502	545	1,09
20 — 25 —	861	796	0,95
25 — 30 —	795	724	0,92
40 — 45 —	818	618	0,75
62 — 65 —	968	525	0,54
79 — 81 —	658	332	0,51
90 und darüber . . .	252	99	0,39

Aus diesen Zahlen geht hervor, daß der Einfluß der Jahreszeiten je nach der Verschiedenheit des Alters besonders bemerkbar ist. Die todten Geburten waren in einem Verhältniß wie 5 zu 4; allein im Augenblick, wo das Kind das Licht der Welt erblickt, wird auch der Einfluß der Jahreszeiten bemerkbar, so daß für zwei Kinder, die im Januar sterben, man im Julius nur eines verliert. Diese größere Sterblichkeit im Winter vermindert sich und nimmt fast ganz ab, wenn die Kinder 10 bis 12 Jahre erreicht haben; nach dieser Zeit, während der Mannbarkeit und während der auf diese folgenden Jahre, entwickelt sich die Lebenswärme in so hohem Grade, daß die Einwirkung des Sommers den nachtheiligsten Einfluß auf den jungen Menschen übt. Gegen die Zeit der Verheirathung hin und während der Dauer der Zeugungskraft, ist der Einfluß der Jahreszeiten fast unmerklich. Erst nach dem zurückgelegten vierzigsten Jahre fängt der Winter an nachtheilig einzuwirken, und dieser Einfluß vermehrt sich mit den Jahren, so daß nach zurückgelegtem 65 Jahre dem Greis die Kälte eben so schädlich ist als neugebornen Kindern. Noch mehr ist Dieß nach zurückgelegtem 90 Jahre der Fall, denn auf zwei bis drei Greise, die im Winter sterben, kommt nur einer, der im Julius stirbt. Die Zahlen der letzten Kolumne kann man als den Maßstab der Lebenswärme annehmen, die der Mensch in seinen verschiedenen Stufenjahren besitzt, und es zeigt sich da, daß seine Lebenswärme gegen das Alter der Mannbarkeit hin die höchste Stufe erreicht hat.

Es ist zu bedauern, daß wir nicht im Stande sind, eine genaue Uebersicht der Heirathen während der verschiedenen Jahreszeiten zu geben; ohne Zweifel würde man da rücksichtlich der Geburten, und folglich auch der Empfängniß, dieselbe genaue periodische Wiederkehr finden.

Nicht nur auf Geburten und Sterbefälle, sondern auch auf die Entwicklung der Leidenschaften des Menschen, seinen Hang zu Verbrechen und größere Ausbildung der Anlage zum Wahnsinn wirkt, wie Dieß in einem frühern Aufsatz *) erklärt wurde, die periodische Wiederkehr der Jahreszeiten ein. Schon Rousseau bemerkte, daß das Wachsthum des Körpers im Sommer schnellere Fortschritte mache, als im Winter, und es ist bekannt, welchen Einfluß die Jahreszeiten auf die Natur und Dauer der Krankheiten haben. Es ist nicht zu bezweifeln, daß weitere Forschungen rücksichtlich der verschiedenen Kräfte und Fähigkeiten des Menschen jene Wechselwirkung, die ich hier nur angedeutet habe, noch mehr entwickeln und die Behauptung bestätigen werden, die ich früher schon aussprach: „daß das Menschengeschlecht als Masse betrachtet unter der Herrschaft physischer Einwirkungen steht; je größer also die Zahl der Individuen ist, desto unmächtiger ist der Wille des Einzelnen, und desto vorherrschender eine Reihe von allgemeinen Ereignissen, die von Ursachen abhängen, durch die das Bestehen und die Erhaltung der Gesellschaft bedingt ist.“ Indeß tritt hier der Unterschied ein, daß, wenn auch das gesellschaftliche System ebenso wie jedes andere von der Einwirkung von Ursachen abhängig ist, es dagegen wieder moralische Kräfte in sich trägt, die fähig sind diesen Einfluß, wenn auch nicht gänzlich, doch wenigstens bedeutend zu lähmen.

Vermischte Nachrichten.

Neuere Entdeckungen, die bei den zur Vergrößerung von Odessa vorgenommenen Arbeiten zu Tage kamen, scheinen die, schon früher aus Arrian und aus des anonymen Verfassers einer Reise in der Nachbarschaft des Euxin Angaben der Ortsentfernungen, gezogene Muthmaßung zu rechtfertigen, daß hier eine griechische Niederlassung unter dem Namen; Ἰστριανῶν λιμήν, Hafen der Istrianer, bestanden habe. Diese Annahme wurde bereits früher durch die bei Erweiterung des Hafens gefundenen vielen schönen Vasen von griechischer Arbeit unterstützt, die mit den sogenannten etruskischen viele Aehnlichkeit hatten, und neuerdings wieder durch eine von dem Ingenieur Van der Vlies, der mit einem Theile der Hafenarbeiten beschäftigt ist, dem Antiquitätenmuseum von Odessa übergebene, wohl erhaltene Amphora und den Bruchstücken eines andern ähnlichen Gefäßes von gebrannter Erde. Bekanntlich bedienten sich die Alten dergleichen Gefäße zur Aufbewahrung von Wein und Oel. Der Name des Töpfers, den man gewöhnlich darauf findet, ist bis zur Unleserlichkeit verwischt.

Kapitän Pogson hat aus Chittagong eine Abschrift des Buchs der Zubur oder Psalmen mit burmanischen Schriftzeichen gebracht. Die Mugs leisten ihre Eide auf dieses Buch. Kapitän Pogson hat sich hierauf bemüht, in einem in Calcutta erschienenen Werke die schon von Sir William Jones aufgestellte Hypothese, daß die Mugs eine Judensekte seyen, zu unterstützen. Zubur ist der arabische Name für das Buch der Psalmen. Pogson hat zugleich eine andere wichtige Entdeckung gemacht, nämlich daß Chittagong das berühmte Land Ophir sey!

*) Ueber den Hang zu Verbrechen und deren regelmäßige Wiederkehr zu verschiedenen Zeiten. s. Ausland v. d. J. Nro. 30. 31. 32.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 139. 18 Mai 1832.

Eine Parlamentssitzung in Taheiti. *)

Indem wir das Protokoll einer jener merkwürdigen Sitzungen des taheitischen Areopags getreulich aufzeichnen, in welcher eine der wichtigsten Fragen für die gesellschaftliche Ordnung abgehandelt wurde, eine Frage, die seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die höchsten Intelligenzen Europa's beschäftigt hat, kann es unsere Absicht nicht seyn, unsere eigenen Gesetzgeber dadurch belehren zu wollen; wir geben vielmehr dieses neue und anziehende Gemälde nur als ein merkwürdiges, und in seiner Art seltenes Beispiel jener zunehmenden geistigen Entwicklung, welche in unsrem Jahrhunderte bei allen Völkern die Oberhand gewinnt. Die Abschaffung der Todesstrafe, von allen Philanthropen so eifrig verlangt, ist auch in Taheiti ein Gegenstand des Nachdenkens und der Berathung der weisesten Männer dieser Insel gewesen. Man wird von den Rednern Polynesiens jene gedrängte und eindringliche Logik nicht erwarten, welche die großen Männer unserer europäischen Parlamente auszeichnet; doch wenn man auf den Stand der Civilisation jenes Volkes zurückgeht, kann man nicht umhin, in den aufrichtigen und naiven Ausdrücken ihrer Beredsamkeit viele Feinheit des Geistes und ein sehr gesundes Urtheil wahrzunehmen. Welche Ideenentwicklung läßt sich übrigens von einem Volke erwarten, das gleichsam erst gestern aus den Armen der Natur erwachte, und noch keinen andern Führer kennt, als die Bibel, worin der größere Theil kaum zu buchstabiren versteht. Die höchste Geistesfähigkeit dieser gutmüthigen Insulaner beschränkt sich darauf, die heil. Schrift geläufig zu lesen, und ihre Lehren und Gebote, so wie den Unterschied zwischen dem alten und dem neuen Gesetze einiger Maßen zu begreifen. Eine große Lehre geben jedoch diese Kinder der Natur, bei ihren ersten Schritten zur Civilisation, dem alten Europa, das Anfangs aus dem Evangelium nur eine blutgefärbte Begeisterung zu schöpfen wußte.

Als gewissenhafte Geschichtschreiber, wollen wir mit der Beschreibung des Ortes beginnen, wo sich die gesetzgebende Versammlung vereinigte. Nichts ist malerischer und bezaubernder als der Anblick jenes Gebäudes, das zugleich Kirche und Parlamentshaus ist. Es erhebt sich an äußersten Südende der Stadt Taheiti, wie ein anmuthiger Kiosk unter grünen Bogenlauben von Bananen und Kokosbäumen, deren üppiges Land das geweihte Haus zu beschirmen scheint. Diese reizende Lage erinnert an den Tempel der Nymphe Egeria, in welchem Numa's erhabene Begeisterungen erwachten. Der weißliche Schimmer der äußeren Wände, und der warme Farbenton der Bedachung, bilden einen wundervollen Kontrast mit dem dunklen Grün der umstehenden Bäume. Das Ganze ist aus Holz gezimmert, und schien uns ein Achteck zu bilden, dessen Dach aus einem Geflechte von Bananenblättern und Bambusstauden so dicht verwebt ist, daß kein Regen eindringen kann. Acht große Fenster, ohne Scheiben, erhellen den innern Raum des Saales, in welchem keine Art Verzierung angebracht ist. Der Eingangsthüre gegenüber befinden sich die Kanzel und ein Pult, die zugleich auch als Sitz des Präsidenten und als Rednerbühne dienen. Wer in Europa den Sitzungen unserer Kammern beiwohnte, wird sich schwer eine Vorstellung von dem Anblicke machen, welchen das Parlament in Taheiti gewährt. Man denke sich eine Vereinigung von 120 Personen, zum Theil in einzelne Kleidungsstücke europäischer Tracht gleichsam eingezwängt, zum Theil in baumwollene Decken gehüllt; den Kopf mit Straußen- und Pfauenfedern geschmückt, oder mit alten, abgelegten englischen Militärhüten bedeckt, und man wird sich einen schwachen Begriff von dem sonderbaren Anblick dieser grotesken Versammlung machen, welche man eher für eine verdächtige Zusammenkunft von Bettlern und Marktschreiern zu halten geneigt wäre, als für eine Vereinigung ehrenwerther Gesetzgeber. Dabei muß man aber sagen, daß die wichtige Miene, und die ernste und stolze Haltung dieser Patrizier, mit der Armseligkeit ihres Anzuges einen großen Gegensatz bilden. Im Allgemeinen haben die Insulaner von Taheiti keinen Begriff von der Lächerlichkeit ihrer seltsamen Bekleidung; sie glauben vielmehr, durch Annahme der europäischen Tracht (wenn auch nur in einzelnen Stücken) sich den gebildeteren Nationen näher zu stellen. Ueberhaupt gilt in dem Bereiche ihrer Ideen eine mehr oder minder komplete Ausstattung von Kleidern nach europäischem Schnitte, als Zeichen einer größeren oder geringeren Entwicklung ihrer Civilisationsgrundsätze. Die tiefste Stille wird in dem Saale beob-

*) Der Kapitän Kotzebue hat schon im Jahre 1825, in seinen sehr interessanten Berichten über die Sitten der Einwohner der Freundschaftsinseln, und namentlich über jene von Taheiti (Tahiti, Otaiti) von der Absicht dieser Insulaner gesprochen, sich mit der Redaktion einer konstitutionellen Charte zu beschäftigen, welche nach der Krönung des Königs Pomare II promulgirt werden sollte. Gegenwärtiger Aufsatz ist aus dem Reisetagbuche des Lieutenants Ridgley entlehnt, welcher diese Inseln im Jahre 1827 besuchte.

Digitized by Google

achtet, wo nur die Stimme des Redners allein hörbar ist, ohne daß sie je durch ein Geflüster, oder durch irgend eine Störung anderer Art, unterbrochen würde. Jeder ist mit gespannter Aufmerksamkeit bei der Sache: arrectis auribus adstant. Nicht minderes Lob verdient das Betragen der Redner. Nie setzen sie die Ehrerbietung aus den Augen, welche sie der Versammlung schuldig sind; und wenn sie die Meinung eines früheren Redners bekämpfen, herrscht in ihrer ganzen Polemik so viel besänftigende Ruhe, daß der reizbarste Mensch keinen Vorwand finden könnte, das Wort wegen anstößiger Persönlichkeiten zu verlangen. Diese Urbanität steht in großem Kontraste mit den Formen unserer europäischen Polemik, welche täglich mehr in Grobheit und Reizbarkeit ausartet. Die Sprache der taheitischen Redner ist einfach und wahr, und dabei von einem außerordentlichen Lakonismus. Ueberhaupt gibt es keine politische Versammlung in Europa, welche einer unzeitigen Diskussion weniger Worte opferte, und hauptsächlich die parlamentarischen Formen mit einer so gewissenhaften Wohlanständigkeit zu ehren wüßte, als die Senatoren von Taheiti.

Nachdem man uns in den Saal eingeführt hatte, erhob sich ein ehrwürdiger Greis, welcher der Versammlung ankündigte, es werde über die Frage debattirt werden: ob ein Mörder künftighin zur Todesstrafe, oder zur ewigen Verbannung verurtheilt werden solle. Tiefe Stille herrschte nach dieser kurzen Anrede des Präsidenten. Obgleich man schon mehrere Tage vorher den Gegenstand der Diskussion kannte, hatte sich doch kein Redner vormerken lassen; es scheint, daß diese Sitte in Taheiti noch nicht üblich ist. Indessen wendeten sich alle Augen fast zugleich auf einen der Häuptlinge, einen Mann von Verstand und großem Rufe, welcher sogleich dem still geäußerten Wunsche der Versammlung entsprach, indem er sich von seinem Sitze erhob, und mit festem Schritte die Rednerbühne bestieg. Es war Hitoti, ein eifriger Beförderer der religiösen Reform, und Chef des Stammes der Papiten. Ich würde, als Historiograph dieser Sitzung, einen Fehler begehen, die Beschreibung seines Kostümes mit Stillschweigen zu übergehen: er trug die Uniform eines Schiffsfähnrichs; ein schottisches Röckchen von der Hüfte bis zum Knie; Halbstiefeln und einen runden Hut.

„Ich zweifle nicht," sagte er, nachdem er den Präsidenten und die Versammlung begrüßt hatte, „daß es rathsam seyn möchte, besonders in unseren Tagen, wo wir ein regenerirtes Volk geworden sind, eine Modifikation unserer alten Gesetze, in Betreff der Bestrafung des Mordes, eintreten zu lassen. Seitdem diese große Frage besprochen wird, habe ich reiflich darüber nachgedacht, und da die Versammlung den Wunsch zu äußern schien, meine Meinung über diesen hochwichtigen Gegenstand zu hören, will ich dieselbe in wenigen Worten hier aussprechen: Sollten die Gesetze von Großbritannien, eines Landes, aus welchem so viel Gutes zu uns gekommen ist, nicht zweckmäßig seyn? Jene Gesetze strafen den Mörder mit dem Tode; ich glaube also, daß wie es in England geschieht, es auch bei uns geschehen könne. Dieses ist meine Meinung."

Die tiefe Stille, welche auf die Worte des Redners erfolgte, wurde endlich durch Utami unterbrochen, welcher sich erhob, und nachdem er einen Blick auf die Versammlung geworfen, um zu sehen, ob nicht vielleicht ein Anderer das Wort nehmen wollte, die Rednerbühne bestieg, und sich in folgenden Worten ausdrückte:

„Der Chef der Papiten hat der Wahrheit ein glänzendes Zeugniß gegeben, als er von den Wohlthaten sprach, welche uns von dem christlichen Volke Großbritanniens zugekommen sind. — Wir verdanken ihm das Evangelium! — Doch scheint Hitoti viel zu weit gegangen zu seyn, indem er die englischen Gesetze auf uns übertragen will. Seitdem uns das Evangelium leitet, bedürfen wir seiner Gesetze nicht, denn wir finden in diesem Buche alle Lehren und Vorschriften für unser Verhalten. Verhängt etwa das Evangelium die Todesstrafe über Den, welcher sich verstohlener Weise in ein fremdes Haus einschleicht? oder über Jemand, welcher einen falschen Namen unterzeichnet? oder über den Dieb, welcher in einem Pferche Schafe stiehlt? — Ich frage: Wer unter Euch möchte einen Menschen wegen ähnlicher Vergehen zum Tode verurtheilen? Und doch sprechen die englischen Gesetze in solchen Fällen diese Strafe aus. — Nein, lassen wir jenem großen Volke seine Gesetze, welche seiner eigenen Civilisation vielleicht zusagen mögen, jedoch für uns zu grausam sind. — Das Evangelium allein sey unser Führer. — Das ist meine Meinung."

Nach einigen Augenblicken des Schweigens, erhob sich Upuparu, welcher den Beinamen: „die große Eidechse" führt, und wegen seiner Beredsamkeit sowohl, als wegen des hohen Anstandes seiner Manieren, den Ruf eines ausgezeichneten Mannes genießt. Nachdem er die früheren Redner, üblicher Weise, briobt hatte, drückte er sich aus, wie folgt:

„Obgleich ich mit dem Schlusse der Rede meines Bruders Hitoti einverstanden bin, so kann ich es mit seinen Beweggründen doch nicht seyn. Utami hat uns sehr gut und klar dargethan, daß es nicht die englischen Gesetze sind (und wären sie noch so vortrefflich), welche uns leiten sollen. Aus uns selbst, und mit Hülfe unseres erhabenen Buches, müssen die Gesetze entstehen, welche unserer geselligen Ordnung zur Richtschnur dienen sollen. Oeffnet dieses Buch, Freunde, die ihr schon im Stande seyd, nützliche Lehren aus demselben zu ziehen, und ihr werdet darin folgende Stelle finden: — „„Wer Menschenblut vergießt, deß Blut soll auch durch Menschen vergossen werden."" Diese Worte sind klar und bedeutungsvoll; sie lassen keine zweideutige Auslegung zu. — Ehe ich jedoch meine Meinung hier aussprechen wollte, habe ich die Missionärs befragt, und insbesondere mit Mitti Truttu, dem Pelikan (Namen, welchen die Eingebornen einem englischen Missionär gegeben), mehrere Unterredungen gehabt. Dieser sagte mir, daß jene Stelle aus der heiligen Schrift auch den englischen Gesetzgebern zur Richtschnur gedient habe. Ich wiederhole es: Nein! nicht darum, weil die englischen Gesetze den Mörder zum Tode verurtheilen, stimme ich für die Annahme dieser Maßregel, sondern weil es die Bibel befiehlt, daß das Blut des Mörders vergossen werden solle." — (Lauter und einhelliger Beifall.)

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Philosophie und die Philosophen in Frankreich unter der Restauration.

1. Royer Collard.

(Schluß.)

Vorzüglich aber muß man über die Unfruchtbarkeit erstaunen, in die Royer Collard's philosophische Laufbahn ausgeht. Nicht ein Werk; nicht einmal einen Versuch, nichts als eine Sammlung von wenigen politischen Reden, die uns allerdings schöne Stellen bieten, wo aber eine prunkvolle, engherzige und zuweilen pedantische Metaphysik vorherrscht; nicht auf solche Weise gelangt man dahin, einer Bewegung einen Stempel aufzudrücken, in seinem Jahrhundert Anker zu werfen. Royer Collard bemerkte in seiner Rede an die französische Akademie, mit Dank nehme er die Begünstigung, die sie ihm zuerkannt habe, „eine Begünstigung, die Bossuet und Montesquieu gesucht." Aber Bossuet und Montesquieu, an die zu erinnern von dem Redner wenigstens etwas unklug war, hinterließen doch etwas, sollten wir meinen; der Eine war die Stütze und das Organ der Religion, die sich damals mit der Monarchie verschmolz; der Andere wurde der Geschichtschreiber der sozialen Gesetze; Beide haben ihren Ruf bei den Zeitgenossen und ihre Unsterblichkeit nur mit positiven, zahlreichen und dauerhaften Werken erkauft. So ist die Menschheit beschaffen, daß sie ihre wahre Achtung nur der Fruchtbarkeit und Kraft schenkt; sie nimmt nicht zum Voraus für geschehen an, was nicht geschehen ist; sie liebt nicht mißrathene große Männer, und gibt den Ruhm nicht auf Kredit; ja sie hat sogar so wenig Geschmack für dergleichen Größen, daß sie oft nur das Grab derselben erwartet, um darauf ihr Urtheil als Inschrift zu setzen. Im achtzehnten Jahrhundert, das Royer Collard und seine Schule gewissermaßen mit mitleidigem Achselzucken anzusehen pflegen, war man so einfältig zu glauben, daß große Namen nur durch große Arbeiten erworben werden. Voltaire brachte sein Leben damit zu, von der Geschichte zum Drama, von der Poesie zur Philosophie, von dem Kampfe mit Racine zur Vertheidigung Sirven's und Calas überzugehen; Diderot wußte seinen feurigen Geist unter das Studium der Mechanik zu beugen, und fand Zeit, die Hälfte der Encyklopädie zu schreiben. Rousseau, dieser arme Rousseau, der von den Theoretikern der Restauration so geringschätzig behandelt wird, war im vierzigsten Jahre sich seiner bewußt und Herr geworden, und ruhte und rastete von dort an nimmer; er vervielfältigte seine originalen Schöpfungen, da er sich einbildete, daß man über sein Jahrhundert eine Autorität, und bei der Nachwelt einige Ansprüche auf Erinnerung nur dadurch erlange, daß man sie mit seinem Ich bezahle und ganz ihnen sich hingebe. Sein Genie war eine immer frische und sprudelnde Quelle, wo seine Zeitgenossen ihre heißen Stirnen kühlen, und ihre ermatteten Glieder erfrischen konnten; seine Seele hatte nicht eine Stelle, die nicht von den Schmerzen seines Jahrhunderts durchbohrt war und blutete; ein in Schmerz getauchtes (endoloric) Opfer — ein Wort, das er selbst erfand — war sie von einer göttlichen Liebe für die Menschheit zerrissen.

In unsern Tagen macht man sich einen Namen und einen Namen, womit man sehr zufrieden seyn kann, ohne so viele Mühe und Weitläufigkeit. Zwei Wege führten in diesen letzten Jahren sicher zum Ruhme: eine Uebersetzung und eine Vorrede. Bei einer Uebersetzung hatte man den Vortheil, daß man sich nicht selbst zu kompromittiren Gefahr lief, und doch seinen Namen der Welt bekannt machte; freilich steht man dabei hinter einem Andern, aber man wird dennoch gesehen; man kann sich sogar manchmal das Ansehen einer gewissen Superiorität über den Verfasser geben; Dieß kleidet gut, und gibt von dem Mann einen hohen Begriff und unabsehbare Hoffnungen. Endlich, wenn die Zeit gekommen, wenn Alles reif und vorbereitet ist, wird das Genie alle Fesseln abschütteln, seine Fittige entfalten, und was gebären? — Eine Vorrede. Hier kann man sich ganz den Zügel schießen lassen; man beurtheilt von Oben herab, was Andere gemacht haben, deutet an, was Anders hätte gemacht werden können, verspricht es eines Tages selbst zu thun, kündigt ein prächtiges Werk an, an dem man, wie man merken lassen kann, sein ganzes Leben arbeitet. Mehrere haben ihre Berühmtheit diesen Vorspiegelungen einer stolzen Unmacht zu danken.

Unglücklicherweise ist die günstige Zeit für dergleichen Kunstgriffe vorüber; die Luft der Revolution ist zu rauh für dergleichen gedeckliche Wesen. „Die Zeit, sagt ein großer Dichter, trägt auf ihrem Rücken einen Bettelsack, in den sie das Almosen wirft, das sie für die Vergessenheit einsammelt, ein Riesengeschöpf, ein Ungeheuer, das sich von Undank nährt." Dieses fruchtbare Geschäft der Zeit scheint in unseren Tagen seine Thätigkeit verdoppelt zu haben, vorzüglich wenn sie auf ihrem Wege nichts findet, um ihren Bettelsack zu füllen, als unreif geborne Werke und unstichhaltigen Ruhm. Man hat gesagt, daß die letzte französische Revolution die Literatur getödtet habe; allerdings die kleine, die große nicht. In der That hat die Revolution den Nimbus um gewisse Sterne am literarischen Himmel zerstört, und es wird künftighin schwieriger seyn, sich eine Celebrität zu erwerben; die Koterien sind völlig aus dem Geleise gekommen, und haben ihren ganzen Kredit verloren; das Publikum, das mit allzu großmüthiger Huld seine Stimme wegschenkte und verschwendete wie ein Ordensband, ist heutzutage mißtrauischer und sparsamer geworden.

So wird es vielleicht anschaulich werden, wie entblößt von Ideen und Prinzipien uns die Philosophie der Restauration gelassen hat; der Weg, den sie eingeschlagen hatte, war falsch; man mußte ihn verlassen, einen neuen aufsuchen; ich werde mich daher jetzt mit der Darstellung der ersten Versuche, andere Bahnen zu eröffnen, beschäftigen.

Ein Besuch auf der Insel Johanna.

Es ist bekannt, daß die Negerfürsten der Küste von Guinea nicht bloß meistens Namen und Würden der hohen englischen Aristokratie, sondern auch oft statt der Diademe die abgelegten Perrücken der englischen Staatsmänner tragen; nicht das Gleiche hätten wir auf der Insel Johanna unter der Breite des Kanals von Mozambik vermuthet. Kapitän Hall erzählt in seinen „Fragments of Voyages and Travels," die unsern Blättern schon manchen interessanten Beitrag lieferten, von einem Besuche auf der Insel Johanna Folgendes:

„Wir folgten unserm Führer nach seiner Wohnung, wo er uns zwar nicht seinen Weibern vorstellte, denn diese waren hinter einem Schirme von Matten versteckt; aber einigen seiner männlichen Familienglieder, unter Andern einem durchtriebenen kupferfarbigen Herrn, der sich in seiner Unterredung mit uns den „Herzog von Devonshire" zu nennen beliebte und sehr mit Bitten in uns drang, wir möchten ihm die Ehre gönnen, unsre Wäsche waschen zu dürfen. Seine Gnaden war ein kleiner rühriger Ge-

Digitized by Google

stelle, der sehr herablassend war, weder Schuhe noch Strümpfe trug, und so wenig mit einer Nase bedacht war, daß wenn man sein Gesicht in Profil hätte zeichnen wollen, die von den Physiognomikern so genannte Gesichtslinie ohne Unterbrechung von der Stirne bis zu den Lippen gezogen werden konnte. Der arme Herzog konnte sich schwerlich die Ursache des Gelächters erklären, das seine Beschäftigung, sein Name und sein Aussehen bei Denen von unsrer Gesellschaft erregten, die seinen erlauchten Namensvetter auf der andern Hemisphäre gesehen hatten.

„Die meisten Eingebornen von Johanna sprechen etwas Englisch; doch trifft man die Kenntniß dieser Sprache vorzüglich unter den Granden der Insel, wie denn auch nicht mehr als billig. Folgendes ist ein wörtlich aufgezeichnetes Gespräch der Herzoge und Earls in der Hauptstadt dieser Comoro-Insel: „How do you do, sir? Very glad see you. Damn your eyes! Johanna men like English very much. God damn! That very good? Eh? Develish hot, sir! What news? Hope your ship stay too long while, very! Damn my eye! Very fine day!“ *) Dann pflegten Ihre Gnaden meist leise und mit sehr huldreichem Lächeln hinzuzufügen: „Sie brauchen Orangen? Brauchen Sie keine Ziegen? Wohlfeil! Gute Waaren, Sir! Schicken Sie mir Ihre Wäsche: ich wasche sie mit meinen eigenen Händen! Sauber, rein, sehr rein!“ — Und dann, um die günstige Meinung, die diese beredte Aufforderung zur Folge haben sollte, zu bekräftigen, brachte der Herzog oder Lord gewöhnlich eine Hand voll Zeugnisse von ostindischen Seeleuten, amerikanischen Briggskapitänen, u. s. w. zum Vorscheine; einige in feierlichem Ernste abgefaßt, andere scherzhaft, bezeugten, seine Herrlichkeit seyen ein vortrefflicher Wäscher, doch dürfe man ihm nicht weiter trauen, als man ihn sehe, da er sonst ohne Zweifel, wenn er Gelegenheit finde, mit der übergebenen Wäsche auf und davon gehen würde.“

Die Churruasindianer.

Unter dem Ministerium Martignac war die französische Corvette „L'Emulation“ nach Brasilien geschickt worden, um die von dem Vize-Admiral Roussin begonnenen hydrographischen Arbeiten fortzusetzen und die Aufnahme des La Plata-Stromes zu vollenden. Mit dieser Aufgabe, die bei den mangelhaften Karten und ungenauen Nachrichten über jene Gegenden nicht ohne Gefahr war, wurde der Schiffslieutenant Herr Barral beauftragt, der nun nach zweijähriger Abwesenheit glücklich in Toulon wieder eingetroffen ist. Die Ufer des Rio Grande de San Petro waren bis jetzt den Schiffern völlig unbekannt. Kein Schiff getraute sich, ihnen auf mehr als dreißig Lieues nahe zu kommen, da zahlreiche Sandbänke, die immerfort sich veränderten, jede Annäherung unmöglich zu machen schienen. Die Emulation näherte sich auf drei bis vier Meilen und traf nur eine einzige Sandbank, die sich nur sieben bis acht Meilen weit am Lande hin erstreckte. Die Küste wurde mit der möglichsten Genauigkeit aufgenommen, und dieser Theil von Südamerika kann jetzt mit der größten Sicherheit beschifft werden, da die neuen Karten an Ort und Stelle selbst aufgenommen wurden. Auch die Insel Katharina wurde zum Ziele genauerer Untersuchungen gemacht. Ein detaillirter Plan dieser Insel und der Meerenge, die sie mit dem Kontinente bildet, wird mit allen Aufnahmen des Rio de la Plata demnächst erscheinen. — Die Emulation hat einen Churrua-Indianer am Bord, der auf der Expedition des Generals Fructuoso Ribera im Jahre 1831 gefangen wurde und nun nach Paris gesendet werden wird. Die Churruas, sagt Kapitän Barreal in seinem Berichte über diesen indianischen Volksstamm, bewohnen die Ufer des Uruguay an der nördlichen Gränze der Republik Monte Video. Die Spanier griffen sie zu wiederholten Malen an, erlitten aber größere Verluste an Leuten, als ihnen die Eroberung Peru's und Mexiko's gekostet haben mag. Noch bis auf diese Stunde sind die Churruas noch nicht aufgerieben, und die Gefahr ihrer Nachbarschaft veranlaßte im Jahre 1831 den General Fructuoso Ribera, Präsidenten der Republik Monte Video, zu einer Expedition gegen sie, deren Erfolg die Zerstreuung dieser Indianer, wenigstens auf eine Zeitlang, und die Gefangennehmung von 100 bis 150 Männern und Weibern, war, die man nach Monte Video brachte. — Juan Diaz de Solis war der erste Seefahrer, der den Rio de la Plata entdeckte und in einem Gefechte mit den Churruas das Leben einbüßte. Sie bewohnten damals das nördliche Ufer dieses ungeheuern Stroms, von Maldonado bis an den Uruguay, und zeichneten sich durch ihren Muth wie durch ihre Grausamkeit aus. Als die Spanier in dem Gefechte mit ihnen in Bataillonen und Pelotonen Feuer auf sie gaben, stürzten sich diese Wilden, nachdem sie die erste Ladung ausgehalten hatten, wie der Blitz auf ihre Feinde und ließen ihnen nicht Zeit zum zweiten Male zu laden, sondern stachen sie mit ihren Lanzen nieder. Die Spanier bedienten sich später gegen sie des Rottenfeuers, und zwar mit glücklicherem Erfolge. Die Churruas sind vortreffliche Reiter, sitzen ohne Sattel zu Pferde und bedienen sich keiner europäischen Waffen, sondern nur des Laso, zehn bis eilf Fuß langer Lanzen, des Bogens und der Pfeile. Sie sind von Ungeziefer bedeckt, und ihre Weiber waschen ihre Kleider nie und selbst ihren Leib nur selten; daher es auch nichts Widerlicheres gibt, als den Anblick dieser Wilden. Indeß hat die Natur ihnen nicht einen schönen Wuchs und regelmäßige Formen versagt. Die Farbe ihrer Haut ist rothbraun; ihre Augen sind klein, schwarz und mit außerordentlicher Gesichtsschärfe begabt; ihre Zähne weiß und wohlgeordnet; ihre Hände und Füße klein und wohlgeformt; sie haben dichte, glänzendschwarze Haupthaare, sonst aber kein Haar auf dem ganzen Leibe; ihr Gesicht trägt meist einen wilden Ausdruck. Sie heirathen sehr jung und haben mehrere Weiber. Diese Verbindungen bedürfen keiner weitern Umständlichkeit als der mündlichen Einwilligung der Väter und Mütter. Die Ehescheidung ist für beide Geschlechter gleich leicht; eine Frau hat jedoch nie mehr als einen Mann. Die Nahrung der Churruas besteht in rohem oder halbgekochtem Rinds- oder Pferdefleische, und in Straußen- oder Nepphühner-Eiern. Ihr Lieblingsgetränk ist der Chicha, eine Art Branntwein, den sie aus gegornem Honig und Wasser bereiten. Ihre Wohnungen sind aus Baumzweigen und Ochsen- und Pferdehäuten errichtet, und wahre Höhlen der Unreinlichkeit. — Bei dem Tode eines Vaters, eines Gemahls, eines erwachsenen Sohns, schneiden die Weiber und Töchter und Schwestern sich ein Fingerglied ab, wobei sie am kleinen Finger anfangen. Dann stechen sie sich zu wiederholten Malen die Lanze oder das Messer des Verstorbenen in die Brüste, durch die Arme und in die Seiten; die Trauerzeit dauert zwei Mondwechsel, während dessen sie in ihren Hütten unter strengem Fasten sich verschlossen halten. Die Männer trauern bei dem Tode eines Weibes nicht, aber bei dem Tode eines Vaters läßt sich jeder erwachsene Sohn das Fleisch des Armes vom Handgelenke bis zur Schulter mit einem Rohre durchstechen, so daß der Arm völlig angespießt wird. In diesem Zustande ist ein Churrua in Trauer und bringt die erste Nacht, bis an die Brust in ein Loch eingegraben, zu. Am andern Tage zieht er das Rohr aus dem Arme und fastet zwei Tage ohne zu essen und zu trinken. Dann nimmt er zwölf bis vierzehn Tage nur wenig Speise zu sich, worauf die Trauer zu Ende ist. — Diese Wilden kennen, nach Azara's Versicherung, weder Tänze noch Gesänge, auch keinerlei Religion, und verabscheuen die Christen, die sie als ihre tödtlichsten Feinde hassen. Auch Häuptlinge und Gesetze haben sie nicht. Die Familienväter allein versammeln sich und berathschlagen, wenn sie einen Krieg unternehmen wollen. Die Männer gehen nackt oder in einem Poncho, die Weiber tragen ein baumwollenes Hemde, und dieses einfache Kleidungsstück danken sie gewöhnlich der räuberischen Hand eines Gemahls oder Vaters. — Die Churruas haben die ehedem unter dem Namen der Jaros und Bohanes bekannten Indianerstämme aufgerieben und die Minuanesindianer sich einverleibt. Schon wiederholt versuchten es die Regierungen von La Plata, diese lästigen Nachbarn zu civilisiren, indem sie alle, deren sie habhaft werden konnten, im Lande vertheilten oder unter die Soldaten steckten. Allein es wird damit wenig ausgerichtet. Als Dienstboten kommen die Churruas den Chinas von Chili nicht gleich. Glücklicher Weise besteht dieser Indianerstamm, der grausamste von allen, die an den Ufern des Uruguay wohnen, nur noch aus wenigen Individuen.

*) „Wie geht es, Sir? — Freut mich, Sie zu sehen. Gott verdamme Eure Augen! Die Männer von Johanna lieben die Engländer sehr. Verdamm' mich Gott! Ist Das nicht gut? He? Teuflisch heiß, Sir! Was Neues? Hoffe, Ihr Schiff wird auch lang verweilen, gewiß! Verdammt meine Augen! Ein sehr schöner Tag!“

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 140. 19 Mai 1832.

Eine Parlamentssitzung in Taheiti.

(Fortsetzung.)

Upuparu's Rede, mit fester und männlicher Stimme gesprochen, machte großen Eindruck auf die Versammlung, besonders da der Redner seine Meinung nicht auf die Existenz der englischen Gesetze, sondern auf die Autorität der Bibel gestützt hatte. Es vereinigten sich gleich darauf mehrere belebte Gruppen in Privatunterredungen, und aus allen Theilen des Saales wurden Zeichen der Zustimmung und des Einverständnisses gewechselt. Schon fing ein summendes Gemurmel abgebrochener Gutturaltöne auf eine, für unsere uneingeweihten Ohren ziemlich unangenehme Weise über laut zu werden an, als der Präsident die Ruhe herstellte, um der Versammlung anzuzeigen, daß ein Mitglied um das Wort gebeten habe. Es trat sogleich allgemeine Stille ein, und wir sahen einen Mann die Rednerbühne besteigen, welcher durch seine Erscheinung alle vorhergegangenen Redner vergessen machte. Alle Blicke waren nach ihm gerichtet, und eine unverkennbare Gemüthsbewegung zeigte auf jedem Gesichte die gespannte Erwartung der Zuhörer. Dieser Mann war Tati, eine Hauptstütze des Staates, und einer der fähigsten Rathgeber der Krone. Der hohe Wuchs seiner muskulösen und kraftvollen Gestalt zeigte sich sehr vortheilhaft unter einer ziemlich glücklich drapirten baumwollenen Decke. Der harte Ausdruck seiner Gesichtszüge und der sprühende Funke seines Blickes schienen unter dem Schatten seines reichen Kopfputzes von Straußenfedern etwas gemildert. Er trug ein Halsband von blauen und weißen Muscheln, als Insignien der hohen Funktionen, die ihm anvertraut waren; seine nackten Arme waren mit zwei kupfernen Armbändern geziert, und um den Gürtel trug er eine Schürze aus Faserngewebe von Bananenblättern, mit vielerlei buntfarbigen Federn untermengt. Mit einem Worte, seine ausgezeichneten Formen, die Ungezwungenheit seines Anstandes, seine kühne Haltung, und seine originelle Bekleidung, zeigten uns Tati als eine jener schönen idealen Erscheinungen, wie sie aus der Einbildungskraft der Künstler in's Leben zu treten pflegen. In jedem Falle war sein Anzug viel passender gewählt, als jener der meisten seiner Kollegen, welche sich auf eine höchst sonderbare Weise in die unvollständigen Ueberreste eines londoner Trödelkrames getheilt und eingepreßt hatten. Wenigstens hatte er diese lächerliche Unbequemlichkeit vermieden. Nach den gebräuchlichen Lobsprüchen an die früheren Redner und an die Versammlung, sprach Tati: „Ihr habt Euch ohne Zweifel gewundert, daß eines der ersten Häupter von Taheiti, ein Verwandter des königlichen Hauses, noch keinen Antheil an dieser Berathung genommen hat. Ich wollte aber vorher die Ansichten jener weisen Männer kennen lernen, welche vor mir gesprochen haben, und wünsche mir Glück, daß ich es gethan, denn ihre Worte haben mich auf Gedanken geführt, welche ich wahrscheinlich, ohne diese Debatten, nicht gefunden hätte. Weit entfernt eine der vorhergegangenen Reden tadeln zu wollen, kann ich doch mit der Meinung Upuparu's und mit jener seines Bruders Hitoti nicht einverstanden seyn. Wenn wir die Gesetze Englands nicht in allen Fällen annehmen können (wie Utami sehr klug bemerkte), ohne uns in nachtheilige Schwierigkeiten zu verwickeln, so muß ich glauben, daß der Antrag Upuparu's gerade dieses nämliche Resultat zur Folge haben würde. Die Bibel, so spricht er, ist unsere sicherste Führerin. — Dieß ist unläugbar; aber vor Allem müssen wir den wahren Sinn ihrer Worte auffassen. „„Wer Menschenblut vergießt, deß Blut soll auch durch Menschen vergossen werden.“ — Wollten wir uns buchstäblich an diese Vorschrift halten, würden wir unvermeidlich auf eine falsche Bahn gerathen, aus welcher wir uns schwer wieder herausfinden dürften. Hört mich an: Ich bin Richter; Ihr wißt es. Gesetzt, es würde ein Mensch, des Todtschlages geständig oder überwiesen, durch mich zum Tode verurtheilt, so hätte ich sein Blut vergossen oder vergießen lassen. Wohlan! Müßte man mich deßwegen ebenfalls zum Tode verdammen? . . . Ihr fühlt, ohne Zweifel, wie barbarisch und unausführbar ein solche Auslegung seyn würde; auch darf der Sinn jener heiligen Worte keineswegs also gedeutet werden. Uebrigens sind unter den Lehren des alten Testaments einige durch unsern Herrn und Erlöser Jesus Christus abgeändert worden; wäre es nicht möglich, daß auch diese darunter begriffen seyn könnte? (Zeichen des Erstaunens in der Versammlung.)

„Ich will darüber nicht mit Gewißheit sprechen, weil ich selbst den ganzen Inhalt der heiligen Schrift noch zu wenig kenne; vielleicht aber könnte uns ein anderes Mitglied der Versammlung diesen Zweifel durch einen gegründeten Beweis lösen. Dem sey nun, wie ihm wolle, und wenn auch diese Vorschrift in dem neuen Testamente wörtlich enthalten wäre, so glaube ich dennoch, daß wir ihre Deutung nicht auf eine absolute Weise auslegen dürfen, weil sie mit dem Geiste unserer neuen Religion, welche Sanftmuth und

Digitized by Google

Verzeihung der Beleidigungen lehrt, in offenbarem Widerspruche stehen würde."

Diese kühne Widerlegung und Berufung auf das Evangelium aus dem Munde eines Mannes, welcher in den Parlamentsdebatten einen bedeutenden Einfluß übte, machte tiefen Eindruck auf die Versammlung. Es drängten sich mehrere Gruppen um den Redner, welche ihm ihre Glückwünsche darbrachten, als eine Stimme im Saale laut ertönte, um zu verkünden, daß Patii, der Großrichter von Eimeo, das Wort begehre. Er war ehemals Oberpriester gewesen, und der Erste, welcher mit Gefahr seines Lebens den Götzendienst abgeschworen hatte. *) Ordnung und Ruhe stellten sich sogleich wieder her, und wir sahen einen Greis, auf einen jungen Mann gestützt, welcher der älteste unter seinen 14 Kindern war, langsamen und unsichern Schrittes gegen die Rednerbühne hinschreiten. Dieser Anblick brachte eine allgemeine Rührung in der Versammlung hervor, welche durch ein dreimaliges Beifallklatschen ihre Freude kund gab, den ehrwürdigen Mann in ihrer Mitte auftreten zu sehen.

„Wie groß ist meine Freude," hob er an, „die ausgezeichnetsten Häupter unserer Nation hier im Gotteshause vereint zu sehen, um über eine für unsere aufkeimende Civilisation so wichtige Reform zu berathen. Ihr wißt, daß ich seit langer Zeit an Euren Sitzungen keinen Antheil nehmen konnte, aber heute will ich mein hohes Alter und meine Gebrechlichkeit vergessen, um einer Berathung beizuwohnen, deren Resultat einen so bedeutenden Einfluß auf unser Schicksal haben wird. Der Großrichter Tati hat eine Frage an die Versammlung gerichtet, auf welche ich im Stande bin zu antworten; weßwegen ich Euch den schwachen Tribut meiner Einsicht und meiner alten Erfahrung nicht vorenthalten will. Er behauptete nämlich, unser Herr, Jesus Eheistus, habe einige Vorschriften des alten Testaments abgeändert. Dieß ist wahr. Ich kenne in dem neuen Gesetze mehrere Stellen, welche das Tödten verbieten; doch ist mir keine bekannt, welche dieses Verbot zu Gunsten eines Mörders ausdehnte. Aber warum wollen wir uns bei diesen Einzelnheiten aufhalten? Betrachten wir vielmehr die Gesammtheit des Geistes unserer neuen Religion, und wir werden finden, daß uns bei allen Gelegenheiten befohlen wird, unsern Nächsten zu lieben, Andern kein Leides zuzufügen, und mit den Strafbaren Nachsicht zu haben. Wollten wir also fortfahren den Mörder mit dem Tode zu strafen, und ferner über ein Leben ver-

*) Patii, Oberpriester des Tempels zu Papetoai auf Huaheine, dem Distrikte, wo die ersten englischen Missionäre sich niedergelassen hatten, war der erste auf der Insel, der nach mehreren Unterredungen mit den christlichen Predigern sein Herz von dem Götzenthume abwendete. Im Jahre 1815 trug er eines Tags die Götzenbilder aus dem großen Nationalmarae oder Tempel ans Seegestade, zündete dort einen Scheiterhaufen an, entkleidete die Götzen ihres Schmuckes, warf zuerst diesen und dann sie selbst hinein, zu großem Schrecken der Einwohner, die wie versteinert einem solchen Frevel zusahen, und jeden Augenblick der Strafe gewärtig waren, die eine solche Gottlosigkeit, wie sie glaubten, treffen müsse. Sein kühnes Beispiel war von der größten Wirkung auf seine Landsleute und fand in Taheiti und Eimeo Nachfolge. Auch dort wurden nicht bloß bald darauf Götzenbilder verbrannt, sondern auch die Maraes niedergerissen. (Elliot's Polynesian Researches. T. II. p. 109—115.) A. d. R.

fügen das uns nicht angehört, so würden wir einen irrigen Glauben über die wahre Religion erheben." (Ausdruck der Verwunderung.)

(Schluß folgt.)

Die Irrungen zwischen China und England.

(Fortsetzung.)

Die Vorstände der Faktorei waren der Meinung, solche Regulative würden die Engländer in die Lage bringen, wie die Holländer in Japan, und wenn man sie wörtlich befolge, so könne kein Handel mehr in Kanton getrieben werden; sie hegten, wie schon gelegentlich bemerkt worden, die irrige Meinung, dieß Verfahren sey keineswegs von der Regierung gebilligt. Sie beschlossen solche Eingriffe in ihre Rechte nicht zu dulden, und schickten noch an demselben Tage (20 Mai) Herrn Lindsay mit einer Adresse an den Vicekönig, den Fu-Yuen und den Hoppu, worin sie die erlittenen Beleidigungen aufzählten, und die Schlüssel der Faktorei in einem versiegelten Säckchen übersandten. Zugleich erließen sie eine Kundmachung, wenn keine Genugthuung für die erfahrenen Unbilden erfolge, und Sicherheit gegen ihre Wiederholung geleistet werde, der Handel vom ersten August an suspendirt werden würde. Herr Lindsay fand es unmöglich, die Adresse an den Fu-Yuen gelangen zu lassen, und wurde von dem Hoppu durch die Hongkaufleute benachrichtigt, daß weder er, noch irgend ein anderer Beamter eine Bittschrift annehmen werde. Unter diesen Umständen ließen die Vorstände jene Kundmachung in chinesischer Sprache an die Thore der Faktorei anschlagen; sie war in sehr gemäßigten Ausdrücken abgefaßt, und man führte darin über das Benehmen der Lokalbehörden, und namentlich über ihre Weigerung Mittheilungen anzunehmen, Klage. Der Anschlag endete mit den Worten, „daß die Engländer nur wohlwollende Gesinnungen gegen das chinesische Volk hegten, daß sie sich aber niemals willkürlichen Maaßregeln unterwerfen würden." Diese Kundmachung ward außerdem noch an verschiedenen Orten angeschlagen, an alle, in Kanton sich aufhaltenden Engländer vertheilt, auch nach Bombay, Amerika und England gesendet. Sie gelangte bald zur Kenntniß des Fu-Yuen, und erregte nicht geringe Sensation. Die Hoffnungen aber, mit denen sich bis jetzt die Vorstände der Faktorei gewiegt hatten, verschwanden bald. Der Kaiser bestätigte in nicht sehr milden Ausdrücken die neuen Regulative. „Da die Sinnesart der Barbaren, heißt es darin, trügerisch und unverläßig ist, so ist es durchaus nöthig, daß die bestehenden Verbote und Anordnungen genau gehandhabt werden, zumal die besagten fremden Kaufleute sich wiederholt denselben widersetzt haben. Zwar haben sie es von selbst bereut, und Gnade möge der Strafe gegen sie Einhalt thun; allein wenn man täglich ihren Uebermuth und ihre Anmaßung zunehmen ließe und ihrer Verachtung der Gesetze, und ihrer Neigung zu Unordnung und Widerspenstigkeit nachsähe, wenn man ihren allmählich zunehmenden Stolz und Mangel an Bescheidenheit zugäbe, was sollte zuletzt daraus werden? Der Gouverneur und die Andern mögen strenge über die Aufrechthaltung der inländischen Sitten und Gebräuche wachen, und die Unordnungen der fremden Barbaren mit der Wurzel ausrotten, auf daß die Würde des himmlischen Reiches nicht verletzt werde. Zittert und gehorcht! —"

Digitized by Google

Die Vorstände fanden sich nun in der kränkenden Alternative, entweder die ihrer Sorge anvertrauten bedeutenden Interessen auf's Spiel zu setzen, indem sie sich dem kaiserlichen Willen widersetzten, oder aber ihren Beschluß, den Handel zu suspendiren, zurückzunehmen. Sie thaten das Letztere.

Dieser Entschluß erregte unter den britischen Kaufleuten zu Kanton ein nicht geringes Erstaunen; um aber anders zu handeln, hätten sie genau wissen müssen, daß die kaiserliche Bestätigung nur in Folge grober Entstellung der Thatsachen durch die Lokalbehörden erhalten wurde, und also widerrufen werden würde, sobald der wahre Verlauf zur öffentlichen Kenntniß gelange. Was aber auch in dieser Beziehung zur Entschuldigung der Vorstände der Faktorei gesagt werden mag, die Ankündigung der Suspension und der nachherige Widerruf waren ein Fehler, dessen nachtheilige Folgen lange nachwirken werden, da denn auch Alle, welche mit der Sinnesart und den Sitten der Chinesen vertraut sind, insgesammt die Meinung hegen, daß Mangel an Festigkeit und Temporisiren die schlechteste Politik seyen, welche man gegen sie befolgen könne. Jede Beleidigung, welche man ungeahndet hingehen läßt, führt stets unfehlbar zu neuen, und wenn, wie es kaum mehr zu bezweifeln scheint, die Direktoren der Kompagnie Instruktionen an ihre Geschäftsführer in Kanton erlassen haben, sich die Chinesen wieder durch ruhige Unterwerfung zu versöhnen, statt für die letzten ganz unveranlaßten und nicht zu rechtfertigenden Beleidigungen Genugthuung zu fordern, so haben sie damit den Beweis abgelegt, daß sie die Ehre der Nation ihren Handelsinteressen aufzuopfern geneigt sind.

Das völlige Mißlingen und der Grund des Mißlingens der berühmten Vermittlungsgesandtschaft Lord Amherst's im Jahre 1816 sind notorisch und ein unwidersprechlicher Beweis der Behauptung, daß man den Chinesen Festigkeit zeigen muß. Eine andere minder bekannte Anekdote, welche bei Gelegenheit jener Gesandtschaft vorfiel, wird Dieß noch mehr bestätigen. Als der Gesandte Tihn King verlassen hatte, um sich zu dem Kaiser auf den Weg zu machen, war Kapitän Marwell darauf bedacht, die Fregatte Alceste wieder mit den Vorräthen zu versehen, welche sie nach einer so langen Reise nöthig hatte. Diese Lieferungen wurden von den chinesischen Behörden wiederholt verschoben, und des Kapitäns erneuerte Forderungen mit solcher Gleichgültigkeit und Verachtung behandelt, daß er endlich die Geduld verlor, und die chinesischen Behörden benachrichtigte, wenn ihm nicht das Nöthige an einem bestimmten Tage geliefert würde, so werde er den Fluß hinauffahren, und nehmen, was man ihm verweigere. Der Tag kam, die Vorräthe aber nicht, und Anstalten wurden also getroffen, die Anker zu lichten, als ein Chinese an Bord kam und dem Kapitän Marwell sagte, wenn er es wage, weiter zu gehen, so werde er von der ersten Batterie, an der er vorbeikomme, in den Grund geschossen werden. „Werft den Burschen in Fesseln," war die einzige Antwort, die der gute Rathgeber erhielt, und auf dem Halbdeck angefesselt hatte er das Vergnügen, ein britisches Kriegsschiff die Anker lichten zu sehen. Die erste Batterie, an der man vorbeikam, war im Fort Bogue auf der Steuerbord-Seite, und dem Chinesen, welcher zuerst die Freude gehabt hatte, den Befehl zu vernehmen, sich zum Kampfe zu rüsten, wurde nun die zweite zu Theil, das Fort durch eine einzige Geschützlage zum Schweigen gebracht zu sehen. Auf seine eigene, besondere Bitte wies man ihm nun seinen Aufenthaltsort tiefer unten im Schiffe an, obgleich die folgenden Festungswerke, gewarnt durch das Beispiel des ersten Forts, der Fahrt nicht das mindeste Hinderniß mehr in den Weg legten, und demnach auch nicht beschossen wurden. Als man in England die Nachricht von diesem Vorfall erhielt, waren die Direktoren der Kompagnie in großer Bestürzung über die möglichen Folgen dieses gewaltthätigen Verfahrens, und mit unverhehlter Aengstlichkeit fragten sie darüber einen Mann, welcher viele Jahre in China gelebt hatte. Seine Antwort stimmte mit den obenangedeuteten Ansichten vollkommen überein, und wurde auch durch die Erfahrungen, welche man in den folgenden 14 Jahren über die chinesische Politik machte, immer mehr bestätigt. „Wenn Kapitän Marwell nur einen oder zwei Schüsse gethan hat, so kann Dieß eine sehr unangenehme Geschichte werden, hat er ihnen aber eine volle Lage gegeben, so kann man sicher seyn, nichts mehr von der Sache zu hören." Wie richtig diese Bemerkung war, zeigte sich bald, denn als die Alceste bei Wampoa vor Anker ging, kam eine Deputation der vornehmsten Beamten und Würdeträger an Bord, um den Kapitän Marwell zu seiner glücklichen Ankunft Glück zu wünschen, und alle Arten von Vorräthen wurden ihm sogleich mit der größten Bereitwilligkeit geliefert. Ein Grund unter vielen andern für das unerklärliche und inkonsequente Benehmen der Krieger des himmlischen Reichs war wohl der, daß die Minister den Kaiser nicht von dem Vorfall zu unterrichten wagten, weil er ihnen dafür, daß sie ihn über die Unüberwindlichkeit seiner Festungswerke enttäuschten, vielleicht mit Enthauptung gelohnt hätte.

(Schluß folgt.)

Ueber das Auffinden von Diamanten in Rußland.

Man findet die Diamanten nur abgesondert im angeschwemmten Lande und nicht in Gebirgsstämmen. Im nördlichen Indien findet man sie beim Golde, in Brasilien bei Gold und Platina. Schon früher, und noch mehr seit man in den uralschen Goldlagern Platina fand (Jahr 1825), hofften einige russische Gelehrte, daß sich dort auch Diamanten finden mochten. Als Baron Humboldt im Jahre 1830 Rußland und den Ural besuchte, pflichtete er der Idee unsrer Gelehrten bei, und sie bestätigte sich auch noch in demselben Jahre. Nach der Abreise jenes Naturforschers nach dem Altaigebirge wurden auf dem westlichen Abhange des Urals, in dem bisserischen Hüttenwerke, nahe bei Goldlagern Diamanten gefunden.*) Um diese Zeit besuchte Graf Polje sein Hüttenwerk und befahl, den in Menge weggeworfenen goldhaltigen Sand aus der adolphischen Grube, die auf den Ländereien jenes Hüttenwerks gefunden worden war, noch einmal zu waschen, und unter einer Menge von Bergkrystallen und Eisen- oder Schwefelkies entdeckte man den ersten Diamant des Urals den 22 Junius 1829; kurze Zeit darauf fand man noch zwei andere, von denen der eine von besonderer Größe war. Auf gleiche Weise fand man noch vier Diamanten in demselben Jahre, die zugleich mit andern Mineralien von einem H. Schmidt, einem jungen Mineralogen der freiberger Schule, welcher bei jenem Hüttenwerke das Amt eines Aufsehers verwaltete, ausgeschieden wurden. Im Frühlinge und Sommer des folgenden Jahres fand man in demselben Bergwerke wieder sieben Diamanten von 1/4 bis 5/4 Karat. Die drei ersten wurden von Kindern beim Sandwaschen gefunden, die vier andern beim Ausscheiden des groben Schlichs. Die vier hatten nach der Angabe

*) In dem bisserischen Eisenwerke wird Eisen gegossen und gehämmert; es gehört einer Gräfin Polje und liegt im Gouvernement Perm am Flusse Bisserа, welche durch die Koiwa und Tschusowaja mit der Kama zusammenhängt; es ist zweihundert Werste von Perm in nordöstlicher Richtung entfernt.

Digitized by Google

des anwesenden Bergwerkoffiziers Karpoff das Aussehen von kugelförmigen Granaten, welche von 48 dreiseitigen Flächen umgeben sind. Sie waren ohne Farbe, mit starkem, den Diamanten eigenthümlichen Glanze. Sie hatten bis 5½ Karat an Gewicht, und zeigten beim Bruche ein Spiel und einen Glanz, welcher den nach Vorschrift geschliffenen Brillanten oder Diamanten nichts nachgab. Im Jahre 1831 fand man auch auf der Ostseite des Urals, gleichfalls in Goldlagern, fünfzehn Werste von Jekaterinenburg, Diamanten; einer davon, welcher ¼ Karat wiegt und die Form eines Dodekaeders hat, wird in dem Mineralienkabinette des Bergkadettenkorps aufbewahrt. Aus dem Ebengesagten erhellt, daß die Diamanten sich im Uralgebirge, wie in Ostindien und Brasilien, in Goldlagern finden; aber Dieß ist nicht der Ort ihrer Entstehung: Herr Eschwege, welchem wir geognostische Schilderungen von Brasilien verdanken, sagt, daß alle Flüsse jenes Landes, an deren Ufern sich Diamanten finden, aus Itakulomit (?) Gebirgen kommen, und daß auf dem Gipfel der Bergkette, welche unter dem Namen Serro do S. Antonio bekannt und von der erwähnten Beschaffenheit ist, gleichfalls Diamanten sich finden, wohin sie doch gewiß nicht durch Ueberschwemmungen gebracht worden. Auf diesen Grund hin kann man annehmen, daß Itakulomit, oder ein diesem untergeordnetes Gebilde, vielleicht auch Brauneisenstein, in dessen Splittern sich manchmal unreine Diamanten finden, die Mutter dieser kostbaren Steine ist. So lange Dieß nicht mit Genauigkeit entschieden wird, sagt Eschwege, haben wir guten Grund, den Brauneisenstein für die Gangart der Diamanten zu halten. Wie die Anwesenheit dieses Minerals in einigen Gebirgen die Anwesenheit des Goldes angezigt, so daß es zugleich mit diesem erscheint und verschwindet, so dient es auf gleiche Weise in Brasilien zum Auffinden der Diamanten, welche ihrerseits manchmal nicht ohne Gold und Platina gefunden werden. Eine solche geognostische Verwandtschaft unter den genannten Mineralien gibt Anleitung, von dem Auffinden der einen auf das Daseyn der andern zu schließen. Die Mineralsplitter, welche in Brasilien in dem sogenannten Diamantensande gefunden werden, gehören den verschiedenen Arten von Quarz, Itakulomit, Thonschiefer, Jaspis, Brauneisenstein, Gold und Platina an. In der Provinz Serro do Frio finden sich außer diesem im Sande Glimmerschiefer, Chalcedon und Anatas. Der bekannte Professor von Engelhardt, welcher im Frühlinge des Jahrs 1830 zum zweiten Male die Reise nach dem Ural machte, vergleicht den geognostischen Bau dieses Theils des Urals, in welchem Diamanten gefunden werden, mit dem Diamanten enthaltenden Theile Brasiliens, wobei er die Nachrichten über letzteren aus der Beschreibung des Herrn Eschwege entlehnte.

Vermischte Nachrichten.

Eine eigene Art von Industrie wird in Paris mit gewissen öffentlichen Verkäufen getrieben. Die Spekulanten miethen gewöhnlich in einem der belebtesten Stadttheile von Paris eine gerade leerstehende Bude, aber nur auf einige Tage. Zwei oder drei mit Heu ausgestopfte Ballen, ein Paar Duzend Sacktücher, seidene oder baumwollene Schlafmützen und einige gedruckte Seidenzeuge bilden den Vorrath dieser improvisirten Waarenlager. Die Läden der Bude bleiben geschlossen, nur die Eingangsthüre ist offen und in dem Komptoir nächst derselben befindet sich der Ausrufer, der den Vorübergehenden ankündigt, daß hier Sacktücher ein ganzes Duzend zu 8 Sous, seidene Schlafmützen zu 5 Sous, gebleichte Leinwand zu 20 Sous verkauft werden. Um den Ausrufer, der nicht versäumt hie und da einen Vorübergehenden, welcher das Aussehen hat leichter hinters Licht geführt werden zu können, als ein anderer, einige Sacktücher oder gedruckte Seidenzeuge zuzuwerfen, sind drei oder vier Männer und Weiber versammelt, anscheinlich Käufer, eigentlich aber nur der Köder in der Schlinge. Diese Leute sind eifrigst darüber her, die Sachen auseinander zu kramen, und Stück für Stück wegen der Trefflichkeit zu bewundern. Sehen sie, daß ein Vorübergehender stehen bleibt, so hört man sie sagen: „Das ist fast geschenkt, nicht verkauft! Da muß Alles noch banquerott werden! Das ist der Ruin des Handels. Ey nun, gleichviel, nehme ich es nicht, nimmt es ein anderer. Geben Sie mir sechs Duzend.“ Der Käufer entfernt sich hierauf, nachdem er seine 48 Franken bezahlt hat, mit sechs Duzend seidenen Schlafmützen oder indischen Seidentüchern. Dieses Spiel wird von einem Andern fortgesetzt. „Ich wollte nur, so läßt er sich vernehmen, ich könnte die ganze Bude auskaufen“ — „Da könnte man sich herausputzen! setzt eine Frau hinzu, wenn man den Fremden noch zögern sieht, indem sie ganz vergnügt mit einem schweren Ballen aus der Bude kommt, „wie Schade, daß ich nicht bei Geld bin!“ — Läßt sich der Zuschauer verführen, in die Bude einzutreten, so umgibt ihn alsbald die ganze Gaunergesellschaft, man drängt sich um ihn, schreit und macht den ins Garn gegangenen Vogel ganz verwirrt; der Verkäufer, der Ausrufer und die andern Helfershelfer lassen die prächtigen Sachen, die um einen solchen Spottpreis zugeschlagen werden, an ihm vorübergehen; kurz er kauft, zahlt, man macht ihm sein Paket und kommt er nach Hause, so findet er statt der seinen Leinwand eine elende Glanzleinwand, statt der seidenen Zeuge, baumwollene u. s. w.

*

Schweden hatte, wie das „Athenäum“ berichtet, zu Anfang des laufenden Jahrs zwölf periodische Blätter und neunundsechzig Zeitungen. Von erstern wurden vier in der Hauptstadt, zwei in Upsala, eines in Lund herausgegeben; von letztern siebenzehn in der Hauptstadt und sieben in Gothenburg. Die Zahl der Abnehmer der gelesensten von diesen Journalen belief sich, mit Ausnahme der offiziellen Organe der Regierung, vielleicht bei keinem über 1200; die meisten zählten derselben nur 500. Die Zeitungen, die fast alle der Opposition angehören, schießen auf und verschwinden wie Pilze; doch wechseln sie meist nur den Namen — also ganz wie bei uns. Zu diesem oftmaligen Umtausche der Aufschrift sind sie durch die dort bestehenden Preßgesetze genöthigt, vermöge deren kein Journal ohne Bewilligung der Regierung erscheinen darf, die nach Gefallen auch die ertheilte Erlaubniß wieder zurücknehmen kann. Es ist daher nichts Ungewöhnliches, daß ein Journalist bereits eine Reserveerlaubniß in der Tasche hat, um sogleich wieder eine neue Zeitung anfangen zu können, wenn die seinige unterdrückt wird. Da man bei dem neuen Blatte den Titel des alten nur mit Hinzusetzung einiger Worte beibehalten kann, so werden letztere gewöhnlich so klein gedruckt, daß die alte Aufschrift immer noch sichtbar bleibt. So kam es, daß ein einziges Blatt im Verlaufe von einem Jahre unter folgenden fünfmal veränderten Namen erschien: Medborgaren (der Bürger) — Svenske Medborgaren — Den Svenske Medborgaren i Stockholm — Svenske Medborgaren i Stockholm. — Man will behaupten, daß diese Zeitungen mit mehr Heftigkeit als Talent redigirt werden. Das beste literarische und wissenschaftliche Journal heißt Svea, das zwar schon im Jahre 1817 zu erscheinen begann, bis jetzt aber erst dreizehn Nummern lieferte. Zwei periodische Journale sind theologischen Inhalts.

*

Der berühmte römische Architekt Luigi Rossini ist im Begriffe, zwei neue Werke herauszugeben, das eine: „Die Triumphbögen des alten Roms; das andere: „Fünf Hauptansichten von St. Peter.“ Das erstere wird alle bis jetzt noch nicht in Abbildungen erschienenen Triumphbögen enthalten, und zwar nicht blos die in Rom, sondern auch die in den päpstlichen Staaten und im übrigen Italien befindlichen; zu gleicher Zeit werden sich darin die verschiedenen Epochen sowohl der Architektur als der einzelnen Ornamente angegeben finden, was z. B. bei dem Triumphbogen Konstantins bis jetzt noch nicht richtig geschehen ist, da man alle Basreliefs desselben der Zeit Trajans zuschreiben will, während sich doch daran der Verfall der Kunst aus der konstantinschen Epoche deutlich wahrnehmen läßt. Jeder der bedeutendern Triumphbögen wird ein Heft von zehn Kupfertafeln bilden, die minder wichtigen eines von vier oder fünf Platten, welche die gegenwärtige Ansicht derselben, die Restaurationen, Grundplane, Details u. s. w. nach den genauesten Vermessungen darstellen werden. Jedes Heft wird von einem erläuternden Text begleitet seyn. Luigi Rossini ist bereits rühmlichst bekannt durch sein Werk über Pompeji in fünfundsiebenzig großen Tafeln, und durch die Herausgabe der römischen Denkmäler vom zehnten bis zum achtzehnten Jahrhundert.

*

Im Jahre 1700 belief sich die Besteuerung in England auf jährlich 4.000.000 Pfd. St. Im Jahre 1760 war sie, als König Georg III auf den Thron gelangte, zu 7,000.000 Pfd. St. angelaufen. Vierzig Jahre später hatte sie sich um das Vierfache vermehrt und betrug 30,000.000 Pfd. In den letzt verflossenen 30 Jahren verdoppelte sie sich und im vergangenen Jahre betrug die Summe, die man jährlich aus John Bull's Tasche holt, 60,000.000 Pfd. St.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 141. 20 Mai 1832.

Die Irrungen zwischen China und England.

(Schluß.)

Um den neuesten Stand jener Angelegenheiten zu schildern, theilen wir schließlich einen im Morning Herald enthaltenen Auszug eines Briefes mit, welcher aus der Insel Lintin, nicht weit von der chinesischen Küste, vom 22 Dez. 1831 datirt ist.

„Es ist eine sehr schwere Sache, Jemanden in der Entfernung die politischen Angelegenheiten dieses Landes verständlich zu machen; da ich aber gerade sonst nichts zu schreiben habe, so will ich versuchen, Ihnen einen Begriff von dem hiesigen Zustande der Dinge, der endlich die Aufmerksamkeit des ganzen britischen Indiens in Anspruch genommen hat, zu machen. Ich brauche nicht auf den Grund der Klagen zurückzugehen, da Sie durch die Zeitungen, welche ich Ihnen regelmäßig gesandt habe, hinlänglich davon unterrichtet seyn werden. Sie wissen, daß die Angelegenheiten der ostindischen Kompagnie hier durch vier der ältesten Mitglieder der Faktorei geleitet werden; jetzt sind es nur drei, und von diesen haben sich die beiden jüngeren gegen das Oberhaupt verbündet. Letzterer ist kränklich und scheint der nöthigen Kraft zu entbehren, um den beiden anderen die Stange zu halten, obgleich man glaubt, daß es ihm freisteht, ohne sie zu handeln. Eben so werden Sie wissen, daß die Kompagnie sich in Indien das Ansehen gibt, als ob sie eine Macht wäre, die Niemanden über sich habe; und Dieß ist in der That die Ursache, warum alle unsere Gesandtschaften mißlingen. Um ihren untergeordneten Rang zu verbergen, haben die Mitglieder der Faktorei sich und ihre Angelegenheiten so mit denen der Nation zu vermischen gewußt, daß von den Chinesen angenommen wird, daß wir keine andern Interessen, als die der Kompagnie, aufrecht zu erhalten haben; und die Regierung von Peking ist sich bewußt, wie schwach die Kompagnie ist, wenn sie der Thee-Zufuhren beraubt wird. Meine Ansicht ist, daß wir hier niemals etwas zu Stande bringen werden, bis eine Gewalt, vollkommen verschieden und frei von aller Beziehung zur Kompagnie, von England ausgeht. So lange man der hiesigen Faktorei erlaubt, von den unteren Beamten einer Provinzial-Regierung Das zu erbetteln, was die höheren Offiziere von dem Haupte der chinesischen Regierung verlangen sollten, so lange wird jeder Versuch der Engländer in China in Schande und Mißvergnügen endigen. Wenn nicht der persönliche Charakter und die Entschlossenheit des Admirals Owen als Gegengift wirkt, und den Chinesen, die Kompagnie und ihre Angelegenheiten bei Seite setzend, zeigt, daß er für sein Land und nicht für eine Gesellschaft von Thee-Kaufleuten handelt, so fürchte ich sehr, daß der gegenwärtige Versuch, die Hartnäckigkeit der Chinesen zu beugen, enden wird, wie alle früheren. Da ich wünsche, Ihnen die inneren Triebfedern der ganzen Angelegenheit zu zeigen, so will ich Ihnen eine, wie ich glaube, genaue Schilderung entwerfen. Der „Challenger" von 48 Kanonen kam am 4ten in Macao an; am 6ten schickte die Faktorei in Kanton zu den Hong-Kaufleuten und forderte sie auf, den Vicekönig zu fragen: ob es ihm gefalle, von dem Kapitän Freemantle persönlich ein Schreiben des General-Gouverneurs von Indien entgegen zu nehmen, oder ob er einen Offizier von Rang zu diesem Zwecke außerhalb der Stadtmauern schicken wolle? Ich brauche Sie nicht darauf aufmerksam zu machen, wie thöricht es ist, eine solche Alternative zu stellen, wenn es feststeht, daß man nicht die Kraft hat, seine Forderungen mit Gewalt durchzusetzen. Ich weiß nicht, mit welchem Rechte die Faktorei der Kompagnie sich zwischen einen britischen Kapitän und die Lokal-Regierung stellen durfte, aber ich weiß wohl, daß, wenn ihre Absicht, ihm behülflich zu seyn, aufrichtig war, sie in dieser Beziehung die unklugste Maßregel ergriff. Der Vicekönig schickte, wie zu erwarten stand, die Antwort zurück: „„Ich werde weder das Eine noch das Andere thun; wenn der englische Kapitän ein Schreiben für mich hat, so mag er es mir durch die Hong-Kaufleute zusenden."" Kapitän Freemantle befand sich bereits auf dem Wege nach Kanton, wurde aber noch durch die Faktorei von der Antwort des Vicekönigs in Kenntniß gesetzt; ihren Rath befolgend, kehrte er zurück und befindet sich noch zu dieser Stunde in Macao. Sein Schiff und die „Clive" liegen jetzt hier unter den Schmuggel-Schiffen vor Anker, da die Chinesen ihnen, wie gewöhnlich, verboten haben, sich in Macao mit Lebensmitteln zu versehen. Fünf Hundert chinesische Soldaten sind in Macao, welches nur dem Namen nach den Portugiesen gehört, einmarschirt, um, wie sie sagen, die portugiesischen Einwohner zu beschützen, und andere 5000 Mann werden erwartet. Sie haben sich auch den Anschein gegeben, als ob sie die Befestigungswerke untersuchten, auf denen sich übrigens nicht eine Kanone im ordentlichen Zustande befindet. Außerdem liegen 500 Soldaten auf einer benachbarten Insel an der Mündung des Estuary, und eine große Flotte von Kriegsbooten liegt außerhalb der Bocca Tigris bei einem Orte, der Cum-pi heißt. Dieß sind ihre Kriegsrüstungen. Was

Digitized by Google

die Forts an der Bocca betrifft, so reichen hundert Marinesoldaten hin, um dieselben eines nach dem andern wegzunehmen, oder eine Fregatte kann in der Mitte des Kanals anlegen und sie von beiden Seiten in Grund und Boden schießen. So eben erfahre ich aus Kanton, daß der Vicekönig jetzt bereit ist, einen Offizier von Rang außerhalb der Stadtmauern zu schicken; aber Kapitän Freemantle scheint nun seinerseits keine Eile zu haben, sich dorthin zu begeben, und wird, wie wir hoffen, die Ankunft des Admirals Owen abwarten."

Es muß hier noch bemerkt werden, daß das einzige Mittel, welches die Direktoren für sich anzuwenden geneigt sind, eine Suspension des Handels ist, aber auch zu diesem Mittel werden sie nur sehr schwer greifen, weil es ihnen selbst den beträchtlichsten Nachtheil zufügt; zudem ist es unnütz, denn die Strafe würde nur auf Unschuldige, und nicht auf die wahrhaft Schuldigen fallen. Die Hongkaufleute, welche Geld vorschießen, und die Theeproducenten, welche es entlehnen, werden die größten Verluste erleiden, und wahrscheinlich zu Bettlern werden. *)

Ueber eine so verwickelte Angelegenheit, deren Schauplatz so weit entfernt ist, und worüber die Ansicht Derjenigen, welche den Mitteln zur Erforschung der Wahrheit näher stehen, so sehr verschieden lautet, mögen wir kein Urtheil fällen; jedenfalls aber möchte es sicher seyn, daß die Kompagnie selbst von einem engherzigen Handelsgeiste geleitet, und die englische Regierung schwerlich geneigt ist, eine Angelegenheit, wo 4 Millionen Pf. St. Zolleinkünfte und der wichtige Theehandel auf dem Spiele stehen, ganz in den Händen der Kompagnie zu lassen.

*) Dieß ist die Ansicht des Monthly Magazine, die India Gazette aber, welche wir oben schon berührten, ist anderer Meinung: „Die chinesische Regierung wird es vermeiden, die Fremden aufs Aeußerste zu treiben, denn ein großer Theil ihrer außerordentlichen Ausgaben wird durch die aus dem fremden Handel fließenden Einkünfte bestritten. Sie hat aber auch noch andere Gründe. Die besten Ausfuhrartikel werden in den Provinzen nördlich von Kanton produzirt; der Thee, die reichste Seide, das kostbarste Porzellan und lakirte Waaren, selbst die feinsten Früchte finden sich dort. Wollenzeuge, ein Haupteinfuhrartikel der Kompagnie in China, sind in Kanton ein Luxus; in den nördlichern Provinzen aber ist warme Kleidung nothwendig, und die Wollenzeuge gehen so hoch hinauf, als der Preis es gestattet. Die Ein- und Ausführartikel zahlen in jeder Stadt im Innern beim Durchgange einen hohen Zoll. Hiezu kommt noch, daß außer den Verschiffungskosten auf Strömen und Kanälen eine ungeheure Anzahl Menschen verwendet wird, um alle Waaren über die Meylin-Berge zu tragen, welche die Provinz Kanton im Norden umgeben. Jede Kiste Thee muß 18 (engl.) Meilen weit auf dem Rücken getragen werden. Bei dem grünen Thee geschieht Dieß zweimal, ein Mal in der Provinz Fokien, das anderemal über die ebenerwähnten Meylin-Berge. Eine Suspension des Handels würde alle diese Träger und Bootsleute, alle Theeproducenten und Verkäufer ein Jahr lang ohne Arbeit lassen, und Dieß in einem Lande, welches der herrschenden Dynastie abgeneigt und mit geheimen Gesellschaften angefüllt ist, welche sich derselben zu entledigen wünschen."

Eine Parlamentssitzung in Taheiti.

(Schluß.)

„Hört mich an:" fuhr Patii fort, „ich behaupte nicht, der Mörder solle ungestraft im Kreise des geselligen Vereines länger geduldet werden; Dieß sey ferne von mir. Der Mensch welcher seiner so wenig mächtig war, solchen Frevel zu verüben, muß meines Erachtens von der Gesellschaft ausgeschieden werden; denn wo bliebe die Sicherheit, wenn die Guten keinen Schutz gegen die Bösen fänden? Das Oberhaupt der Nation hat die Pflicht, den Verbrecher zu strafen, und zu verhindern, daß sich sein böses Beispiel fortpflanze. So lange wir Götzendiener waren, glaubten wir das sicherste Mittel dafür in der Tödtung der Strafbaren gefunden zu haben. Unglückliche Verblendung, welche nur bejammernswerthe Folgen nach sich zog! — Es ist wahr, Hitoti hat uns gesagt, die englischen Gesetze verurtheilten den Mörder zum Tode, und wir dürften ohne Gefahr dem Beispiele dieses großen Volkes folgen. Aber er wußte sicher nicht, daß fast jeder Einwohner dieses Landes große Reichthümer, schöne Kleider, Häuser, Vieh u. s. w. besitzt, und daß die Todesstrafe meistens auf solche fällt, welche sich mit dem Gute ihrer Nebenmenschen bereichern wollen; daß man dort tausend Mittel und Schleichwege zu benützen versteht, um den sichern Untergang eines erkornen Opfers zu bewerkstelligen, und sich selbst dem strafenden Gesetze zu entziehen; während bei uns — Ihr wißt es selbst — keinem einfallen wird einen Mord zu begehen, um sich das Boot, den Pfeil, oder den Angelhacken seines Nachbars anzueignen; oder um ihn seines Hauses und seiner Paradiesfeigen zu berauben. Diese Bedürfnisse verschafft sich ein Jeder mit zu leichter Mühe, als daß sie jemals Gegenstände des Neides und der Habsucht werden könnten. Im Allgemeinen wird dieses Verbrechen bei uns in Folge von Streitigkeiten verübt, entweder um einen unversöhnlichen Haß zu kühlen, oder Rache an persönlichen Feinden zu nehmen. Diese Leidenschaften sind zu heftig, als daß die Furcht vor dem Tode Denjenigen aufhalten könnte, welcher sich von ihnen hinreißen ließ. In diesem Falle, wie in der Schlacht, schlägt man leicht sein Leben in die Schanze, denn nicht immer kehrt der angreifende Theil von seiner sträflichen Unternehmung als Sieger zurück. In England sucht der Mörder die Früchte seines Verbrechens zu genießen; in Taheiti begnügt er sich mit der That selbst. Welches soll demnach die Strafe seyn, die wir dem Schuldigen auferlegen? werdet Ihr fragen .... Sie sey folgende: Derjenige, welcher sich künftig eines Mordes schuldig macht, werde auf immer von seiner Familie, von seiner Frau, von seinen Kindern getrennt; er werde nach jenen unbewohnten und entfernten Inseln verwiesen, wo die unergiebige und schwierige Fischerei, und die unfruchtbare Erde, nur im größten Schweiße des Angesichts den Lebensunterhalt möglich machen. Dort wird er wenigstens keine neuen Verbrechen begehen können. Glaubt Ihr nicht, daß der Gedanke an diese einsame und verlassene Existenz, die Hand des Mörders mächtiger zurückhalten werde, als die Furcht vor einem schnellen Tode? Wenn diese vorgeschlagene Maßregel durchgehen sollte, wo wäre noch ein Bewohner Taheitis, welcher nicht abstünde, von dem verbrecherischen Vorhaben einer Mordthat, bei dem Gedanken an jene plötzliche Trennung von den Seinigen, an jene ewige fürchterliche Absonderung, wo er, weit von der theuren Heimath, aller häuslichen Genüsse entbehren muß; wo ihn, bei der Heimkehr von der Jagd oder von der Fischerei, die entgegenkommende Gattin, in Begleitung seiner geliebten Kinder, nicht mehr begrüßt; wo, bei dem Eintritte in seine öde Hütte, der Kuß seines alten Vaters ihn nicht mehr erfreut; und wo, nach

Digitized by Google

der Stunde des Abendgebetes, seine Einsamkeit durch nichts gestört seyn wird, als durch die Erinnerung seines Verbrechens, und durch seine Gewissensbisse! . . . O! glaubet mir, diese Maßregel wird die heilsamsten Folgen haben, und die Menschheit wird Euch dafür segnen . . . ."

Diese wahre und rührende Darstellung aus dem Leben hatte das eigene Gemüth des Redners erschüttert; Thränen flossen über seine Wangen, und seine bewegte Brust verhielt nur mit Mühe das Schluchzen, welches uns seine letzten Worte unvernehmlich, und kaum hörbar machte. Eine ähnliche Gemüthsstimmung hatte sich in der ganzen Versammlung verbreitet, und als sein Sohn sich nahte, um ihm von der Rednerbühne herabsteigen zu helfen, traten die bejahrtesten unter seinen Kollegen hervor, ihm ihre Glückwünsche darzubringen; und während diese einander umarmten, machte der jüngere Theil der Versammlung, durch lautes und wiederholtes Vivatrufen seinen Herzensergießungen Luft. Für Patii war dieser Moment ein wahrer Triumph, denn seine Worte hatten alle Zweifel gehoben, alle Stimmen vereinigt.

Nach dieser Folge von beredten Erörterungen schien uns die Diskussion erschöpft zu seyn, als ein Taata-rii (Distriktschef) um das Wort bat. Der Präsident nahm Anstand es ihm zu verleihen, denn er hatte bereits seine Gedanken gesammelt, um die Debatten zu resumiren; allein da die Versammlung geneigt schien ihn anzuhören, müssen wir die eigenen Worte des Taata-rii hier noch anfügen.

„Unsere ausgezeichnetsten und erhabensten Männer haben bereits ihre Meinungen ausgesprochen, doch dünkt es mich, als hätten sie einen wichtigen Punkt vergessen, weßwegen ich mich glücklich preise, diese Lücke in den Debatten ausfüllen zu können. In England (so sagte mir ein Missionär) werden alle jene, welche das Leben verwirkten, dennoch nicht immer mit dem Tode bestraft. Man verbannt sie häufig nach entfernten Inseln, wo sie ihre Schuld abbüßen. Ich glaube also, wie es Hitoti zu Anfang der Debatten sagte, und wie ich nun gleichfalls aus der bewunderungswerthen Rede des Großrichters von Eimeo zu entnehmen Gelegenheit hatte, daß wir wohl thun werden dem Beispiele des christlichen Volkes von Großbritannien zu folgen. Nur das hatte ich zu sagen."

Diese bündige Erklärung, welche mit einer treffenden Anspielung endete, schien der Versammlung zu gefallen, und warf über das Ganze der Diskussion ein nützliches Licht. Hierauf erlaubten sich noch einzelne Mitglieder einige Bemerkungen, und stellten ihre Anträge theils auf ewige Verbannung, theils auf das Abhauen der rechten Hand, oder auf das Ausstechen der Augen des Verbrechers; allein ihre Worte konnten keinen Eindruck machten, nachdem die Gemüther durch Patiis rührende Beredsamkeit so tief erschüttert worden waren. Die Umfrage des Präsidenten, ob es der Versammlung beliebe, die Debatten zu schließen, wurde bejahend beantwortet, worauf er ankündigte, daß man sich in der gegenwärtigen Sitzung darauf beschränken würde, zu entscheiden, ob die Todesstrafe durch jene der ewigen Verbannung ersetzt weeden sollte; „denn — fügte er hinzu — es dünkt mich, alle Redner hatten die Frage in diesem Sinne aufgefaßt, und aus dem nämlichen Gesichtspunkt beleuchtet." Nach dieser Erklärung nahm Tati noch einmal das Wort, um die Bemerkung zu äußern, daß heute nur über die Gesammtheit der Maßregel abzustimmen seyn dürfte, indem die Nebenfragen in den folgenden Sitzungen abgehandelt werden könnten.

Hierauf verlas der Präsident das neue Gesetz, allein seine Stimme war so schwach, daß wir den Inhalt unmöglich mit Genauigkeit wiedergeben können. Ueberdieß war der Text desselben mit den bizarrsten technischen Ausdrücken so überladen, daß es uns sowohl an Zeit als an den nöthigen Sprachkenntnissen gebrach, um einen getreuen Kommentar davon zu liefern. Nun erhob sich ein jedes Mitglied nach der Reihe, und trat zu dem Präsidenten hin, wo es mit erhobener Hand die Worte sprach: „Ich sage ja," oder „ich sage nein;" je nachdem es dafür oder dawider stimmte. Die Ersteren stellten sich sodann zur Rechten, die Letzteren zur Linken des Präsidenten. Unter 120 Mitgliedern hatten 99 dafür, 7 dagegen gestimmt, und die Uebrigen gar keinen Antheil an der Abstimmung genommen.

Es erleuchteten noch die letzten Strahlen der untergehenden Sonne den Saal, als der Präsident die Sitzung für geschlossen erklärte, und die nächste Vereinigung auf den folgenden Tag festsetzte. Wir eilten hinaus, um wo möglich diese unvergleichlichen Gesetzgeber, bei ihrem Austritte aus dem Hause, näher betrachten zu können. Hier hatten sich eine Menge Frauen und Kinder eingefunden, welche ihren Männern oder ihren Vätern entgegengegangen waren, und dieselben mit jubelnden Aeußerungen der Freude bewillkommten, indem sie ihnen zugleich Früchte und erfrischende Getränke darreichten. Bald zertheilte sich die Menge in einzelne kleine Häuflein, welche nach den verschiedenen Quartieren der Stadt ihren Weg einschlugen, und später vernahmen wir noch das Echo der Lobgesänge, welche zu Ehren Gottes in dem Kreise dieser Patrizierfamilien gesungen wurden.

Don Pedro und seine Anhänger.

(Aus dem Monthly-Magazine.)

Die Laufbahn Don Miguels wird bald, und wie jeder Menschenfreund mit Zuversicht hofft, recht bald ihr Ende erreicht haben, und das konstitutionelle Panier der jungen Königin Maria da Gloria siegreich, nicht unter, wie Herr Perier sich ausdrückt, sondern auf den Mauern der Hauptstadt ihrer Ahnen wehen. Wollte man die Wahrscheinlichkeit des Erfolgs der Expedition nur nach militärischen Regeln beurtheilen, dann freilich dürfte man sich minder sanguinischen Hoffnungen überlassen, denn von diesem Gesichtspunkt aus sind die meisten Vortheile auf Seite Don Miguels. Don Pedros Operationslinie dehnt sich von Terceira bis an die Küsten von Portugal aus, und ist allen Wechselfällen einer Seeunternehmung, allen Gefahren unterworfen, die von einer Landung an einem Gebiet, wo er nicht einen einzigen Stützpunkt hat, unzertrennlich sind; allein die Frage ist mehr eine militärisch-politische, als eine strategische. Don Pedro wird mehr durch moralische, als durch physische Gewalt siegen; das erste Bataillon das der Usurpator ihm entgegensenden wird, um seiner Landung sich zu widersetzen, wird zu seiner Fahne übergehen; Dieß ist eine Meinung, die wir mit dem Exkaiser selbst theilen, der der festen Hoffnung lebt, seinen Einzug in Lissabon zu halten, ohne einen Schuß abfeuern zu dürfen.

Tadel und Verwünschungen sind in allen europäischen Sprachen über das Haupt des jetzigen Usurpators von Portugal ergossen worden; es ist nicht unsre Absicht die Gerechtigkeit dieses allgemeinen Abscheus zu bestreiten, die folgenden Skizzen sollen nur dazu dienen zu beweisen, daß Don Pedro und die Häupter seiner Partei auch nicht besonders erfreulichen Aussichten in Bezug auf Portugals Freiheit Raum geben.

Don Pedro d'Alcantara.

Don Pedro wird, ungeachtet des Wetterleuchtens des Liberalismus,

Digitized by Google

das von Zeit zu Zeit seine politische Laufbahn erhellte, selbst von seinen wärmsten Anhängern mehr für einen Liberalen den Worten, als der Gesinnung nach gehalten; und in der That, wenn man von der leuchtenden Glorie, mit der die Schmeichelei ihn umgab, sich nicht blenden läßt, und Wahrheit vom Schein sondert, so wird man finden, daß Despotismus seine herrschende Leidenschaft und sein ganzes politisches Leben von Phasen einer tief versteckten Doppelseitigkeit bezeichnet ist. Als im Jahr 1821 in Brasilien das konstitutionelle System proclamirt wurde, erklärte sich Don Pedro, vom Reiz der Neuheit hingerissen, und von dem Streben nach Popularität beseelt, selbst für den Ritter der Freiheit und wurde für den Augenblick der Abgott des Volks. Allein seine Popularität war von nur kurzer Dauer, denn Jeder der mit den südamerikanischen Angelegenheiten bekannt ist, wird sich erinnern, daß kaum drei Monate nach jener Zeit ein Bataillon Caçadores den Praça do Commercio, in dessen Mauern die Wähler der Hauptstadt sich versammelt hatten, um eine konstitutionelle Petition an den König zu discutiren, plötzlich umringte und unter der versammelten Volksmenge ohne Ansehen der Person ein Gemetzel begann. Diese offene Verletzung der konstitutionellen Rechte des Volks war das Werk des liberalen Don Pedro selbst, den man in der Uniform eines Offiziers des Korps verkleidet, in eigener Person die Metzelei leiten sah. Bald nach der Abreise seines Vaters Don Joao VI., als er die Regierung Brasiliens an sich riß, warf er die Maske weg und brach ungescheut alle bestehenden Verträge. Don Pedro unterhielt mit seinem Vater einen lebhaften Briefwechsel; in diesen Briefen, die damals auf Befehl der Cortes zu Lissabon gedruckt wurden, spricht er viel von den Schwierigkeiten, mit denen er umgeben sey und bittet um seine Zurückberufung. Später aber, als seine Intriken am Vorabend ihrer Entwicklung standen, schrieb er seinem verrathenen Vater, um dessen Verdacht zu beschwichtigen, einen Brief, der in Doppelzüngigkeit seines Gleichen sucht, und aus dem wir hier nur folgende Stelle anführen:

„Man sagt mir, es sey der allgemeine Wunsch mich zum Kaiser auszurufen. Ich betheure hiermit Ew. Majestät, daß ich nie meineidig, nie falsch gegen Sie seyn werde, und sollte man den rasenden Schritt wagen, so soll es nicht eher geschehen, als bis ich und alle getreuen Portugiesen in Stücke gehauen sind. Dieß schwöre ich Ew. Majestät mit einem so heiligen Eid als wäre er mit meinem Blut geschrieben, in folgenden Worten: „Ich schwöre Ew. Majestät, der portugiesischen Nation und der Konstitution stets treu zu seyn."

Am 4 Oktober 1821. Im Palast Rio Janeiro.

Das Blut mit dem dieser Eid geschrieben seyn sollte, wäre kaum trocken gewesen, als dieser gehorsame Sohn und treue Unterthan die portugiesische Garnison unter Jorge d'Avillez aus Rio vertrieb, weil er wohl wußte, daß sie seinen ehrgeizigen Planen im Wege stehen würde, und kaum war ein Jahr verflossen, so wurde Don Pedro Kaiser von Brasilien, und dieses unermeßliche Reich gewaltsam von der Krone Portugal getrennt. Wenige Monate nach seiner Erhebung auf den kaiserlichen Thron stieß er die Konstitution um, die er zu schützen feierlich geschworen hatte, bis er endlich durch zahllose Mißgriffe und Verläugnung aller Grundsätze der Revolution die Zuneigung seiner Unterthanen sich völlig entfremdet hatte, und wie bekannt Krone und Reich verlor.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Der englische Courier zeigt an, daß man in Kurzem auch auf den gewöhnlichen Heerstraßen, nicht bloß auf den Eisenbahnen, Dampfwagen zum Transport von Reisenden und Waaren angewendet sehen werde. Ein Wagen dieser Art, mit 60 Pferde-Kraft und von nicht mehr als 3½ Tonnen Gewicht, den Dampfkessel und die Feuerung mit eingerechnet, ist zu diesem Zweck in Birmingham angekauft worden. Die Räder sind sehr breit, um die Straßen möglichst zu schonen, und um die Fahrt recht sanft zu machen, ruht der Wagen auf Federn. Der Dampfkessel ist gegen jedes Zerspringen gesichert. Der Wagen kann sich um sich selbst herumdrehen, und ist sehr leicht zu lenken. Man rechnet, daß dieser Dampfwagen von London nach Birmingham und zurück, mit 10.000 Kilogrammen Waaren oder 200 Personen, 12 Stunden brauchen wird.

Nach offiziellen Angaben bestand die englische Armee am ersten Januar 1832; 1) aus 31,671 Mann regulärer Truppen; 2) aus 4589 Mann Artillerie; 3) 4524 Mann Marinesoldaten an Bord der königlichen Schiffe; 4) aus dem Generalstab der Milizen (militia staff) 2627 Mann stark; 5) aus 20,599 Mann Freiwilligen; 6) aus 52,422 Mann irländischer Yeomanry; 7) aus 7567 Mann irländischer Polizeisoldaten, Constables u. s. w.; im Ganzen aus 122,869 Mann.

*

Einem englischen Blatte zufolge ließ der Pascha von Aegypten in der Wüste von Suez nach Wasser bohren, und der Versuch glückte ungemein. Dreißig Fuß unter der Oberfläche stießen die Bohrer auf eine Lage Sandsteine. Als man durch diese durchgedrungen war, fand man eine hinreichende Menge Wasser, das rein und weich war. Schon ist in der Wüste ein Teich gegraben, der 2000 Kubikfuß Wasser halten kann, und mehrere andere sind begonnen.

*

In „Louden's Gardner's Magazin" liest man folgende Schilderung von einem irländischen Bauer: „Sieh den halbnackten Mann, der mit seinen drahtgeflochtenen Sehnen dem Sturm trotzt; sein zerlumptes Gewand flattert im Winde und mit einer Last auf den Schultern, wandert er einem benachbarten Marktorte zu. Der Bündel auf seinem Rücken ist ein leinenes Gewebe, das er, wenn das Glück ihm recht hold ist, die Elle zu sechs bis zehn Pence verkaufen wird. Und diese paar Pfenninge sind der ganze Erlös dieses Mannes für eine Elle Tuch, nachdem er selbst den Flachs auf einem Grundstück gezogen hat, das er dreißig bis achtzig Schilling den Morgen zahlen muß, nachdem er gejätet, gewässert, gedörrt, gebrochen, gehechelt, gesponnen und gewebt hat. Und aus diesem Erlöse und dem Verkauf seines Getreides — gewöhnlich aber haben diese Leute drei bis vier Morgen Landes Gült zu entrichten — muß er seine Steuern bezahlen, während er und seine Familie ihr kümmerliches Daseyn mit Kartoffeln hindarben; denn seine Enten, Hühner, Gänse und Truthühner muß er zu Markte bringen, um etwas zu kaufen, womit er seine Blöße bedecke, und selbst die angestrengteste Arbeit vermag nicht, ihm ein anderes Loos zu schaffen."

*

Zu Paris besteht unter Leitung und Aufsicht der jüdischen „Société des Amis du travail" eine Schule, worin gegenwärtig 300 Zöglinge, die Kinder armer Israeliten in der französischen Hauptstadt, Unterhalt und Unterricht empfangen. Ungeachtet des sehr beschränkten Fonds, der sich nicht über 6000 Fr. beläuft, wird doch für die Erziehung dieser Kinder unglaublich viel gethan. Sie werden nicht nur alle im Lesen, Schreiben, Rechnen unterrichtet, sondern jene, die von ihren Eltern nicht zu frühzeitig wieder aus der Anstalt genommen werden, auch in Mathematik, Grammatik und Zeichnung. Selbst nach vollendeter Erziehung sorgt die Gesellschaft noch dafür, daß die Zöglinge bei einem tüchtigen Meister in die Lehre kommen und zahlt dafür jährlich 700 Fr., die durch Subskription aufgebracht werden. Sind die Zöglinge nach zurückgelegter Lehrzeit im Stande, selbst ein Handwerk zu treiben, so versieht sie die Gesellschaft unentgeldlich mit den nöthigen Werkzeugen.

*

Ueber den im August des verflossenen Jahres im Golf von Mexiko entstandenen Orkan sind an verschiedenen Orten, die er berührte, Beobachtungen angestellt worden, indem man seinen Weg an den Küsten der Vereinigten Staaten hin bis zur Insel St. Thomas unterm 15° der Breite verfolgte, und an mehrern Punkten die Geschwindigkeit dieses ungeheuern Luftwirbels, dessen Durchmesser sich auf 250 Seemeilen belaufen mochte, gemessen hat. Bemerkenswerth ist, daß ungeachtet dieses großen Durchmessers die Verwüstungen der Luftsäule sich nur in einer Breite von 5 oder 6 Meilen erstreckten. Zwischen St. Thomas und den Bahamainseln durchlief sie in einer Stunde nicht mehr als 15 Lieues, an den Küsten des Staates Massachusetts 18, und an der Küste von Neuschottland 20. Der ganze Raum ihres Laufes wurde in sechs Tagen zurückgelegt, allerdings eine lange Zeit für eine Luftbewegung, und vorzüglich für einen Wirbelwind, der sich mit so ungeheurer Schnelligkeit um seine Axe drehte.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 142. 21 Mai 1832.

Die Spinnerinnen in England.

(Ein Beitrag zur Sittenschilderung in England.)

Es ist vielleicht schon den meisten unserer Leser bekannt, daß man in England im gewöhnlichen Leben alle Mädchen, die keinen Mann gefunden haben, Spinnerinnen (Spinstors) zu nennen pflegt; selbst in öffentlichen Urkunden werden sie so genannt, wenn sie nicht dem hohen Adel angehören oder wenigstens Töchter eines Viscount sind; denn wie könnte die hohe Aristokratie Spinnerinnen hervorbringen? Nicht so bekannt aber wird es wohl seyn, daß die Zahl dieser Spinsters auf eine schauderhafte Art in den höhern und mittlern Ständen zunimmt. Der Cölibat wird eine Art Landplage, eine Epidemie, mit der das schöne Geschlecht durch den eisernen Willen des andern — wir wollen nicht den Gegensatz so schroff durchführen, um zu sagen, des häßlichen Geschlechtes heimgesucht wird. Fast möchte man in ein unwilliges Erstaunen gerathen, wenn man die Staatsökonomisten ihre kostbare Zeit mit wohlfeilen Erörterungen über Zehnten, Steuern und andere Gegenstände von untergeordnetem Interesse verschwenden sieht, während der Staat an einem weit gefährlicheren Uebel siecht, an einem Uebel, das den größten Theil der Bevölkerung in Mönche und Nonnen zu verwandeln, und den keuschen protestantischen Boden Englands mit Klöstern zu bedecken droht, insofern nämlich ein freiwilliges Gelübde der Keuschheit dieser Art es zu thun vermag. „Warum," sagt ein genialer englischer Schriftsteller, der sich zum Organe der geheimen Leiden des schönen Geschlechtes macht, „warum nehmen sich unsere Oekonomisten, die der Regierung so gute Lehren über die nöthigen Ersparungen im Staatshaushalte zu geben wissen, warum nehmen sie sich nicht die Mühe, unsern Jungfrauen einen Fingerzeig zu geben, wie sie unter die Haube kommen sollen? Die Erziehung, der Geschmack und die Kunst arbeiten sich müde, der Jugend, der Schönheit, der Anmuth, den weiblichen Reizen die höchst mögliche Ausbildung zu geben; und für alle diese einst so gesuchten Artikel besteht fast gar keine Nachfrage mehr. Junge Damen, deren Schönheit in bessern Zeiten unwiderstehlich gewesen wäre, setzen in diesen abscheulichen Tagen des männlichen Amazonenthums kein Herz, viel weniger eine Kirchenglocke in Schwung. Die Wagenpromenaden im Park, die einst unfehlbar mit dem Ring am Finger schlossen, die Locken und Bänder, die geraubt oder geschenkt, vormals in unzerreißbare Fesseln schmiedeten, sind außer Mode gekommen, und die würdigen Kirchendiener, die ehedem den Spruch, der zwei Hände wenigstens, wenn nicht zwei Herzen zusammenbannte, auswendig konnten, müssen jetzt das am wenigsten abgegriffene Blatt ihrer Agende aufschlagen und nachlesen, wenn anders der Zufall ein Paar an den Altar führt. Das eheliche Leben scheint eben so zu erlöschen, wie die alte Chevalerie, und die Notare, denen aus Amors Köcher manch schönes Stück Geld in die Tasche fiel, beißen jetzt ärgerlich in die Feder und schneiden saure Gesichter.

Man wird vielleicht diese traurigen statistischen Bemerkungen für übertrieben halten, aber Niemand, der England in der neueren Zeit besucht, und einen Blick auf die gesellschaftlichen Verhältnisse daselbst geworfen hat, wird es entgangen seyn, daß Jahr für Jahr Rosenknospen zu Tausenden sich entfalten in allen ihren Reizen, und nachher mit der Zeit sich nicht in Hauswurz, wornach sie schmachten, sondern in Passionsblumen verwandeln, oder um ohne orientalischen Schwulst zu reden, heirathsfähige und heirathslustige Mädchen werden zuletzt jene Mauerguirlanden, die man auf Bällen an den Wänden aufgereiht sieht. Vergebens setzen sie alle ihre Zauberkünste in Bewegung; sie reiben sich auf, um den Namen einer Frau zu erringen und der einer — Spinnerin erwartet sie. Nichts will mehr fruchten; die Zauber des Geistes, der Schönheit und der Toilette werden nutzlos verschwendet; hundert Ritter beeilen sich, der huldreichen Göttin die Hand zu reichen, um sie zum Tanz zu führen — leider nicht auch zum Altare. Eine solche Verschmähung der edelsten Gaben Gottes ist unerhört. Man muß sich nur wundern, daß England noch keinen weiblichen Orlando Furioso hat.

Es war einmal eine gute Zeit; eine nur halbweg leidliche Person hatte da gemachtes Spiel. Damals legte man die Schönheit noch nicht auf die Goldwage; man kaufte sie fast im Sack. Wer nicht durchaus häßlich oder dumm war, hatte noch immer Hoffnung, mit Ehren unter die Haube zu kommen; man spielte die Kokette bis man sich einen Liebhaber erspielt hatte; man lorgnetirte bis man lorgnetirt wurde, und nie schoß man so viel Entgegenkommen vor, ohne Kapital und Zins reichlich zurückvergütet zu erhalten. Aber nun sind die antimatrimonialen Zeiten hereingebrochen. An dem Felsenherz der Jugend würde ein Mosisstab zu Schanden werden; stets findet der Zauber der Versuchung die jungen Männer auf ihrer Hut. Weder ein Aufenthalt zu Bath, noch zu Brigh-

Digitized by Google

ton, noch zu Cheltenham, weder Picknicks, noch Spazierfahrten zu Wagen, Roß oder Fuß, weder Gesellschaftsspiele noch Feste, bei denen dem Herkommen zufolge der Kuß üblich ist, kurz keiner der Talismane, die vormals unfehlbar den stolzen Männernacken unter das süße Joch der Ehe beugten, hat seine Wirkung behalten. Der Cölibat hat sich von selbst eingeführt, und ein Gregor VII würde heut zu Tag gethane Arbeit finden; der Honigmond ist verfinstert und Cupido kann seinen Bogen höchstens noch gebrauchen, um darauf à la Paganini ein Solo auf Einer Saite zu geigen.

Dieß ist aber in der That — um die Sache ernsthaft zu nehmen — die falsche Stellung, in der sich beide Geschlechter in England zu einander befinden, und diese Stellung die Folge einer seit zwanzig Jahren her mit künstlicher Treibhauswärme hervorgezwungenen Blüthe des Staatsreichthumes, des Handelsmonopoles, eines Ueberflusses sondergleichen, einer trunkenen Ueberreizung und der hieraus nothwendig entsprungenen allgemeinen Verderbniß. Jedermann stand damals in Blüthe vom untersten Schreiber an bis zum Minister hinauf. Der Pactolus eines unmäßigen Geldumlaufes überschwemmte Englands Boden; jede Provinz wurde ein Eldorado. Alles fing an zu steigen, Einkünfte, Zehnten, Preise und Besoldungen. Es regnete Stellen und Pensionen. Was Wunder, daß damals jeder junger Mann, der sein Glück gemacht sah, eine Frau und Familie zu haben wünschte, und dann sein Haus auf den höchsten Fuß des Luxus einrichtete, der gewissermaßen als der Prüfstein der Erziehung und guten Lebensart angesehen wurde? Aber man tödtete die Henne, und die goldenen Eier hörten auf. Die glänzenden Seifenblasen zerflossen, der Tag der Bezahlung ist gekommen, und mit ihm die Zeit der Reformen, Ersparungen und Einschränkungen jeder Art. Die jetzige Jugend muß Buße thun für die Sünden ihrer verschwenderischen Eltern; zum Müßigang erzogen, an ein kostspieliges Leben gewöhnt, vermag sie keinen früheren Genuß zu entrathen, als die Ehe. Doch ist es nicht so ganz ihre Schuld allein; wenn sie Unrecht hat, so hatten ihre Väter es noch bei weitem mehr; sie ist mehr zu beklagen, als zu verdammen. Malthus Prinzipien siegen; um nicht unter eingeschränkten Verhältnissen leben zu müssen, heirathet man nicht mehr. In zwanzig Jahren wird die höhere Gesellschaft vielleicht nur noch aus alten Hagestolzen und alten Jungfern bestehen.

(Schluß folgt.)

Ein Ausflug in die Provence.

Die Camargue.

(Fortsetzung und Schluß.)

Die auf diese Weise verkürzte Tradition wurde dadurch um so rührender: Die beiden Marien mit ihrer Magd waren in einem kleinen Boote den Gefahren des Meeres preisgegeben worden, und hatten statt aller Schätze nur den Kopf eines Sohnes und einige Reliquien von Märtyrern bei sich. Die Hand Gottes führte sie ans Ufer, ließ die Quelle mitten im salzigen Sande entspringen, und so entstand die erste Kolonie unter dem Schutze dreier armer flüchtiger Frauen. Diesen Legenden dankt es Saintes Maries, diese soweit an das Meer und außer dem für den menschlichen Unterhalt nutzbaren Boden hinausgeschobene Gemeinde, daß sie sich erhalten, und lange Zeit hindurch ihre Mauern beschützen, einen Gouverneur haben und ihre Ansprüche auf den Namen einer Stadt geltend machen konnte. Und in der That, während man den Heiligen vergoldete Reliquienkästen bereitete, erhob sich schon eine Stadtmauer, Signale flatterten vom Thurme der Kirche und korrespondirten mit den andern Thürmen der Küste, die Befestigungen derselben wurden vermehrt und so gut vertheidigt, daß die Vorgänger Barbarossa's sich zur Flucht genöthigt sahen. Dieß ist das Bedeutendste aus der Geschichte von Stes. Maries; der Rest ihrer Annalen spricht nur von manchem glücklichen Fischzug aus dem See Vaccarez, von dem Aufsehen, das die Ankunft einiger angesehenen Pilger machte, und besonders von einem Proceß um den Besitz eines Fichtenwaldes, auf der andern Seite des kleinen Rhone, der noch immer fortgeführt wird; da dieser Rechtsstreit aber schon 400 Jahre dauert, so dürfte, ehe es zum Endurtheil kommt, wohl vom ganzen Walde kein Baum mehr übrig seyn. Der Wohlstand von Saintes Maries ist übrigens schon seit lange, mit den Lokalprivilegien und der Furcht vor den Barbaresken verschwunden.

Saintes Maries konnte uns also nichts Merkwürdiges bieten, als seine Legende und seine Kirche; was seine niedern Giebel, seine leerstehenden Häuser, die winklichen Straßen und das Meer betrifft, das an der einstürzenden Stadtmauer nach und nach Dünen absetzt, die bereits höher als die Dächer der Häuser sind, so stößt man in dem schönen Frankreich auf so viele Ruinen und öde Städte, daß Jeder, der auch nur einen mäßigen Theil dieses Landes durchreist hat, sich erinnern wird, schon etwas dieser Beschreibung Aehnliches gesehen zu haben. Ich konnte, wie bereits gesagt, keine auf die Gründung der Kirche bezügliche Urkunde finden, allein die Bauart läßt Dem, der die merkwürdigsten Bauwerke des Südens kennt, keinen Zweifel, daß sie der letzten Hälfte des eilften Jahrhunderts angehört. Sie kann nicht zu den größern Gebäuden dieser Art gerechnet werden; gleich vielen Kirchen der Provence ist sie mit Seitenschiffen versehen, und die Bögen, welche die Pfeiler trennen, stützen sich auf die Außenmauern der Kirche. Ursprünglich bestand die Kirche nur aus vier Abtheilungen, zu denen später ein neuer Anbau kam; zwischen jeder Abtheilung befindet sich eine Kapelle, und nur an der Nordseite ein langes schmales Fenster. Jedem Pfeiler entspricht von Außen ein Strebepfeiler; gegen Süden und nach der Küste hin sind die Mauern dick und trotzen noch der Zeit. Den sonderbarsten Anblick gewährt von Außen unstreitig der Chor; man stelle sich einen Halbzirkel vor, der keine andere Oeffnung hat, als ein im Mittelpunkt angebrachtes Fenster; oben, aber nicht auf der Grundmauer aufliegend, ruht eine achteckige Krone nach Art eines durchbrochenen Mauerkranzes; jede Ecke theilt sich in zwei kleine Bogen, die von Vorsprüngen getragen werden, die sich je zwei und zwei auf einen dünnen Pilaster stützen, der längs des Chores hinläuft. Hinter dieser sonderbaren Verzierung erhebt sich, etwas eingerückt, ein anderer Bau, der weder Thurm noch Aufsatz ist, mit sieben scharf abgeschnittenen Ecken; senkrecht über dem Fenster des Halbzirkels ist er ebenfalls mit einem Fenster versehen, und läuft in eine Terrasse aus, auf der ehemals die Wächter wohnten, die nach der Küste lugten. Diese sonderbare äußere Bauart läßt sich am Innern nur wenig bemerken; der alte Chor, der von der Kirche

Digitized by Google

nur durch eine hölzerne Wand getrennt ist, dient jetzt als Sakristey. Der Raum, der dem über dem Chor erbauten Thurme entspricht, und zu dem man auf einer Schneckentreppe gelangt, enthält die heiligen Leiber und Reliquien. Jedes Jahr werden die Kästen mit den Heiligen mittelst eines Flaschenzuges durch ein Fenster gezogen, das nach der Kirche geht; so in der Luft schwebend, lassen sie sich auf einem vor dem Chore stehenden Altare nieder, und ist das Fest vorüber, so nehmen sie denselben Weg wieder zurück. In Folge der von König René angeordneten Nachsuchung mußte das alte Pflaster der Kirche aufgehoben werden; zu einer Gruft, die nicht älter zu seyn scheint als die Entdeckung der Reliquien, gelangt man durch einen großen Eingang im Mittelpunkt des Schiffs; eine doppelte Treppe von sechs Staffeln führt nach dem Chor, und andere entgegengesetzt laufende Stufen führen in die, jeder Ausschmückung beraubte Gruft. Bei dem zweiten Pfeiler der alten Kirche befindet sich ein Gitter, das der Quelle zur Einfassung dient, an der die Heiligen einst einen Zufluchtsort fanden, und deren Wasser, wie man sagt, nur ein Mal im Jahre seinen salzigen Geschmack verliert.

Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts wurde die Kirche zu eng, um die Zahl von Pilgrimen zu fassen, die hierher strömten, man vergrößerte sie daher um zwei Abtheilungen, wodurch jedoch alle Harmonie der ursprünglichen Anlage verloren ging. Die Façade wurde abgebrochen, und durch ein unbedeutendes Bauwerk ersetzt. Das Merkwürdigste, was das Gebäude in seinem Innern erhalten hat, ist die Sakristey, um welche acht Säulen von weißem Marmor stehen, die einst den alten Anbau zierten. Diese Säulen, welche nicht aus gleichen Zeitaltern stammen, haben theils glatte, theils gewundene oder Schafte mit geraden Canelirungen, Kapitäler mit Laubwerk, den korinthischen ähnlich, oder mit Figuren, und zeigen sich durch zarte, dem Material entsprechende Arbeit aus. Auf dem fünften Kapital sieht man eine sehr naive Darstellung der Heimsuchung. Eine Frau, die an der Spindel spinnt, und Joachim auf seine Krücke gestützt, bilden auf jeder Seite die Schlußfiguren der Gruppen. Auf dem folgenden Kapital sieht man das Opfer Abrahams: ein Widderkopf in der Mitte des Säulenknaufes, der zugleich das korinthische Blumenwerk ersetzt, stellt den im Gesträuch verborgenen Widder vor, den der Engel dem Abraham zeigt. Das Dach des Schiffes ist durchaus mit Steinplatten gedeckt, und sein ganz unmerklicher Abhang dem Auge durch eine Brustwehr verborgen, die um die obere Terrasse herumläuft. Die Art dieser Verkleidung, die unmittelbar auf den Bogenrippen aufruht, widerlegt jede Meinung einer Restauration der Kirche in einer spätern Zeit. Die so häufigen Erneuerungen des Holzwerks in andern Ländern, konnten in der Provence nicht so häufig vorkommen, da hier in frühern Zeiten Holz, Ziegel und Schiefer durch Steine ersetzt wurden. So ist diese, so zu sagen, befestigte, gegen Fluthen, Stürme und Seeräuber erbaute Kirche beschaffen, deren fast unzerstörbare Mauern, gleich der Basilika von Maguelonne, auch in der Wüste sich noch erheben werden, wenn die Bevölkerung von Saintes Maries schon ausgestorben seyn wird. *)

*) Seitdem der oben stehende Aufsatz geschrieben wurde, hat die Austrocknungsgesellschaft in Frankreich den Plan entworfen, die Camargue gegen die steten Ueberschwemmungen durch Dämme zu schützen, in der Hoffnung, dieses aus Rhoneschlamm angespülte, unter dem schönen Himmel der Provence gelegene Land in kurzer Zeit in eine der fruchtbarsten Gegenden des mittäglichen Frankreichs umschaffen zu können. Bereits hat sie einen großen Landstrich in der Camargue eigenthümlich an sich gebracht, und beschäftigt sich jetzt mit dem Plane, Dämme und einen Wasserfang am Rhone anzulegen, um hievon eine geordnete Bewässerung einzuführen und das schlammige Rhonegewässer, das von selbst durch Anschwemmungen Dämme bildet, nach dem Muster der Bewohner des Nilufers zu benutzen.
A. d. R.

Don Pedro und seine Anhänger.

(Schluß.)

Der Marquis von Palmella.

Wenn wir die dichten Reihen europäischer Diplomaten überblicken, so sehen wir uns vergebens nach einem gefährlicheren Feind der Freiheit um, als Don Pedro Holstein Marquis de Palmella ist — einer der Werkmeister am Gebäude der heiligen Allianz. Europa, das bei Nennung seines Namens sich unbehaglich fühlt, hat mit Staunen und Mißtrauen diesen Mann, vor einigen Monaten mitten auf den Wellen des westlichen Ozeans am Altar der konstitutionellen Freiheit opfern sehen. Unter den Liberalen seiner Landsleute wird sein Name allgemein verabscheut, denn sie Alle messen seiner Servilität für die Absichten des brittischen Ministeriums, den Ruin ihres Vaterlandes bei und dem zufolge wurde auch der Marquis im Jahr 1820, als der Stern der Konstitution am düstern Horizont Portugals aufstieg, von den Küsten dieses Landes verbannt. Voraussehend, daß die in Europa berührte Saite ihre Schwingungen auch bis nach Brasilien erstrecken werde, segelte er über den atlantischen Ozean, um dort die Knospe, die der Keim der Freiheit bereits auf brasilianischem Boden getrieben hatte, zu zertreten. Er landete zu Bahia und wußte durch Ränke den Brigadier Filisberto Gomes Caldeira Braut (jetzt unter dem Namen Marquis von Barbacena bekannt), einen der einflußreichsten Männer des Landes, den man schon als den künftigen Bolivar Brasiliens betrachtete, für seine Absichten zu gewinnen. Durch das Versprechen einer Grafschaft zog er ihn auf die Seite des Despotismus, und als einige Wochen später das Artillerieregiment die Fahne der Konstitution aufpflanzte, führte Filisberto Truppen gegen dasselbe, wurde geschlagen und mußte sich, zu unmächtig um dem Strom der Volksmeinung widerstehen zu können, an Bord einer im Hafen liegenden englischen Kriegschaluppe flüchten.

Es würde zu viel Raum einnehmen, wollten wir von jetzt an bis zum Tode Johannes VI diesem schlauen Diplomaten, der seinem Ehrgeiz unbedenklich das Wohl seines Vaterlandes aufopferte, durch das Labyrinth seiner Politik folgen. Wir wollen uns begnügen diese Skizze damit zu schließen, daß wir ihn von Seite seiner militärischen Fähigkeiten, während des denkwürdigen Feldzugs der drei Tage zeigen; so wurde nämlich die Expedition von Oporto von den politischen Gegnern des Marquis scherzhafter Weise genannt. Als das Dampfboot, mit Palmella und seinen Gefährten zu Oporto landete, war die konstitutionelle Armee unter General Saraiva, einem Offizier, der seine Kriegskunst in den Vorzimmern des Palastes von Rio Janeiro studirt hatte, in vollem Rückzug und die Avantgarde nur sieben Stunden von der Stadt entfernt. Zum Unglück für die Sache der Legitimität und des Rechts fiel das Kommando dem Marquis Palmella, als dem ältesten Offizier im Range zu; hätte die junge Königin selbst den Oberbefehl zu führen begehrt, der Erfolg hätte nicht unglücklicher seyn können. Die Lage der Sachen war allerdings kritisch, doch ein entschlossener Anführer würde ihrer Herr geworden seyn, und statt zum Rückzug, Vorwärts kommandirt haben. Doch Dieß war nicht von Don Pedro Holstein zu verlangen; seit Jahren mehr mit diplomatischen Winkelzügen, als mit militärischen Bewegungen auf dem Schlachtfeld vertraut, konnte er kaum schulgerecht zu Pferde sitzen, und als er, der Last seines militärischen Schmucks fast erliegend, am Sattelknopf sich festhaltend, unter den Vivas des Volks durch die Straßen von Oporto ritt, verglich man ihn mit dem heiligen Georg von Cappadocien, der jährlich am Frohnleichnamsfest durch die Straßen der Stadt paradirt. Den ganzen Tag brauchte er, um die kleine Strecke von drei Stunden zurückzulegen, und als er inzwischen hörte, daß die Truppen ihre vorrückende Stellung aufgegeben, bemächtigte sich seiner ein so panischer Schrecken, daß er auf der Stelle nach Oporto zurückkehrte, ohne die Armee gesehen zu haben, die er zu befehligen ausgezogen war. Hier versammelte er nun die Provinzialregierung, und es ward beschlossen, daß deren Mitglieder sich nach England einschiffen sollten, die Armee aber die Stadt verlassen und die spanische Gränze so gut es möglich zu erreichen suchen sollte. Durch diese Verzagtheit aufs lebhafteste entrüstet, erbot sich General Saldanha, einer der fähigsten portugiesischen Offiziere, zurückzubleiben, und den Rückzug der Armee zu decken, unter der Bedingung, daß zwei Mitglieder der Regierung ebenfalls da blieben, und die Verantwortung theilten. Zwei von diesen ein Kavallerie-Obrist und ein junger Ouvidor gingen in den Vorschlag ein; der General

Digitized by Google

stieg nun zu Pferd, und eilte zur Armee, während der Marquis und seine Gefährten sich an Bord eines englischen Dampfboots flüchteten. Als der General im Lager angelangt war, versammelte er sogleich die Oberoffiziere, theilte ihnen den Zweck seiner Sendung und den Beschluß der provisorischen Regierung mit, verhehlte jedoch den Entschluß ihrer Mitglieder nach England zurückzukehren, da er leicht denken konnte, daß eine solche Eröffnung das Leben derselben gefährden dürfte. Die Offiziere erklärten einmüthig, daß sie sich nicht zurückziehen würden; der General, als er sah daß jeder Versuch ihren Entschluß wanken zu machen fruchtlos war, kehrte nach Oporto zurück und begab sich, nachdem er seinen Kollegen den Erfolg seiner Mission berichtet hatte, ebenfalls an Bord des Dampfboots. Mit inniger Freude sah ihn Palmella zurückkehren, denn der Ruhm der den General zu erwarten schien, hatte sein Herz mit bitterm Neid erfüllt; Saldanha hingegen zog sich, von Verdruß und Müdigkeit überwältigt, in seine Kajüte zurück. Kaum hatte er das Lager verlassen, so änderten die Offiziere ihren Entschluß; eine Deputation aus dem General und zwei Obersten bestehend, ging nach Oporto, um Saldanha zur Rückkehr und Uebernahme des Oberbefehls einzuladen. Aber wie groß war ihr Erstaunen, als sie bei ihrer Ankunft in der Stadt die Mitglieder der Regierung eingeschifft, und die Armee ihrem Schicksal überlassen fanden. Sie begaben sich an Bord des Dampfboots und begehrten den General Saldanha zu sprechen; Dieß taugte jedoch nicht in Palmella's Plan; man fertigte sie also mit dem Bescheid ab, der General sey unwohl und dürfe nicht beunruhigt werden. Inzwischen trat die Fluth ein, das Boot lichtete die Anker und als Saldanha am andern Morgen erwachte, und die Deputation an Bord fand, war er schon weit von Portugals Küsten. Dieß war das Ende dieser schlecht geleiteten Unternehmung; hätte der Marquis von Palmella nur den Muth und die handwerksmäßigen Kenntnisse eines Korporals besessen, so wäre der Marsch auf Lissabon nichts als eine militärische Promenade gewesen, und all das Unglück, das in den letzten Jahren so schwer auf diesem unglücklichen Land lastete, abgewendet und die Edelsten des Volkes nicht verbannt, nicht dem Schaffott oder den finstern Kerkern von Belem zum Raube geworden. Nur die Eifersucht und die Intriken des Marquis von Palmella und des Marquis von Villa Flor, der zum Befehlshaber der Invasionsarmee ernannt ist, tragen die Schuld, daß General Saldanha den Exkaiser bei der gegenwärtigen Expedition, für deren Erfolg der ganze liberale Theil von Europa sich so lebhaft interessirt, nicht begleitet.

Der Marquis von Villa Flor.

Don Jose Monoel de Portugal Marquis de Villa Flor, nahm schon in früher Jugend Kriegsdienste, war während mehrerer Feldzüge auf der Halbinsel dem Stab des Marschalls Beresford zugetheilt, und da er mehr als einmal mit Depeschen an den Hof von Rio Janeiro geschickt wurde, so stieg er schnell empor. Bei seiner letzten Ueberfahrt über den atlantischen Ozean, fand er den Aufenthalt in Brasilien so angenehm, daß er nicht mehr zu seinen Waffenbrüdern auf der Halbinsel zurückkehrte. Im Jahr 1816 wurde er zum Generalkapitän von Gram Para ernannt. Er beherrschte diese Provinz mit aller Tyrannei eines römischen Prokonsuls und man pflegte von ihm, wie von Cäsar zu sagen, er sey der Gemahl jeder hübschen Frau der Provinz. Weder dem Mann der ein Weib oder eine Schwester hatte, deren Reize die Lüste des Generalkapitäns erregten; bald war ein Vorwand gefunden ihn zu entfernen oder einzukerkern, bis der Herr Marquis seine verbrecherischen Begierden befriedigt hatte.

Als er, von seinem Gouvernement abberufen, Para verließ, kam er auf der Reise nach Rio durch Maranham. Als er hier eines Abends austritt, fiel ihm die Schönheit einer jungen Dame von guter Familie auf, die auf ihrem Balkon des kühlen Abends genoß. Dieses Mädchen riß er mit Gewalt aus dem väterlichen Hause, behielt es bis zum Vorabend seiner Abreise bei sich, und schickte es dann der trostlosen Familie zurück. Bald nachher ward er zum Generalgouverneur der Provinz Bahia ernannt, wo die konstitutionelle Partei, die von seinem bekannten tyrannischen Charakter alles fürchten zu müssen glaubte, deßhalb einen Monat früher als sie es Willens war, die spanische Konstitution vom Jahr 1820 proklamirte. Mehrere der Offiziere, die auf solche Art die revolutionäre Bewegung beschleunigten, dienen gegenwärtig in Terceira unter seinem Befehl.

Dieß sind die Charaktere Don Pedro's, seines Raths und seines Generals. Der Exkaiser ist nichts weniger als populär in Portugal und seine Rückkehr in solcher Begleitung verspricht dem unglücklichen Lande nichts weniger als eine glänzende Zukunft. Wer sich der Hoffnung hingibt, daß mit dem Sturze Don Miguels politische Ruhe wiederkehren werde, kennt den Stand der Dinge in Portugal nicht; noch eine Feuerprobe steht ihm bevor. Das wuchernde Unkraut hundertfältiger Mißbräuche auszurotten, die feindlichen Parteien zu versöhnen und das Volk nach und nach für die Segnungen der Freiheit empfänglich zu machen, das Staatsschiff durch die zahllosen Klippen zu steuern, die seinen Lauf gefährden, diese Arbeiten erfordern den Arm eines politischen Herkules. Wir wollen jedoch die Hoffnung, daß solch ein Mann sich finden werde, nicht aufgeben und herzlich wünschen, daß dieses schöne Land, dessen einst so unternehmenden Bewohnern Europa so vieles zu danken hat, einen ehrenvollen Rang in der Reihe der Nationen wieder einnehmen und einer glücklichern Zukunft genießen möge.

Statistik der periodischen Presse.

	Bevölkerung.	Tagblätter.		Bevölkerung.	Tagblätter.
Europa	227,700,000	2142	Neapel	564,000	5
Frankreich	32,000,000	490	Kirchenstaat	2,590,000	6
Paris	690,000	175	Rom	154,000	5
Lyon	146,000	15	Rußland u. Polen	56,515,000	84
Marseille	116,000	6	Petersburg	520,000	29
England	25,400,000	485	Warschau	126,000	15
London	1,275,000	97	Moskau	250,000	17
Dublin	227,000	28	Griechenland	1,10,000	5
Edimburg	158,000	18	Napoli	10,000	1
Glasgow	147,000	14	Amerika	59,500,000	978
Manchester	154,000	12	Vereinigte Staat.	11,600,000	840
Birmingham	107,000	9	New-York	162,000	30
Liverpool	119,000	9	Kolumbien	5,000,000	20
Schweizerbund	1,980,000	50	Santa-Fe	50.000	4
Genf	25.000	4	Mexikan. Bund	7,500,000	28
Oesterreich	32,000,000	80	Mexiko	180,000	7
Wien	500.000	24	Brasilien	5,000.000	8
Mailand	151,000	9	Rio-Janeiro	140.000	5
Preußen	12,464,000	286	Englisch. Amerika	2,290,000	50
Holland	6,145,000	150	Spanisch. Amerika	1,290,000	4
Amsterdam	201,000	55	Deutsches Amerika	114,000	2
Brüssel	100.000	55	Französisch. Amerika	240,000	5
Antwerpen	66,000	6	Haiti	950.000	5
Deutscher Bund	15,600.000	505	Asien	590.000.000	27
Schweden u. Norwegen	5.866,000	80	Calcutta	500,000	9
Dänemark	1,950.000	82	Surate	450,000	1
Kopenhagen	109.000	6	Peking	1,500.000	1
Spanien	13,000,000	12	Oceanien	20.000.000	9
Madrid	201,000	4	Batavia	46,000	2
Portugal	3,550.000	17	Van s Diemens-land	2,000	1
Lissabon	260.000	12	Tahaiti	7,000	1
Sardinien	4,500,000	8	Afrika	60.000,000	12
Turin	114,000	5	Kairo	250,000	1
Beide-Sizilien	4,600.000	51			

Zusammenzählung überhaupt.

Europa	227,700,000	2142	Afrika	60,000,000	12
Amerika	59,500,000	978	Oceanien	20,000,000	9
Asien	590,000,000	27	Gesammtzahl der Welt	737,000,000	3165

Demnach kömmt in Frankreich 1 Tagblatt auf 65,500 Einwohner; in England eines auf 48,447; in Spanien eines auf 1,085,333, und in den Vereinten Staaten eines auf 15,095.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 143. 22 Mai 1832.

Ueber den Saint-Simonismus in seiner letzten religiösen, moralischn und politischen Entwickelung.

Erster Artikel.

Paris Ende April's.

Der Globe, das Journal der Saint-Simonisten, hört auf zu erscheinen, und Enfantin und seine Anhänger haben sich, wie sie in ihrer Sprache verkünden ließen, auf den Berg zurückgezogen. Es ist Dieß unstreitig eine der Hauptkrisen, die den Saint-Simonismus in seinem Verfall getroffen haben; sie ist für sein öffentliches Daseyn entscheidend. Mag er immerhin in dem Privatleben seiner einzelnen Mitglieder noch für einige Zeit bestehen, so darf man doch überzeugt seyn, daß er in der Form, in die er sich in der letzten Zeit kleidete, nie wieder zum Vorschein und zur öffentlichen Wirksamkeit gelangen wird; ja man darf annehmen, daß die Anarchie, die aus Mangel an aller festen Grundlage und Einheit in die Ideen und die Lehre des Saint-Simonismus gekommen ist, eine gänzliche Auflösung der jetzigen gesellschaftlichen Ordnung der noch übrigen Mitglieder zu Wege bringen muß. Wir schreiben den jetzigen Fall des Saint-Simonismus durchaus nicht äußern ungünstigen Umständen zu; der Grund lag in der Lehre selbst, für jeden erkennbar, der reiflicher über das System des Saint-Simonismus nachgedacht hat. Der Keim des Unterganges hat sich freilich sehr schnell entwickelt; er hätte in seiner Entwicklung für längere Zeit vielleicht noch aufgehalten oder verzögert werden können; man darf dafür aber allen Saint-Simonisten, die sich nicht geschent haben, das System, wie es gegeben war, in allen seinen unmittelbaren oder mittelbaren Folgerungen zu entwickeln, in dieser Hinsicht wahrhaft Dank wissen. Alles Mangelhafte, Irrige und Lebensgefährliche, das der Saint-Simonismus in sich schloß, ist dadurch um so früher in ein klares Licht gesetzt, und die Widerlegung um so leichter gemacht worden. Die Menschheit hat freilich heut zu Tage zu große Fortschritte gemacht, als daß das Irrige und Verkehrte noch Aussichten auf eine längere Zukunft hätte, aber das Gute und Vortreffliche, was damit in vieler Hinsicht verknüpft seyn kann, vermag viele treffliche Menschen irre zu führen, und hat, namentlich bei dem Saint-Simonismus, Viele irre geführt. Die saint-simonistische Lehre hat auch in Deutschland hin und wieder Anklang gefunden, man hat sich wenigstens mit ihr, als einer wissenschaftlichen Erscheinung, vielfach beschäftigt. Es ist aber noch, nach den verschiedenen Schriften und Bemerkungen, die uns aus Deutschland zugekommen sind, zu urtheilen, nur der erste Theil der saint-simonistischen Lehre, der erste Akt ihres Lebens, gewissermaßen bekannt geworden. Der zweite Theil, Schluß und Auflösung derselben, die sich mit der ersten hauptsächlichen Spaltung der Saint-Simonisten, vom November 1831, kund gab, die Lehren, welche seitdem von dem einen Chef Enfantin vorgetragen, und von dem zurückgebliebenen großen Theile der Saint-Simonisten angenommen wurden, sind in Deutschland bis jetzt zum größten Theile unbekannt geblieben; denn theils ist seitdem nur wenig Zeit erst verstrichen, und theils sind die meisten Schriften, worin diese Lehren vorgetragen sind, gewiß nur in sehr geringer Anzahl nach Deutschland gekommen. Die Saint-Simonisten haben freilich aus allen ihren Lehren und Schriften für keinen Menschen ein Geheimniß gemacht, und man muß ihnen Dieß zum großen Lobe anrechnen; die Lehren der zweiten Phase des Saint-Simonismus aber sind immer nur fragmentarisch, und in geringer Bogenzahl zum Vorschein gekommen; Dieses und vielleicht auch selbst der Umstand, daß sie unentgeldlich ausgegeben wurden, hat sie dem Auslande weniger zugänglich gemacht. Es wird daher Vielen in Deutschland, die an dem Saint-Simonismus auf irgend eine Weise ein Interesse nehmen, nicht unwillkommen seyn, wenn wir in diesen Blättern, wo schon vielfach vom Saint-Simonismus die Rede gewesen ist, eine kurze Darstellung und Kritik der neueren saint-simonistischen Lehre geben. Das deutsche Publikum darf überzeugt seyn, daß die Darstellung den Charakter der größten Treue an sich tragen, und die Kritik sich gewissermaßen aus der Darstellung von selbst ergeben wird. Unsere Urtheile werden parteilos und ernst seyn und leider meist nur Tadel aussprechen können; aber dieser Tadel ist nicht aus einer Stimmung des Augenblicks, sondern als Frucht einer langen, reiflichen Ueberlegung hervorgegangen. Schon mehrmals wollten wir die Feder ergreifen, in den Augenblicken besonders, wo eine neue verderbliche Lehre hervortrat, gegen die sich unsre ganze Vernunft empörte; doch hielten wir uns zurück, um die vollständigere Entwickelung und einen entscheidendern Zeitpunkt abzuwarten, den wir bald vorhersahen. Dieser ist gekommen, und wir halten es für eine wahre Pflicht, da wir durch unsere Lage die Lehre so genau, wie wohl kein anderer Deutscher, kennen gelernt haben, ein offenes Wort darüber auszusprechen. Wir können behaupten, daß es keine saint-simonistische Schrift gibt, die wir nicht gelesen hätten, wir standen zudem mit den vorzüglichsten Saint-Simonisten in einem

Digitized by Google

genauen Umgange, und waren ihrer Lehre, auch besonders im Anfange, wegen manches Guten, das sie enthielt, mit lebhaftem Antheile zugethan. Was wir Gutes fanden, war für uns nicht neu, aber wir freuten uns, dieses in einem großen Lande wie Frankreich mit Eifer und Aufopferungen verbreitet zu sehen; wir bemerkten das Irrige und Lebensgefährliche der Lehre, glaubten aber eine Zeit lang, daß dieses Unkraut statt immer üppiger aufzuwuchern, durch die Vernunft ausgemerzt, und durch höhere Ansichten ersetzt werden würde. Diese Ansicht der Sache täuschte uns, da schon in der ganzen Anlage der Lehre eine Hintansetzung der Vernunft und der Wissenschaft indirekt ausgesprochen war. Das Gefühl sollte forthin der Leiter in der Theorie und im Leben seyn; gründliche Wissenschaft und vor allem Philosophie kannte man gar nicht, so sehr man sich auch den Anschein davon gab. Da sollte denn das Gefühl, was doch gar nichts Allgemeines, keine Ideen, keine Lehren geben kann, das in hundert Menschen sich auf hundertfache Weise gestaltet, und nicht von dem Lichte der Vernunft erhellt, so leicht zu Schwärmerei und Fanatismus führt, das Gefühl sollte die Leiterinn der Vernunft werden. Es ist unglaublich, welche Folgen dieser Grundsatz in so kurzer Zeit in der saint-simonistischen Gesellschaft hervorbrachte. Zuerst wurde dem Manne der Vernunft und Wissenschaft (le savant) nur eine tiefere Stellung in der Gesellschaft angewiesen, als dem Manne des Gefühls, dem Priester (le prêtre). Später aber, nachdem die Trennung und der Austritt der meisten wissenschaftlich gebildeten Leute stattgefunden, wurde der „Savant" nur noch als ein verkrüppeltes menschliches Wesen betrachtet. Mit dem Namen Savant, homme de raison, de logique, philosophe bezeichnet zu werden, war die größte Mißbilligung und Verachtung, die man aussprechen zu können glaubte. Gegen die êtres de poesie, wie sich meistens die Nichtswisser nannten, waren sie unglückliche Ausnahmsmenschen, deren kalte Vernunft bisweilen anhören zu müssen, eine wahre Marter sey. Doch wir wollen jetzt die geordnete Darstellung der neuen Lehren beginnen. Es ist für uns betrübend, hier öffentlich die Irrthümer von Personen vortragen zu müssen, deren Persönlichkeit wir meistens achten, weil selbst ihre Irrthümer von den meisten mit aufrichtiger Ueberzeugung bekannt, und die größten Aufopferungen dafür gemacht wurden. Allein es betrifft hier keine persönlichen Verhältnisse, es gilt einer für die Menschheit gefährlichen Lehre, und ein Jeder, der das Gefährliche einsieht, ist verpflichtet, dasselbe als ein solches darzulegen. Außerdem werden hier selbst unsere Urtheile zurückhaltender seyn, als wie wir sie gegen die Hauptpersonen der saint-simonistischen Gesellschaft selbst unumwunden ausgesprochen haben.

(Schluß folgt.)

Die Spinnerinnen in England.

(Schluß.)

Um sich für die Langeweile ihres aufgenöthigten Cölibats zu entschädigen, haben die jungen Leute allerlei erdacht, um sich auf andere Weise zu unterhalten; hieher gehören vorzüglich jene glänzenden Klubs, die fortwährend in der Hauptstadt aufkommen, und sich in die Provinzen verbreiten. Doch auch auf andern Wegen fließt diesen Opfern der unfreiwilligen Ehelosigkeit mancher nicht geringe Trost zu. Doktor Johnson hatte nicht ganz recht, wenn er sagte, daß ein verheiratheter Mann manchen Verdruß, ein eheloser aber kein Vergnügen haben könne. Diese letztere Behauptung ist unrichtig, so lange der junge Mann noch jung und heirathsfähig ist. Bei der gegenwärtigen Landesnoth an heirathsfähigen Männern gibt es kein Thier, weder ein zwei- noch vierbeiniges, das so geschmeichelt, gehätschelt, geliebkost wird, als ein junger Hagestolz, wenn er anders nicht notorisch in die Pariaklasse der Armen gehört. Ein solches Glückskind ist auch das Schooskind aller Gesellschaften. Für ihn wird jeder Tag zum Fest, die zahlreichen Bälle sind nur seinetwegen angestellt, da man hofft, er werde die Hand der Tochter, die er sich zur ersten Quadrille ausbat, auf Lebenszeit behalten. Sein Daseyn läuft an einem ununterbrochenen Blumengewinde von Festen und Vergnügungen fort, wobei er, wie die Biene von Blume zu Blume gaukelnd, ohne sich einer auf die Dauer hinzugeben, vielleicht nicht im Traume an eine bleibende Verbindung gedacht hat, und wahrscheinlich gerade darauf ausgeht, sich als Meister in der Kunst zu zeigen, wie man die Beere wegnascht, ohne in die Schlinge zu fallen, und den Köder sich schmecken läßt, aber den Haken vermeidet. Ob diese Kunst besonders ehrenvoll ist, oder nicht, darauf kommt es hier nicht an. In den Straßen von London treibt sich ein Originalmensch herum, von dem leider die Nachdrücke nicht selten sind, und häufig von den lauernden Händen der Polizei vor den Richter gezogen werden. Das besagte Original hat die Gewohnheit, in die Kaffee- und Kosthäuser zu gehen, sich an die Tafel zu setzen und mit den feinsten Speisen und Weinen bewirthen zu lassen; verlangt man endlich die Rechnung bezahlt, so schwört das Original hoch und theuer, daß er nicht einen Schilling im Vermögen besitze, und kehrt zum unumstößlichen Beweis die Taschen um und zeigt, daß sie in dem Maße leer, als sein Magen voll ist. Findet man nicht zwischen diesem cynischen Epikuräer und jenem cölibatären Parasiten einige Aehnlichkeit? Aber wenn letzterem die goldenen Tage der Jugend abgeblüht sind, oder man endlich handgreiflich findet, daß er nicht zu heirathen gesonnen ist, dann wehe ihm! — dann zittre er vor der unerbittlichen Rache der Mütter und Fräulein. So hoch er zuvor gestellt war, so tief wird er jetzt hinabgestürzt. Keine Feste mehr, keine Bälle, keine Aufmerksamkeiten, keine schmachtenden Blicke, kein holdseliges Lächeln, keine parfümirten Einladungskarten, keine dreieckigen Briefchen mehr. Ist ihm einmal der Abschied ausgefertigt, so schiebt man ihn sachte und höflich beiseite, und setzt ihn auf das Verzeichniß Derer, für die man nicht mehr sichtbar ist, mit Einem Wort, allmählich geht er in dem Lethe der gewöhnlichen Bekannten unter.

Dann ist es Zeit, daß der verstoßene Cölibatär, der die letzte Hälfte seines Daseyns für die größere Behaglichkeit der ersten aufgeopfert hat, sich zu seinem Klub flüchtet, wo er sich und seine Brüder, die alt und runzlich, wie er geworden, glücklich preist, daß sie sich einen so traulichen Zufluchtsort, und gewissermaßen ein Haus, eine Familie, geschaffen haben. Ein Haus, eine Familie, welche Entweihung dieses heiligen Wortes! Allerdings haben sie sich eine kleine Welt geschaffen; aber eine Welt, der die Sonne und mit ihr Leben und Wärme fehlt.

Digitized by Google

Dieß die Tröstungen und Entschädigungen des einen Geschlechtes. Und wie ist es mit dem andern, mit den armen Spinnerinnen? Alles, was sie sich in ihrer traurigen Einsamkeit zum Troste sagen können, ist, daß sie vielleicht unglücklich verheirathet, und dann dem schrecklichsten Schicksal zur Beute geworden wären. In der Ehestandslotterie gibt es mehr Nieten als Treffer. Allein auch der Cölibat der Spinnerinnen könnte manche heitere Erholung gewähren, wenn sie sich, nicht wie die Männer zu großen klosterartigen Klubs, vereinigen wollten, sondern zu drei oder vier gemeinschaftlich in einen stillen Aufenthalt zurückzögen, wo sie alle Vergnügungen der Gesellschaft und bis zu einem gewissen Punkt auch des Luxus genießen könnten.

Dieß eine Skizze aus dem gegenwärtigen Sittenzustande in England. Frankreich hat noch nicht seine Spinsters, aber ist es weit davon möchten wir fragen? *)

*) Und nicht auch Deutschland? möchten wir hinzusetzen.

Seeabenteuer.

(Erzählt von einem Seemanne in Blackwood's Magazine.)

II.

Von den dreizehn französischen Linienschiffen, die in der Schlacht von Abukir fochten, entkamen nur die Fregatten „Justier" und „Diana" und der „Wilhelm Tell" und der „Genereux," die beide vierundsiebzig Kanonen führten. Alle andern wurden verbrannt oder genommen. Es war für die brittischen Seeleute kein sehr erfreulicher Anblick, diese zwei Vierundsiebziger und die beiden Fregatten, die alle nur sehr wenig gelitten hatten, so ungehindert davon segeln sehen zu müssen. Admiral Nelson gab zuerst einem Schiffe das Signal, sie zu verfolgen, dann einem andern und einem Dritten, aber von Allen erhielt er zur Antwort: „Unfähig" — „Außer Stand gesetzt" u. s. w. So wurde es den französischen Schiffen leicht, zu entkommen, um die Trauerbotschaft ihrer Niederlage nach Frankreich zu überbringen. Den zweiten August — die Schlacht war am ersten geliefert worden — brachte unsre Schiffsmannschaft damit zu, den „Leander" wieder segelfertig zu machen; am dritten beschäftigten wir uns, bis zu dem „Culloden," so viel in unsren Kräften stand, Beihülfe zu leisten, und am fünften kam Kapitän Barey, dem Nelson mit der Siegesnachricht an den Earl von St. Vincent absendete, an Bord unsres Schiffes, das sofort unter Segel ging.

Nichts Merkwürdiges ereignete sich auf unserer Fahrt bis zum achtzehnten des Monats, als früh am Morgen, da wir nur wenige Meilen noch von der „Goza di Candia" entfernt waren, die Wache auf dem Hauptmast herabrief: „ein Segel auf der Steuerbordseite — ein großes Schiff." In diesem Augenblick hatte der Leander Windstille, während das angekündigte Segel mit einer guten Kühlte auf uns loskam. Bald ließ es sich als ein Linienschiff erkennen, das nun uns zu täuschen, die türkische Flagge aufhißte. Allein an den Kugellöchern in seinen Backen bemerkten wir bald, daß es einer der Viernndsiebziger war, die aus der Bucht von Abukir entkommen, und in der Nähe zeigte es sich, daß es der „Genereux" unter dem Kapitän Lejoille war. Es war keine Möglichkeit, einem Schiffe zu entkommen, das uns an Kraft um so viel überlegen war. Es blieb uns nichts übrig, als den Kampf zu wagen, und unser Schiff, wenn es denn doch in Feindeshand fallen sollte, so theuer als möglich zu verkaufen.

In der Schlacht am Nil hatten wir das wunderbare Glück, in dem Kampfe, in den wir mit dem Franklin gerathen waren, keinen einzigen Mann zu verlieren, und nur zehn Verwundete zu haben, die aber nicht sowohl von den Kanonen des Franklins kampfunfähig gemacht worden waren, als durch die Schiffstrümmer und eisernen Ballaste, die auf unser Verdeck hagelten, als der Orient in die Luft flog. Unsere Mannschaft zählte ungefähr hundert Mann; allein dieses Nachtheiles ungeachtet, in dem wir standen, hielten sich unsere tapfern Leute mit der größten Entschlossenheit bereit, ihren furchtbaren Gegner zu empfangen. Der „Genereux" kam bald auf Schußweite an der Backbordseite des Leanders heran, und eröffnete ein furchtbares Feuer. Sogleich hielten wir die Segel beim Winde an, um Feuer geben zu können, und begrüßten den Genereux mit der vollen Ladung der Batteriesette. Von beiden Seiten fielen die Schüsse mit furchtbarer Wirkung. Eine einzige Kugel unsrer ersten Ladung machte aus zwei Schußlöchern eines, tödtete zwei Mann und lief dann im Hauptmast sitzen. Dieser furchtbare Kampf dauerte unausgesetzt vier Stunden lang, auf einer Entfernung von nicht mehr als 120 Fuß fort; und Tod und Verderben sprühte hinüber und herüber, wobei wir unsere Kanonen so schnell luden, als es uns nur möglich war.

In der Hitze des Gefechtes wurde ein junger Mensch von achtzehn Jahren, der dem Sekretär des Kapitäns als Gehülfe beigegeben, und bei einer Kanone in der großen Kajüte aufgestellt war, bloß durch den Luftdruck eines Sechsundvierzig Pfünders, der nahe an seinem Kopf vorbeisauste, wie es schien, todt zu Boden geworfen. Obgleich keine äußere Verletzung zu bemerken war, so fand es sich doch bei Besichtigung des Wundarztes, daß eine heftige Erschütterung des Gehirnes durch den Druck der Luft verursacht worden seyn mußte. Als er in das Verbandzimmer und in eine sitzende Lage gebracht wurde, floß ihm aus Augen, Ohren, Mund und Nase reichlich Blut, er konnte kein Wort mehr sprechen, und anderthalb Stunden darnach starb er. Dieser Vorfall bringt mir einen andern ins Gedächtniß, wo unser Kapitän, als wir in der Verfolgung einiger Kauffartheischiffe begriffen unter eine Batterie des Ufers geriethen, durch den Luftdruck einer großen Kugel im Rücken berührt, auf das Verdeck geworfen wurde, und acht Tage besinnungslos blieb. Dann ans Land in ein Spital gebracht, fanden die Aerzte bei genauerer Untersuchung seines Körpers unter seiner rechten Schulter einen kaum erbsengroßen Fleck, aus dem beim Einschnitt eine schwarze Feuchtigkeit floß, worauf der Kapitän in kurzer Zeit wieder genas.

Während Jedermann an Bord, der nur einen Ladstock heben, oder eine Patrone einlosen konnte, gezwungen und aufgefordert wurde, in diesem wüthenden Kampfe alle Kraft des Leibes und der Seele aufzubieten, erhielt ich Befehl, vier Kanonen auf dem Oberdeck zu leiten, die schon seit drittehalb Stunden mit großer Wirkung thätig gewesen waren. Durch vorherige Anstrengung schon sehr erschöpft, wurde ich von einem brennenden Durst gequält und sehnte mich unendlich nach Wasser, das einzige Getränke, das brittischen Seeleuten während des Kampfes gestattet ist; in größter Eile stürzte ich in das Halbverdeck hinab, um ein Wasserfaß zu suchen, das etwa noch der allgemeinen Verwüstung entgangen seyn mochte; denn alle Wasserfässer auf den Kanonenverdecken waren zertrümmert worden. Glücklich fand ich ein noch halbvolles Faß und einen irdenen Krug daneben. Eben setzte ich ihn an die Lippen, als auch Kapitän Thompson, von gleichem Bedürfniß wie ich getrieben, herein stürzte, und mich bat, mit ihm zu theilen. Ich reichte ihm den Krug und nachdem er seinen Durst gestillt, kehrte er auf seinen Posten zurück, wo er nicht wenig überrascht wurde durch seine wunderbare Rettung; während er krank, war die Besanwand, an der er zuvor gestanden, weggeschossen worden. Auch mein Leben war zu gleicher Zeit auf dieselbe Weise gerettet worden; als ich gerade auf meinen Posten eilen wollte, begegnete mir ein Lieutenant der mir zurief: „Wie Sir? Wie freut es mich, Sie noch am Leben zu finden! Wo waren Sie? Gerade einen Augenblick zuvor ist die ganze Mannschaft der zwei Kanonen, bei denen Sie standen, getödtet worden!" — Es waren ihrer eilf Mann.

Wie wir später hörten, hatte der Genereux jetzt alle seine Patronen verschossen und kam nun heran, offenbar in der Absicht uns zu entern. Allein die Mannschaft schien hiezu so wenig Lust zu haben, daß Niemand dem Befehl des Kapitäns gehorchen wollte und auf dem Oberdeck kaum zehn Mann zu sehen waren. Hierüber wurde der Kapitän Lejoille so ergrimmt, daß er drohte, das Schiff in die Luft zu sprengen, wenn seine Leute nicht auf das Oberdeck herauf kommen wollten; dann erst erschienen sie, aber der günstige Augenblick war schon vorüber. Der Leander hatte das große Mars und Vormars verloren, während der Genereux nur seinen Besanmars eingebüßt hatte, und unser Schiff lag daher wie ein bewegungsloser Block auf dem Wasser, während unsere Gegner noch in voller Beweglichkeit war. Der Genereux entfernte sich leewärts auf eine geraume Strecke, um zu einem neuen Angriff Patronen zu machen, wozu sie ihre

Digitized by Google

Strümpfe zu Pulversäcken verschnitten. Während unser Gegner diese Bewegung ausführte, ging er, entweder aus Unvorsichtigkeit, oder weil er glaubte, daß unsre Patronen eben so erschöpft seyen als die seinigen, oder daß unsre Kanonen, da Maste und Takelwerk nach der Steuerbordseite gefallen waren, hier nicht mehr schußfertig seyen, an unserer Steuerbordseite vorüber, und bot uns so eine sehr günstige Gelegenheit, uns für die erlittenen Verluste zu rächen. Unsre Kanonen auf dem Oberdecke waren allerdings durch die Trümmer von Masten und Segeln demontirt; allein die Geschütze des Unterdeckes waren noch schlagfertig; wir brachten sonach die ganze Batterie unseres schweren Geschützes auf die Steuerbordseite, und gaben dem Genereux als er an uns vorüberfuhr, mit der ganzen breiten Lage eine sehr wirksame Ladung.

Hiedurch noch mehr erbittert näherte sich der Genereux, nachdem er sich wieder in schlagfertigen Stand gesetzt, zu einem neuen Kampfe. Längerer Widerstand von unsrer Seite wäre Wahnsinn gewesen; ich erstattete daher Kapitän Thompson von dem Verlust, den unsre Mannschaft erlitten, Bericht, und fügte hinzu, daß bei einer so furchtbaren Ungleichheit unserer Ehre genug geschehen sey, wenn man nicht nutzlos das Leben unsrer tapfern Leute opfern wolle. Der Befehl die Flagge zu streichen, wurde gegeben, zuvor aber noch die Vorsicht gebraucht, alle Depeschen und Papiere von Wichtigkeit ins Meer zu versenken. In dem Augenblick wo die britische Flagge sank, wurde die französische aufgehißt. Der Genereux war in diesem Augenblick in einer Lage, daß er sich nicht an unsere Schiffsseite anlegen konnte, und alle seine Boote waren so zerschossen, daß sie völlig unbrauchbar waren. Um aber doch Mannschaft an unsern Bord zu schicken, zimmerten sie in der Schnelligkeit aus den Spieren und Planken, die sie zur Hand hatte, ein Floß, auf dem eine beträchtliche Anzahl sich ausschiffte. Aber statt den Leander zu erreichen, wurden sie teewärts getrieben, so daß endlich einige, die schwimmen konnten, ins Wasser springen und an unser Schiff herausschwimmen mußten, um von dem Wrack Besitz zu nehmen.

So endigte ein Kampf, unglücklich zwar für den Leander, aber vielleicht unerhört in der Geschichte der Seekriege; der britischen Marine wird es stets zum Ruhme gereichen, daß ein Schiff von nur fünfzig Kanonen, von denen die größten nur 24 Pfünder waren, während sein Gegner aus 74 Feuerschlünden mit 36 Pfündnern schoß, mit einer Mannschaft von nur hundert kampffähigen Leuten, gegen wenigstens siebenhundert Mann, einen sechsstündigen Kampf bestand. Auf dem Leander waren 38 Mann getödtet und 48 verwundet worden. Der Genereux zählte 48 Todte und 112 Verwundete.

Unter den 18 Offizieren des Leanders war ich Einer von denen, die an Bord desselben bleiben durften. Der Genereux nahm sodann unser Schiff ins Schlepptau, und steuerte nach Malta zu, wo wir beinahe wieder durch die britische Flotte befreit worden wären. Ohne eine Gefahr zu ahnen, näherte sich Kapitän Lejotlle dem Hafen von Malta, das er im Besitz seiner Landsleute wußte, als wir am vierten Tage nach unsrer Gefangennehmung eines Segels ansichtig wurden, das, wie sich nachher auswies, ein französisches Handelsschiff war, und sobald es den Genereux erkannte, alle Segel aufspannte, um an ihn heranzukommen und ihn zu benachrichtigen, daß Malta von einem englischen Geschwader blokirt sey. Ohne diese Nachricht wären wir unfehlbar mitten unter die britische Flotte gerathen, und der Genereux war zu übel zugerichtet, als daß er an ein Entkommen hätte denken können. Sogleich wurde daher der Lauf geändert und so eilig als möglich nach Corfu gesteuert, wo wir auch in wenigen Tagen anlangten. Die gefangenen Offiziere wurden von da auf einem kleinen Fahrzeuge nach Ragusa gebracht. Nachdem wir hier die Quarantäne bestanden, wurden wir über den Golf nach Barletta gebracht und dort gegen die in Aegypten gemachten französischen Kriegsgefangenen ausgewechselt. Nach einer viertägigen Fahrt durch eine zaubervolle Landschaft, in der alle klassischen Erinnerungen aus dem Sänger von Mantua in uns aufwachten, kam uns wieder der Ozean zu Gesichte und zu gleicher Zeit eine Abtheilung von Nelson's Flotte, die damals in der Bay von Neapel vor Anker lag.

Vermischte Nachrichten.

Eine Fichtenart, die sich durch ihre gigantischen Verhältnisse auszeichnet, und dadurch in der jüngsten Zeit die Aufmerksamkeit der Botaniker und Gartenkünstler auf sich gezogen hat, findet sich über einem weiten Flächenraume Kaliforniens vom 40° nördlicher Breite bis 45° verbreitet. Der Sekretär der englischen Gartenbaugesellschaft in London, Hr. Douglas machte zuerst auf diesen Baum aufmerksam, der einzeln an niederen Hügeln und in reinem Sandboden wächst, wo gar keine Vegetation fortkommen zu können scheint. Hier erlangt der Baum seine vollste und schönste Entwiklung, wächst aber nicht, wie die übrigen Fichtenarten des nordwestlichen Amerika's, wie z. B. die Pinus resinosa, in dichten Waldungen, sondern kommt nur vereinzelt vor, und scheint den Uebergang zwischen den dunkeln Forsten des Nordens und dem Grün Kaliforniens zu bilden, wo die Vegetation mehr der der Tropenländer ähnlich zu werden anfängt. Der Stamm dieser Fichte erreicht eine Höhe von 150 bis über 200 Fuß, und ihr Umfang wechselt zwischen 20 und 60 Fuß. Einer dieser Bäume, der durch den Wind gebrochen war, und nicht zu den größten gehörte, die von Reisenden gesehen wurden, hatte folgende Maaße: seine volle Länge betrug 216 Fuß; 3 Fuß vom Boden war sein Umfang 57 Fuß 5 Zoll, und 134 Fuß vom Boden 17 Fuß 5 Zoll. Der Stamm ist sehr gerade und bis zu zwei Drittheilen der Höhe ohne Zweige; die Rinde ist für einen Baum von solcher Größe sehr glatt, hellbraun nach der Südseite und weißlich auf der Nordseite. Die Zweige sind hängend, die Nadeln 4 bis 5 Zoll lang, und wachsen zu fünfen auf einer kurzen Krone, wie bei der Weymuthskiefer, sie sind straff, von schöner grüner Farbe, aber ohne Glanz, und die kleinen Zähne, mit denen ihr Rand eingefaßt ist, machen sie rauh anzufühlen. Die Zapfen stehen an der äußersten Spize der Zweige, und erlangen ihre volle Ausbildung in zwei Jahren; Anfangs sind sie aufgerichtet, und fangen erst im zweiten Jahre an sich zu neigen. So lange diese Zapfenfrucht jung ist, hat sie eine kegelförmige Gestalt; bei der Reife hat sie ungefähr 12 Zoll im Umfange am dicksten Theile, und wechselt in der Länge von 12 bis 16 Zoll. Ihre Schuppen sind locker, gerundet und an der Spize ohne Stachel. Der Samen ist dick, hat acht Linien Länge und vier in der Breite, eine ovale Form, und sein Kern ist, wie bei der Pinus pinea, süß und von sehr angenehmem Geschmacke. Die Samenflügel sind hobelförmig, von rußiger Farbe, und ungefähr zweimal so lang, als der Samen. Man bemerkt daran eine zahllose Menge getrümmter Gefäße, die mit einer purpurrothen Substanz ausgefüllt sind, und durch das Mikroskop einen sehr schönen Anblick gewähren. Der Fruchtkeim hat 12 oder 13 Kotyledonen; der Baum bringt im Ueberflusse ein ambraartiges Harz hervor. Sein Holz ist weiß, weich und leicht; seine spezifische Schwere ist auf 0,465 bestimmt worden. Das Harz, das aus den Bäumen heraustraufft, wenn sie zum Theile verbrannt sind, verliert seinen gewöhnlichen Geruch, und nimmt einen sehr süßen Geschmack an. In diesem Zustande verbrauchen es die Einwohner statt Zucker bei ihren Speisen. Die verbrannten Samenkörner werden gleichfalls gegessen, oder vielmehr in Kasten für den Winter aufbewahrt. Menzies sah bei seinem Aufenthalte an dieser Küste von Kalifornien mit Kapitän Vancouver, im Jahre 1795, Samen einer Fichte, die ihm von spanischen Geistlichen zum Nachtische aufgesezt wurden. Ohne Zweifel waren Dieß die des Baumes, den Hr. Douglas beschrieben hat. Der Name des Baumes ist in der Landessprache Ma-cleh. Hr. Douglas hat ihn zur Ehre des Vizepräsidenten der Linnäischen Gesellschaft, Aylmer Bourke Lambert, Lambertiana genannt.

Ein reisender Engländer, der eine Schrift über die Vereinigten Staaten herausgegeben hat, versichert darin, daß die Mäßigkeitsgesellschaften dort bis zu einer Zahl von Tausend angewachsen sind und bis gegen zwei Millionen Mitglieder zählen; bereits seyen sie zu einem solchen Einflusse gelangt, daß tausend Branntweinbrennereien und dreitausend Schenken aus Mangel an Absaz geschlossen werden mußten.

Die französische Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften hat an die Stelle Champollions des Jüngern, durch Mehrheit der Stimmen, Herrn Burnouf, Sekretär der asiatischen Gesellschaft, zu ihrem Mitgliede ernannt. Unter den Kandidaten befanden sich auch Herr Deyping, Herr Reinaud, Employé bei den Manuscripten der königlichen Bibliothek u. a. m.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 144. 23 Mai 1832.

Sitten und häusliches Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

„Unter den erwähnten häuslichen Verhältnissen", fährt Mistreß Trollope in ihrer Schilderung des häuslichen Lebens der Nordamerikaner fort, „kann es nicht anders kommen, als daß die Frauen wenig Zeit finden, ihrem Geiste eine höhere Entwicklung zu geben. Fast möchte man sich nur mehr darüber wundern, daß es unter ihnen einige sehr liebenswürdige gibt, als daß keine eine höhere Bildung hat. Aber wie auch immer die Talente der Personen sind, die in einer Gesellschaft zusammen kommen, die Art und Weise, wie diese Gesellschaften vor sich gehen, reicht allein schon hin, die Unterhaltung zu lähmen. Stets schaaren sich die Frauen auf der einen Seite des Besuchzimmers zusammen, und die Männer auf der andern; aber um Cincinnati Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß ich sagen, daß diese Gewohnheit nicht allein jener Stadt oder der westlichen Seite der Alleghanen eigenthümlich ist. Manchmal veranlaßt ein wenig Musik eine theilweise Vereinigung; Einige der unternehmendsten jungen Leute, ermuthigt durch das Vertrauen auf ihren Lockenkopf und ihre Taille, machen sich an das Pianoforte, und spielen den hübschen halbaufgeschossenen jungen Dingern, die einander vorrechnen, wie viel jede Klavierstunden gehabt hat, Etwas vor.

„Wo man in einem Hause zu zwei Besuchzimmern Raum hat, läßt man die jüngern Mädchen und die schlanken Herrchen mit dem Piano in einem, aus welchem dann oft ein Gelächter erschallt. Doch das Schicksal der einer höheren Würde theilhaftigen Personen in dem andern Gesellschaftszimmer ist höchst traurig. Die Herren spucken, sprechen von den Wahlen und den Preisen der Produkte, und spucken wieder. Die Frauen beäugeln einander ihren Anzug, bis sie jede Stecknadel daran auswendig wissen, sprechen von des Herrn Pfarrers Salbader letzter Predigt vom jüngsten Gericht oder von des Herrn Doktors Eisenbarth neuen Magenpillen, bis man zum Thee ruft, wo man sich für alle ausgestandene Langeweile durch mehr Thee, Kaffee, Kuchen und Milchpasteten aller Art, *) eingemachte Pflaumen und Gurken, Schinken, Truthahn, geräuchertes Rindfleisch und Austern entschädigt, als irgendwo in einem Theil der bekannten Welt bei einer solchen Gelegenheit gegeben wird. Wenn diese massive Mahlzeit vorüber ist, begibt man sich in das Besuchzimmer, wo man so lange beisammen bleibt, als es nur auszuhalten ist; dann bricht Alles mit einem Male auf, Mäntel, Umschlagtücher, Hüte, Hauben werden zusammengerafft, und Jedermann eilt seinen vier Pfählen zu."

Von besonderem Interesse erscheinen uns die von Mistreß Trollope gemachten Beobachtungen über das Kirchen- und Sektenwesen in den Vereinigten Staaten. Wenn dabei die Verfasserin Vieles wieder durch die Brille ihrer englischen Vorurtheile sah, so sind doch auch manche ihrer Urtheile durch treffende Schärfe bezeichnet, und ihre Klagen über die chaotische Verwirrung des amerikanischen Kirchenthums nicht unbegründet. Seltsam genug sehen wir in diesen Schilderungen neben der großen politischen Freiheit, und dem auf die unbeschränkteste Unabhängigkeit gestellten Sinn der Nordamerikaner eine so engherzige Unduldsamkeit und einen so zornefrigen Fanatismus hervorteten, der eher in Spanien als dem gelobten Lande der besten Republik gesucht werden sollte.

„Ich hörte oft," sagt hierüber die Verfasserin, „vor meiner Reise nach Amerika die Bemerkung, eine der großen Wohlthaten, mit denen dieses Land durch seine Verfassung gesegnet sey, bestehe darin, daß es dort keine Staatsreligion gebe, und dadurch der Staat von der Last, für den Unterhalt der Kirchendiener zu sorgen, entbunden sey, da Dieß Jedem nach seinen besondern Glaubensmeinungen überlassen bleibe. Mein Aufenthalt in dem Lande überzeugte mich, daß religiöse Tyrannei auch ohne Beistand der Regierung mit großer Kraft ausgeübt werden könne, und auf eine noch drückendere Weise als durch Zehententrichtung u. s. w. Da die Sonderbarkeit der kirchlichen Verhältnisse mir gleich in den ersten Wochen meiner Ankunft ins Auge fallen mußte, so enthalten meine damals schon aufgezeichneten Notizen manche Beobachtung über diesen Gegenstand; da mir aber dieselben Anschauungen in jedem Theile des Landes wurden, so bemerke ich jetzt, daß meine hier niedergelegten Erfahrungen nicht bloß den westlichen Staaten, sondern der ganzen Union überhaupt gelten, da gleiche Ursachen überall gleiche Wirkungen hervorbringen. Die ganze Bevölkerung scheint in fast zahllose religiöse Faktionen getheilt, und man sagte mir, um in einer Gesellschaft gut aufgenommen zu werden, sey es nöthig, sich

*) Mistreß Trollope führt aus dem Kochbuche der Nordamerikaner von Kuchenwerk an: hot cake und custard, hoe cake, johny cake, waffle cake und dodger cake. Leider kennen wir das deutsche Kuchen- und Küchenwesen nicht so gründlich, um die entsprechende Uebersetzung zu geben. A. d. R.

Digitized by Google

einer dieser Parteien angehörig zu erklären. Mag man was immer für einem Glaubensbekenntnisse zugethan seyn, man wird nicht für einen Christen gehalten werden, wenn man sich nicht zu einer besondern Kongregation bekennt. *) Außer den wohlbekannten Unterscheidungen in Episkopalianer, Katholiken, Presbyterianer, Kalvinisten, Baptisten, Quäcker, Swedenborgianer, Universalisten, Dunkers u. s. w. gibt es noch eine Unzahl aus diesen hervorgegangener Sektenzweige, von denen jeder ein eigenes Kirchenregiment führt, bei dem stets der intrikanteste und parteisüchtigste Kopf an der Spitze steht. Um einen Grund der Trennung einer Sekte von der andern an den Tag zu legen, nimmt jede irgend einen wunderlichen Brauch in ihren Ritus auf, woraus die traurige Folge entsteht, daß alle religiösen Ceremonien in Verachtung kommen. Die Katholiken allein haben sich frei zu erhalten gewußt von dieser Wuth, sich in zahllose Unterabtheilungen zu zersplittern, welche die andern Glaubensbekenntnisse ergriffen hat. . . . .

„In den kleinern Städten und Ortschaften vertreten Versammlungen zum Gebete die Stelle fast aller andern geselligen Unterhaltungen, da aber die dünngesäete und weit auseinander liebende Bevölkerung der meisten Niederlassungen sich nicht zu solchem Zwecke zusammenfinden, und keine Geistlichen bezahlen kann, so heirathet, tauft und begräbt man ohne sie. Ein Fremder, der in einer amerikanischen Stadt verweilt, muß die Eingebornen für die religiösesten Menschen auf Gottes Erdboden halten; wenn ihn aber sein Weg in die westlichen Ortschaften führt, wird er weder Kirchen noch Kapellen, weder Gebete noch Prediger finden, jene schrecklichen Saturnalien, „Feldversammlungen" (camp-meetings) genannt, ausgenommen, von denen weiter unten die Rede seyn wird. Wie sehr erstaunte ich über die Antwort einer Frau, die ich am Sonntage bügeln sah, als sie mir auf meine Frage: „Macht Ihr keinen Unterschied in Euren Beschäftigungen an einem Sonntage?" — erwiderte: „Ich bin keine Christin, Madame. Wir haben dazu keine Gelegenheit gehabt." Es dünchte mir, daß in einem Lande, wo alle Menschen gleich sind, der Staat eben kein großes Verbrechen begehen würde, wenn er allen seinen Angehörigen Gelegenheit, Christen zu werden, gäbe, wenn sie es wünschten. Aber gesetzt auch die Föderativregierung sollte den Vorschlag wagen, in irgend einer Ortschaft, die noch nie das Geläute einer Glocke hörte, eine Kirche zu erbauen und zu begaben, so würde sicherlich nicht nur der souveräne Staat, dem man eine solche Zumuthung machte, im Kongresse laut sich gegen einen so gehässigen Eingriff in seine innere Verfassung aussprechen, sondern alle andern Staaten würden ihre Stimmen damit vereinigen, und eine Regierung, die sich eine solche Einmischung zu Schulden kommen ließe, große Gefahr laufen, die heftigste Anfechtung oder gar ihre Absetzung zu erfahren . . .

„Es ist bereits oben gesagt worden, daß die kirchlichen Versammlungen die Stelle der anderswo üblichen öffentlichen Unterhaltungen vertreten. Da die meisten Frauen, wie in Cincinnati z. B., wo sich ein ziemlich gutes Theater befindet, es für eine Sünde gegen den heiligen Geist halten würden, einem Schauspiele beizuwohnen, so kann man die Damen dieser Stadt in ihrem Putze nur in den Kirchen und Kapellen bewundern; und ich bin nicht abgeneigt zu glauben, daß ein Europäer, der sich zum erstenmale die Stadt besieht, die Orte, wo der Gottesdienst gehalten wird, für Theater und Kaffeehäuser ansehen dürfte. Es vergeht kein Abend, der nicht die jungen Schönheiten der Stadt schaarenweise nach den Kirchen und Betversammlungen führt; alle sind bei diesen Gelegenheiten sorgfältig und manchmal mit großem Prunke gekleidet; dorthin allein trägt man seine ganze Pracht zur Schau, und dort allein macht man seine Ansprüche auf Mode und Geschmack geltend. Die Anzahl der Herren, die diese Abendversammlungen besuchen, ist verhältnißmäßig klein; doch machen oft einige junge hübsche Stadtsöhne, die sich dabei einfinden, die Ursache, warum man eine solche Pracht von Bändern und Locken entfaltet, deutlich. Wären die Kirchen nicht, so könnte man aus allen Damenhüten und Hauben von Cincinnati nur immerhin ein Johannisfeuer anzünden; denn ich sah nirgends anderswo von ihnen Gebrauch machen. Die Frauen sind mit ihrem Hauswesen allzu eifrig beschäftigt, als daß sie Zeit fänden, in vollem Staate bei Morgenbesuchen sich zu zeigen. Oeffentliche Gärten oder Unterhaltungsplätze gibt es eigentlich nicht und wären die Betversammlungen und Familientheezirkel nicht, so würden alle Schönen von Cincinnati Gefahr laufen, Einsiedlerinnen zu werden."

(Fortsetzung folgt.)

*) Diese Erfahrung wurde nicht bloß von Mistreß Trollope gemacht; auch Männer, Landsleute von uns, die von großer Vorliebe für amerikanisches Leben eingenommen sind, können nicht umhin, diese Schattenseite der transatlantischen Republikaner zu beklagen.
A. d. R.

Ueber den Saint-Simonismus in seiner letzten religiösen, moralischen und politischen Entwickelung.

Erster Artikel.

(Schluß.)

Die Trennung, die im November in der saint-simonistischen Gesellschaft stattfand, hatte bekanntlich ihre nächste Veranlassung in einer schon lange genährten Verschiedenheit der Ansicht über die Ehe, das weibliche Geschlecht überhaupt, und über die Hierarchie und die Funktionen des Priesters. Die Verschiedenheit betraf Das, was in der saint-simonistischen Lehre die Moral und die moralischen Verhältnisse genannt wird. Allein die Verschiedenheit der Ansicht betraf im Grunde das ganze Lehrgebäude. Dieß erkannte auch der eine frühere Chef Bazard, und Viele mit ihm an, und sprach mehrmals gegen den Verfasser dieses Aufsatzes die Ueberzeugung aus, daß die Lehre von Grund aus von Neuem aufzubauen, und daß Dieses selbst nicht von ihm allein, sondern durch die vereinte Wirksamkeit aller Derer geschehen müsse, die höhere Ideen über eine neue Gestaltung des Lebens besäßen und vertrügen. Wir wollen daher, weil der Zwiespalt die ganze Lehre angeht, die Lehre in ihren, von ihr selbst aufgestellten Haupttheilen verfolgen, und die spätere Entwicklung auch unter den drei Gesichtspunkten der Religion, Moral und Politik betrachten, wobei es sich von selbst versteht, daß wir die ganze Lehre als eine wissenschaftliche Gestaltung vom Standpunkte der Wissenschaft aus würdigen, und durchaus keine Rücksicht auf die absurde Prätention der Saint-Simonisten nehmen, daß ihre Lehre eine Offenbarungslehre sey, die von dem jedesmaligen Oberhaupte fortgesetzt werde, und

Digitized by Google

wogegen die Wissenschaft nichts vermöge. — Wir gehen daher zuerst zur neuern sogenannten

religiösen Ansicht

über. Wir sagen mit reiflicher Ueberlegung „sogenannten"; denn so viel die Saint-Simonisten, und besonders in der neueren Zeit, von Religion und Religiosität sprachen, so hatten sie doch nicht nur keine klare Idee von Religion, sondern ihre sogenannte religiöse Ansicht war vielmehr eine vollständige Irreligiosität, und würde in dem Menschen alles wahrhaft religiöse Leben, wenn dieses je möglich wäre, gänzlich erstickt haben. Allerdings hatte der Saint-Simonismus Gott als das eine unendliche Wesen, in welchem Alles, die Welt und die Menschheit, und außer welchem nichts ist und lebt, aufgefaßt *); diese Idee war aber nur ganz äußerlich, und ohne organischen Zusammenhang mit dem Ganzen, aufgenommen. Sie war von außen her entlehnt, und mußte deßhalb ohne alle belebende Kraft bleiben. Wäre aber die Idee nur einigermaßen etwas klarer aufgefaßt worden, so hätte sie wenigstens vor vielen verderblichen Mißgriffen bewahren können, so hätte sie wenigstens den schrecklichen Irrthum verhindern müssen, daß nicht ein Mensch, ein endliches Wesen sich wieder an die Stelle der unendlichen Gottheit setze oder gesetzt wurde. Dieß ist aber nicht nur wieder von den Saint-Simonisten geschehen, sondern auch in einer Monstrosität, wie die Welt wohl schwerlich noch gesehen hat. Nach der Trennung bildete nämlich der jetzige Chef die früher vorgetragene Idee von Gott auf folgende Weise aus: „und selbst die unendliche Gottheit muß sich in der Welt offenbaren (manifestiren), und kann nur in dieser Manifestation von der Menschheit aufgefaßt werden. Diese Manifestation geschieht aber in der Menschheit im höchsten Grade; durch die Menschheit hat die Welt nur Einheit, sie ist das Band davon. Nun muß es aber in der Menschheit selbst immer einen höchsten Menschen geben, der alle andern überragt. Diese höchsten Menschen haben sich in der geschichtlichen Entwicklung als Religionsstifter kundgegeben." Jetzt, da durch den Saint-Simonismus eine neue Religion gekommen, sey Enfantin als der Chef der Gesellschaft, das Haupt, der Vater der Menschheit (père de l'humanité). In diesem Haupte nur komme die Gottheit zur höchsten Offenbarung, ja in diesem Haupte sey es allein, wo die Gottheit zum Bewußtseyn ihrer selbst gelange, denn dieses könne nicht auf andere Weise gedacht werden, und es könne Dieses auch nur in Einem Individuum geschehen, und wo anders, als in Dem, welches das Haupt sey. Eben so verhalte es sich mit der Menschheit; auch diese komme nur zum Bewußtseyn in ihrem höchsten Repräsentanten, dem Haupte der Menschheit. Dieses Haupt sey daher der lebendige Repräsentant der Gottheit auf der Erde, aber nicht bloß der Stellvertreter, sondern der wirkliche Darsteller derselben. Es falle daher in Zukunft der ganze Mysticismus (so wurde das vorige Verhältniß des Menschen mit der Gottheit genannt), in welchem der Mensch sich an das unendliche Wesen wende, und sich mit ihm verbunden betrachte, weg; ein reelleres, und das eigentlich wahre religiöse Verhältniß trete an dessen Stelle. Dieses bestehe hinfort in den Verhältnissen der Unteren zum Oberen (der Kinder zu den Vätern in der saint-simonistischen Sprache) und darin, daß die ganze Gesellschaft mit dem höchsten Vater (père suprème) in allseitiger Verbindung stehe (communier); die Hierarchie sey somit das wahrhaft religiöse Verhältniß, denn Religion, das von religare, lier verbinden, herkomme, bedeute ja nichts Anderes, als die Verbindung der Menschen unter einander. (Warum denn nicht auch mit Gott? —) Die Hierarchie sey das ganze Geheimniß der Religion." Wir wollen hier das Gewebe von Irrthümern nicht weiter entwickeln. Einem jeden wird es aber offenbar seyn, wie zerstörend für alle Religion eine solche Ansicht im Leben hätte wirken müssen, wie sie denn auch unter den Saint-Simonisten ihre zerstörende Kraft geübt hat. Die Menschheit wurde nun auch im Prinzip von der Gottheit getrennt, sie sollte die Gottheit nirgend anders mehr erblicken, als in dem Fetisch, dem es gefallen hatte, sich als das Centrum der Gottheit aufzustellen. Das Unheiligste und Lebenverderblichste, was die Menschheit kennt, und wodurch ihr Leben lange in den unseligsten Fesseln gehalten worden, die Hierarchie, und zwar eine Hierarchie, gegen die, weil sie sich auf Alles erstrecken sollte, alle früheren Hierarchien nur Schattenbilder seyn müßten, wurde mit dem heiligen Namen der Religion getauft. Blinde Unterwerfung wurde religiöse Hingebung (dèvouement) genannt, die Willkür des Oberen mit dem Mantel der Liebe umhangen, der sklavische Gehorsam als eine Huldigung (hommage) des Untern gegen den Obern gestempelt. Die frères ignorantins wurden das Musterbild für den gefühls- und seelenvollen Priesterstand (ordre-prêtre), welcher der Herd der Liebe und der Poesie, und das Band für die ganze Gesellschaft seyn sollte.

Diese Lehre von dem Chef der Menschheit erhielt immer weitere Ausbildung, die ganze Gesellschaft war nur noch die einzelnen Glieder seines Körpers, die er allein alle beseelte (inspirer). Das Haupt, der höchste Vater verhielt sich zu den übrigen, wie das continens zum contentum. Als den höchsten Grad des Unsinns, der aber in wahre Verrücktheit (wir finden kein anderes Wort dafür) überging, bezeichnen wir den Brief Enfantin's selbst (s. Globe v. 29 März 1832), wo er sich beklagt, daß ihn die Menschen, derer aller Vater er doch sey, verläumden und verfolgen. In diesem Briefe liest man folgende unerhörte Worte: „Seit fünf Jahren habe ich zahlreichen Kindern mein Blut, mein Fleisch, mein Leben gegeben; viele haben gesättigt oder bezaubert von meinem Fleische oder meinem Blute mich verlassen und zerstreuen (repandent) mich tropfenweise und werfen mich in Stücken über die Welt; ich habe ihnen keinen Auftrag dazu gegeben, und doch danke ich ihnen: denn ich lebe in der Welt, wie ich in mir lebe, sie machen mich der Hälfte von mir selbst (moitié de moi-même) bekannt." Diese Worte bedürfen keines Kommentars. Hier sehen wir also den Chef nicht bloß mehr als den Repräsentanten der Gottheit, sondern als diese selbst; die äußere Welt wird nur noch als seine eigene Hälfte dargestellt. Dieß mag zur Charakterisirung der sogenannten religiösen Ansicht der neuen saint-simonistischen Lehre hinreichend seyn. In unserm zweiten Artikel werden wir die sogenannte neue Moral vor Augen legen, in der sich die sogenannte religiöse Ansicht besonders

*) S. Exposition, 2 Theil, 8 Sitzung.

Digitized by Google

in ihrer Lebensgefährlichkeit zeigt. Ehe wir aber diesen Artikel schließen, wollen wir doch vor einer Verwechslung oder Vergleichung der eben entwickelten Lehre mit einem deutschen philosophischen Systeme warnen. Wir meinen das philosophische System von Fichte. Eine oberflächliche Ansicht könnte hier vielleicht manche äußere Aehnlichkeiten entdecken. Fichte hat die äußere Welt als die Hälfte des Ich und als eine Ableitung aus dem Ich betrachtet; aber man muß hier wohl beherzigen, daß Fichte unter dem Ich nicht ein individuelles Ich, sondern das absolute Ich, d. h. Gott selbst verstanden hatte. Er war sich hierüber lange Zeit nur nicht ganz klar geworden. Später 1806 sah Dieß Fichte deutlich ein, und bezeichnete nur auch das absolute Ich mit dem wahren Namen des absoluten Wesens. Daß Fichte sein Ich an die Stelle des absoluten Ich habe setzen wollen, hat ihm nur Unverstand vorwerfen können. — Daß aber im Uebrigen sein System nichts mit der hier entwickelten saint-simonistischen Lehre gemein hat, bedarf wohl keiner Erwähnung. A . . . . .

Statistik der Glaubensgenossenschaften in Nordamerika.

Benennungen.	Kirchendiener.	Kirchen oder Kongregationen.	Seelenzahl
Kalvinisten . . .	2914	4384	2,745,543
Methodistische bischöfliche Kirche *)	1777	—	2,600,000
Presbyterianische Kirche .	1801	2255	1,800,000
Orthodoxe Kongregationalisten	1000	1270	1,260,000
Protestantisch-bischöfliche Kirche **)	550	700	600,000
Universalisten . . .	158	500	500,000
Römische Katholiken ***) .	—	—	500,000
Lutheraner . . .	205	1200	400,000
Christianer . . .	200	800	275,000
Deutschreformirte . .	84	400	200,000
Freunde oder Quäker . .	—	400	200,000
Kongregationalistische Unitarier	160	195	176,000
Assozirte Methodisten und Andere	350	—	175,000
Baptisten vom freien Willen	300	400	150,000
Holländischreformirte . .	159	194	125,000
Mennoniten . . .	200	—	120,000
Assozirte Presbyterianer .	74	144	100,000
Cumberland-Presbyterianer	50	75	100,000
Tunkers	40	40	30,000
Baptisten von der freien Kommunion	30	—	30,000
Baptisten vom siebenten Tage	30	40	20,000
Baptisten von den sechs Prinzipien	25	30	20,000
Mährische Brüder . .	23	25	7,000
Die tausendjährige Kirche oder die Zitterer (Shakers) . .	45	15	6,000
	—	28	5,000
Die Kirche vom neuen Jerusalem	30		
Emanzipirende Baptisten .	15	—	4,000
Juden und andere nicht namentlich Aufgeführte . . .	—	150	50,000

*) Diese Kirche zählt vier Bischöfe.
**) Sie hat gegenwärtig zwölf Bischöfe.
***) Sie stehen unter einem Erzbischofe, vier Titularbischöfen und einem Koadiator.

Vermischte Nachrichten.

Herr J. J. Ampère, der Hrn. Fauriel auf dem Lehrstuhl der ausländischen Literatur in Paris gefolgt ist, hat gegenwärtig in der Sorbonne Vorlesungen über die Geschichte der skandinavischen Literatur begonnen, wozu er sich durch umfassende Studien, so wie durch Reisen in den Norden von Europa seit vielen Jahren schon vorbereitete. — Herr Lerminier setzt am College de France seine Vorlesungen fort. Im vergangenen Wintersemester handelten seine Vorträge von der Geschichte der legislativen Gewalt bei den Hebräern, Griechen und Römern, im nächsten Winter wird er über die der Gesetzgebung bei den Deutschen, Engländern und Franzosen lesen. In dem gegenwärtigen Sommersemester hält er Vorlesungen über den Einfluß der Philosophie des 17ten Jahrhunderts auf die Gesetzgebung des 19ten.

*

Eine Versammlung von Pflanzern zu St. Martin, (40° westlich von Neu-Orleans) in Louisiana, wählte unter sich einen Ausschuß, mit dem Auftrage, den Zustand der Zuckerproduktion in Louisiana zu untersuchen. Aus dem von diesem Ausschuß erstatteten Bericht geht hervor, daß sich die Ausgaben, die für eine Zuckerplantage, für Ankauf des Bodens, der Sklaven, Pferde, Ochsen, Ackerwerkzeuge, Gebäude, Lieblohn und Fabrikation erforderlich sind, auf 87,704 Dollars 25 Cents belaufen. Eine solche Plantage enthält 500 Morgen Landes, die, nach einem dreijährigen Durchschnitte berechnet, jährlich 250,000 Pf. Zucker liefern. Dieser Zuckerertrag steht zu Neu-Orleans in einem Werth von 15,000 Dollars; wozu noch 1200 Dollars für Melasse kommen, was einen Gesammtertrag von 16,200 Dollars gibt. Hievon müssen für Transport und Kommissionsgebühren 1842 Dollars, für Besoldungen, Lebensmittel, Ausbesserung der Werkzeuge, Nachkauf von Sklaven und Vieh 7982 Dollars abgezogen werden; so daß also ein reines Einkommen von 6427 Dollars bleibt, was 15 Prozent des Kapitals beträgt.

*

Der Missionär Jaremba besuchte auf seiner Reise durch die türkisch-russischen Provinzen am Euphrate, von Kars über Bajazid nach Etschmiatsin die warmen Quellen bei Diadina und gibt davon folgende Beschreibung: „Diadina ist ein kleines Fort, sechs Lieues von Bajazid und von den Russen besetzt. Eine halbe Lieue von diesem Fort befinden sich die warmen Quellen, wo sich dem Auge ein ungemein malerischer Anblick bietet. Gruppen und Reihen von Zelten, die von Offizieren bewohnt sind, liegen vor den Quellen, und in einiger Entfernung sieht man hölzerne Baraken für die kranken Soldaten, die hieher geschickt werden, und fast immer aus diesen heilsamen Wassern ihre Genesung erlangen. Der Ort, wo die Kranken verweilen, besteht aus einem Hügel von außerordentlicher Weiße, der durch den sonderbarsten Zufall eine Brücke über den südlichen Arm des Euphrat bildet, den die Türken auch Muratsfluß nennen. Diese Brücke, oder vielmehr dieser in den Fluß hinein verlängerte Hügel ist so breit, daß mehrere Menschen darauf nebeneinander gehen können. In einiger Entfernung davon erblickt man noch einige solche Vorsprünge von gleicher Farbe, die sich gleichfalls zu Brücken gebildet haben, und den Genesenden zu Spaziergängen dienen. Die Russen nennen diese natürlichen Brücken „Nakyry" — Geschwülste — die, wie sie glauben, allmählich herausgewachsen, und sich über den Fluß ausgedehnt. Die Quellen sind schwefelhaltige Säuerlinge, mit Eisen- und Kalktheilen vermischt, und liegen auf kleinem Raume beisammen. Auch mitten im Euphrate, nicht weit von einer der Brücken, findet man eine heiße Quelle, deren Bestandtheile man aber nicht kennt.

*

Neuere statistische Notizen über Cuba, die von dem Direktor des botanischen Gartens zu Havanna herausgegeben worden sind, enthalten mehrere wichtige Angaben. Die Oberfläche dieser Insel kommt der von Portugal gleich, und seine Bevölkerung zählt, mit Inbegriff der Garnisonen, 750,562 Seelen; unter diesen befinden sich 114,098 weiße Männer, 101,554 weiße Weiber, 18,057 freie Mulatten, 20,450 freie Mulattinnen, 17,945 freie Neger, 19,447 freie Negerinnen, 154,516 schwarze und mulattische Sklaven und 88,090 schwarze und mulattische Sklavinnen. Die Produkte Cubas bestehen hauptsächlich in Zucker, Tabak, Kaffee, Kakao, Baumwolle. Der Handel erhielt im Jahre 1829 eine Summe von 32,648,261 Piaster in Umsatz, wovon 18,695,856 auf die Einfuhr und 13,959,405 auf die Ausfuhr kamen. Die öffentlichen Einkünfte betrugen in diesem Jahr 9,142,610 Piaster, wovon 5,193,967 von den Häfen und 3,948,643 von dem Grundbesitz eingingen. Diese Summen werden größtentheils auf der Insel selbst verwendet, nur 600,000 Piaster wurden nach Spanien geschickt.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 145. 24 Mai 1832.

Sitten und häusliches Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

„Der Einfluß," fährt die Verfasserin fort, „den die Geistlichkeit der zahllosen religiösen Sekten in Amerika auf das weibliche Geschlecht ihrer bezüglichen Kongregationen übt, kommt fast Dem gleich, was man gewöhnlich von Spanien und andern katholischen Ländern liest. Es gibt mehrere Ursachen dieser seltsamen Erscheinung. In einem Lande, wo die Reichen die Gleichheit des Ranges anzuerkennen sich die Miene geben, und der Arme sie mit hartnäckigem Stolze in Anspruch nimmt, gesteht man nur der Geistlichkeit besondern Vorrang und höhere Auszeichnung zu. Dieß gibt ihnen in den Augen der Weiber großes Gewicht. Auch glaube ich, daß die Frauen sich nur von der Geistlichkeit jener Art huldigender Aufmerksamkeit zu erfreuen haben, die von jedem weiblichen Herzen auf diesem Erdenrund so hoch geschätzt wird. Bei der amerikanischen Geistlichkeit allein behaupten die Frauen jenen gewichtigen Einfluß, der ihnen in Europa in jedem Range und Stande der Gesellschaft, die untersten Klassen fast allein ganz ausgenommen, eingeräumt wird; und zum Dank dafür scheinen sie ihren Händen Herz und Seele zur Verwahrung anzuvertrauen. Nie sah oder hörte ich von einem Lande, wo die Religion so große Gewalt über die Frauen, und so geringe über die Männer übt. Ich will damit nicht sagen, daß ich keine Männer von wahrhaft religiösen Gesinnungen oder keine Weiber ohne alle religiösen Gefühle fand; aber ich kann versichern, daß meine hier ausgesprochene Meinung vollgültige Anwendung auf die Mehrzahl der Bevölkerung findet.

„Nur erst wenige Monate befanden wir uns in Cincinnati, als unsre Neugierde außerordentlich auf die „Wiedererweckung" (Revival) gespannt wurde, von der wir in der ganzen Stadt von Jedermann sprechen hörten. „Das Revival wird sehr voll werden." — „Wir werden das ganze Revival über zu thun haben" — waren die Worte, die wir all überall hören mußten, ohne Anfangs zu wissen, was damit gemeint sey; endlich aber erfuhren wir, daß die nicht nationale amerikanische Kirche von Zeit zu Zeit einer Wiederbelebung und Erweckung zu neuer Andacht und Glaubenswärme nöthig habe. Um diese Zeit durchziehen die feurigsten Glaubenseifrer unter den Geistlichen das Land und besuchen dutzend-, ja hundertweise, wie es eben des Ortes Gelegenheit ergibt, die größeren und kleineren Städte, wo sie eine Woche, oder vierzehn Tage oder auch einen Monat, wenn die Bevölkerung zahlreich ist, täglich und oft sogar noch tief in die Nacht hinein, in allen Kirchen und Kapellen des Ortes Predigten und Gebete halten. Dieß nennt man die „Wiedererweckung." Ich gab mir nicht geringe Mühe, genaue Erkundigung über diese kirchliche Begängniß einzuziehen, und wenn ich hier was ich sah und hörte mittheile, so fürchte ich, man wird mich der Uebertreibung zeihen. Alles was ich hiebei thun kann, ist sorgfältig dahin zu streben, diesen Vorwurf nicht zu verdienen. Der Gegenstand ist von größter Wichtigkeit und eine leichtfertige Behandlung desselben würde schwere Rüge verdienen.

„Die oben erwähnten fahrenden Geistlichen gehören allen Glaubensbekenntnissen an, die Episkopalianer, Katholiken, Unitarier und Quäcker allein ausgenommen, wie ich glaube. Ich hörte von Presbyterianern jeder Varietät, von Baptisten, ich weiß nicht wie vielerlei Sekten, von Methodisten, deren Zahl zu groß ist, als daß ich sie hätte behalten können; kurz von einer zahllosen Schattirung verschiedenartiger Glaubensbekenntnisse, deren besondere Eigenthümlichkeiten zu entwickeln, eben so viel Zeit erfordern, als vielleicht dennoch unverständlich bleiben würde. Alle besuchen die verschiedenen Städte der Union nach einander; ich konnte jedoch nicht mit Zuverlässigkeit erfahren, in welcher Zwischenzeit. Diese reisenden Geistlichen wohnen während ihres Aufenthaltes größtentheils bei Anhängern ihrer Sekte, und jeder Abend, den man nicht in den Kirchen und Bethäusern zubringt, wird mit Zusammenkünften ausgefüllt, die man anderwärts Gesellschaften nennen würde, hier zu Lande aber Betversammlungen (Prayer meetings) nennt, wobei gegessen, getrunken, gebetet, gesungen, Beicht gehört und Convertirten zu machen gesucht wird."

Die Verfasserin entwirft eine sehr lebendige Schilderung von einer solchen Betversammlung; doch wir ziehen es vor, hier das Gemälde einer kirchlichen Versammlung der Presbyterianer zu geben, der Mistreß Trollope als Augenzeuge beiwohnte.

„Es war in der Mitte des Sommers, allein der Gottesdienst, den man uns zu besuchen empfahl, fing erst an, als es dunkel wurde. Die Kirche war glänzend beleuchtet, und bis zum Ersticken voll. Bei dem Eintritte sahen wir drei Geistliche neben einander auf einer Art Rednerbühne stehen, welche die Stelle einnahm, wo gewöhnlich der Altar sich befindet, und mit schönen karmoisinrothen Decken behangen war. Wir nahmen in einem Kirch

Digitized by Google

stuhle dicht am Geländer Platz, das die Predigtbühne umfaßte. Der Geistliche, der in der Mitte stand, sprach ein Gebet, das von übertriebener Heftigkeit und anstößig gemein im Ausdrucke war. Nachdem es beendigt war, wurde eine Hymne gesungen, und ein anderer Geistlicher trat in die Mitte und hielt die Predigt, die mit ziemlich viel Beredsamkeit vorgetragen wurde, aber furchtbaren Inhaltes war. Der Prediger beschrieb mit grauenvoller Genauigkeit die letzten Augenblicke des erlöschenden Lebens und die allmähliche Auflösung nach dem Tode, die er bis zum schauderhaftesten Bild der Verwesung ausmalte. Plötzlich veränderte er die Stimme, die bisher den nüchternen Ton einer streng gezeichneten Schilderung gehalten hatte, in einen schrillenden Schrei des Entsetzens; sein Kopf neigte sich vorwärts, als sehe irgend eine furchtbare Erscheinung unter der Bühne seinen Blick; dann schilderte er der Versammlung, was er in dem Abgrunde erblicke, der sich vor ihm eröffne. Seine Stellung war ganz geeignet, seiner Schilderung des Höllenschlundes Nachdruck zu geben. Keine Farbe wurde geschont, um Feuer, Flamme, Schwefel, Pech, siedendes Blei, und rothglühende Zangen, und die unter ihnen zuckenden Gliedmaßen der Verdammten auszumalen. Der Schweiß rann in dicken Tropfen über die Stirne des Predigers; seine Augen rollten, Schaum stand auf seinem Munde, und jeder Zug seines Antlitzes sprach das Entsetzen aus, das ihn nicht lebendiger hätte ergreifen können, wenn er wirklich am Rande des Höllenpfuhles gestanden wäre. Sein Gebärdenspiel war ausgezeichnet. Endlich warf er seinen Gefährten zu beiden Seiten einen Blick zu, als wollte er ihnen seine Erschöpfung zu erkennen geben, sank dann auf einen Stuhl und wischte den Schweiß der Todesangst von seiner Stirne.

„Nun erhoben sich die beiden andern Geistlichen und stimmten Hymnen an. Es dauerte einige Minuten, bevor die Gemeinde, in der jedes Gesicht leichenblaß, und von Entsetzen verzerrt aufwärts starrte, wie gewöhnlich einfallen konnte. Als der Gesang zu Ende war, trat der dritte Prediger in die Mitte der beiden andern, und richtete in einem süßlich liebelnden Tone die Frage an die Versammlung, ob zu ihrem Herzen gedrungen, was ihr theurer Bruder gesprochen? Ob sie die Hölle vermeiden wollten, in die er sie einen Blick werfen lassen? „So kommt denn — fuhr er fort, indem er seine Arme nach der Gemeinde ausstreckte — „kommt zu uns und sagt es uns, und wir wollen Euch Jesus zeigen, den theuren süßen Jesus, der Euch von ihr erretten wird. Aber Ihr müßt zu ihm kommen! Ihr müßt Euch nicht schämen, zu ihm zu kommen! Diese Nacht müßt Ihr ihm sagen, daß Ihr Euch seiner nicht schämt! Wir wollen Euch den Weg bahnen; wir wollen die Bänke für die beängstigten Sünder bereiten. So kommt denn, kommt zur Bank der Angst, und wir wollen Euch Jesus zeigen! Kommt! Kommt! Kommt!"

Nun wurde abermals eine Hymne gesungen, und während derselben stellte Einer von den drei Geistlichen innerhalb des Geländers zwei lange Bänke zurecht, indem er das Volk nach dem hinteren Theil der Kirche zurück wies. Der Gesang war zu Ende und abermals wurde die Gemeinde ermahnt, sich nicht unsres Herrn Jesu zu schämen, sondern sich auf die „Bank der Angst" zu setzen, und „ihr Haupt auf seine Brust zu legen." „Laßt uns noch eines singen," fügte er hinzu, „damit wir Euch Zeit lassen." Und sofort wurde wiederholt ein Lied angestimmt. Nun ließ sich aber auf allen Seiten unter der Gemeinde eine Bewegung wahrnehmen, die Anfangs nur durch ein leises Geräusch angedeutet war, allmählich aber zunahm. Mädchen standen auf, und setzten sich wieder nieder, und standen abermals auf; dann öffneten sich die Kirchstühle, und einige wankten daraus hervor, mit gefalteten Händen, das Haupt auf die Brust herabgesenkt, mit Zuckungen der Angst in jedem Gliede; noch immer dauerte der Gesang fort; aber als die armen Geschöpfe sich dem Geländer näherten, wurde ihr Schluchzen und Seufzen in der ganzen Kirche vernehmlich. Sie setzten sich auf „die Bänke der Angst," der Gesang verstummte, und zwei von den drei Geistlichen stiegen von ihrer Bühne herab, der Eine auf die rechte, der Andere auf die linke Seite der Bänke, wo sie den armen Zitternden, die hier saßen, in die Ohren zu flüstern begannen. Dieses Geflüster blieb unvernehmlich; allein das Schluchzen und Stöhnen stieg bis zum furchtbarsten Jammer. Die jungen Wesen fielen mit blassen und verzerrten Gesichtern auf die Knie, und sanken zuletzt mit dem Antlitze auf den steinernen Boden; ein wildes Geschrei und schrillende Stimmen, unter krampfhaften Verdrehungen ausgestoßen, ließen von Zeit zu Zeit die Worte: „O Herr!" — „O Herr Jesus!" — „Hilf mir Jesus!" u. dgl. hören. Inzwischen fuhren die Geistlichen fort, von einer zur andern zu gehen; indem sie wiederholt auf die Bänke sprangen, und mit Trompetenstimmen der Gemeinde „die Botschaft des Heils" zuriefen, worauf von allen Seiten der Kirche her mit kurz abgestoßenem Geschrei die Antwort erfolgte: „Amen!" — oder „Preis! Amen!" während den auf dem Boden ausgestreckten Büßerinnen unausgesetzt [salbungsreiche] Sprüche zugeflüstert und manchmal auch eine Liebkosung, wahrscheinlich in mystischer Liebesverzückung, ertheilt wurde. Mehr als einmal sah ich einen schönen weißen Nacken von dem ehrwürdigen Arme der frommen Prediger umschlungen. Manche von den Mädchen wurden von hysterischen Krämpfen befallen, und als der Tumult auf das Höchste gestiegen war, ließ der auf der Bühne zurückgebliebene Geistliche, gleichsam um ihn zu übertäuben, abermals ein Lied anstimmen. Es war ein furchtbarer Anblick, solche unschuldige junge Geschöpfe so von Angst und Entsetzen bis zu Ohnmacht und Nervenzufällen gefoltert zu sehen, die ihnen vielleicht für das ganze Leben blieben. Insbesondere fiel uns ein junges Mädchen auf, das allem Vermuthen nach nicht über vierzehn Jahre zählen konnte, und in den Armen einer, einige Jahre ältern Freundin lag, das Gesicht todtbleich, die Augen weit aufgerissen und stier, Kinn und Busen mit Geifer bedeckt, und offenbar in einem Zustande völliger Sinneszerrüttung. Ich sah einen Priester zu ihr hintreten und ihre zarte, wachsbleiche Hand ergreifen, indem er sagte: „Jesus ist mit ihr! Der Herr segne sie!" Würden die Amerikaner ihre Weiber und Töchter, wie es sich geziemt, achten, würden sie dann mit denselben ein so heilloses Spiel treiben lassen?

„Es braucht kaum gesagt zu werden, daß die Meisten, welche dem Rufe zu den „Bänken der Angst" Folge leisteten, Weiber und junge Mädchen waren. Die Versammlung war im Ganzen sehr gut gekleidet, und die schönsten und fashionablesten Damen der Stadt waren zugegen. Während des ganzen Revival's waren die Kirchen und Bethäuser alle Tage gesteckt voll von gutgekleideten Leuten. So ist die Unterhaltung der Damen von Cincinnati be-

Digitized by Google

schaffen; das Theater zu besuchen ist ihnen untersagt, Karten zu spielen gegen die göttlichen Gebote; aber ihre häuslichen Arbeiten sind streng, und sie müssen einer Erholung genießen. Was mich betrifft, so glaube ich, daß eine im zuchtlosesten Geiste geschriebene Komödie für die Augen der Jugend und Unschuld ein minder verabscheuungswürdiger Anblick seyn dürfte, als eine solche Szene."

(Fortsetzung folgt.)

Das Klima in Jakutsk.

(Aus Briefen in der nordischen Biene.)

Von der Lena. Julius 1830.

Das hiesige Klima ist sehr sonderbar: im Winter anhaltende Kälte von 20° und manchmal 45°; der Winter geht, wir haben Julius und eine unerträgliche Hitze. Die Atmosphäre ist mit einem dicken Nebel angefüllt, die Sonne flammt gleich einer glühenden Kugel am Himmel und durchglüht die Erde. Das Gras verbrennt, die Straßen der Stadt sind öde, der Mensch sucht Rettung im Innern seines Hauses, und verschließt alle Fensterläden. Das Thermometer zeigt in der Sonne 45°, und im Schatten 28°. Da geht um 10½ Uhr die Sonne unter; ein starker Thau bedeckt die Erde. Das Thermometer zeigt noch 12°, und bei Sonnenaufgang noch 8°. Aber was hat eine hiesige Nacht für einen Reiz: Eine Nacht in Petersburg muß ihr weichen, weil Jakutsk um 5° nördlicher liegt, als unsere Hauptstadt, und wenn man an der Lena noch 400 Werste (57 deutsche Meilen) hinabgeht, so sieht man die Sonne schon nicht mehr untergehen. Um 10½ Uhr erscheint die Sonne dreimal größer als gewöhnlich, glühend wie ein Rubin, und wenn sie sich nach den Bergen senkt, bedeckt sich der westliche Himmel mit Purpur und Gold, und ein gelinder Wind gibt Erfrischung. Um 11½ Uhr wird es etwas dunkler, etwa wie an einem unfreundlichen Tage. Um Mitternacht verstummt der Gesang der Vögel, deren es nicht viele hier gibt. Der Himmel ist klar und hell, und gegen Süden am äußersten Horizont schimmern schwach einige Sterne; der Mond geht auf, aber ohne Glanz, wie man ihn manchmal am Abend beim Neumond sieht. Die Arbeiter machen sich an ihr Geschäft, die Bauernwagen warren, man hört das Schlagen der Axt, und das Publikum von Jakutsk eilt, die Annehmlichkeiten des Sommers zu genießen. Am Mittag sucht alles wiederum den Schatten, weil Niemand arbeiten oder spazieren gehen kann. Die Sonne geht vor 2 Uhr auf, aber nicht im Osten, sondern beinahe im Norden; und gleicht einer prachtvollen weißen Kugel. Die Hitze dauert bis in den August, aber in den ersten Tagen dieses Monats fangen die Abende schon an kühl zu werden. Die unerträgliche Hitze ist natürlicher Weise nur eine Folge der stets fortdauernden Einwirkung der Sonne auf die Atmosphäre. Ist der altmodische Gedanke nicht erlaubt, daß um die Pole das Meer im Sommer vom Eise frei ist? Die während 6 Monaten fortdauernde Einwirkung der Sonne kann auch die dickste Eismasse, welche auf der Oberfläche des Meeres schwimmt, auflösen. Wie sonderbar aber? In Jakutsk thaut die Erde nur anderthalb Arschinen tief auf, und bis jetzt hat man die Gränze des gefrornen Bodens noch nicht gefunden. Im Sommer gefrieren Rindfleisch und Fische in jedem Keller, und das Thermometer zeigt daselbst fortwährend 6° unter Null. Man bewahrt auch in den Kellern das Eis für den ganzen Sommer auf, weil die Einwohner keine Brunnen vor den Häusern haben, und die Lena in den Sommermonaten sich ungefähr 2 Werste von der Stadt entfernt.

Jakutsk. Dezember 1830.

In dem Monat August verdirbt starker Reif das Gras; Alles wird gelb, die Blätter fallen von den Bäumen, und das Thermometer zeigt 5°, 6° bis 7°, die Kälte wächst mit jedem Tage. Der Monat September, welcher in ganz Sibirien für eine sehr schöne Herbstzeit gilt, heißt hier der erste Wintermonat. In diesem Jahre stellte sich der Winterweg, (das soll wohl heißen, die Schneebahn) am 22 September ein; am 9ten Oktober war die Lena völlig zugefroren, einige Nebenflüßchen derselben schon im September. Um diese Zeit ist die Luft rein, der Himmel lasurblau, wie in Italien, die fernen Gegenstände erscheinen ganz nahe; am 14 Oktober Morgens war die Kälte schon 35°, am 12 Dezember 46°. Jakutsk und Orlekminsk sind zwei Orte, wo die Kälte fürchterlicher wird, als in allen übrigen Gegenden des Landes. Leute, welche einige Jahre am Ufer des Eismeeres wohnten, haben behauptet, daß selbst die strengste Kälte nie mehr als 46° betrage, und auch Dieß sey selten. In Jakutsk aber stand im Winter 18°, während Dezember und Januar, das Spiritusthermometer fortdauernd auf 46°, und nur um Mittag stieg es auf 45°. Abends nahm die Kälte schon wieder zu, und bei Sonnenaufgang fiel der Weingeist, wie Dieß gewöhnlich der Fall ist, wieder auf 46°. Um diese Zeit erfüllt ein dicker Nebel die Luft, der Rauch aus den Schornsteinen breitet sich über die Häuser aus, und vermehrt die Dunkelheit. Die Sonne geht um 11 Uhr auf; kaum steigt sie empor, so senkt sie sich schon wieder, sie erwärmt nicht, und erleuchtet nicht, sondern gleicht einer trüben Laterne. Um Mittag kann man hineinsehen, ohne den Augen im Geringsten wehe zu thun, kaum ist es nöthig den Kopf aufzurichten, um sie zu betrachten, und um 3 Uhr Nachmittags ist es bereits finstere Nacht. Hier sieht man weder Nebelkrähen, noch Elstern, noch Sperlinge; nur Flachsfinken und schwarze Krähen dauern den hiesigen Winter aus. Zuweilen zeigten sich im Sommer auch Sperlinge, aber der Winter vertilgt sie wieder. Die Kälte ist um so stärker, je dichter der Nebel ist, und dieser ist manchmal so stark, daß, wenn man in der Mitte der Straße geht, man die Häuser auf beiden Seiten nicht mehr sehen kann, und wenn man reitet, sieht man nicht drei Schritte vor sich, da der Dampf und das Athmen des Pferdes den Nebel noch verdichtet. Wenn das Athemholen in freier Luft schwerer als gewöhnlich wird, so kann man sehr leicht bemerken, wie der Dunst gefriert; diese Erscheinung tritt bei 38° Kälte ein, zieht man die Hand unter dem Kleide hervor, so fängt sie sogleich an zu erfrieren. Das Quecksilber bildet sich bei 40° Kälte in freier Luft zu schönen glänzenden Krystallen in Form von Tannenreisern, nach 55 Minuten ist es vollkommen gefroren; dann schmiedeten wir es mit einem kleinen Hammer, und es ließ sich ausdehnen wie Zinn. Warf man es auf den Boden, so gab es keinen Klang von sich; wollte man es biegen, so brach es nur schwer; brachte man es aber ins Zimmer, so konnte man es brechen, wie kaltes Wachs, und nach Verlauf von 12 Minuten war es wieder völlig geschmolzen. Ich verscharrte einigemal einen Thermometer die ganze Nacht über in den Schnee, und am Morgen fand sich, daß der in Schnee vergrabene um 12° weniger Kälte zeigte, als derjenige, welcher in freier Luft hing. Dieß ist der Grund, weßhalb sich die Thiere beim Nachtlager in den Schnee vergraben; dort ist ihnen wärmer. Was würde aber auch aus der Erde selbst werden, wenn der Schneepelz sie nicht mehr gegen die schreckliche Kälte schützte? Der Bewohner wärmerer Länder wird es nicht glauben, daß der Mensch bei 40° Kälte in freier Luft existiren kann. Solche Ungläubige sollen nur nach Jakutsk sich verpflanzen, wo sie mit den Eingebornen bei solcher Kälte auf die Straße gehen werden, ohne die Nase zu erfrieren. Der Grund ist, weil die große Kälte nicht mit einem Mal eintritt, und der Mensch sich allmählich daran gewöhnen kann. Im Anfang des Winters, als die Kälte noch nicht so heftig war, fühlten wir in der Kehle eine gewisse Bitterkeit, und dann ein Drücken auf der Brust, wie von einem Steine; aber nur, wenn man schnell ging, und endlich verlor sich auch dieß Symptom. Bei 40° Kälte gingen wir absichtlich spazieren, in einem Bibertragen und gewöhnlichen Stiefeln ohne Ueberschuhe. Gesicht, Nase und Ohren waren durch den Bibertragen geschützt; Fuß und Knie litten etwas, und die Augenlieder waren vom Athem beständig zusammengefroren. Wir gingen eine halbe Stunde spazieren und kehrten dann wohlgemuth nach Hause zurück. Die Kälte, wie mir scheint, bringt eine gleiche Wirkung hervor, wie die Hitze; eine starke Kälte verbrennt gleichfalls das Gesicht. Das größte Glück für die Einwohner ist, daß bei großer Kälte kein Wind geht; je kälter es ist, desto ruhiger ist die Luft. Die Bemerkung, daß die Kälte einen starken Einfluß auf die menschliche Stimme habe, und vorzügliche Sänger nur in südlichen Ländern geboren werden, fand sich hier deutlich bestätigt. So sehr wir uns auch bemühten, in Jakutsk ein Sängerchor zusammenzubringen, so kam doch nichts Gutes heraus; unter den Singenden fand sich auch nicht Eine ordentliche Stimme. Im Monat September fangen die Einwohner an, ihre Häuser auf den Winter zuzurichten; sie nehmen die Sommerrahmen heraus, und setzen an deren Stelle die Winterrahmen (Stawenky) hinein. Diese sogenannten Stawenky sind dicke Rahmen, vier und einen halben Zoll breit, worein man ein kleines Fenster

Digitized by Google

von gewöhnlichem oder sogenanntem russischen oder Marienglas setzt. Im Laufe des Tages bedeckt sich Dieß mit einer dichten Schichte Eis, weßhalb man, wenn Abends die Laden verschlossen werden, die Fensterchen herausnimmt, und ein sorgfältig gehobeltes Brettchen an deren Stelle setzt; die überfrornen Fensterchen werden auf den Ofen gelegt, wo sie bis zum Morgen aufthauen und trocken werden. Dann nimmt man die Brettchen ab, und setzt die reinen Fensterchen an deren Stelle wieder ein. In früherer Zeit brauchte man statt des Glases ein reines Stück Eis, was noch jetzt in jakutskischen Jurten, in den Häusern der Armen geschieht. Ein solches Eisfenster läßt freilich nicht viel Licht durch, kostet aber auch nicht viel, und hält sich ohne zu springen oder zu schmelzen, bis zum Frühjahre. Erst dann beginnt es an der innern Seite, wo es eingerahmt ist, zu schmelzen; übrigens reinigt man das Eis jeden Tag von dem angeflogenen Dufte. In den Häusern der Reichen findet sich eine andere Art von Stawenky; hier wie überall setzt man zwei Rahmen ein, der innere aber ist ungemein dick, und hat statt eines zwei Fenster mit einem kleinen Zwischenraum in der Mitte; auf diese Weise gefrieren die Fenster manchmal nicht, und halten die Wärme gut. Aber bei allen diesen Arten das Haus gegen die Kälte zu waffnen, findet man doch überall nur einen einfachen Boden, und es versteht sich von selbst, daß aus den Ritzen ein schrecklicher Wind geht; obgleich man nun in einigen Häusern den Boden mit Filz oder Pferdehäuten belegt, so sind bei allem Dem doch die Füße kalt, und nur der Kopf ist in der Wärme. Die Nägel womit man die Thüren und Fensterbolzen innen im Zimmer befestigt, sind mit einer leichten Eisrinde überzogen, welche den ganzen Winter hindurch bleibt. Die Mauern bersten, und die Gläser springen, aber die Einwohner verstehen die Oefen vortrefflich zu heizen, die Wärme hält sich in den Zimmern bis zum Morgen, und es gibt kein Beispiel, daß sie irgendwo den Ofen zweimal in 24 Stunden geheizt hätten. Nun fragt sich, wie ergeht es einem Reisenden, welcher in den ebenen nördlichen Tundras (so nennt man eine große morastige, mit Sumpf bewachsene Gegend) oder in einem endlosen Walde ohne Weg, wo es weder Herbergen, noch Jakutenjurten gibt, auf einem Rennthiere dahin reitet? Ihn tröstet nicht die Hoffnung, bei der schrecklichen (das russische Wort bedeutet eigentlich „Krachen hervorbringenden") Kälte, sich im warmen Zimmer zu erwärmen. Er schläft unter freiem Himmel, höchstens unter einem ledernen Vorhang bei der wohlthätigen Flamme der brennenden Fichte. Der Mensch gleicht hier einem wilden Thiere; hält er an, um zu übernachten, so gräbt er den Schnee auf bis zur Erde, und macht sich ein Lager, das er mit Zweigen auslegt und mit Geflecht bedeckt, oder er richtet einen Vorhang auf, d. h. ein kleines ledernes Zelt, dessen eine Seite offen bleibt, und vor dieser macht man ein großes Feuer an, wodurch das Zelt ein wenig erwärmt wird. Inzwischen ißt der Reisende, was Gott bescheert hat, zieht seine Ueberkleider aus, legt sich ins Lager hinein, bedeckt sich mit Decken und Pelzen, und bringt die ganze Nacht in einem lieblichen Traume zu. Aller Jammer bleibt zurück bis auf den Morgen. Das erlöschende Feuer mag der Reisende zwar im Laufe der Nacht wieder anschüren, aber wie sich erheben von dem Lager und plötzlich in die kalte Luft hinausgestoßen werden? Man zieht sich, so gut es gehen will, unter den Decken an, muß aber doch manchmal der kalten Luft sich aussetzen, ohne noch recht angekleidet zu seyn. Und hier spreche ich nur von den Russen, die mit den größten Vorsichtsmaßregeln gegen die Kälte reisen; der Jakute, der Tunguse bedeckt sich mit seinem kurzen Kleide und setzt sich mit dem bloßen Rücken gegen das Feuer. Dieser wird mit einer Eisrinde bedeckt, wenn das Feuer zu erlöschen beginnt, und doch gibt es kein Beispiel, daß Jemand in einem solchen Nachtlager erfroren wäre. Die Vorstellungen, welche man sich von einem solchen Lager macht, haben etwas Schreckliches für Jeden, der nicht selbst die Erfahrung davon gemacht hat, aber selbst Damen, welche in Kolyma und Ubst waren, versichern, daß man sich an solche Nachtlager bald gewöhnen könne, und daß der Mensch zur Zeit einer solchen Reise gesünder als gewöhnlich sey.

Vermischte Nachrichten.

Beranger, dessen völliges Stillschweigen seit so langer Zeit die Freunde seiner patriotischen Gesänge befremdete, hat in jüngstvergangenen Tagen an einen jungen französischen Dichter, der an ihn einige Verse richtete, folgendes Schreiben erlassen: „Ich danke Ihnen, mein Herr, für die Verse, die Sie an mich zu richten die Güte hatten. Der Ausdruck der edlen Gesinnungen Ihres jugendlichen Alters durfte zum Voraus versichert seyn, daß ich stolz darauf bin, Sie dazu begeistert zu haben. Nur haben Sie nicht bedacht, mein Herr, daß ich, der schon zu altern beginnt, nicht mehr zu den täglichen Kämpfen geeignet bin, wozu mich Ihre junge Muse mit so viel Nachdruck und Patriotismus auffordert. Ach, man altert schnell in Revolutionen! Erwägen Sie, daß ich bei Einnahme der Bastille neun Jahre zählte. Indeß noch immer singe ich, allein ein de profundis an einem Winkel des Herdes, an den mich oft Krankheit fesselt. In sieben oder acht Monaten werde ich meinen letzten Band herausgeben, und wenn nicht der Muse der Chansons, wenigstens dem Publikum Lebewohl sagen, das, Sie mögen sagen, was Sie wollen, an mir und meinen Ponts-Neufs genug hat. Ich räume Euch anderm jungen Volke, das reiner und minder entkräftet ist, als ich, das Feld; an Euch ist es, zu singen, zu kämpfen, unser Werk zu vollenden; denn nicht ganz nutzlos waren wir. Wenn mir am Ende meiner Laufbahn ein Lohn süß ist, so ist es der, die wohlwollenden Stimmen der Jugend zu empfangen. Für sie arbeitete ich, und Sie beweisen mir, daß sie nicht undankbar ist. Empfangen Sie meinen Dank, und seyen Sie meiner ausgezeichneten Hochachtung versichert.

Den 19 März 1832.

Beranger."

*

Während wir, heißt es im „Philosophical Magazine", auf der Manchester- und Liverpool-Eisenbahn, mit einer Schnelligkeit von 24 englischen Meilen in einer Stunde, dahin fuhren, bemerkte ich eine von jenen kleinern Hummeln, ich glaube es war eine Apis subinterrupta, die eine Zeit lang mit uns flog, und wie es schien ohne die geringste außerordentliche Anstrengung dem Dampfwagen zur Seite blieb; man könnte sogar sagen, daß unsere kleine Reisegefährtin um Vieles schneller flog als wir, da sie uns nicht in gerader Linie, sondern in jenem Zickzack folgte, wie man es bei Insekten, die von Blume zu Blume fliegen, sehen kann. Auch einige Fliegen verschiedener Art besuchten uns dann und wann, ohne sich unserer schnellen Fahrt wegen etwas mehr im Fluge anstrengen zu müssen; vielmehr, wenn es ihnen beliebte, flogen sie einige Morgen weit voraus, oder hielten sich schaukelnd auf einem Punkte; obgleich sie manchmal, wenn entweder ihre Kräfte nachließen, oder ihnen unsere Gesellschaft nicht mehr behagte, weit hinter uns zurückgeblieben waren. Bemerken muß ich noch, daß der Wind uns so stark entgegen blies, daß ich oft nur mit Noth meinen Hut auf dem Kopfe behielt. Unter diesen Umständen, bei dem heftigen Gegenwinde und dem Zickzackfluge dieser Insekten schloß ich, daß die locomotive Kraft derselben in einer Stunde nicht weniger als 30 oder 40 Meilen betragen müsse. Wenn man diese gewaltige Muskelkraft ihres zarten Körperbaues erwägt, wie gering erscheint dagegen Alles, was die Wissenschaft in dieser Art durch mechanische Mittel zu bewerkstelligen vermochte?

*

Vor dem Assisengerichtshof der Seine standen unlängst der Pole Zaba und der Genuese Mirandoli, die einer Verschwörung gegen die Sicherheit des Staats angeklagt worden waren, weil sie von dem Prinzen Louis Bonaparte und der Herzogin von Saint Leu bedeutende Geldsummen erhalten hatten, hinter denen die Polizei eine andere Bestimmung suchte als sie wirklich hatten, nämlich unter die hülfsbedürftigen Polen vertheilt zu werden. Die Anklage war so schwach gestellt und die Untersuchung legte die Schuldlosigkeit der Angeklagten so deutlich an Tag, daß ihre Advokaten darauf verzichteten, das Wort zu nehmen. Die Geschwornen sprachen auch ohne Verzug ihr Nichtschuldig aus. Bei dem Zeugenverhöre fiel die Aussage eines Herrn Belmontet auf, der bemerkte, daß der Prinz Louis Bonaparte ihm gesagt habe: „Die Bonaparte's zetteln keine Verschwörungen an; man muß Dieß den Bourbonen überlassen."

*

Im Jahre 1831 wurden in England, Parlamentspapieren zufolge, 6,586,687 Gallonen ausländische Weine eingeführt, und davon 1,555,484 Pf. St. Eingangszoll erhoben. Unter den eingeführten Weinen bemerkt man 60,568 Gallonen Rheinwein. Die größte Quantität bestand aus portugiesischen (2,762,955 Gallonen) und spanischen (2,161,745 G.) Weinen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 146. 25 Mai 1832.

Melton Mowbray
und
Die englische Fuchsjagd. *)

A fox-hunt to a foreigner is strange
'Tis also subject to the double danger,
Of tumbling first, and having in exchange
Some pleasant jesting at the awkward stranger.

Byron. Don Juan XIV. 27.

In mehreren alten englischen Jagdbüchern, wie in dem Mayster of the Game — dem „Waidwerk-Meister" — findet man lebensvolle Schilderungen der alten englischen Jagd, die in vielen Beziehungen ohne Zweifel in einer edlern und männlichern Art getrieben wurde, als das Waidwerk heutzutage. Der Wolf, **) der Bär, der Eber waren die beliebtesten jagdbaren Thiere der damaligen „Venery" oder hohen Jagd, und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß Manneskraft und Muth in beständigem Kampfe mit solchem Wild eine gute Vorschule hatte für jene heißen Tage, wo der englische Arm auf so manchem Schlachtfelde den Preis errang. Nicht minder werden der Hirsch, das Hind, der Rehbock und der Hase als die Lust des Waidmannes genannt, und eben so die Wildkatze oder der Marder, die heutzutage als ausgestorben betrachtet werden können; doch der Fuchs findet sich nirgends unter den jagdbaren Thieren des englisch-normännischen Jägers aufgezeichnet. Dieses heutzutage so hoch geschätzten Thieres geschieht zum erstenmal öffentlich Erwähnung unter Richard II, wo dieser unglückliche König durch eine Urkunde dem Abt von Peterborough die Erlaubniß verleiht, „den Fuchs zu jagen." Vor hundert fünfzig Jahren noch stand der Fuchs im Waidwerk tief unter dem Hirsch, dem Reh und selbst dem Hasen; bis dahin wurde er größtentheils in Schlingen und Fallen, die man vor seinem Bau aufstellte, gefangen. Wenn man ihn jagte, so geschah Dieß zwischen Felsenklüften oder in Waldbergen, die für das Pferd unzugänglich waren, mit Einem Wort, solche Jagden glichen so ziemlich derjenigen, welcher der Dichter in seinem Guy Mannering den Dandie Dienmont beiwohnen läßt.

Es ist nicht mit Gewißheit anzugeben, wann in England die erste Meute Hunde zur Fuchsjagd angewendet wurde. Man findet diese Jagd in ihrem Keime bei dem Dichter Chaucer, wo er schildert, wie die Landleute mit Prügeln hinter Meister Reinecke her sind, sobald er sich blicken läßt. Wahrscheinlich hielten sich später einige benachbarte Pächter einen oder zwei Windhunde in Gemeinschaft und kamen am bestimmten Tage zusammen, um dem gefährlichen Feind ihrer Hühnerhöfe seine Räubereien einzutränken. Allmählich fingen einzelne Landedelleute oder Yeomen, die eine solche Ausgabe bestreiten konnten, ein Paar Kuppeln starker Jagdhunde zu halten an, und jagten gemeinschaftlich. Man nannte dergleichen Hunde Trencher-hounds — „Tischhunde" — um damit anzudeuten, daß sie frei im Hause umherliefen, und nicht im Hundestall eingeschlossen wurden. Es würde schwer halten, zu bestimmen, von welcher Race diese Hunde waren, doch glaubt man, daß sie am meisten Aehnlichkeit mit den großen, brakenhaarigen Spürhunden haben, die man in den Gebirgslanden von Wales trifft, und die an einem Tage, wo sie gute Witterung haben, auf jede Art von Wild gebraucht werden können. Jedenfalls aber muß es lange hergegangen seyn, bis man die Fuchsjagd zu einem so ausgebildeten Systeme, wie sie heutzutage getrieben wird, verfeinert hat.

Vorzüglich ist es die Stunde, zu der sich die Jagdpartie vereinigt, worin die gegenwärtige Fuchsjagd von der der früheren Zeiten verschieden ist. Vormals ließ man die Meute los, sobald man „einen Zaun von einem Gatter unterscheiden konnte," oder mit andern Worten, sobald es hell genug war, um dicht hinter den Hunden her zu galloviren. Der Hase wurde dann durch den Spürhund im Lager, oder der Fuchs in seinem Bau aufgestöbert. So altväterlich und langweilig Dieß heutigen Jägern vorkommen mag, so fanden die Waidmänner der damaligen Zeit doch großes Vergnügen daran. Was in der Waidmannssprache a tender-nosed hound

*) Die Fuchsjagd ist ein dem englischen Adel so eigenthümliches Vergnügen, und die Art und Weise, wie sie getrieben wird, außer England noch so wenig bekannt, daß wir hier mit Vergnügen eine Schilderung dieses seltsamen und kostspieligen Waidwerkes aus dem „Quaterly Review," unter den nöthigen Abkürzungen, entlehnen. Es ist bekannt, daß Lord Chesterfield, als er von einer Fuchsjagd zurückkehrte, seine Jagdgenossen fragte: „Ob denn ein Mensch je zum zweitenmale auf eine solche Jagd gehe?" Diese Frage wird auch Mancher von uns stellen, wenn er die Gefahren einer so wenig ersprießlichen Jagd vernimmt, und von den Kosten hört, die damit verbunden sind. A. d. R.

**) Aus einer Menge Urkunden läßt sich ersehen, daß auf den Wolf in England bis ins vierzehnte Jahrhundert noch gejagt wurde, und in Schottland war dieß Raubthier im fünfzehnten so häufig, daß jeder Baron durch Gesetz verbunden war, jährlich viermal Wolfsjagden anzustellen. A. d. V.

Digitized by Google

— „ein Hund mit feiner Witterung" — genannt wird, konnte bei solcher Gelegenheit zu unbeschreiblicher Lust seines Herrn die ganze Feinheit seiner Nase entwickeln; das Vergnügen des Tages aber wurde für die Jagdgesellschaft (the Field) in dem Maße gesteigert, als man aus den Bewegungen des Spürhundes auf den Erfolg der Jagd schließen konnte. Je hitziger die Hunde die Fährte anfielen, desto mehr gewann man die Gewißheit, das Wild zu finden; die Meute gab mehr und mehr Laut, und wurde der Hase oder Fuchs aufgestöbert, so stürzten die Hunde insgesammt hinter ihm her. Heutzutage bedient man sich der Leit- und Spürhunde gar nicht mehr; wenn die jetzigen Hunde eine Fährte anfallen, so geschieht es meist nur zufällig. Indeß sind mit der gegenwärtigen Art zu jagen, mancherlei Vortheile verbunden: die Jäger brauchen nicht wie im vorigen Jahrhundert viele Meilen weit in finsterer Nacht zu reiten, um in früher Tagsstunde an Ort und Stelle zu seyn; das Wild, wenn es aufgetrieben ist, kann besser der großen Schnelligkeit der neuern Hunde Trotz bieten, da es Zeit hatte, die in der Nacht zuvor genommene Aesung zu verdauen; auch begegnet es den Jägern nicht mehr, viele Meilen in's Land hinein reiten zu müssen, ohne auch nur die Fährte eines Wildes zu finden, was man freilich auch der ungemeinen Vermehrung der Hasen und Füchse dankt, weßhalb man auch nicht mehr mit Leithunden zu jagen braucht.

Der Jäger unsrer Zeit läßt sich in einem bequemen, mit vier Pferden bespannten Wagen, in aller Behaglichkeit nach dem Sammelplatz der Jagdgesellschaft schaukeln, oder durchfliegt auf einem Renner, der seine hundert Guineen gekostet, in einer Stunde zwanzig Meilen. Um wie viel beschwerlicher hatten Dieß die alten Waidmänner; nicht nur, daß sie nach Verhältniß der Wegeslänge ihre nächtliche Ruhe bedeutend zu verkürzen, und bei Sternenlicht aufzubrechen genöthigt waren, mußten sie auch wohl noch eine gute Stunde verwenden, um ihr Haar mit Puder und Pomade, so viel das Zeug halten wollte, zu überkleistern und es von ihrem Kammerdiener in einen Knoten oder eine Keule (club), wie man es nannte, zusammenbinden zu lassen. Der schützende „Mud boot" (Moorstiefel), das leicht traabende Reitpferd, ein zweiter Renner zum Wechseln auf der Ebene waren für ihn ein unbekannter Luxus; seine wohlbeschmutzten ledernen Hosen, seine Stiefel mit braunen Kappen würden einem modernen „Connaisseur" auf einer Jagdpartie in Leicestershire übel stehen. Dessenungeachtet fühlen wir uns sehr versucht zu glauben, daß unter einer gegebenen Anzahl von Gentlemen aus beiden Epochen die meisten wahren und gründlich gebildeten Jäger der alten Zeit angehören würden.

Eine noch größere Veränderung ist mit den Jagdpferden vorgegangen. Das halbzüchtige (half-bred) Pferd in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts blieb, wenn es einmal gut zugeritten war, ein vortreffliches Reitpferd und hatte als Jagdpferd in mancher Beziehung mehr Vorzüge als im Allgemeinen die Pferde dieser Art in gegenwärtiger Zeit. In seiner größten Vollkommenheit war es ein schmuckes und kraftvolles Thier, das eine erstaunliche Ausdauer besaß, stolz und kühn aussah, einen ziemlich langen Hals und einen leichtgebogenen Nacken hatte, und denselben mit dem schöngestellten Kopfe stets hoch und frisch trug. Mit diesen natürlichen Vorzügen ausgestattet, und auf der Reitbahn mit der größten Sorgfalt zugeritten, war es im Stande mehrere Stunden gleichmäßig in jedem Paß, den man wollte, auszuhalten, setzte so gut und sicher über den letzten wie über den ersten Zaun oder Graben und kostete häufig die damals beträchtliche Summe von hundert Guineen. Alle diese Eigenschaften würden jedoch nicht bei einem Pferde genügen, das den modernen Waidmann heutzutage dicht hinter den Hunden her, über eine der wildreichsten englischen Ebenen trägt. Seine Kraft würde bei dem übermäßig schnellen Laufe, in den es gebracht werden muß, in weniger als zehn Minuten erschöpft seyn; sein schöner Bau, sein feiner Kopf, seine Gewandtheit im Setzen würden ihm hiebei wenig helfen. Ein halbblütiges Pferd würde, auf der Fährte der Windhunde geritten, ermatten und dem Reiter gefährlich werden, bevor es noch über ein halb Dutzend Gehäge in Leicestershire gesetzt wäre.

Die Schnelligkeit der Hunde und der ihnen folgenden Pferde mußte natürlich in gleichem Verhältniß zunehmen. Zwar sind nicht alle Jagdpferde von Leicestershire reine Racepferde (thorough-bred); aber doch was man „Cock tail" (Hahnen- oder Stutzschweife) nennt. Die halbblütigen Pferde unserer Zeit sind von denen vor hundert Jahren himmelweit verschieden. Damals wurde ein Pferd, das von einem Bluthengste oder auch nur halbem Bluthengste und einem gewöhnlichen Zugpferde herstammte, gut genug für ein Jagdpferd gehalten, das der Schnelligkeit der Hunde, wie man sie damals hielt, vollkommen gewachsen war. Es gab damals noch nicht so viele Pferde von intermediärer Varietät, wie sie in neuester Zeit als Waagenpferde gesucht sind.

Stuten von dieser Varietät mit edelblütigen Hengsten gemischt, und das Produkt derselben mit einem Pferde von ungemischtem Geblüte zugelassen, gibt das Thier, welches man heutzutage unter dem Namen halbblütiges englisches Jagdpferd und Cock-tail versteht. Manche dieser Pferde sind ihrem Bau und Schritt nach den Racepferden so ähnlich, daß man kaum den Flecken ihres Stammbaumes wahrnimmt. Lange Zeit bestand ein Vorurtheil gegen den Gebrauch der ganzblütigen Pferde für die Jagd, vorzüglich solcher, die zur Rennbahn herangezogen worden sind, und dieses Vorurtheil herrscht in einigen Provinzen noch bis auf diese Stunde. Als Grund für diese vorgefaßte Meinung gibt man an, daß ihre dünne Haut sie allzusehr Verletzungen an den Schwarzdorngehägen bloßstellt, daß sie auf dem Moorgrunde ihre Schnelligkeit einbüßen, und von Jugend auf an die Hand der Jockeys gewöhnt, sich zu sehr auf die Stange legen, und daher unangenehm zu reiten sind. Allerdings mögen auch Pferde, die lange Zeit auf der Rennbahn gebraucht worden sind, keine guten Jagdpferde mehr abgeben, aber jung und in der Fülle ihrer Kraft dazu verwendet, sind sie Pferden von niedrigerer Race stets überlegen. Weit entfernt, nicht gut über Gräben und Hecken setzen zu können, besitzen sie bei ihren starken Muskeln und Knochen, diese einem Jagdpferde unerläßliche Eigenschaft in hohem Grade.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ueber den Saint-Simonismus in seiner letzten religiösen, moralischen und politischen Entwickelung.

Zweiter Artikel.

In dem vorausgegangenen Artikel wurde gezeigt, daß der Saint-Simonismus sich des Wortes der Religion nicht nur unbefugter Weise angemaßt, sondern eine gänzliche Verkehrung aller Religion und alles religiösen Sinnes unter den Menschen bezweckt, und den abscheulichsten Menschengötzendienst an die Stelle gesetzt habe. In dem vorliegenden Artikel soll seine sogenannte neue

Moral

in Betrachtung gezogen werden, woraus man ersehen wird, daß diese Moral ein würdiges Seitenstück der sogenannten saint-simonistischen Religion bildet, daß Alles, was der sittliche Geist und die Vernunft der Menschheit bisher mit dem Namen des Bösen und Unsittlichen bezeichnete, in ein locker zusammenhängendes System gebracht, und dieses System alles Unmoralischen der Welt unter dem Namen Moral angeboten und vorgetragen wurde. Die Ursache der Aufstellung dieser verkehrten Moral ist dieselbe, die auch jene Irreligion hervorbrachte, nämlich der gänzliche Mangel an klaren philosophischen Ideen über diese höchsten Angelegenheiten der Menschheit, blinde Verachtung der Philosophie, weil man sie theils nicht kannte, theils nicht verstand, wovon der Beweis überall am Tage liegt. Mit dem Worte „Offenbarung," die der père suprême für sich in Anspruch nahm, schlug er alle philosophischen Untersuchungen nieder, und hatte nun auch nichts Eiligeres zu thun, als das alte Papstthum auch hierin zu kopiren, und die Philosophie mit dem Banne für die „neue Kirche" zu belegen. Der Trieb zu philosophischen Forschungen, der sich bei einigen Mitgliedern noch hin und wieder gezeigt hatte, wurde unterdrückt, und als der „abgelebten Vergangenheit" angehörend, bezeichnet. Dieser Haß und diese Verfolgung gegen alle Philosophie hatte sich freilich schon vor der Trennung kundgegeben. Schon im Juni 1831 schrieb *) Enfantin an die Chefs der Kirche von Lyon, wie er mit großem Befremden vernommen habe, daß man auf den Unterrichtsplan auch Philosophie und Metaphysik gesetzt habe, daß man sich mit neueren französischen Philosophen, Cousin u. s. w., oder gar ein wenig mit „deutscher Philosophie" abgeben wolle. Es zeige dieser Plan, wie wenig sie in dieser Hinsicht ihre alten verkehrten Gewohnheiten abgelegt hätten, wie wenig sie mit Einem Worte; Saint-Simonisten seyen. Der Erste, der Zeit habe, solle daher sogleich nach Paris kommen, und sich eines Bessern belehren lassen. Dieser Haß und diese Verachtung hat immer fortwährend zugenommen seit der Zeit, als sich der eine Chef (oder Papst, wie er sich selbst nennt) Enfantin durch die Trennung des andern (Bazard), der ihm immer zu gelehrt und zu philosophisch war, freier gefühlt und seinen Ansichten ganz zügellosen Lauf lassen konnte. Die Früchte davon konnten denn auch für die moralischen Ideen nicht ausbleiben. Gleich im Anfange begegnet uns die größte Unwissenheit selbst hinsichtlich der Fragen, die in der Moral erhoben und gelöst werden müssen, die tieferen Fragen über das Gute und Böse in der Welt, und in den menschlichen Handlungen, über Freiheit, Willensbestimmung, über die sittlichen Beweggründe zu den Handlungen, über das Gute als Pflicht des Menschen. Diese so lebenswichtigen Fragen sind nirgends behandelt worden. Man muß die Ansichten darüber aus den einzelnen zerstreuten Andeutungen zusammensetzen, oder vielmehr man muß den Inbegriff der verkehrten, unmoralischen Ideen entwickeln, um ihre negativen Behauptungen über jene sittlichen Fragen zu erhalten. Wir gehen jetzt zu dieser Entwicklung über. — Der grundverderblichste Irrthum, der sich durch alle weiteren Lehren als verpestendes Gift hindurchzieht, ist die Annahme, daß es kein Böses in der Welt gebe, daß Alles in der Welt gut sey, wodurch es denn geschah, daß man sich nicht bloß begnügte, alle niedrigen, unsittlichen Triebe und Leidenschaften, die die Gegenwart darbietet, in die neu bezweckte Gesellschaft aufzunehmen, sondern daß auch alle unsittlichen Verhältnisse, die die Welt nur vor mehrern tausend Jahren und einzeln sah, wieder von Neuem hervorgerufen und geheiligt, oder wie man es nannte, rehabilitirt (rehabiliter) wurden. Etwas Neues konnten sie nicht erfinden, dazu fehlte es an innerer Kraft; sie wollten nur die verschiedenen Einzelnheiten in der Vergangenheit kombiniren. Nun aber fiel gerade das, was wir für das wahre Gute in der Vergangenheit halten, in die von ihnen sogenannten kritischen Epochen. *) Diese kritischen Epochen werden nun aber von ihnen, als Ausnahmen und bloße krampfhafte Uebergänge nicht beachtet; die sogenannten organischen Epochen (worein die alte Priesterzeit und das Mittelalter mit seinem Papstthume fällt) sind für sie allein die Zeiten, woraus man den Normalzustand der Menschheit abnehmen könne, und die man geschickt kombiniren müsse.

*) Der Brief ist gedruckt, und gilt bei den Anhängern Enfantins als ein Meisterwerk.

*) In dem Alterthume fängt nach ihnen diese kritische Epoche mit dem philosophischen Zeitalter Griechenlands an, und geht bis zur Erscheinung des Christenthums; in der neuen Geschichte fängt sie mit dem 15 Jahrhundert, der Entstehung der Reformation, des freieren Anbau's der Philosophie an, und geht bis auf unsere Zeit; also gerade zwei Zeitalter, wo die Menschheit sich von früheren Satzungen freimacht, und einen freieren Aufschwung in Denken und Leben nimmt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Fruchtbarkeit der alten und neuen Welt.

Ein Artikel über Amerika von Maclaren, in dem Edinburgh Journal of natural and geografical sciences, enthält eine Vergleichung zwischen der Fruchtbarkeit der alten und neuen Welt, und hierüber so viele neue und scharfsinnige Ansichten, daß wir davon hier eine Uebersetzung in gedrängter Kürze geben zu müssen glauben.

Der neue Kontinent, so paradox Dieß klingen mag, enthält, obgleich um die Hälfte kleiner als die alte Welt, doch weit mehr als eine gleiche Quantität fruchtbaren Bodens und eine noch größere Produktionskraft. Amerika verdankt diesen Vorzug seiner verhältnißmäßig geringen Breite, wodurch fast sein ganzes Binnenland unter dem Einflusse der befruchtenden Ausdünstungen des Meeres bleibt. Auf dem alten Kontinente sind wegen seiner großen Ausdehnung von Osten nach Westen die Centralländer der nöthigen Feuchtigkeit beraubt und fast durchgehends Wüsten, und ein Landgürtel längs den Meeresufern des südlichen und westlichen Orients begreift fast Alles, was dort zur Ernährung des Menschen beiträgt. Wenn man vom Golfe von Kotsch am Indus bis zum nordöstlichen Theile des gelben Meeres eine Linie zieht, so trennt man von dem übrigen Asien Indien und China, das birmanische Reich, Anam und die südlichen Thäler Tübets, und dieser Raum, der ungefähr 3.500.000 Quadratmeilen umfaßt, enthält, wenn man die Bodenfläche und Fruchtbarkeit zugleich ins Auge faßt, fünf Sechstheile der Produktivkraft Asiens, obgleich dieses 17.000.000 Quadratmeilen umfaßt. Arabien, Persien, Centraltübet, das westliche Indien, das freie China und die unabhängige Tatarei sind, mit Ausnahme einiges fruchtbaren Bodens, der nicht den zwanzigsten Theil ihres Umfangs beträgt, wenig mehr als Wüsten. Sibirien oder das nördliche Asien ist etwas besser, wenn man seine natürliche Trockenheit und

Digitized by Google

kalte Temperatur mit in Rechnung bringt. Anatolien, Armenien, Penschab (oder das Land der fünf Flüsse, im Lahur und Multan, östlich von Afganistan) und ein schmaler Strich längs den westlichen Küsten des stillen Ozeans, nördlich bis zur sechzigsten Parallele, bilden nach Indien und China die einzigen des Anbaues fähigen Landstriche. Europa, das eigentlich nur die westlichste Spitze der alten Welt bildet, ist gegen Süden durchaus produktiv; aber gegen Norden hört seine Fruchtbarkeit an der sechzigsten oder zweiundsechzigsten Parallele auf. Afrika hat nur einen Streif von nutzbarem Boden um drei Viertheile seiner Seeküsten, mit einigen vereinzelten Theilen guten Landes im Innern, wozu auch die Oasen gehören. Von den 31,000,000 Quadratmeilen, die diese drei Kontinente oder Theile der alten Welt umfassen, gehört kaum ein Drittheil zu produktivem Boden, und auch dieser Drittheil ist noch dürftig genug.

Wenn man den fruchtbaren Boden Amerika's bemessen will, muß man davon ausschließen: 1) den ganzen nördlichen Landstrich über 55° hinaus, der 2,600,000 Quadratmeilen begreift; 2) einen Ländergürtel dürren Landes von ungefähr 500 Meilen in der Breite und 1000 Meilen in der Länge, d. h. die 500,000 Quadratmeilen, auf der östlichen Seite der Felsen-Gebirge (Rocky-Mountains); 3) einen andern Landgürtel dürren Bodens von gleicher Ausdehnung auf der östlichen Seite der Andes, zwischen 24 und 40° südlicher Breite; 4) die wüste Küste von Peru, ein Strich von ungefähr 100,000 Quadratmeilen; 5) eine Strecke gleichfalls von ungefähr 100,000 Quadratmeilen für das dürre Land von Kalifornien und Sonora (mexikanischer Staat, nordöstlich vom Golf von Kalifornien), und 6) einen Strich von 500,000 Quadratmeilen für die Gipfel der Andes und die Südspitze von Patagonien; alle diese Landstriche zusammengenommen geben 3,900,000 Quadratmeilen unfruchtbaren Boden, und diese von den 13,900,000 Quadratmeilen, aus denen der amerikanische Kontinent besteht, abgezogen, lassen einen Flächeninhalt von 10,000,000 Quadratmeilen nutzbares Land in der neuen Welt.

Wenn man das Verhältniß der Fruchtbarkeit des Bodens mit der Breite des Ortes zusammenhält, so findet man, daß die Produktivkraft von zwei Faktoren abhängt: von Wärme und Feuchtigkeit; und beide nehmen in dem Maße zu, als man sich dem Aequator nähert. Die heißen Gegenden der Erdkugel erzeugen nicht nur in weit größerer Fülle jene Gewächse, die sie mit den gemäßigten Zonen gemeinschaftlich haben, sondern sie haben auch eigenthümliche Pflanzen, die auf einer und derselben Bodenfläche einen bedeutenden Theil nährender Stoffe geben. So ist der Mais, der 40 bis 50fältig in Frankreich, und im Durchschnitte 150fältig in Amerika trägt; und Herr von Humboldt hat berechnet, daß ein Morgen Landes, der mit Korn besäet kaum zwei Menschen nährt, fünfzig ernähren kann, wenn man ihn mit Bananen bepflanzt. Aus diesem Umstande, so wie aus mehreren andern, läßt sich der Schluß ziehen, daß die produktive oder vielmehr Nahrungsstoff erzeugende Kraft des Bodens ziemlich genau durch die Berechnung der Verhältnisse von Wärme und Feuchtigkeit (erstere nach der hundertgradigen Scala genommen) dargestellt werden kann. Allerdings bestehen in den verschiedenen Jahrszeiten zufällige und veränderliche Ursachen in der Vertheilung der Wärme; aber da wir hier nicht mit ausschließlicher Genauigkeit zu Werke gehen wollen, so kann man ohne allzu viele Bedenklichkeit die nachstehende Progression annehmen:

Breiten.	Jährliche Regen in Zollen.	Wärme im jährlichen Durchschnitte.	Bodenerzeugniß.	Verhältniß-zahl.
60°	16	7	112	4
45°	29	14	406	15
0	96	28	2688	100

So würde also, angenommen, daß die Eigenschaft des Nahrungsstoffes ganz unbeachtet bliebe, der gleiche Flächenraum, der unter 60° Breite vier Individuen nährt, unter dem 45° fünfzehn und am Aequator hundert nähren. Hiebei muß jedoch wieder in Anschlag gebracht werden, daß es nicht immer der vorzüglichere Nahrungsstoff ist, den die Erde hervorbringt. Ein anderer sehr wichtiger Umstand ist, daß die Arbeit, welche den Boden fruchtbar macht, mit der physischen Kraft des Menschen, die Arbeit auszuhalten, unter heißen Himmelsstrichen bedeutend abnimmt. Unter der heißen Zone wird es in Niederungen dem Menschen kaum möglich seyn, des Tags länger als fünf Stunden unter freiem Himmel zu arbeiten; also nur die Hälfte der gewöhnlichen Arbeitszeit in England. Nach diesen Voraussetzungen und um alle übertriebenen Annahmen zu vermeiden, nehmen wir die Fähigkeit des Bodens, seine Bewohner zu nähren, in gleichem Verhältnisse zu der dritten Potenz des Cosinus (oder Halbmesser des Kreises) für die Breite an, was in runden Zahlen folgendes Resultat gibt:

Breite	0°	15°	30°	45°	60°
Produktivkraft	100	90	65	35	12½

(Schluß folgt.)

Die Parteien in Indien.

Unter den Hindu's von Calcutta haben sich in der neuesten Zeit mehrere Parteien gebildet, von denen durch Zahl und Reichthum die orthodoxe den andern überlegen ist. Dieselbe hat mehrere öffentliche Blätter, wie den „Chundrika," den „Prubhakar," den „Ratnakur" zu ihren Organen; jedoch noch keine englische Zeitung. Indeß soll sich ein Christ erboten haben, die Vertheidigung des indischen Götzendienstes in einem englischen Journale, das er herausgeben will, zu übernehmen; wenigstens droht der „Enquirer," eine englische Zeitung, dem Abtrünnigen, der durch Vertheidigung der Hindu-Abgötterei dazu beitragen wolle, Unwissenheit und Aberglauben unter der indischen Bevölkerung zu erhalten, mit dem strengsten Urtheile der öffentlichen Meinung. — Das Oberhaupt einer andern Partei ist Rammohun Roy; allein weder seine Freunde, noch seine Feinde wissen mit Bestimmtheit anzugeben, worin die Meinungen und Ansichten dieses gelehrten Brauminen eigentlich bestehen; leichter könnte man vielleicht sagen, worin sie nicht bestehen. Rammohun, so viel weiß man, legt sowohl die Vedas, als den Koran und die Bibel seinen Ansichten zum Grunde, indem er aus allen dreien Das, was er seiner Ansicht nach für das Beste hält, auswählt, und Alles, was er für apokryphisch ansieht, verwirft. Man sah ihn schon oft den Andachtsübungen der Christen, wie der hindu'schen Unitarier beiwohnen; desgleichen hörte man ihn von Andern als Brauminen begrüßen, und darauf mit dem braminischen Segensspruche erwidern. Rammohun führte stets die Lebensweise eines Hindu, und trank nur bei kaltem Wetter ein wenig Wein. Seine Anhänger sind nicht so enthaltsam als ihr Meister, und überlassen sich jedem Uebermaß von Speisen und Getränken, die in den Schastras verboten sind; während sie den Brauminen Gaben und Opfer bringen, geben sie sich den Anschein, als bezweifelten sie die hindu'schen Glaubenssatzungen. Der „Enquirer" legt dieser Partei den nicht unpassenden Namen „Halbliberale" bei. Ihr Organ ist in englischer Sprache der „Reformer," und der „Bungu Dut" und „Kaumudi" in bengalischer. — Die dritte Partei endlich zählt die wenigsten, aber tüchtigsten und talentvollsten Männer als Anhänger; sie besteht vorzüglich aus jungen Leuten von Stand, die in dem Hindu-Kollegium erzogen worden sind, und aus allen Kräften daran arbeiten, die Bürde des Aberglaubens und der Unwissenheit, die so lange auf ihren Landsleuten lastete, abzuschütteln. Der „Enquirer," so wie der „Babu Mahhub Chunder Mullick" vertritt ihre Ansichten, die, von welcher Art sie auch immer seyn mögen, doch aufrichtig gemeint sind, und nie dazu gebracht werden können, eine vermittelnde Ausgleichung zwischen Gut und Schlecht anzunehmen. Obgleich der Gefahren sich bewußt, denen sie sich aussetzen, so wie des Hasses, mit dem sie sich verfolgt sehen, tragen sie doch nie ein Bedenken, ihre Meinung laut und unumwunden vor Freund und Feind zu bekennen. Klein zwar an Zahl, sind sie stark durch Feuereifer, Ingenuität und Geistesbildung. Bei allem Diesen gilt ihre Begeisterung durchaus nicht dem Christenthume; jede religiöse Meinung bleibt ihnen in den Hintergrund gestellt, und ihr ganzes Streben geht nur darauf aus, in ihren Landsleuten moralisches Gefühl und die Ueberzeugung, wie nothwendig die Ausübung der Tugenden ist, dadurch zu erwecken, daß sie ihnen den Nutzen derselben in menschlichen Vergesellschaftungen darzuthun suchen. So glauben sie am besten den Vorwurf religiöser Proselytenmacherei von sich fern zu halten, und in dem bürgerlichen Zustande der Hindu's eine heilsame Reform bewirken zu können.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 147. 26 Mai 1832.

Melton Mowbray
und
Die englische Fuchsjagd.
(Fortsetzung.)

Wer zwei verschiedene Pferdearten, jede in ihrer möglichsten Vollkommenheit, sehen will, muß nach Newmarket und Melton Mowbray gehen; dort wird er das Rennpferd, hier das Jagdpferd finden. Man darf kühnlich behaupten, daß nirgends in der Welt so viel Sorgfalt auf Pflege und Erziehung des letztern verwendet wird, als in dieser berühmten Hauptstadt der Fuchsjägerei. Melton Mowbray hat gewöhnlich zwei bis dreihundert Jagdpferde, die unter Obhut der erfahrensten Grooms, die Altengland's Boden trägt, gestellt sind. Im Durchschnitte hält sich jeder dort eingebürgerte Fuchsjäger zehn dergleichen Pferde, obgleich einige deren vierzehn bis zwanzig haben. Im Stalle des Earls von Plymouth fand man lange eine noch größere Zahl. Es wird vielleicht seltsam erscheinen, daß ein einziger Jäger für seinen persönlichen Gebrauch so viele Pferde benöthigt ist, auch ist Dieß nicht überall im Lande üblich. Allein in Leicestershire hat gewöhnlich jeder Waidmann wenigstens zwei Pferde für einen und denselben Tag auf der Jagd, was außer andern Gründen schon darum rathsam ist, weil die Gesundheit der Pferde vorzüglich durch allzugroße Anstrengung und Erschöpfung zu Grunde gerichtet wird. Wenn man außerdem erwägt, daß jeden Tag in der Woche Hunde von Melton oder Leicester u. s. w. geholt werden müssen; daß im Durchschnitte von sechs Pferden eines gelähmt oder sonst zum Dienste untauglich ist, und daß jedes Pferd nach mäßiger Jagd immer fünf, und nach einem scharfen Parforceritt sieben bis acht Tage Ruhe haben muß, so wird man sich nicht wundern, daß zehn oder zwölf Jagdpferde für einen Waidmann von Leicestershire nöthig erachtet werden.

Stallungen und andere für Jagdpferde erforderliche Anstalten finden sich zu Melton und in der Nachbarschaft im größten Style, und die meisten Marställe bleiben dort das ganze Jahr über, obgleich wegen der verhältnißmäßig geringen Bodenfläche urbaren Landes und wegen des großen Bedarfs von Pferdefutter, Heu und Haber dort theurer sind, als irgend anderswo in England. Ein Stall von zwölf Pferden kostet in Melton jährlich, Alles in Allem, nicht unter 1000 Pf. St.; ein Jagdpferd wenigstens 200 Guineen.

Vor ungefähr fünfundzwanzig Jahren war Melton Mowbray ein noch unbedeutender, kleiner Ort. Es liegt sehr anmuthig in einem reichen Thale, das der Fluß Stoure durchströmt; das Auge eines Künstlers freilich würde dort außer der schönen Kirche wenig Malerisches gefunden haben. Seitdem hat sich jedoch mit ihm große Veränderung begeben, indem der kleine Ort, zur Bequemlichkeit der während der Jagdzeit sich dort aufhaltenden Waidmänner, durch eine große Anzahl wohlbestellter Gebäude verschönert worden ist. Man kann annehmen, daß die Jagdliebhaber dort jährlich einen Aufwand von nicht weniger als 50,000 Pf. St. machen. Melton liegt an einer der großen nördlichen Heerstraßen, achtzehn englische Meilen von Nottingham und fünfzehn von Leicester. — Letzteres ist gleichfalls ein Lieblingsaufenthalt der Fuchsjäger geworden, da es mehreren Landsitzen und Jagdrevieren, namentlich den beliebten Gehägen des Lord Lonsdale (besser bekannt unter dem Namen Lord Anson) nahe gelegen ist.

Zu Melton Mowbray besteht ein Jagdklub, von dem das „Sporting Magazine" folgende Nachricht gibt.

„Einer besondern Erwähnung verdient zu Melton Mowbray der dort bestehende „alte Klub," der vor ungefähr achtunddreißig Jahren gestiftet wurde, und seine Entstehung folgenden Umständen verdankt. Jene berühmten Waidmänner, der verstorbene Lord Forrester und Lord Delamere (damals noch die Herren Forrester und Cholmondeley) hatten einige Jahre lang ihren Aufenthalt zu Loughborough genommen, um von dort aus mit Herrn Meynell Jagdpartien machen zu können. Von dort zogen sie nach Melton, wo sie ein Haus mietheten; hier schloß sich ihnen auch der nun verstorbene Herr Smith-Owen an. Da dieses Haus, gegenwärtig unter dem Namen Old-Club-House bekannt, nur vier Schlafgemächer enthielt, so blieb die Anzahl der Mitglieder dieses Klubs auch nur auf vier beschränkt. Gegenwärtig bilden die Herrn Maher, Moore, Sir James Musgrave und Lord Forrester diesen Klub. Der alte Meltonklub behauptet in Allem eine gewisse Würde. Man findet in seinem Kreise nicht nur einige Männer vom höchsten Range, sondern die Mitglieder leben auch in einem Verhältniß innigster Freundschaft, wobei sie ihre Vorfahren in einem ehrenvollen Andenken zu erhalten streben. Man bedient sich noch bis auf diese Stunde desselben Tafelgeschirres, das bei Gründung der Gesellschaft angekauft wurde; denn obgleich die Küche dort mit Allem bestellt ist, was England dem Gaumen Treffliches bieten kann, und die

Digitized by Google

leckersten Weine das Herz der edlen Waidmannschaft erlaben; so wird doch außerdem kein besonderer Luxus zur Schau gestellt. Ein kleiner Kupferstich von dem verstorbenen Samuel Chiffney wurde von Lord Sackville, der eben so sehr auf der Wildbahn als im Pferderennen berühmt ist, an die Wand des Speisesaales aufgehängt, und obgleich das Zimmer mehrmals neu tapezirt und ausgebessert wurde, so sieht man doch noch dasselbe Bild, in demselben Rahmen und an demselben Nagel an seiner Stelle hangen."

Der uneingeweihte Leser würde wohl erstaunen, bei Aufzählung aller Personen, die durch Rang und Reichthum ausgezeichnet, jedes Jahr einige Monate aller Pracht und Annehmlichkeit ihrer Lustschlösser und Landhäuser entsagen, um ein kleines Haus in einem Dorfe oder Städtchen in der Grafschaft von Leicestershire zu beziehen, die noch dazu unter allen Gegenden Englands dem Geschmacke von Jedem, der nicht mit Waidmanns-Augen sieht, am mindesten zusagen möchte. Ein Fremder aber, selbst wenn er Waidmann ist, kann diese Gegend nicht besuchen, ohne über den Aufwand zu staunen, der in Allem, was die Fuchsjägerei angeht, mit fast verschwenderischer Hand gemacht wird. Die Hundezwinger und Stallungen von Quordon-Hall, dem berühmten Wohnsitz des „großen Herrn Meynell" sind vor allen andern sehenswerth. Die Zwinger für die Hunde sind vielleicht die weitläufigsten in ganz England. Unter den Ställen bemerkt man einen, in welchem achtundzwanzig Pferde stehen, deren Stände so angebracht sind, daß man von der Mitte des Gebäudes aus jedes Pferd einzeln sehen kann. Man findet hier auch eine gedeckte Reitbahn, um bei ungünstiger Witterung mit den Pferden die nöthigen Uebungen vornehmen zu können.

Es befinden sich zu Quorn, wie man Quordon-Hall kurzweg nennt, gewöhnlich vierzig Jagdpferde und sechzig bis hundert Koppel Windhunde. Herr Osbaldeston hat, so oft er dem Jagdvergnügen auf dem Lande nachzieht, einen noch zahlreicheren Hundestall, da er die Gewohnheit hat, jeden Tag in der Woche, so oft es das Wetter erlaubt, zu jagen; und nach Weihnachten, wo die Tage länger werden, führt er oft zwei Meuten an einem und demselben Tage mit sich zu Felde, was früher unerhört war. Dieser Gentleman ist übrigens in seiner Leidenschaft für die Jagd unersättlich, und wenn man die Strapazen erwägt, denen er sich unausgesetzt sechsmal in der Woche, hinter seinen Hunden her in einer Gegend wie Leicestershire, unterzieht, so wird sein herkulisches Unternehmen, auf der Haide von Newmarket vierundfünfzig Meilen in acht Stunden zu Pferde zurückzulegen, und noch dazu bei Wind und ungünstigem Wetter, um so weniger Wunder nehmen. *)

Vier Meuten Hunde theilen sich in die wegen ihrer Jagd überühmte Grafschaft Leicester, die des Herzogs von Rutland, des Earl von Lonsdale, des Herrn Atherstone (vormals des Grafen von Litchfield, dann des Sir John Gerard und gegenwärtig des Herrn Applewaite, **) endlich die sogenannte Meute von Quorn, die jetzt Sir Harry Goodricke gehört, der zu Thrussinton, halbwegs zwischen Melton und Leicester, an einem Orte der mehr in der Mitte des Reviers liegt, als Quorn, einen neuen Hundezwinger erbauen ließ. Die Grafschaft Leicester ist jedoch nicht groß genug für alle diese Meuten; und auch ein Theil von Rutlandshire, Lincolnshire, Nottinghamshire und Warwickshire gehören zu ihrem Jagdgebiete. Der Leser muß nämlich wissen, daß der Theil einer Grafschaft, in welchem eine Meute gewöhnlich jagt, in der waidmännischen Kunstsprache ihr „County" — Strich, wie wir es nennen würden — heißt, und unter allen Counties in der Welt nimmt Quorn den ersten Rang ein. Dieser Vorrang gebührt ihm wegen der eigenthümlichen Beschaffenheit seines Bodens, der zu dieser Art von Jagd ungemein geeignet ist, wegen des im Verhältnisse zum gepflügten Felde überaus ausgedehnten Haidelandes und wegen des weiten Umfangs der eingehägten Strecken, die oft aus sechzig bis hundert Morgen bestehen. Auch der Mangel an großen Gehölzen in diesem Theile von Leicestershire gibt diesem Reviere in den Augen der Fuchsjäger einen großen Vorzug, während große Strecken mit Haidekraut und Stachelginst überwachsen sind, die den Eigenthümern jährlich ein beträchtliches Pachtgeld abwerfen, nicht selten nahe an 1000 Pf. St. Die Subskription für den Unterhalt der Meute von Quorn betrug jährlich schon von zwei bis viertausend Guineen; Sir Harry Goodricke, der gegenwärtige Besitzer von Quordon-Hall, bestreitet die Kosten davon ganz allein.

(Fortsetzung folgt.)

*) Von diesem merkwürdigen Ritte ist in diesen Blättern S. 8 und 9 dieses Jahrgangs Erwähnung geschehen. Anm. d. R.

**) Wahrscheinlich der Verfasser des vorliegenden Artikels. Anm. d. R.

Ueber den Saint-Simonismus in seiner letzten religiösen, moralischen und politischen Entwickelung.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung.)

Auf diese Weise geschah es natürlich, daß alle Verkehrtheiten, die die Vergangenheit nur zu verschiedenen Zeiten einzeln aufgewiesen hat, im Saint-Simonismus komplet gegeben wurden. Der Saint-Simonismus hat aber hierfür noch einen andern Scheingrund angeführt, worin sich besonders seine philosophische Flachheit abgespiegelt. Er sagt nämlich: da Alles in Gott ist, so ist Alles göttlich, folglich gibt es kein Uebel und Böses in der Welt, und wenn etwas uns als solches erscheint, so ist Dieß nur einem beschränkten Standpunkte zuzumessen. Man kann sich des Mitleids nicht erwehren, wenn man Menschen einen solchen Schluß in sorgenloser Selbstzufriedenheit und in der Ueberzeugung, etwas recht Tiefes gesagt zu haben, vorbringen hört. So hätte denn (um nur das Allergeringste anzuführen) nicht Jedes, wenn auch Alles in Gott ist, seine ihm eigene Natur und seine ihm eigene Stellung im Weltganzen, und hätte nicht ein jedes Wesen sein Leben dieser Natur und dieser Stellung gemäß zu führen? Würde Dieß aber geschehen, wenn es beides irrig auffaßte? Entstände dadurch nicht eine Verkehrtheit und ein Uebel, wenn ein Mensch thierisch lebte, oder wenn ein Mann handeln wollte wie ein Kind, oder wenn man die Gegenwart bereden will, wieder Vergangenheit zu werden? Aber noch mehr, wenn der Mensch frei ist, wie er es denn wirklich ist, und die wahre Philosophie es zeigt, so kann er sich auch frei und allein nach dem Guten bestimmen, oder seinen Willen auf das Verkehrte, das Schlechte lenken, er kann sittlich oder unsitt-

Digitized by Google

lich handeln. Diese hohe Eigenschaft aber des Menschen, das Gute thun zu können, in ganzer sittlicher Selbstbestimmung, rein und allein, weil es das Gute, weil es Pflicht ist, ohne alle einseitigen und selbstsüchtigen Triebfedern, diese Eigenschaft, wo der Mensch in seiner ganzen unbedingten Würde erscheint, die ihn der Gottheit ähnlich macht, konnte von dem Saint-Simonismus nicht begriffen werden. Das Journal vom Haag hatte ihnen schon früher sehr richtig vorgeworfen, daß sie gar keinen Begriff von sittlicher Pflicht hätten. Man antwortete im Globe*) auf eine sehr flache Weise; bald war Pflicht für sie ein Begriff, den die Strenge der christlichen Religion hervorgebracht habe; bald eine Idee, die in den müßigen Köpfen der Philosophen entstanden sey, immer aber eine Sache, von der in einer Religion der Liebe, Pracht und Freude nicht mehr die Rede seyn könne; inskünftige handle ein Jeder nach den Triebfedern, die ihm eigenthümlich seyen, der eine aus Ehrgeiz, der andere aus Ruhmsucht, dieser aus Selbstsucht, jener aus Hingebung, dieser aus Neid, jener aus Liebe, man brauche nur dafür zu sorgen, daß für die äußere Gesellschaft kein Schaden daraus entstehe; hierfür habe der Priester zu sorgen; der Priester vereinige aber Alles in sich; kenne daher alle, und verstehe eines jeden Triebfeder zu würdigen; er habe, wie man sich ausdrückte, den Schlüssel zu allen Charakteren in sich, (la clef de tous les caractères), er sey ein wahrer moralischer Proteus. **) Accommodirung wurde so für den Priester die Haupttugend und die Mustertugend für alle andere. Man hat oftmals gesagt, der Saint-Simonismus sey in der Moral nicht anders als der Jesuitismus, denn auch der Saint-Simonismus bediene sich aller, auch der niedrigsten Leidenschaften und Triebfedern, wenn sie nur den Zweck der Gesellschaft nicht störten. Das Wort Jesuitismus ist aber eigentlich zur wahren Bezeichnung der Sache viel zu enge, es ist der Jesuitismus in der höchsten Potenz, oder wie ein früheres Mitglied der Gesellschaft sich ausdrückte,***) der verallgemeinerte Jesuitismus (jesuitisme universalisé). Hierbei blieb jedoch der Saint-Simonismus noch nicht stehen, es mußte auch noch, wie in der Religion ein irreligiöser, so in der Moral ein unmoralischer Menschengötzendienst an die Stelle der wahren leitenden moralischen Ideen gesetzt werden. Der Priester sollte es nämlich seyn, der nicht durch Ideen, sondern durch seine Person die Gesellschaft leiten und bestimmen sollte. Um Dieß zu bewirken, sollte er aber nicht bloß mit dem Geiste und auf den Geist wirken, das habe bloß der christliche Priester gethan, sondern da der Saint-Simonismus auch die Materie, das Fleisch ((la matière, la chaire) rehabilitire, so habe der saint-simonistische Priester auch mit seinem Körper (sa chaire), auf den Körper und die Sinne, (sur la chaire et les sens) der Gläubigen zu wirken, er habe also nicht mehr bloß Ueberzeugung anzuwenden, sondern auch seine körperliche Schönheit, Schmuck, Glanz, Pracht, und deßhalb auch seine Geschmeidigkeit (souplesse) und seine Anziehung (attraction), was man gewöhnlich Verführung (corruption, séduction) nenne, nicht zu verschmähen; für das geschlechtliche Verhältniß sind aus diesen abscheulichen Lehren die ekelhaftesten Folgerungen gezogen worden, was wir nachher wenigstens berühren müssen. In der Moral war nun aber wieder an die Stelle der unendlichen moralischen Idee, die die Handlungen der Menschen leitet, ein endlicher Popanz in Priestergestalt gesetzt. Der Mensch sollte nicht mehr der moralischen Idee unterthan, sondern ein Unterthan des Priesters seyn, der ihn gewissermaßen nach chemischen Gesetzen der Anziehung und Abstoßung wie einen willenlosen Stoff behandelte, wie einen Thon, den der Töpfer nach seiner Laune formt. Alles Heilige in der menschlichen Brust muß sich bei solchen Lehren empören; entsetzlichere Lehren hat die Menschheit gewiß, so lange sie besteht, in solcher Vollständigkeit noch nicht beisammengesehen, daß aber, wenn solche Lehren vollkommen ausgeführt worden wären, von einer Menschheit nicht mehr die Rede seyn könnte, ist offenbar; es würde eine vollständige Verthierung mit ihr vorgegangen seyn, zu der der übrig bleibende Verstand nur die Raffinirung hinzugefügt hätte. — Diese Moral sollte sich nun aber besonders in den geschlechtlichen Verhältnissen zeigen, und wenn daher im Saint-Simonismus von einer neuen Moral die Rede ist, so sind immer nur diese Verhältnisse gemeint.

(Schluß folgt.)

*) Globe vom 12 März.

**) Ein bewunderungswürdiges Gemälde von diesem Proteus kann man im Globe vom 19 März lesen.

***) Jules Lechevalier in seiner Schrift: Au Saints-Simoniens, lettre sur la division. . . . .

Northcote und der jetzige König von England. *)

Ein gewisser Herzog aus königlichem Geblüt stand an der Spitze derjenigen, die „Meister Betty" — dem jungen Roscius — zu der Zeit den Hof machten, wo es, infolge der Modewuth, unter der ganzen Beaumonde als ein neidenswerthes Glück angesehen wurde, Zutritt — wenn auch nur in „Thron-Entfernung" — bei dem knabenhaften Bühnen-Riesen zu erhalten. Unter Andern, denen das hohe Vorrecht zu Theil wurde, jenes Schooskind der Dame Fortuna malen zu dürfen, war auch Northcote.

Der hohe Herzog, den wir hier meinen, pflegte Meister Betty in seinem eigenen Wagen nach Argyll-Place **) mitzunehmen; in welchem Falle dann gewöhnlich drei bis vier Damen und Herrn von Stande den Prinzen dahin begleiteten oder mit ihm in des Künstlers Atteller zusammentrafen.

Northcote, den dergleichen vornehme glänzende Gesellschaft keineswegs in einen ehrfurchtsvollen Schrecken versetzte, verfocht seine Ansichten über die einzelnen Gesprächsgegenstände mit unnachgiebiger Beharrlichkeit — ein Benehmen, das ihm Aller Achtung erwarb, wenn ihn schon das Eine einen Cyniker nannte, das Andere einen überspannten Kopf, dieses einen Sonderling, jenes einen Freidenker, während ihn der kräftigfühlende Prinz selbst aber, mit seemännischer Sprechweise, zu einem verdammt ehrlichen, unabhängigen, kleinen alten Kerl kreirte.

Eines Tages indessen, als der Herzog mit Lady....., dem jungen Roscius und dem Maler allein geblieben war, und ihm wohl die Geduld über dem Ermüdenden einer ungewöhnlich langen Sitzung nachgerade ausgehen mochte, kam er auf den Einfall, sich die müßigen Minuten mit Spöttereien über die Persönlichkeit des königlichen Akademikers zu vertreiben. Northcote war zu keiner Zeit seines Lebens ein Modenarr, Wild-

*) Die vorstehende Anekdote ist dem Annual Biography and Obituary (London 1832) einer Sammlung von Biographien ausgezeichneter Männer und Frauen Großbritanniens entnoben, die im Jahre 1831 starben. Dieser Todtenalmanach enthält namentlich viele anziehende, zum Theil aus Originalmittheilungen geschöpfte Notizen über die Schriftsteller Heinrich Mackenzie (Verfasser des „Man of feeling"), Thomas Hope (Verfasser des „Anastasius"), Wilhelm Roscoe, den Schauspieldirektor Elliston, die Schauspielerin Siddons u. s. w. A. d. U.

**) Wo Northcote wohnte.

Digitized by Google

fang, Gek oder süßer Herr; schon in seiner Jugend mit dem Anzug bald fertig, und in seinen späteren Jahren eben auch nicht ein Stuzer zu nennen. Der schlottrichte lange Rock, in welchem er gewöhnlich malte, war fast überall gestückelt und geflickt und wohl ein halbes Jahrhundert alt; sein weißes Haar stand nur noch spärlich an den Schläfen vor, und sein Vorderhaupt war ganz kahl. Der königliche Besucher, der, während er malte, hinter ihm stand, zog ihm zuerst oder zupfte vielmehr den Rockkragen sachte in die Höhe, worüber denn Northcote sich umdrehte und sein Mißvergnügen durch ein Stirnrunzeln zu erkennen gab; dadurch indessen nicht abgeschreckt, tippte jezt der Prinz mit dem Finger auf des Professors graue Locken und fragte: „Sie verwenden nicht viel Zeit auf ihre Toilette, wie ich sehe — wie viel denn wohl?"

Im Augenblick versetzte Northcote: „Ich leide es nicht, Sir, daß sich irgend Jemand persönliche Freiheiten gegen mich herausnimmt; — Sie sind der Erste, dem so etwas einfiel; und ich bitte Ew. königliche Hoheit, nicht vergessen zu wollen, daß ich in meinem Hause bin." Nach diesen Worten fuhr er wieder in seiner Arbeit fort.

Was auch der Prinz denken oder fühlen mochte — er behielt es bei sich; er schwieg einige Minuten lang, während Northcote mit der Lady ein Gespräch anknüpfte, öffnete dann sachte die Thüre des Atteliers, zog sie hinter sich zu und ging weg.

Northcote rührte sich nicht von der Stelle, sondern fuhr mit Malen fort. Der Wagen des Herzogs war zufällig erst auf fünf Uhr bestellt; und jezt war es noch nicht vier Uhr. Sogleich kehrte der Prinz wieder um, machte die Thüre wieder auf und sagte: „Herr Northcote! es regnet; wollten Sie mir wohl einen Regenschirm leihen?" Northcote schellte mit der größten Gemüthsruhe und befahl der hereinkommenden Dienerin, „den Regenschirm ihrer Frau herzubringen, da dieser der beste im Hause und recht hübsch sey." Der Herzog wartete inzwischen geduldig in dem äußern Zimmer, von welchem die Thüre in das Atelier noch offen stand, auf den Schirm und ging dann, als er ihn bekommen hatte, von der Magd begleitet die Treppe hinunter; sie machte die auf die Straße führende Thüre auf, der Prinz dankte ihr, spannte den Schirm auf und ging fort.

„Se. königliche Hoheit sind gewiß nicht fort; — lassen Sie mich doch einmal nachfragen ....." sagte die Lady. „Se. königliche Hoheit sind bestimmt fort," versetzte Northcote; „ich will mich indessen, Ihnen zu Gefallen erkundigen." Er klingelte wieder und die Dienerin bestätigte seine Behauptung.

„Lieber Northcote," bemerkte jezt die Lady, „ich fürchte, Sie haben Se. königliche Hoheit höchlich beleidigt." — „Gnädige Frau," antwortete der Maler, „der beleidigte Theil bin ich." Die Lady erwiderte nichts darauf, sondern äußerte bloß den Wunsch, daß ihr Wagen da seyn möchte. Als der Wagen kam, begleitete er sie höflich in die Vorhalle hinunter; er bückte sich, sie verneigte sich, stieg ein und fuhr mit dem jungen Roscius weg.

Den Tag darauf Mittags, als sich Northcote gerade allein in seinem Atelier befand, ließ sich ein leises Pochen hören, die Thüre ging auf und herein trat — der Herzog.

„Ich komme, Herr Northcote" hob er an, „Ihrer Schwester Regenschirm zurückzubringen, welchen mir zu leihen sie gestern so gefällig war." Der Maler bückte sich, nahm den Schirm und stellte ihn in eine Ecke.

„Ich brachte ihn selbst, Herr Northcote, um dadurch Gelegenheit zu erhalten, Ihnen zu sagen, daß ich mir gestern, recht unüberlegt, eine sehr unziemliche Freiheit gegen Sie herausgenommen habe, und daß Sie sich dadurch mit vollem Recht beleidigt fanden. Ich bin recht böse auf mich und hoffe, Sie werden mir vergeben und nicht weiter daran denken." — —

„Nun, und was sagten Sie darauf?" fragte der Freund, dem Northcote den Vorfall zuerst erzählte. „Sagen!? Du lieber Gott! Was hätte ich da sagen sollen? Ei! nichts! Ich bückte mich eben bloß, aber er sah wohl, was in mir voeging. In dem Augenblick hätte ich mein Leben für ihn lassen mögen! — solch' ein Prinz ist werth, König zu werden!" Und der ehrwürdige Künstler erlebte noch die hohe Freude, ihn als König zu sehen. —

Vermischte Nachrichten.

Fürst Talleyrand, sagt das englische Hof-Journal, führt eine für sein hohes Alter ziemlich ungewöhnliche Lebensweise. Er nimmt täglich nur Eine Mahlzeit zu sich, sein Mittagmahl, bei dem er ein Nößel guten Wein und drei oder vier Becher Eiswasser trinkt. Nach der Mittagstafel begibt er sich gewöhnlich in seinen Klub, wo er häufig bis drei Uhr Morgens Karten spielt. Zwischen eilf und zwölf Uhr steht er auf; um ein Uhr beginnt er die Aufwartungen anzunehmen. Ungeachtet seiner schon so bedeutend vorgerückten Lebensjahre erfreut der Fürst sich dennoch einer vollkommenen Gesundheit, und seine geistigen Fähigkeiten sind noch so lebenskräftig, als vor vierzig Jahren. Als Diplomat arbeitet er noch so thätig, als ob er die Last der Jahre gar nicht fühlte. Sein Vermögen ist sehr groß, und seine jährlichen Einkünfte sollen sich auf 50 000 Pf. St. belaufen. Dieß Vermögen wird die Tochter der Herzogin von Dino, Pauline, erben. Dieses kleine Mädchen ist der Liebling des Fürsten, und wird, wie es scheint, einst durch Schönheit ausgezeichnet seyn. Fürst Talleyrand ist sehr gastfrei, und hält eine herrliche Tafel. Sein Haus ist der Versammlungsort aller Franzosen von Geist und Charakter. Sein Gefolge ist sehr zahlreich; er hat mehrere Sekretäre, die aus den verschiedenen Bureaux, in denen sie sich durch Eifer und Fleiß auszeichneten, gewählt sind. Bei den meisten Gesandtschaften sind die Sekretäre Günstlinge des Hofes oder der Minister, und werden ohne Rücksicht auf Talent gewählt; allein Fürst Talleyrand suchte sich seine Leute selbst aus, daher auch seine Gesandtschaft, von ihm an abwärts, die thätigste von allen andern ist, die sich in London befinden. Man wollte unlängst wissen, daß der Fürst im Begriffe sey, seine Memoiren herauszugeben; allein Dieß kann auf das Bestimmteste widersprochen werden. Allerdings hat der Fürst seine Memoiren zum Drucke fertig; allein erst nach seinem Tode werden sie herausgegeben werden; da er nicht den entferntesten Gedanken hat, etwas davon während seiner Lebenszeit noch der Oeffentlichkeit übergeben zu lassen.

*

Eine indische Zeitung empfiehlt als wirksames Mittel gegen den Biß giftiger Schlangen oder toller Thiere die Anwendung von Kochsalz. Ein Doktor Kennedy, in Tirhut, berichtet hierüber: „Ich heilte verflossenen Monat zwei Männer, die von der Cobra, der eine in den Arm, der andere in den Schenkel gebissen waren, wobei ich mich keines andern Mittels bediente, als einer sehr starken Salzauflösung, mit der ich die verletzten Theile einrieb. Es hatten sich bereits die Tod verkündenden Symptome eingestellt, verloren sich aber auf starke Reibungen wieder. Es darf mit der Anwendung der Salzauflösung vorzüglich bei Schlangen, deren Gift schnell t[illegible]rich ist, keinen Augenblick gezögert werden. Je stärker diese Auflösung ist, desto besser; das Reiben an dem verwundeten Theile darf nicht ausgesezt werden, bis der Blutumlauf wieder hergestellt ist. Bei dem Bisse wüthender Hunde rieb ich gleichfalls mit Erfolg die Wunde einige Stunden mit Salzauflösung ein, und legte dann eine dicke Schichte Salz in einem leinenen Umschlage darüber, den ich vier und zwanzig Stunden lang durch einen mit Salzwasser getränkten Schwamm naß erhielt. Nach dieser Zeit wurde der Salzumschlag erneuert, und damit wenigstens zwei Tage fortgefahren."

*

Auf dem Jahrmarkte zu Broadclist ist unter dem englischen Landvolke der dortigen Gegend noch ein alter Brauch üblich, der sich wahrscheinlich aus der Gerichtsübung der alten Sachsen herschreibt. Ein Mann, der den Richter spielt, verurtheilt den Einen oder den Andern wegen wirklicher oder nur zum Scherze ersonnener Fehltritte zu einer Strafe, die der Schuldige in Alle abzutragen hat. Im Fall er Dieß verweigert, wird er rittlings auf einen Pfahl gesezt, und von den Beiständen des Richters auf den Schultern umhergetragen. Es mag dabei nicht immer am gelindesten verfahren werden; denn ein Mann, dem unlängst diese Strafe angethan wurde, erkrankte in der Nacht darauf und starb. Bei einer Untersuchung der Todtenbeschauer wurde gegen den Richter und seine Beistände auf eine Anklage wegen Menschenmördung angetragen. — Der Dorfrichter (Townreeve bei den Sachsen genannt), die Strafe in Alle, das Stangenreiten (stang riding), wie man es nennt, weisen unverkennbar auf die Sachsenzeit zurück.

*

Zu Madras fand eine Versammlung einiger Eingebornen statt, die den Beschluß faßten, ein Theater von Hindu's zu errichten, und ihrer Gesellschaft den Namen: „Hindu-Theater-Association" beizulegen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 148. 27 Mai 1832.

Sitten und häusliches Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Die Schilderung von einer der oben erwähnten „Feldversammlungen" (Camp-Meetings) der Methodisten gibt die Verfasserin in Folgendem:

„Die Aussicht eine Nacht in einem Urwald von Indiana zubringen zu müssen, war keineswegs einladend; allein ich setzte meinem Muth beide Sporn in die Seiten und machte mich in dem festen Entschluß auf den Weg, mit eigenen Augen zu sehen, worin ein sogenanntes „Camp-meeting" bestehe. Ich hatte mir sagen lassen, einem solchen Gottesdienst beigewohnt zu haben, sey eben so viel, als sich eine Staffel mehr in den Himmel zu bauen, oder vielmehr die himmlische Herrlichkeit schon vor sich aufgethan zu sehen; dagegen mußte ich von andern hören, einem Camp-meeting beizuwohnen sey eben so viel, als an der Höllenpforte zu seyn, und einen Blick in die Qualen der Verdammten zu werfen. Jedenfalls mußte also Etwas daran seyn, was höchst sehenswerth war, und für die Mühseligkeit einer langen beschwerlichen Fahrt und einer schlaflosen Nacht entschädigen konnte.

Wir erreichten eine Stunde vor Mitternacht die bezeichnete Stelle, die bei unserer Annäherung einen sehr malerischen Anblick bot. Der zur gottesdienstlichen Versammlung auserlesene Ort war der Saum eines von Menschenhand noch unangetasteten Urwaldes, von dem nichts weiter als ein Raum von einigen Morgen Landes, bloß zu dem angegebenen Zwecke, gelichtet war. Rund um denselben waren dicht neben einander Zelte von verschiedener Größe aufgeschlagen; und außerhalb derselben befand sich eine Wagenburg von Fuhrwerken jeder Art, an denen die abgespannten Pferde angebunden waren. Hinter diesem zweifachen Bollwerk sahen wir eine Menge großer Feuer brennen, und eine noch größere Menge von Lichtern flackerten aus den Zweigen der umherstehenden Bäume. Ober uns strahlte der Mond in seinem vollen Glanze. Wir ließen unsern Wagen in der Obhut unsres Fuhrmannes zurück, der in demselben einstweilen ein Bett für mich und meine Begleiterin herrichtete, und begaben uns in das Innere des Kreises. Auf den ersten Blick in die zwischen den Bäumen vertheilten Lichter und das durcheinander wogende Gedränge der Menschen, glaubte ich mich nach Vaurhall versetzt, ein zweiter Blick bot mir ein Schauspiel, dessen gleichen mir noch nie vorgekommen. Vier hohe Gerüste waren an den vier Ecken des Platzes errichtet, und dieselben mit einer Schichte Erde und Rasen bedeckt, auf denen ungeheure Feuer von Fichtenholz prasselten. Auf einer Seite befand sich eine roh zusammengezimmerte Bühne für die Prediger, von denen fünfzehn in dieser Feldversammlung zugegen waren, und mit kurzer Unterbrechung für nöthige Erholung und Privatandacht, unaufhörlich nach der Reihe herum, Tag und Nacht Vorträge hielten, von Dienstag bis Sonnabend.

„Als wir in den Kreis der Versammlung traten, waren die Prediger gerade verstummt; aber fast aus jedem Zelte vernahmen wir gemischte Stimmen von Gebeten, Predigten, Gesängen und Wehklagen. Die Vorhänge an den Eingängen der Zelte waren überall herabgelassen und das dämmernde Licht, das durch die weiße Leinwand schimmerte, und auf dem dunklen Hintergrunde des Waldes noch klarer sich hervorhob, machte eine schöne und mystische Wirkung, und wären die Stimmen, die wir rings um uns vernahmen, minder mißlautend, rauh und unnatürlich gewesen; so hätte die Einbildungskraft von einem mächtigen Zauber ergriffen werden können. Allein ein Blick in eines der Zelte enttäuschte uns bald und zeigte uns eine Wirklichkeit, die ich eben so wenig mißdeuten konnte als ich sie je vergessen werde. Eine Menge Leute bewegten sich auf dem Platze umher, die gleich uns nur Zuschauer zu seyn schienen; einige derselben hoben ohne Umstände den Vorhang eines Zeltes auf, aus dem beionders wildes Geschrei ertönte, so daß wir den ganzen innern Raum überblicken konnten. Der Boden war mit Stroh belegt, das an den Wänden des Zeltes in großen Büscheln lag, die wahrscheinlich als Sitze gedient hatten; in diesem Augenblick aber stützten sich darauf Köpfe und Arme der dicht zusammengedrängten Männer und Weiber, die in dem Zelte auf ihren Knien lagen. In dieser Stellung erblickten wir gegen dreißig Personen, von denen ungefähr zwölf Männer waren. Einer von letzteren, ein hübscher junger Mensch von achtzehn oder zwanzig Jahren, lag zunächst am Eingang auf den Knien, indem er mit seinem Arme den Nacken eines Mädchens umschlungen hielt, das neben ihm kniete und dessen Haare aufgelöst auf Brust und Hals herabhingen. Ihre Gesichter waren von der heftigsten Aufregung verzerrt, und beide fielen endlich auf das Stroh nieder, als seyen sie nicht länger im Stande, in ihrer vorigen Stellung die glühende Beredsamkeit einer großen grimmigen Gestalt auszuhalten, die mitten im Zelte aufrecht stand, und mit unglaublicher Heftigkeit eine Rede hielt, die eine Mi-

Digitized by Google

schung von Gebet und Predigt schien. Die Arme des Redners hingen steif und bewegungslos zu beiden Seiten herab, und so sah er ganz einer schlecht gebauten Maschine gleich, die von einer so gewaltsamen Bewegung durchschüttert wurde, daß sie dadurch in Trümmer zu gehen Gefahr lief. Die im Halbkreise umher knieende Gesellschaft rief ununterbrochen in jeder Stufe der Tonleiter den Namen Jesus an, und verband damit ein Schluchzen und Stöhnen und eine Art leises Geheul, das unaussprechlich jammervoll anzuhören war. Mein Augenmerk wurde aber von dem Prediger und der ihn umgebenden Versammlung durch eine Gestalt abgelenkt, die in einiger Entfernung von den Uebrigen allein kniete und das lebendige Bild von Walter Scotts Macbriar war, eben so jung, wild und furchtbar als dieser. Seine dürren Arme schlugen über dem Kopf zusammen, und die Aermel waren hiedurch so weit zurückgestreift, daß sie bis an den Ellenbogen nackt waren; sein großes Auge leuchtete furchtbar und ohne einen Augenblick Unterlaß schrie er das Wort: „Gloriel" mit einem Ungestüm der Anstrengung, der jede Ader seines Leibes zersprengen zu wollen schien. Der Anblick war zu entsetzlich und wir wendeten uns mit Schaudern hinweg."

(Fortsezung folgt.)

Ueber den Saint-Simonismus in seiner letzten religiösen, moralischen und politischen Entwickelung.

Zweiter Artikel.

(Schluß.)

Wenn wir hier eine kurze Darstellung der Anwendung dieser Moral auf die Verhältnisse der Geschlechter geben, so müssen wir um Verzeihung bitten, wenn unsere Sprache nicht ganz die Zurückhaltung haben sollte, welche solche Beziehungen verdienen; wir werden aber nur obenhin andeuten, da wir nicht die Schamlosigkeit, oder wie die Saint-Simonisten es nennen, die heilige Kühnheit (sainte audace) haben, eine Sprache zu reden, wie sie öffentlich in ihrem Journale, dem Globe, geführt wurde. — Diese neue Geschlechtsmoral machte nun besonders die neue Offenbarung des Père suprême Enfantin aus. Eine Eigenthümlichkeit dieser Offenbarung war es aber, daß Enfantin sie nicht als durchaus richtig und vollständig ausgab; es sey Dieses nämlich bloß die Offenbarung eines Mannes, da hinfür aber der Mann der Frau keine Gesetze mehr auferlege, so müsse auch erst die Offenbarungs-Frau (femme revellatrice) erscheinen und reden, und in dieser Hinsicht wurde in dem Globe ein Aufruf an die Frauen (appel aux femmes) gemacht, auf daß diese Frau sich einstelle. Im Grunde war aber die Meinung Enfantins bloß, die Frau solle kommen und seine Offenbarung bestätigen; denn er sey, wie er sagte, aufs vollkommenste von der Wahrheit seiner Offenbarung überzeugt, und es war deutlich, daß er nur die Frau als die Offenbarungs-Frau anerkannt haben würde, die mit ihm einstimmig gewesen wäre. In der letztern Zeit fand auch unter den Anhängern Enfantins über die Richtigkeit und Vollständigkeit der Offenbarung Enfantins kein Zweifel mehr statt; alle hatten sie angenommen, aber sich doch anheischig gemacht, nicht eher nach ihr zu leben, als bis die gesuchte Frau wirklich gekommen und geredet; dieser Vorsatz fruchtete wenigstens so viel, daß diese empörende Moral bloß noch eine unsinnige Theorie blieb, und nicht auch im Leben zur Anwendung kam. Die Offenbarung Enfantins war nun folgende.*) Er sagte: bis jetzt sey der Geschlechtsumgang nur in der Ehe für rechtmäßig und erlaubt gehalten, und diese Ehe sey wenigstens der Absicht nach für immerwährend, für die Dauer geschlossen worden; Dieß sey aber eine bloße Folge des Christenthums, das Christenthum habe immer nur vom Geiste, von Ewigkeit, von Beständigkeit, von Dauer und Unauflösbarkeit gesprochen, und daher sey es gekommen, daß man auch auf die Ehe diesen Charakter übertragen habe. Der Saint-Simonismus erkenne Dieses aber nur als einseitig an. Nach ihm seyen die Materie, das Fleisch, die Zeit, die Unbeständigkeit, das Vorübergehende, die Auflöslichkeit eben so gut göttliche Eigenschaften, und diese müßten daher auch für das Geschlechtsverhältniß geheiligt werden. Es gebe daher in jedem Geschlechte zwei Arten von Individuen, von denen die Einen beständig und unbeweglich (constants et immobiles), die Anderen unbeständig und beweglich seyen. Die Neigung und die Liebe der ersten sey tief und dauerhaft (profondes et durables), die der andern lebendig und vorübergehend (vives et passagères), die Ehescheidung sey besonders vorhanden, um dem Veränderungstriebe der zweiten Art von Individuen Genüge zu leisten. Diese beiden Klassen seyen aber entgegengesetzt, sie müßten sich daher, wenn sie nicht auf eine andere Weise verbunden würden, zuwider seyen, sich verkennen und zurückstoßen. Dieses Band werde nun durch den Priester und die Priesterin gebildet, die überhaupt immer verbänden, wo sich etwas Entgegengesetztes zeige. Diese Verbindung geschehe nun dadurch, daß der Priester, Mann oder Frau, da er alle Lebensgestalten, alle Charaktere, in seiner Einheit begreife, zu gleicher Zeit beständig und unbeständig sey, beständig in dem Sinne, daß er immer als Gatte mit einem und demselben Individuum verbunden bleibe, unbeständig in dem Sinne, daß er sich nicht bloß auf den Geschlechtsumgang in der Ehe beschränke; dieser Unbeständigkeit überlasse sich der Priester, Mann oder Frau, in der Beichte mit den Beichtkindern. Das Christenthum habe nämlich bloß eine geistige Gemeinschaft zwischen dem Beichtvater und den Beichtkindern angenommen und eingeführt, dann aber die Materie und das Fleisch vom Saint-Simonismus auf gleiche Stufe mit dem Geist gestellt werde, was vom Christenthum unterlassen worden sey, so müsse auch eine materielle und fleischliche Gemeinschaft unter dem Priester und seinen Beichtkindern eingeführt werden. Auf diese Weise gewinne der Priester die ganze Liebe seiner Untergebenen und könne sie desto besser leiten. Das ganze vom Christenthum eingeführte Gepränge von Jungfräulichkeit, Zurückhaltung, Züchtigkeit, Keuschheit verschwinde; dieses habe doch nur im Leben Lüge, Heuchelei und Unordnung hervorgebracht, an deren Stelle trete nun die Freimüthigkeit, Offenheit, Wahrheit und Ordnung.

---

*) Ueber das Ganze dieser Lehre sehe man: Réunion générale de la famille. — Enseignemens faits par le père suprême (Enfantin) 1832. — Discussions morales, politiques et religieuses, qui ont amené la séparation (par Bazard), première partie. 1832.

Digitized by Google

Die Polygamie sey in der Vergangenheit nur deßhalb etwas Gehässiges gewesen, weil sie ein Privilegium für den Mann gebildet habe, jetzt aber, wo man der Frau dasselbe Privilegium gebe, falle alles Gehässige hinweg. Solche Lehren, für die ein Jeder beim Lesen die gebührende Bezeichnung gefunden haben wird, bildeten die Offenbarung des Père suprême über die neue Moral. Der Globe war das tägliche Organ ihrer Verkündung, und sie wurden darin mit einer Hinwegsetzung über allen Anstand entwickelt, wovon man sich keinen Begriff macht. Die Vergangenheit stellte ihnen besonders zwei Typen für die Beständigkeit und Unbeständigkeit auf. Dieß waren Othello und Don Juan;*) es waren die lebendigen Symbole dieser zwei Hauptcharaktere, und der Charakter des letztern, Don Juan's, war besonders immer ein Gegenstand besonderer poetischer Schilderung und Ausschmückung; in dieser Wuth aber, für Alles Symbole in der Vergangenheit zu finden, wurde selbst Das, was die christliche Welt noch als das Heiligste betrachtet hat, nicht verschont, um es ihren Lehren als Folie unterzulegen. In der letztern Zeit war man nämlich zu der Lehre fortgeschritten, daß das Kind den Vater nicht mehr zu kennen brauche, sondern bloß noch die Mutter. Das Kind trage daher auch den Namen des Vaters nicht mehr, weil dieser überhaupt nicht auszumitteln sey. Hiefür wurde nun Maria, die Mutter Jesu, selbst als Vorbild angeführt. Jesus habe der Sohn der Maria, nicht aber der Sohn Josephs geheißen.**) Wir wollen nicht weiter in die Darstellung dieser Lehren eingehen; wir haben sie auch nur in so weit berühren können, als es der Anstand einigermaßen erlaubte; eine weitere Kritik wird uns Jeder gern erlassen, aus diesen deutlich genug sprechenden Andeutungen aber unser obiges Urtheil noch mehr gerechtfertiget finden, daß diese Lehren nicht nur eine Umkehrung aller Moral sind, sondern wenn sie je in die Gesellschaft hätten eindringen können, die Menschheit in einen wahrhaft thierischen Zustand geführt haben würden. In einem dritten Artikel haben wir nun die saint-simonistische Politik zu betrachten, in der es allerdings einige Seiten gibt, denen man theilweise seinen Beifall nicht versagen kann, obgleich man ihr politisches System als Ganzes unbedingt verwerfen muß. A.

*) Globe vom 1 Febr. 1832.
**) Globe vom 19 März 1832.

Poujoulats Reise von Smyrna nach Ephesus.

(Schreiben Poujoulats an Herrn Michaud, Smyrna 28 Junius 1830.)

Es ist meine Absicht zu beschreiben, was ich auf meiner Reise von Smyrna über Neopolis nach den Ruinen von Ephesus gesehen habe; ich werde von den Dörfern und Menschen erzählen, die ich auf meinem Wege traf; von dem Zustande dieser Gegenden; von Allem, was Aufschlüsse über Sitten und Denkart ihrer Bewohner gibt; aber mich wenig bei den Trümmern der Vorzeit, in der Geschichte des Alterthums verweilen. — Am 26 Junius, zwei Stunden vor Sonnenuntergang, machte ich mich in Begleitung eines Dragomans des französischen Konsulats, eines Kavaß oder Janitscharen und eines Führers auf den Weg. Ich führte einen Teskere oder Paß bei mir, der von dem Kadi von Smyrna ausgestellt war. Auf meiner ganzen Reise wurde ich nicht um diesen Teskere befragt; der Kavaß an meiner Seite galt mehr als der beste Paß. Ueber den Berg Pagus, zur Linken die Citadelle von Smyrna lassend, gelangten wir auf die alte Heerstraße, die mit ungeheuern Steinblöcken gepflastert ist. Nach einem Wege von zwei Stunden erblickten wir zu unsrer Rechten ein Dorf, dessen Name das „Dorf der Liebe" bedeutete, und sehr geeignet für dieses anmuthige Dörfchen war, das von Gärten und lachenden Gestilden umgeben ist. Während wir unsern Ritt auf einem steinigen und unebenen Wege fortsetzten, der zu beiden Seiten mit großen Oelbäumen und verfallenen Mauern eingefaßt war, sank die Sonne, indem sie mit ihren letzten Strahlen die Gipfel des von Tmolus besungenen Gaurus vergoldete. Die Fichten und Gebüsche dieses Berges warfen schwarze Schatten, die mit dem sterbenden Tageslicht zu kämpfen schienen. An einer Cisterne erblickten wir Frauen, die Kleider wuschen, und Türken, die ihre Pferde tränkten; bei unsrer Annäherung hüllten sich die Weiber in ihre Schleier, und Einer von den Muselmännern bot uns in einer hölzernen Schale zu trinken. Es ist eine weise Vorsicht, die an allen Straßen der Türkei, in verschiedenen Zwischenräumen, Brunnen und Cisternen für die Reisenden angelegt hat, in einem Lande, wo der Schatten fast immer selten ist und bei einer versengenden Sonnenhitze reines Quellwasser unschätzbaren Werth hat.

Die Nacht überraschte uns mitten in einer Ebene, die von Agnus Castus und Tamarisken bedeckt, und von Bächen und ausgetrockneten Rinnsälen von Waldströmen durchschnitten war. Wir waren drei Stunden von dem Dorfe Devedi Krui. Mehrere Pfade kreuzten sich vor uns; unsre Führer glaubte den kürzern einzuschlagen und führte uns irre; wir mußten durch einen Sumpf, wo unsre Pferde oft bis an den Bauch einsanken. Endlich halfen Feuer, die in der Ferne schimmerten, unserm Führer wieder auf den rechten Weg. Im Schimmer des Mondes, diesem befreundeten Gestirne des Wanderers, setzten wir unsern Weg fort. Ringsum herrschte tiefe Stille, die nur durch den Hufschlag unsrer Pferde, das klagende Geschrei der Eulen, das Zirpen der Grille und den eintönigen Gesang meines Kavaß unterbrochen wurde. Es war eilf Uhr Nachts, als wir in dem „Dorfe der Kamele" anlangten; wir waren über drei kleine Flüßchen gesetzt, von dem das letzte in muselmännischer Sprache Turbali genannt wird. Das Kameldorf, das aus sieben oder acht Hütten besteht, dient den Karawanen als Ruheort. Der Wirth des Kafferhauses war ein freundlicher Grieche mit vollem runden Gesichte. Das Gastzimmer, das uns hier aufnahm, bestand aus vier nackten Wänden ohne irgend eine andere Verzierung; der Fußboden war mit alten Matten bedeckt; eine geräumige Nische diente zur Zubereitung des arabischen Nektars. Um das Haus her sah ich Männer und Weiber zwischen Ballen ausgestreckt, Pferde und Maulthiere, die frei weideten, und ich erfuhr, daß es eine Karawane armenischer Kaufleute sey, die von Smyrna nach dem alten Neopolis ging. Einer dieser Kaufleute ersuchte mich, bis dahin meine Reise in Gesellschaft ihrer Karawane fortzusetzen. „Auf der Straße, die wir zurückzulegen haben," sagte er, „treibt sich eine Bande Samier herum, die seit mehreren Monaten schon viel Unheil angerichtet haben; wir führen Handelswaaren mit uns und fürchten in ihre Hände zu fallen. Wenn diese ungläubigen Hunde einen Franken unter uns sehen, so wagen sie es vielleicht nicht, uns anzugreifen." Wir kamen überein, bei dem ersten Strahle der Morgenröthe mit einander aufzubrechen, und nach einem leichten, aber ziemlich muntern Abendessen legten wir uns auf den Matten schlafen.

Während Alles in Schlaf versunken war, stand ich auf, unerträglich gepeinigt von tausend Insekten, und ging um unsre Hütte, deren Dach vom Mondlichte versilbert war, spazieren. Rinder und Pferde lagen dort und hier ohne Hüter auf dem Felde, und einige Störche, die Köpfe unter den Flügeln, schliefen unbeweglich auf den Dächern der rohgebauten Hütten. Die Flöte eines Hirten, die sich auf dem nahen Felde hören ließ, vermehrte noch die Anmuth und Melancholie der schönen Nacht. Um zwei Uhr Morgens, noch ehe die Morgenröthe sich zeigte, weckte ich die ganze Karawane, und um drei Uhr waren wir insgesammt auf dem Wege. Eine halbe Stunde außerhalb unsers Nachtlagers setzten wir über einen kleinen Fluß, dessen Namen man mir nicht sagen konnte. Der Tag begann anzubrechen, und wir hörten noch das Geschrei der Eule, das mit Annäherung des Morgens immer schwächer wurde. Es fiel ein starker Thau, der unsre Kleider ganz durchnäßte. Um acht Uhr gelangten wir an ein Kaffeehaus, wo wir ein Frühstück von Milch zu uns nahmen und vier türkische Soldaten trafen, die, mit Jatagans, Pistolen und Flinten bewaffnet, den Auftrag hatten, die Karawanen gegen die samischen Straßenräuber zu schützen. Um neun Uhr machten wir uns wieder unter dem Geleite dieser muselmännischen Gendarmen auf den Weg, der uns durch

Digitized by Google

so dichte Agnuscastus-Wälder führte, daß wir kaum den Ausgang finden konnten. Unsre Pferde schüttelten im Vorbeigehen die mit Thau belasteten Zweige der Bäume, und wir wurden zum zweiten Male an Einem Tage von diesem Regen der Morgenröthe durch und durch naß. Bald gelangten wir in waldbewachsenes Gebirg, wo sich überall nur jähe Felsen und Abgründe zeigten. Unsre Bedeckung erzählte uns, daß vor nuläugst in diesen Bergen die Leichen dreier Menschen gefunden worden seyen, und der Kavasi rieth, uns auf einen Angriff gefaßt zu machen; „Che pavore," sagte er wiederholt zu mir in schlechtem Italienisch. Doch ohne irgend einen widrigen Zufall entkamen wir aus diesen wilden Schluchten, und unser Geleite kehrte, nachdem es seinen Bacchis *) erhalten hatte, nach dem Kafferhause zurück. Auch Tournefort und Chandler erwähnen der steten Räubereien, denen die Reisenden in diesen Gebirgen ausgesetzt sind.

Um Mittag gewahrten wir die Ebenen des Kayström und die Höhen von Ephesus. Nachdem wir das Gebirge verlassen hatten, nahmen wir unsern Weg zur Linken hin über einen Steinweg, der in der Richtung von Norden gegen Süden durch einen Sumpf führte. Diese Straße war durchaus von Säulenrümpfen, Quadersteinen und zertrümmerten Karnießen und Säulenfüßen erbaut. Wir befanden uns unfern den Ruinen von Ephesus, und ich ritt nun auf einem Wege hin, der aus lauter alterthümlichen Trümmern bestand; konnte der Huf meines Pferdes nicht vielleicht über einige Ueberreste der alten Hauptstadt Joniens, oder wohl gar über ein Getrümmer jenes berühmten Tempels der Diana von Ephesus hinschreiten, von dem jetzt keine Spur mehr zu sehen ist? Ich nahm zuerst meinen Weg nach den silenesischen Seen, nördlich vom Kayström; diese Seen, die mit dem Meere in Verbindung stehen, sind von Schilfrohr überwachsen, und von zahllosen Schaaren von Kranichen und anderm wilden Geflügel bewohnt, das in seinem Fluge oft weißen Wolken gleicht. Der Anblick dieser Legionen von Vögeln rief mir die Verse des Georgikon ins Gedächtniß zurück, die so deutlich die silenesischen Seen schildern:

> Dann die mancherlei Vögel des Meers und die des Kayströs
> Liebliches Sumpfgewässer, und rings die Wiesen durchschnäppeln:
> Siehst Du mit reichlichem Thau sich eifrig besprengen die Schultern,
> Bald ihr Haupt darstreckend der Fluth, bald laufend ins Wasser,
> Und wie bethört frohlocken im eitlen Spiele des Bades?
>
> (Nach Voß Uebersetzung.)

Der Schwan, den man dem Vogel des Kayströs zubenamte, hat die Ufer dieses Flusses verlassen, und man kann nicht mehr wie der Dichter sagen:

> Kayströs
> Hört der Schwäne Gesang in seinen hinrollenden Wogen.

Es ist ein Irrthum, wenn Herr von Choiseul die silenesischen Seen in die Mitte des Kayströs versetzt, am Fuße jenes Hügels, wo sich das gewöhnlich sogenannte Gefängniß des h. Paulus erhebt. Wir setzten auf einem großen dreieckigen Fahrzeuge, das man mittelst eines hinübergespannten Seiles fortbewegte, über den Kayströs, wobei wir die Ruinen von Ephesus eine Stunde von dort gegen Morgen liegen ließen. Von dieser Ueberfahrt zog ein Muselmann, der mit seinem Sohne in einer benachbarten Hütte wohnte, seinen einzigen Unterhalt. Unser Weg führte uns nun in westlicher Richtung auf schmalen Straßen, die auf einer Seite vom Flusse, auf der andern von den Höhen des Kortissus eingeengt waren. Wir fuhren die Mündung des Kayströs und die Ueberreste alter Gebäude, die an seinen Ufern standen. Als wir wieder in südlicher Richtung fortzogen, hatten wir vor uns ein Moor, das mit schwarzen Zelten bedeckt war. Man sagte mir, daß diese Zelte einem Kurdenstamme gehörten, der nur vom Fischfange und der Milch seiner Heerden lebe; nackte Männer, Weiber und Kinder, von der Sonne schwarz gebrannt, und von traurigem und wildem Ansehen, ließen sich zwischen den Zelten sehen, mitten unter Rindern und Ziegen und Heyen, die über Röhricht ausgespannt waren. Dieser barbarische Stamm, diese schwarzen Zelte und diese Heerden am Ufer des Meeres boten mir einen so neuen und ungewöhnlichen Anblick, daß ich kein Auge davon verwenden konnte. Aber Keiner von diesen Halbwilden achtete meiner, und, Wer sollte es glauben? diese Menschen waren eben so wenig erstaunt über mein fremdartiges Aussehen und meine europäische Tracht, als die Ziegen, die neben mir weideten.

Von hier aus überstiegen wir Hügel, von denen es außer den schwer zu verfolgenden Pfaden nichts Bemerkenswerthes gab. Von der Mündung des Kayströs bis nach Neopolis rechnet man drei Stunden zum Gehen. Nach Verlauf einer Stunde lag uns diese alte Stadt der Milesier vor Augen, die noch in der gegenwärtigen Sprache ihren alten Namen fortbehalten hat. Am Abhange eines Berges und nach dem Ufer des Meeres zu gelegen, bietet Scala Nuova Anfangs mit seinen Gärten und Weinbergen, mit seinen hübschgebauten Häusern, deren Dächer Aehnlichkeit mit unsern südlichen Städten haben, einen angenehmen und großartigen Anblick. Seitwärts aus dem Meere erhoben sich die Berge von Samos, auf denen Jupiter sich niederließ, um die Kämpfe der Griechen und Trojaner zu sehen. Ich will hier nicht der Trümmer einer großen Mauer und eines Aquädukts erwähnen, die ich vor meiner Ankunft zu Neopolis in einem kleinen Thale sah. Die Wasserleitung, die wahrscheinlich das Wasser von Neopolis nach Ephesus führte, ist dergestalt verfallen, daß man fast nichts mehr von ihr erkennt. An diese Stelle setzen die Archäologen das alte Phygela, eine kleine Stadt, deren Namen die Geschichte kaum aufbewahrt haben würde, wenn sie nicht sich eines Tempels der Diana hätte rühmen können, den Agamemnon nach seiner Heimkehr aus dem trojanischen Kriege hier gebaut haben soll. Wir beeilten uns nach Neopolis zu kommen, wohin mir der französische Konsul von Smyrna ein Empfehlungsschreiben an seinen Agenten mitgegeben hatte, von dem ich unschätzbare Mittheilungen über die Umgegend zu erhalten hoffte. Zwar wurde ich herzlich von ihm aufgenommen; allein an den Antworten, die mir der Agent des Konsuls auf meine ersten Fragen gab, konnte ich gleich bemerken, daß er nicht sehr in der Geschichte und den Alterthümern des Landes bewandert sey. Ich sprach mit ihm über Neopolis, Ephesus, den Kayströs, die für den guten Mann spanische Dörfer waren. Indeß besuchte ich in seiner und meines Dragomans und Kavasi Begleitung Scala Nuova. Das Innere der Stadt schien mir traurig; wenig Bewegung und was sonst eine Stadt belebt. Scala Nuova, das in der letzten Zeit noch einigen Handel besaß, entvölkert sich von Tag zu Tag mehr, und sein Hafen steht verödet; kaum erblickt man dort noch einige samische Katten, die an den Felsen des Ufers angebunden sind. Dieses einst so wichtige Scala Nuova hat nichts mehr als seine fruchtbaren Abhänge, an denen ein sehr geschätzter Wein wächst; seine Bevölkerung beträgt kaum viertausend Seelen, Türken, Griechen, Juden und Armenier. Viele jüdische und armenische Familien haben Scala Nuova verlassen, seit der Handel sich von dieser Stadt weggewendet. Der französische Agent ist der einzige Europäer, der dort lebt. Ich will hier nicht auf Das zurückkommen, was die Schriftsteller des Alterthums über diese Stadt berichtet haben; die Annalen von Neopolis waren nie glänzend. Nur so viel will ich im Vorbeigehen bemerken, daß Neopolis lange Zeit von den Ephesern abhängig war, die es zuletzt an die Samier gegen Marathesium, eine näher am Kayströs gelegene Stadt, vertauschten.

(Fortsetzung folgt.)

*) Der Bacchis ist im Orient der Liedlohn. A. d. R.

Bevölkerung von Van-Diemensland.

Folgendes ist die Statistik der Niederlassungen von Van-Diemensland im Jahre 1851:

	Männer.	Weiber.	Sträflinge, Männer.	Sträflinge, Weiber.
Hobart-Town	2000	1500	1900	600
New-Norfolk	451	220	400	50
Richmond	1100	600	980	120
Clyde	245	115	360	50
Oatlands	300	150	460	20
Oyster-Bay	100	50	165	5
Campbell-Town	580	270	610	40
Norfolk-Plains	595	185	400	20
Launceston	1100	500	680	150
	6071	4760	5554	1055

Die gesammte Bevölkerung zählt also 17,751 Seelen. Unter den 6071 männlichen Individuen befanden sich 1605, die noch nicht erwachsen waren; unter den 4760 weiblichen 1585 unmündige Mädchen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 149. 28 Mai 1832.

Casimir Perier und seine Familie.

Die französische Revolution begrub bekanntlich unter ihren Trümmern Thron, Adel und Geistlichkeit. Im Anfange des Konsulats, und mehr noch im Verlaufe des Kaiserthums, war man zwar eifrig bemüht, die alten Familiennamen und die alten Sitten des ancien régime wieder hervorzuziehen, um damit dem Hofe des Imperators die legitime Weihe zu geben; allein der Versuch entsprach den Erwartungen nicht, und die erste Gesellschaft unter Napoleon war und blieb, wie später unter den zurückgekehrten Bourbons, nichts weiter als ein schlechter Abdruck und ein bloßer Schatten der auf immer unwiederbringlich zerstörten, altfranzösischen Hof- und Adelszeit. Dagegen war in und mit der Revolution, und ganz besonders während der für Handel, Industrie und Kredit so überaus günstigen Restaurationsepoche, der sogenannte dritte Stand an die Stelle des Adels und der Geistlichkeit getreten, und begütert, reich und allmächtig geworden. Auf diese Weise erklärt sich leicht die politische Bedeutung und der vorherrschende Antheil, den Männer, wie Lafitte, Ternaux, Berard und so viele andere vom Großhändler- und Bankierstande, in der Julusrevolution gewannen; es ergibt sich daher ferner die Wahl und der Anstrich eines Bürgerkönigs, so wie überhaupt der Charakter der heutigen französischen Regierung, die ihrem Wesen nach nichts weiter als eine Börsen- und Kaufmanns-Regierung ist, daher auch ohne Rücksicht auf das große Interesse der Massen, hauptsächlich und fast ausschließend, die Rente und den Großhandel repräsentirt und begünstigt, und, wie Dieß ihr Charakter mit sich bringt, von den mannichfaltigsten individuellen Finanz- und Spekulationsinteressen bestimmt und durchkreuzt wird. Dabei darf nicht verschwiegen werden, daß der Stand, von dem hier die Rede ist, in Frankreich bei weitem noch nicht auf der Höhe der gründlichen kommerziellen Kenntnisse und Bildung anderer Länder steht, und daß er hier sein Interesse nicht selten gänzlich verkennt, und mit dem blindesten Egoismus zu verfolgen sucht. Doch Dieß würde hier zu weit bei Seite führen, wo wir von Periers Tode Anlaß nehmen, bloß einige kurze, persönliche Notizen über eine Familie niederzulegen, die eine der ersten Stellen unter den jetzigen französischen Banquiers und Fabrikunternehmern einnimmt, und deren Namen, bei der politischen Bedeutung eines ihrer Glieder, sicherlich in der Geschichte von Frankreich fortleben wird. Die Familie Perier ursprünglich aus Montagne im Dauphiné herstammend, woselbst sie noch jetzt zu Grenoble ein bedeutendes Geschäftshaus besitzt, zählt gegenwärtig acht Geschwister; der dritte Bruder Scipion starb zu Paris im April 1821. Von diesen ist der älteste und Chef des grenobler Hauses, Herr Augustin Perier; der Konseilspräsident folgt zunächst im Alter auf diesen; der vierte, Alexander, welcher bei einer Baumwollenspinnerei-Unternehmung sein Vermögen einbüßte, ist jetzt Generaleinnehmer unter fremdem Namen in Auxerre; der fünfte, Camille, hatte vor Zeiten, wie Augustin und jetzt Casimir, gleichfalls Anfälle von Geisteszerrüttung, ein Grund, weßhalb er seine Präfektenstelle unter der Restauration niederlegte; Joseph, der sechste in der Reihe der Brüder, steht gegenwärtig an der Spitze des pariser Handlungshauses, und der jüngste Amedé war unter dem Kaiserthume Staatsrathsauditor und wurde später als Unterpräfekt von Paris nach Oldenburg geschleudert, auf welchem Posten er das Heimweh bekam und wegen seiner dadurch veranlaßten Geschäftsunfähigkeit zurückgerufen wurde. Zur Zeit der Restauration saß er, wegen einer Spielschuld, die er nicht anerkennen wollte, fünf Jahre in St. Pelagie. Außerdem gehören noch zwei Schwestern zur Familie, welche auch beide noch am Leben sind, Madame Savoy Rollin, Wittwe des verstorbenen Herrn Savoy Rollin, Mitglied des gesetzgebenden Körpers unter Napoleon, und Madame Teisser, Gemahlin des jetzigen Deputirten gleiches Namens. Ein Sohn von Augustin Perier hat eine Enkelin von Lafayette zur Frau. Der berühmteste der Familie, Herr Casimir Perier, ist geboren 1777, ging, um sich der Konscription zu entziehen, unter dem Direktorium als Genieoffizier zur Armee nach Italien, kehrte von dort unter dem Konsulate zurück, und wurde später Associé seines Hauses, welches damals die Firma „Perier frères et Flory“ führte, und beim Ankaufe der Nachlassenschaft der herzoglichen Familie von Villeroi, der Angabe nach, einen Gewinn von mehreren Millionen machte. Sein Eintritt in die Deputirtenkammer im Jahre 1818 und sein späteres öffentliches Leben ist bekannt. Nur großer politischer Ehrgeiz konnte ihn in die Arbeit und die Sorgen der Premierministerschaft stürzen, denn er war von jeher träge und zu laufenden Geschäften wenig gemacht. Madame Perier gehört zur Klasse der devoten Frauen.

Das Aeußere des Ministerpräsidenten zeigte dem unbefangenen Beobachter, besonders seit den bekannten Ereignissen von Lyon, das

Digitized by Google

Bild einer fast an Wildheit gränzenden Heftigkeit und Gemüthsaufregung. Beim Erwachen griff er regelmäßig zuerst nach den Zeitungen. Diese Lektüre, in Verbindung mit den persönlichen Angriffen gegen ihn in der Kammer, nährte und steigerte zugleich mit jedem Tage seinen Unmuth und seine Reizbarkeit. Je verwickelter und ernster in der letzten Zeit die Aufgabe wurde, desto weniger ließ er mit sich sprechen, oder duldete er Widerspruch. Dieß war selbst die Klage seiner Vertrauten und nächsten Untergebenen. Als beim Ausbruche der Cholera sein ehemaliger vertrauter Handlungskommis, Herr Gisquet, jetzt Polizeipräfekt von Paris, ihm in dieser letztern Eigenschaft über die, bei Gelegenheit der gehässigen Vergiftungsgerüchte in der Hauptstadt, entstandenen Unordnungen Bericht erstattete, gerieth er in eine Art Geistesüberspannung, wobei er ausrief: „Mon Dieu, nous touchons donc au terrible journée du 2 ou 3 Septembre!“ In diesem Zustande machte er den bekannten Besuch im Hotel-Dieu. Von dem Augenblicke an unterlag sein sonst starkgebauter Körper. Schon am andern Tage fühlte er sich unwohl, und nur zu bald zeigten sich Symptome der herrschenden Epidemie. Ob unmittelbare Ansteckung die Ursache war, oder die durch den erschütternden Anblick der Kranken erregte oder vermehrte Furcht, oder Beides zugleich, ist ungewiß; wenigstens versichern glaubwürdige Personen die dort um ihn waren, daß der Eindruck dieser Krankenscenen seine Einbildungskraft lebhaft ergriffen habe. Die Cholera trifft bekanntlich nicht bloß Magen und Unterleib, sondern fast in gleichem Grade auch das Gehirn, und das ſpapulum animi moderate sumtum sollten sich bei ihrem Ausbruche daher besonders Staatsleute und Gelehrte merken. Dazu kommt, daß der älteste Bruder und Chef des Hauses, Herr Augustin Perier, ebenfalls schon vor längerer Zeit zu Grenoble Anfälle von Geisteszerrüttung erfuhr, die fast ein Jahr dauerten. Auf diese Weise erklärt sich mehr als hinreichend die zur Cholera herzugetretene Verstandesverwirrung des Ministerpräsidenten. Es war ein niederschlagender Kontrast, diesen Mann, der gestern noch die höchste Gewalt und zum Theil die Geschicke von Frankreich in seiner Hand hielt, heute mit allen Zeichen des Wahnsinns auf dem Krankenlager zu sehen, wie er bald pochte und lärmte, bald sang und irrredete! Die Familie, welche mit ihm ihre vornehmste Stütze und ihre ganze politische Bedeutung verliert, konnte begreiflicherweise einen so niederschlagenden und so raschen Schicksalswechsel zur Zeit kaum fassen und noch weniger ertragen, daher sie denn auch die Hoffnung seiner Wiederherstellung und vornehmlich seines Wiedereintritts in die Staatsgeschäfte nicht aufgeben wollte, und diese Hoffnung in den Salons und in den Tagsblättern zu nähren und zu verbreiten sorgfältig bemüht war. Allein die Aerzte, und unter diesen besonders sein vieljähriger Hausfreund, Herr Lasnier, glaubten wenig oder gar nicht an seine Wiederherstellung und am wenigsten an seine Wiedererscheinung auf der politischen Bühne. Und gesetzt auch, er würde mit der Zeit so weit genesen seyn, daß er von seinem Krankenzimmer noch einmal ins Ministerium und vor die Kammer hätte treten können, so würde Dieß immer nur mit halber Kraft und mit halbem Muthe geschehen seyn und man sicherlich den ehemaligen Konseilspräsidenten Perier nicht wieder erkannt haben. Ueberdieß war er in der öffentlichen Meinung für alles fernere politische Auftreten und Wirken unrettbar verloren, seitdem sich die Nachricht von seiner Gehirnkrankheit mit allen ihren bedauerlichen Details, selbst bis zu den geringeren Volksklassen herab, aller Orten verbreitet hatte. Würde man nicht unter solchen Umständen und bei dem aufgeregten Zustande der öffentlichen Meinung und der Parteien in Frankreich, in Zukunft eine jede mißlungene Maßregel oder Handlung und jede auch noch so unschuldige Aeußerung von ihm, ohne Weiteres mit dem Stempel der wiedergekehrten Tollheit bezeichnet haben? Und hätte endlich die Regierung in solcher Krisis die unruhigen Gemüther, deren Vertrauen zur Intelligenz des Juste-Milieu ohnedin täglich mehr und mehr schwindet, auf eine so schwere, und für sie selbst so gefährliche Probe stellen können? Was sonst noch in der letztern Zeit am Krankenbette des Herrn Perier vorgefallen, beschränkt sich auf eine Konsultation der Aerzte, hinsichtlich der Diät des Patienten. Herr Esquirol, Direktor des Charenton-Hospitals, welcher die Krankheit ursprünglich und hauptsächlich im Gehirne fand, verlangte eine Ernährung bloß zur Lebensfristung; wogegen Herr Broussais, Chef des Hospitals Val-de-Grace, auf eine zwar mäßige, aber kräftigere Diät drang, indem er die Geistesverwirrung des Herrn Perier für ein begleitendes und zufälliges Symptom der Cholera hielt und behandelte. Da Beide sich über den streitigen Punkt nicht vereinigen konnten, so beschloß man, die Frage der Familie zur Entscheidung vorzulegen. Die Gemahlin des Ministerpräsidenten ist schon seit der Restauration als eine devote Dame bekannt; sie überließ sich daher, wie versichert wird, auch bei dieser Gelegenheit den Eingebungen des Gebets, worauf sie sich für die Ansicht des Herrn Broussais erklärte. Die Familie des Herrn Perier hatte übrigens seit dessen Krankheit, oder wenn man will er selbst, schon zwei politische Niederlagen erlitten; die eine, daß er den Siegelbewahrer interemptorisch für das Ministerium des Innern vorschlug, wogegen Louis Philipp seinen Günstling Montalivet, dieses Ministerium, freilich unter allgemeinem und gerechtem Mißfallen, übertrug; und die andere, daß Herr Augustin Perier gleichzeitig dasselbe Portefeuille ansprach, von dem Marineminister aber unter dem Vorwande zurückgewiesen wurde, daß er bis jetzt weder Pair noch Deputirter sey, worauf dann die Familie ihrerseits erwiderte, daß auch Herr von Rigny damals, als er von Casimir Perier ins Ministerium befördert worden, weder Pair noch Deputirter gewesen sey. Ueberhaupt ist jetzt die Zeit des Portefeuille-Handels und der Portefeuille-Intriguen, wobei natürlich eine Kombination die andere verdrängt, und in den Tuilerien, wie gewöhnlich, viel geschwätzt, aber desto weniger beschlossen wird. Indeß schien der König mit dem Provisorium gar nicht unzufrieden zu seyn, und einstweilen diente die Rücksicht auf den kranken Ministerpräsidenten, dem man seine Stelle gern so lange als möglich offen zu lassen wünsche, als günstiger Vorwand; das eigentliche Geheimniß aber ist, daß Louis Philipp gern selbst regieren möchte, und ihn daher der Unfall des Herrn Perier auch persönlich ziemlich gleichgültig ließ. Einer hohen Person, die ihm dieser Tage ihr Beileid über diesen Unfall bezeugen wollte, erwiderte er daher auch ganz leicht und kurzsichtig: „Que voulez-Vous? A un autre!“

Digitized by Google

Melton Mowbray und Die englische Fuchsjagd.

(Fortsetzung.)

Einen ganz eigenthümlichen Anblick bietet die zur Fuchsjagd gewählte Gegend Englands durch die sogenannten Ochsengehäge (Ox-fences), die man wegen der Schwierigkeit, das Maßvieh, während der Jahreszeit, wo es von den Bremsen beunruhigt wird, auf dem Waidegrund beisammen zu halten, nothwendig gefunden hat. Ein solches Gehäge besteht aus einem breiten Graben, einer dicken Schwarzdornhecke, und auf zwei Klaftern Länge davon in einem starken hölzernen Zaune von vier Fuß Höhe. Ueber alle diese Verhollwerkung wegzusetzen, die, von welcher Seite man auch auf sie losgehen mag, gleich große Schwierigkeiten bietet, ist für die Kraft und den Muth eines Pferdes keine kleine Aufgabe. Eine andere Art Feldeinzäunung, die gleichfalls in diesen Bezirken häufig ist, besteht in den sogenannten Gimpelhecken (bull-finch-fences), einem lebendigen Zaune, der einige fünfzig Jahre alt, auf einer oder der andern Seite mit einem Graben umfangen, und so hoch ist, daß Pferde nicht darüber wegzusetzen im Stande wären. Der Jäger bricht aber durch ihn hindurch, indem er mit verhängten Zügeln darauf ansprengt; sogleich schlägt das Gebüsche hinter ihm und seinem Pferde wieder zusammen, und läßt von ihrem verwegenen Sprunge eben so wenig eine Spur zurück, als wenn ein Vogel hindurchgeschlüpft wäre. Selten gehen Pferde, die nicht an solche Hecken gewohnt sind, gleich das erstemal willig daran; und vielleicht ist es nur Wetteifer mit ihrem Herrn und der Muth, zu dem diese Thiere durch das Beispiel der Hunde angefeuert werden, daß sie sich zu dem kühnen Wagestück entschließen. Eben wegen dieser lebendigen Einfriedungen, die an manchen Orten so hoch sind, daß nur ein Vogel über sie wegfliegen zu können scheint, geschieht es auch, daß in Leicestershire häufiger als irgendwo im Lande über die hölzernen Zäune und Gehäge weggesetzt wird. Auch zahlreiche Bäche gibt es in dieser Landschaft, von denen die breitesten die Whisendine und Belvoire sind.

Gegen Ende des letztvergangenen Jahrhunderts waren die berühmten Meuten von Quorn das Eigenthum des Herrn Meynell, und gingen von ihm nach und nach an die ausgezeichnetsten Waidmänner über, so an den Earl von Sefton, Lord Foley, Sir Thomas Aſhdeton Smith, Sir Bellingham Graham, Herrn Osbaldeston, Lord Southampton und endlich an Sir Harrey Goodricke. Der letztgenannte Baronet, als ausgezeichneter Waidmann bekannt, und noch in der Blüthe seiner Jahre, besitzt nach einstimmigem Ausspruch aller Fuchsjäger jede Eigenschaft, die sein edler Beruf erfordert, und unter denen die nicht geringste darin besteht, daß er durch sein großes Vermögen in den Stand gesetzt ist, die Meute ohne Hülfe einer Subscription zu unterhalten.

Das Städtchen Melton bietet am Morgen eines Jagdtages einen Anblick voll Leben und Bewegung. Schon zu früher Tageszeit sieht man Gruppen von Jägern, so stattlich als man sie nur irgendwo in der Welt sehen kann, nach verschiedenen Richtungen hin ihren Weg nehmen, um zu den verschiedenen Meuten, die ihrer harren, zu stoßen. Jeder Jäger sendet zwei Pferde voraus, deren eines ein kleiner schmucker Jockey reitet, der auf seines Herrn Reitpferd oder in dessen Wagen, wenn er es vorzog, sich auf diese bequemere Art an die zum Anfange der Jagd bestimmte Stelle zu begeben, heimkehrt. Ein anderer Bedienter, den man den zweiten Reitknecht (second horseman) nennt, reitet ein zweites Pferd, das der Jäger besteigt, wenn er auf dem ersten hinter den Hunden her einen Ritt zurückgelegt hat, der ein frisches Pferd nothwendig macht. Reitknechte dieser Art sind nicht leicht zu finden, und in ihrem Benehmen wie in ihrer Kleidung spricht sich unverkennbar der kleine Stolz auf ihre besondere Wichtigkeit aus. Auch muß er wirklich, wie man zu sagen pflegt, Grütze im Kopfe haben, ein guter Reiter seyn, und eine leichte Hand in der Führung besitzen, gut den Hunden zu folgen verstehen, und vor Allem ein scharfes Auge und eine vollkommene Kenntniß des Reviers haben, um seinem Herrn mit dem Wechselpferde zur rechten Zeit bei der Hand zu seyn. Lord Sefton war es, dem die Ehre gebührt, diesen zweiten Reitknecht in die Mode gebracht zu haben; auf seinen Jagden in Leicestershire hatte er einen flinken Burschen, Jack Raven, den Sohn seines Piqueurs, bei sich, der ihm eines seiner tausend Guineen werthen Pferde ins Feld ritt. Lord Seftons Neuerung in der Fuchsjagd wurde mit der Zeit weiter ausgebildet, und der zweite Reitknecht folgt jetzt nicht mehr den Hunden, sondern harrt an einem vorher ausgemachten Orte seines Herrn, dem er aber gewöhnlich eben sehr gelegen kommt, wenn das erste Pferd müde zu werden anfängt.

(Fortsetzung folgt.)

Poujoulats Reise von Smyrna nach Ephesus.

(Fortsetzung.)

Am 28 nahm ich frühe vor Sonnenaufgang Abschied von meinem Wirthe und schlug den Weg nach Ephesus ein; indem wir die Straße am Ufer des Meeres verließen und durch das Gebirge zogen auf ungemein gefährlichen Pfaden, wo oft unsre Pferde kaum fortkommen mochten. Von Zeit zu Zeit erblickten wir die Ruinen alter Wasserleitungen und Trümmer von Mauerwerken. Nach einem zweistündigen Marsche gelangten wir in ein Thal, das von den Türken Arvanler genannt wird; hier weideten Rinderheerden, die von zwei halbnackten Negerknaben gehütet wurden. Unter dem Schatten einer hohen Platane, neben einer Quelle, nahmen wir unsre Mahlzeit ein. Die zwei Hirten, als sie uns Anstalt zum Essen machen sahen, kamen auf uns zu und blieben vor mir, auf ihre langen Stöcke von Eichenholz gelehnt, unbeweglich stehen; sie waren zu Gerippen abgezehrt; ihre tief im Kopfe liegenden Augen schienen erloschen, ohne Beweglichkeit und Sehkraft. Ihre schwarze Haut war runzlicht und von der Sonne verbrannt, und ihr halboffener Mund ließ weiße Zähne sehen, die ihre ohnehin entstellten Züge nur noch häßlicher machten. Ich theilte mit ihnen unser schwarzes Brod, das sie mit der Gier heißhungriger Hunde verschlangen. Wir stiegen wieder zu Pferde und ließen ihnen den Ueberrest unsers Mahles zurück, und gelangten bald darauf in die vom Kaystros bespülten Ebenen. Es war zehn Uhr, als ich mich im Angesichte der Ruinen von Ephesus befand, und nach einer halben Stunde weiter kamen wir in Aia-Soluk an. Bevor ich über die Ruinen der Dianenstadt selbst spreche, muß ich zuvor die wichtige Bemerkung, die wir dem berühmten Chandler verdanken, bestätigen, daß nämlich Aia-Soluk nicht, wie früher angenommen wurde, Ephesus ist, und daß es nicht auf dem Grunde der alten Stadt der Diana erbaut wurde. Aia-Soluk ist bloß eine muselmännische Stadt, die im dreizehnten Jahrhundert aus den Trümmern von Ephesus eine Meile davon erbaut wurde. Viele Reisende, und selbst Touristen, haben beide Städte verwechselt und die eigentliche Lage von Ephesus fehlerhaft angegeben.

Um mich in meinem Berichte besser verständlich zu machen, will ich zuvor ein Bild von der Gegend von Ephesus zu entwerfen versuchen. Die

Digitized by Google

Ebene des Kayſtros, die ungefähr zehn Meilen in der Breite und zwölf in der Länge beträgt, iſt von allen Seiten von Bergen umgeben, nur nach der Weſtſeite und dem Meere zu nicht; öſtlich von dem Berge Paktyos nördlich von der Kette des Galeſus; gegen Mittag geben die Höhen des Koriſſus der Ebene die Geſtalt eines Bogens. Der Kayſtros kommt von dem öſtlichen Gebirge herab, ſtrömt mitten durch die Ebene und ergießt ſich ſüdlich von den ſileneſiſchen Seen ins Meer. Der Berg Prion, um den herum man die Ruinen von Epheſus erblickt, iſt von mittelmäßiger Höhe und gerundet, und ſtößt zunächſt an den Koriſſus, von dem er ſich kaum abſondert. Die Ueberreſte von Aia-Soluk liegen auf einer abgeſonderten Höhe öſtlich von den Ruinen von Epheſus. Nun wollen wir ſehen, was noch von der Stadt des Lyſimachus übrig iſt. Hinter dem Berge Prion gegen Südoſten ſah ich Mauertrümmer, Säulenrümpfe, Mauerſtücke von Bogengängen, kurz die Ueberreſte eines mächtigen Gebäudes, das Chandler für das Gymnaſium, Dallawai und andere Reiſende aber für den Tempel der Diana hielten. Chandler hatte mitten unter dieſen Trümmern noch ein Deckengemälde geſehen, auf dem Fiſche im Waſſer dargeſtellt waren, deßgleichen Rümpfe von koloſſalen Statuen mit ſchönen Draperien; Gemälde, wie Statuen ſind verſchwunden. Das erſte Denkmal, auf das man von Aia-Soluk her ſtößt, iſt eine ungeheure Rennbahn, die ſich auf der einen Seite an den Berg Prion anlehnt, auf der andern durch große Gewölbe geſchloſſen wird, die die Ausſicht nach der Ebene haben. Das Merkwürdigſte an den Ruinen dieſes Stadiums iſt eine noch gut erhaltene Arkade von weißem Marmor, deren Bau jedoch minder alt als das Gebäude ſcheint, zu dem ſie gehörte. Tournefort und Lebrun haben Zeichnungen von dieſer Arkade gegeben, die mit lateiniſchen Inſchriften bedeckt iſt, welche aber ſo hoch oben ſtehen oder ſo verſtümmelt ſind, daß man ſie nicht mehr leſen kann. Hohes Gras, Brombeerſträuche und Geſträuche wachſen in der Einfaſſung des Stadiums, wo ſich zwiſchen den Trümmern von Mauern und Marmorblöcken Eidechſen ſonnen. Wenn man über das Stadium hinauskommt, läßt ſich eine Straße erkennen, oder vielmehr eine Gaſſe, die zu beiden Seiten mit Piedeſtalen und Säulenfüßen, Mauerüberreſten und zerſtörten Gebäuden beſetzt iſt. Man kommt, indem man ſie verfolgt, an das Theater von Epheſus, von dem noch zwei Flügel und einige Arkaden zu ſehen ſind. Das Theater von Epheſus ſcheint eines der Gebäude zu ſeyn, die zuletzt in Trümmer fielen; auch glich nichts der Liebe der Epheſer für die Schauſpiele, und der h. Paulus und die nachfolgenden Prediger donnerten vergeblich gegen dieſe profanen Verſammlungen. Eines Tages entbrannte das Volk dergeſtalt über dieſe neue Lehre, daß es ſich durch alle Pforten in das Theater ſtürzte und bei zwei Stunden lang nicht zu ſchreien aufhörte: „Groß iſt die Diana von Epheſus!“ Dieß war die Emeute der Epheſer gegen die neuen Ideen, und wenn ich zwiſchen zwei Epochen, die übrigens wenig Aehnlichkeit mit einander haben, einen Vergleich anſtellen darf, ſo möchte ich ſagen, daß es nicht immer übel gethan iſt, wenn das Volk ſich gegen die Zerſtörung alter Lehren und Einrichtungen erhebt; aber ein großes Unglück iſt es ſtets, möchte ich beifügen, wenn die Völker die alten Bahnen verlaſſen, und mit eigener Hand zerſtören, was die Zeit ihnen geſchaffen, und ſo ſich ſelbſt ihrer Vergangenheit, ihres Ruhmes, ihres Glückes und ihrer Hoffnungen berauben.

Das enge Thal, das den Berg Prion von dem Koriſſus ſcheidet, enthält noch Ueberreſte einer Kirche, verſchiedene Marmortrümmer, Säulenrümpfe und die Spuren eines Odeons, wie Chandler dafür hält. Wenn man nach dem Theater zurückkehrt, erblickt man unfern davon dicke Mauern von Backſteinen, in die Löcher eingebohrt ſind, um die Marmorplatten zu befeſtigen, mit denen dieſe Mauern einſt bekleidet waren. Tournefort und Andere wollten in dieſen Ruinen den Tempel der Diana erkennen. Dallawai hält dieſes Gebäude für die Kirche des h. Johannes, die von Kaiſer Juſtinian erbaut wurde. Etwas weiter davon trifft man auf die Spuren eines großen Portikus; dann ſieht man den Hafen der Stadt, der jetzt in einen Sumpf verwandelt iſt; der Platz, der wahrſcheinlich die Agora bildete, iſt nun ein mit Gerſte beſäetes Feld, und eine Reihe von Gewölben aus Ziegelſteinen. Am Koriſſus gewahrt man die Trümmer eines Tempels von korinthiſcher Ordnung. Die ſchönſten Theile deſſelben ſind in dem Werke Choiſeuls abgebildet. Es iſt unentſchieden geblieben, ob dieſes Heiligthum dem Gotte Julius oder dem pythiſchen Apollo, oder dem Kaiſer Klaudius, zur Zeit ſeiner Apotheoſe, geweiht war. Alles, was ich davon ſagen kann, iſt, daß ich hier Säulenknäufe und Geſimſe von außerordentlicher Schönheit ſah, und daß dieſe Trümmer das Ausgezeichnetſte ſind, was der Ort bietet, wo einſt Epheſus ſtand.

Voll von Erinnerungen an den berühmten Tempel der Diana von Epheſus, wie ihn uns Vitruv, Plinius und Strabo ſchildern, wird man wahrſcheinlich erfahren wollen, was noch von dieſem großen Denkmale griechiſcher Baukunſt übrig iſt. Ich geſtehe, daß ich dieſe Frage unbeantwortet laſſen muß. Vergebens zog ich darüber die Bücher und Trümmer an Ort und Stelle ſelbſt zu Rathe. Die Säulen, die Marmorblöcke, die Mauern blieben ſtumm. Von den Reiſenden, welche Epheſus beſuchten will faſt jeder den Tempel der großen Göttin anderswohin verſetzt wiſſen. Die Einen glaubten Spuren von ihm ſüdöſtlich vom Prion entdeckt zu haben, die Andern nordwärts; Andere weſtwärts. Einige wie Chandler erklärten, daß man über die Lage dieſes Tempels nichts mit Zuverläſſigkeit behaupten könne. Diejenigen, welche die unterirdiſchen Gewölbe zunächſt dem Sumpfe oder ehemaligen Hafen für die fraglichen Ueberreſte halten, vergeſſen, daß dieſe Souterrains innerhalb der Stadt lagen, während der Tempel doch einige Stadien außer den Mauern von Epheſus lag. Statt aller Konjekturen von meiner Seite will ich hier nur kurz die Geſchichte dieſes Tempels berühren. Die Verehrung der Diana zu Epheſus führt, wie bekannt, in die entfernteſten Zeiten zurück; eine Sage nennt die Amazonen, die zuerſt, unter dem Könige Theſeus, der Göttin an den Ufern des Kayſtros geopfert und ein aus Zedern oder Ebenholz grob geſchnitztes Bild der Diana in eine hohle Ulme verſteckt haben mögen. Das Volk, das dieſes Bild vom Himmel gefallen glaubte, machte es zum Gegenſtande ſeiner Liebe und Andacht. Es war nicht die leichtfüßige Jagdgöttin Diana mit ihrem Bogen, ſondern die Göttin mit vielen Brüſten, das Symbol des Lebens und der Fruchtbarkeit. Faſt alle Schriftſteller des Alterthums haben von dem ihr zu Ehren erbauten Tempel geſprochen, den man über einem Sumpfe errichtete, um ihn gegen Erdbeben zu bewahren; von den Reichthümern, die dieſer Tempel enthielt, von ſeinen 127 Säulen, jede ſechzig Fuß hoch und das Geſchenk eines Königs; die Meiſterwerke aller großen Künſtler des Alterthums fanden ſich in dieſem Heiligthum beiſammen, und der Tempel der Diana wurde der Tempel griechiſcher Kunſt. Ich ſchweige von Heroſtrat, der dieſes große Denkmal der Baukunſt in Brand ſteckte, um ſeinen Namen zu verewigen. Bekanntlich wurde ein neuer Tempel auf den Ruinen des erſtern erbaut, und die Einwohner von Epheſus wollten nicht Alexander dem Großen die Ehre der Wiedererbauung gönnen. Kteſiphon von Kreta war einer der Baumeiſter des erſten Tempels, und den Bau des neuern leitete, wie man glaubt, Cheiromokrates, der Alexander vorgeſchlagen hatte, aus dem Berge Athos eine Bildſäule zu machen. In Kriegszeiten ſtellten die benachbarten Völker ihre Schätze unter den Schirm der Göttin, und faſt immer wurden dieſelben unangetaſtet gelaſſen. Nur Nero ſcheute ſich nicht, ſeine kirchenräuberiſche Hand nach den Schätzen des Tempels auszuſtrecken und daraus eine große Menge goldener und ſilberner Bildſäulen wegzunehmen. Im Jahre 262 wurde der Tempel von den Gothen geplündert und verbrannt. Wahrſcheinlich wurde er in Folge des Edikts des Kaiſers Konſtantin, das die Zerſtörung aller heidniſchen Tempel befahl, völlig niedergeriſſen. Als die Könige und Völker Aſiens um die Wette herbeieilten, an den Ufern des Kayſtros auf dem Altar der Diana ihre Opfer niederzulegen, Wer hätte dort ahnen können, daß einſt ein Wanderer vergeblich nach der Stelle ſuchen würde, wo der prachtvolle Tempel der Göttin geſtanden?

(Fortſetzung folgt.)

Vermiſchte Nachrichten.

Im verfloſſenen Jahre wurden aus den verſchiedenen engliſchen Häfen 8777 Tonnen Bleiblöcke (länglich viereckige Stücke von 500 Pfund Gewicht) ausgeführt; ferner 26 Tonnen Zinnober, 454 Tonnen Bleiweiß und 554 Tonnen Bleiglätte. Die meiſten Ladungen hievon gingen nach Indien, China, Rußland, den Vereinigten-Staaten und Braſilien.

Die Cholera, ſcheint es, iſt im Jahre 1830 den öffentlichen Blättern in Rußland eben ſo verderblich geworden, als der Bevölkerung. Von der geringen Anzahl Zeitungen, die ihr dämmerndes Licht über dieſes unermeßliche Reich verbreiten, ſind neun erloſchen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 150. 29 Mai 1832.

Die Regentschaft in Brasilien.

(Von einem deutschen Offizier in brasilischen Diensten.)

Die brasilische Konstitution (in ihrem 124 Art.) bestimmte, daß im Falle eines plötzlichen Absterbens des Kaisers die Minister der Justiz und des Innern und die beiden ältesten Staatsräthe die Regentschaft während der Minderjährigkeit des Nachfolgers übernehmen sollten, bis sich die Assemblea legislativa versammelt, um gesetzmäßig zur Wahl dreier Regenten vorzuschreiten. Don Pedro entsagte am 7 April, und Umstände traten ein, die das Gesetz nicht vorausgesehen hatte; er hatte mit derselben Feder, womit er die Entsagungsakte schrieb, auch die Entlassung sämmtlicher Minister unterzeichnet, und bloß Jnhambupe war übrig geblieben, theils weil der Kaiser zur eigenen Unterschrift die eines Ministers, dem Gesetze nach, bedurfte, theils weil er dem Marquese wohl wollte, wodurch er ihn gleichsam zum Regenten bestimmte. Die öffentliche Stimmung war indessen keinesweges geneigt, die Vollstreckung seines guten Willens gegen diesen Minister zuzulassen. Der außerordentliche Drang der Umstände berechtigte zu außerordentlichen Schritten ohne Versäumniß der kostbaren Zeit; es mußten schnell kräftige Regenten ernannt werden, die im Stande waren den Sturm zu leiten, und der Anarchie mit ihren unvermeidlichen Gräueln vorzubeugen. Etwa 40 Deputirte und 30 Senatoren versammelten sich, und obgleich ihre Anzahl nicht die durch das Gesetz bestimmte war, so ernannten sie indessen doch eine provisorische Regierung, die aus dem General Lima, dem Marquis von Caravellas, und dem Senator Verguéiro bestand, eine vortreffliche Wahl, weil sie den Zeitläufen äußerst entsprach, und aus den Repräsentanten, nicht den Häuptern, der entschiedensten Parteien bestand. Diese heterogene Zusammenstellung befriedigte alle Gemüther, und jeder glaubte, seine Partei habe überwogen, indem er jedoch gestehen mußte, auch die andern hätten etwas erlangt. Da ich keine Geschichte der damaligen Ereignisse schreiben will, wohl aber etwas Besonderes über die Person der Regenten, so werde ich das Ebengesagte durch kurze biographische Bemerkungen klarer darstellen.

Francisco de Lima e Silva ist aus Rio de Janeiro gebürtig; sein Vater der Brigadegeneral Joze Joaquim de Lima war ein Portugiese von geachteter, obgleich keiner adeligen Familie. Francisco trat jung als Cadett ins sogenannte Corpo de Bragança, wo er nach und nach sich bis zum Major hinauf schwang; alsdann trat er in den Estado Major do Exercito, wurde Oberstlieutenant, und als solcher zu wichtigeren Aufträgen gebraucht; so ging er im Jahre 1823 nach Bahia unter Labattu's Oberbefehl; entzweite sich indessen bald mit diesem Franzosen, der gerne zu Gewaltmitteln griff, und ward das Organ der gemäßigten Partei, die sich Labattu förmlich widersetzte, ihn in Anklagestand brachte, und des Kommando's entsetzen ließ; worauf Lima an der Spitze der Truppen aus dem Reconcavo in Bahia einzog. Kurze Zeit darauf sandte ihn der Kaiser nach Pernambuco als Guvernador das Armas, wo alsbald die bekannte Revolution 1824 ausbrach; Lima schloß sich dem Konselho der Provinz an; eigene Ansichten hatte er nie, da Scharfsinn nicht gerade seine Haupteigenschaft ist, und er ganz und gar derjenigen Energie entbehrt, die zur Durchführung nothwendig ist; er ließ den Rath gewähren; es geschah, was geschehen mußte, und eine reiche Ernte von Ehre und Auszeichnungen ward ihm zu Theil. Er übersprang die Stelle eines Obristen und wurde sogleich zum Brigadegeneral befördert; als er nach Rio zurückkam, machte ihn Don Pedro zum Großkreuz des Cruzeiro und zu seinem Camarista, und schickte ihm bald darauf nach S. Paulo ebenfalls als Guvernador das Armas. Obgleich er ein reines Glückskind der Umstände ist, so sind doch Mäßigkeit und Bonhommie seine charakteristischen Tugenden; deßhalb erwarb er sich auch in S. Paulo den allgemeinen Ruf eines guten Mannes, was schon viel war, da die meisten Beamten seines Gleichen sich durch Vexationen und Räubereien auszuzeichnen pflegten, und außerdem gewöhnlich „Naseidos em Portugal" waren, er aber „Brasileiro nato", eine Eigenschaft, der er nicht wenig sein Emporkommen verdankt.

Als nach der Ankunft seiner zweiten Gemahlin Don Pedro eine neue, bessere Ordnung der Dinge eintreten lassen wollte, zumal ihm die junge Kaiserin selbst öffentlich erklärte: „als Kaiser Brasiliens müsse er im ächtesten Sinne des Wortes auch ein Brasilianer seyn, und gleichsam seinen Geburtsort vergessen," ernannte Don Pedro das Ministerium Barbacena, aus lauter „Brasileiros natos" bestehend mit Ausnahme des Conde de Rio Pardo als Kriegsministers. Wohl gingen alle Kabalen auf das Ziel hinaus, jenen auszutreiben; der Kaiser war aber nicht zu bewegen, und gab bloß in so fern nach, als er auf eine populäre Weise, die durch Rio Pardos Austritt ledig gewordene Stelle eines Guvernadors das Armas von Rio de Janeiro mit Lima besetzte; um indessen den Schein zu behalten, als wäre Rio Pardo nur Interims-Minister, ward

Digitized by Google

Lima interimistischer Guvernador, was er auch verblieb bis zur Krisis, der die Katastrophe des 7 Aprils folgte. Die Parteien traten unterdessen heftiger und persönlicher eine gegen die andere auf, und aus den tausenden einzelnen Gliedern gestalteten sich Körper. Der Kaiser stand an der Spitze der einen, die Deputirtenkammer, d. h. ihre Majorität, an der der andern. Jene glaubte, Lima würde im Falle eines Aufstandes seine Pflicht thun, und er könne nicht vergessen, daß ihn der Kaiser dazu gemacht, was er war, und ihn stets mit unverdienter Gnade überhäuft; diese vertraute auf seine natürliche Güte, die ihm unmöglich erlauben würde, das Schwert gegen seine mit Recht empörten Landsleute und Brüder zu ziehen. Die verhängnißvolle Zeit schritt indessen in ihrem Gange vorwärts, und es ward der Entwicklung Tag für Tag näher gerückt. Da reiste der Kaiser nach Minas, sey es, um das Letzte zu versuchen, nämlich seinen Anhang in dieser wichtigen Provinz mit neuem Feuer zu beleben, sey es, wie Viele behaupten wollen, um doch wenigstens, vor seiner nahe bevorstehenden Abreise, seiner jungen Gemahlin das Innere ihres Kaiserreiches zu zeigen, dessen Verlust ihr so nahe bevorstand. Thatsachen sind, daß er dort drohende Proklamationen erließ, und mit dem Schwert in der Hand nach Rio zurückkam. Da ereigneten sich die Vorfälle, des 11, 12 und 13 März, Scenen des Uebermuths der portugiesischen oder corenndischen (buckeligen) Partei bei Gelegenheit der Feier seiner Wiederkehr. Das schwerste Gewitter schwebte über der Stadt und dem Lande; 40 Deputirte und ein Senator (Vergueiro) machten dem Kaiser ernstliche Vorstellungen in einer Bittschrift am 17 März. (Siehe Diario do Imperio am 22 d. M.) Die Antwort des Kaisers war kurz und ausweichend. Der Sturm brach los, Don Pedro begann nachzugeben, und fing an Minister zu wechsein.

(Fortsetzung folgt.)

Melton Mowbray
und
Die englische Fuchsjagd.
(Fortsetzung.)

Wenn die Reitknechte ungefähr fünf Viertelstunden vorausgeritten sind, bietet Melton eine neue Scene: vor einigen Wohnungen sieht man dann vierspännige Wagen halten, vor andern scharren und schnauben sehr schöne Spazierrittpferde, meistens reinblütige Rosse, mit Sattel und Zaum, ihres Herrn gewärtig. Da die Seitenwege in Leicestershire nicht gut zu befahren sind, so leisten hier die Reitpferde meist bessere Dienste, und legen mit ihrem Reiter gewöhnlich zwölf oder vierzehn Meilen in einer Stunde zurück. Ein Fuchsjäger von Melton unterscheidet sich schon lange her von seinen übrigen Waidwerksgenossen, die man nur die „Provinzjäger" zu nennen pflegt, durch seinen Jagdanzug. Wenn er fix und fertig aus der Hand seines Kammerdieners hervorgegangen ist, so erscheint er gleich den Heiden Homers, wenn sie das Bad verlassen, als das eigentliche Ideal seiner Kaste. Der Jagdrock von der Meisterhand eines Stolz, *) selbst zugeschnitten, seine mit ängstlicher Genauigkeit reingehaltenen Beinkleider und Stiefel, noch mehr aber die aristokratische Haltung des Mannes vom höchsten Stande müßten auch ein nur halbweg geübtes Auge ihn unter Tausenden herauskennen lassen.

In den Tagen, wo Leicestershire noch nicht seine eigentliche Berühmtheit als Jagdrevier erlangt hatte, bot die Gegend dem Jäger einen ganz andern Anblick, als gegenwärtig. Ein großer Theil des Landes war noch nicht eingehägt, und nicht der zehnte Theil von Gründen noch mit Stacheginst überwachsen. Dann waren auch die Füchse wilder als heut zu Tage, und der Ritt dauerte deßhalb auch länger. Es gab damals noch weniger Wild, und der Fuchs mußte sich weiter von seinem Bau entfernen, um auf Beute auszugehen, was gleichfalls das Aufspüren und Verfolgen mehr in die Länge zog. Ueberhaupt waren die Füchse in dem Grade wilder, als es die Gegend war, in der sie lebten. Herrn Meynell war es vorbehalten, Leicestershire als Jagdrevier in Aufnahme zu bringen. Herr Meynell war unbestritten einer der glücklichsten Waidmänner seiner Zeit, auch wurde er von keinem übertroffen, so viel ihrer auch in seine Fußtapfen traten, wenn man gleich zugeben muß, daß er in einzelnen Fächern der Waidmannskunst seines Gleichen hatte. Man irrt sich sehr, wenn man glaubt, daß ein Tollkopf irgendwo, und selbst auf einer Fuchsjagd die erste Rolle spielen könne, und in der That, der Vater der modernen Jagd war nichts weniger als ein tollbreister Thor. Es war ein Mann, der mit einem energischen Geiste eben so viel Eifer als Ausdauer in seiner Lieblingsbeschäftigung verband; und um die Jagd zu einer Wissenschaft zu erheben, besaß er Eigenschaften, durch die er sich auf jeder andern Laufbahn ehrenvoll hervorgethan haben würde. Ueber die Zucht der Hunde besaß er die gründlichsten Kenntnisse; die hauptsächlichsten Eigenschaften, die er von ihnen verlangte, waren feine Witterung, Schnelligkeit und Kraft mit Schönheit, Ausdauer mit Muth verbunden. In Betreff ihres Körperbaus verlangte er: „kurzes Rückgrat, breite Brust, gerade Beine und feste Füße." Obgleich er nicht selbst mit den Hunden jagte, so war er doch einer der kühnsten und geschicktesten Reiter seiner Zeit; doch dieß war nur eine seiner untergeordneten Eigenschaften; seine Jagdkenntnisse waren unvergleichlich, und mehrere seiner Waidsprüche haben noch bis auf diese Stunde ihre volle Gültigkeit behalten.

Gern würden wir hier auch der Wißbegier jener sachverständigen Leser zu genügen suchen, die über den Ursprung der besten englischen Meuten, so wie über den Namen und Rang ihrer Herren Bericht verlangen; allein unser beschränkter Raum erlaubt uns nicht, darauf weitläufig einzugehen. Das älteste Fuchshundsblut findet sich vielleicht gegenwärtig in den Zwingern des Grafen Londsdale zu Cottesmore. Mit Ausnahme der Meuten des Lords Yarborough, des Herrn Warde, des Grafen Fitz-William, des Herzogs von Beaufort u. a. m., haben die Meuten englischer Parforcehunde seit fünfzig Jahren so oft ihre Herren gewechselt, daß sich kaum ihre Abkunft mit Gewißheit nachweisen läßt. Die geachtetsten Meuten sind übrigens heut zu Tage die der Herzoge von Rutland und Beaufort, des Lord Fitz William, des Marquis von Cleveland, der Herren Ralph Lambton und Osbaldeston. Auch Herr Warde hat eine Zucht von Hunden, die durch Größe und Kraft nur in denen des Lords Cleveland und des Herrn Villebois ihresgleichen haben. Fast

*) Ein berühmter deutscher Schneider in London.
Anm. d. R.

Digitized by Google

alle Meuten des südlichen Englands rechnen es sich zur Ehre, von den Hunden des Sir John Warde, „des Vaters der Jagd," abzustammen. Sir Richard Puleston, die Herzoge von Rutland und Beaufort, und Herr Osbaldeston stehen in hohem Rufe, besonders was die Zucht der Hunde betrifft; es ist noch nicht lange her, daß letzterer eine Meute von achtzig Hunden, alle Kinder eines und desselben Vaters, des Hundes Furrier, besaß. Wer kein Waidmann ist, wird schwerlich die jährlichen Kosten einer Meute errathen, oder begreifen können, wie man so viel Geld für ein solches Vergnügen ausgeben mag. Ungeachtet, seitdem der Friede in Europa wieder hergestellt ist, der Preis von Heu und Hafer gefallen ist, so kostet der Unterhalt einer Meute und der Jagdpferde jährlich doch nicht weniger als 4000 Pf. Sterling. Es gibt sogar Zwinger und Marställe, die noch eine größere Summe erfordern. Sir Harry Goodricke hat gegenwärtig achtzig Koppel Hunde in seinem Zwinger, und vier und vierzig Pferde in seinen Stallungen; und seine Vorgänger, Lord Southampton, Osbaldeston und Sir Bellingham Graham hatten noch eine größere Anzahl derselben. *)

*) Ueber die jährlichen Ausgaben eines englischen Fuchsjägers, und den Preis der Jagdhunde sind bereits in diesen Blättern S. 548 und 460 Notizen mitgetheilt worden. A. d. R.

(Fortsetzung folgt.)

Die Fruchtbarkeit der alten und neuen Welt.

(Schluß.)

In England ist die Bevölkerung so dicht, daß ungefähr 250 Seelen auf die Quadratmeile kommen; nun ist aber England gewissermaßen die Werkstätte des Erdkreises und läßt durch seinen äußern Handel eine größere Bevölkerung zu, als eigentlich sein Boden ernähren könnte. In Frankreich ist die Dichtigkeit der Bevölkerung ungefähr 160, in Deutschland wechselt sie zwischen 100 und 200. Auf diese Voraussetzungen gestützt nun, nehmen wir an, daß die Zahl der Einwohner, die eine Quadratmeile ohne übervölkert zu seyn, bequem ernähren kann, 150 unter dem 50° der Breite beträgt, so erhalten wir als Ausdruck der Produktivkraft dieser Parallele 26. Nehmen wir ferner 55 als Verhältnißzahl der Fruchtbarkeit des nutzbaren Bodens über dem 50° in Amerika hinaus, und 85 als die der Länder abwärts von der dreißigsten Parallele zu beiden Seiten des Aequators, so erhalten wir ungefähr 4,100.000 Quadratmeilen, von denen jede zweihundert Individuen Unterhalt zu geben fähig ist, und 5,700.000 Quadratmeilen, von denen jede 490 Individuen ernähren kann. Hieraus folgt, daß die natürlichen Hülfsquellen von Amerika, wenn sie ihre volle Entwicklung gewonnen haben, **drei Milliarden und sechshundert Millionen Einwohner** ernähren können, eine Menschenzahl, die fünfmal so groß ist, als die gegenwärtig auf dem Erdkreise wohnende Bevölkerung!

Die Neuheit dieses Resultates wird vielleicht beim ersten Blicke einige Zweifel dagegen erregen; allein wir glauben, daß bei einer nähern Prüfung unsrer Ansichten die gegebene Schätzung noch sehr mäßig befunden werden dürfte. Noch mehr zu erstaunen aber möchte darüber seyn, daß die größte Wahrscheinlichkeit vorliegt, **daß diese ungeheure Bevölkerung in drei- oder vierhundert Jahren existiren wird.**

Die Einwürfe, die man uns über diese Berechnungen machen könnte, sind uns nicht unbekannt, so wie uns, sie zu widerlegen, leicht scheint. Vor Allem müssen wir nur noch bemerklich machen, daß die Kosten des Transportes und die Schwierigkeit, Individuen aus übervölkerten Ländern nach unbewohnten Gegenden zu schaffen — Umstände, die in der alten Welt so hinderlich befunden werden — durch die Dampfschiffahrt auf den zahllosen Flüssen, die sich auf dem neuen Kontinent nach allen Richtungen hin ergießen und verzweigen, unendlich vermindert werden müssen,

Die Einbildungskraft verliert sich ins Reich des Wunderbaren, wenn sie über einen Zustand der Dinge nachsinnen will, der eine so merkwürdige und schnelle Veränderung in den Verhältnissen des menschlichen Geschlechtes zur Folge haben wird. Fast möchten wir es selbst noch nur für einen kühnen Traum halten, und doch beruhen die Folgerungen, die uns in jene Zukunft blicken lassen, auf so sichern Prinzipien, als jene sind, welche die gewöhnlichen Lebensverhältnisse bedingen. Fast alle sozialen Verbesserungen entspringen aus der Wechselwirkung zwischen einer dichtgedrängten Bevölkerung und der Masse der verbreiteten Einsichten. In welchem Zustande wird sich daher die Gesellschaft in Amerika in zwei Jahrhunderten befinden, wo eine oder zwei Milliarden civilisirter Menschen auf einem verhältnißmäßig beschränkten Raume zusammengedrängt seyn und diese ungeheure Zahl menschlicher Wesen nur zwei Sprachen sprechen wird? Denn man kann es für gewiß annehmen, daß das Portugiesische in Südamerika sich mit dem Spanischen vermischen wird, und erwiesen scheint, daß das Russische nie einen Zoll breit Land gewinnen oder überhaupt in der neuen Welt festen Fuß fassen können wird. *) Ein solches Verhältniß, die nothwendige Folge der erwähnten Umstände, scheint bestimmt, den Fluch von Babel zu lösen und die große Familie des menschlichen Geschlechts zu seiner uranfänglichen Leichtigkeit der Kommunikation zurückzuführen; denn die von den Völkern Asiens und Europa's gesprochenen Sprachen werden dann auf der großen Stufenleiter des Erdkreises eben so unwichtig erscheinen, als es gegenwärtig die finnländischen oder böhmischen Dialekte in Europa sind. Die Geschichte zeigt uns, daß Reichthum, Macht, Wissenschaft und Literatur in den allmählichen Fortschritten der Massen die allgemeine Intelligenz und die Freiheit zum Gefolge haben. Dieselben Ursachen, die den Herrscherstab der Civilisation vom Euphrat und Nil an das westliche Europa übertrugen, können im Laufe der Zeit ihn auch von Europa in die Ebenen des Amazonenflusses und Mississipi versetzen. Wenn wir über diese Veränderungen nachdenken, die eben so außerordentlich als wahr und unausbleiblich sind, so drängt sich uns die Ueberzeugung auf, daß die menschliche Gesellschaft bei allen ihren bisherigen Fortschritten noch immer in der Kindheit liegt; daß die bewohnbare Welt, in Bezug auf ihre Productivkräfte betrachtet, bis jetzt noch wie mit einem Schleier bedeckt war, und daß wir vorläufig nur einen schwachen Schimmer von der wahrscheinlichen Zukunft des menschlichen Geschlechts und von der großen Bestimmung haben, die seiner Entwickelung hienieden bevorsteht.

Vielleicht werden Manche über diese Andeutungen, wie über einen kühnen Traum, ungläubig lächeln; allein wir ersuchen sie dann, nur einen Blick auf die bereits gemachten Fortschritte in den Vereinigten Staaten zu werfen; man wird dann nicht umhin können, über die riesenhafte Zunahme der industriellen Reichthümer, der Intelligenz und der sozialen Entwickelung, zu erstaunen; so wie man nicht die Begründung einer unzerstörbaren Freiheit, und vor Allem den wunderbaren Anwachs der Bevölkerung zu verkennen im Stande seyn wird. Dann stelle man sich die Frage: Welche Macht vermöchte dem Fortschritte der Civilisation Halt zu gebieten, die sich aus dieser einzigen Quelle ergießt, um sich über eine noch unbewohnte Welt zu verbreiten?

Schließlich möchte ich nur noch beifügen, daß die Bevölkerung der Vereinigten Staaten, die gegenwärtig (1852) vierzehn Millionen Einwohner zählt, nach der Skale ihrer jährlichen Zunahme sich in fünfundzwanzig Jahren verdoppeln und im Jahre 1850 über achtundzwanzig Millionen zählen wird; im Jahre 1875 sechsundfünfzig, und im Jahre 1900 hundert und zwölf Millionen Seelen!

Der Stammbaum eines arabischen Pferdes.

Bei allen Völkern hat man von jeher die Pferde unter die edleren Geschöpfe gezählt; am weitesten aber sind, außer den Persern, die ihnen göttliche Verehrung erwiesen, die Araber gegangen, die ihre Pferde sogar durch Brief und Siegel adelten. Die arabischen Pferde haben so gut ihre Stamm-

*) Wahrscheinlicher aber ist es noch, daß in Südamerika, namentlich in Mexiko, die indianische Sprache wieder die herrschende werden wird, wie aus den über diesen Punkt, so wie über die Wiederaufnahme des alten Sonnendienstes, die in diesen Blättern enthaltenen wichtigen Andeutungen hervorgeht haben. A. d. R.

Digitized by Google

bäume, als weiland ein Turnier- und Stiftsfähiger des h. römischen Reichs. Ein solcher Stammbaum, von dem hier die Uebersetzung folgt, befindet sich in den Händen eines reichen Engländers, der das adelige Roß in Aegypten um tausend Guineen kaufte. Diese Urkunde ist auf Seidenpapier ausgefertigt, einen Fuß lang und vier Zoll breit, und enthält drei und vierzig Zeilen in arabischer Sprache, unter die hie und da türkische Worte eingemischt sind, und lautet, wie folgt:

„Im Namen Gottes, des Gnadenreichen und Erbarmungsvollen. Seid Mohameb's, des Gesandten des hohen Gottes, und Ali's, des Dieners Gottes, der Gefährten Mohameb's, und Jerusalems, durch die Gnade Gottes, des Weltschöpfers. Dieses Pferd, der Vater Rabhamy's, gleich an Kraft seinem Sohne, ist aus dem Stamme Jazzalah und ein Abkömmling von dem Oheime Lahada's, des Vaters von Alket; es ist von schöner Gestalt und schnell wie der Strauß. Hiebei befindet sich von ihm als Füllen ein Zahn in einem Beutel, sammt seinem Stammbaume, dem ein Kaffer glauben darf. Unter die Ehren seiner Verwandtschaft zählt er Zalwah, den Vater Mahat's, welcher der Vater Kallaf's war, und den einzigen Alket, den Vater Manasse's, des Vaters Alscheh, von Geschlecht zu Geschlecht herstammend von dem edlen Pferde Lahalala. Verliehen sey ihm grüne Weide im Ueberfluß und das Wasser des Lebens, und ein Gebäude mit Mauern umschlossen, ein Lohn des Stammes Zoab, für das Feuer seiner Race. Beschirmen mögen tausend Zypressen seinen Leib vor der Hyäne der Gräber, vor dem Wolf und den Schlangen der Ebene; ein Fest werde begangen im Hause, und mit Sonnenaufgang sollen Tausende kommen und Beschauer in Schaaren, während der Stamm unter einem Gezelte von himmlischen Zeichen den Sattel und den Namen und den Ort des Stammes Beck Altabeck in Mesopotamien, und Kulasla von Lutarek von dem begeisterten Stamme Zoab, ausstellt. Dann sollen sie in feierlichem Gebete zum Himmel flehen, daß er den Stamm vor Uebel behüten möge, vor dem Dämon der Erschlaffung, vor Pestilenz, vor Abfall von Gott, vor schädigen Kamelen, vor Mangel, vor dem feurigen Drachen, vor Vermischung, vor Schlägen auf die Füße, vor Fußvertreten, vor dem Heirathen oder dem unbekannten Sohn eines unbekannten Vaters, vor Lahmheit bei der Geburt, vor Geschwüren, vor Verzauberung, vor Hufrissen, vor zahlreichen Versammlungen, vor zudringlichen Spruchsprechern, vor Abkömmlingen der Propheten und nächtlichen Wanderern, vor eigennützigen Wahrsagern, vor Verwandtschaft und Gruben in Sippschaft, vor unvorsichtigen und unordentlichen Reitern, vor allem Diesem behüte, o Herr, diesen Stamm, und beschirme Alle, die bedächtig sind im Folgen, und bedächtig im Vorausgehen, die die Wahrheit im Auge haben und beobachten."

Vermischte Nachrichten.

Folgendes ist der Bericht, der über das Hinscheiden des berühmten Naturforschers Cuvier in der französischen Akademie der Wissenschaften vorgelesen wurde: „Hr. Cuvier befand sich noch vor acht Tagen in der letzten Sitzung der Akademie; am folgenden Tage eröffnete er seine Lehrvorträge am Collège de France. Als er den Hörsaal verließ, wo er mit vielem Feuer und der ihm eigenthümlichen Klarheit gesprochen hatte, befand er sich in einem sehr heftigen Schweiße und setzte sich, gegen seine Gewohnheit, da er für seine Gesundheit ungemein besorgt zu seyn pflegte, an einem kühlen Orte dem Luftzuge aus. Seitdem spürte er einige Tage lang einen Schmerz in der rechten Schulter, über den er sich mehrmals beklagte; dieser nahm bald zu, und Mittwochs stellte sich Beschwerde im Schlucken ein. Dennoch führte er im Staatsrathe, Comité des Innern, wie gewöhnlich den Vorsitz. Hr. Cuvier theilte seinem Hausarzte, Hrn. Miard, seine Besorgnisse mit, daß er von einer Lähmung der Speiseröhre bedroht sey; allein man hielt das Uebel für nicht so gefährlich, da Cuvier, wenn er leidend war, gern seinen Zustand etwas übertrieben schilderte. Aber am folgenden Tage trat wirklich das gefürchtete Uebel ein; der Kranke konnte keine Speise mehr schlingen, und der rechte Arm, wie bald darauf auch der linke, wurde gelähmt. Vergebens wendete man wiederholt Blutegel, Aderlässe und Brechmittel an; es blieb bald kein Zweifel mehr über die Ursache der Krankheit; es war ein Leiden des Rückenmarks, und zwar des den Aerzten unter dem Namen des verlängerten bekannten. Auch blieb der Kopf des Kranken unangegriffen, und behielt die volle Geistesthätigkeit. Nur der Theil des Nervensystems, der den Bewegungen vorsteht, war angegriffen. Die Lähmung theilte sich auch den untern Gliedmaßen mit, die aber ihre Sensibilität durchaus beibehielten. Hr. Cuvier verkannte nicht einen Augenblick seine Gefahr. Den Aerzten, die ihm einige Hoffnung geben wollten, erwiderte er: „Ich kenne die Anatomie zu gut, um meinen Zustand nicht beurtheilen zu können, ich leide am Rückenmark, und habe keine vier und zwanzig Stunden mehr zu leben." Die Krankheit nahm auch wirklich immer mehr überhand; die Respiration wurde sehr kurz und häufig, er athmete mehr als sechszigmal in einer Minute; endlich konnte sich die Brust nicht mehr genug erweitern, um Athem zu schöpfen, und Cuvier verschied Sonntag am 13 Mai, zehn Uhr Abends. Man glaubt, daß ein Fall, den Hr. Cuvier einige Wochen zuvor auf die Hüfte gethan, als er das Institut besuchte, sein schnelles Ende herbeigeführt habe. Cuvier war Pair von Frankreich, Staatsrath, Mitglied des königlichen Konseils für den öffentlichen Unterricht, immerwährender Sekretär der Akademie der Wissenschaften, Mitglied der französischen Akademie und der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften, Professor der Naturgeschichte am Collège de France, Direktor des Jardin des Plantes und Professor der vergleichenden Anatomie. Cuvier war in jenem an großen Männern so fruchtbaren Jahre 1769 geboren, das auch einem Napoleon, Walter Scott, Canning, Chateaubriand u. s. w. das Leben gab. Die Wissenschaft hat außer seinem unersetzlichen Verluste auch noch zu beklagen, daß er einige seiner Werke, namentlich das über die Fische unvollendet hinterläßt." — Einen ausführlicheren Bericht über Cuvier's Leben und wissenschaftliche Thätigkeit, werden wir demnächst in diesen Blättern nachträglich liefern.

*

Bekanntlich gehörte der sogenannte Sancy-Diamant, der eine der kostbarsten Zierden der englischen Schatzkammer bildet, ursprünglich Karl dem Kühnen, der ihn im Jahre 1477 vor Nancy mit dem Leben verlor. Ein Schweizer, der den herrlichen Edelstein fand, verkaufte ihn, seines Werthes unkundig, an einen französischen Edelmann, Namens Sancy, in dessen Familie er fast ein ganzes Jahrhundert blieb. Nicht so bekannt ist vielleicht das fernere Schicksal dieses Juwels. König Heinrich III hatte einen Sancy als Befehlshaber seiner Schweizertruppen in Diensten, und schickte denselben nach der Schweiz, um neue Mannschaft anzuwerben. In der Zwischenzeit wurde König Heinrich von einer Partei bedrängt, und sah sich genöthigt, um die gegen die Schweizer eingegangenen Verbindlichkeiten zu erfüllen, bei der Familie Sancy das erwähnte Kleinod zu entlehnen und an die Schweizer zu verpfänden. Sancy vertraute den Diamant einem treuen Diener, um ihn an den Ort seiner Bestimmung zu bringen. Allein der Mann und der Edelstein verschwanden, und Niemand wußte zu sagen, was aus ihnen geworden. Der König machte Sancy Vorwürfe, daß er ein so kostbares Kleinod den Händen eines Dieners anvertraut habe; aber Sancy, im festen Vertrauen auf die Treue seines Dieners, setzte seine Nachforschungen fort, aus denen sich zuletzt ergab, daß der Bote von Räubern überfallen und ermordet, und seine Leiche in einem Walde begraben worden sey. Sancy ließ die Leiche ausgraben und öffnen, und siehe da, der Diamant fand sich im Magen des treuen Dieners, der ihn verschlungen hatte, um ihn nicht in die Hände der Räuber fallen zu lassen. Das Kleinod, jetzt ein Kronjuwel Englands, ist seitdem unter dem Namen Sancy-Diamant bekannt. (Hof-Journal.)

*

„Der Marschall Bourmont, bemerkt der Figaro, ist bald in Holland, bald in der Vendée, bald in Catalonien, bald zu Marseille, — man hat diesen tapfern Krieger so oft von einer Seite auf die andere übergehen sehen, daß man nicht mehr recht weiß, in welchem Lager man ihn suchen muß." — „Bei einer Emeute zu Nantes, erzählt dasselbe Blatt, schrie ein Bucklichter unaufhörlich: „Es lebe die Freiheit!" Ein Mann, der dieses patriotischen Geschrei's des kleinen Aesops überdrüssig wurde, klopfte ihm im Vorbeigehen mit der Hand auf seinen Höcker, und sagte: „Und nicht wahr, auch die Gleichheit?" — Ferner meint der Figaro: Die Herzogin von Berry hat sich, um nach Frankreich zu gehen, auf einem Dampfboote eingeschifft; ihre Projekte sind in Rauch aufgegangen. — Hr. v. Talleyrand hat sein Schlafgemach mit Protokollen tapezieren lassen; ein sicheres Mittel gegen die Schlaflosigkeit. — Enfantin's Berg ist in den Wehen; alle Katzen in der Nachbarschaft spannen auf seine Niederkunft.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 151. 30 Mai 1832.

Sitten und häusliches Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

„Indem wir die Runde an den Zelten umher machten, verweilten wir meist, wo heftigeres Geschrei als gewöhnlich unsere Aufmerksamkeit auf sich zog. Es gelang uns, in viele einen Blick zu werfen; alle waren mit Stroh bedeckt, und die Leute, die darin unter allen möglichen Gliederverrenkungen umher knieten, saßen und lagen, verbunden mit dem jammervollen und konvulsivischen Geschrei, gaben jedem Zelt das Ansehen einer Narrenkeiche in Bedlam. In einem Zelte befanden sich bloß Neger, die in ihrem vollen Putze waren, und ganz wie im Theaterkostüme aussahen. Eine Negerin trug ein Kleid von nelkenfarbigem Gaze mit silbernen Borten; eine andere war in ein blaßgelbes Seidengewand gekleidet; einige trugen glänzende Turbane und alle waren mit Schmuck überladen. Die Männer trugen schneeweiße Beinkleider und hellfarbige Jacken. Einer von ihnen, ein junger Mensch von kohlschwarzer Farbe, predigte ihnen unter den ungestümsten Gebärden vor, wobei er zuweilen hoch vom Boden aufsprang und die Hände über dem Kopfe zusammenschlug. Hätten unsere Missionäre den Unsinn gehört, den er schwatzte, sie würden sich gewiß wenig auf seine Bekehrung zu Gute thun.

„Um Mitternacht ließ sich ein Horn vernehmen, das, wie man uns sagte, das Volk von den Privatandachten zum öffentlichen Gottesdienste rief; alsbald sahen wir auch von allen Seiten die Andächtigen nach der Bühne des Predigers herbeiströmen. Ich und meine Begleiterin stellten uns mit dem Rücken gegen das Gerüst, und konnten so die ganze Versammlung überschauen, und die folgende Scene mit ansehen, ohne uns einer Gefahr auszusetzen. Die Versammlung belief sich auf ungefähr zweitausend Personen.

„Die Prediger erschienen mitten auf der Bühne und begannen eine Hymne zu singen, nach der sie die reuigen Sünder hervorzutreten aufforderten. Während des Gesanges wendeten sie sich nach allen Seiten der Versammlung, die bisweilen im Chore mit einstimmte. Dieß war der einzige Augenblick, wo ich etwas von jener feierlichen Erhabenheit wahrnahm, die man gewöhnlich dem Gottesdienste in den Urwäldern von Amerika zuschreibt. Allerdings wurde auch durch den Stimmenchor einer solchen Menschenmasse, der aus der Grabesstille der Nacht sich erhob, und in den tiefen Waldgründen widerhallte; durch die vielen schönen jugendlichen Gesichter, die nach oben gerichtet vom Mondesstrahl beleuchtet noch blässer und verklärtee aussahen; durch die finstern Gestalten der Prediger in der Mitte des Kreises; durch den rothen Glast, den die Feuer auf den Gerüsten an die Baumwände warfen, ein wunderbarer Eindruck auf das Gemüth hervorgebracht, den ich nicht so leicht wieder vergessen werde. Allein noch ehe ich mich dieser feierlichen Stimmung ganz hingeben konnte, wechselte die Scene, und das Erhabene derselben wurde in Abscheu und Widerwillen verkehrt. Die Ermahnung der Geistlichen an das Volk glich so ziemlich der Predigt, die ich im „Revival" gehört hatte; nur war der Erfolg ganz ein anderer; denn statt der wenigen hysterischen Weiber, die ich dort gesehen hatte, traten hier einige hundert Personen, größtentheils Weiber hervor, die ein so furchtbares Geheul und Wehgeschrei ausstießen, daß ich noch schaudere, wenn ich daran zurück denke. Sie schienen einander hervorzuzerren und auf das Losungswort: „Laßt uns beten" fielen sie alle auf die Knie; veränderten aber bald darauf ihre Stellung, um mehr Raum für ihre konvulsivischen Bewegungen zu gewinnen. Bald erblickte man auch ein unbeschreibliches Durcheinander von Köpfen und Beinen; sie schlugen mit ihren Gliedern in so wilden und krampfhaften Zuckungen um sich, daß ich jeden Augenblick ein Unglück befürchtete. Und wie soll ich erst die Töne beschreiben, die aus diesen gemarterten Geschöpfen und der Masse des Volkes laut wurden! Es fehlen mir die Worte, davon einen Begriff zu geben.

Hysterisches Geschrei, krampfhaft ausgestoßenes Aechzen und Stöhnen ließ sich von allen Seiten vernehmen. Die Haare standen mir zu Berge vor Entsetzen. Und als sey noch nicht genug des Lärmens mit ihren wilden krächzenden Stimmen, fingen sie nun auch an die Hände mit aller Gewalt zusammenzuschlagen. Dante's Schilderung stand mir lebendig vor den Augen:

„Quivi sospiri pianti, ed alti guai
Risonavon per l'aere . . . .
. . . . . Orribili favelle
Parole di dolore, accenti d'ira
Voci alti e fioche, e suon di man con elle."

Viele von diesen unglücklichen Geschöpfen waren schöne junge Mädchen. Die Geistlichen wandelten unter ihnen umher, und erregten und besänftigten zu gleicher Zeit ihre Todeskrämpfen ähnlichen Zuckungen. Ich hörte sie murmeln: „Schwester, theure Schwe-

Digitized by Google

ster!" Ich sah ihre Lippen verstohlens sich den Wangen der armen Mädchen nähern; ich beobachtete ihre Peiniger genau, wenn sie ihnen Worte des Trostes ins Ohr zu flüstern schienen, die ihre leichenblassen Wangen mit einem leisen Roth färbten.

„Nach den ersten wilden Ausbrüchen, mit denen sie sich auf den Boden geworfen hatten, wurde das Klaggeschrei allmählich verständlicher, und es mandelte mich nun eine Mischung schmerzlichen und komischen Gefühles an. Ein noch sehr junges Mädchen, das in der Stellung von Canova's büßender Magdalena nahe vor mir auf den Knien lag, brach in lautes Jammern aus: „Wehe, wehe dem Abtrünnigen! Höre, höre mich, Jesus! Als ich fünfzehn Jahre alt war, starb meine Mutter, und ich wurde abtrünnig, o Jesus, ich wurde abtrünnig von Dir! Nimm mich zu meiner Mutter, o Jesus! Nimm mich zu ihr, denn ich bin müde! O John Mitchell! O John Mitchell!" Und nachdem sie laut hinter ihren, vors Gesicht gehaltenen Händen geschluchzt hatte, hob sie ihr schönes todtenbleiches Angesicht wieder empor, und rief: „Werde ich bei meiner Mutter sitzen auf der sonnenhellen Bank der Erlösung? Bei meiner lieben Mutter? O Jesus, nimm mich zu Dir! Nimm mich zu Dir!" Wer hätte dem ernsten Wunsch eines so jungen und liebenswürdigen Geschöpfes nach dem Tode eine Thräne versagen mögen? Aber bevor ich noch die Waldandacht verließ, sah ich sie fest verschlungen Hand in Hand, und ihren Kopf an die Schulter eines jungen Mannes gelehnt, der ziemlich wie ein Don Juan aussah, den die Unterwelt zurückgesendet, weil er ihr zu schlecht war."

(Fortsetzung folgt.)

Die Regentschaft in Brasilien.

(Fortsetzung.)

Am 20 März kam ein ganz populäres, ganz brasilianisches Ministerium zu Stande (Francisco Carneiro de Campos, Tenente General de Moraes, Visconde de Goianna, Sousa França, José Manoel de Almeida, Hollanda Cavalcante), welches aber anstatt gegen die Revolution, für die Revolution zu arbeiten begann. Kein Wunder also, daß es schon am 5 April durch die Hofkabalen gestürzt wurde, und der Kaiser zum Aeußersten entschlossen, das Ministerium de Saugue oder der Marquesen ernannte. (Marquez de Paranagua, Marquez de Aracaty, Marquez de Inhambupe, Marquez de Baëpendi, Conde de Lages, e Visconde d'Alcantara), welches die Garantien suspendiren, und die gewaltsamsten Maßregeln ergreifen sollte. Vier eiserne Galgen wurden aus dem Arsenale da Marinha heimlich hervorgeholt (was jedoch sogleich verrathen ward), und die Proscriptions-Listen waren bereits ohne Zweifel angefertigt. Da stand das Volk in Massen auf, und versammelte sich auf dem Campo S. Anna. Die Juizes de paz (Friedensrichter) wurden als Deputation nach St. Christovao zum Kaiser geschickt, ihn zu ersuchen, zu seinem und seines Volkes Wohle die vorigen Minister wieder einzusetzen; der Kaiser antwortete eigenhändig, und erklärte, das Recht Minister zu ernennen, hänge verfassungsmäßig ganz von seiner Willkür ab, das Volk solle den von ihm Erwählten vertrauen, er und sie würden das Gute der Nation zu handhaben wissen. Da erscholl von allen Seiten: „Verrath, Verrath; es sterbe Don Pedro!" Man zerriß die Proclamation, und machte Anstalten zum Angriffe; die Bataillone, die dem Campo am nächsten lagen, rückten aus und vereinigten sich mit der Bürgerschaft, was auch General Lima that, der am 18 März entlassen, doch selbigen Tages wieder in seine Stelle eingesetzt worden war. Eine zweite Deputation mit Lima an der Spitze, ging an den Kaiser ab, der zur Antwort gab: „er werde mit dem Schwerte in der einen, mit der Konstitution in der andern Hand, auf dem Platze erscheinen, und so die Rebellen zur Ruhe bringen;" Dieses unbesonnene Wort ward die Loosung zur Revolution; die übrigen Bataillone fanden sich im Verlaufe weniger Stunden ein; selbst die sogenannte Artilleria montada, welche in St. Christovao lag, verließ den ihr angewiesenen Posten. Freilich sagt man, und mit Recht, daß das Militär bloß von Don Pedro abfiel, aus Mangel bestimmter Befehle, aus Mangel eines entschlossenen Führers, oder vielleicht auch, und Dieß ist das Wahrscheinlichste, weil der entscheidende Moment versäumt wurde, es marschiren zu lassen. In der Nacht vom 6 auf den 7 April sandte Lima seinen Adjutanten, den bekannten Major Frias e Vasconcellos zum Kaiser, einen letzten Versuch zu machen, und ihm anzukündigen, die Truppen und Bürger verlangten nach St. Christovao zu marschiren; da gab Don Pedro seine Sache und die seiner Partei verloren, nicht weil er ohnehin nicht anders konnte, sondern weil es ihm an Seelenstärke gebrach, mit seinem Volke zu gehen, oder gegen dasselbe aufzutreten. Er entließ sämmtliche Minister, mit Ausnahme Inhambupé's, und übergab an Frias die zwei wichtigen Aktenstücke ihrer Entlassung und seiner eigenen Abdankung ohne allen Vorbehalt, worauf er am Bord des Warspite (des englischen Admiralschiffes), eine Zuflucht suchte. Da die Revolution vorzüglich das Werk des übergegangenen Militärs geworden war, und Alles von dem guten Benehmen desselben abhing, so steigerte sich Lima's Einfluß zum Außerordentlichsten; obgleich allgemein gesagt und mit Recht behauptet wird, daß die Umstände mehr ihn, als er die Umstände benutzt habe. Er ward daher in der provisorischen Regierung der Repräsentant der Revolution, das heißt, des revoltirten Volkes und Militärs von Rio de Janeiro.

Nicolao Pereira de Campos Vergueiro dagegen ward sein Mitregent aus entgegengesetzter Ursache; weil er ein Brasileiro adoptivo, und von der entschiedensten Opposition war. Bei dem Ausbruche der Revolution, wo das Volk gegen alle Portugiesen, selbst gegen Brasileiros adoptivos wüthete, war die bloße Erscheinung seines Namens von der wohlthätigsten Wirkung; man wollte gleichsam durch ihn aussprechen, daß Brasilien keines seiner angenommenen Kinder verstoße, insofern er sich wie Vergueiro pflichtmäßig gegen sein neues Vaterland betrage. Vergueiro, geboren in Portugal, studirte die Rechte zu Coimbra, ohne es zum Promoviren bringen zu können; deßhalb ging er auch nach Brasilien, um dort wie so Viele seiner Nation sein Glück zu suchen; anfangs ward er Commis in einem Kaufmannshaus der Rua direita, ging aber bald nach S. Paulo, wo er Requerimente (Bittschriften) und Aufsätze machte, was ein guter Erwerbszweig war, und noch ist. Durch Heirath daselbst gelang er zu einem kleinen Gute, und durch seine Geschäfte zu einem gewissen Namen, was ihm zur Erwählung als Deputirter Brasiliens bei den lissaboner Cortes verhalf. Hier zeichnete er sich um

Digitized by Google

so mehr als kräftiger Vertreter der Rechte Brasiliens aus, als sein Kollege Francisco Villela Barbosa, der bekannte Dichter, und nachherige Marques de Paranagua, obgleich ein geborner Brasilianer, das Wohl seiner Nation verrieth. Nach seiner Rückkehr lebte Vergueiro als Privatmann, ward aber bei der Emancipation Brasiliens zum Deputirten der Constituinte (konstituirenden Assemblée) erwählt. Hier blieb er stets ein heftiges Mitglied der Opposition, um so heftiger, als er seine Geburt im Auslande gut zu machen hatte. Dreimal erwählten ihn die Provinzen zum Senator; zweimal verwarf ihn der erbitterte Don Pedro, zum drittenmal indessen ließ er ihn zu, bloß um ihn aus der unteren Kammer los zu werden. Indessen befolgte er auch im aristokratischen Senate die Bahn der Demophilie, die ihn so weit gebracht, und that sich besonders 1831 in der Diskussion über das Budget (Ley do Orcamento) hervor, wo er gegen Paranagua auftrat, ihm die lissaboner Ereignisse vorhielt, und am wirksamsten zur Annahme des Gesetzes beitrug, welches den Kaiser seines rechten Armes, der fremden Truppen beraubte. Vergueiro ist ehrgeizig und fein, es fehlte ihm zu Don Pedro's Zeiten bloß an der Gelegenheit, trotz seiner Demophilie ein Anhänger der absoluten Partei, der Corcundos, zu werden. So stimmte er in der heimlichen Sitzung 1830 über die Reunion der Kammern ganz anders als in der öffentlichen; in der Krisis 1831 im März ließ ihn der Kaiser rufen, und wollte ihn ins Ministerium aufnehmen; Vergueiro war es zufrieden, wollte sich aber sicher gestellt wissen, und deßhalb zu seinen Collegen Vasconcellos, Limpo de Abreu, Costa Carvalho mit ernannt haben, und allenfalls auch Lino Coitinho, um die nördlichen Provinzen zum Schweigen zu bringen, wie er sich lächelnd gegen den Kaiser ausdrückte. Don Pedro wollte nicht in alle Forderungen einwilligen, und so verblieb es beim Alten. Vergueiro war so bloß Föderalist und Republikaner dem Scheine nach; nun ist er Antiföderalist und ein gekreuer Anhänger der neuen Regierung, für die er Alles thut, was er für Don Pedro zu thun nicht für rathsam und geheuer fand. Deßhalb sank er auch tief in der öffentlichen Meinung und wird noch stets tiefer sinken.

Joze Joaquim Carneiro de Campos, der Sohn eines begüterten und geachteten Kaufmanns aus Bahia, trat daselbst in den Benediktinerorden; seiner vielversprechenden Eigenschaften halber sandte ihn sein Konvent nach Coimbra, wo er die geistlichen Rechte studirte und promovirte; darauf übernahm er die Erziehung der Söhne des Conde de Linares, der nun sein kräftigster Gönner ward, und ihm zur Stelle eines Offiziers der Secretaria da Fazenda in Lissabon verhalf; nachher trat er als solcher in die do Estado ultramarino daselbst, und begleitete in dieser Eigenschaft Don João VI nach Brasilien, wo er in die Secretaria do Imperio trat, und bis zur Stelle eines Offizial Major gelangte, die ihm mehr als 20,000 Cruzados jährlich abwarf. Als Conselheiro da Fazenda unterzeichnete er die Konstitution Don Pedro's, welche eigentlich meistens sein Werk ist; und ward deßhalb von ihm zum Visconde de Caravellas ernannt; späterhin ward er auch Staatsrath und Senator, und als eines Tages der Kaiser seiner berüchtigten Favorite, der Donna Demetilia de Castro de Canto e Mello, den Titel einer Marquesa de Santos beilegen wollte, schuf er 10 Viscondes zu Marquesen um, und so ward auch er es. Caravellas ist bereits drei bis vier Mal Minister der Justiz und des Innern gewesen, und hat sich stets im ausgezeichnetsten Rufe erhalten; er ist auch einer der vorzüglichsten Redner im Senate, und wird vielleicht an Wohllaut der Sprache und Biegsamkeit bloß von seinem Bruder, dem vortrefflichen Francisco Carneiro de Campos, übertroffen. Er benahm sich während der provisorischen Regentschaft trefflich, und wenn er nicht wieder erwählt wurde, so lag es bloß an seinem Marquesentitel, und keineswegs an seiner ausgezeichneten Persönlichkeit.

(Schluß folgt.)

Ueber die Temperatur des Meerwassers in verschiedenen Tiefen.

Der französische Schiffslieutenant Bérard, der zwei Reisen um die Erde beiwohnte, erhielt von seiner Regierung den Auftrag, die Küsten der Regentschaft von Algier genau und mit allen Einzelnheiten aufzunehmen. Er benutzte diese Gelegenheit, um Untersuchungen über die Temperatur des Wassers in der Tiefe des Meeres anzustellen, und obschon seine Versuche sich nur auf vier beschränken, so sind sie doch, theils wegen der Tiefe, bis zu welcher Hr. Bérard sein Instrument einsenkte, theils wegen der erhaltenen Resultate vom höchsten Interesse.

Die erste Untersuchung fand am 26 Juni 1831 zwischen den balearischen Inseln und der Küste von Algier statt. Das hunderttheilige Thermometer wurde 1200 Faden tief hinabgelassen, und in dieser ungeheuern Tiefe fiel das Quecksilber, das an der Luft 24° und auf der Oberfläche des Wassers 21° zeigte, nur auf 15°. — Beim zweiten, am folgenden Tage ungefähr auf der nämlichen Stelle unternommenen Versuche fiel das Thermometer in einer Tiefe von 600 Faden ebenfalls auf 15°, während es an der Luft 23° 5 und auf der Oberfläche des Wassers 23° 2 zeigte. — Der dritte Versuch wurde am 15 November zwischen den colombrettischen Inseln und dem spanischen Kap St. Martin gemacht. Auch an dieser Stelle des mittelländischen Meeres behauptete die Temperatur der Tiefe sich auf 15°, obschon sie an der Luft nur 16°, und 19° 5 auf der Oberfläche des Wassers war. Am 25 November endlich zeigte das Thermometer in freier Luft 15°, auf der Oberfläche des Wassers 14° 6, und in einer Tiefe von 750 Faden abermals 15°.

Der Kapitän d'Urville, der diese Resultate der geographischen Gesellschaft in Paris mittheilte, sagt bei dieser Gelegenheit: „Man sieht, daß sie vollkommen mit denen übereinstimmen, welche die in den Jahren 1826 und 1829 im Bassin des mittelländischen Meeres von mir angestellten Versuche ergaben, wo ich in den verschiedenen Tiefen von 500, 200, 250, 600 und 700 Faden Temperaturen von 12° 5, 12° 5, 14° 1, 12° 6 und 12° 7 fand, obschon das Thermometer auf der Oberfläche des Wassers 15° 8, 16° 5, 17° 2, 14° 7 und 15° 9 zeigte. Es ist folglich so gut als erwiesen, daß im ganzen westlichen Theile des mittelländischen Meeres die Temperatur des Wassers in einer Tiefe von mehr als 200 Faden auf 15° des hundertheiligen Thermometers stehen bleibt; wenigstens ist Dieß in der größten von Hrn. Bérard bis jetzt erreichten Tiefe von 1200 Faden der Fall. Die von mir geäußerte Meinung über die Ursachen der Kälte der untern Wasserschichten der freien Meere, die ich der fortwährenden Strömung der Polarwasser, in der Tiefe des Oceans, nach dem Aequator zuschrieb, gewinnt durch diese Erfahrungen an Bestätigung. Da nun die Meerenge von Gibraltar nur eine sehr kleine Menge jener Wasser einläßt, so folgt hieraus ganz natürlich, daß die tiefern Wasserschichten des mittelländischen Meeres nie jene niedere Temperatur erreichen können, die im ganzen Ocean in einer Tiefe von über 500 oder 400 Faden zu herrschen scheint."

Hr. Bérard hat sich vorgenommen, seine so nützlichen Forschungen über diesen Gegenstand fortzusetzen, und er hofft sogar, daß es ihm möglich seyn wird, sie bis zu der ungeheuern Tiefe von 2000 Faden oder 10,000 Fuß auszudehnen. *) Diese mit dem Senkblei vorgenommenen Untersuchungen

*) Unlängst noch war man ziemlich allgemein der Meinung, es sey unmöglich, Sondirungen über 200 Faden mit einiger Verlässigkeit zu unternehmen. Kapitän Beechey's, Bérard's und d'Urville's Versuche haben bewiesen, daß

Digitized by Google

gewinnen aber außerdem, daß sie zur Ermittelung der Temperatur der Meerestiefen dienen, noch an Interesse, daß sie zur Kenntniß der Ausböhlungen des Erdkörpers beitragen, und hiedurch allein einen richtigen Begriff von der Wassermasse geben, die den größten Theil der Erde einnimmt. D'Urville's Senkblei fand auf dem mittelländischen Meere in einer Tiefe von 600 und 700 Faden, und Bérard's mit 600, 750 und selbst mit 1200 Faden noch keinen Grund. Diese Erfahrungen zusammengenommen führen schon zu dem Schlusse, daß selbst in dem engen Bassin des mittelländischen Meeres die mittlere Tiefe der Abgründe desselben unterhalb seines Niveau's, die mittleren Erhebungen der benachbarten Länder über dasselbe Niveau bei weitem übertreffen.

Vermischte Nachrichten.

Ein jüngst in London erschienenes Buch: „Nachlese aus der Naturgeschichte" (Gleanings of natural history) von Jesse enthält viele der merkwürdigsten Züge aus dem Haushalte der Thiere, aber auch nicht weniger unwahrscheinliche Anekdoten von ihrem Scharfsinne und Verstand, woran die Engländer so große Freude haben. Unter Anderm wird erzählt: „Der jetzige König von England bewahrte als Herzog von Clarence in einer Kapelle seines Palastes zu Bushy Park ein Stück von dem Fockmaste des Linienschiffes „Victoire" auf, an welchem Nelson gelehnt stand, als er in der Schlacht von Trafalgar die tödtliche Wunde empfing. Dieses Stück Mast wurde später am oberen Ende des Speisesaals zu Bushy Park, mit der Büste Nelsons darüber, aufgestellt. Es war in der Mitte durch eine Kugel von schwerem Kaliber durchbohrt, und in diese Höhlung hatten, während es sich noch in der Kapelle befand, Rothkehlchen ihr Nest gebaut. Man konnte unmöglich dieses Nest sehen, ohne daran zu denken, welche blutige Seeschlacht vorfallen mußte, um diesen friedlichen Thierchen einen Aufenthalt zu geben." — Der folgende Vorfall wird von dem Verfasser als zuverlässig verbürgt: „Ein Schiffskapitän, der gegenwärtig zu Brighton lebt, zog mehr als zwanzig Meilen weit von der Küste einen Hund aus dem Meere. Dieser Umstand kann vielleicht einiges Licht auf die Thatsache werfen, daß Hunde, die von England nach Irland oder Frankreich verkauft wurden, wieder bei ihren alten Herren erscheinen, und dabei durch das Meer schwimmen. Der Graf L— schickte einige Hunde seiner Meute nach Cumberland in Irland; diese Hunde kamen wohlbehalten dort an, und der Ueberbringer erhielt darüber seinen Empfangschein. Drei Wochen darnach sah man zwei dieser Hunde in dem Hundezwinger des Grafen wieder, aber in einem Zustande der größten Magerkeit und Entkräftung. Ein Gentleman meiner Bekanntschaft versicherte mir, daß ein Jagdhund, den er in Calais zurückgelassen, über die Meerenge schwamm, und wieder in sein Haus nach London kam." — Etwas unwahrscheinlicher klingt folgende Geschichte: „Der lustigste Zug dieser Art, der mir von einem sehr glaubwürdigen Manne meiner Bekanntschaft erzählt wurde, ist folgender, den ich hier nicht mit Stillschweigen übergehen kann, obgleich er etwas ans Wunderbare gränzt: Ein englischer Offizier vom 14ten Regimente ging eines Tags zu Paris über eine Seinebrücke, als ein Pudel auf ihn zusprang und ihm seine ganz frischgewichsten Stiefel über und über besudelte. Da der Offizier einen Stiefelputzer auf dieser Brücke bemerkte, so ließ er sich von ihm seine Stiefel wieder reinigen. Da sich aber dieser Umstand wiederholt ereignete, so wurde er aufmerksam, beobachtete den Hund, und sah, daß er sich im Schlamme an der Seine wälzte und dann Acht gab, bis Jemand mit glänzend gewichsten Stiefeln vorbei ging, an die er sich dann auf alle mögliche Weise zu reiben suchte. Der Offizier gewann bald die Ueberzeugung, daß der Hund dem Stiefelputzer angehörte, und von ihm dazu abgerichtet worden war. Der Mann gestand es endlich auch ein, und der Offizier, überrascht von der Klugheit dieses Thieres, kaufte ihn seinem Herrn um eine große Summe ab, und nahm ihn mit sich nach England. Vierzehn Tage darnach war der Pudel wieder bei seinem alten Herrn, und setzte mit ihm in Kompagnie ihr früheres Geschäft fort."

*

Man könnte sich versucht fühlen, die Geschichte der bengalischen Loxia, gleich der Liebe der Nachtigall zur Rose, für eine jener glänzenden Ausgeburten der orientalischen Einbildungskraft zu halten, wenn nicht vielfältige Beobachtungen und die Zeugnisse von europäischen Augenzeugen darüber vorlägen. Dieser Vogel, der in Indien sehr häufig ist, lernt gleich dem gelehrigsten Hunde apportiren, kommt auf den Ruf seines Herrn, setzt sich ihm auf den Finger, und eilt auf den ersten Wink einem Ringe nach, den man z. B. in einen Brunnen wirft, und hascht ihn auf, ehe er das Wasser erreicht. Eben so läßt sie sich, gleich den Tauben der Alten, als Briefbötin gebrauchen, und lernt Briefchen von einem Hause ins andere tragen. Verliebte Hindu-Jünglinge richten sie auch ab, den jungen Indianerinnen ihre „Ticas," kleine Goldplättchen, die sie, wie es seit einiger Zeit unter unsern Frauen Mode ist, zwischen den Augenbraunen tragen, zu rauben. Uebrigens ist der Instinkt der Loxia vielleicht noch bewunderungswürdiger, als Das, was sie von den Menschen lernt. Aus Grashalmen webt sie sich ein Nest in Gestalt einer Flasche, das wie von Tuch gemacht aussieht, und an die höchsten Zweige des indischen Feigenbaums oder der Palme, über den kühlen Ausdünstungen einer Quelle oder eines Baches dergestalt befestigt ist, daß es die Winde schaukeln; der Eingang in dasselbe ist von unten, um die Jungen vor Raubvögeln zu sichern. Dieses Nest, in welchem sich zwei oder drei abgesonderte Kämmerchen befinden, wird von dem klugen Vogel Nachts mit einem Glühwurme beleuchtet, den er zu diesem Zwecke lebendig fängt und innen an der Wand des Zeltes mit etwas feuchtem Lehm befestigt. Folgendes ist der Bericht eines Engländers, der lange Zeit in Indien sich aufgehalten, über diese fast unglaublich klingende Thatsache: „Da ich mich von der Wahrheit der Sache mit eigenen Augen überzeugen wollte, so beschloß ich selbst ein Nest dieses Vogels zu untersuchen, und gab deßhalb Nachmittags vier Uhr meinem Bedienten den Auftrag, den Vogel zu verfolgen und nicht nach dem Neste zurückkehren zu lassen, bis ich dieses in Augenschein genommen. Ich öffnete den Eingang und fand wirklich einen Glühwurm an der Wand mit jener Erde befestigt, welche die Hindu „Morum" nennen. Nachdem ich das Nest wieder verschlossen und an Ort und Stelle gebracht hatte, untersuchte ich es am folgenden Abend noch einmal, und fand abermals einen kleinen Glühwurm mit frischem Lehm zur Seite des Eingangs angeheftet, wie ich es am vorigen Tage gesehen hatte. Noch an drei andern Nestern nahm ich dieselbe Untersuchung vor, und fand überall die kleine lebendige Nachtlampe; in einem vierten war das feuchte Thonklümpchen schon bereit, aber der Glühwurm noch nicht aufgesteckt." Der Beobachter der Loxia findet es nicht wahrscheinlich, daß der Vogel den Glühwurm zur Speise heimtrage, da die Loxia ihre Nahrung nicht in der Nacht zu sich nimmt, sondern Dieß bei hellem Tage zu thun pflegt.

Erklärung.

Wie uns das Verbot des Auslandes in den preußischen Staaten nur durch die beiläufige Erwähnung davon in einem Korrespondenzartikel der Allgemeinen Zeitung bekannt wurde, so erfahren wir die Zurücknahme dieses Verbotes gleichfalls nur beiläufig wieder aus einigen deutschen Blättern. Diese Zurücknahme, heißt es darin, sey von Seite der preußischen Regierung erfolgt, seit das Ausland sich in den vorgeschriebenen Gränzen gehalten habe; in einem andern Blatte liest man: seit es in angemessenen Gränzen geblieben sey. Ohne auf die Gründe eingehen zu wollen, durch die sich die königl. preußische Regierung veranlaßt finden konnte, ein Verbot des Auslandes und dessen Aufhebung zu verfügen, können wir nicht umhin zu bemerken, daß die Folgerung, die man aus den oben angeführten Worten ableiten zu wollen scheint, durchaus ungegründet ist. Wir können die zuverlässigste Versicherung geben, daß nicht die fernste Anmuthung dieser Art an uns gelangte, und daß wir auch künftighin keine andere, als die uns von dem Zwecke unsres Blattes vorgeschriebene Bahn verfolgen werden, ohne andere Rücksichten, als die uns unsere Pflicht gegen das Publikum, unsre Ueberzeugung, leidenschaftslose Freimüthigkeit und die bisher behauptete Unabhängigkeit unserer Meinung auferlegen.

Die Redaktion des Auslands.

man sie leicht bis auf eine Tiefe von 1000 und 1200 Faden ausdehnen kann, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß mit Beharrlichkeit und nöthiger Vorsicht sogar eine Tiefe von 2000 bis 3000 Faden zu erreichen möglich ist.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 152. 31 Mai 1832.

Sitten und häusliches Leben der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Ungerecht, wie die Verfasserin gegen Alles ist, was in Nordamerika nicht englischer Art und Sitte gleichsieht, sind es auch ihre Urtheile über das weibliche Geschlecht. Die Sittenreinheit und Kindlichkeit desselben, die von allen Reisenden in Nordamerika einstimmig anerkannt wird, erscheint ihr bloß als linkisches Wesen und Ungeschick; am wenigsten aber kann sich die verzärtelte englische Stadtdame mit den schweren und mühseligen Arbeiten versöhnen, zu denen dort auch das andere Geschlecht seine schönen Hände hergeben muß. Die Ausrodung einer Strecke Urwaldes ist freilich kein Federlesen, und der Ansiedler ist gezwungen, mit Weib und Kind rüstig Hand anzulegen; aber dafür wächst ihm eine kräftige Nachkommenschaft heran, und er weiß, daß er den der Wildniß abgerungenen Boden einem Geschlechte freier Bürger hinterlassen wird. Doch hören wir die Verfasserin selbst mit ihrem Jammer:

„Die Frauen sind in der That die Sklaven der Scholle. Man darf bloß die Frau eines amerikanischen Ansiedlers ansehen, und sie nach ihrem Alter fragen, so wird man sich überzeugen, daß sie ein Leben voll Mühseligkeit, Entbehrung und Arbeit führt. Selten findet man ein Weib in diesem Stande, das über dreißig Jahre hinaus ist, ohne jede Spur von Jugend und Schönheit eingebüßt zu haben. Häufig sieht man Weiber mit Kindern auf dem Schoß, die man für ihre Enkel hält, bis irgend Etwas das Gegentheil beweist. Selbst die Mädchen, obgleich oft mit sehr lieblichen Gesichtern ausgestattet, sehen bleich, hager und schmächtig aus. Ich erinnere mich nicht, ein einziges Mal unter der ärmeren Volksklasse jene derben, rosigen und lachenden Gesichter bemerkt zu haben, wie man sie in unsern Dörfern häufig trifft. Der Abscheu vor dem Dienste, der aus ihrer eingebildeten Gleichheit entspringt, hält die Mädchen von jener gesicherten und behaglichen Unterkunft fern, die sich ein ordentliches Mädchen in England verschaffen kann; und die Folge hievon ist, daß die Töchter, bei aller unehrerbietigen Freiheit gegen ihre Eltern, doch wirklich zu Hausklaven werden. Dieses Verhältniß, das durch keine öffentliche Lustbarkeit, kein Dorffest u. s. w. auf Augenblicke eine heitere Abwechslung gewinnt, wird nur gegen die noch traurigere Bürde eines mühseligbeladenen Ehestandes umgetauscht. *) Sie heirathen sehr jung, und nirgends findet man Mädchen, die auf jener reizenden Stufe zwischen Kindheit und Ehe stehen, auf der man sich, wenn man anders seine Zeit nützlich anwendet, so viel nützliche Kenntnisse erwerben kann, und der Charakter die nöthige Kraft gewinnt, die wichtigere Rolle der Gattin und Mutter würdig zu übernehmen. Das schmächtige kindische Ding ohne Kraft des Geistes und des Körpers muß eine Last von Mühseligkeiten auf sich nehmen, die ihr junges Auge bei Zeiten trübt und ihre Wangen bleicht, bevor Natur ihr noch die Vollendung des ausgebildeten Weibes gegeben hat." . . .

„Unter den vielen Beispielen jener in Amerika so häufigen Art von Verschämtheit, die bei uns so selten ist, sah ich wiederholt eines, das eben so stark das Zartgefühl der Damen berührte, als es den Herren unerschöpflichen Stoff zu scherzhaften Angriffen bot. Ich sah es an verschiedenen Orten und wohl zwölfmal in einer und derselben Art. Ein Mädchen ist z. B. beschäftigt, ein Hemd zu verfertigen — ein Hemd, ein Wort, das von einem weiblichen Munde ausgesprochen, als die größte Leichtfertigkeit genommen werden würde — ein Herr kommt zum Besuch und fängt seine Unterhaltung sogleich mit den Worten an: „Was machen Sie da Schönes, Miß Clarissa?" — „Bloß ein Jäckchen für meiner Schwester Puppe." — „Ein Jäckchen? Wollen Sie mich zum Besten haben Miß Clarissa? Ei, sagen Sie mir doch, was es wird?" — „Ach, es ist eine Schürze für eine unserer Negerinnen." — „Wie eine Schürze? Miß Clarissa. Aber wozu sind denn beide Seiten zusammengenäht? Gewiß, Sie könnten mir es besser sagen?" —

*) „Ich sah nirgends noch, sagt die Verfasserin an einem andern Orte, eine Bevölkerung, die so ohne alle Fröhlichkeit ist; man trifft von einem Ende der Union bis zum andern keine Spur davon. Sie haben keine öffentlichen Feste, keine Musik auf den Straßen, keine Puppenspiele u. s. w. Ein ausgezeichneter Buchhändler in Amerika erzählte mir, daß noch keine komische Schrift im Publikum Glück gemacht." — Wahrscheinlich ist eben auch keine darnach erschienen. Daß es den Amerikanern nicht an der heitersten Laune und dem gesundesten Humor fehlt, dafür ist wohl Washington Irving Bürge genug, und wenn die Amerikaner ernster sind, als es Mistreß Trollope lieb ist, so muß Dieß als eine nothwendige Wirkung der Freiheit angesehen werden. Die Freiheit wird nur durch Männlichkeit und Ernst erhalten und erworben. Es gibt nichts Lustigeres, als die Negervölker, die man fast von der Natur zur Sklaverei bestimmt zu halten geneigt war. A. d. R.

Digitized by Google

„Nun, wenn Sie es denn doch wissen müssen, einen Ueberzug für ein Kopfkissen gibt es.“ — „Nun, Das lasse ich mir gefallen, das ist ein Ueberzug für das Kopfkissen eines Riesen. Soll ich rathen, Miß?“ — „Ach, lassen Sie mich, Herr Smith, Sie machen mich ganz schamroth.“ — Bevor aber das Gespräch auf diesen Punkt kommt, sind beide, Herr und Dame, fast erstickt vor Lachen. Einst sah ich ein Mädchen durch einen Witz so in die Enge getrieben, daß es, um zu beweisen, daß es nur einen Sack verfertigte, vor den Augen des zudringlichen Fragers auch die dritte Seite des Hemdes zusammennähte, und es dann triumphirend hinhielt mit den Worten: „Nun, und was sagen Sie jetzt dazu?“

Weniger mit Unrecht klagt die Verfasserin vielleicht über die Absonderung der Geschlechter bei öffentlichen Unterhaltungen.

„In Amerika,“ sagt sie hierüber, „werden alle Vergnügungen der Männer, mit Ausnahme des Tanzes, an dem aber fast nur unverheirathete Individuen beiden Geschlechts Theil zu nehmen pflegen, in Abwesenheit der Frauen genossen. Sie speisen mit einander zu Mittag, spielen Karten, haben musikalische Unterhaltungen in großen Versammlungen, aber immer ohne die Weiber. Kaum suchen selbst die Reichsten ihren Gattinnen und Töchtern die gemeinsten Beschäftigungen des schmutzigen Dienstes im Haushalte zu ersparen, die sie fast insgesammt verrichten müssen. Selbst in den Staaten, wo es noch Sklaven gibt, besorgen selbst die angesehensten Frauen, wenn sie auch nicht gerade stärken und bügeln, und die eine Hälfte des Tags Puddings und Kuchen zubereiten, um sie in der andern Hälfte des Tags zu backen, die häuslichen Geschäfte in einer Art, die es ihnen unmöglich macht, elegante und gebildete Lebensgefährtinnen ihrer Männer zu werden. In Baltimore, Philadelphia und Neu-York traf ich freilich Ausnahmen hievon; aber im Allgemeinen vom Lande gesprochen, findet das Gesagte überall Anwendung.“

Folgendes ist die Beschreibung eines Balles und Souper's, denen freilich keine unsrer diſatlantischen Schönen beiwohnen würde, ohne die Union und ihre ganze gepriesene Freiheit zu verwünschen, gleich unsrer guten Mistreß Trollope:

„Die Anordnungen zum Souper waren sehr sonderbar, aber sehr charakteristisch für des Landes Art und Sitte. In einem geräumigen Saale war für die Herren zu einem glänzenden Mahle gedeckt; während die armen Damen, jede mit einem Teller in der Hand zu sehen waren, wie sie während der Entfernung der Männer nachdenklich im Saale auf und ab wandelten. Bald darauf traten Diener herein, die gehäuftvolle Platten mit Süßigkeiten, Kuchen, Gefrornem und Crème herumreichten. Die holden Wesen ließen sich nun auf den Stühlen nieder, die längs den Wänden des Tanzsaales aufgereiht standen, und jede begann, ihr Knie als Tisch untergestellt, ihr süßes, aber sehr unbehagliches Mahl einzunehmen. Der Anblick davon war von wahrhaft komischer Wirkung; ihr Putz und das festlich ausgeschmückte Zimmer bildete einen unbeschreiblichen Kontrast zu diesen unbequemen und armseligen Stellungen. Diese Anordnung geschah weder aus Oekonomie, noch aus Mangel an Raum, sondern bloß deßhalb, weil es den Herren beliebte, allein zu speisen. Dieß war wenigstens die Antwort, die ich auf meine Frage, warum die Herren und Damen nicht gemeinschaftlich soupirten, erhielt, und dieselbe Antwort erhielt ich von verschiedenen Personen, an die ich dieselbe Frage richtete.“

(Schluß folgt.)

Die Regentschaft in Brasilien.

(Schluß.)

Im Einklange mit dem Artikel 123 der Constitution schritten die vereinigten Kammern zur definitiven Wahl der drei permanenten Regenten. Zuvor bestimmten sie ihnen Attribute und Vorrechte; schränkten ihre Macht ein, ohne sie jedoch der nothwendigen Gewalt zu berauben, und warfen ihnen gebührliche Jahrgehalte aus. Es war natürlich, daß 100 Deputirte und 50 Senatoren, die die Regenten zu erwählen hatten, dieselben aus ihrem Schoße wählen würden; dann war es wahrscheinlich, daß es zwei Deputirte und ein Senator seyn würden; indessen war man allgemein von der Nothwendigkeit von Lima's Wiederernennung überzeugt; man gestand sie auch, der unschädlichen Eigenschaften des Mannes wegen, gern zu; indessen als man späterhin sich von der Nullität des Einflusses des Militärs überzeugte, da es sich von sich selbst gleichsam auflöste, gereute man sich seiner Wahl. Wer sollte aber nun den Sieg davon tragen, die Deputirtenkammer mit zwei, oder der aristokratische Senat mit Einem Kandidaten? Der Eigennutz entschied. Die untere Kammer hatte sich in zwei entschiedene Parteien getheilt, die der Nord- und die der Süd-Provinzen. Nur etwa 15 der besten Köpfe behaupteten die Unabhängigkeit ihrer Meinung, und gingen in keine Verbindungen ein. Die des Südens hatte den sonderbaren Vortheil, daß sie aus wenigen ausgezeichneten, meistens mittelmäßigen Individuen bestand, was eine engere Anschließung des einen an den andern hervorbrachte; die nördliche besaß die talentvollsten Köpfe, war aber deßhalb nicht so einig unter sich; den Ausschlag gab ein Deputirter aus Maranhão, Oberico Mendes, indem er sich mit jenen vereinigte, und für Costa Carvalho zu stimmen versprach, wenn man ihm den Maranhense Braulio Muniz an die Seite setzen wollte. Als nachher am Tage der Wahl Lima einstimmig fast, und Costa Carvalho mit großer Mehrzahl durchgegangen war, ereignete es sich, daß der ganze Senat und etliche unabhängige Deputirte für den Bruder des Marquez von Caravellas stimmten, und so die Stimmen zwischen ihm und Braulio getheilt wurden; da versprach man aber dem Marquez von Barbacena und Consorten, man würde nicht auf Ablegung ihrer Rechnungen dringen, im Falle sie für Braulio stimmten, und so ward bei der zweiten Wahl Francisco Carneiro ausgeschlossen. Hier noch einige Worte über die beiden neuen Regenten.

José de Costa da Carvalho, Sohn eines portugiesischen Zimmermanns, wurde von seinem Vater, der sich mittelst seines Handwerks beim Schiffsbau etwas Vermögen erworben hatte, auf die Universität Coimbra gesandt, nachdem er zuvor in Bahia, seinem Geburtsorte, sich die nöthigen Vorkenntnisse erworben hatte. In Coimbra studirte er die Rechte, und kam als Bacharel em Leys zurück. D. João VI gab ihm die Stelle eines Juiz de Fora in St. Paulo; dort verheirathete er sich sehr reich, und ließ sich deßhalb daselbst völlig nieder; nun fing er an, indem er das beste und größte Haus in St. Paulo führte, sich in seinen politischen Ansich-

Digitized by Google

ten auszuzeichnen, und erwarb sich viele Anhänger und Freunde. Nach Auflösung der Constituinte ging er als Deputirter St. Paulo's, nach Rio de Janeiro. Auch er war, und blieb stets ein eifriges Organ der Opposition, und war einer der Hauptleiter der Wähler-Collegien in St. Paulo und Minas. Er so wie Braulio Muniz stimmten für die Dotation des Kaisers, und die Abschaffung einer arbiträren Civilliste; auch bei der Anklage des Kriegsministers Oliveira Alvares blieb er unerschütterlich, und stimmte gegen ihn und den Kaiser. Costa, einflußreich wie er ist, weiß sich in die Umstände zu fügen, nicht wie Lima aus Schwäche, sondern aus angeborner Klugheit. Da er nun den Gipfel seiner ehrgeizigen Wünsche erstiegen, tritt er ganz in die Fußstapfen Don Pedro's; nur mit dem Unterschiede, daß er als geborner Brasilianer und Partei-Haupt bei weitem sicherer als jener, sein Steuer führen kann, und weiter ausschreiten darf. Costa, so wie ganz Minas und St. Paulo, sind Antiföderalisten.

Braulio Muniz (Joa'o) der rechtschaffenste der drei Regenten ward seiner Privattugenden halber gewählt, und weil man überzeugt war, er würde sich nie gegen Costa Carvalho anlehnen, im Gegentheile sich eng an jenen halten, dem er in intellektueller Hinsicht sehr nachsteht. Dieß hat sich auch bis jetzt so bewährt. Er ist aus Maranhao gebürtig, wo sein Vater eine Fazenda (großes Gut) besaß, ging nach Coimbra, und kam ebenfalls als Bacharel em Leys zurück. Indessen lebte er als bloßer Privatmann, als ihn Maranhao zum Deputirten erwählte, worauf er nach Rio ging; er war ein steter Vertheidiger der Volksrechte, sprach indessen nie öffentlich. Der Eindruck, den die Wahl dieser drei Männer auf das Publikum machte, war ganz eigener Art.

Kaum hatten die Kammern entschieden, als jeder die drei Personen anstaunte, die plötzlich aus dem Privatstande hervorgerufen wurden, um die höchste Stelle im Lande zu bekleiden. Die Herren Marquesen und Fidalgos, die im Geheimen wohl wußten, durch welche Mittel diese Wahl unbekannter Männer, wie sie sie in selbstgefälliger Rücksicht auf ihre hohen eigenen Personen gern nannten, möglich geworden war, verschrien nichts desto weniger überall ihr eigenes Werk, um sich den Schein zu geben, als sey die Deputirtenkammer allein über alle nachtheiligen Folgen dieser Wahl verantwortlich. Es ist wahr, man war einigermaßen berechtigt zu glauben, daß nach solcher Krisis, wo der öffentliche Kredit im In- und Auslande gelitten, die Assemblea geral nur bedeutende, einflußreiche, längst bekannte Männer aussuchen würde, um ihnen die höchste Gewalt anzuvertrauen, theils um dieselbe zu konsolidiren, theils um die Verantwortlichkeit einer solchen Wahl auf die allgemeine öffentliche Meinung zu schieben, und diese wenigstens gleichsam zu Mitschuldigen zu machen. Nun gesteht man sich indessen allgemein ein: aus dem Schoße der Repräsentanten der Nation mußten die Regenten genommen werden, so erfordre es das Wohl des Landes, ohne alle Nebenrücksichten. Nur dürfte man etwas gründlicher in Hinsicht der Individuen zu Werke gegangen seyn, so daß die Wahl Lima's, Costa's und Braulio's durch die Deputirtenkammer von 1831 schwerlich auf die neue bevorstehende Wahl der drei Regenten Einfluß haben werde, wenn die Reform der Constitution 1832 durchgeht.

J. F. Kr.

Eine Szene auf der Costa Firma.

(Aus Blackwood's Magazine.)

Das dumpfe Knurren und kurze Gebell des Hundes weckte mich aus dem Schlafe. Die Nacht war bereits weit vorgerückt; die winzigen, im Thürgange schimmernden, Lichtfunken der Feuerfliegen erblichen mehr und mehr; das Zirpen der Grillen und Eidechsen und das Schnarchen der Baumfrösche wurde schwächer; das wilde Geschrei der Tigerkatze war verstummt. Der Terral oder Landwind, der gewöhnlich gegen Morgen am stärksten weht, strich klagend über den Hügelhang und rauschte mit traurigem Gestöhn durch das die Hütte umgebende Stranchwerk, und schüttelte den schweren Nachtthau, wie dicke Regentropfen von den Palmen und Kokusbäumen.

Das hohle Picken des Baumspechts, der helle Flötenton des Pavo del Monte; das mißklingende Gekreisch des Makano; das schrille Girren des wilden Guineavogels und das Geplapper der Papagaien ließ sich allmählich aus dem Walde hören. Der unheilbedeutende Gallinaso flatterte und kreiste um die Hütte, und stolz schritt der hohe Flamingo auf den seichten Stellen des Pfuhls unten umher, der den schenßlichen Alligator barg und der nur durch eine schmale Schlammbank von dem Meere getrennt war, wo ein Trupp Pelikane auf den Trümmern eines unserer Boote saß, und sich das Gefieder vor dem Winterfluge putzte. Im Osten erglühte das tiefe Blau des Firmaments, an welchem die kleineren Sterne alle, nur „das Auge des Morgens" nicht, rasch verschwanden zum herrlichsten Purpur, und Flaggen gleich schossen die goldenen Strahlen der noch zögernden Sonne überall hinaus, hinauf, durch das verziehende Gewölk, als dieses in einen kurzen Schauer sich auflöste, der gleich einem Schleier von Silberflor zwischen uns und den ersten, primelfarbigen Streifen eines tropischen Morgenhimmels niederfloß.

„Das war ein Flintenschuß," sagte der Lieutenant. Der Indianer kroch auf dem Bauche zur Thüre, legte das Kinn an den Boden und hielt seine offenen Handflächen hinter die Ohren. Man hörte einen langgezogenen Hornton in der Ferne, dann drei bis vier Schüsse in blitzschneller Folge nacheinander fallen. Herr Splinter wollte hinaus, allein der Indianer hielt ihn am Beine und stieß das einzige Wort „Españoles" hervor.

In dem Augenblicke stürzte ein junges indianisches Weib, ein kreischendes Kind in den Armen, auf die Thüre zu. Eine schwarzblaue Schußwunde saß ihr im Nacken, von dem zwei bis drei dicke dunkle, gerinnende Blutstropfen herabträufelten. Ihr langes schwarzes Haar flatterte in wild aufgelösten Flechten, und ihre Züge waren verzerrt und spitzig, wie die eines mit dem Tode Ringenden. Mit einem wilden Blick nach hinten keuchte sie: „Escapa, Oreeque, para mi soi, muerto ya!" Noch ein Schuß — und krampfhaft drückte das bedauernswerthe Geschöpf ihr Kind an sich, dessen schwacher schriller Schrei, wie es sich mit der Mutter Todeskreischen mischte, mir oft noch bis zu dieser Stunde in den Ohren klingt, und rollte, rückwärts fallend, den Hügel hinab uns aus dem Gesicht. — Mittlerweile hatte eine Abtheilung spanischer Soldaten die Hütte umzingelt, von denen nun Einer, vor der niedern Thüre knieend, seine Musketete hereinwärts richtete. Da feuerte der Indianer, der Weib und Kind vor seinen Augen so grausam hatte niederschießen sehen müssen, seine Büchse ab, und todt sank der Mann um. „Sigi mi Querida Bondiamaldito." Dann sprang er auf seine Füße, reckte seine Gestalt hoch empor und rief mit gen Himmel ausgestreckten Armen, während ihn ein heftiger Schauer, wie ein Fieberanfall, schüttelte mit gellender Stimme die letzten Worte in seinem Leben: „Venga la suerte, ya soi listo!" und nahm dann seine kauernde Stellung am Boden wieder ein. Ein halbes Dutzend, aufs Gerathewohl abgefeuerter Musketenkugeln schlug jetzt durch die Rohrwände, während der Lieutenant, der gut Spanisch sprach, aus voller Kehle hinausschrie, „wir seyen englische Offiziere, die Schiffbruch gelitten hätten." — „Mentira" brüllte der die Streifwache befehligende Offizier, Piratas son ustedes! Piraten mit indianischen Banditen im Bunde! zündet die Hütte an, Soldaten, und verbrennt die Schurken!" Jetzt war keine Zeit zu verlieren; Herr Splinter machte einen kräftigen Ausfallversuch, wobei ich ihn mit dem ganzen Rest meiner Stärke unterstützte; allein sie schlugen uns mit ihren Flintenkolben zurück.

Digitized by Google

„Wo sind denn Eure Patente, Eure Uniformen, wenn Ihr brittische Offiziere seyd?“ — Wir hatten weder diese, noch jene, und so schien dann unser Loos unvermeidlich. Der Thürgang wurde mit Strauchwerk angefüllt, Feuer an die Hütte gelegt — und bald hörten wir das Knattern des Palmenblätter-Daches, während dichte erstickende Wolken von weißem Rauch durch die Decke auf uns hereinquollen.

„Hilf Einmal, Tom; jetzt oder nie; und stöbere den finstern Mann da auf,“ doch der blieb regungslos, wie ein Steinbild. Wir legten unsere Schultern an die Schlußwand, und hoben und drückten aus Leibeskräften; schon wollte uns der Athem beinahe ausgehen, als die Wand nachgab, und wir nun mitten in die Soldaten geradeaus hineinstürzten, und uns hinten nach „Sneezer“ *) mit seinem stechigen Fell, voll Theerklümpchen, die wie eine Kienfackel brannten. Ohne viele Umstände packte er den Soldaten, der mich sonst erdrosselt haben würde, „par la queue,“ wobei er ihm die Rockschöße anzündete und die Patrontasche in die Luft sprengte. Das Possierliche dieses Angriffs rettete uns — glaube ich — mit des Himmels Hülfe vor einem augenblicklichen Tode unter den Bajonnetten der Soldaten. Herr Splinter gewann dadurch Zeit, wieder Athem zu schöpfen, schüttelte die beiden Soldaten, die ihn — einen äußerst starken Mann — festzuhalten gesucht hatten, ab und stürzte wieder in die Hütte. Ich glaubte, er sey toll geworden, zumal, als ich ihn gleich darauf mit brennenden Kleidern und Haaren zurückkommen, und die Leiche unseres Kapitäns herausschleifen sah. Er schlug das Segel, worein diese gewickelt war, auseinander, deutete auf die Ueberbleibsel der Marine-Uniform, welche der verstümmelte und bereits verwesende Leichnam trug, und sagte mit großem Ernst zu dem Offizier: „Wir sind in Ihrer Gewalt, und Sie können uns morden lassen, wenn Sie wollen; das war übrigens mein Kapitän, noch vor vier Tagen, und Sie sehen, er wenigstens war brittischer Offizier — überzeugen Sie sich selbst.“ Der Mann, an den er sich gewendet hatte, ein hübscher, junger Spanier, mit einem hellolivenbraunen Gesichte, kleinem braunen Schnurrbarte und großen schwarzen Augen, schauderte bei dem gräulichen Anblick zusammen, that aber doch das Verlangte.

Als er die Krone und den Anker und Sr. Majestät Namenszug auf dem Rocke des todten Offiziers sah, schien er unserer Versicherung Glauben zu schenken und sagte in verändertem Tone: „Es verdad, son de la marina Englesa; aber — Senores — waren denn nicht drei Personen in der Hütte?“ Drei waren es freilich — die Flammen hatten inzwischen das dürre Dach und die ausgetrockneten Wände mit unglaublicher Schnelligkeit verzehrt, die Hütte war zusammengestürzt, Oreeque jedoch nirgends zu sehen. — — Es kam mir vor, als sähe ich etwas mitten in der Lohe sich bewegen ..... doch konnte ich mich ja auch getäuscht haben. Da hob sich abermals die weiße Asche und eine halb verbrannte Hand..... ein halb verbrannter Arm....., schob sich langsam durch die stäubende Masse; dann kam ein menschliches Haupt, an dem die Haut von dem Schädel und das Fleisch von den Kinnbacken und Wangenknochen weggebrannt war; noch hob sich der Rumpf, an dem die blutenden Rippen bloß lagen, und die Jammergestalt des Indianers mit den verkohltem Sparrwerk gleichenden Gliedmaßen stand aufrecht vor uns, einem Höllengeist ähnlich, mitten in den lodernden Flammen. Er machte keinen Versuch zu entrinnen, sondern wankte wie ein Betrunkener und stürzte dann kopfüber zu Boden, indem er in seinem Fall Wolken von Rauch und einen Regen von stiebenden Funken in die Höhe trieb.

Armer Oreeque! das junge Licht bescheint jetzt deine Asche, und die todten Leiber der unglückseligen Bonbia und ihres Kindes, und ehe es scheidet, wird ihr Gebein, weiß und fleischlos, wie das Deine, ein traurig Ueberbleibsel von dem Mahle der Vögel der Luft und der Thiere des Waldes umher liegen! — —

Der Offizier, welcher zu dem Belagerungsheere vor Karthagena gehörte, behandelte uns fortan mit großer Höflichkeit; er ließ sich die Geschichte unseres Schiffbruchs erzählen, und auf seinen Befehl mußten uns seine Leute die Reste unseres vormaligen Befehlshabers begraben helfen. Den ganzen Tag über blieben wir an diesem Theile der Küste, gegen Abend zog sich indessen die kleine Streifschaar auf die Außenposten zurück, zu denen sie gehörte — wo wir dann nach einem, etwa einstündigen Marsche aus einem trockenen Flußbette, in welchem uns die Nacht überholt hatte, heraus, und plötzlich auf eine kleine Bergebene kamen, welche die Außenposten besetzt hielten. — Tapferere Soldaten beim Angriff, als die Spanier, mag man wohl finden, so malerische aber beim Lagerfeuer gewiß nicht.

Ein riesengroßer Baumwollenbaum, gegen den unsere stämmigsten englischen Eichen nur wie Zwerge erscheinen würden, ragte auf der einen Seite empor und überschattete die ganze Fläche. Das helle Licht des Vollmonds glänzte durch die obersten Blätter, und säumte die höheren Zweige mit Silber, im seltsamen Widerspiel mit der Szene unten, wo ein mächtiges Wachtfeuer einen grellrothen Glast auf die Gegenstände ringsumher warf und dichte Rauchwolken in die Höhe trieb, welche in dunkeln Ringeln zwischen dem Laubwerk hinaufwirbelten, und in der stillen Nachtluft gleich einem Baldachin überhingen, während sie den Raum unten vergleichungsweise hell ließen. Ein für den augenblicklichen Gebrauch errichtetes Wachthaus mit einer rohen Veranda von Bambusröhren und Palmblättern stand zwischen zweien der ungeheuren Wurzelsprossen des mächtigen Baumes, die hölzernen Strebepfeilern gleich, vom Mutterstamme hinausschossen, während weiter oben eine Art Gerüst aus quer über die niederen Aeste gelegten Planken gebildet, einen Vorrath von Lebensmitteln trug, der mit Theertuch zugedeckt war; im Hintergrunde glänzten die Gewehre der dort auf und ab gehenden Schildwachen; Einige von der Mannschaft lagen schlafend auf hölzernen Pritschen und auf dem flachen Dache zwischen den Zweigen, wo ein kleines, affenartig aussehendes Männchen in Tambouruniform saß, und eine biskayische Volksweise auf einer Art Dudelsack spielte; noch Andere waren um das Feuer versammelt und kochten ihr Nachtmahl oder putzten ihre Waffen.

Mit hellem Scheine fiel das Wachtfeuer hinüber auf die lange Reihe spanischer Transportschiffe, die das Vordertheil der Küste zugekehrt vor Anker lagen; hinüber nach den weißen Segeln der Kriegsfahrzeuge, welche noch in der offenen See herumkreuzten, und nun mit der zunehmenden Nacht gleich Seegespenstern hereinschwebten, und nach dem plätschernden Fall ihrer Anker und einem hohlen Gerassel des Kabeltaues, still und schweigend sich neben die übrigen legten. Weiterhin fiel es in einem Purpurstrome auf den ruhigen Wasserspiegel der wohlumschirmten Bucht, und kämpfte hier mit dem sanfteren Licht des Mondes, und färbte die in seiner Silberspur gleitenden Wellchen wie mit Blut, während dann und wann einem Feengebilde gleich ein Wachtboot darüber hingleitete und nun die Waffen seiner Mannschaft das rothe Licht spiegelnd zurückwarfen.

Außerhalb dem Bereiche des heißen, dampfigen Glasts trat der herrliche Planet, von seinem Sternengefolge umgeben, wieder in seine vollen Herrscherrechte, und erquickt erging sich der Blick in der lieblichen von der freundlichsten Lichtscheibe beglänzten Nacht, die da und dort irgend ein phantastisches Gebild in den Schäfchenwolken zeigte, die — unheildrohenden Wunderzeichen gleich — über der zum Untergang bestimmten Festung hingen; während unten die hohe Kuppe der Popa mit ihrem stattlichen Klosterbau, die von Geschützen starrende Citadelle San Felipé, die weißen Stückbettungen und zahlreichen Thürme der schwer bedrohten Stadt Karthagena und die vor ihr geankerten spanischen Blokadefahrzeuge friedlich im Mondlicht schliefen. —

Der Kapitän empfing uns sehr höflich und bedauerte, uns so wenig Bequemlichkeiten für die Nacht bieten zu können. Er gab uns das Beste, was er selbst hatte — und das war noch schlecht genug — an Speisen und Wein, ehe er uns in diese Feldhütte wies, wo wir einen roh gezimmerten Sarg gerade auf der Bank stehen sahen, die uns zur Lagerstätte dienen sollte. Mit der größten Gemüthsruhe von der Welt ließ er ihn wegschaffen, indem er gegen uns bemerkte: „es sey nur Einer von seinen Leuten gewesen, der heute Morgen am Vomito (Gelben Fieber) — gestorben sey.“ „Einladendes Land — das!“ sagte Herr Splinter, „und einen ergötzlichen Morgen haben wir heute davon gehabt, Tom!“ —

*) „Nieser“ — der Hund. D. Ueb.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 153. 1 Junius 1832.

Die Mörder des Herzogs von Berry. *)

(Eine psychologisch-kriminalistische Skizze.)

Es war am Fastnachtsdienstage, den 13 Februar 1820 gegen eilf Uhr Nachts, als der Herzog von Berry seine Gemahlin, die von den Vergnügungen des Abends ermüdet war, an den Ausgang des Opernhauses führte und ihr eben die Hand bot, um sie in den Wagen zu heben, als ein Mann sich zwischen die Schildwache, die das Gewehr präsentirte, und die Mauer des Gebäudes drängte, auf den Prinzen losstürzte, ihn bei der linken Schulter ergriff und ihm mit einer spitzigen Waffe einen heftigen Stoß in die rechte Seite versetzte. Der unglückliche Herzog, der Anfangs nichts gefühlt hatte, stürzte plötzlich von Blut überströmt zu Boden und rief, daß man ihn ermordet habe. Ein Dolchstoß tödtete in seiner Person alle Hoffnungen der Bourbonen des ältern Zweiges; sein Stamm erlosch mit ihm, und es bedurfte nicht weniger als eines Mirakels, um einen neuen Sprößling daraus hervorzutreiben.

Inzwischen war der Mörder in vollem Laufe durch die Straße Richelieu entflohen und wendete sich nach den Boulevards, wo der Glanz der Beleuchtung ihn verrieth. An der Ecke der Arkaden Colbert's wurde er verhaftet und nach dem Corps de Garde gebracht, ohne daß man noch gewiß wußte, ob man den wirklichen Thäter ergriffen habe. Es war ein Mann von mittlerer Größe, kastanienbraunen Haaren und Augenbrauen, in blauen Ueberrock, schwarzes Halstuch und schwarze Weste gekleidet; sein bleiches ovales Gesicht hatte regelmäßige Züge, eine gewisse Zartheit und einen auffallenden Ausdruck; seinen blauen und tiefliegenden Augen fehlte es nicht an Lebhaftigkeit, so wie er seinem ganzen Aeußeren nach, die Spuren von Ringen, die er einst in den Ohren getragen hatte, abgerechnet, dem wohlhabenderen Bürgerstande anzugehören schien. Auf die an ihn gerichteten Fragen erwiderte er, ohne zu stocken, und mit gefaßtem Tone: er heiße Louis Pierre Louvel, sey aus Versailles gebürtig, siebenunddreißig Jahre alt, Sattlergeselle der königlichen Marställe, auf dem Platze des Carrousels; mit eben so ruhiger Stimme fügte er hinzu, daß er der Mörder des Herzogs von Berry sey. „Ungeheuer," rief ihm hier Herr von Clermont Lodève zu, der ihm zu dem Corps de Garde gefolgt war, „Ungeheuer, was trieb Dich an zu diesem Verbrechen? — „Ich wollte mein Vaterland von seinen grausamsten Feinden befreien," war Louvel's Antwort. „Seit 1814," setzte er hinzu, ging ich mit diesem Vorhaben um, zu dem ich vor sechs Jahren in Metz den Entschluß faßte. Seitdem folgte ich dem Prinzen oft auf seinen Jagden in der Absicht, ihn zu tödten." Es ist hiebei zu bemerken, daß ihm, in dem Augenblick, wo man ihn ergriff, die Handfesseln so unbarmherzig fest angelegt wurden, daß ihn darüber fast eine Ohnmacht befiel. Der Polizeipräfekt Herr Anglès brachte Louvel, von einem Lieutenant der Gendarmerie begleitet, in seinem eigenen Wagen nach dem Hotel des Ministeriums des Innern, wo das Verhör Louvel's bis zum andern Tage sieben Uhr Abends fortdauerte. Hierauf wurde er in die Conciergerie gebracht, die er nur zwei oder dreimal in Verlauf seines Prozesses verließ, und endlich zum letztenmale am darauffolgenden 7 Junius, um das Schaffot zu besteigen.

Louvel's Kerker war im entlegensten Theile der Conciergerie, und man konnte zu ihm nur durch eine Reihe langer düsterer Gänge gelangen, deren faulige und ungesunde Luft durch den erstickenden Dampf der Lampen, die dort Tag und Nacht brannten, noch mehr verdichtet wurde. Ein schmales Fenster, mit Eisenstäben vergittert und tief in die Mauer hineingewölbt, ließ dem Gefangenen nur einige Stunden Tageshelle. Louvel selbst, die Arme immer im Zwangskamisol und nur während des Essens fesselfrei, stets ruhig und gelassen, wie im Augenblick seiner Verhaftung, saß fast den ganzen Tag auf dem Gestelle des elenden Gefängnißbettes, oder ging auch manchmal in seinem Kerker auf und ab, der kaum acht bis zehn Schritte maß, und den er noch mit einem Polizeibeamten theilen mußte, der beauftragt war, ihn unaufhörlich zu beobachten. Während seiner langen Gefangenschaft unterbrach er zuweilen die Eintönigkeit der Stunden und eines stäten Stillschweigens, indem er von seinen früheren Lebensverhältnissen, seinem Verbrechen und andern unbedeutenden Nebensachen sprach, was ihm einige Zerstreuung gewährte. „Ich faßte meinen Entschluß," sagte er am ersten Abende seiner Gefangenschaft, „im Jahre 1814, und der erste Gedanke dazu stieg in mir auf, als ich auf den Wällen von Metz Schildwache stand, wo ich in der Nationalgarde diente. Seit einigen Wochen waren wir von den

*) Der Verfasser dieser Skizze verbürgt sich für die in diesem Artikel enthaltenen Details, so wie für die wörtlichste Genauigkeit der Stellen, in denen Louvel redend auftritt. „Wenn ich erst nach zwölf Jahren das Andenken Louvel's wieder auffrische, bemerkt der Verfasser hiebei, so geschieht es nur deßhalb, weil bis auf diese Stunde noch ein völliges Dunkel über dem wahren Charakter dieses Mannes schwebte."

Digitized by Google

Fremden blokirt, als ich durch die Zeitungen, die ich damals as — seitdem aber habe ich keine mehr geleſen, denn ihr Inhalt macht mir übel — erfuhr, daß die Bourbonen nach Frankreich zurückkommen und den Thron wieder beſteigen würden. Von dieſem Augenblicke an ſchwur ich ihnen den Tod; denn in meinen Augen ſt es das größte Verbrechen, das ein Franzoſe begehen kann, mit Hülfe der Feinde in ſein Vaterland zurückzukehren. Uebrigens hatten die Bourbonen auch gegen Frankreich ſchon die Waffen getragen, was ich ihnen nie und nimmermehr verzeihen konnte. Ich erwies meinem Vaterlande einen Dienſt, wenn ich ſie aus dem Wege räumte, und ich war bereit, allen Strafen zu trotzen, um mein Vorhaben auszuführen. Sechs Jahre lang wartete ich auf die Gelegenheit hiezu, indem ich den günſtigen Augenblick zu erſpähen ſuchte, der mir manchmal durch Zufall, manchmal durch eine Anwandlung von Schwäche entging; endlich aber iſt der Streich gelungen; und Sie werden mich ſo ruhig auf dem Schaffot ſehen, wie hier, wie bei meinen Sattlerarbeiten, wie ich es immer war."

Da der Polizeibeamte dieſe Worte nicht hörte, oder wenigſtens ſich ſtellte, als hörte er ſie nicht, ſo ſchwieg der Gefangene und betrachtete ſtumm ſeinen Wächter, der ihm die Schnüre von den Schuhen nahm, aus Furcht, Louvel möchte ſich ihrer bedienen, ſich ſelbſt zu ermorden. Der Gefangene zuckte mitleidig die Achſeln und ſeine Augen ſprachen es deutlich genug aus, wie ſehr er ſich ſelbſt verachten müßte, wenn er eines ſo feigherzigen Gedankens fähig wäre. Es war ſchon ſpät in der Nacht, und obgleich es die erſte war, die er in ſeinem Gefängniſſe zubrachte, ſo verſank er doch in einen ſo ruhigen und tiefen Schlaf, als wenn ſeine Hand nicht am Abende zuvor erſt einen Menſchen ermordet hätte.

Am andern Tage wurde Louvel gegen Mittag unter ſtarker Bedeckung nach dem Louvre abgeholt. In einem ſchwarzbehangenen Saale des Erdgeſchoſſes lag die Leiche des Prinzen noch in ſeinem blutbefleckten Hemd, mit einem Tuche bedeckt. Mehrere hohe Würdeträger der Krone umgaben ſie; auch eine Menge Hofleute hatten ſich dort verſammelt; unter ihnen auch ein Biſchof, deſſen Name hier nichts zur Sache thut. Der Generalprokurator Belliard und andere Gerichtsperſonen hatten ſich ebenfalls eingefunden. Man hieß Louvel näher treten, und bevor er noch Zeit hatte, zu überlegen, was man von ihm wolle, hob ein Bedienter das Tuch auf, und die blaſſe Leiche mit ihrer noch blutenden Wunde lag vor ſeinen Augen. „Kennen Sie dieſe Wunde und den Dolch, der ſie verſetzte?" — „Ja," erwiderte Louvel, deſſen Antlitz nicht das leiſeſte Zeichen einer innern Bewegung verrieth. „Haben Sie Mitſchuldige?" — „Keine," antwortete er mit demſelben unerſchütterlichen Gleichmuth. Der Biſchof von Schrecken außer ſich, oder aus was immer für einem andern Grunde, rief hier, er erkenne in dieſem Menſchen den Böſewicht, der ihn vor zwei Jahren habe ermorden wollen. Louvel warf einen Blick auf ihn, ohne ihm eine Antwort zu geben, und verließ ruhig den Saal in der Mitte der Wachen, die ihn hergeführt hatten. Als er wieder in ſeinem Gefängniß angekommen war, und ſich mit dem Polizeibeamten allein befand, ſagte er: „Dieſen Morgen hat man mir einen qualvollen Anblick bereitet; ſie führten mich nach dem Louvre zu der Leiche des Herzogs von Berry. Ich war ſehr ergriffen, aber ich verbarg es vor ihren Augen. Ich kannte den Prinzen nicht, und hatte für meine Perſon nichts gegen ihn; aber er war Einer von Denen, die gegen Frankreich die Waffen getragen, und die Fremden ins Land geführt. Ich bereue nicht im Geringſten, was ich gethan; aber dennoch bleibt es immer eine furchtbare That, wenn ein Menſch einen andern anfällt, um ihn ohne Gegenwehr und von hinten zu erdolchen. Ich weiß wohl, daß ich ein Verbrechen begangen habe; es iſt mißverſtandener, unſinniger Patriotismus, wenn man will; aber man würde irren, wenn man es für Feigheit hielte. Wenn man wüßte, wie viel Seelenſtärke im Augenblick der Ausführung dazu gehört, ſo würde man davon ganz anders denken. Sie wollen mich noch ein zweites Verbrechen begehen laſſen, indem ſie mich zu zwingen ſuchen, Mitſchuldige anzugeben, da ich doch keine habe. Ich ſah unter ihnen einen Biſchof in großem Koſtüme, mit dem Kreuz auf der Bruſt, in einer wahrhaft lächerlichen Haltung; er behauptete, ich habe ihn ermorden wollen. Ich frage Sie, wozu hätte ich Dieß thun ſollen, und was konnte mir an ſeinem Leben gelegen ſeyn? Ich gab dieſem Menſchen keine Antwort, denn ſeine Anklage verdiente keine Widerlegung." — Hier hielt Louvel inne; nach einigen Augenblicken Stillſchweigens fuhr er wieder fort: „Die Großen, beſonders wenn ſie eine oder die andere Sünde auf dem Gewiſſen haben, thun Unrecht, wenn ſie ſo wenige Vorſicht brauchen. Die deutſchen Fürſten ſind darin klüger, als die unſrigen. Wenn ſie in den Wagen ſteigen, ſo kehren ihnen die Soldaten, ſtatt zu präſentiren den Rücken, und ſie thun ganz gut daran, denn Niemand kann ſich nähern, ohne von der Schildwache geſehen zu werden. Ich habe auch dieſe Bemerkung noch zu machen: als der Prinz ſich gegen acht Uhr in das Operuhaus begab, riefen die Bedienten dem Kutſcher zu und zwar ſo laut, daß ich es deutlich hören konnte: „Um drei viertel auf eilf Uhr kommt zurück!" — Dieß war eine Unklugheit, und ich benützte ſie."

(Fortſetzung folgt.)

Sitten und häusliches Leben der Nordamerikaner.

(Schluß.)

Von dem häuslichen Leben einer Dame in Philadelphia, der Gemahlin eines Senators und ſehr ausgezeichneten Rechtsgelehrten dieſer großen und blühenden Stadt, gibt die Verfaſſerin folgende Schilderung:

„Sie hat ein ſehr ſchönes Haus, mit weißen marmornen Treppen und Thürpfoſten, und ſchönen Klopfer und Handhabe von Silber am Thor; ſie hat ſehr ſchöne Beſuchzimmer, prächtig möblirt, ſehr ſchöne Etagères mit geſchliffenen und geſchnittenen Gläſern, einen ſehr ſchönen Wagen, und einen ſehr ſchönen freien Neger als Kutſcher; ſie iſt ſtets ſehr ſchön gekleidet, und was noch mehr iſt, ſelbſt ſehr ſchön. Nachdem ſie aufgeſtanden iſt, wird die erſte Stunde damit zugebracht, die Morgentoilette mit der ſorgfältigſten Genauigkeit zu vollenden; dann geht ſie in das Beſuchzimmer hinab, nett, ſteif und ſchweigſam, um hier ihr Frühſtück einzunehmen. Schinken und geſalzene Fiſche und Kaffee — Alles wird ſchweigend genommen, während ihr Gemahl eine Zeitung lieſt und eine andere unter dem Ellenbogen in Bereitſchaft hat. Dann wäſcht ſie vielleicht die Taſſen und Saucenſchalen. Ihr Wagen iſt auf elf Uhr beſtimmt, bis zu dieſer Zeit iſt ſie im Kochzimmer beſchäftigt,

Digitized by Google

wobei eine schneeweiße Schürze ihr grauseidenes Kleid bedeckt. Zwanzig Minuten, bevor der Wagen an der Thüre halten wird, zieht sie sich in ihr Gemach zurück, wie man es dort zu nennen pflegt, legt ihre weiße Schürze zusammen, streicht ihr reiches Gewand wieder in ordentliche Falten, und setzt mit Sorgfalt ihren Hut und ihre übrigen Zierrathen auf; dann gerade im Augenblick, wo ihr schwarzer Kutscher ihrem schwarzen Bedienten ankündigt, daß der Wagen bereit sey, geht sie die Stiege hinab. Sie steigt ein und ruft: „Fahre nach der Dorcas Gesellschaft" (ein Frauenverein). Der Bediente bleibt zu Hause, um Messer und Gabeln zu putzen; denn der Kutscher darf sich in so weit auf seine Pferde verlassen, daß er absteigen und den Schlag öffnen kann, und seine Gebieterin, die nicht gewöhnt ist, einen Arm oder eine Hand angeboten zu erhalten, gelangt auch ohne sie wohlbehalten auf den Boden; obgleich ihre eine Hand von einem Arbeitskorb und ihre andere von einer dicken Rolle der tausenderlei Sachen in Anspruch genommen ist, die von den Damen in die Dorcasgesellschaften mitgenommen zu werden pflegen. Sie tritt in das Gesellschaftszimmer, wo sie sieben andere Damen gleich ihr findet, und nimmt unter denselben Platz; nun packt sie ihre Beisteuer zum Vereine aus, die man mit einem beifälligen Lächeln in die Runde herum aufnimmt, die Abfälle feiner Leinwand, die Endstücke von Bändern, Goldpapier und Stecknadeln, womit bereits eine große Tafel zum Theil bedeckt ist; dann bringt sie aus ihrem Arbeitskörbchen auch noch drei fertige Nadelkissen, vier Schreidzeugunterlagen, und ein papendeckelnes Uhrgehäus zum Vorschein, und die jüngste der Damen nimmt die Gaben in Empfang und legt sie auf die Simse, die bereits mit einer zahllosen Menge von dergleichen Artikeln beladen sind. Hierauf nimmt sie ihren Fingerhut heraus, und fragt, was es zu arbeiten gibt; man legt ihr eine Arbeit vor, und die acht Damen nähen einige Stunden in Gesellschaft. Ihre Unterhaltung geht von den Geistlichen und Missionärs; von dem Ertrage ihrer letzten Verkäufe und von den Hoffnungen auf die künftigen; von der garstigen Haube, die am Sabbath Morgens in der Kirche auf jenem oder diesem Kopfe zu sehen gewesen; von der schönen Nachmittagspredigt und von der reichen Sammlung, die am Sonntag Abends gemacht wurde u. s. w. Dieß dauert bis gegen drei Uhr, wo der Wagen wieder erscheint, und die Dame mit ihrem Arbeitskörbchen abholt. Nach Hause gekommen, begibt sie sich in ihr Gemach, legt Hut und Haube sorgfältig ab, zieht ihre ausgezackte schwarzseidene Schürze an, geht in die Küche, um zu sehen, ob Alles in Ordnung ist, dann in das Speisezimmer, wo sie mit scharfem Blicke die gedeckte Tafel überfliegt, und sich dann mit einer Arbeit in der Hand niedersetzt, um ihren Gemahl zu erwarten. Dieser kommt endlich, sie schütteln sich die Hände, er spuckt aus und ißt und spuckt wieder aus. Die Unterhaltung ist nicht sehr lebhaft, denn in zehn Minuten ist Alles abgethan; der Nachtisch, Früchte, Rum, die Zeitungen und der Arbeitsbeutel folgen. Abends geht der Hausherr, wenn er ein Gelehrter ist, in die Wistergesellschaft, und spielt dann bei einem Nachbarn einige Partien Whist. Die Dame empfängt zum Thee einen jungen Missionär und drei Schwestern der Dorcasgesellschaft. Somit hat ein Tag ein Ende."

Ein schönes Bild amerikanischer Betriebsamkeit und häuslichen Fleißes entwirft die Verfasserin, vielleicht ohne es zu wollen, von diesem halbwilden Volke, wie es ihr überall vorkommt.

„In meiner Nachbarschaft lebte ein Mann, dessen allmählich zunehmenden Wohlstand ich mit Interesse und Freude beobachtete. Als ich neben ihm einzog, bewohnte er, seine Frau und vier Kinder eine einzige Stube, und wenn auch die Familie genug Beefsteaks mit Zwiebeln zum Frühstück, Mittags- und Abendessen hatte, so genoß sie doch außerdem wenig andere Bequemlichkeiten. Es war einer der schönsten Männer, die ich noch gesehen, voll Verstand und Thätigkeit an Leib und Seele, doch konnte er weder lesen noch schreiben. Er trank nur wenig Whisky und kaute auch nicht Tabak, weßhalb er von der üblen Gewohnheit des häufigen Ausspuckens, was eine Unterhaltung mit Nordamerikanern so widerwärtig macht, ziemlich frei war. Er arbeitete oft für uns, kam dann häufig zu mir auf das Zimmer, setzte sich, ohne viele Umstände zu machen, auf das Sofa und sprach dann mit mir von seinen Planen. Mit dem Eigenthümer eines nahegelegenen waldigen Hügels machte er einen Vertrag, nach welchem er die Bäume fällen, zum Lohne dafür aber die Hälfte Holz sein gehören sollte. Durch seinen unermüdlichen Fleiß zog er aus diesem Unternehmen großen Vortheil, und er erübrigte so viel, daß er sich die Materialien zum Bau eines bequemen hölzernen Hauses anschaffen konnte; den Bau selbst führte er größtentheils mit eigener Hand aus. Dann übernahm er es in Akkord, Raahölzer zu schlagen, und da er in einem Tage zweimal so viel als ein Anderer zuwege brachte, so fiel auch Dieß sehr zu seinem Vortheile aus. Nun umgab er sein halbes Haus mit einem bedeckten Gange, wodurch es stets kühl gehalten wurde. Bald darauf schloß er einen Kontrakt, eine hölzerne Brücke zu bauen, und als ich Mohawk verließ, hatte er die eine Hälfte seines Hauses in einen Gasthof und eine Spezereiniederlage umgeschaffen, so daß ich nicht zweifle, daß jede untergehende Sonne ihn als einen reichern Mann bescheint, als beim Aufgange. Er hofft, aus seinem Sohn einen Rechtsgelehrten bilden zu können, und ich zweifle keineswegs, daß er es noch erleben wird, ihn im Kongresse sitzen zu sehen; wenn diese Zeit kommen wird, wird der Sohn des Holzhauers gleichen Rang einnehmen mit jedem Mitgliede des Kongresses, und der Gedanke an seine Abkunft ihm niemals, selbst in den Augen der überspanntesten seiner Mitbürger nicht, nachtheilig werden."

Diese einzige Stelle, dünkt uns, wiegt viele Klagen auf, die Mistreß Trollope, mit Recht oder Unrecht, gegen die transatlantischen Republikaner erhoben hat. Bei allem Schatten, den sie auf das amerikanische Leben zu werfen sucht, leuchtet doch wenigstens so viel durch, daß dort ein Land zu finden ist, wo menschlichen Kräften jede Entwicklung gestattet, jeder Spielraum geöffnet ist, und nur so viel braucht der Mensch, um das Größte und Trefflichste zu vollenden. Die Schlußbetrachtungen der Verfasserin sind so schief und einseitig, daß man sie billig überschlagen kann. Nur eine ihrer Bemerkungen möge hier als Beleg davon stehen: „Man würde sich bei keinem Amerikaner sonderlich empfehlen, wenn man einen Wink fallen ließe, es sey doch möglich, daß ihre Verfassung, an der sie mit blinder Liebe hangen, durch den stillen Gang der Ereignisse eine Veränderung erfahren könne; aber in der That sie haben Dieß auch nicht zu fürchten, so lange wenigstens nicht, als sie im Stande sind die höhere Macht, welche Natur großen menschlichen Kräften beilegt, nieder zu halten; so lange es ihnen gelingt, Ehre und Verehrung, welche die Menschen hohen Talen-

Digitized by Google

ten, hohen Stellungen im Leben und gefälligen Sitten zu erweisen pflegen, nicht aufkommen zu lassen. Indeß habe ich mir sagen lassen, daß es unter ihnen Einige gibt, die hier gern eine Veränderung eintreten sehen würden; Männer, die als Philosophen (!) und Leute von Bildung einen Abscheu hegen gegen diese allgemeine Gleichheit, die sie nur für erzwungen und unmöglich halten. Sicherlich gibt es Männer von solchen Ansichten, wiewohl sie sich nie darüber gegen mich aussprachen; und ich muß offenherzig gestehen, daß ich sehr wünschte, daß die öffentliche Gewalt in ihre Hände überginge (!!) u. s. w."

Vermischte Nachrichten.

Hr. v. Cormenin hat neben seinen früher schon erschienenen drei Philippischen Briefen über die Civilliste (Trois Philippiques, ou lettres de Mr. de Cormenin sur la liste civile) jetzt einen vierten Brief über die Leistungen der Deputirtenkammer von 1831 in Druck gegeben, worin er die gegenwärtige Lage von Frankreich mit der heftigsten Bitterkeit schildert. Folgende Stelle daraus mag von dem Tone dieser Schrift eine Probe geben: „Das Ministerium vom 13 März gleicht dem Vogel Strauß, der, wenn das feindliche Eisen ihn von beiden Seiten bedroht, den Kopf unter die Flügel steckt, um es nicht zu sehen. Allein wenn das Feuer des Krieges gegen Außen auf Einmal an allen Punkten unserer Gränzen aufblitzt; wenn die Karlisten des mittäglichen Frankreichs die Oriflamme der Legitimität aufpflanzen werden; wenn vierzig tausend Soldaten beschäftigt seyn werden, Tag und Nacht, von Busch zu Busch die Banden des Westens zu verfolgen, was werden dann die Partisanen des Friedens um jeden Preis, der Quasilegitimität und der Ausnahmsgesetze, die Verherrlicher der legalen Ordnung, die Atlas der Protokolle, die Retter Frankreichs sagen? Sie werden uns sagen, daß sie Alles in so großen Vertheidigungsstand gesetzt, so feste Institutionen gegründet, so viele Hülfsquellen eröffnet, Frankreich mit einem so schönen Feuer durchglüht, daß es fähig ist, Allem die Stirne zu bieten und über alle Hindernisse zu siegen. Wohlan, da sie sich so sehr ihrer Werke rühmen, hier sind sie: die Volkssouveränetät mit Füßen getreten; die Folgen der Julusrevolution geläugnet, geschmäht, verspottet; die Chouans mit möglichster Schonung behandelt, die patriotischen Beamten abgesetzt; die patriotischen Deputirten verläumdet; die patriotische Nationalgarde entwaffnet; die patriotischen Journalisten ins Gefängniß geworfen; die patriotischen Bürger auf die schwarze Tafel der Polizei geschrieben; die Emeute hier unterdrückt, um sie dort unter tausend Vorwänden und Gestalten wieder ausbrechen zu lassen; das Leben der Menschen der Spitze des Degens der Stadt-Sergeanten bloßgestellt; die öffentlichen Plätze ohne vorhergegangene Aufforderung mit dem Blute der Bürger benetzt; Verschwörungen durch bezahlte Agenten angezettelt, und durch gerichtliche Untersuchungen vergrößert, die am Ende unter Zischen des Publikums durchfielen; die Presse, wie eine Hure, mit den Haaren in die Gefängnisse des Justemilieu geschleppt; die Renegaten des Liberalismus triumphirend auf den kuruli'schen Stühlen der Deputirtenkammer; die Nationalgarden von Perpignan, Lyon, Grenoble und Carcassonne aufgelöst; die liberalen Munizipalitäten entlassen; der Süden im Kampfe mit den Grünröcken, der Westen mit den Chouans; die Freiheit mit Riemen gepeitscht, wie die rebellischen Sklaven, die von den Römern in die Mühle geschickt wurden, um in Elend und Verzweiflung zu verderben; die geheimen Fonds der Polizei verschwendet, um unsere Straßen und öffentlichen Plätze mit Spitzen und Spionen zu bedecken, als lebten wir in der Angst vor einer unaufhörlichen Verschwörung; die heldenmüthigen Polen wie Kriegsgefangene eingesperrt; der Elementarunterricht vernachlässigt; die Unternehmung zu Straßen- und Kanalbauten unterbrochen, oder durch Formalitäten unterdrückt; blinde Ergebenheit an das Ministerium durch elende rothe Bänder erkauft; alle Anstellungen, Ehren, Besoldungen und Würden an die Trabanten des Ministeriums vertheilt; eine Agio-Aristokratie, statt der Hof-Aristokratie, mit Gold übersättigt, voll Verachtung gegen das Volk, und unter den ausgebreiteten Flügeln der Furcht an allen Gliedern zitternd; der Handel vernichtet, der Ackerbau zu Grunde gerichtet, die Börse in voller Blüthe; die Grundeigenthümer verarmt und Angestellte im Ueberfluß; eine abgezehrte, zerlumpte, vor Hunger und Elend erschöpfte und von dem giftigen Eishauche der Cholera hinweggerafft Bevölkerung; die Vergangenheit fast beklagt, und die Zukunft mit Ungewittern drohend; der Enthusiasmus erloschen und der Patriotismus irre geleitet und bestochen; die Lähmung des Egoismus allmählich wie ein kaltes Gift vom Herzen aus die äußersten Theile beschleichend; eine taube, haßerfüllte und plumpe Camarilla, im Dunkeln ihre gefährlichen Fäden spinnend; nirgends hochherzige Gesinnung, nirgends etwas Großes, nichts organisirt, nichts vollständig; nichts für den Ruhm, nichts für die Freiheit, nichts für das Volk gethan; nichts Nationales, nichts Französisches; kein Genie in den Berathungen, keine Einheit in der Ausführung; Frankreich aus dem Zustande der Fieberentzündung in den Marasmus einer allmählichen Auflösung verfallen; ein unverantwortlicher König, der im Konseil präsidirt; ein verantwortlicher Minister, der nicht regiert; die Kammern ohne Begriff von der Gegenwart und ohne Einsicht in die Zukunft, am Ende Gesetze verfertigend, wie andere Maschinen Strümpfe weben; Giftbeulen, die am Herzen des Staats und unter dem sanften Fleische nagen; die Gesellschaft in Eiterung und der Auflösung nahe. Dieß das Justemilieu! Dieß seine Werke!"

*

Der Ornithologe Audubon ist im vergangenen Januar nach St. Augustin, im Staate Florida, zurückgekehrt, nachdem er eine Strecke von hundert Meilen in das Innere dieser Halbinsel zurückgelegt, und in Carolina und Florida einige hundert Spezies von Vögeln, und unter diesen auch einige ganz neue, gesammelt. Audubon beschreibt in Briefen an seine Freunde diese Gegenden als sehr arm an Vögeln; indeß schoß und zeichnete er einen neuen Ibis, dem er den Namen Tantalus fuscus beilegte. „Auch fand ich, setzt er hinzu, drei verschiedene neue Spezies von Heidekraut, von denen eine gelbe, die andere rothe und eine dritte purpurrothe Blumen trägt; auch eine schöne Kalmia entdeckte ich, und verschiedene ungewöhnliche Schmarotzerpflanzen, von denen eine an der Morgenseite der Cypern in Moorgegenden sechs bis zehn Fuß oder dem Wasser wächst. Während meiner ganzen Reise lebte ich fast wie ein Amphibium, indem ich den größten Theil des Tags auf den Gewässern zubrachte, und des Nachts mein Zelt am kahlen Sandufer der Flüsse aufschlug. Als ich mich zu Spring-Garden befand, waren die Alligatoren in voller Lebensthätigkeit, die weißköpfigen Adler brüteten, die kleinern einheimischen Vögel paarten sich; eine sonderbare Bemerkung machte ich an den Blaukehlchen (Warbler, wahrscheinlich Motacilla succica), einer Zugvögelgattung, die jeden warmen Tag ostwärts zogen, und jeden kalten Tag wieder zurück kehrten, ein merkwürdiger Umstand, der dazu dienen mag, über gewisse Prinzipien der thierischen Oekonomie Licht zu verbreiten, worüber ich bei einer andern Gelegenheit mich aussprechen werde." — Spätere Nachrichten melden die Ankunft von sechs Kisten in Charleston, mit Vogelhäuten, Thierfellen und einer großen Auswahl von Muscheln, Pflanzen, Samen u. s. w., die durch Audubons und seiner Reisegefährten unermüdlichen Eifer gesammelt wurden. In dieser Sammlung bemerkt man vier bis fünfhundert Häute von Vögeln, unter ihnen viele in jenem Theile der Vereinigten Staaten sehr seltene, und einige, die noch gar nicht beschrieben sind. Von den seltneren Vögeln findet man darunter zwei, von Wilson noch nicht beschriebene Spezies Pelikane, den Psittacus Carolinensis, das Bonaparte's Palmblankehlchen (Sylvia palmarea) und den floridanischen Häher, ein schöner Vogel, ohne den bei diesem Genus gewöhnlichen Busch. Zu den neuen Entdeckungen Audubons gehört ein schöner Vogel, der die Mitte zwischen Falken und Geyern hält, und noch nicht beschrieben ist. Dieser Vogel wird die Ornithologie der Vereinigten Staaten nicht nur mit einer neuen Spezies, sondern mit einem neuen Genus bereichern. Auch eine neue Spezies Wasserhuhn (Pulica) findet sich unter Audubons Sammlung.

*

Bei Umgrabung eines Obstgartens zu Aldburgh fanden die Arbeiter einige Klafter tief unter dem Boden einen sehr schönen, vielfarbigen Mosaik-Fußboden, in dessen Mitte ein steigender Löwe abgebildet war. Aldburgh liegt auf der Stelle des alten Isurium's, wie die Römer nach der Eroberung von Britannien Iseur, die Hauptstadt der Brigantier nannten. Schon zu verschiedenen Zeiten wurden hier römische Alterthümer gefunden. Isurium wurde 766 von den Dänen zerstört. (Atlas.)

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 154. 2 Junius 1832.

Der Mörder des Herzogs von Berry.

(Fortsetzung.)

Der einzige Gedanke, von dem sich Louvel während seiner Gefangenschaft heftig beunruhigt fühlte, galt seiner Familie. Louvel hatte einen Bruder, mit dem er schon lange her in keiner Verbindung stand, und der fern von Paris wohnte; aber er hatte auch zwei Schwestern, die er stets zärtlich liebte, und zwar die jüngere mit einer wahren Leidenschaft; die ältere verehrte er mehr als eine Mutter, und als solche hatte sie sich auch seiner angenommen. Die jüngere verfertigte Mieder, und brachte sich redlich durch Handarbeit fort, sah sich aber auf einmal in dem Hause, wo sie wohnte, zu einem Gegenstand des Abscheus und der Verachtung werden, fiel auf die Nachricht von dem Verbrechen ihres Bruders in eine gefährliche Krankheit, und genas nur wieder um Paris zu verlassen, und sich in einer entfernten Stadt unter fremdem Namen zu verbergen. Die ältere, Therese, Louvels Stiefschwester, hatte ihren kleinen Bruder erzogen, und ihr verdankte er die wenige Bildung, die er besaß. Louvel hatte seine Mutter schon im zehnten und seinen Vater im zwölften Jahre verloren. In diesem Alter war er durch Theresens Bemühungen in das „Institut der Kinder des Vaterlandes" (die Pitié zu Versailles) aufgenommen worden, wo er unentgeldlich den Elementarunterricht erhielt; in der Konstitution von 1791, in den „Rechten des Menschen," und in den republikanischen Gebeten, die von den Theophilanthropen in dieser Erziehungsanstalt eingeführt worden waren, lernte er lesen. Nachdem er das Institut verlassen hatte, trat er bei einem Sattler von Montfort-l'Amaury, in die Lehre. Da er aber noch sehr jung war, so hatte ihn Therese, die ihn zärtlich liebte, zu sich genommen; der Knabe setzte die Erlernung seines Handwerks fort, und ging dabei seiner Schwester in dem kleinen Kramladen, den sie zu Versailles hielt, an die Hand. In müßigen Augenblicken, gab sie ihm aus den Blättern der halbzerrissenen Bücher die sie in ihrem kleinen Handel verbrauchte, Unterricht; manchmal kaufte sie ihm auch von einem Sparpfennig einige Flugschriften der Theophilanthropen, die das Kind sehr zu lieben schien. Jede Decade fand er sich regelmäßig in dem Tempel dieser neuen Religionsprediger ein, und hörte dort mit Vergnügen die Hymnen, die zum Lobe Gottes, der Freiheit und des Vaterlandes gesungen wurden. Als er das sechzehnte Jahr erreicht hatte, schickte Therese ihren Bruder, im Vertrauen auf die Festigkeit seines Charakters und die guten Grundsätze, die sie ihm eingeprägt hatte, nach Paris, um bei einem Sattler ihrer Bekanntschaft seine Lehrjahre zu vollenden. Nach Aussage seiner Familie war Louvel damals heiter, sanft und offenherzig; man mußte seine Nüchternheit, Ordnungsliebe und Arbeitsamkeit loben. Alle diese trefflichen Eigenschaften wußte er sich inmitten der Hauptstadt zu bewahren; allein die Heiterkeit seiner Jugend verschwand; vielleicht als natürliche Folge des Alters oder auch durch das strenge und ernste Leben, das einen jungen Menschen umgibt, der auf sich selbst angewiesen ist; von dieser Zeit an zog er sich aber auch von allem Umgang zurück, und begann jenes einsiedlerische und verschlossene Leben, in dem er fortan beharrte. Mit dem achtzehnten Jahre hatte er sein Handwerk in so weit erlernt, um sich selbst seinen Unterhalt verdienen zu können; und er verließ Paris, um seine Wanderschaft durch Frankreich anzutreten, mit nicht mehr als 40 Franken in der Tasche. Während seiner ganzen Wanderzeit erhielt Niemand von seinen Bekannten und Kameraden in einer Zeile Nachricht von ihm; seine Briefe wie seine Liebe waren nur seinen Schwestern zugewendet.

Bis zum Augenblicke seiner Verhaftung war er mit Therese fortwährend in Verbindung geblieben, in so fern es nur immer die Entfernung des Ortes und die Seltsamkeit seines Charakters gestattete, und seitdem er im Jahre 1816 zurückgekommen war, um sich in Paris niederzulassen, hatte er alle Sonntage seine Schwester, die nicht fern von ihm wohnte, zum Spaziergange abgeholt. Martiale liebte ihren Bruder, obgleich sie weder seine politischen noch religiösen Ansichten theilte; da sie hierin seine Empfindlichkeit kannte so vermied sie es, mit ihm darüber zu sprechen, so daß die Augenblicke, die sie in Gesellschaft zubrachten, für sie wie für ihn angenehm dahin gingen. Therese, die stets zu Versailles wohnte, sah er seltener; auch fand die ältere Schwester seine Gemüthsart völlig umgewandelt, und oft machte sie ihm darüber lebhafte Vorstellungen: „Wenn ich Dich," sagte sie zu ihm, „so düster und traurig sehe, so zerreißt es mir das Herz. Deine Gegenwart betrübt mich allzu sehr; ich lade Dich nicht mehr ein zu kommen, komme wenn Du willst." Louvel selbst war sich seiner trüben Stimmung wohl bewußt, und er sagte zu seiner Schwester, sein Charakter habe sich seit lange schon geändert, und seit seiner Rückkehr von Rochelle im Jahre 1815 „wisse er nicht mehr was Lachen sey."

Als seine jüngere Schwester Martiale die unselige That ihres

Digitized by Google

Bruders vernahm, zerfloß sie in Thränen, und in der Tiefe ihres Schmerzes rief sie aus: „Ach nun verstehe ich seinen steten Kummer und seine Traurigkeit! Deßhalb also war er so schwermüthig und verschlossen! Aber mein Bruder ein Mörder! Ach, glaubt nur nicht, daß er dafür Geld erhalten hat. Hiezu war er gewiß nicht fähig! Nein, nein, ich kenne ihn zu gut; er ist nicht der Niederträchtigkeit fähig, sich bestechen zu lassen. Es ist seine übertriebene Liebe für Bonaparte, die ihn dazu getrieben hat. Wenn er von dem Kaiser sprach, funkelten seine Augen und sprühten Blitze. Er sollte am Ende des Monats Paris verlassen, und Dieß trieb ihn, sein Verbrechen zu beschleunigen; aber da ihn der Gedanke an meine Verzweiflung nicht zurückhalten konnte, da er mir nicht schrieb, so will ich zu Gott bitten, daß er ihn bekehre. Wenn ich ihn so träumerisch sah, pflegte ich ihm zu sagen: Geh, sey munter, meine Hoffnung lebt auf; ich denke so viel zu erwerben, um Dir zur Ansässigmachung behülflich zu seyn. Und nun entehrt er mich, beraubt er mich meines ganzen Verdienstes, und er weiß wohl, daß ich arm bin und nur von meiner Händearbeit lebe!" Louvel hatte vergebens gebeten, an seine Familie schreiben zu dürfen; sie erhielt von ihm, wie das Publikum, nur durch die Journale Nachricht. Besorgt um das Schicksal, das seiner Schwestern harrte, beklagte er sie mit bitterm Schmerz und tröstete sich über ihr Unglück nur durch den Gedanken, daß die Nation nicht an ihnen sein Verbrechen rächen würde. „Ich hoffe, daß meine Familie vor Verfolgungen gesichert ist," sagte er. „Die Menschen sind heutzutage allzu aufgeklärt, um nicht zu wissen, daß Fehltritte nur persönlich sind." Wenn er dann an Labouzelle, seinen Verwandten, den Sattlermeister des Königs dachte, bei dem er in Arbeit stand, und der ihn seit zehn Jahren unterstützt und mit Güte behandelt hatte, so beklagte er ihn, daß er einen solchen Gesellen haben mußte und barg seine Besorgniß nicht, daß Intrigue und Verläumdung ihn vielleicht für das Verbrechens seines Vetters büßen lassen möchten.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Saint-Simonismus in seiner letzten religiösen, moralischen und politischen Entwickelung.

Dritter Artikel.

Nach der in den vorausgegangenen Artikeln gegebenen Darstellung der neuen saint-simonistischen Lehren hinsichtlich der Religion und Moral versuchen wir hier eine Uebersicht der

neueren politischen Lehren

des Saint-Simonismus zu geben. Ob nun gleich auch der politische Theil des Saint-Simonismus erst seit der eingetretenen Trennung eine wesentliche Umgestaltung dadurch erfuhr, daß seine moralischen Lehren auf die Politik angewendet wurden, wodurch die Politik eine eben so verdammliche Richtung nahm, als die Moral; so kann man doch nicht verkennen, daß der Keim zu dieser heillosen Politik schon in den früheren Lehren enthalten war. Zur besseren Verständlichkeit müssen wir daher einen flüchtigen Blick auf die ersten politischen Grundlehren des Saint-Simonismus werfen. Hier wollen wir nun aber auch das theilweis Gute nicht verkennen, das die frühere saint-simonistische Politik in sich enthielt, und wodurch der Globe lange Zeit für die öffentliche Wohlfahrt heilsam zu wirken schien. Der Saint-Simonismus hatte sich als ein Hauptdogma seiner Lehre die Aufgabe gesetzt, die ganze menschliche Gesellschaft in eine Gesellschaft von Arbeitern (travailleurs) umzuschaffen; die unthätigen, meistens höheren Klassen abzuschaffen, ihnen wenigstens für's erste alle gesellschaftlichen Vorrechte zu nehmen, den eigenthumslosen niedern Stand (das Proletariat) aufzuheben, und ihn auf jede mögliche Weise in eine bessere gesellschaftliche Lage zu versetzen. Jesus, sagte man, hat die Sklaverei aufgehoben, der Saint-Simonismus soll das Proletariat aufheben. Nach dieser Lehre geschah es nun, daß man sich der arbeitenden Klassen eifrig annahm, tristig für sie im Globe das Wort führte, ohne jedoch einen Aufruf an die Leidenschaften der Massen zu machen. Die Industrie wurde ein Hauptaugenmerk des Saint-Simonismus, ja die Industrie sollte es seyn, wodurch Alles was bisher Politik geheißen, abgeschafft und ersetzt werden sollte. Als eine Folge der sogenannten Wiedererlösung (rehabilitation) der Materie und des Fleisches sollte die Industrie als der Ausdruck der materiellen Interessen der Gesellschaft ebenfalls eine Wiedergeburt erfahren. Sie wurde die eine Grundsäule der Gesellschaft. Wissenschaft und Industrie, begründeten die beiden Hauptstände der saint-simonistischen Gesellschaft die der Priesterstand in ihrer Getrenntheit vereinigen sollte. In der Industrie, und zwar nur theoretisch, ist es aber auch allein, wo der Saint-Simonismus etwas Wesentliches geleistet hat. Hiebei kam namentlich dem einen Chef Enfantin, der besonders die industriellen Theorien ausbildete, seine frühere Beschäftigung (er war bei der Börse angestellt) zu statten, und hätte er sich hierauf beschränkt und nicht durch seine sogenannte Offenbarung, Religion und Moral corumpirt; so möchte er manchen Beifall verdient haben. Die meisten Theorien, die er entwickelte, waren freilich nicht neu, aber er hatte doch das Verdienst, sie mit einem praktischen Blicke klar dargestellt, manche neue Seiten entdeckt, und überhaupt sie zu einer allgemeineren Kenntniß gebracht zu haben. *)

So sind z. B. zwar Banken eine seit Jahrhunderten bekannte Einrichtung; der Saint-Simonismus machte aber besonders auf die Nothwendigkeit der Organisirung eines ganzen Systems von Banken über das ganze Land aufmerksam. Besonders wurde aber das Concurrenzsystem im Handel und Wandel, das laissez faire, laissez passer aus einem neuen Gesichtspunkte betrachtet, und von der moralischen Seite aus in's Auge gefaßt, und als ein Kampf der Concurrenten um Seyn oder Nichtseyn dargestellt; als ein Kampf in dem alle moralischen Triebfedern und alles moralische Gefühl zu Grunde gehe, und wo nur der Stärkste, d. h. der Reichste, der es am längsten aushalten könne, oder der Listigste und Verschlagenste gewinne, wo die Bereicherung des Einen den Banquerot vieler Andern nach sich ziehe, und wobei die niedern arbeitenden Klassen durch die Verringerung des Tagelohns immer verlören. In Eng-

*) Wir verweisen hier auf das Werk Economie politique, welches ganz von Enfantin geschrieben ist, so wie auch auf das Werk von Decourdemanche lettres sur la legislation dans ses rapports avec l'industrie, worin meistens die Ideen Enfantins auf die industrielle Gesetzgebung angewandt sind. In beiden Werken wird man neben manchem Verkehrten auch manches Gute finden.

Digitized by Google

land und Frankreich, wo die unbedingte Concurrenz in ihrem ganzen Umfange gilt, gingen auch schon manche Krisen daraus hervor. Der Aufstand der Arbeiter in Lyon im verflossenen Jahre, wo die Arbeiter, dem Concurrenzsysteme zuwider, einen bestimmten Lohntarif von ihren Brodherrn erzwungen hatten, den man nachher nicht halten wollte, und auch nicht konnte, bevor nicht eine wesentliche Veränderung in dem ganzen Handelssysteme des Landes vorgenommen wurde, war der blutige Fingerzeig eines Uebels in dem gesellschaftlichen Verkehrssysteme. Der Moniteur, und mit ihm alle ministeriellen Blätter erkannten Dieses zur Zeit des Aufstandes an, man versprach offiziell, daß man sich mit den wichtigen Fragen, die der Aufstand hervorgerufen habe, ernstlich beschäftigen wolle, es ist aber seitdem keine Rede weiter davon gewesen. Dieß kann aber nicht verhindern, daß alle denkenden Staatsökonomisten nochmals die Fragen und die Folgen der unbedingten Concurrenz reiflich erwägen, sie besonders vom Standpunkte des Interesses der arbeitenden Classen aus betrachten und auf die passendsten Mittel der Einschränkung der Concurrenz oder auf die beste Abstellung der möglichen Uebel denken. Hoffentlich wird uns diese Worte Niemand so mißdeuten, als wenn wir dadurch in irgend einem Punkte, Zünften Gilden, Douanen u. dgl. hätten das Wort reden wollen; alle diese werden im Interesse der Civilisation aufhören müssen; aber zweifeln möchten wir, daß die Concurrenz in ihrer Unbedingtheit aufgefaßt, das einzige Ersatzmittel sey; es gibt im Leben nichts Unbedingtes, Alles hat seine Schranken und Gränzen, wir können daher auch die unbedingte Concurrenz nicht als das „omne tulit punctum" ansehen. Diese und mehrere andere Fragen, die wir hier nicht näher berühren können, wurden von den Saint-Simonisten in ihren verschiedenen Schriften, und besonders im Globe mit Talent und praktischer Einsicht behandelt: aber bald wurde Dieß die ausschließliche und unselige Richtung, welche man in den politischen Discussionen des Globe nahm; bald redete man von weiter nichts mehr, als von diesen materiellen Interessen des Volkes; das Volk hieß es, sey von Freiheit übersättigt; es verlange Befriedigung seiner materiellen Bedürfnisse; es frage nichts nach der Charte und nach der Erweiterung der Wahlgesetze, es verlange Arbeit, und endlich sprach man die schon längst insgeheim gehegte Ansicht aus, daß es mit den Constitutionen, den parlamentarischen Verhandlungen, und den Wahlen und Wahlgesetzen überhaupt nichts sey; daß das ganze constitutionelle Staatsgetriebe nur einer Uebergangsepoche angehöre, nur Schutzwehren gegen den Despotismus begründe, die aber wegfallen müßten, wenn kein Despotismus mehr vorhanden sey, und eine solche despotismuslose Gesellschaft sey denn der Saint-Simonismus.

(Fortsetzung folgt.)

Der Diamantendistrikt von Serro do Frio.

Als Don Pedro die Fahne der brasilianischen Unabhängigkeit zu Villa de Piranga in Minas Geraes aufpflanzte, befand ich mich zu Villa Rica, der Hauptstadt jener Provinz, und da ich voraussah, daß der Wechsel politischer Ereignisse mich bald nöthigen würde nach Rio Janeiro zurückzukehren, so beschloß ich, ehe ich aus den innern Provinzen des Reiches schied, den Diamantendistrikt von Serro do Frio zu besuchen. Zu einer andern Zeit wäre es mir unmöglich gewesen, von den Behörden die nöthige Erlaubniß zu dieser Reise zu erhalten, denn es war von der portugiesischen Regierung, der jeder im ganzen Lande gefundene Diamant gehörte, auf das strengste verboten, irgend Jemand den Zutritt in den Diamantendistrict zu gestatten, und deßhalb war auch, die wenigen, von der Regierung angestellten Individuen ausgenommen, in Brasilien selbst nur wenig von dieser Gegend bekannt. Sie wurde nach eigenen, von dem berühmten Pombal selbst entworfenen Verordnungen verwaltet, und beim Austritte aus der Commarca waren Personen und Gepäck der strengsten Untersuchung unterworfen. Allein jetzt war der Liberalismus an der Tagesordnung, und es gehörte zum politischen guten Ton, Verordnungen der alten Regierung außer Kraft zu seyen. Pombal, früher allgemein bewundert, hieß jetzt ein Despot, und so erhielt ich einen Paß aus denselben Gründen, die einige Monate früher die Behörde veranlaßt hätte, ihn aufs strengste zu verweigern.

Ich traf nun die nöthigen Vorbereitungen zu meiner Reise, und verließ Villa Rica am 9 Oktober, von einem vertrauten Führer und zwei Negersklaven begleitet. Wir waren sämmtlich gut beritten, und rasch ging es vorwärts. Francisco, der Führer, war ein schlauer, gewandter Bursche, gut in der Gegend bekannt, und überdieß mit der Chronique scandaleuse auf mehrere hundert Meilen im Umkreise vertraut. Er unterhielt mich unterwegs mit Anekdoten von den Familien, bei denen wir Nachtquartier nahmen, und war auch nur der zwanzigste Theil seiner Histörchen wahr, so waren freilich in dem Lande, durch das ich reiste, Gold und Diamanten häufiger zu finden, als Keuschheit und Sittlichkeit. Zu meinem größten Verdrusse mußte ich indeß hören, daß seine eigene Tugend auf dem Wege, den wir machten, eben nicht gut angeschrieben stand, denn Francisco war ein „Grempeiro" (Schmuggler) und Theilnehmer am Contrebandhandel gewesen, daher auch seine genaue Bekanntschaft mit der Gegend. Dieser Umstand, und daß ich in Begleitung eines solchen Menschen war, veranlaßte manche ärgerliche Mißdeutung über den Zweck meiner Reise, und Francisco selbst schien mich ebenfalls für einen Zunftgenossen höheren Grades zu halten, denn ich bemerkte, daß er jedes Stück meines Gepäcks genau untersuchte. So überraschte ich ihn einst, wie er eben mit den Kolben meiner Flinte und meiner Pistolen an einen großen Stein klopfte, um zu erfahren, ob sie nicht etwa verborgene Fächer zu Aufbewahrung von Edelsteinen enthielten; überdieß suchte er mich immer durch verfängliche Fragen über den Zweck meiner Reise auszuforschen.

Eine Reise in Brasilien ist, selbst in den bevölkertsten Gegenden, keine Lustreise, und doch ergriff mich auf meiner Wanderung durch diese herrlichen, goldreichen Gegenden eine Begeisterung, wie ich sie selbst auf dem klassischen Boden der alten Welt, an den Erinnerungen aus der Geschichte und Romantik sich knüpfen, nicht gefühlt habe. Die Nacht brachten wir gewöhnlich in einem Rancho zu, einer Art Schupfen, der nach allen Seiten offen ist, und an dessen Windseite ein großes Feuer unterhalten wird. Ich zog ein solches Nachtlager dem in einer Venda oder Fazenda vor, da die Eigenthümer der letztern mich stets mit so vielen Fragen belästigten, daß ich glauben mußte, sie hielten mich für ein wandelndes Conversations-Lexikon. Ueberdieß hatte ich auf die Art mehr Gelegenheit, die wilde, ungebundene Lebensweise der Eingebornen kennen zu lernen. Meine Schlafgenossen waren meist Maulthiertreiber, die von der Hauptstadt nach den entferntern Provinzen von Goyazes oder Matto Grosso gingen, zigeunerische Handelsleute, Bergknappen, kurz Leute aus allen Klassen; so wild indeß auch ihr Aussehen war, so waren ihre Sitten doch einfach und freundlich. Stets befestigten sie meine Hängematte an der besten Stelle des Rancho, und hingen ein Fell, oder ihre großen Poncho's vor, um mich gegen die Nachtluft zu schützen. Bei solchen Gelegenheiten glänzte mein Führer mit seinen gesellschaftlichen Talenten; er suchte die Gesellschaft um sich zu sammeln, und sie mit irgend einer Legende des Landes zu unterhalten. Diese Erzählungen waren meist auf der früheren Geschichte der Ansiedler, und drehten sich immer um Entdeckungen von reichen Bergwerken, von denen aber durch den schnellen Tod der Entdecker jede Spur verschwunden war. Nahte sich eine solche Geschichte ihrer Entwicklung, so glänzten die dunkeln Gesichter der Zuhörer wie Kupfer, das man dem Feuer aussetzt, und es war interessant zu sehen, welche Wirkung diese Sagen, die allen Bergbau treibenden Ländern der Erde gemein sind, und auf ganz eigene Weise auf den moralischen und gesellschaftlichen Zustand ihrer Bewohner eingewirkt haben,

Digitized by Google

auf dieſe Leute machte. In tiefes Schweigen verloren ſaßen ſie da, ſo oft eine ſolche Geſchichte zu Ende war, und jeder Einzelne dachte ſich vielleicht, es könnte wohl ihm beſtimmt ſeyn das fabelhafte Eldorado wieder aufzufinden. Zuweilen griff Franciſco auch wohl nach ſeiner Guitarre, und ſang eine klagende Modinha des Landes, oder er ſpielte eine muntere Weiſe, wodurch die Verſammlung zu den wilden Bewegungen ihres Nationaltanzes begeiſtert wurde. Die Gruppirungen, die ſich nun bildeten, die ſonderbare, wilde und maleriſche Tracht dieſer Leute boten, vom Scheine des Feuers beleuchtet, einen höchſt maleriſchen Anblick dar, den nur der Pinſel eines Salvator Roſa und eines Murillo verſinnlichen könnte. Einer dieſer geſelligen Abende wurde durch einen ernſten Streit unterbrochen: Ein Bergknappe, ein hochgewachſener, mürriſch ausſehender Burſche, fand ſich durch die Aufmerkſamkeiten beleidigt, die Franciſco einem hübſchen Mulattenmädchen bewies, das unter des Erſtern Schutz reiste, und auf welches das einnehmende Weſen meines Führers großen Eindruck machte. Die Eiferſucht des Bergknappen wurde rege, und er ſchalt Franciſco einen „Cigano" (Zigeuner) und „Grempeiro," was dieſer durch ein „Bacta" (Vieh) erwiderte, eine Anſpielung auf den rauhen Zeug ſeines Poncho, und ein Schimpfwort, das kein Bergmann ungeahndet hinnimmt. Augenblicks war das Meſſer heraus, und ohne meine ſchnelle Dazwiſchenkunft wäre ich der nützlichen Dienſte meines Dieners beraubt geweſen. Am folgenden Morgen ſchlug Franciſco, vor dem rachſüchtigen Charakter ſeines Landsmannes auf der Hut, einen Weg ein, der Niemand als ihm bekannt war, und noch am Abende deſſelben Tags, dem neunten ſeit unſerer Abreiſe von Villa Ricca, erreichten wir Villa do Principe, das faſt an der Gränze des Diamantendiſtrikts liegt.

Das Land, das wir durchreist hatten, war vielleicht das reichſte der Erde. Im Jahre 1756 war der Ertrag der Goldminen in Minas Geraes, der meiſt nur durch das einfache Verfahren des Auswaſchens in den Gebirgsſtrömen gewonnen wurde, über 8 Millionen Pf. St.; allein der moraliſche und geſellſchaftliche Zuſtand der Einwohner blieb auf der niedrigſten Stufe. Die großen Schätze, die von einigen Abenteurern früherer Zeiten geſammelt wurden, und die fabelhaften Sagen, die ſich hierüber erhalten hatten, nahmen die Einbildungskraft ihrer Nachfolger in ſo hohem Grade ein, daß ſie zu allen nützlichen Beſchäftigungen des geſellſchaftlichen Lebens untauglich wurden. Wir ſahen auf unſerm Wege viele Hügel, die ſo durchwühlt waren, daß ſie den Honigſcheiben mit ihren Zellen glichen, und überall ſtießen wir auf Bäche, die man zum Behufe des Goldwaſchens abgegraben hatte. So verträumen ſie ihre Zeit, indem ſie nach einem Schattenbilde jagen, und darüber die Vortheile vernachläſſigen, die der Ackerbau in einem Lande bieten würde, das geeignet iſt, die Produkte jedes Bodens und jedes Klima's im Ueberfluſſe zu erzeugen. So wie man Villa do Principe verläßt, ändern ſich die geologiſchen Züge des Landes gänzlich; der Boden iſt dürr, unfruchtbar und voller Steinſchichten; die Bäume haben nicht mehr jenen üppigen Wuchs; die Berge ſind kahl, ſchwarz und ihre Gipfel von einem eiſigen Winde umweht. Wir hatten jetzt die Gränzgebirge des weltberühmten Thales der Diamanten im Geſichte, und von dem Ritte einer ſtarken Tagereiſe ermüdet ſehnte ich mich herzlich nach dem Nachtlager. „Wo," fragte ich meinen Führer, als wir eben einen ſteilen Pfad hinan kletterten," „finde ich denn den illustrissimo und valerosissimo Capitam do Cavalleria (Dieß war die prunkende Adreſſe meines Empfehlungsſchreibens), bei dem wir unſer Nachtquartier aufſchlagen werden." „Senhor," erwiederte Franciſko ernſt, „er iſt Landeigenthümer und hält einen großen Kramladen, allein er iſt ein höchſt neugieriger Mann." Dieß war mir genug, um mich zu beſtimmen, ſo ermüdet ich auch war, die Ehre ſeiner Bekanntſchaft zu vermeiden. Wir machten alſo einen bedeutenden Umweg um ſeine Wohnung, weil er ſonſt, wenn wir vorbeigezogen wären, ohne ihm unſere Aufwartung zu machen, ſich in ſeiner Würde verletzt hätte glauben können, und erreichten nach einem forcirten Marſche Rio Witho Verde.

(Schluß folgt.)

Vermiſchte Nachrichten.

Das Leben der heutigen venetianiſchen Nobili, bemerkt das „Hof-Journal," gleicht noch ſo ziemlich dem ihrer Vorfahren, nur daß der alte Glanz davon verwiſcht iſt. Der „Gran Signor" der jetzigen Zeit erhebt ſich um eilf Uhr Morgens von ſeinem Lager, und ſtattet nun in die Runde herum ſeine Viſiten ab, oder verdämmert einige Stunden auf der Piazza di St. Marco oder in deren Nachbarſchaft, bis drei Uhr und die Stunde der Mittagstafel herankommt. Nach derſelben begibt er ſich zur Sieſta, aus der er ſich erhebt, um nach ſeinem Caſino zu eilen, wo er wieder eine Anzahl Stunden todtſchlägt, bis die neunte Stunde ihn in die Oper ruft. Von der Oper begibt er ſich in ein Café der guten Geſellſchaft, wo er bis Tagesanbruch zubringt und noch länger zubringen würde, wenn nicht die ermüdete Natur ihren Tribut forderte. So faullenzt ſich das Jahr unſers venetianiſchen Nobili hin, und es iſt kaum begreiflich, wie wohlfeil er ſein dolce far niente zu erkaufen wußte. Es gibt manchen dieſer Signors, dem ſein Mittagsmahl, Dank einem nahen Speiſewirthe, nicht mehr als ſechszehn Soldi, oder ungefähr zwei Groſchen, zu ſtehen kommt. Seine häuslichen Bedürfniſſe ſind nicht koſtſpieliger, und beſchränken ſich auf ein beſcheidenes Gemach in dem glänzenden Palaſte, den er von ſeinen berühmten Vorfahren ererbt hat, und ſo lange bewohnt, als noch ein bewohnbares Zimmer übrig iſt, und das allmählich verfallene Gebäude nicht unmittelbar ihm über dem Kopfe zuſammenzuſtürzen droht.

•

Die Bevölkerung von Frankreich hat, nach der neueſten Zählung, in den letztverfloſſenen fünf Jahren um 959,556 Seelen zugenommen. Im Jahre 1814 betrug ſie 24,000,000; im Jahre 1827 31,601,578; im Jahre 1850 32,560,954. — Die Bevölkerung von Paris beläuft ſich auf 774,338 Individuen.

Dieſe Bevölkerung vertheilt ſich auf die einzelnen Departements, wie folgt: Ain 346,050, Aisne 515,000, Allier 298,257, Nieder-Alpen 155,896, Obere Alpen 129,102, Ardèche 340,754, Ardennes 289,625, Arriège 255,121, Aube 246,561, Aude 270,155, Aveyron 359,958, Rhone-Mündungen 359,473, Calvados 494,702, Cantal 258,594, Charente 332,531, Niedere Charente 445,249, Cher 258,059, Correſe 294,854, Corſika 195,407, Côte-d'Or 376,877, Côtes-du-Nord 698,872, Creuſe 285,384, Dordogne 482,750, Doubs 265,555, Drôme 299,556, Eure 424,248, Eure und Loir 278,820, Finiſtère 524,596, Gard 357,585, Obere Garonne 427,856, Gers 312,160, Gironde 554,225, Herault 346,207, Ille und Vilaine 347,052, Indre 246,289, Indre und Loire, 297,016, Iſère 550,258, Jura 312,604, Landes 281,504, Loir und Cher 255,750, Loire 391,216, Obere Loire 292,078, Untere Loire 470,095, Loiret 305,276, Lot 283,817, Lot und Garonne 346,385, Lozère 140,347 Maine und Loire 457,871, Manche 591,284, Marne 387,078, Obere Marne 249,827, Mayenne 352,586, Meurthe 415,586, Meuſe 314,886, Morbihan 452,522, Moſelle 417,005, Nièvre 282,521, Nord-Departement 989,938, Oiſe 397,725, Orne 441,881, Pas-de-Calais 655,215, Puy-de-Dôme 573,106, Nieder-Pyrenäen 428,401, Ober-Pyrenäen 233,051, Oeſtliche Pyrenäen 157,052, Ober-Rhein 540,215, Nieder-Rhein 424,258, Rhône 434,429, Ober-Saône 338,910, Saône und Loire 525,970, Sarthe 457,572, Seine 935,108, Untere Seine 695,685, Seine und Marne 525,895, Seine und Oiſe 448,180, Sèvres (Deux) 294,850, Somme 545,704, Tarn 355,844, Tarn und Garonne 242,509, Var 317,501, Vaucluſe 259,115, Vendée 330,350, Vienne 282,731, Ober-Vienne 285,150, Vogeſen 397,987, Yonne 352,487. — Im Ganzen 32,560,954 Seelen.

•

Die Zahl der Bankerotte in Großbritannien hat ſich im Jahre 1851 auf 1564 belaufen. Hievon kommen 629 auf London, 66 auf Liverpool, 45 auf Mancheſter, 27 auf Birmingham, 26 auf Briſtol u. ſ. w. — Die Profeſſionen, die in London am meiſten litten, waren die Reſtaurateurs, Schenkwirthe und Gaſtgeber; nach ihnen kommen die Spezereihändler, die Tuchhändler, die Kohlenverkäufer, die Krämer, Maurermeiſter, Schneider, Bäcker, Bierbrauer, Buchhändler, Drucker, Banquiers, Chirurgen, Apotheker und Pächter.

•

Die Direktoren der oſtindiſchen Kompagnie machten vor Kurzem Sr. Maj. dem Könige von England bei einer Aufwartung ein köſtliches Ornament zum Geſchenke, das ſich an des Sultans von Meiſur, Tippu Saib's, Throne befunden hatte, und nach der Eroberung von Seringapatam erbeutet worden war.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 155. 3 Junius 1832.

Melton Mowbray
und
Die englische Fuchsjagd.
(Fortsetzung.)

Obgleich die Ausländer ihre Verwunderung nicht bergen können, daß man in England einen so großen Aufwand für die Fuchsjagd macht, die durchaus nicht mit dem Gepränge der Jagden auf dem Kontinent verbunden ist; so haben doch einige von ihnen in jüngster Zeit sich bewegen lassen, Leicestershire zu besuchen, und gezeigt, daß ihnen, um weltberühmte Fuchsjäger zu werden, nichts fehlte, als daß sie nicht geborne Engländer und frühzeitig in dieser Art der Waidmannskunst eingeweiht waren. Was Graf Sandore, ein ungarischer Edelmann, der ein Jahr lang zu Melton bei Lord Alvanley verweilte, in diesem Fach leistete, ist dem englischen Publikum bekannt: seine Unerschrockenheit als Reiter, so wie seine Unfälle und Jagdabenteuer, gaben Stoff zu einer ergötzlichen Erzählung. Nach dem eigenen launigen Berichte des Grafen hievon stellte Herr Ferneley von Melton denselben in einer Reihe von Gemälden, in den seltsamsten und gefahrvollsten Situationen dar, die man sich nur denken kann, wobei der Künstler durchaus nicht seine Erfindungsgabe zu Hülfe zu nehmen brauchte, da jedes Bild genau der Wahrheit treu blieb. Der Graf, von dem alle Meltonianer entzückt waren, nahm diese Gemälde bei seiner Heimkehr mit in sein Vaterland zurück; zu gleicher Zeit aber auch mehrere englische Stuten, um die englischen Jagdpferde in seine Heimath zu verpflanzen. Herr Tilbury, ein berühmter Pferdehändler in London, stellte dem Grafen auf die Dauer der Jagdzeit acht Pferde zur Verfügung, um die mäßige Summe von 1000 Pf. St., worin alle Nebenauslagen mitbegriffen waren. Ebenso fanden sich verflossenen Jahres der Graf Bathiani und der deutsche Graf Hahn in Melton Mowbray ein; der russische Gesandte Graf Matutschewitsch verweilt jetzt dort, und steht als kühner Reiter bei den Meltonianern in hohem Ansehen. Auch Don Miguel machte vor einigen Jahren, als er nach England gekommen und bei Lord Wellington in Strathfieldsay zum Besuche war, eine Jagdpartie mit der Meute des Herrn Ehute, zu deren Unterhalt der Herzog auf dem Wege der Subscription beiträgt. Don Miguel machte die Jagd auf einem berühmten Pferde des verstorbenen Königs mit und zeigte sich als ein vollkommener Reiter. Die Jagd fiel jedoch nicht sehr glücklich aus, wie es denn meistens zu geschehen pflegt, gerade wenn man sich das günstigste Wetter wünscht, um einer hohen Person ein Vergnügen zu machen. Die Hunde hatten schlechte Witterung und der Parforceritt war obendrein noch sehr kurz; indeß dauerte er doch lange genug, um bemerken zu lassen, daß Don Miguel keineswegs einen anhaltenderen und gefährlicheren gescheut haben würde. Alle, die damals Gelegenheit hatten, ihn als Reiter zu beurtheilen, werden sich nicht über den gewaltigen Ritt gewundert haben, den er in der ersten Woche nach seiner Rückkehr nach Portugal vollbrachte; dort soll er nämlich in jenen kritischen Momenten sechshundert Meilen unausgesetzt in sechs Tagen zurückgelegt haben — ein Heldenritt, den Die zu beurtheilen wissen werden, die portugiesische Straßen gekostet haben.

Es ist eine schon oft wiederholte Bemerkung, daß allen neueren Schriftstellern Beschreibungen des Himmels mißrathen sind; es ist vielleicht keine leichtere Aufgabe, eine Fuchsjagd zu schildern. Versetzen wir uns mit der Meute des Herrn Osbaldeston nach Ashby-Pasture, in der Gegend von Quorn. Denken wir uns auch einen schönen Morgen in der ersten Woche des Februars und etwa zweihundert wohlberittene Jäger vor dem Lager des Wildes. Es ist ein Viertel auf zwölf Uhr, fast die Stunde, wo die alten Jäger ihre Mittagsmahlzeit zu halten pflegten. Die Hunde nähern sich den Stachelginstgebüschen, und Herr Osbaldeston, der mit seinen Hunden schon lange Jagdbekanntschaft hat, ruft leise und freundlich: „Schön sucht! Schön sucht!“ wobei er zuweilen seine Kappe schwenkt und einen Augenblick drauf ist kein Hund mehr hinter ihm. In kurzer Zeit scheint das ganze Stachelginstfeld auf verschiedenen Seiten von einer unbekannten Ursache bewegt zu werden, da einige Augenblicke lang nirgends ein Hund noch sichtbar wird. Endlich kommen einer oder zwei zum Vorschein; die über den einen oder den andern alten Stachelginstbusch wegsetzen, der so dicht geworden ist, daß sie nicht durch ihn hindurch schliefen können, wo sie dann der Jagdgesellschaft ihre glatten Felle und gefleckten Seiten zeigen. „O wie schön!“ ruft da manch alter Meltonianer aus, der sich in der Freude seines Herzens nicht halten kann. Zwei Minuten später schlieft ein Hund aus dem Gesträuch hervor und rennt am Saume desselben eine Strecke weit hin, die Nase auf den Boden und mit seiner Ruthe sich die Weichen geißelnd — wahrscheinlich denkt er die Fährte außen zu finden, wenn vielleicht Reinecke die Nacht zuvor sein Lager verlassen haben sollte. Hunde haben nichts zu denken, denkt der

Digitized by Google

zweite Koppelführer, der es bemerkt, und indem er mit der Peitsche schnallt, ruft er: „Rasselas, Rasselas, wohin, Rasselas? Ins Gebüsch Rasselas!“ Und augenblicklich ist Rasselas verschwunden. Noch fünf Minuten verstreichen. „Es ist kein Fuchs drinn,“ sagt Einer. „Nur nicht übereilt“ ruft Herr Cradock. „Die Hunde suchen trefflich, und selten ist Dieß umsonst.“ Diese Worte sind kaum gesprochen, so rührt sich das Buschwerk stärker als vorher. Jeder Stachelginsterbusch scheint lebendig zu werden, und das ganze Strauchwerk rührt sich, wie ein vom Wind bewegtes Kornfeld. Einige Minuten darauf sieht man die Ruthen mehrerer Hunde im Gebüsch sich aufrichten (flouriah heißt es in der englischen Waidmannssprache; wenn der Hund durch dieß Zeichen zu erkennen gibt, daß er auf einer Fährte ist, aber sie noch nicht erkennt). „Nach dem Fuchs, nach dem Fuchs“ (have at him there!) ruft der Squire; „Hundert Guineen, hier ist ein Fuchs!“ wiederholt er, indem er seine Finger in das Ohr hält und einen Schrei ausstößt, von dem sich hier keine Beschreibung geben läßt, weil er noch nicht in Musik gesetzt ist. Jack Stevens, der erste „Whipper-in“ (Jägerbursche, der die Hunde mit der Peitsche ins Gebüsch zu treiben hat, wenn sie außer demselben suchen wollen) sieht auf seine Uhr. In diesem Augenblick sieht man John White, Valentin Maher, Frank Holpoale (wir geben hier diesen Herren ihre Waidmannsnamen) und einige andere der Uebereiligen, die sich sachte nach einer Stelle machen, wo ihrer Meinung nach der Fuchs hervorbrechen wird. „Halt meine Herren, Halt!“ ruft ein Jäger, aber er ruft es in den leeren Wind. „Bleiben Sie stehen, meine Herren, bleiben Sie stehen!“ ruft der Koppelmeister; doch er ruft es tauben Ohren zu. Die ganze Jagdgesellschaft geräth in Bewegung; Handschuhe werden angezogen, Cigarren weggeworfen, die Zügel zurecht genommen und die Hüte in die Stirne gedrückt.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Saint-Simonismus in seiner letzten religiösen, moralischen und politischen Entwickelung.

Dritter Artikel.

(Fortsetzung.)

Das ganze constitutionelle System wurde nun als verkehrt dargestellt. Um Dieses darzuthun, ging man von der Idee der Garantie aus. Auf den Garantien, hieß es, fuße das liberale System. Die Idee der Garantie enthalte aber die Idee des Mißtrauens in sich, und das Mißtrauen sey daher die Grundlage des liberalen Systems. Aus Mißtrauen verlange man Constitutionen, weil man befürchte, daß die Regierung despotisch werden könne; man verlange Kammern und parlamentarische Berathungen, weil man Mißtrauen in die Einsicht oder den guten Willen der Minister mit den Höflingen habe; man erwähle die Deputirten nur auf bestimmte Zeit, weil man selbst in ihre Redlichkeit und Unbestechlichkeit Mißtrauen setze; man errichte Nationalgarden aus Mißtrauen, daß die Staatsgewalt von der gewöhnlichen militärischen Gewalt einen üblen Gebrauch machen möchte, das Geschwornengericht sey eingesetzt, aus Mißtrauen in die Unparteilichkeit und Unbestechlichkeit der Richter u. s. w. Die Schlußfolge war nun, daß da Mißtrauen etwas Unnatürliches sey, zum Normalzustande der Menschheit nicht gehöre, und daher verschwinden werde, auch das ganze liberale Staatssystem, als auf Mißtrauen gegründet, verschwinden müsse. Alles was man nur von einseitigen Räsonnements auftreiben konnte, um das liberale System und den ganzen Liberalismus als der menschlichen Natur zuwider aufzustellen, wurde mit Freuden ergriffen, und vom Globe bis zum Eckel wiederholt. Zuletzt hatte man eine allgemeine Bezeichnung für das ganze constitutionelle System gefunden, man trug den Haß gegen Philosophie darauf über, und nannte es constitutionelle Metaphysik oder bezeichnete es, wahrscheinlich um an die eigene wissenschaftliche Gründlichkeit und Denklarheit glauben zu machen, mit parlamentarischem Mysticismus, weil das Volk dadurch mystificirt werde!! Um nun aber doch einige Worte (wenn es deren überhaupt bedarf) über das Mißtrauen als behaupteter Grundlage des constitutionellen Systems beizufügen, so liegt auf den ersten Blick gleich eine solche Einseitigkeit und Oberflächlichkeit in dem Räsonnement vor, daß man sich kaum erwehren kann, die Saint-Simonisten einer absichtlichen Entstellung des wahren Sachverhältnisses zu beschuldigen. Sind nicht alle die angeführten Einrichtungen: Constitution, Kammern, Jury, Nationalgarden u. dgl. deßhalb in dem Staate eingeführt worden, weil man die Ueberzeugung, das Vertrauen hat, daß dadurch der Staat zum Gemeinwohl Aller besser geleitet und verwaltet werden könne? Folgeweise als das Negative besteht dann auch freilich das Mißtrauen, daß, wenn diese Einrichtungen nicht vorhanden wären, alle die verderblichen Leidenschaften und Gebrechen, die die Erfahrung von vielen Jahrhunderten aufgewiesen hat, sich des Staates zum Besten eines Einzelnen, einer Hauptfamilie und einiger hundert andern Schmarotzer-Familien von Höflingen bemächtigen würden. Das Bessere ist durch sich selbst auch eine Schutzwehr, eine Garantie gegen das Schlechtere, und in dieser Hinsicht ist das constitutionelle System auch ein System von Garantien gegen die Willkür-, Verschwendungs- und Intriguen-Herrschaft des Despotismus. Das constitutionelle System ist ferner auch ein System von Formen; aber auch Dieses ist nichts Ueberflüssiges und kein Gebrechen, denn das ganze Leben muß sich und kann sich nur in Formen gestalten, es kömmt nur darauf an, daß es die wahren, richtigen und schönen Formen seyen; in den Formen gelangt das Wesen, der Geist zu einer klaren Ausprägung und scharfen Beschlossenheit. Die Formen sind daher dem politischen Leben eben so wesentlich als der Körper der schaffenden Lebenskraft; sie fließen unmittelbar aus dem Leben, und verändern sich mit ihm. Man hätte glauben sollen, daß diese Wahrheiten in unserer Zeit für denkende Menschen nicht mehr der Wiederholung bedurft hätten. Für den Saint-Simonismus waren es hingegen nur Wahrheiten, die erst in den drei letzten Jahrhunderten durch die Wiedergewinnung der Freiheit im Denken und Leben entstanden waren; dieses Zeitalter war nun aber für sie ein sogenanntes kritisches, philosophisches, das nur zum Uebergange diene, und daher auch nicht weiter berücksichtigt werden müsse; und wie wir in den beiden frühern Artikeln gezeigt haben, daß Alles, was eine frühere Hierarchie an Verkehrtem, Lebensgefährlichem, die Menschheit Erniedrigendem, an Unsinn überhaupt hervorgebracht hatte, noch vom Saint-Simonismus im Üblen übertroffen wurde, so geschah es auch in der Politik. In der Religion und Moral se-

Digitized by Google

hen wir, wurden die höchsten Ideen, die Ideen von sittlicher Bestimmung, von Pflicht, von Bestimmung des Lebens durch die moralischen Ideen, die Ideen von Menschheit, von Gott selbst, alle diese Ideen wurden vermaterialisirt, verkörperlicht; ein Mensch, der Priester sollte sie insgesammt repräsentiren. Gott und die Menschheit, das Bewußtseyn Gottes und der Menschheit wurde in dem Père suprême inkarnirt; es war daher nur eine weitere Folge, wenn auch Alles, was mit Staat, Recht und Gesetz zusammenhing, in die Person des obersten Priesters gesetzt wurde. Dieses geschah denn wirklich auch durch die Theorie von dem lebendigen Gesetze (loi vivante). Hinsichtlich der Politik war Dieß einer der Gründe, weßhalb sich der eine frühere Chef Bazard, und viele Andere trennten. Allein in diesem Punkte war es Bazard selbst, der schon früher *) die Theorie von dem lebendigen Gesetze aufgestellt hatte. Hier zog der bleibende Chef Enfantin nur die weitern Folgerungen, die freilich wie gewöhnlich so grob ausfielen, daß man sie nicht gelten lassen wollte.

*) In dem zweiten Band der Exposition de la doctrine de Saint-Simon, 13 leçon, der aber nicht öffentlich erschienen ist. Es war nur eine gewisse Anzahl von Probeexemplaren gedruckt worden. Nach der Trennung hat Bazard den wirklichen Abdruck nicht erlauben wollen.

(Schluß folgt.)

Literarische Chronik.

A visit to the South Seas, in the United States Ship Vincennes, during the years 1829 and 1830. By C. S. Stewart, A. M. Chaplain in the United States Navy. 2 Vls. 8vo. London, 1832.

Hr. Stewart, der geraume Zeit als Missionär auf den Sandwichsinseln lebte, über die er schon früher ein Werk herausgegeben hat, war, durch Kränklichkeit seiner Gattin, der das Klima nicht zusagte, genöthigt, im Jahre 1825 nach den Vereinigten Staaten zurückzukehren, wo er im Jahre 1828 eine Stelle als Schiffsprediger erhielt. Da er nur ungern seine Missionsgeschäfte aufgegeben hatte, so war ihm die Nachricht, daß die beiden Schiffe der Vereinigten Staaten, Guerrière und St. Louis, Befehl erhalten hatten, zu dem Geschwader im stillen Ozean zu stoßen, von dem das Schiff Vincennes die Sandwichsinseln besuchen und um das Vorgebirg der guten Hoffnung nach den Vereinigten Staaten zurückkehren sollte, sehr willkommen, und er benutzte diese Gelegenheit, um wenigstens auf einige Zeit wieder nach jenen ihm so lieb gewordenen Inseln zurück zu kehren. Das vorliegende Werk enthält eine Beschreibung dieser Reise in Briefform; fast zwei Drittheile des ersten Bandes bestehen aus Schilderungen von Brasilien, der Fahrt um das Cap Horn, Peru, Chili u. s. w., die wir, so lebendig und malerisch sie auch sind, übergehen, da sie nichts Neues und besonders Merkwürdiges enthalten, um uns hier nur mit dem Berichte des Verfassers über den gegenwärtigen Zustand der Washingtons- und Sandwicheinseln und die Fortschritte der Civilisation auf den interessanten polynesischen Inseln zu beschäftigen. Hr. Stewart verließ zu Callao am 4 Juli 1829 den Guerrière, auf dem er die Fahrt von Amerika aus gemacht hatte, und begab sich an Bord des Vincennes, der am 26 desselben Monats die östlichste der Washingtoninseln erreichte, eine Inselgruppe in der Nachbarschaft der Marques de Mendoças, denen sie so oft unter dem allgemeinen Namen der Marquesas beigezählt wird, obschon die letztern bereits im Jahre 1595 entdeckt, die Washingtoninseln dagegen erst im Jahre 1791 vom Kapitän Ingraham aus Boston gefunden wurden, der ihnen auch den ehrenwerthen Namen gab, den sie führen. Um zugleich die Absichten, welche die amerikanische Regierung mit dieser Reise verband, näher zu bezeichnen, heben wir hier zuerst die allgemeine, kurze Beschreibung des Verfassers von diesen Inseln aus:

„Es sind ihrer drei, Huahuka, Nukuhiva oder Nuuhiva und Uapu, die ihrer Lage nach ein Dreieck bilden, dessen äußerste Spitzen innerhalb der Parallelen von 8° 58′ und 9° 52′ südl. Br. und 139° 20′ und 140° 10′ westl. Länge (Meridian von Greenwich) liegen. Huahuka ist die am weitesten gegen Osten gelegene Insel; ungefähr 20 Meilen in gerader Richtung nach Westen von ihr entfernt liegt Nukuhiva, und 50 Meilen südlich vom Mittelpunkte dieser Insel liegt Uapu. Nukuhiva, bei weitem die größte und wichtigste von ihnen, hat 20 Meilen in der Länge und fast eben so viel in der Breite, drei oder vier gute Häfen an ihrer Küste, und nur hier landen von Zeit zu Zeit Schiffe. Es ist Dieß eben die Insel, wo Commodore Porter während des letzten Krieges der Vereinigten Staaten das Geschwader des stillen Ozeans sammelte, um die Schiffe ausbessern zu lassen, und von der er in seinem im Druck erschienenen Tagebuche so Vieles erzählt.

„Die Bewohner sind noch jetzt, wie damals, in einem vollkommenen Naturzustande, und ihre frühere Lage ist in jeder Hinsicht unverändert, mit dem einzigen Unterschiede, daß Jene, die in der Nähe des Hafens wohnen, durch ihren Verkehr mit dem rohen Schiffsvolke christlicher und civilisirter Länder moralisch schlechter geworden sind. Es mag unserer Reise einiges Interesse mehr leihen, daß wir zuerst jene Inseln besuchten, die unter allen polynesischen noch allein in dem ursprünglichen heidnischen Zustande sich befinden. Die edeln und dem Nationalvortheile ersprießlichen Absichten, welche die amerikanische Regierung mit dem Besuche dieser Inseln verband, sprechen sich in dem Tagsbefehle aus, den Kapitän Finch, der Befehlshaber des Vincennes, einige Tage vor der Landung an die Offiziere und das Schiffsvolk erließ: „Unserm Besuche dieser Inseln liegen mannichfache Absichten zum Grunde, doch sind die vorzüglichsten: Einen sichern und friedlichen Verkehr zwischen ihnen und denjenigen unserer Landsleute herzustellen, die in Verfolgung erlaubter Zwecke diese Meere beschiffen, und genöthigt sind in die Häfen jener Inseln einzulaufen, um Erfrischungen einzunehmen, oder Schutz zu suchen; Diejenigen zurück zu fordern, die aus Unbesonnenheit oder unrechtmäßigen Beweggründen hier zurückgeblieben seyn mögen; uns den Bewohnern als moralisch gebildete Menschen zu zeigen, unserm Nationalcharakter Achtung zu verschaffen, und so durch den Kontrast zwischen uns und ihnen sie zu einer rühmlichen Nachahmung zu reizen. Um so wünschenswerthe Resultate zu erzielen, ist es unerläßliche Pflicht für uns, in jeder Hinsicht streng über unser Benehmen zu wachen; uns selbst, wenn es nöthig seyn sollte, ungewöhnliche Beschränkungen aufzulegen; ohne Schein von Anmaßung die überwiegenden Vortheile unserer Civilisation bemerkbar zu machen; offen und ehrlich zu handeln; unziemliche Neugier zu zügeln; sinnlicher Begierden und zu großer Vertraulichkeiten uns zu enthalten, und endlich die Eingebornen als ein selbstständiges Volk zu behandeln. Diese vorläufigen Bemerkungen werden, wie ich hoffe, hinreichend seyn, um das Zweckmäßige meines Befehls einleuchtend zu machen, daß kein Offizier, oder irgend Jemand der Mannschaft ohne die seinem Stande angemessene Kleidung und dieser entsprechenden Bewaffnung u. s. w. ans Land gehen darf, und daß ferner den Eingebornen, Männern und Weibern, der Zutritt an Bord nicht gestattet ist, es sey denn unter besondern oder solchen Umständen, unter denen der Schiffsgebrauch in andern Häfen bis jetzt eine Ausnahme machte. Bin ich nach den Zusammenkünften, die zwischen mir und den Häuptlingen statt finden werden, überzeugt, daß wir uns sicher ans Ufer wagen dürfen, so wird es mir Vergnügen machen, dem Schiffsvolke die Erlaubniß zum Besuche der Insel in so weit zu ertheilen, als Dieß mit der Aufenthaltszeit und dem unerläßlichen Dienst am Bord vereinbar ist; ich rechne jedoch dabei auf pünktliche Rückkehr, streng sittliches Betragen, und ein Benehmen, das geeignet ist, die ausgesprochenen Absichten zu befördern. W. C. B. Finch."

Dieser Tagsbefehl, der ein dem gewöhnlichen Verhalten des Schiffsvolkes auf den Inseln der Südsee ganz entgegengesetztes Benehmen vorschrieb, war von der besten Wirkung, und es gereicht dem amerikanischen Kapitän zur großen Ehre, daß seine ganze Reise in diesem Geiste fortgesetzt wurde; sein kluges Benehmen hat an den Vortheilen, die von dieser und den bedeutenden Gesellschafts- und Sandwichsinseln sich erwarten lassen, nicht geringen Antheil.

Die sehr interessante Schilderung, die Hr. Stewart von dem gesell-

Digitized by Google

schaftlichen Zustande der Washingtoninseln entwirft, wollen wir, da dieser mit dem der Marquesas- und andern Inseln der Südsee, wo weder europäische Ansiedelungen noch Missionsanstalten begründet wurden, eine große Aehnlichkeit hat, hier nur flüchtig berühren, und dagegen einige ihrer höchst seltsamen, gesellschaftlichen und abergläubischen Einrichtungen erwähnen:

„Ehe wir wieder in die Boote stiegen, um nach dem Schiffe zurückzufahren, gaben wir den Häuptlingen zu verstehen, sie möchten Nachmittags unsern Besuch erwiedern, und Kapitän Finch lud die Frauen ein, ihre Männer zu begleiten. Sie versprachen es, wenn man ihnen ein Boot senden werde, und erklärten uns den Grund dieses Begehrens dadurch, daß es ihnen durch „Tabu" ausdrücklich untersagt sey, sich der Canoes zu bedienen. Es war Dieß der erste Zug jenes abergläubischen Systems, das so weit über diesen Ozean verbreitet ist, und wir ergriffen die Gelegenheit, darüber genauere Erkundigungen einzuziehen; auch waren wir so glücklich, einigermaßen befriedigende Aufschlüsse darüber zu erhalten. Die ganze Bevölkerung theilt sich in zwei große Klassen, nämlich in die „gemeine" und die „Tabu-Klasse." Die erstere begreift alle Personen weiblichen Geschlechts jeden Ranges und Standes, nebst denjenigen Männern, die zu ihrem unmittelbaren und persönlichen Dienste bestimmt sind. Auch jene Personen männlichen Geschlechts gehören dieser Klasse an, die als öffentliche Sänger und Tänzer auf den Unterhaltungsplätzen auftreten; es scheint also, daß eine solche Beschäftigung von den Eingebornen für weibisch und erniedrigend gehalten wird. Alle übrigen Männer gehören zur Tabu-Klasse. So wie auf andern Inseln, wo diese Eintheilung herrschend ist, so unterliegt die gemeine Klasse auch hier in Wohnung und Speisen gewissen Einschränkungen. Die Häuser der Männer der Tabu-Klasse dürfen nie von Weibern oder Personen der gemeinen Klasse betreten werden, und die Frauen solcher Männer haben sammt ihren männlichen und weiblichen Dienern sowohl an ihrem gewöhnlichen Wohnorte, als auch da, wo sie sich nur eine Zeitlang aufhalten, eigene Wohnungen, wo sie die Speisen bereiten und essen. Allein obgleich die Wohnung und die Speisen des Mannes den Frauen verboten sind, so darf der erstere doch von den Speisen der Frauen essen und ihre Wohnungen nach Belieben betreten. Was die Speisen betrifft, so dürfen Brodfrucht, Kokosnüsse, Yamswurzeln und verschiedene aus ihnen bereitete Gerichte, so wie auch die meisten Gattungen Fische ohne Unterschied von beiden Klassen genossen werden; ausgenommen jene von diesen Speisen, die dadurch, daß man sie in einen Korb, eine Kalabasse oder irgend ein anderes, einem Tabu gehöriges Geräth legt, tabu (geheiligt) werden; alle solche Gegenstände gehören dann zum ausschließlichen Gebrauche des Tabu. Bananen, Schweine, Turteltauben, Blakfisch, Bonetta (Apfelstärbiß?) und Delphine sind für Alle, welche nicht zur bevorrechteten Klasse gehören, tabu. Jeder Gegenstand, der über den Kopf oder selbst nur über die Hand eines Tabu gehoben wurde, darf von keinem Andern mehr zu gewöhnlichem Gebrauche benutzt werden; Dieß wäre eine Entweihung des Gegenstandes, die dem Tabu das Mißfallen der Götter zuziehen würde. Jeder, der sich aus Unachtsamkeit oder mit Vorsatz eines solchen Vergehens schuldig macht, ist der Rache des Tabu bloßgestellt, und nur sein Tod kann eine solche Entweihung sühnen: denn so lange der Verbrecher noch am Leben ist, glaubt der Tabu sich jedem Unglücke ausgesetzt. Legt sich eine Frau auf einen Gegenstand, der durch Berührung eines Tabu geheiligt wurde, oder geht sie auch nur über denselben hin, so wird sie mit dem Tode bestraft. Im Allgemeinen beschränkt sich indeß der Nachtheil, der aus einer solchen zufälligen Weihe entspringt, darauf, daß der geweihte Gegenstand nicht mehr zu seinem ursprünglichen Gebrauche verwendet werden darf. Legt z. B. ein Tabu seine Hand zufällig unter eine Matratze, so kann sie nicht mehr zum Schlafen gebraucht, sondern muß als Mantel getragen, oder als Segel für ein Canoe verwendet werden. Dieser Aberglaube erklärt einen Vorfall, der sich diesen Morgen ereignete, als Kapitän Finch eben Geschenke an die Familie des Haapeh vertheilte. Der Kapitän wollte nämlich einer der vornehmen Frauen ein Stück weißen Kattun geben, und warf es ihr deßhalb über den Kopf eines in ihrer Nähe sitzenden Mannes zu, der sich sogleich der Gabe bemächtigte, indem er mit lauter Stimme „tabu" rief. Der Dolmetscher sagte dem Kapitän, daß der Kattun verfallen sey, und wolle er der Frau ein anderes Stück geben, so möchte er es über Niemand hinreichen, gab aber sonst keine weitere Erklärung über diesen Gebrauch. Ich kann mich nicht erinnern gehört zu haben, ob auch auf den übrigen Inseln des stillen Ozeans die Beschränkungen des Tabu sich auf den Gebrauch der gewöhnlichen Canoes erstreckten; allein ich weiß, daß Dieß auf den Sandwichsinseln, während das Heidenthum dort noch in voller Kraft bestand, nicht der Fall war. Es scheint fast, daß bei diesem Volke der Begriff von Recht und Unrecht sich nach diesem willkürlichen, abergläubischen Gebrauche bildet und daß er eins ihrer Hauptgesetze ausmacht. Statt das Ungemach des Lebens ihren Lastern und ihrer moralischen Verderbtheit zuzuschreiben, halten sie Krankheiten, Tod, Hungersnoth, Krieg und jedes Unglück, das die Vorsehung über sie verhängt, für gerechte Strafe ihrer Uebertretungen oder Vernachlässigungen der willkürlichen und widersinnigen Verbote des Tabu."

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Auch in der neuen französischen Kirche ist ein Schisma ausgebrochen, und der Primas derselben, der Abbé Chatel, hat seinen Primatial-Vicar, den Abbé Auzou, in den Bann gethan, weil er sich herausgenommen hat, sich für den Stifter der neuen Kirche auszugeben. „Da hat sich der Hr. Abbé Auzou schön gebettet, ruft der Figaro hiebei aus. Exkommunizirt und verflucht von seinen Freunden, wie von den Geistlichen der päpstlichen Kirche, was will er jetzt anfangen? Freilich ist der Schismatiker Pfarrer von Clichy durch die Wahl des Volkes daselbst, und er kann die Exkommunikation durch ein Anathema erwidern. Braucht er doch selbst nur wieder eine Kirche zu gründen, wenn ihm so sehr um den Namen eines Gründers zu thun ist; dann ernenne er sich auch zum Primas, salbe sich zum Bischof, und behandle den Abbé Chatel als Renegaten; so wird Alles wieder ins Gleiche gebracht werden. Indeß läßt sich der fromme Zorn des Hrn. Abbé Chatel auch entschuldigen. Wenn Jemand eine Erfindung gemacht hat, so ist es unangenehm, Jemand kommen zu sehen, der einem seine Idee wegschnappt und davon Profit zieht. Der Abbé Chatel hat die französische Kirche erfunden, und sollte er einem Andern davon den Profit ziehen lassen? In unserer Zeit scheint die Religion so gut eine Erfindung geworden zu seyn, wie ein Stiefel ohne Nath, aber selten genießt der Erfinder den Vortheil seiner Erfindung."

*

Eine Zeitung von Calcutta gibt von den englischen Kaufleuten, die nach China handeln, folgende Schilderung:

„Eine der eigenthümlichsten Menschengattungen ist der englische Kaufmann, der von Ostindien nach China Handel treibt, und zwar hauptsächlich den Schmuggelhandel mit Opium, wodurch er sich gewöhnlich ungeheure Reichthümer erwirbt. Ihre Schiffe liegen vor einer Insel, Lintin genannt, vor Anker, und bilden ein Gemisch von Schiff und Comptoir, von Kriegs- und Handelsschiffen. Hier erblickt man ein riesengroßes Hauptbuch, und dort einen Doppelhaken; hier steckt der letzte Preis-Courant im Griffe eines Säbels, dort stehen Säcke mit guten spanischen Dollars gefüllt; Alles verräth den klugen Handelsmann, der bereit ist, auf freundlichem Fuße mit Einem Geschäfte zu machen, wenn es so verlangt wird, oder seinen ungesetzlichen Handel gegen die Obrigkeiten des Landes zu vertheidigen, wo er seinen Reichthum erwirbt. Die Herren von der Faktorei der ostindischen Kompagnie bilden die englische Aristokratie in China. Die eine Hälfte des Jahrs bringen sie mit Auswägung des Thee's zu, die andere, indem sie mit ihren Daumen spielen, oder andere Kurzweil treiben."

*

Nach den neuesten, aus Persien eingegangenen Berichten scheint dort die Cholera noch immer nicht im Abnehmen zu seyn. In einem großen Theile der Provinzen hat diese Seuche furchtbar gewüthet, und mehr als zwei Drittheile der Bevölkerung aufgerieben. Vorzüglich in der Provinz Ghillan, wo sie unerhörte Verwüstungen anrichtete, sind von einer Bevölkerung von 500.000 Einwohnern nur 60.000 übrig geblieben, worunter sich 44.000 Kinder und Weiber befinden sollen. Auch die Eier der Seidenwürmer sind in dieser Provinz ganz zu Grund gegangen, und man glaubt, daß sieben Jahre nöthig seyen, um dieselbe Menge von Seidenwürmern zu ziehen, die sie vorher besaß. Vor dem Erscheinen der Cholera betrugen die Einkünfte von Ghillan jährlich 350.000 Tomans, gegenwärtig kaum 80.000.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 156. 4 Junius 1832.

Zustand der Wissenschaften in Italien.

1. Die sardinischen Staaten.

Italien ist das einzige Land, dem eine ewige Jugend verliehen scheint. Die unverwüstliche Lebenskraft seiner Völker erlosch nie so ganz, daß sie nicht immer wieder Sprossen einer neuen Entwicklung getrieben hätte. Der menschliche Geist scheint in jenen hesperischen Gärten eben so wenig zu altern, als die unerschöpfliche Fruchtbarkeit der Natur, und die Zeit über ihn eben so wenig Gewalt zu haben, als die Jahreszeiten über die Bäume mit den goldenen Aepfeln. Während Aegypten und das Morgenland nach so vielen Jahrhunderten, bis auf unsre Tage noch, von ihren ersten Anstrengungen geistiger Entwicklung erschöpft ruhen; ging Italien aus den furchtbarsten Erschütterungen immer wieder mit verjüngter Kraft hervor, und baute aus den Trümmern einer zerstörten Civilisation eine neue, wie über seinen vulkanischen Aschenbergen und Lavaströmen nur um so üppigere, neue Vegetationen wuchern. So sehen wir die Etrusker in den Uranfängen der Civilisation mit den morgenländischen Völkern wetteifern, dann an ihre Stelle das wolfgesäugte Volk mit seiner eisernen Freiheit und seinem Jahrhunderte hindurch behaupteten Weltruhme treten; selbst die Gräuel der Imperatoren-Herrschaft überglänzte noch der Nachschimmer von dem goldenen Zeitalter der Wissenschaften unter Augustus, und als endlich der stolzen Siebenhügelstadt das weltbezwingende Schwert entwunden war, erhob auf ihren Trümmern die zitternde Hand eines greisen Priesters den Herrscherstab des Kreuzes, vor dem sich ihre Ueberwinder, die barbarischen Völker des Abendlandes, in den Staub beugten. Endlich sehen wir im Mittelalter wieder in Italien das Morgenroth aufgehen, das die neue Aera der Künste und Wissenschaften und der bürgerlichen Freiheit verkündete. Wie der Bergmann, der das köstliche Gestein und Gold zu Tage fördert, sein Leben in Armuth und im tiefen Dunkel des Schachtes zubringt, so blieb Italien arm und elend, während sich die Welt mit den Schätzen des Alterthums, die es aus den Trümmern hervorgrub, bereichert hat. Drei Jahrhunderte fremder Herrschaft, während denen nach der Reihe List und Gewalt, die Qualen der Folter und die Verführungen der Sinneslust an der Entartung seiner Völker arbeiteten, haben ihre Früchte getragen. *) Allein noch lebt in ihnen Kraft genug zu einer abermaligen Wiedergeburt. Italien ist noch keine Leiche; und große Geister sind jenseits der Alpen nicht seltener, als in irgend einem andern Lande Europa's.

Uebrigens sind zwar die Schwierigkeiten geistiger Mittheilung, der Mangel eines nach allen Seiten hin wirkenden Mittelpunktes, das Mistrauen der Regierungen und die häufigen Proscriptionen, nicht minder auch die allgemeine Gährung der Gemüther, die alle Ideen auf die Politik gerichtet hält, ein bedeutendes Hinderniß für die moralische Entwicklung der Völker Italiens; allein auch in frühern Epochen hatten sich Künste und Wissenschaften keiner viel günstigeren Verhältnisse zu erfreuen, und wenn Dante mit seiner ganzen Familie verurtheilt wurde, lebendig verbrannt zu werden; wenn der Herzog von Mantua Tasso's Schriften und Habe in Beschlag nahm, um den Dichter zu zwingen, ihn zu besingen; wenn Giordano Bruno zu Rom auf dem Scheiterhaufen den Tod fand; wenn vor kaum einem Jahrhundert Giannone in dem Gefängnisse der Citadelle von Turin starb, und Lagrange keiner andern Begünstigung sich zu erfreuen hatte, als daß man ihn zum Kammerdiener des Königs von Piemont machen wollte; so können allerdings die Italiener unsrer Zeit wegen ihrer geringen Thätigkeit auf dem Felde der Wissenschaft nicht in dem unglücklichen Zustande ihres Vaterlandes eine vollgültige Entschuldigung finden. Man könnte insbesondere die Liberalen dieses Landes, die Studien und Wissenschaften der Politik opfern zu müssen glauben, an Machiavell erinnern, der die Folter ausstehen mußte, weil er seinem Vaterlande die Freiheit wieder zu geben versuchte, und dennoch seine unsterblichen Werke schrieb; an Michel Angelo, der zu gleicher Zeit an den Befestigungen von Florenz und an den Fresken seines jüngsten Gerichtes arbeitete, oder an Campanella, der sieben und zwanzig Jahre im Gefängniß schmachtete, und siebenmal auf die Folter geworfen wurde, weil er die Spanier aus Italien vertreiben wollte; aber weder durch Kerker noch durch Qualen der Liebe zu den Wissenschaften entfremdet werden konnte.

Der Verfall der Wissenschaften in Italien ist in einer ganz andern Ursache zu suchen; und beruht, unsrer Meinung nach, haupt-

*) Es ist bekannt, daß der Senat von Venedig aus Epirus und von den Inseln des griechischen Archipels die schönsten Weiber kommen ließ, um die jungen Leute der Republik durch sinnliche Ausschweifungen die Politik vergessen zu machen. Die Bleidächer und die Verführung bildeten die Regierungskunst der venetianischen Aristokratie. A. d. V.

Digitized by Google

sächlich in der gegenwärtigen Verweichlichung seiner Einwohner, und in der wenigen Achtung, die dort Talente finden. In einem Lande, wo Liebeshändel und Frauen die ganze Zeit der Jugend in Anspruch nehmen, wo das wichtigste Geschäft des Lebens in Vergnügungen besteht, flieht man natürlich Alles, was Ernst und Anstrengung erfordert. Dieser Hang zu Leichtsinn und gedankenloser Zeitverschwendung nimmt in dem Maße zu, als man sich dem südlichen Italien nähert, und es gibt dort Städte, wo man sich auf immer als Pedanten brandmarken würde, wenn man sich nur ein einziges Mal in einer Gesellschaft Dante's zu erwähnen herausnähme. Leute von Talent, denen es aber an der nöthigen Energie fehlt, sich der allgemeinen Verweichlichung zu entreißen, bringen daher ihre Tage zu den Füßen einer Geliebten und ihre Abende in leerem Geplauder hin, indem sie sich im Schoße der Vergnügungen zu betäuben suchen, und ihre geistige Zeugungskraft auf eben so ruhmlose als unersprießliche Weise verschwenden und erlahmen lassen. Indeß fehlt es Italien bei all dieser Verweichlichung nicht an hohen Geistern und edlen Seelen, die sich erheben, um gegen die Verderbniß, die sie umgibt, das Wort zu nehmen, und könnten sie einen Mittelpunkt der Vereinigung und des gemeinschaftlichen Strebens finden, so würden sie auch von dem Auslande besser gekannt und gewürdigt werden. So aber von Turin bis Catanea zerstreut, mit geringen Mitteln gegenseitiger Mittheilung, von einer oft bis zur Lächerlichkeit ängstlichen Censur bewacht, findet ihr rühmliches Streben nirgends Anerkennung, weder bei den Regierungen, von denen sie gefürchtet werden, noch bei dem Volke, das zu tief steht, um ihren Werth schätzen zu können; aus gleichem Grunde finden sie auch keine Ermunterung in jenen Vortheilen, die sie in jedem andern Lande durch Herausgabe ihrer Schriften erlangen könnten. In Italien, wo das literarische Eigenthum kaum von einem kleinen Staate bis zum andern Schutz genießt, ist der Buchhandel so beschränkt, daß die Wissenschaften zugleich Arbeit und Aufwand von Seite des Schriftstellers erfordern, während sie anderswo den Weg zu ehrenvoller Unabhängigkeit bahnen.

Diese Zersplitterung der Talente, die man von einer Stadt zur andern, wie die Alterthümer der Römerzeit und des Mittelalters aufsuchen muß, ist die Ursache, daß der Fremde, der Italien auf einer Reise durchfliegt, nicht von jenem Glanzstrome geblendet wird, der von Paris oder London ausgeht. Dagegen werden in Frankreich alle Menschen von höhern Geistesgaben von der Hauptstadt verschlungen, und man kann die größten Städte der Provinzen besuchen, ohne einen Mann von literarischem Rufe zu finden; während man in Italien mit Erstaunen, selbst in den kleinsten Städten, oft ausgezeichnete Gelehrte findet. Man kann daher von dem Zustande der Wissenschaften in Italien auch kein Bild im Allgemeinen entwerfen, sondern muß ihn in die einzelnen Staaten hinein verfolgen, wie wir denn hier mit Sardinien den Anfang machen wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Melton Mowbray
und
Die englische Fuchsjagd.

(Fortsetzung.)

In diesem wichtigen Augenblick erscheint ein Snob, *) ein ehrliches Stadtkind aus irgend einer fern entlegenen Provinz, das Niemand noch genau kennt, das aber den Fuchs herauskommen sehen möchte, gerade in seiner ganzen Breite der kritischen Stelle gegenüber. „Auf die Seite doch, mein Herr, ruft Squire Osbaldeston ihm zu, „was wollen Sie denn dort? Gedenken Sie vielleicht den Fuchs mit der Hand zu fangen?" Eine Stille folgt, die Keiner nur mit einem Athemzug zu unterbrechen wagt. Endlich läßt sich im Gebüsch ein Laut vernehmen, wie von einem träumenden Hunde; es ist Flourisher, ein berühmter Finder von Osbaldeston's Meute, und sein Herr erwidert ihm mit einem ermunternden Zuruf. Einen Augenblick darauf gibt ein Hund Laut, dann noch einer, dann ein dritter und ein vierter. „Tallyho!" schreit ein Bauer, der auf einem Baume sitzt. „Er ist hinaus!" ruft Lord Alvanley, stößt seinem Pferd die Sporen in die Seiten und fliegt unter den Vordersten dahin. Wie jeder gute Jägersmann thun würde, ruft Sir Harry Goodricke: „Achtung auf die Hunde!" „Laßt ihnen Zeit!" ruft Herr John Moore. „Recht so, sagt Herr Osbaldeston, sie verderben sich selbst wieder die Jagd, wie gewöhnlich." „Vorwärts," brüllt Herr Holpoake, „drei Koppel Hunde sind auf der Fährte!" — „So geht es doch immer; alle sind hinterdrein, und die Jagd ist heute hin, ich wollte wetten," ruft ärgerlich Billy Cocke, der auf seiner berühmten Stute Advance dreißig Meilen in einer Stunde reitet, aber auf dem Rücken einen Zettel angeheftet trägt, mit den Worten: „sie schlägt." **) — Napoleons alte Garde in ihren besten Tagen hätte solche Reiter *nicht* in ihrem stürmischen Fluge aufgehalten.

Man muß eine solche Jagd gesehen haben, um zu wissen, auf welche sonderbare Art die Hunde, die im Gebüsch zurückgeblieben sind, sich zwischen den Reitertruppen hindurch einen Weg bahnen, um den vordersten Koppeln nachzukommen, die so glücklich waren, die Fährte des Fuchses aufzufinden. Allerdings kommen sie einem Rennpferde an Schnelligkeit gleich; aber es gehört ihr ganzer Muth dazu, um sich mitten in einen Haufen Reiter, die mit verhängten Zügeln dahin jagen, zu stürzen, mit Gefahr bei jedem Sprung niedergetreten und zerquetscht zu werden. Doch Dieß ist der eigenthümliche Zug, der den Fuchshund auszeichnet, wie Beckford bemerkt. Allein ein Wiederlauf des Fuchses, die von den vorausgeschossenen Hunden auf einen Augenblick verlorne Fährte reicht für die hintersten Hunde hin, die vordersten einzuholen, und vereint setzen sie nun dem Fuchs mit immer zunehmender Schnelligkeit nach:

„vires acquirit eundo"

Die Folge davon bleibt nicht aus. Kaum sind neunzehn Minuten vorüber, so haben die Hunde die Fährte verloren, und der Fuchs

---

*) „Schuster," ein Spottname für Leute, die nicht Waidmannsrecht kennen, und die man bei uns etwa Krautjäger zu nennen pflegt.

**) „She kicks," diese Worte trägt der Jäger, um die Jagdgesellschaft zu warnen, wenn sein Pferd schlägt.

Digitized by Google

schöpft die Hoffnung, seinen Balg zu retten; durch die Pferde gedrängt haben sie die Fährte überrannt. „Wie Schade!" seufzt Einer. „Sünde und Schande!" wettert ein Anderer, indem er einen giftigen Seitenblick auf einen Neuling in der Fuchsjägerei wirft, der gern noch einmal so schnell geritten wäre. „Dieß haben sich die Herren selbst zu danken," ruft Herr Osbaldeston dazwischen, der eben mit seinem Pferde Clasher, das noch ganz frisch ist, herankömmt; nur vierzehn Jäger von zweihunderten sind um ihn versammelt, die Uebrigen kommen erst nach. Auf einen Hornruf kehren die Hunde nach der Stelle zurück, wo die Fährte verloren ging; Jack Stevens schickt sich an, sie zu leiten. „Ei schön, mein Pastime!" ruft Herr Osbaldeston einem seiner Hunde zu, der den grünen Zaun entlang seinen Schweif wie einen Federbusch trägt und schöner als je aussieht. „Er spricht an!" — „Beim Jupiter, er ist tausend Guineen werth!" ruft John White, indem er über die linke Schulter nachblickt und seinem Pferde beide Sporen gibt, voll Freude, daß nur vier Reiter von der Jagdgesellschaft hinter ihm sind. Unser Snob ist indeß unter ihnen, er ist den Hunden auf dem Fuße gefolgt, und sein Gesicht strahlt von Zufriedenheit, indem er sein Pferd vorwärts treibt, um wieder einen der vordersten Plätze einzunehmen.

Der Pinsel eines Malers würde jetzt in Verlegenheit seyn, und selbst wenn der Maler ein Waidmann wäre, würde sein Pinsel doch nur ein schwaches Bild liefern. Welche Landschaft liegt vor ihm! Welch schönes Panorama! Nirgends eine Feldstrecke von weniger als vierzig oder hundert Morgen, und nirgends mehr Spur von einem Pflug, als in einer sibirischen Steppe. Die Hunde stehen in einem Haufen beisammen, so dicht neben einander, daß man sie mit einem Tischtuch bedecken könnte — alle Ruthen gesenkt, alle Köpfe in die Höhe gerichtet; denn es ist nicht nöthig, die Fährte auf dem Boden zu suchen, da die Witterung in Brusthöhe ist. Doch der Lärm, die Musik der Meute, wie ließe sich Dieß beschreiben, wird man denken? — Lieber Leser, es ist wenig Lärm dabei, und eben so wenig Gekläffe. Nur der Kesselflicker macht viel Lärm um eine Kleinigkeit, und so wie die Hunde jetzt im Rennen sind, ist nicht viel Zeit, einen Laut zu verlieren. Vielleicht nur ein Hund unter zehn gibt Laut, um seinen Kameraden anzudeuten, daß der Schelm Reinecke vor ihnen ist; und nur die leisen Stimmen Vocal's und der weitberühmten Venus klingen Dem wie Musik ins Ohr, der nahe genug ist, sie zu hören. Doch Wer ist bei diesem zweiten Jagen so glücklich? Wir müssen abermals unsre Einbildungskraft zu Hülfe nehmen. Zur linken Hand erblicken wir, fast in gleicher Linie mit der Meute, sechs Reiter, die beinahe den Hunden in Schnelligkeit es gleich thun; rechts sehen wir vier andere Jäger, die eben so gut zu Pferde sind; einige Schritte weiter rückwärts kömmt die Elite der Jagdgesellschaft und einige Andere, die durch die Schnelligkeit ihrer Pferde und ihren festen Entschluß, bei den Hunden zu bleiben, wie vom Himmel gefallen scheinen. Einige lassen jedoch schon Zeichen von Ermüdung blicken. In einiger Entfernung sieht man zwei Pferde ohne Reiter hin und her sprengen; ein unbestimmtes Gerücht läuft von Mund zu Mund: Einer von der Jagdgesellschaft soll schweren Schaden genommen und das Schlüsselbein gebrochen haben, andere sagen sogar den Schenkel; doch der Ritt geht zu gut, um genauere Nachfrage zu halten. Nun hört man das Krachen eines Gehäges, und man sieht das Pferd eines Gentleman mit dem Bauch auf einem Balken, fast im Gleichgewichte schwebend, liegen, während der Reiter innerhalb des Zauns sich in einem Graben wälzt. „Wer ist es?" fragt Lord Brudenell den Jack Stevens. — „Weiß es nicht, Mylord, allein ich sah wohl, daß es eine verwünschtböse Stelle war, als ich vor ihm hinübersetzte." Die Sache sieht allerdings gefährlich aus; allein der Ritt geht zu gut, um Hülfe leisten zu können.

(Schluß folgt.)

Die Mathematikerin Germain.

Die politischen Bewegungen, die bis jetzt in Frankreich so sehr die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, ließen den Tod einer jener merkwürdigen Frauen unbeachtet bleiben, die die Natur von Zeit zu Zeit gleichsam als Beweis hinstellt, daß ihr Geschlecht dem unsern an Intelligenz durchaus nicht nachsteht. Sophie Germain wurde am 1 April 1776 geboren und starb am 17 Juni 1851. Das Motiv, welches ihren Beruf für die Mathematik entschied, oder vielmehr die Veranlassung, bei welcher dieser Beruf sich entschieden aussprach, war sicherlich eine der ungewöhnlichsten. Die Vorzeichen einer Revolution, deren gewaltigen Sturm Jedermann bei ihrem ersten Erscheinen schon voraussagte, machten auf Sophie Germain, damals ein Kind von 13 Jahren, den heftigsten Eindruck, der durch die täglichen Gespräche im Hause ihres Vaters, der Mitglied der constituirenden Versammlung war, noch verstärkt wurde. Von dem Gefühle gedrängt, daß nur eine ernste, anhaltende Beschäftigung ihre Furcht zerstreuen könne, fiel ihr zufällig die Geschichte der Mathematik von Montuela in die Hand, in der sie den Tod des Archimedes las, den weder die Erstürmung von Syrakus, noch der Zuruf, noch das erhobene Schwert des feindlichen Soldaten in seinen mathematischen Berechnungen stören konnten, wodurch ihre Wahl auf der Stelle für eine Wissenschaft entschieden wurde, die sie kaum dem Namen nach kannte. Ohne Lehrer, ohne andere Anleitung, als die sie aus einem Bezout schöpfte, den sie in der Bibliothek ihres Vaters fand, überwand sie alle Hindernisse, durch die ihre Familie einen für ihr Alter und ihr Geschlecht so seltenen Geschmack zu bekämpfen versuchte. Als man sie zum Schlafe, den sie sich entzog, dadurch zu zwingen suchte, daß man ihr Zimmer nicht heizen ließ, ihr Kleider und Licht wegnahm, stand sie bei Nacht auf, arbeitete in Decken gehüllt beim Schimmer eines Lämpchens, bei einer Kälte, daß oft die Dinte ihres Schreibzeuges einfror, und gab so den ersten Beweis, einer unwiderstehlichen Neigung, die ihre Familie nun so klug war, länger nicht zu bekämpfen. Als sie endlich nach unsäglichen Anstrengungen die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß sie die Sprache der Analyse verstehe, fühlte sie sich unbeschreiblich glücklich; nach Bezout studirte sie die Differential-Rechnungen von Cousin, und ganz vertieft in diese Beschäftigungen überstand sie die Schreckenszeit.

Nach der Begründung der Normal- und polytechnischen Schulen wußte sie sich die Hefte der Vorlesungen verschiedener Professoren zu verschaffen. Die Chemie von Fourcroy und die Analyse von Lagrange fesselten besonders ihre Aufmerksamkeit. Zu jener Zeit hatten die Professoren die preiswürdige Gewohnheit am Schlusse ihrer Vorlesungen ihre Schüler aufzufordern, ihnen schriftliche Ausarbeitungen vorzulegen. Dlle. Germain ließ dem Professor Lagrange die ihrigen unter dem Namen eines seiner Schüler zustellen, der ihnen großes Lob ertheilte, und, als er endlich den Namen der Verfasserin erfuhr, sie besuchte, um ihr in den schmeichelhaftesten Ausdrücken sein Erstaunen zu bezeugen. Die Erscheinung eines jungfräulichen Mathematikers machte vieles Aufsehen, und bald sah Dlle. Germain ausgezeichnete Gelehrte um sich versammelt, deren Unterhaltung ihrem Geiste neue Nahrung gab. Nach Herausgabe des Werks „über die Theorie der Zahlen" von Legendre, im Jahre 1797, widmete sie sich mit unermüdlichem Eifer diesem Studium. Als später die arithmetischen Untersuchungen von Gauß erschienen, fühlte sie sich, von der Originalität der Werke des berühmten Professors zu Göttingen ergriffen, von dieser Art Analyse angezogen. Nach vielfältigen Forschungen über diesen Gegenstand trat sie, noch immer unter dem Na-

Digitized by Google

men eines vormaligen Zöglings der polytechnischen Schule in Briefwechsel mit dem Verfasser, der dem unbekannten Mathematiker in den achtungsvollsten Ausdrücken antwortete. Diese Korrespondenz dauerte mehrere Jahre, als ein Zufall die Entdeckung der Pseudonymität herbeiführte. Dlle. Germain empfahl nämlich während der Schlacht von Jena den Professor Gauß dem General Pernetty, einem Freunde ihrer Familie, der, während der Besetzung von Braunschweig, wo damals der Professor Gauß sich aufhielt, die Artillerie befehligte, und die Erklärungen, welche jene Empfehlung zwischen dem General und dem Gelehrten herbeiführte, verriethen dem letztern den Namen seiner Korrespondentin. Der Brief, den Dlle. Germain hierauf von Hrn. Gauß erhielt, drückt die innigste Erkenntlichkeit und Bewunderung aus.

Bis dahin hatte Dlle. Germain noch nichts herausgegeben; eine merkwürdige Veranlassung machte sie auch als Schriftstellerin bekannt. Chladni kam nach Paris, um seine merkwürdigen Versuche über die Schwingungen elastischer Platten zu zeigen. Sie machten Aufsehen; Napoleon, der ihnen beiwohnte, interessirte sich lebhaft dafür, bedauerte aber nur, daß sie noch keinem Kalkul unterworfen worden seyen, und setzte zu diesem Ende dem Institute einen Preis aus. Allein die Mathematiker wurden durch den Ausspruch Lagrange's entmuthigt, der erklärte, es bedürfe, um diese Frage zu lösen, einer ganz neuen Art von Analyse. Dlle. Germain verzweifelte jedoch, ungeachtet der Autorität des Mathematikers von Turin, nicht an dem Erfolge; sie untersuchte die Erscheinungen auf tausenderlei Weise, wandte die Analyse darauf an, und übergab eine Denkschrift, in der sie eine Gleichung der Bewegung elastischer Oberflächen angab. Allein die Art, wie sie die Analyse studirt hatte, indem sie, ohne jemals einen regelmäßigen vollständigen Cursus gehört zu haben, nur allein ihrem Instinkte gefolgt war, machte es ihr, ihres Scharfsinnes ungeachtet, unmöglich die Frage vollständig zu lösen. Indeß hatte sie doch den Untersuchungen die Bahn gebrochen, und Lagrange zog aus ihrer Denkschrift die richtige Gleichung. Das Institut erkannte indeß, daß der (unbekannte) Verfasser eine sehr verdienstliche Probe gemacht habe, und schrieb, um ihn zu neuen Versuchen zu ermuthigen, die Frage für den folgenden Concurs aus. Dießmal war Dlle. Germain glücklicher; zwar erhielt sie den Preis nicht; es gelang ihr aber, sich eine ehrenvolle Erwähnung zu verdienen. Endlich wurde ein dritter Concurs eröffnet, bei dem ihre Denkschrift im Jahre 1816 gekrönt wurde.

Die Entdeckung der Gesetze der Schwingungen elastischer Oberflächen war im Gebiete der Wissenschaften ein wichtiges Ereigniß und die Verfasserin beschäftigte sich ihr ganzes Leben hindurch damit, Folgerungen aus denselben zu entwickeln. Im Jahre 1820 gab sie auf Veranlassung der Herren Fourier und Legendre, deren Verdienste und Charakter zu hoch stunden, um der kleinlichen Eifersucht des Geschlechts zugänglich zu seyn, ihre Untersuchungen über die Theorie der elastischen Oberflächen heraus, in denen sie die Grundzüge ihrer Analyse entwickelte, und im Jahre 1826 schrieb sie eine neue Denkschrift über Natur, Gränzen und Umfang der Frage über die elastischen Oberflächen. Zu gleicher Zeit setzte sie ihre Arbeiten über die Theorie der Zahlen fort, und versuchte das Theorem Fermats zu erweisen. Gelang ihr Dieß auch nicht, so fand sie doch schöne Hülfstheorien auf, die Legendre würdig hielt, einem Supplemente der zweiten Ausgabe seiner Theorie der Zahlen beigefügt zu werden.

Im Jahre 1828 ließ sie in den Annalen der Physik und Chemie einen Aufsatz einrücken, in dem sie die Prinzipien ihrer Analyse über die elastischen Oberflächen erörterte. Während der Julirevolution flüchtete sie sich, wie im Jahre 1789, in ihr Studirzimmer; gerade in der großen Woche nahm sie ihre alten Ideen wieder auf, und schrieb ihre Denkschrift über die Krümmungen der Oberflächen, die in Krell's Annalen in Berlin abgedruckt wurde. Schon seit einiger Zeit hatte sie indeß von Anfällen eines schrecklichen Krebsübels gelitten, das sie ins Grab bringen mußte. Mit seltener Standhaftigkeit erwartete und litt sie ihren Tod; Philosophie und Herzensgüte verläugneten sich in ihrem ganzen Wesen während der langen, schrecklichen Krankheit auch nicht einen Augenblick, und in schmerzfreien Zwischenräumen wendete sie sich immer zu den ihr so theuern Studien. Dlle. Germain hatte sich nicht der Mathematik allein gewidmet, sie besaß auch eine Menge anderer Kenntnisse, die hingereicht hätten einer andern Frau Ruf zu verschaffen, bei ihr jedoch nur eine kleine Blume in ihrem Kranze waren. Sie hatte ohne Anweisung Latein gelernt, nicht um der Sprache willen, denn in ihren Augen waren Sprachen nur Werkzeuge zum Studiren, sondern bloß um mehrere Schriftsteller, besonders Newton und Euler, lesen zu können. Außerdem hat man unter ihren Papieren viele Arbeiten über Geschichte, Geographie, besonders die der Alten, über Naturwissenschaften, und auch sehr schöne philosophische Betrachtungen gefunden, denn sie beschäftigte sich viel mit Metaphysik, weil sie, ihrer Aeußerung zufolge, großen Werth auf reine Metaphysik und sehr geringen auf die verschiedenen Systeme legte, die sie nur die Romane der höhern Wissenschaften zu nennen pflegte.

In Allem schlug sie den Weg ein, den das geborne Genie zu nehmen pflegt, das auf den ersten Ueberblick die Lösung der Frage ins Auge faßt, ohne sich die Zeit zu nehmen, vorher die regelrechten Verbindungen zwischen Ursachen und Wirkungen zu entwickeln; eine sekundaire Operation, die zur Beweisführung zweckmäßig ist, zu der aber das Genie später erst durch Nachdenken über sich selbst gelangt. Ihre Unterhaltung trug dasselbe Gepräge; die hervorstechendsten Charakterzüge derselben waren: der sichere Takt, mit dem sie sogleich die Grund-Idee einer Materie auffaßte und schnell, mit Umgehung aller Zwischensätze, zur Schlußfolge überging; ein leichter, anmuthiger Scherz, mit dem sie tiefe und folgerichtige Gedanken zu umschleiern wußte; rechnet man hiezu noch eine beständige Güte gegen Andere, über der sie sich selbst vergaß, so wird man begreifen, wie angenehm ihr Umgang war. Dieses Selbstvergessen übertrug sie auf Alles, sogar auf die Wissenschaft, der sie mit voller Selbstverläugnung sich widmete, und nie dachte sie an die Vortheile, die irgend ein Erfolg ihr gewähren konnte. Sie freute sich sogar, wenn Andere ihre eigenen Ideen auffaßten und benützten; denn es käme nicht darauf an, sagte sie, wer eine Idee zuerst gefaßt habe, sondern nur darauf, wie weit sie führe, und sie schätze sich glücklich, mit den übrigen den Wissenschaften nützlich zu werden, wenn sie auch keinen Ruhm davon habe. Diesen verschmähte sie, und nannte ihn scherzweise Spießbürgerstolz, das kleine Plätzchen, das wir im Gehirne Anderer einnehmen. Diesen edeln Charakter bewährte sie auch bei allen ihren Handlungen, die stets den Stempel der Tugend trugen, die sie, wie sie sagte, als eine mathematische Wahrheit liebe. Denn sie begreife nicht, pflegte sie hinzuzusetzen, wie man die folgerechten Ideen einer Seite des menschlichen Geistes lieben könne, ohne nicht auch zugleich die einer andern zu lieben, und die Begriffe von Gerechtigkeit und Tugend waren in ihren Augen folgerechte Ideen, die der Verstand annehmen müsse, selbst wenn das Herz nicht geneigt sey, sie anzuerkennen.

So war eine Frau beschaffen, die es in der Mathematik zu einer Vollkommenheit gebracht wie noch keine; die einzige, die in dieser Wissenschaft reelle Fortschritte und ihren Namen durch Arbeiten, besonders durch die Entdeckung der wichtigen Gesetze über die Theorie des Schalles bekannt machte, eine Entdeckung, die noch in spätern Zeiten Früchte tragen, und der Verfasserin ein ehrenvolles Andenken erhalten wird.

Vermischte Nachrichten.

Man zählt in Großbritannien wenigstens 1,500.000 Individuen, welche die Sonntagsschulen besuchen, und wenn man die ganze Bevölkerung auf 21,000.000 annimmt, so kommt auf sechzehn Personen ein Kind, das die Schule besucht. Die Ausgaben für den Unterhalt dieser Schulen belaufen sich für hundert Schüler jährlich auf 5 Pf. St., so daß also der Unterricht eines Kindes in der Sonntagsschule das Jahr auf zwei Schillinge kommt. Aus dem in der jährlichen Sitzung der Gesellschaft für den Schulunterricht in England vorgelesenen Berichte geht hervor, daß die erwähnte Gesellschaft 957 Schulen unterstützte, und 2193 Bibeln, 7854 neue Testamente, 60,899 Schulbücher und 14,941 pappendeckelne Alphabete vertheilte. Der Kostenbetrag hiervon überstieg den Fonds der Kasse bedeutend, und die Gesellschaft sah sich gezwungen, 800 Pf. St. Rente zu verkaufen.

*

Die Einkünfte des Lord Dudley belaufen sich jährlich auf mehr als 2.500.000 Fr. Sein verstorbener Vater verwendete jährlich zu wohlthätigen Zwecken die Summe von 250.000 Fr. Als der Sohn den Titel und Reichthum seines Vaters erbte, machte er aus freiem Willen einem alten Freunde des verstorbenen Lords eine Schenkung von 125.000 Fr., weil er muthmaßte, daß derselbe durch Zufall im Testamente seines Vaters vergessen worden sey.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 157. 5 Junius 1832.

Der Mörder des Herzogs von Berry.

(Fortsetzung.)

Morgens gegen neun Uhr weckte man gewöhnlich den Gefangenen, und befreite ihn einige Augenblicke von dem Zwangskamisole, um ihn ankleiden und frühstücken zu lassen; dann wurde es ihm wieder angelegt, bis zum Abendessen, das nicht viel besser als das Frühstück war, welches aus einem Stück Brod bestand. Louvel beobachtete in seiner Toilette eine gewisse Niedlichkeit, und machte seinen Anzug mit Sorgfalt, eine Gewohnheit, die noch den vormaligen Soldaten verrieth; keinen Tag unterließ er es, selbst nicht an dem seiner Hinrichtung. Seine Mahlzeit schien ihm besonders am Herzen zu liegen; da er vor Allem wünschte, seine Gesundheit und seine körperlichen Kräfte zu erhalten, bis er vor dem Publikum und seinen Richtern erscheinen sollte; er fürchtete mit der Abnahme seiner körperlichen Kraft die nöthige Festigkeit zu den Antworten zu verlieren, auf die er sich vorbereitete. „Ich will meinen Richtern, sagte er oft, der Nation und Europa beweisen, daß ich allein den Entschluß zu meiner That faßte. Seit zehn Jahren verging kein Tag, wo ich nicht darüber nachdachte. Es würde mir leid thun, wenn ich Schwäche verriethe in dem Augenblicke, wo ich vor dem Tribunale erklären werde, wie mein Plan zur Reife gedieh, und ich ihn ausführte. Man beraubt mich Tag und Nacht des Gebrauches meiner Hände, als ob ich im Sinne hätte, mir selbst das Leben zu nehmen: man kennt mich wenig; ich werde mich wohl davor hüten, ich wünsche vor aller Welt Augen gerichtet zu werden. Ja, ich wollte, daß man mich, wenn es möglich wäre, in einen großen Raum einsperrte, wo Jedermann mich sehen könnte. Das Volk würde herbeiströmen, um mich durch das Gitter zu sehen, und gewiß, ich würde mich vor keines Menschen Auge verbergen. Ich wollte an den Großen, die, nachdem sie aus ihrem Vaterlande emigrirt sind, mit den Fremden dahin zurückzukehren wagen, ein Beispiel statuiren; ich habe kein Verbrechen begangen, ich wollte mein Vaterland befreien.“ Hier schien er einige ferne und verworrene Erinnerungen zu sammeln und dann fuhr er fort: „Ich verließ Metz im Jahre 1814 und begab mich zu Fuße nach Calais, entschlossen Ludwig XVIII zu ermorden, wenn er mir dort in den Weg kam. Ich langte zwei Tage zu spät an; der Hof war bereits nach Paris aufgebrochen. Als ich die Absetzung Napoleons erfuhr, flossen unwillkürlich Thränen des Grimmes aus meinen Augen. Ich verabscheute die Verräther, die ihm Treue geschworen, und ihn so feig verließen. Wäre er ein Räuber gewesen, man hätte ihm treu bleiben müssen; und doch war er es, der Frankreich schützte. Wenn ich im ersten Augenblicke meiner Wuth nur die Stimme der Leidenschaft gehört hätte, die mich verblendete; so würde ich einen Marschall des Kaisers ermordet haben, der sich damals in Metz aufhielt, und der schändlicherweise die Sache der Nation verrathen hatte; allein ich dachte daran, daß mein Arm nützlicher seyn könnte; ich wollte nicht einen einfachen Bürger tödten. Von Calais folgte ich den Bourbonen nach Paris. Hier fand ich allerorten die weiße Fahne aufgepflanzt, die Fremden überall festlich aufgenommen; die Freude schien allgemein und herzlich; es schmerzte mich zu tief; ich eilte nach Fontainebleau, wo ich die Ueberreste der alten Garden mit ihren dreifarbigen Fahnen und ihrem alten Patriotismus zu finden hoffte. Um diese Zeit sprachen die schlechten Zeitungen so viel Böses von dem Kaiser, daß ich nicht mehr wußte, woran ich glauben sollte; ich hoffte daher, daß ich mich mit eigenen Augen von der Wahrheit würde überzeugen können, wenn ich ihm näher wäre. Zu Fontainebleau fand ich dieselbe Freude, die mich aus Paris verscheucht hatte. Dieß gab mir viel zu denken. Zuerst war ich entrüstet gegen diese schlechten Franzosen, die sich mitten unter dem furchtbarsten Unglück des Vaterlandes, einer so leichtsinnigen Freude überlassen konnten; dann kam ich auf mich selbst zurück, und indem ich meinen Schmerz mit der allgemeinen Fröhlichkeit verglich, die mich umgab, fragte ich mich, ob nicht vielleicht ich Unrecht habe. Dieß war das erste Gefühl der Ungewißheit, das mich beunruhigte, aber es war nicht das einzige; auch später hatte ich noch manchen Kampf gegen die Leidenschaft zu bestehen, die mich bestürmte. Zu Fontainebleau verschaffte ich mir die Abschiedsworte Napoleons an seine Garde und verließ die Stadt; ich machte mich auf meine eigenen Kosten nach der Insel Elba auf den Weg, wohin ich nach einer langen Reise, ungefähr Mitte Septembers, nicht ohne große Schwierigkeit, gelangte. Ich fand dort in meinem Handwerke leicht zu arbeiten, und trat in die kaiserliche Hofsattlerei unter Vincent. Hier war es, wo ich den Kaiser oft in der Nähe sah. Er kam häufig in die Sattlerei, und schien unsern Arbeiten große Aufmerksamkeit zu schenken. Er richtete nie ein Wort an mich, obgleich er sehr freundlich mit Jedermann, mit Leuten Meinesgleichen, wie mit allen Andern sprach. Gegen Ende Novembers mußte ich Vincents Werkstätte und die Insel Elba verlassen. Der Kaiser entließ

Digitized by Google

aus Oekonomie die Hälfte seiner Dienerschaft, und hierunter waren vorzüglich Diejenigen begriffen, die zuletzt in Dienst getreten waren. Ich befand mich darunter und schiffte mich nach Livorno ein. Von hier aus nahm ich meinen Weg über Genua und Turin, und blieb zu Chamberry, wo ich den Rest des Winters zubrachte, immer mein Vorhaben im Kopfe, was ich weniger als je aufgegeben hatte. Ich mußte dort bleiben, um mir Geld zu meiner weitern Reise nach Paris zu verdienen. . . . Manchmal machte ich mir Vorwürfe über meine Reise nach der Insel Elba, und wegen der Zeit, die ich dabei verloren. Ich hätte besser gethan, ich wäre zu Paris geblieben, wo eine günstige Gelegenheit nicht ausbleiben konnte; es waren dort alle Bourbonen beisammen. . . . Und doch wäre es für mich ein großes Glück gewesen, nie Etwas von ihnen gewußt zu haben. Ich würde in der bürgerlichen Gesellschaft eine unabhängige und würdige Stellung erlangt haben, ich würde ein guter Vater gewesen seyn, und glücklich mit Weib und Kindern gelebt haben, statt wie jetzt auf dem Schaffot sterben zu müssen!" Bei diesen Worten ließ der Gefangene das Haupt auf die Brust herabsinken und beobachtete ein langes Stillschweigen, das nur von Zeit zu Zeit durch Seufzer unterbrochen wurde. Endlich nahm er wieder das Wort und sagte: „Wie groß ist doch der Wankelmuth der Menschen! Charlotte Corday galt lange Zeit als eine Verbrecherin; jetzt lobt und preist man ihre Tugend; sie ist eine Heldin, die sich für's Vaterland opferte. Wohl denn, in einigen Jahren, vielleicht auch erst in einigen hundert Jahren wird man meine That für die eines Mannes halten, der sein Vaterland von Tyrannen befreien wollte!"

(Fortsetzung folgt.)

Zustand der Wissenschaften in Italien.

1. Die sardinischen Staaten.

(Fortsetzung.)

Die Schwelle Italiens, wenn man es von Frankreich her betritt, bildet Piemont, das sich, sofern wir die Lage der Dinge zu beurtheilen vermögen, bald an die Spitze der moralischen und intellektuellen Entwickelung der Halbinsel stellen wird. Obgleich es seinen Landschaften, seinem Klima und seinem Dialekte nach mehr Frankreich als Italien ähnlich sieht, so ist es doch durch Sitte, einen gewissen Ernst seiner Bevölkerung, und vorzüglich durch seine mächtige Aristokratie nichts weniger als französisch. Seit dem Tage, wo der Herzog Emanuel Philibert durch den glücklichen Erfolg der Schlacht von Saint-Quentin, in der er an der Spitze der spanischen Truppen den Sieg errang, in die Staaten seiner Vorfahren zurückgeführt wurde, benützten die Fürsten aus dem Hause Savoyen mit großer Umsicht die Vortheile, die ihnen Piemont, als der Schlüssel Italiens, in die Hände gab, und wußten theils durch eigene Tapferkeit, theils durch die treffliche Kriegszucht ihrer Truppen, theils durch Bündnisse, die sie bald mit Frankreich, bald mit Oesterreich schlossen, je nachdem es ihr Interesse erheischte, allmählich sich zu vergrößern, und zu einer bedeutsamen Macht emporzuschwingen; so zwar, daß unsrer Meinung nach, wenn Italien aus innerer Kraft zu einer Wiedergeburt gelangen soll, der Anstoß dazu aus dem königlichen Palaste von Turin gegeben werden dürfte.

Piemont trug wenig zu der riesenhaften geistigen Bewegung bei, die sich in Italien, vom dreizehnten bis zum siebzehnten Jahrhundert entwickelte. In beständige Kriege verwickelt, trat es nur spät erst auf die Schaubühne; brachte aber eine noch ungeschwächte Kraft mit sich, während Alles umher von ihm von Altersschwäche entkräftet zusammensank. Noch in der Mitte des verflossenen Jahrhunderts sah man mit einem Male Lagrange, Alfieri, Bertholet, Bodoni neben einander auftreten, Namen, die zu einer europäischen Berühmtheit gelangten und die Piemonts literarischen Ruhm auf die höchste Stufe erhoben. Durch ein unseliges Mißgeschick sahen sich leider alle gezwungen, nach einander ihren heimathlichen Boden zu verlassen, um in fremden Ländern ihren Unterhalt oder Gedankenfreiheit zu suchen. Indeß zog Piemont von diesem ersten Anstoß immerhin Vortheil, und die ernsten Studien und Wissenschaften gelangten mit erstaunenswürdiger Schnelligkeit zur Entwicklung. Der Graf von Salnzzo, bekannt durch seine Untersuchungen über das Gas, den Lavoisier unter die drei Wiederhersteller der Chemie setzte, errichtete in seinem Hause eine wissenschaftliche Gesellschaft, die durch die Herausgabe ihrer Mélanges de Turin die Bewunderung des gelehrten Europa's erwarb. Beccaria und Cigna verbreiteten durch ihre schönen Versuche über die Elektrizität den Geschmack für gesunde Physik; Allioni trug viel zum Erblühen der Naturgeschichte bei, und der Abbé Caluso, ein Mann von ungeheurem Wissen, brach die Bahn zum tieferen Studium des klassischen Alterthums. Die Privatgesellschaft des Grafen von Saluzzo wurde im Jahre 1783 zu einer königlichen Akademie der Wissenschaften erhoben, und ihre Denkschriften, obgleich der Mitwirkung Lagrange's beraubt, hielten die literarische Ehre des Landes aufrecht. Für Michelotti wurde die hydraulische Anstalt von Parella geschaffen, die in Europa nicht ihres Gleichen hat; die Militärschule, die Universität und andere wissenschaftliche Anstalten wurden beschützt und erweitert, und Alles versprach ein rasches und gedeihliches Aufblühen derselben, als der Krieg, den Piemont gegen die französische Revolution führen mußte, und die darauf erfolgte Invasion, mit einem Schlage die geistigen Fortschritte lähmte.

Obgleich unter Napoleons Herrschaft von ihm begünstigt, hörte Turin doch auf ein geistiger Mittelpunkt zu seyn, und verlor viel von seinem Einflusse; allein der König von Piemont beeilte sich, nach seiner Rückkehr in seine Staaten, im Jahre 1814, die Universität und Akademie, deren Einrichtung während der französischen Occupation verändert worden war, wieder herzustellen. Mehr als dreitausend Zöglinge strömten aus den Provinzen nach der Hauptstadt; und obgleich die Revolution des Jahres 1821 einen Augenblick das gesellschaftliche Gebäude erschütterte und sogar mehrere in Wissenschaft und Literatur ausgezeichnete Männer zwang, ihr Vaterland zu verlassen, so wurde dennoch die intellektuelle Bewegung nur momentan unterbrochen. Gegenwärtig besitzt die Universität von Turin mehrere Männer, wie Plana, Bidone, Peyron, Boucheron u. s. w., die sich einen europäischen Ruf erworben haben, und einen Brennpunkt geistigen Lichtes bilden, wie er in Italien nicht seines Gleichen hat.

Digitized by Google

Plana, ein Schüler der polytechnischen Schule, nachher Professor an der Militärschule zu Alexandria, erhielt zuletzt einen Ruf nach Turin, um an der dortigen Universität die mathematischen Wissenschaften zu lehren. Seine Talente entwickelten sich schnell, und er erhielt von dem Könige Victor Emanuel den Auftrag, ein neues astronomisches Observatorium zu errichten, zu dessen Direktor er ernannt wurde. Da das französische Institut im Jahre 1818 als mathematische Preisaufgabe die Aufstellung der Mondstheorie nach dem Prinzip der allgemeinen Schwere ausgeschrieben hatte, so verband sich Plana mit Carlini, Astronom in Mailand, und ihr Memoire trug den Preis davon, den sie mit Damoiseau theilte. Nach dem glücklichen Erfolg, mit dem ihre Arbeiten gekrönt worden waren, erhielten Plana und Carlini von ihren beiderseitigen Regierungen den Auftrag zu einer triangulären Vermessung, die sich den Arbeiten der französischen Astronomen anschließen sollte; diese schwierige und mühsame Arbeit wurde von ihnen mit dem größten Eifer vollendet. Zu gleicher Zeit unternahm es Plana die Stellung der Gestirne erster Größe in Beziehung zu dem neuen Observatorium in Turin zu bestimmen, und im Jahre 1828 machte er das Resultat seiner Beobachtungen bekannt. Schon hatte er gemeinschaftlich mit Carlini zu Mailand die „Theorie des Mondes" drucken zu lassen begonnen; als sich die beiden Mathematiker durch besondere Umstände veranlaßt sahen, sich zu trennen, um Jeder für sich allein zu arbeiten. Plana legte mit verdoppeltem Eifer Hand an, erneuerte alle seine Berechnungen und goß sein ganzes Werk um. Man muß erstaunen, wenn man sieht, daß er in weniger als fünf Jahren im Stande war drei große Quartbände herauszugeben, die zweitausend vierhundert Seiten mit Berechnungen von außerordentlicher Länge enthalten, in denen es sich nicht darum handelte, wie man glauben machen wollte, gleich Laplace die mehr oder weniger approximativen Zahlen zu finden, sondern genaue und allgemeine Formeln. Da diese Arbeit nun vollendet ist, so sehen die Astronomen ihrer Herausgabe mit Ungeduld entgegen. Plana, der auf verschiedenen Lehrstühlen Vorträge zu halten hatte, fand dennoch Zeit, den Denkschriften der Turiner Akademie und anderer gelehrten Gesellschaften zahlreiche Beiträge zu liefern. — Bidone, der Freund und Kollege Plana's, gehört gleichfalls zu den ausgezeichnetsten Männern Italiens. Anfangs Professor der Mathematik, erwarb er sich durch seine analytischen Untersuchungen und vorzüglich durch seine Schrift über die Integralrechnung einen Rang unter den ersten italienischen Mathematikern. Später zum Professor der Hydraulik ernannt, glaubte er in einem Lande, wo diese Wissenschaft in Betracht der Bewässerungen und anderer landwirthschaftlicher Arbeiten von so großer Wichtigkeit ist, nicht bloß bei Dem stehen bleiben zu dürfen, was er schon davon wußte. Ungern zwar gab er seine Untersuchungen der reinen Analyse auf, um sich ganz der Wissenschaft zu widmen, die er zu lehren beauftragt worden war. Es ist ein seltenes Beispiel, daß ein Mann nach zurückgelegter Hälfte seiner Lebensbahn noch eine neue Wissenschaft ergreift und sich darin solche Auszeichnung erwirbt, wie er. Seine Arbeiten über die Strömungen der flüssigen Körper bilden eines der schönsten Blätter in der neueren Physik. Bidone ist Direktor der hydraulischen Anstalt von Perella; einfach und bescheiden lebt er in größter Zurückgezogenheit, nur mit seinen Studien beschäftigt, und ist in seinem Umgange auf einige Freunde beschränkt, die seinen Charakter ehren und seine Güte lieben.

(Fortsetzung folgt.)

Der Diamantendistrikt von Serro do Frio.

(Schluß.)

Der Mond war eben aufgegangen, als wir den Gipfel der hohen Sierra erreichten, die den Diamantendistrikt umgibt, und nie werde ich die Scenerie vergessen, die sich hier plötzlich vor meinen Augen ausbreitete. Es war ein Anblick von erhabener Alpenpracht, ein Anblick, der unwiderstehlich an die glänzenden Schilderungen in den arabischen Märchen erinnerte. Von allen Seiten stiegen zum blauen Himmelsgewölbe fast senkrecht die Gipfel gigantischer Gebirge empor, von deren kahlen Felsenwänden unzählige Wasserfälle herabstürzten, die, vom Monde beleuchtet, wie flüssiges Silber glänzten. Ein dichter Nebel hing über dem Thale, dessen Schoß die köstlichen Steine birgt, die in der Krone der Monarchen glänzen und die Schönheit schmücken; nach denen die Menschen aller Zeiten strebten, und deren Werth den Launen der Mode trotzte. Ich stand versunken in den Anblick dieser wilden Landschaft, bis mich endlich der kalte Gebirgswind erinnerte, es dürfte gerathen seyn, in Rio Milho Werde ein bequemeres Nachtlager zu suchen. Ungefähr um Mittag des folgenden Tages erreichten wir Tejuco, die im Mittelpunkte des Distrikts liegende Hauptstadt desselben. Sie zählt ungefähr 5000 Seelen; allein der Boden in ihrer Nachbarschaft ist so unfruchtbar, daß alle Lebensbedürfnisse der Einwohner aus bedeutender Entfernung zugeführt werden müssen. Ich fand bei dem Commandante das Armas, der mich durchaus in seinem Hause haben wollte, eine sehr gastfreundliche Aufnahme. Mein Wirth war ein sehr verständiger Mann; seiner Meinung nach hatte sein Vaterland für eine Revolution noch nicht die gehörige Reife. Von der Macht Englands hatte er die übertriebensten Begriffe. „Grand nacao sao os Ingleses, porem bebem muito," sagt er. (Die Engländer sind ein großes Volk, aber sehr starke Trinker.) Eine Meinung, die im ganzen spanischen und portugiesischen Amerika verbreitet ist, und der verstorbene König von Portugal, so eingenommen er auch für die Engländer war, hielt sie dennoch für eine Nation von Trunkenbolden.

Als die Congreveschen Racketen in der Flotte eingeführt waren, erbot sich der Admiral der in Rio stationirten Schiffe, dem Könige Don Juan VI die furchtbaren Wirkungen dieses Geschützes zu zeigen. Der König willigte ein, und der ganze Hof versammelte sich auf den Balkonen des Palastes zu Rio, um von dem Schauspiele Zeuge zu seyn. Durch einen Unfall, der beim ersten Gebrauche dieses Geschützes öfter sich ereignete, drehte sich im Augenblicke des Abfeuerns die Röhre um, und die Racke, statt über die Praia grande zu fliegen, nahm die entgegengesetzte Richtung, und fiel und entlud sich in dem großen Hofe fast unter den Fenstern des Palastes. Die Bestürzung des Königs konnte nicht größer seyn, als der Aerger des Admirals, der sogleich einen Offizier ans Ufer schickte, um dem Könige die Ursache des Unfalls zu erklären, und ihm zu sagen, daß man sogleich eine andere Racke anlegen werde. Allein der erschrockene Monarch wollte davon nichts weiter hören. „Ich habe alle Achtung vor meinen Freunden, den Engländern, sagte er, allein nach dem Essen ist nichts mit ihnen zu machen." eine Bemerkung, die hinlänglich bewies, welcher Ursache er den unglücklichen Erfolg dieser Probe zuschrieb. — Zwei Tage nach meiner Ankunft in Tejuco besuchte ich die vorzüglichsten Diamantengruben von Commarco am Rio Jigitonhonha. Die Art, wie diese edlen Steine zu Tage gefördert werden, ist höchst einfach. Man bringt Alluvialboden (cascalhao), der aus dem Bette des Flusses aufgegraben wird, nach der Wäsche, wo er auf folgende Weise behandelt wird: Ein Schupfen ist hier errichtet von 100 Fuß Länge und 50 Fuß Breite, durch dessen Mitte ein mit Erde bedeckter Kanal läuft. Auf der andern Seite befindet sich ein Bretterboden von ungefähr 16 Fuß Länge, der sich bis in den Schupfen hinein ausdehnt und in schräger Richtung aufgelegt ist. Dieser Boden ist in Trüge abgetheilt, in die ein Theil des Cascalhao geschüttet wird; dann leitet man Wasser darauf, und schlemmt die Erde so lange, bis das Wasser hell abfließt. Die erdigen Theile sind nun weggewaschen, und der Kies

Digitized by Google

hat sich am Ende des Trogs festgesetzt, aus dem man dann zuerst die größern, dann die kleinern Steine aussucht, und ihren Gehalt sorgfältig prüft. Hat ein Neger einen Diamanten gefunden, so klatscht er in die Hände, stellt sich aufrecht und hält den Stein zwischen Daumen und Zeigefinger empor, worauf er ihm von einem der Aufseher, die längs dem ganzen Gebäude auf hohen Stühlen in gemessenen Entfernungen vertheilt sitzen, abgenommen wird. Am Feierabende werden die den Tag über gefundenen Diamanten gewogen und von dem Oberaufseher eingetragen. Hat ein Neger das Glück einen Diamanten von mehr als 17 Karat zu finden, so ist er auf der Stelle frei, und für kleine Steine werden verhältnißmäßige Belohnungen gegeben. Außer der erwähnten, gibt es an diesem und andern Flüssen noch mehrere Wäschen; allein die Ausbeute hat sich gegen frühere Zeiten bedeutend vermindert, und deckt jetzt kaum die Kosten.

Der Diamantendistrikt von Serro do Frio ist ungefähr zwanzig Stunden lang und neun breit; der Boden ist unfruchtbar, aber von zahllosen Bächen durchschnitten. Er wurde bald nach der Gründung von Villa do Principe von einigen Bergleuten entdeckt; als sie in den Bächen von Milho Verde und St. Goncalzes Gold wuschen, fanden sie einige Kiesel von geometrischen Formen und ganz eigenem Glanze, die sie mehrere Jahre hindurch ihren Kindern zum Spielzeuge gaben, oder als Marken bei ihrem Lieblingsspiele, Voltarete, brauchten. Endlich kam ein Offizier, der einige Jahre zu Goa in Ostindien gewesen war, in die Commarca, und überzeugte sich nach mehreren Versuchen, daß diese Steine Diamanten waren. Er sammelte einige und schickte sie nach Holland, wo sie zum Erstaunen der Juweliere für Diamanten vom reinsten Wasser erkannt wurden. Man kann leicht denken, daß, als diese Nachricht nach Brasilien gelangte, die sonst so verachteten Marken sehr gesuchte Gegenstände wurden, die allmählich verschwanden, und die portugiesische Regierung erließ nunmehr einen Beschluß, der alle Diamanten als ein Monopol der Krone erklärte. Lange glaubte man, daß es nur im Distrikte Serro Frio Diamanten gebe; allein Dieß ist irrig, denn man findet sie in jedem Theile des Reichs, und besonders in den entlegenen Provinzen Goyazes und Matto-Grosso, wo es mehrere Diamantendistrikte gibt. Man hat diese Steine auf den höchsten Gipfeln der Berge gefunden; die brasilianischen Mineralogen sind auch der Meinung, daß die Urformation der Diamanten sich im Gebirge bilde, und daß man sie meist noch in solcher Menge finden dürfte, daß ihr Werth verhältnißmäßig bedeutend sinken werde.

Der größte Diamant in der Welt wurde im Flusse Abaite, ungefähr 22 Stunden nordwestlich von Serro do Frio, gefunden. Die Geschichte dieses Steins klingt sehr abenteuerlich: Drei Brasilianer, Anton de Souza, Jose Felix Gomes und Thomas de Souza, waren für irgend ein Vergehen zu ewiger Verbannung in den wildesten Theil des innern Landes verurtheilt. Dies Urtheil war streng, aber die Gegend ihrer Verbannung die reichste der Welt; jeder Fluß rollte über Gold hin, und jedes Thal enthielt unerschöpfliche Diamantgruben. Eine Hoffnung dieser Art half diesen unglücklichen Männern ihr schreckliches Schicksal ertragen; sie schmeichelten sich immer, eine reiche Mine zu entdecken und so einen Widerruf ihres harten Urtheils zu erhalten. So strichen sie fast sechs Jahre nach Goldgruben suchend umher, bis ihnen endlich das Glück günstig war. Eine außerordentliche Dürre hatte das Bett des Flusses Abaite trocken gelegt, und während sie hier nach Gold gruben, fanden sie einen Diamant von fast einer Unze Gewicht. Voll Freude über diese Entdeckung beschlossen sie auf gut Glück nach Villa Ricca zu gehen und die Gnade der Krone anzurufen. Der Gouverneur traute kaum seinen Augen, als er den herrlichen, glänzenden Stein sah; er versammelte sogleich eine Kommission von Beamten des Diamantendistrikts, und als diese den Stein für ächt erkannten, wurde er sogleich nach Lissabon geschickt. Es ist wohl überflüssig zu bemerken, daß die Strafe der drei Verbannten auf der Stelle aufgehoben wurde. Dieser berühmte Diamant wurde von Romé de l'Isle auf die ungeheure Summe von 500 Millionen Pf. St. geschätzt. Er ist ungeschliffen; allein der verstorbene König von Portugal, der ein leidenschaftlicher Liebhaber von Edelsteinen war, ließ ein Loch durch denselben bohren, um ihn bei festlichen Gelegenheiten um den Hals tragen zu können. Kein Monarch hatte eine so schöne Sammlung von Edelsteinen als er.

Der jährliche Ertrag dieser Minen wird seit ihrer Entdeckung auf 25 bis 30,000 Karat geschätzt, und die Kosten auf 20 bis 25,000 Pf. St.; allein man rechnet, daß bei 5 Millionen Pf. St. Werths von Schmugglern ausgeführt wurden, deren verbotener Handel alle Wachsamkeit der Regierung nicht zu hindern vermochte. Den besten Begriff von der Aengstlichkeit, mit der dieser Distrikt bewacht wurde, gibt das Gesetzbuch, das der berühmte Minister Pombal im Jahre 1775 ganz im Geiste des orientalischen Despotismus eigenhändig entwarf. Zufolge dieses „Regimento" darf Niemand, welches Ranges er auch sey, diesen Distrikt ohne Erlaubniß des Generalintendanten betreten. Jeder, der keine besondere Bewilligung aufzeigen konnte, war gezwungen ihn zu verlassen, und kehrte er je zurück, so wurde er lebenslänglich nach den Küsten von Afrika verbannt. Allein ungeachtet aller dieser Vorkehrungen und der Aufstellung einer Reiterschaar, deren Mannschaft jeden Winkel der Gegend kannte, konnte doch die Schmuggelei nicht verhütet werden. Die Sucht nach Gewinn war so groß, daß die Beamten selbst bei diesem Handel interessirt waren; denn die Käuflichkeit der Angestellten in Brasilien neutralisirt alle Bemühungen der Regierung, und vielleicht mehr als die Hälfte der Einkünfte wird ihnen zur Beute. Einige Jahre früher, als ich noch an einem der nördlichen Häfen wohnte, landete ein englisches Schiff mit einer Ladung Schießpulver, ein Artikel, der damals ausschließend Monopol der Krone war; allein ungeachtet der strengen Strafen, die auf den unerlaubten Handel gesetzt waren, wurde dennoch die ganze Ladung unter den Augen und mit Einverständniß des Zollverwalters selbst gelandet, der den großen Nutzen von dieser Uebertretung des Gesetzes einstrich.

Nachdem ich mich drei Wochen in der Commarca aufgehalten hatte, kehrte ich nach Villa Ricca zurück, wo ich Francisco entließ, der, wie ich glaube, Gelegenheit gefunden hatte, wieder seinem alten Berufe zu leben. Ich war erstaunt über die Vertraulichkeit, mit der er sich, seines Rufs als Schmuggler ungeachtet, gegen die Intendanz benahm, und ich konnte nicht anders als glauben, daß sie beiderseits im Einverständnisse waren. Francisco war ein Zigeuner, ein Stamm, der in Brasilien sehr zahlreich ist, und der den ganzen Binnenhandel betreibt. Die Zeit, wann dieses sonderbare Volk, das die gelehrte Welt so viel beschäftigt hat, sich in den Wildnissen von Südamerika ansiedelte, konnte ich trotz aller Erkundigungen von keinem Brasilianer erfahren, da diese in Allem, was die frühere Kolonisation des Landes betrifft, höchst unwissend sind. Ich fragte einst Francisco über diesen interessanten Gegenstand, weil ich hoffte, es existire hierüber irgend eine alte Tradition bei seinem Stamme, allein ich hörte nichts als die schon oft erhaltene Antwort: „Quem sabe" (Wer weiß es).

Vermischte Nachrichten.

Die englischen Journale erwähnen eines seltsamen Festes, das am 17 Mai Abends bei Hofe gegeben wurde. In dem nämlichen Augenblicke, wo man den König Wilhelm in größter Verlegenheit über die Reform glaubte, gab Seine Majestät dem sogenannten Joteyclub ein glänzendes Bankett; es versteht sich, daß dazu nur die hoffähigen Jotey's dieses Klubs eingeladen waren; auch bestand die Tischgesellschaft aus einigen siebzig Herrlichkeiten, die aber alle große Freunde der Pferderennen sind. Das Merkwürdigste bei diesem Feste ereignete sich aber erst nach der Tafel. Der König stellte nämlich dem Joteyklub eines der Hufeisen von dem berühmten Renner „Eklipse" zu, seiner Zeit das erste Rennpferd in England. Dieses Hufeisen hat eine reiche Goldfassung, die Lorbeerkränze vorstellt, und auf der die „Eklipse" abgebildet zu sehen ist. Auch die Wappen des Königs sind in erhabener Arbeit darauf abgebildet, und unten die Inschrift angebracht: „Dieses Hufeisen der Eklipse wurde von Sr. allergnädigsten Majestät dem Joteyklub im Mai 1832 zum Geschenke gemacht."

Das Lied, welches die Kinder in Frankreich singen, um den Maienkäfer fliegen zu machen, und das unserm „Maienkäfer flieg', dein Vater ist im Krieg" u. s. w. entspricht, lautet:

„Hanneton, vole, vole, vole,
Ton mari est à l'école,
Il a dit si tu ne voles,
Qu'il te coupera la gorge
Avec son couteau de saint Georges."

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cottaischen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 158. 6 Junius 1832.

Ausflüge in Illyrien und Dalmatien.

Von Dr. Michahelles.

Neue Folge der im Auslande des vorigen Halbjahrs (v. S. 1157 bis 1154) enthaltenen Artikel.

1. Venedig.

Der Reisende, der von Deutschland aus nach Dalmatien kommen will, muß nothwendig sich zu Triest oder Venedig einschiffen. Fiume als dritter Einschiffungspunkt liegt theils außer dem Wege, theils sind die dortigen Gelegenheiten besonders in das südliche Dalmatien sehr selten. Von Triest gehen die meisten Schiffe nach Ragusa; von Venedig in die Bocche di Cattaro und nach Zara. Ragusaner Schiffe trifft man fast nie in Venedig, und selten Bocceser in Triest. — Diese Eigenheit rührt von den alten politischen Verhältnissen Ragusa's und Cattaro's her. Ragusa eifersüchtig oder offenbar feindlich gegen Venedig, stand zu Zeiten der Republik beider Städte in keiner Handelsverbindung mit Venedig, während die Bocche mit ihren verschiedenen venetianischen Pflanzstädten stets einen lebhaften Verkehr mit der Mutterstadt unterhielten. Ragusa's und Cattaro's Schiffer sind die Fuhrleute des adriatischen Meeres. Die reichen Kaufleute Venedigs und Triests befassen sich gar nicht mit dieser Küstenschifffahrt, sondern senden ihre Fahrzeuge nach Nordafrika, in die Häfen des westlichen Asiens, der Türkei und Südrußland's. Es lag in unserm Plan sogleich bis in die Bocche di Cattaro zu Schiffe zu gelangen, und Venedig war der Ort, wo diese Gelegenheit fast wöchentlich sich darbietet. An einem sonnigen Frühlingsnachmittage verließen wir das alte Padova, dessen Bewohner, es war gerade St. Marcustag, in buntem Getümmel zur Brentabrücke hinaus auf die benachbarten Oerter wallten. Leichte zweirädrige Sedien rasselten an unserm vollbepackten Vetturino vorbei und die Paläste in Stra, die freundlichen Städtchen Dolo und Mira zur Linken, die träge Brenta zur Rechten fuhren wir durch die reiche Ebene Oberitaliens. Der Abend war angerückt, vor den Kaffeehäusern der zahlreichen Städtchen und Dörfer sammelten sich Gruppen, um die vorbeigehende schöne Welt zu betrachten, auf der Brenta fuhren Kähne mit Musik, ein heiterer mondheller Abend beleuchtete die Gegend. Bald hinter Mira wird die vorher so cultivirte Gegend öde und nur einzelne Gehöfte stehen sparsam an der Landstraße, an beiden Seiten derselben sind Wassergräben und im weiten Umkreis ertönt der eintönige Chor der Frösche, mit dem Schrillen der Rohrhühner gemischt. Bäume und Gesträuche verschwinden, so weit das Auge reicht, sieht er nichts als Sumpffläche, deren Gränzen hinter leichtem Nebel verborgen liegen.

Es ist eine eigenthümliche Ueberraschung, zum Erstenmale den Ozean zu sehen. Seine ersten zwischen Bergspalten sichtbar werdenden silbernen Streifen gewähren dem Festländer so viele Freude als dem Seemanne der Anblick der dämmernden Küste. Unaussprechlich ist die Ueberraschung für den Reisenden der von Optschina, *) ehe er es erwartet, plötzlich den Ozean vor sich aufgedeckt sieht. Leichte Barken durchkreuzen die farbigen Wogen, ein silberner Faden begränzt den Ozean und die fernen schwarzen Wolken, an den felsigen Küsten liegen Städte und Städtchen, und der Donner der Wogen zeugt von der furchtbaren Macht des erdumfassenden Elementes. Diesen zaubervollen Anblick bietet nicht die Ansicht des Meeres gegen Venedig zu. Ueber die weiten, todten Moräste die nur Sumpfvögel bevölkern, hebt sich allmählich das Meer empor, das die letzten einzelnen Häuser, die Ueberfahrtsstation Fusina bespült. Aber es ist nicht der mächtige freie Ozean, es ist ein ruhiger See, dessen Ebene nur selten Winterstürme beunruhigen. Keine Schiffe können hier segeln, denn nur unbedeutend ist die Tiefe und vom Festland bis Venedig sind Pfähle, im Meer eingerammt, um nur etwas tief gehenden Lagunenschiffen das ungefährliche Fahrwasser zu bezeichnen. Eine Stunde vom Lande liegt die wunderbare Inselstadt, das Schimmern der Lichter leuchtet bis zum Strande. Obgleich wir erst um Mitternacht in Fusina ankamen, waren doch noch mehrere Gondeln zur Ueberfahrt bereit; schnell durchschnitten wir die Fläche, und die einzelnen Inseln schwammen im Mondlicht vorbei. In weiter Ferne zuckte Feuerröthe durch den dunkeln Horizont; die Umrisse der Stadt traten deutlicher und deutlicher hervor; jetzt waren wir im Canal della Giudeca, und die Gondel stieß an den Stufen des Markusplatzes an. Noch waren die Hallen des Markusplatzes belebt, die zahlreichen Kaffeehäuser erleuchtet, von einzelnen tönte Musik und Gesang, während in den Porticis obdachlose, in ihre braunen Kapuzen eingewickelte Gestalten sorglos schnarchten. In den andern Gassen herrschte tiefe Stille, und nur nach langem Pochen wurde unser Gasthaus geöffnet.

*) Die letzte Station vor Triest.

Digitized by Google

Venedig hat hinsichtlich seiner geschichtlichen Merkwürdigkeiten, seiner artistischen Schätze und seiner statistischen Verhältnisse erschöpfende Beschreiber gefunden, mögen daher hier nur einige das Leben in Venedig betreffende Details folgen. Kaum tritt der Fremde ans Land, so umringt ihn, wie in allen Seestädten Italiens eine Menge dienstbarer Geister, und der Cicerone erwartet ihn schon an der Thüre des Gasthauses, um mit ihm nach Belieben die „Tour de Venise" zu beginnen. Diese Cicerone kennen in der That alle merkwürdigen und interessanten Punkte, und sind unentbehrlich. Wer nach Venedig kam, um dort sich nichts weiter als einen Ueberblick des Sehenswürdigen zu machen, kann vermittelst eines Cicerone seine Tour in vier Tagen beendet ansehen. Wir überlassen es daher dem Cicerone in Venedig, und Quadri und Martens in der Heimath, uns jene Details zu geben, und um die Venetianer selbst sogleich am ersten Tage zu sehen, gehen wir durch die Gäßchen, wo noch um 6 Uhr tiefe Ruhe ist, an der Riva (Quay) entlang zum Markusplatze. Auf den Schiffen herrscht schon Leben, aus dem dumpfen Schiffsraume steigen die Matrosen, die nassen Segel werden gegen die Sonne aufgerollt, und der Schiffsjunge bläst die erloschenen Kohlen an. Vom Festlande kommen reiche Ladungen der schönsten Feld- und Gartenfrüchte, von Blumen, Geflügel, Brod, Fleisch; hundert Kähne bedecken schwerbeladen die Lagunen. Wir widerstehen den Einladungen der Barcariol's (Gondoliere), die mit lautem Geschrei ihre Dienste nach Mestre, Chioggia oder „alli murazzi, questo grandissimo spettacolo," wie sie sich selbst ausdrücken, anbieten.

Die Piazetta von San Marco öffnet sich. Auf den kolossalen Granitsäulen, die der Doge Domenico Micheli aus Palästina in sein Vaterland siegreich zurückbrachte, und die den Eingang der Piazetta gegen das Meer zu zieren, prangt S. Theodor und der stolze geflügelte Löwe. Der letztere mußte sich dennoch 1797 bequemen, friedlich mit den 4 ehernen Rossen, die früher die Rennbahn in Byzanz zierten, nach Paris zu wandern. Im Jahre 1816 kehrte jedoch die eherne Menagerie an ihre alten Standplätze am Markusplatz zurück. Links am Eingange der Piazetta ist der kleine kaiserliche Garten, der kaiserliche Palast, und ein fortlaufender Porticus, rechts der goldbedeckte Dogenpalast, und der Dom von S. Markus, im Vordergrund der bunte Uhrenthurm.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Saint-Simonismus in seiner letzten religiösen, moralischen und politischen Entwickelung.

Dritter Artikel.

(Schluß.)

Die verkehrte Ansicht von Constitutionen und Staatseinrichtungen überhaupt, hatte, wie wir gesehen haben, zu der Behauptung geführt, daß Alles nur abstrakter Mysticismus sey, vom Staatsgrundgesetze an bis zum geringsten Civilgesetze. Die Idee des Gesetzes selbst sey eine metaphysische Ausgeburt, ein Vernunftding (être de raison), das weder Willen noch Kraft habe, das überhaupt nichts sey; und ihm gehorchen, heiße so viel, als gar nicht gehorchen; damit nun das Gesetz Leben habe, müsse es von einem lebendigen Wesen dargestellt werden. Hier sagte nun Enfantin *): da der Priester der lebendigste Ausdruck des Lebens ist, weil er alle Lebenseigenschaften, alle Charaktere in sich vereinigt, so ist der Priester das lebendige Gesetz für die Gesellschaft, und da der Père suprême, der Père de l'humanité, das Band, der Vereinigungspunkt der ganzen Gesellschaft ist, das ganze Leben kennt und in sich begreift, so ist der höchste Priester das vollkommene lebendige Gesetz für die ganze menschliche Gesellschaft. So erhält das Gesetz Leben, so kann man es mit einem Namen nennen, man kann es sehen, fühlen und lieben, und so will es das Volk und hat es eigentlich immer gewollt. Gregor VII und Napoleon wurden als Beispiele angeführt. Letztern führte man besonders immer im Munde, aber man entblödete sich auch nicht, Moses, Jesus und Luther als Beispiele anzuführen. Sie, religiöse Gesetzgeber, aber nicht religiöse Gesetze, sie, die höhere religiöse Ideen unter den Menschen verkündeten, diese ehrwürdigen Namen wurden vom Saint-Simonismus gemißbraucht, um eine Verirrung des menschlichen Verstandes zu rechtfertigen. Der Saint-Simonismus zeigte dadurch abermals, daß er das Beste, das Edelste, wenn er zufällig darauf stieß, nur zu verzerren wußte, und in dieser Verzerrung gebrauchen konnte, und legte ein neues Zeugniß ab, wie sehr er allen höhern wahrhaften Ideen über Menschheit und menschliches Leben fremd war, und in welchem niederen, sinnlichen und materiellen Kreise er sich bewegte. Ja! es gibt auch ein lebendiges Gesetz der Menschheit, das ist aber die Menschheit selbst. Ihre ewige Natur ist ihr Gesetz für die lebendige Entwickelung in der Zeit; auch jede einzelne menschliche Gesellschaft, auch der Staat hat ein lebendiges Gesetz. Das ist aber die ganze Staatsgesellschaft selbst, indem ihr inwohnender Geist des Lebens sich immer neu gestaltet, neue Bedürfnisse, neue Ansprüche sich entwickeln, welche die Bestimmung neuer Rechte als neuer Gesetze nöthig machen. Der Saint-Simonismus mußte diese Ideen nun wieder verkörperlichen. Wie der Priester früher gesagt hatte: ich bin die Menschheit, so mußte er nun auch sagen: ich bin der Staat, und das ganze Leben, ich bin sein Gesetz, nach mir dem Höchsten und nach meinem höchsten Willen gestaltet sich die ganze menschliche Gesellschaft. Diese Theorie wurde nun weiter in die Tiefe, oder vielmehr in die weitere Seichtigkeit ausgebildet. Wir berühren hier nicht weiter die daraus abgeleiteten Folgerungen, da Jeder selbst sie leicht aus der Grundlage entnehmen kann. Nur müssen wir noch bemerken, daß zu diesem systematischen Priesterdespotismus auch noch die heillosen moralischen Lehren gesellt wurden, die Enfantin aufstellte, und die wir im zweiten Artikel namhaft gemacht haben. Alle seine dort bezeichneten moralischen Triebfedern wurden nun für den Priester als Regierungsmittel angewiesen. Schmeichelung und Fröhnung der verschiedenen Leidenschaften der Unteren, geistige und sinnliche Verführung (séduction) der Untergebenen, der Gläubigen (fidèles) sollen dem Priester die Gewalt verschaffen, welche die früheren Gesellschaftsoberhäupter nur durch die Anwendung roher materieller Gewaltmittel erlangt hätten. Welche von diesen Gewalten entsetzlicher für das Leben der

*) Ueber das Ganze dieser neuen Lehren sehe man: Enseignement, fait par le Père suprême. Troisième enseignement.

Digitized by Google

Menschheit gewesen wäre, ob die, welche besonders die materielle physische Unterdrückung bewirkte, oder die, welche die ganze geistige und sittliche Zugrundrichtung der Menschheit bezweckte, unterliegt wohl keinem Zweifel. — Nach der Aufstellung dieser Lehren und nach der eingetretenen Trennung erhielt nun auch die Politik des Globe eine neue Richtung. Hatte man sich früher noch nicht ganz von der liberalen Partei getrennt, so geschah Dieß doch jetzt, um seinen Blick und seine Neigung nach der Seite hinzuwenden, wo sich die Staatsgewalt befand. Aber die Lobeserhebungen beschränkten sich nicht bloß auf die französische Regierung; mit besonderer Liebe verweilte man immer bei den absoluten Regierungen, die man als Musterregierungen aufstellte, indem man beklagte, daß diese liebevollen, väterlichen Regierungen früher von ihnen, als man sich noch nicht ganz von dem Liberalismus losgesagt habe, verkannt worden seyen. Selbst Don Miguel erhielt in einem Artikel eine ehrenvolle Erwähnung. Besonders waren es aber die Anhänger der Legitimität, mit denen man sich zu befreunden suchte. Denn, sagte man, das sind die Menschen, welche Ordnung und Hierarchie wollen (Ordnung setzte man der Freiheit entgegen), mit diesen Menschen sind wir aber um so mehr verwandt, als wir eine neue Ordnung und eine neue Hierarchie bringen. Die Zeit kann daher nicht fern seyn, wo diese sich brüderlich mit uns verbinden werden. *) Wir wissen nicht, wie weit diese Huldigungen bei den Legitimisten Anklang gefunden haben, die jedoch im Ganzen, ihrer Natur getreu, taub geblieben zu seyn scheinen. Wenn wir aber vorher sagten, daß die Saint-Simonisten sich vorzüglich der Staatsgewalt zugewendet, so verstehen wir Dieses auch in dem Sinne, daß es ihr vorzügliches Bestreben war, die Staatsgewalt selbst in die Hand zu bekommen. Dieß sollte aber nicht durch Aufstand und Empörung, sondern durch Ueberredung und in Frieden geschehen, man sah alles nur durch die Brille des Saint-Simonismus und hielt es für eine ausgemachte Sache, daß ganz Frankreich nur den Augenblicke entgegenharre, wo es sich dem Saint-Simonismus in die Arme werfen könne. So kam es denn, daß man eines Morgens im Globe **) den wirklich tollen Artikel las, worin Louis Philipp nach einer schmeichelhaften Lobeserhebung seiner Privateigenschaften, der ernstliche Antrag gemacht wurde, seinen Thron dem Père suprême als dem Fähigern und Würdigern abzutreten. Doch vielleicht verweilten wir bei der Darstellung aller dieser Verkehrtheiten schon all zu lange, und wir schließen daher mit diesem Artikel die Auseinandersetzung der neueren saint-simonistischen Lehren; behalten uns aber vor, in einem Schlußworte einen Rückblick auf den ganzen Saint-Simonismus und seine verschiedenen Entwicklungsstufen zu werfen, und mit einigen allgemeinen Betrachtungen zu schließen. A.

*) Siehe besonders den Globe vom 21 März 1832.

**) Globe vom 1 April 1832.

Die große Volksbewegung in England.

Wohl zu keiner Zeit noch bot das britische Reich einen so großartigen Anblick, als in den letztvergangenen Tagen. Mit solcher Kraft, Einmüthigkeit und Besonnenheit erhob sich noch selten ein Volk, um seine Rechte aus den Händen einer stolzen Oligarchie zurück zu fordern. Ein großer Sieg für die Freiheit ist errungen worden, und die Aristokratie hat eine Niederlage erlitten, aus der sie sich wohl nimmermehr so weit erholen dürfte, um dem Volke in offenem Felde die Spitze zu bieten. Der versuchte Rückschritt der Regierung und die hierauf erfolgte Nöthigung, das gegebene Wort zu halten, zeigten nur allzudeutlich, auf wessen Seite die moralische Kraft stand, und was der einmüthige Wille eines Volkes vermag. Niemand, der die Vorgänge in den vereinigten Königreichen beobachtete, konnte es entgehen, daß Großbritannien am Rande einer furchtbaren Revolution stand. Die zahllosen Volksversammlungen, die dabei geführte Sprache, die Entschlossenheit in jeder Bewegung dieser vielgliederigen Masse ließen den Ausbruch einer gewaltigen Erschütterung fürchten. London selbst wurde von dem Fieber einer heftigen Aufregung geschüttelt, und so schnell auch Alles wieder ins ruhige Geleise zurückgekehrt ist, so wird doch die Erbitterung der Gemüther noch lange im Schwunge bleiben, wie nach jedem Sturme die Wogen noch lange schäumen und brausen. Um einen Begriff von der bedrohlichen Stimmung der Gemüther zu geben, wollen wir hier nur in flüchtigen Umrissen die Schilderung von einer oder zwei Volksversammlungen entwerfen, da sie im Grunde genommen im ganzen Königreiche von demselben Geiste beseelt auf gleiche Weise sich aussprachen.

Eines der größten Meetings wurde in Birmingham gehalten. Schon zwei Tage zuvor sah man alle Straßen, die nach dieser Stadt vorzüglich von Norden her führten, mit Tausenden von Menschen bedeckt, von denen viele aus den entlegensten Theilen von Worcester, Stafford und Gloucester anlangten. Da alle politischen Unionen der Grafschaft sich entschlossen hatten, insgesammt oder durch Ausschüsse der großen Versammlung beizuwohnen, so wurden von dem Ausschusse der Birminghamer Union Abgeordnete ernannt, von denen die heranziehenden Schaaren auf den verschiedenen Straßen empfangen und in die Stadt geführt werden sollten. Mit fliegenden Fahnen und Musikbanden an der Spitze, zogen die einzelnen Unionen in Birmingham ein, und nachdem alle Vorbereitungen zur großen Versammlung vollendet waren, rückte ein unermeßlicher Zug von Menschen nach Newshall-hill, einem zu ihrer Absicht wohlgelegenen Orte von einigen siebzehn tausend Quadratruthen im Umfange. Nur mit Mühe gelang es dem Sprecher der Birminghamer Union und den Vorstehern der übrigen Unionen, sich durch die Volksmasse zu den Wagen hindurch zu arbeiten, von denen herab die Reden gehalten werden sollten. Das ganze weite Feld und die Häuser bis zu den Dächern hinauf waren mit Menschen bedeckt, während man auf den Rebuern gegenüber liegenden Hügeletten in verschiedenen Zwischenräumen die Banner der einzelnen Städte, wie Coventry, Warwick, Wolverhampton, Stratford-on-Avon u. s. w. aufgesteckt wehen sah. Man rechnete die Zahl der von dem nördlichen Theile des Landes, namentlich von Wolverhampton, Wednesbury, Sedgeley u. s. w. herbeigekommenen Personen auf hunderttausend Köpfe. Der Zug war vier englische Meilen lang, und die ganze Straße von der dichtgedrängten Volksmenge bedeckt. Man zählte unter ihr 150 Banner und 11 Musikbanden. Der Zug aus dem westlichen Theile der Grafschaft zählte gegen 25,000 Menschen, unter 70 Bannern; der aus der östlichen Gegend 5000, mit 50 Fahnen; der aus dem südlichen 10,000, mit 12 Fahnen und 6 Musikbanden. Hiebei ist die zahllose Volksmenge, die aus Birmingham selbst herbeiströmte, nicht gerechnet, so daß die ganze Versammlung ohne die mindeste Uebertreibung auf 200,000 Köpfe angeschlagen werden darf. Der Sprecher der Birminghamer Union, Hr. Attwood, trat zuerst auf, um die Versammlung mit einer Rede zu eröffnen, wurde aber durch die neue Ankunft verschiedener Unionen unterbrochen, die folgendes Lied sangen, das wir hier als eine Probe der bei solchen Gelegenheiten üblichen Knittelverse beisetzen wollen:

„Lo! we answer! see we come
Quick at Freedom's holy call,
We come! we come! we come! we come!
To do the glorious work of all;
And hark we raise from sea to sea
The sacred watchword Liberty!

„God is our guide! from field from wave,
From plough, from anvil and from loom,
We come, our country's rights to save
And speak a tyrant faction's doom!

Digitized by Google

And hark we raise from sea to sea
The sacred watchword Liberty!

God is our guide! no swords we draw,
We kindle not war's battle fires;
By union, justice, reason, law
We claim the birdright of our sires,
We raise the watchword Liberty,
We will, we will, we will be free!“ *)

Nachdem dieser Gesang, von tausend und aber tausend Stimmen gedonnert, zu Ende und die Stille auf Trompetenschall wieder hergestellt worden war, begann Attwood seine Rede, worin er unter Anderm sagte: „Wir waren entschlossen, fürder nicht mehr an das Haus der Lords eine Petition zu richten; da wir aber die höchste Achtung gegen jene ehrenhafte Aristokratie des Landes hegen, — gegen Männer, wie die Lords Westminster, Cleveland, Shrewsbury und Radnor, diese Zierden der englischen Geschichte, — so zögerten wir nicht, eine Versammlung zu berufen, um an das Oberhaus eine Petition zu richten, so bald wir sahen, daß Verläumdungen und falsche Vorspiegelungen der Feinde des Volkes rücksichtlich der öffentlichen Meinung und Gesinnung eine solche Vorstellung nöthig machten. Die Feinde des Volkes haben behauptet, das Land sey gleichgültig in dieser großen Sache. Da wir keine Versammlungen hielten, sagten sie, wir seyen gleichgültig; wenn wir kleine Versammlungen hielten, sagten sie, wir seyen unbedeutend; wenn wir große Versammlungen hatten, sagten sie, wir seyen aufrührerisch und wollten sie einschüchtern. Nun möge aber Gott davor seyn, daß wir sie einschüchtern wollten. Ich wünsche nichts, als die einfache und klare Wahrheit zu sagen, wie es mir meine Pflicht gebietet, und die lautet: ich will lieber sterben, als die große Reformbill verworfen oder verstümmelt sehen. (Ungeheurer Beifall.) Lieber will ich mein Haupt in die Grube legen, denn leben, um das Elend, die Erniedrigung und Knechtschaft meines Vaterlands zu sehen. Ich sehe, daß ihr Alle mit mir in dieser Gesinnung übereinstimmt. (Großer Beifall.) Ich frage auch also, wolltet ihr nicht lieber sterben, denn als die Sklaven dieser Boroughmäckler leben? (Alle! Alle!) Nun sehe ich doch, was die öffentliche Gesinnung ist, und ich kann wohl sagen, daß das Volk von England in diesem Augenblicke steht, wie der Jagdhund auf dem Sprunge; und daß unser geliebter König oder sein Ministerrath nur ein Wort zu sagen brauchten, und das größte Schauspiel würde sich ereignen, das nur je in der Welt aufgeführt wurde. (Beifall.) Ich bitte euch aber, meine lieben Landsleute, daß ihr nicht denken möget, das Haus der Lords sey euer Feind, weil sie zufällig nicht eure Interessen, eure Bedürfnisse, eure Wünsche kennen. Das Haus der Lords besteht nach meiner Meinung im Ganzen genommen aus gutherzigen und menschenfreundlichen Männern; aber es schmerzt mich, es sagen zu müssen, daß sie ganz und gar in Unwissenheit sind über die Lage, in der sich unser unglückliches Land befindet. In dem Gewölke, in dem sie gewiegt wurden, sterben sie auch. Noch vor wenigen Tagen erst sagte mir ein edler Lord von hohem Ansehen, es seyen nicht zehn Individuen im Oberhause, die wüßten, daß das Land unglücklich sey und leide. So erstaunlich diese Unwissenheit ist, so ist sie doch die natürliche Folge ihrer gesellschaftlichen Stellung. Sie kommen in keine Berührung mit euch, euern Bedürfnissen und Interessen; sie sind von einigen Advokaten und Geistlichen, und von Schwärmen von Schmeichlern und Tellerleckern umgeben, deren Vortheil erheischt, Alles stets in rosenfarbigem Lichte zu zeigen, wodurch die Lords nie zur Kenntniß der wirklichen Lage der Dinge gelangen. Ich muß nun, meine Freunde, um die Erlaubniß bitten, euch zu zeigen, wie absolut nothwendig es ist, Friede, Ruhe, Ordnung und strenge Gesetzlichkeit aufrecht zu halten, wie ihr sie bis jetzt stets beobachtet habt. Innerhalb dem Gesetze ist das Volk stark wie ein Riese, außer demselben ist es schwach wie ein Kind. Die Anerkennung dieser großen Wahrheit war es, die dem Herzoge von Wellington vor einigen Jahren die ganz pathetische Klage abnöthigte, daß das irländische Volk nicht die Gesetze übertreten wolle. Unter der verständigen und besonnenen Leitung des ausgezeichneten Mitgliedes unserer Union, Daniel O'Connell's, verschmähte es das irländische Volk, das Gesetz zu übertreten, und doch verfolgte es seinen Gang mit so sicherm, patriotischem und entschlossenem Schritte, daß es sein Ziel erreichte. Und zu welcher wunderbaren Gewalt ist unsere Association herangewachsen. Unter dem Schutze der Gesetze ist hier eine Versammlung von wenigstens 200,000 Menschen zusammengetreten, und vielleicht nicht die Hälfte von ihnen kann meine Stimme vernehmen. Bis jetzt blieb unsere Thätigkeit auf diese Stadt und ihre Nachbarschaft beschränkt. Denkt euch aber, daß wir die Fahne der Union von Birmingham — diese ruhmvolle Fahne, die auf das Gemüth Seiner Gnaden des Herzogs von Buckingham eine so furchtbare Wirkung macht — in London aufpflanzen sollten. Ich kann euch versichern, ich kann Seiner Gnaden versichern, daß dann auf der Stelle neun Zehntheile der ganzen Bevölkerung jener unermeßlichen Stadt sich um das heilige Wahrzeichen ihrer Landesfreiheit anschließen würden. (Beifall.) Dasselbe würde der Fall seyn in Newcastle, in Manchester, in Glasgow, in Dublin, kurz aller Orten, wo sich das Banner der Birminghamer Union unter dem Schutze des Königs und des Gesetzes entfalten würde. (Beifall.) Dieß ist die Macht, die wir durch einen strengen und pflichtschuldigen Gehorsam gegen das Gesetz erworben haben. Als ich im vergangenen Oktober zu euch zu sprechen das Vergnügen hatte, behauptete ich, daß jeder ehrliche Arbeitsmann in England so gut das Recht habe auf einen vernünftigen Unterhalt zum Lohne für seiner Hände Arbeit, als der König eins hat, die Krone auf dem Haupte zu tragen. Die Gesetze Gottes und der Natur haben es bestimmt, daß der Mensch sein Brod im Schweiße seines Angesichts essen soll. Die Arbeit von eines Mannes Händen erübrigt in England so viel, als seine geringen Bedürfnisse erfordern, und ich behaupte daher nochmals, daß von allen Rechten im civilisirten Leben das stärkste, älteste und gerechteste das Recht ist, von ehrlicher Arbeit zu leben. (Beifall.) Wenn die große Reform, die wir erlangen müssen, nicht die Wiederherstellung dieses großen Rechtes zur Folge hat, so will ich mein Haupt nicht mehr ruhig legen. (Beifall.) Meine Freunde, ich will euch nicht länger bemüssigen. Euer Geschick und das Geschick eures Landes liegt in diesem Augenblicke in den Händen der Lords. Wenn diese es vernachlässigen, ihre Pflicht gegen uns und unser Vaterland zu erfüllen, so soll die schreckliche Verantwortlichkeit für die entsetzlichen Folgen, die daraus entstehen werden, allein auf ihre Häupter fallen. Eine Nation kann auf der Bahn der Freiheit nur vorwärts schreiten; ein Rückschritt derselben ist unmöglich, und ich will es den Boroughmäcklern zurufen, daß sie es leichter finden sollen, die Sonne aus ihrer Bahn abzulenken, als das englische Volk mit weniger als die Reformbill zufrieden zu stellen. Erinnert euch nur, meine Freunde, daß unsere Waffen Friede, Gesetz, Ordnung, Loyalität und Einigkeit sind. Fest laßt uns an diesen Waffen halten, und ich schwöre euch, daß der Tag nicht ferne ist, wo die Freiheit und Wohlfahrt unsers Landes wieder hergestellt seyn wird.“ (Große und lang andauernder Beifall.)

In gleichem Sinne sprachen noch mehrere andere Redner, und der Petition an das Oberhaus wurde von der Versammlung, nachdem sie von Mittag bis sechs Uhr Abends gedauert hatte, in allen Stücken beigepflichtet.

(Fortsetzung folgt.)

*) Steht, wir erscheinen; seht wie kommen,
Schnell auf der Freiheit heil'gen Ruf.
Wir kommen, wir kommen, wir kommen, wie kommen!
Ein glorreiches Werk ward uns zum Beruf.
Und horch von Meer zu Meer tönt es fort,
Der Freiheit heiliges Losungswort.

Gott unser Schutz! Von Land und Welle,
Vom Webstuhl, vom Amboß und vom Pflug
Erscheinen wir fest unser Recht zu stellen
Und der Tyrannenpartei den Urtheilsspruch.
Und horch ꝛc.

Gott unser Schutz! Wir ziehn nicht das Schwert.
Und nicht des Kampfes Gluth wird entflammt,
Durch Eintracht, Vernunft und Gesetz nur begehrt
Das Recht, das von Vätern uns angestammt.
Laut stimmt in der Freiheit Losungswort ein:
Frei wollen wir, wollen wir, wollen wir seyn!

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 159. 7 Junius 1832.

Ausflüge nach Illyrien und Dalmatien.

1. Venedig.

(Fortsetzung.)

Plötzlich öffnet sich zur Linken der große Markusplatz, San Marco kurzweg genannt, als ein regelmäßiges oblonges Viereck; auf drei Seiten von Bogengängen umgeben, unter denen eine reiche Masse von Luxusartikeln in reizender Verschiedenheit ausgestellt ist. Eine große Anzahl Kaffeehäuser wechselt mit den Kaufläden ab, die Marqueure öffnen aber erst jetzt die Thüren und Läden der Botteghen, zudringliche Stiefelwichser laufen ab und zu, und das fortwährende Geschrei: acqua, acqua; fresco latte latte! störte uns in der Bewunderung, mit der wir schweigend die Denkmäler der alten Republik betrachteten. Vor uns stehen als Trophäen der stolzen Herrschaft Venedigs über Cypern, Candia und Morea die drei Antennen; und über die hundertfältigen Arabesken und Thürmchen wölben sich die vier Kuppeln von Sankt Markus. Unter dem Glockenthurm und den Hallen des Dogenpallastes nehmen schwarze Notare gewöhnlich ihr Plätzchen ein, um für wenige Soldi Liebesseufzer, Klagschriften und Gevatterbriefe abzufassen; die Sonne hebt sich über die Häuser, und wir ruhen ermüdet vom ersten Anblick im Kaffeehause aus. Qua si non fuma! leuchtet uns auf schwarzer Tafel zuerst entgegen, und lauter und lauter mußten wir „Bottega" rufen, bis der wieder eingeschlafene Kellner in die Höhe sprang und uns den caffe con latte präsentirte. Früh wird, wie in ganz Italien, Kaffee fast immer mit Milch getrunken, und in ziemlich großen Gläsern servirt, Nachmittags wird schwarzer starker aber trüber Kaffee in kleinen Tassen getrunken. Außer den oberitalienischen Zeitungen sieht man von Blättern andrer Länder nur die Allgemeine Zeitung und die Gazette de France. Für beide interessirt sich jedoch der Italiener nicht. Bis 11 Uhr kommen Frühgäste, und von 4 Uhr an wird der Nachmittagskaffee verzehrt.

Vor den Kaffeehäusern sind Baldachine ausgespannt, die im Freien Schutz gegen die Sonne gewähren; unaufhörlich wogt in den Porticis die Menge von Elegants, Fachin's, Fremden und Einheimischen. Nur der Markusplatz ist das Rendez-vous in Venedig. Napoleons herrliches Werk, die Giardini publici stehen öde, und der Fremde, der seinen Freund sucht, findet ihn sicher innerhalb der ersten sechs Stunden auf dem Markusplatz. Aechte Kaffeehausgenie's bringen bei Quadri, al Genio und in den andern Botteghen gewiß die Hälfte ihres Pflanzenlebens zu. Diese türkische Faulheit und Gleichgültigkeit sieht man in allen Häfen des adriatischen Meers, und es gehört zum guten Tone, nach vollbrachter Toilette ins Kaffeehaus zu gehen, dort bis ein Stündchen vor dem Mittagessen mit Nichtsthun und Gaffen zuzubringen, vor dem Essen sich geschäftslos auf den frequentesten Plätzen herumzutreiben, und nach demselben dasselbe Spiel bis zum Anbruche des Theaters fortzuspielen. Studenten haben dafür einen passenden Ausdruck: Dämmerleben; die größten Dämmerer aber vegetiren in Venedig! Bricht der Abend herein, so werden Kaufläden und Kaffebotteghen glänzend erleuchtet. Täglich ist der Markusplatz von tausend Lichtern illuminirt; Harfenspielerinnen, Violinisten, komische Deklamatoren zeigen ihre Talente, und noch lange nach Mitternacht sind die Hallen bevölkert!

Während sich die vornehmere Welt in den Kaffeehäusern des Markusplatzes unterhält, geht der ärmere Theil des Volks in die Osterien. In diesen wird Wein geschenkt; Wer aber mit einer solchen Osteria den Begriff eines anständigen deutschen Weinhauses verbinden würde, wäre sehr in Irrthum. In einem langen Parterregeschosse, das weder gepflastert noch gebrettert und so finster, daß stets die Lampe brennt, einer deutschen Stallung gleicht, liegen einige Reihen großer Fässer. Die Gäste sitzen an kleinen Tischchen, die um das Bild eines Stalles zu vervollständigen, durch niedere Zwischenwände getrennt sind. — Wozu das? fragten wir. — „Ja, sitzen mehr als drei beim Weine beisammen, so entsteht allzuleicht blutiger Hader, deßhalb ist diese Vorkehrung nöthig," war die Antwort; und wer nach eilf Uhr eine Weinkneipe besucht, kann sich von der Nothwendigkeit in der That überzeugen. Wie in Triest, so laben sich auch in Venedig nur bei außerordentlichen Gelegenheiten die Gourmands an einem Getränk, das sie Bier heißen. Punsch wird in den Liqueurschenken fabrizirt, und wer zu allen diesen Getränken nicht Geld genug hat, der trinkt für einen Soldi: aqua calda col siroppo, das an allen Straßenecken gekocht und verkauft wird.

Italien hat Gasthöfe, Kneipen, Kaffee- und Schnapsboutiquen, aber so wie ihm der eigentliche Mittelstand in bürgerlichen Verhältnissen fehlt, so fehlen ihm durchaus Institute, einem deutschen Wirthshaus

Digitized by Google

ähnlich, in denen die Bürger bei einem Glase Bier oder Wein in heiterer Gemächlichkeit und anständig ihre Abende zubringen. Frauenzimmer sieht man nie in diesen öffentlichen Häusern, solche von der niedersten Klasse ausgenommen; öffentliche Gesellschaftsgärten mit denen Wirthschaftsgärten verbunden sind, kann Venedig nicht haben, sie mangeln aber auch in den andern Städten Italiens. Die Damenwelt erscheint daher nur in der Kirche, der Loge und dem Corso der Venetianer, zu San Markus, öffentlich und ein Fremder, der nicht Eintritt in höhere Abendgesellschaften hat, wird von der unverheiratheten Noblesse, die auch an die zwei letztern Orte nicht kommt, sondern in klösterlicher Strenge erzogen wird, nichts sehen.

Wenn der erste Tag in den Umgebungen des Markusplatzes verlebt ist, so nimmt der Fremde, unkundig der engen Gäßchen, zur Gondel seine Zuflucht, um sich einigermaßen einen Ueberblick der Hauptansichten und Hauptkanäle Venedigs zu verschaffen. Um Venedig zu durchwandern, ist indeß eine Gondel nicht durchaus nöthig, es gibt kein Plätzchen in der Stadt, wohin man nicht trocknen Fußes gelangen könnte. Aber die Gäßchen sind so eng (man kann in vielen nicht bequem einen offenen Regenschirm tragen) und die Häuser so hoch, daß der Fremde, der nirgends einen Thurm oder dergleichen in diesem Labyrinth als Leitstern erblickt, die Gondel der Fußwanderung vorzieht. Die Kanäle sind mit einer großen Menge steinerner Brücken bedeckt, ihr Wasser ist schmutzig und seicht, und die Häuser kehren ihnen die Vorderseite zu, während sich die Hinterseite in ein Gäßchen (calle) öffnet. Quais sind in Venedig fast gar nicht, sie heißen Fondamento, wenn sie an einen Kanal, Riva, wenn sie an die Lagunen gränzen. Die Riva von der Piazetta bis an die Giardini publici ist einer der reizendsten Spaziergänge, und in eine der hundert Gondeln, die sie umlagern, steigen wir, den ersten Ausflug beginnend. Wer nicht rückwärts einsteigt, oder vor dem Einsteigen den Lohn aushandelt, ist sogleich als „Tedesco" verrathen; ersteres ist wegen der niedern Hütte in der Gondel, in der man sich nur schlecht drehen kann, erforderlich, letzteres nicht nöthig, da eine Taxe den Preis für die erste Stunde zu 1 Frc., die andere u. s. w. zu ½ Frc. bestimmt. Die Gondeln heißen in Venedig schlechthin Barca, und ihre sonderbare Gestalt, ihre Gleichförmigkeit und traurige Farbe muß Jedem, der sie selbst noch nicht einmal dem Namen nach kennt, auffallen. Sie sind dreißig Fuß lang, unterm Häuschen vier Fuß breit und laufen gegen hinten und vorn in eine erhöhte Spitze aus. Beide Spitzen sind ungefähr 6 Fuß lang, mit einem Verdeck versehen, auf welchem die Gondoliere stehen. An der vordern Spitze ist ein unförmlicher, eckiger, schmaler Pferdekopf von sorgfältig blank gehaltenem Eisen, den vier riesige Nägel festhalten, und der an die Rostra der Alten erinnert. Das in der Mitte befindliche Häuschen ähnelt einem mit schwarzem Tuch behängten Leichenwagen, hält vier Fuß im Quadrat, ist mit Schiebfenstern und einer Thüre mit Jalousieläden versehen, und nur in der Zahl der vier Reihen runder Quasten die parallel auf seinem Dache angeheftet sind, und in der Eleganz des Schlosses und der Laterne an der Thüre, sind die einzelnen Häuschen verschieden, da nach einem alten Nationalgesetz, um dem Luxus der mit der Ausstattung der Gondeln getrieben wurde, zu steuern, alle einfach und einfärbig schwarz seyn müssen. Im Innern sind weiche niedere Pfühle, man sitzt aber beengt und ohne Aussicht, und läßt daher gerne, wenn es das Wetter erlaubt, das Häuschen abnehmen.

(Schluß folgt.)

Der Mörder des Herzogs von Berry.

(Fortsetzung.)

Louvel verweilte ungefähr drei Monate in Chambery, wo er bei einem Sattler in Arbeit stand, als eines Morgens, am 7 März 1815, die Frau seines Meisters in die Werkstätte kam, und in der Hand ein Zeitungsblatt hielt, worin die Landung Napoleons in Frankreich angekündigt war. Bei dieser Neuigkeit sprang der Geselle hastig auf, hing sein Schurzfell an den Nagel, und reiste ohne sich so viel Zeit zu nehmen, seinen Kameraden Abschied zu sagen, nach Lyon, ungeachtet der Ströme von Regen, die damals mehrere Tage schon angehalten, und die Wege bodenlos gemacht hatten. Und so groß war die Eile, mit der er aufbrach, daß er alle seine Kleider, sein Handwerkszeug und sogar einiges Geld, das er bei seinem Meister gut hatte und das ihm später nachgeschickt wurde, zurückließ. Diese unvorhergesehene Abreise setzte in Chambery Niemand in Erstaunen, der ihn dort gekannt hatte. Hier wie überall hatte man ihn gefällig, arbeitsam und ehrlich, aber schweigsam und düster gefunden; nur bemerkte man an ihm eine ungemeine Heiterkeit und ungewöhnliche Gesprächigkeit, wenn er auf sein Leben auf der Insel Elba und Napoleon zu sprechen kam. Dieß war der einzige Gegenstand, über welchen er sich gern in ein Gespräch einließ; er war unermüdlich in seinen Erzählungen, wenn er von dem Leben des Kaisers zu Porto Ferrajo, von seiner Garde, der Ordnung seines Hofhaltes, endlich von Allem sprach, was ihn damals an diesem großen Manne und seiner Umgebung entzückt hatte. Louvel fand den Kaiser in Lyon wieder, wo er auch in dessen Gefolge Vincent, den Sattlermeister der Hofsattlerei auf der Insel Elba, traf, der ihn wieder in Dienst nahm. In dieser Eigenschaft befand er sich unter dem Zuge von Equipagen, der dem Kaiser von Paris nach Waterloo folgte. Nach der Schlacht, der er beiwohnte, kam er in die Hauptstadt zurück. Einige Tage später ging er mit den Reisewagen ab, die zu Rochefort für Napoleon eingeschifft werden sollten. Allein schon war der Kaiser in den Händen des englischen Admirals, und die Equipagen des Kaisers mußten einige Monate in Rochelle bleiben. Hier war es, wo Louvel sich als Handwerkszeug den Dolch verfertigen ließ, mit dem er später seine That vollbrachte, und der seitdem nie mehr von seiner Seite kam.

Die von der Pairskammer ernannte Kommission, um die Untersuchung gegen Louvel zu führen, nahm sein erstes Verhör am 23 März vor. Schon lange hatte er diesen Augenblick erwartet, und sich, so sorgfältig als er konnte, darauf vorbereitet. Er wollte den Untersuchungsrichtern seine ganze Lebensgeschichte vorlegen, und insbesondere dadurch, daß er ihnen zeigte, von welchem Gesichtspunkte aus er die Bourbonen betrachtete, die Triebfedern seines Verbrechens erläutern. „Wenn meine Richter, bemerkte er hierüber, nicht alle meine Lebensumstände kennen, so werden sie dieselben nicht ohne Staunen vernehmen. Von meinem achtzehnten bis zu meinem dreißigsten Jahre durchreiste ich ganz Frankreich, und

Digitized by Google

mein Wanderbuch gibt von allen Orten Zeugniß, durch die ich kam, so wie von allen Städten, wo ich verweilte, um mir meinen Unterhalt zu verdienen. Ich befand mich zu Pau im Jahre 1803, als mich die Konskription traf. Man versetzte mich unter den Train der Artillerie, wo mein Handwerk nützlich werden konnte; bald aber wurde ich wegen eines Bruches, den ich mir beim Reiten zugezogen hatte, und an dem ich noch leide, verabschiedet. Ich trat hierauf abermals meine Wanderung durch Frankreich an, und es gibt kein Departement, das ich nicht durchzog, oder wo ich nicht einige Zeit verweilte. Bis zum Jahre 1814 ist mein Leben das eines einfachen Handwerksgesellen, der fleißig, sparsam, von Wenigem und überall zu leben weiß, glücklich in seiner Unabhängigkeit und seiner Arbeit. Bis dahin war ich ein sehr gewöhnlicher Mensch; aber von meiner Reise nach Metz an, gewinnt mein Leben eine gewisse Wichtigkeit. Nachdem ich einmal mein Vorhaben gefaßt hatte, war etwas Höheres in mir, und von dort an verdienen die geringsten Umstände meines Lebens und jeder meiner Schritte bekannt zu werden." Wirklich erzählte er auch den Herren Seguier und Bastard de l'Estang, seinen beiden, von den Pairs ernannten Untersuchungsrichtern, seine ganze Lebensgeschichte mit der umständlichsten Genauigkeit; ja er setzte sogar einen gewissen Stolz darein, keinen Vorfall zu vergessen, in keiner Zeitangabe zu irren, und alle Phasen, die sein Entschluß durchlaufen hatte, anzudeuten. Außerdem wollte er auch seinen Antworten die möglichste Klarheit und Genauigkeit geben, um die Verhöre abzukürzen, und nicht so zahlreich werden zu lassen; denn die Zeit fiel ihm lästig; sie zögerte ihm zu lange mit dem ersehnten Tode, und oft hörte man ihn im Traume von dem Augenblicke seiner Hinrichtung reden, die so lange auf sich warten lasse. „Diese Herren, sagte er, als er aus einem seiner Verhöre zurückkam, „diese Herren wollen aus meiner Sache mehr machen, als daran ist. Es ist nicht meine Schuld, daß es so lange hergeht; ich bin ihnen, so viel ich kann, behülflich. Meine Antworten sind, wie ich glaube, deutlich und vollständig genug. Allein die Wahrheit scheint ihnen zu einfach und zu leicht begreiflich. Was wollen sie doch nur immer damit, daß sie mich fragen, ob nicht England, Oestreich, der kleine König von Rom oder Spanien mich für mein Verbrechen bezahlt haben? Man kennt Louvels Charakter noch nicht, oder stellt sich wenigstens so. Und doch habe ich seit zwei Monaten, wo ich hier gefangen sitze, mich in keinem Worte widersprochen. Meine Richter quälen sich umsonst ab; umsonst kommen sie auf tausenderlei verschiedenen Wegen immer wieder auf dieselben Fragen zurück; ich folge ihnen ohne Mühe; sie irren sehr, wenn sie mich mit ihren alten Weibergeschichten zu fangen denken. Nie werden sie mich dahinbringen, etwas einzugestehen, was nicht wahr ist; sie könnten sich so große Mühe ersparen, denn nie werde ich die tausend und aber tausend Lügen anerkennen, die man über mich ausgesprengt hat, und die mich nicht im Mindesten angehen. Uebrigens können sie sich nicht mit Recht über mich beklagen; denn ich habe ihnen nicht nur mit Höflichkeit, sondern auch mit einer Geistesgegenwart geantwortet, die mich selbst oft in Erstaunen versetzte. Wenn sie mich nur eine Denkschrift über mein Verbrechen und die Ursachen, die mich dazu bestimmten, aufsetzen lassen wollten! Ich würde darin viel über die Mißgriffe der Regierungen und die Reformen zu sagen wissen, die meiner Meinung nach das Volk im Staate einführen sollte. Wenn mir meine Richter Dieß erlauben wollten, so gäbe ich gern das Versprechen, in meiner Schrift der Bourbonen nicht zu erwähnen. Doch, bah, sie wollen es nicht zugeben, und ich weiß nicht, warum ich noch daran denke."

Nun schritt er pfeifend und singend in seinem Gefängnisse auf und ab, wie ein Mensch, der sich zu zerstreuen sucht und einiger lästiger Gedanken loswerden will. In derselben Nacht konnte er nicht einen Augenblick schlafen, er stieß tiefe Seufzer aus und wendete sich endlich an den Brigadier, der bei ihm Wache hielt, mit den Worten: „Erzählen Sie mir doch einige Geschichten, wenn Sie welche wissen; ich werde Ihnen dann erzählen, was ich weiß." Als nach einiger Unterhaltung der Brigadier auf dem Kirchthurm zwei Uhr schlagen hörte, sagte er: „Jetzt habe ich nur noch eine Stunde," wobei er an seine Ablösung dachte. „Und ich, erwiderte Louvel, habe noch mehr als eine" — er dachte dabei natürlich an den langsamen Gang seines Prozesses und die lang hinausgeschobene Entscheidung. „Herr Brigadier," fuhr er fort, „wo sind Sie geboren?" „Ich bin aus Tarbes." — „Aus Tarbes? — Ich kenne es — ich war dort ein Jahr, bevor ich nach Pau ging. Dort traf ich den geschicktesten Sattler, der mir noch vorgekommen ist. Es war mein Meister, und nie sah ich stärkere und sitzgerechtere Sättel als die seinigen. Ich habe mein Handwerk immer gut verstanden; aber bei ihm konnte ich noch Etwas lernen."

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Chronik.

(Fortsetzung.)

Die verschiedenen Stämme, in die sich diese Insulaner theilen, haben mit andern barbarischen Völkerschaften den gegenseitigen Stammhaß gemeinschaftlich, und suchen einander auf jede Weise zu beschädigen, auch wenn sie selbst davon für sich nicht den geringsten Nutzen absehen. So war der amerikanische Commodore Porter einige Jahre früher genöthigt gewesen, einen von zwei Stämmen auf den Washingtoninseln zu züchtigen; als sie nun sahen, daß der Vincennes dieselbe Flagge trug, so schmeichelte sich der andere Stamm mit der Hoffnung, Kapitän Finch sey gekommen, den erstern gänzlich zu vernichten. Der Kapitän bemühte sich ihnen zu beweisen, wie thöricht ihr Haß sey, worauf sie auch geneigt schienen, seinem Rathe zu folgen. Kapitän Finch hält die Washingtoninsulaner für falsch, und geneigt zu Betrug; allein Hr. Stewart führt Beispiele an, wie sie von gewissenlosen Führern mehrerer Handelsfahrzeuge, die bei ihnen landeten, behandelt wurden, und diese reichen hin, selbst einen noch größern Hang zu Falschheit und Betrug zu entschuldigen. Einer jener Nichtswürdigen, ein Amerikaner, raubte drei Eingeborne, worunter der Sohn eines Häuptlings, und zwang sie auf seinem Schiffe zu dienen. Es gelang dem Kapitän Finch sich die nöthigen Beweise zu verschaffen, um bei seiner Rückkehr nach Amerika den Verbrecher zur Rechenschaft zu ziehen. Ein Anderer, ein Franzose, legte einen Häuptling an Bord seines Schiffes auf die Tortur, um von seinen Begleitern am Ufer Lebensmittel zu erpressen.

Von den Washingtoninseln segelte der Vincennes nach Taheiti, wo er am 17 August vor Anker ging. Die zahlreichen neuern Berichte über Taheiti, insbesondere die von Ellis herausgegebenen und in diesen Blättern oft benützten „Polynesian Researches" haben diesen Gegenstand beinahe erschöpft, und man kann daher von Hrn. Stewart nichts Neues von Belang erwarten. Wir heben daher hier nur einen Bericht aus der Chronik scandaleuse dieses Landes aus, der so ganz in europäischem Geschmacke ist, daß man fast glauben möchte, er sey der frühern Geschichte eines unserer Höfe entlehnt.

„Am Abend des 6 d. kamen die Königin von Taheiti, ihre Mutter, die verwittwete Königin und eine Tante, die die Regierung verwaltet,

nebst einer Menge untergeordneter Häuptlinge und anderm Gefolge, eine Gesellschaft, die in dem Rufe der zügellosesten auf beiden Inselgruppen steht, in zwei kleinen Fahrzeugen von Tahaa an. Kapitän Finch beschloß ihr am folgenden Morgen mit einer Anzahl seiner Offiziere einen Höflichkeitsbesuch abzustatten. Der Ruf der Beherrscher von Taheiti ist nichts weniger als fleckenlos; die Regentin und die Wittwe sind beide im Kirchenbann, und der Charakter der jungen Königin ist dem allgemeinen Gerücht zufolge nicht tadelfrei. Ihr Benehmen war indeß höchst anständig, und ganz anders, als wir es nach dem Rufe in dem sie stand, erwarteten. Die Zusammenkunft hatte in einem uns schon bekannten Zimmer der Residenz des Königs Tamaloa statt, das für diesen Besuch keine andere Ausschmückung erhalten hatte, als neue Matten auf den Sopha's und zwei Armstühle als Ehrensitze für die junge Königin Pomare und ihre Tante, die Regentin."

„Der folgende Brief Ihrer Majestät der Königin Pomare I an den Präsidenten der Vereinigten Staaten ist sehr naiv. Die Königin von Taheiti wurde am 16 Morgens bei ihrer Rückkehr nach Tahaa mit ihrer Begleitung an Bord eingeladen. Der Anblick des Gesindels, aus dem ihr Gefolge größtentheils bestand, war eben nicht geeignet, die Gerüchte über ihre zügellose Aufführung zu widerlegen, und verwischte größtentheils den guten Eindruck, den ihr anständiges Benehmen hervorbrachte. Der Hauptzweck ihres Besuches war, dem Kapitän einen Brief zuzustellen, den sie an den Präsidenten geschrieben hatte, und von dem Hr. Williams die folgende Uebersetzung lieferte:

„Präsident!

„Im Vertrauen auf Deine Güte schreibe ich einen Brief an Dich. Du schicktest vorlängst ein Kriegsschiff nach unserm Lande, das von Kapitän Jones befehligt wurde, der uns mit Güte behandelte. Du hast jetzt ein anderes Kriegsschiff geschickt, von Kapitän Finch befehligt, der uns ebenfalls sehr freundschaftlich begegnet, so daß wir über seinen Besuch höchst erfreut sind. Ich schreibe Dir daher, um Dir meinen Dank auszudrücken, und Dich von unserer gegenwärtigen Lage zu unterrichten. Ich bin ein Weib — die erste Königin von Taheiti — Königin Pomare I ist mein Name. Ich bin eine Tochter Pomare's II. Als dieser starb, fiel die Regierung an meinen kleinen Bruder, — aber auch dieser starb, und so wurde die Regierung mein. Ich bin jung und unerfahren. Wir haben den Götzendienst abgeschafft, und die Religion unsers gemeinschaftlichen Gottes angenommen. Im Jahre 1814 wurden wir Christen. Wir haben Missionäre auf der Insel, die uns fleißig in Allem unterrichten, was unsere Wohlfahrt befördert. Einige sind schon über 30 Jahre bei uns. Wir haben Gesetze, nach denen wir regiert werden. Ich kann Dir keine Abschrift davon schicken, weil ich gerade bei meinem Großvater zu Raiatea auf Besuch bin. Taheiti und Eimeo sind die beiden größten Inseln meines Reichs. Wir haben nicht viel Volk — vielleicht 10,000. Es gibt nicht viele Ausfuhr-Artikel auf meiner Insel — Pfeilwurzeln und Kokosnuß-Oel sind die vorzüglichsten. Wir haben Ueberfluß an Lebensmitteln und herrliche Häfen für Schiffe; viele amerikanische Schiffe sprechen in Taheiti zu — sage ihnen, sie sollen forlfahren zu kommen, und wir würden sie gut behandeln. Alle Arten Kattune sind hier im Tauschhandel gesucht — weiße, gedruckte und blaue Shawls, Bänder und Beile sind ebenfalls gute Artikel zum Tauschhandel gegen Lebensmittel. Wir haben eine neue Flagge, die uns Kapitän Lawes, Befehlshaber des britischen Kriegsschiffs, der Satellite, geschenkt hat; habe die Güte, sie auf der See, und wenn sie künftig einmal Dich besuchen sollte, so anzuerkennen, wie es die Deinige bei uns ist. Kapitän Finch hat mir, meiner Mutter, meiner Tante und Andern in Deinem Namen einige schöne Geschenke überreicht, für die ich Dir meinen Dank abstatte. Es freut uns immer, wenn wir amerikanische Schiffe in Taheiti sehen. Schicke nur immer Deine Schiffe zu uns. Unsere Häfen sind gut und Lebensmittel haben wir im Ueberfluß.

„Heil sey mit Dir, Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika — möge Deine gute Regierung von langer Dauer seyn.

„Königin Pomare I."

Hr. Stewart macht noch allgemeine Bemerkungen über den Zustand der Gesellschaftsinseln, und widerlegt einige Ausfälle gegen den Erfolg der Missionsarbeiten, die wir übergehen, und uns zu seinen Berichten über die Sandwichsinseln wenden.

Der Vincennes landete am 1 Oct. zu Hanaii (Hawaii). Hr. Stewart, der, wie bereits erwähnt, glücklich in seinen Schilderungen ist, gibt hier manche anziehende Beschreibung, von denen besonders die seines zweiten Besuchs des Vulkans von Kirauea (er begleitete Lord Byron, der die Blonde befehligte, auf einem ersten *), sein Bericht über den Hof und die königliche Familie; über eine Zusammenkunft des Kapitäns Finch mit den Wilden der Sandwichsinseln, nebst mehreren interessanten Erzählungen sein Talent beurkunden. Besonders anziehend ist sein Bericht über den Hof und die königliche Familie der Sandwichinseln, wobei er die Nachahmungssucht treffend bezeichnet, die so schnell sich gewisse Begriffe von Würde, Anstand, Wichtigkeit und fremde Sitten aneignet. Leichtigkeit, Artigkeit, vornehme Nachlässigkeit und Alles, was zum feinen Ton gehört, scheint am Hofe und in der modernen Welt der Sandwichsinseln heimisch geworden zu seyn, und zwar in einem Grade, daß man fast glauben könnte, sie möchten bei dem Eifer, den sie auf diese Art von Ausbildung verwenden, wo nicht die Europäer bald übertreffen, doch wenigstens beweisen, wie leicht man sich solche böhmische Steine des Sittenschliffes zu eigen machen kann. Allerdings muß Dieß dem Wilden weit leichter von der Hand gehen, als einem Menschen aus der untern Klasse civilisirter Länder; denn der erstere hat nur zu lernen; der zweite aber muß, was weit schwerer ist, vergessen, und Unwissenheit ist immer gelehriger als Gemeinheit. Wie dem auch sey, diese Schilderungen des neuesten Zustandes der Sandwichsinseln werden, wenn wir auch zugeben, daß hie und da die Farben etwas zu stark aufgetragen sind, gewiß von Allen mit Vergnügen gelesen werden, die sich für den Einfluß interessiren, den Verkehr und unsere Civilisation auf jene Menschen in der Kindheit des socialen Zustandes ausüben.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Unter der Aufschrift: „Sonnenfinsternisse, die in Paris sichtbar," macht das Journal der Karrikaturen folgende beißende Bemerkungen: „Die Sonne hat sich jüngst auf eine, dem bloßen Auge unbemerkbare Art durch eine Konstellation mit dem Merkur verfinstere. Doch Dieß ist nicht die einzige Verfinsterung, die zu sehen war. Im politischen Systeme ereignen sich täglich mehrere, zu denen man kein Teleskop braucht. So hat sich die europäische Freiheit verdunkelt, in Folge der Koujunktion Frankreichs mit dem dunkeln Körper des Justemilieu. Es hat sich die Nationalehre verfinstert, eine Verfinsterung, die in Brüssel, wie in Ancona, in Warschau wie selbst in Afrika sichtbar; die dreifarbige Fahne hat sich hinter der des Papstes verfinstert; eine Verfinsterung ist eingetreten im Verstande des Konseilpräsidenten; der Ruhm des Hrn. v. Rumigny hat sich hinter den Lorbeern des Baron Athalin verdunkelt; die Lorbeern des Hrn. von Athalin hinter denen des Regenbogens; die des Regenbogens hinter denen des jungen Grafen Apony, der die Gallopade besser tanzt, als er; selbst Hr. Argout hat sich hinter seiner eigenen Nase verfinstert; es ist eine Verfinsterung des Regenschirms, des Lächelns an den Straßenrinnen, des Händedrucks der Choleralranken eingetreten, und eines Tages wird sich Jemand ohne Pauken und Trompeten, mit seinem wenigen Ersparten verfinstert haben, und nur in Amerika wieder sichtbar werden. Was die Verfinsterung der Juliussonne betrifft, so wird sie bald hell und dauerhafter strahlend hervortreten, und dann wird vielleicht eine ewige Verfinsterung eintreten — die des Justemilieu. Diese Verfinsterung wird in ganz Europa zu sehen seyn."

Bei der Leichenöffnung Perier's, die in Gegenwart der berühmtesten pariser Aerzte vorgenommen wurde, fand man das Gehirn in vollkommen gesundem Zustande, und bemerkte an dem Schädel einige jener stark ausgebildeten Organe, an die Gall große, intellektuelle Fähigkeiten knüpft. An den eigentlichen Sitz der Krankheit, der Perier unterlag, erkannte man die Eingeweide. Man fand in denselben Spuren einer frühern Verletzung, die wahrscheinlich auch die schwere Krankheit herbeiführten, von der Perier vor einigen Jahren befallen wurde, und die unter der Last von Ardeiten, Sorgen und der Mitwirkung der Cholera seinen Tod beschleunigte; Perier war erst 57 Jahre alt.

*) S. Ausland, Jahrg. 1828, Nr. 21, 23, 25.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 160. 8 Junius 1832.

Der Mörder des Herzogs von Berry.

(Fortsetzung.)

Der Sonntag ist selbst in einem Gefängnisse nicht wie ein anderer Tag. Am Sonntage verwenden alle Gefangenen, sie mögen nun die Erlaubniß haben, in die Kirche zu gehen oder nicht, etwas mehr Sorgfalt auf ihren Anzug; ihr Gesicht ist offener und minder traurig; auch für sie ist der Sonntag ein Tag der Ruhe und selbst der Freiheit. Das dunkle Haus selbst scheint einen freundlicheren Anstrich zu nehmen; die Mauern dünken weniger schwarz und feucht. Der Schall der Glocken, die vom frühen Morgen an bis nach Sonnenuntergang sich hören lassen, scheint die dumpfe Schwüle der Kerker und Gänge zu erfrischen. Das Glockengeläute schien immer einigen Eindruck auf Loupel zu machen, obgleich es ihn weder mit Erinnerungen aus der Kindheit, noch mit religiösen Rührungen erfüllte. Zur Zeit, wo er in Kindes-Unschuld Glaube und Gebet in den Kirchen suchen konnte, waren sie geschlossen. Eines Abends läutete es zur Vesper, und der Gefangene horchte nachdenkend und schweigsam auf den schwermüthigen Klang. „Herr Offizier, sagte er zu seinem Wächter, Sie haben mir jüngst gesagt, daß Sie Katholik sind, und doch lesen Sie in einem Romane, während es zur Vesper läutet. Allerdings verstehen Die, welche unter unsern Füßen lateinisch singen, und die wir bis herauf zu uns hören können, nicht was sie schreien, und Ihr Buch unterhält Sie wenigstens —" „Und Sie?" erwiderte der Brigadier: „Sind Sie nicht auch Katholik? Sind Sie kein Christ? —" „Die Wahrheit zu sagen, ich weiß nicht recht, was ich bin. Ich bin im katholischen Glauben geboren, aber ich hielt mich an die Moral und den Kultus der Theophilanthropen. Ich achte die katholische Religion, aber ich liebe sie nicht." — „Sie sind doch wenigstens getauft? —" „Ich weiß es nicht, und in jedem Falle hat man mich darüber zu Rathe gezogen. Ich erinnere mich noch der Hymnen der Theophilanthropen an das höchste Wesen. Ich lernte sie im Institut der Kinder des Vaterlandes zu Versailles. Ich war damals sehr jung; es mögen über fünf und zwanzig Jahre her seyn. . . . . Vergangener Tage hat man, ohne daß ich es verlangte, einen jungen katholischen Geistlichen zu mir ins Gefängniß geschickt, um mich Beicht zu hören, und wahrscheinlich auch zu erfahren, was meine Richter nicht aus mir herausbringen. Sein Aeußeres und sein Benehmen gefielen mir sehr wohl; er schien etwas Offenherziges und Gutmüthiges zu haben. Ich war anfangs einen Augenblick geneigt, nachzugeben, und seinen Dienst anzunehmen, nicht um ihm ein großes Geheimniß zu entdecken, was er ohne Zweifel erwartete, sondern um mich selbst zu prüfen und zu erfahren, welche Wirkung sein geistlicher Zuspruch auf meine Seele haben würde. Indessen widerstand ich doch der Versuchung. Das Volk würde sonst nur gesagt haben: „Louvel hat gebeichtet; er hat sich bekehrt und Alles gestanden." Und wahrscheinlich würden abermals abgeschmackte Lügen geschmiedet worden seyn, denen ich wenigstens den Anlaß abschneiden wollte. Der junge Geistliche sah sich am Ende gezwungen, zu gehen, wie er gekommen war, ohne daß er mir ein Geständniß entlocken konnte, wie ich ihm denn auch nichts zu gestehen hatte. Ich ging nie in die Kirche, und wenn ich vor drei Jahren am Frohnleichnamstage in die Kirche Assomption ging, geschah es nur, weil ich dort den Herzog von Berry zu treffen glaubte; allein das Gedränge hinderte mich damals, mein Vorhaben auszuführen. Ich erinnere mich, daß ich oftmals mit den Gesellen in der königlichen Sattlerei über ihre religiösen Ideen Diskussionen hatte. Alle gaben sich den Schein großer Frömmigkeit, wie es denn Ton am Hofe war. Ich für meine Person war etwas offenherziger, und machte kein Geheimniß aus meinen Ansichten. Ich sagte zu ihnen: ich bin kein Christ, ich bin Theophilanthrop. Diese Worte gaben ihnen insgesamt großes Aergerniß, und da sie nicht gewiß waren, ob ich getauft sey, so wollte Einer von ihnen mich durchaus auf dieses Sakrament vorbereiten, indem er mir einen Katechismus brachte, den der Pfarrer von Saint-Germain-L'Auxerrois ihm für seine Kinder gegeben hatte. Das hieß doch einen Menschen von meinem Alter zum Besten haben, wenn man ihm den Unterricht eines Püppchens von zehn Jahren aufdringen wollte." — „Allein, wendete hier der Wächter ein, ohne Religion gibt es keine Moral, und ohne Moral. . . ." — „Herr Brigadier, was die Moral betrifft, so glaube ich davon so viel zu besitzen, als irgend Jemand, obgleich ich keine Religion habe. Ich kann mir nicht denken, wie ein Mensch ohne Ehre und Tugend leben kann; ich vermag mir ohne diese Gefühle kein Leben zu denken. So bedaure ich auch von ganzem Herzen die Diebe, die wir da unten im Gefängnißhofe schreien hören. Welche Geißel sind sie für den Staat! Die Unglücklichen kennen nicht das Glück, sich selbst bei ehrlicher Arbeit genug zu seyn. Was mich betrifft, so kann ich sagen, daß ich seit sechzehn Jahren von Niemand Geld erhalten habe, ohne daß ich es nicht ehrlich verdient hätte, und ich

Digitized by Google

wünschte, daß alle diese armen Teufel da eben Dasselbe von sich sagen könnten."

(Fortsetzung folgt.)

Ausflüge in Illyrien und Dalmatien.

1. Venedig.

(Schluß.)

Wir fahren an der Riva bei Schiavoni hin, an der die dalmatinischen Küstenfahrer ankern. Sie bringen Oel und Wein, die das Land erzeugt; Wachs, Häute und Taig, die aus dem Innern der Türkei auf die Bazare Dalmatiens gebracht werden, und nehmen Getreide, Bauholz und Kolonial- und Manufakturartikel als Rückfracht. Keine dalmatinische Stadt bezieht letztere direkt von England, sondern Venedig und Triest sind hiefür die Stapelplätze. Die Schiffe dieser Art, Trabacoli, sind nach altrömischem Schnitte schlechtgebaute Zweimaster. Die Maste bestehen nur aus einem einzigen Fichtenstamme. Das Bugspriet (il flocco) ist nicht in der Mitte, sondern etwas seitlich am Vordertheil (prora) befestigt. Der Fockmast heißt Trinchetto, der Hauptmast Maëstro, auf den Handelsschiffen, wo noch ein dritter Mast vorhanden ist, heißt dieser Albro di Mezzana, und diese Art Schiffe selbst Polacca. Die Schiffe mit zusammengesetzten Masten heißen Brigg, Briggantina, und sind von englischer Bauart und reichem Segelwerk, während die Trabacol nur höchst einfache lange viereckige Segel haben, die oben weiter als unten sind, so daß die obere Raae stets ⅓ länger als die untere ist. Am Flocco wird ein dreieckiges Segel ausgespannt; bei gutem Winde können an die untere Raae Hülfesegel ausgespannt werden. Das Hintertheil (pupa) ist einen oder zwei Fuß höher als das Verdeck (coperto), und mit einem rohen Steuerruder (timoniere) versehen. Der Bord (bordo) ist nur zwei Fuß hoch, und da das Verdeck, um desto mehr Güter in den Schiffsraum (stiba) bergen zu können, gewölbt ist, so muß man sich bei halbem Wind hüten, nicht über die Leeseite ins Meer zu fallen. Die päpstlichen Schiffe und die Kouriere von Triest haben noch ein einfacheres Mast- und Segelwerk. Außer dem Flocco haben sie einen kurzen Maestro mit einer einzigen riesenhaften Antenna (Raae) an der ein mächtiges dreieckiges Segel (ala romana oder penna genannt) befestigt ist. An der Pupa ist noch ein kleiner Albro di mezzana. Aehnlich sind die kleinen Trabacoli Istriens und Fiume's, sie haben aber zwei Maste mit 2 dreieckigen Segeln, die vorn nahe bei einander stehen, und gleichfalls einen Flacco. So schlecht und unbeholfen die Bauart selbst ist, so ungebildet sind die Kapitäne, die mit den Fuhrleuten des Festlandes in eine Kategorie gehören. Die wenigsten können lesen oder schreiben, Charten sind ihnen gänzlich unbekannt, und zur Noth verstehen sie die Bussole; und werden sie von den Küsten, die sie nie verlassen, zufällig in die hohe See geworfen, so sind sie nie ihrer Sache sicher. Von keiner Nation scheitern so viele Schiffe im schwarzen Meere, und nie überschreitet ein italienisches Schiff die Säulen des Herkules. Die Schiffe der österreichischen Marine, die in Venedig liegen, sind von Napoleon her noch unvollendet oder aus Alter für das offene Meer untauglich. Die wirklich diensthuenden Schiffe sind eine Fregatte, mehrere einmastige schnellsegelnde Penichen und einige schiefmastige Goeletten.

Vom bunten Hafengewirre fahren wir zu den öffentlichen Gärten, die durch Napoleons Riesengeist, der, ein zweiter Xerres, Berge durchbohrte und Meere trocknete, an der Punta S. Antonio angelegt sind. Herrlich ist die Aussicht auf die Lidi, die nahen Inseln, zurück auf die Riva di Schiavoni bis zur Piazetta und von Ferne sieht man die silbernen Häupter der Cavalloni (große Wogen) an den Lidi sich schäumend brechen. Der Garten ist von Alleen exotischer Bäume beschattet, mit künstlichen Hügeln und Wasenplätzen im englischen Geschmacke versehen; das eine Kaffeehaus auf einer solchen Anhöhe gewährt ein zaubervolles Rundgemälde, schade nur, daß alle diese Anlagen dem Venetianer selbst so gleichgültig sind. Das Tagstheater, das gleichfalls in den Gärten ist, hat wenig Interesse, da es fade Spektakelstücke gibt, und es verkündet mit riesenhaften illuminirten Zetteln das „grandissimo spettaculo," auf denen der Schaulustige schon im Voraus die Kriegerschaaren, Feuersbrünste und Belagerungen sieht, die er Nachmittags für einen halben Lire auf der Bühne erblickt.

Wir gehen in eine „Trattoria," da schon lange Mittag vorbei ist, und die nationelle kräftige „Menestra di riza" wird aufgetragen. Der Reiß wird in voller Fleischbrühe, nicht wie in Deutschland zu Kleister gekocht, sondern kommt noch ziemlich konsistent auf die Tafel; Parmesankäse wird als Gewürz daraufgerieben; die Maccaroni sind eben so häufig, aber viel eher widerwärtig, seltner sind Fleischsuppen mit Brod (brodo con pane). — Das Gemüse ist durchgängig schlecht, meist nur in Wasser gekocht, und wird nach dem Rindfleisch, mit irgend einer Auflage servirt. Oel und Essig gießt man nach Belieben, um es schmackhaft zu machen, hinzu. Schweinefleisch wird nie als Braten, überhaupt selten gegeben, anderer Braten fehlt nie, die Fische sind in Oel gebacken, oder bloß in Wasser gesotten; man wendet dann wieder Oel und Essig nach Belieben an. Letzterer ist roth, trübe und ohne alle weitere Zubereitung, nichts weiter als — saurer rother Wein. Kaum ist das Essen beendet, so kommen Fischer, die zum Desert ihre „Ostriche" (Austern), „Capre" und „Muscioli" anbieten, die alle lebendig verzehrt werden. Der Fischer öffnet gewandt die Schalen und das zuckende Thier wird mit dem Seewasser in der Schale oder Limonienfaft hinabgeschluckt. Virtuosen verzehren mit leichter Mühe ein hundert Austern, denen man mit süßem Dalmatiner nachhilft.

Hat man einen Theil der 134 Kanäle Venedigs durchschifft, und von den 450 Brücken, die die 136 Parzellen der Inselstadt verbinden, die kühne Rialtobrücke (von Riva alta) mit ihrem lebhaften Treiben besehen, so sehnt man sich wieder aus den dumpfen Kanälen in die freiern Lagunen. Die Lidi sind der Punkt, wo zunächst das offne Meer brandet, und in einer Viertelstunde erreicht man den nahen Lido di Malomocco. Die Lidi sind lange Dünen, die die Lagunen von dem Meere trennen, und ihr Entstehen theilweise dem von den Flüssen hergeschwemmten und hier abgelagerten Erdreich, theils dem von dem Meere dagegen angespülten Treibsande verdanken. Furchtbare Sirocca stürme haben sie wiederholt in frühern Jahrhunderten zerstört, und die Meereswogen stürzten sich durch die gebrochenen Hügel mehr als einmal in die Lagunen, der Inselstadt den Untergang drohend. Das furcht-

Digitized by Google

bare Element spottete der Pfahlwerke, mit denen man die Dünen zu befestigen suchte, und erschöpfte durch den vergeblichen Aufwand die Staatseinkünfte, bis gegen 1750 der riesenhafte steinerne Damm von 52′ Breite an der Basis, 9′ über die gewöhnliche Fluth erhaben und auf einem 72′ breiten eichenen Pfahlwerke ruhend, erbaut wurde. Gegen die Lagunen steigt er senkrecht, gegen die See in drei Terrassen hinab, und ungeheure Marmorblöcke, die vor der letzten Terrasse unregelmäßig aus der See hervorragen, brechen die erste Gewalt der Wogen. Die Marmorblöcke, aus welchen der Damm besteht, kamen alle zu Schiffe aus Istrien, die Fugen sind verkittet, und trotz der ungeheuern Stärke hat dieser Damm dennoch einige Beschädigungen erlitten. Auf den übrigen Lidi sind Häuser, Gärtchen, Kirchen. Oft schlagen bei den Siroccalstürmen die Wogen vom Meere über die Lidi in die Lagunen, und der Donner der See droht den nahen Untergang, und dennoch lebt ein heiteres Fischervölkchen auf ihnen. Am Ende der Dünen gegen das Festland zu, ist das hübsche Städtchen Chioggia, dessen Einwohner fast größtentheils Fischer sind. Mit ihren leichten Tartanen fahren sie bis Ragusa auf den Fischfang, und sind die wenigste Zeit zu Hause; die Gefahren ihres Handwerks geben ihnen ein gefälliges herzhaftes Aussehen. Abends sammeln sich ihre Gruppen zu fröhlichem Gesang, und mancher, der in derselben Nacht in die See sticht, kehrt nimmer zurück.

Beim Zurückfahren begegneten wir Süßwasserschiffen vom Festlande. Sie gingen so tief, daß ihr Rand höchstens 6 Zoll über dem Wasserspiegel blieb. Ihr ganzer Raum war nicht etwa mit Wasserfässern, sondern mit Wasser selbst gefüllt, die Salzfluth und das Trinkwasser trennten nur einfache Bretter, und die Ruderknechte schoben mit auf dem Grunde gestützten langen Rudern den schmalen Bord, ringsum von Wasser umgeben, unter den Füßen vorwärts. Das Wasser kommt sehr matt an, das Cisternenwasser reicht aber durchaus nicht hin. Die venetianischen Cisternen können natürlich nicht tiefer als das Niveau der Lagunen gebaut seyn, um nicht mit Salzwasser angefüllt zu werden, und sind folgendermaßen konstruirt. In den Höfen wird eine große, nicht sehr tiefe viereckige Grube gegraben, Grund und Wände ausgemauert und wohlverkittet. In diese Grube werden zwei andere breite Röhren von Quadern, die ohne Kitt zusammengefügt sind, gebaut. Die übrige Grube, deren Mauer an 3 Fuß über die Erde ragt, wird mit rothem Sand gefüllt und oben gepflastert. In die eine Röhre wird das Dachwasser geleitet, das aus den losen Quadern derselben in den Sand sickert, hier die Unreinigkeiten absetzt, und gleichmäßig in die andere Röhre dringt, und aus dieser ziemlich rein und filtrirt geschöpft wird.

Während der Sirocco Regen und Wogen gegen Venedig trieb und uns die Abfahrt unmöglich machte, besuchten wir die hübschen Spitäler für physische und psychische Kranke, das musterhafte Waisenhaus, und zur Abwechslung die vielen Antiquare, die Fabriken zu Murano, das reiche Arsenal und die verschiedenen Sammlungen. Vom Glockenthurme genossen wir den Anblick eines Panorama's über die Stadt, die Lidi, die Inselchen, bis zu den Alpen, und fast zu schnell kam uns die Nachricht, als Abends der Kapitän uns ersuchte noch heute an Bord zu kommen, da der Wind günstig geworden sey. Unsre Päße, Gepäcke waren schon seit einigen Tagen geordnet, das Schiff lag schon an dem Porto di tre Porti, außen tobte noch die aufgeregte See, in den Lagunen schaukelten wie Irrlichter die Laternen der Gondeln, wir stiegen ins Boot, und fuhren an Bord des schwankenden Schiffes.

Die große Volksbewegung in England.

(Fortsetzung.)

In der Versammlung von Marylebone und Pancras hielt Hr. Hume eine lange Rede, worin er ermahnte, fest zu beharren, und der boroughmäcklerischen Oligarchie zu zeigen, daß sie entschlossen seyen zu erlangen, was ihnen von Rechts wegen zustehe; nämlich das lang ersehnte und zweifach versprochene Geschenk, das zweimal von Seiner Majestät zugesagt worden sey. „An diesem Morgen, setzte er hinzu, nachdem seine Worte durch stürmischen Beifall unterbrochen worden waren, seyen Truppen in London eingezogen (großes Geschrei des Unwillens); er wünsche daher, das Volk möchte begreifen, daß seine stärkste Waffe der Friede sey. Fragen wolle er aber, ob sie entschlossen seyen, wie Männer ruhig, aber unerschütterlich auszuhalten, bis ihnen gewährt, was sie zu verlangen das Recht haben? (Lautes Geschrei von Ja, Ja.) Er bitte die Versammlung zu erwägen, wer ihre Gegner seyen. Es seyen 150 Pairs und weiß nicht wie viele Weiber. (Beifall und Geschrei: die Königin.) Eine große Majorität des Unterhauses sey entschlossen, sich der ihr zustehenden Macht zu bedienen und dem Souverain Rath zu ertheilen, und nicht allein diese Macht stehe ihnen zu, sondern auch die den Souverain unter Aufsicht zu halten. (Lauter Beifall.) Deßhalb hoffe er, daß sie, so lange sich das Haus des Vertrauens des Volks nicht unwürdig mache, ihre Zuversicht auf dieses Haus seyen und es in allen Maaßregeln unterstützen werden. (Beifall.) Wenn das Haus der Gemeinen sich von einem Premierminister, der bloß auf physische Gewalt rechnet, würde leiten lassen, ohne daß er die Bill, die ganze Bill und mehr als die Bill vorlege, so sey es für alle Ewigkeiten verdammt. (Stürmischer Beifall.) Wenn sich Seine Majestät ihren Feinden hingeben, und die Macht, die er in Händen habe, aufbieten wolle, um eine vereinigte Nation zu überwältigen und zu unterjochen, so wolle er ihm hier wie allerwärts sagen, daß Widerstand bei jedem Manne verdienstlich sey, der nicht als Sklave leben und sterben wolle. (Langer Beifall.) Hierauf bestieg der Obrist Jones die Rednerbühne und begann mit der Frage an die Versammlung: „Würde wohl dieser Mann, der Herzog von Wellington, wenn ihm eine seiner Maitressen erlaubte, die Versammlung mit anzusehen, sie noch eine Farce zu nennen wagen? Man habe gesagt, daß Truppen bereits nach der Stadt aufbrachen; wenn Dem so sey, so handle der Herzog von Wellington bereits als Diktator und ungesetzlich. Wenn der Herzog oder Lord Hill diesen Schritt gethan, so müsse man sie vor dem Oberhause anklagen. Er müsse der Versammlung bemerken, fügte er hinzu, daß wenn eine ganze Brigade der Leibgarde gegen sie anrücken werde, sie nichts zu thun brauchten, als die Arme übereinander zu schlagen, und selbst wenn sie Artillerie gegen sie schicken wollten, so gebe er sein Wort, wenn das Volk nur eine halbe Stunde Stand halten werde, jedes Geschütz, das man gegen sie aufführe, weg zu nehmen. Während des letzten Krieges sey er an der Spitze mehrerer verzweifelter Angriffe gestanden, und er erkläre jetzt, er werde im Falle der Noth auch jetzt wieder seine Landsleute zum Ruhme führen, und zwar in einer Sache, in der er tausendmal lieber sein Leben lassen wolle, als in jeder andern. Der Herzog von Wellington habe gesagt: man solle ihm nur acht Tage und die Truppen geben, so wolle er mit der Reform bald ein Ende gemacht haben. (Geschrei: er kann es nicht! er soll es nur versuchen!); er wolle ihm zehnmal acht Tage und zehnmal so viel Truppen geben, und ihm dann erst noch Trotz bieten, sein Wort zu halten. (Lauter Beifall.) Die Reform werde jetzt als ein Theil des angeflammten Rechts der Engländer betrachtet, und es sey der Theil, den sie nimmer lassen wollten. Es sey Allen bekannt, daß die Männer aus Norden bereit seyen, nach London aufzubrechen. Allein er ermahne die Versammlung ruhig zu bleiben, da die Oligarchie nichts so sehr wünsche, als eine Gelegenheit, um das Volk nieder zu metzeln; mit Wollust würde sie in ihrem Blute schwelgen. Er sey ein Mann, so schloß der Redner, der nie sein Schwert ziehe, wenn es nicht gegen ihn gezogen werde; er werde nur seine Feder gebrauchen, und er hoffe durch sie man-

Digitized by Google

ches Gute für die gute Sache ausrichten zu können; aber dränge ihn die Nothwendigkeit sein Schwert zu ziehen, so werde er die Scheide wegwerfen, und es nicht eher einstecken, bis die gute Sache gesiegt und die Bill durchgesetzt sey. Der infame Herzog, der mit seiner berüchtigten Protestation, an der noch kaum die Dinte getrocknet war, in der Hand gesagt hatte, es sey keine Reform nöthig, geht jetzt herum, will Kollegen zusammen betteln, indem er sagt: wir wollen die Reformbill durchsetzen. Ist Dieß ein Mann, auf den man Vertrauen setzen kann? (Geschrei: Nein! Nein! Wir wollen nie und nimmermehr die Reformbill vom Herzoge von Wellington.) Es wäre Thorheit, die Reform, von Wem immer auch, nicht annehmen zu wollen. Laßt sie kühn vor den infamen Herzog hintreten, und mehr, als die Reformbill verlangen. (Beifall.) Es bleibt uns noch ein Punkt zu berühren; ich habe noch kein Wort in Bezug auf Seine Majestät gesagt. Es ist nöthig, daß man ihm sage, daß er nicht an eine Deutsche verheirathet sey, um sein Volk zu mißhandeln und zu Sklaven zu machen. (Großer Beifall.) Die Vorfälle, die sie zwangen, diese Versammlung anzustellen, rochen ein wenig nach Deutschland, und stanken nach der kleinen Stadt von Sachsen-Meiningen. (Lauter Beifall.)

Die Versammlung ging in größter Ruhe aus einander, und so heftig auch die Redner gewesen waren, so unterließen sie doch nicht, dem Volke Ordnung und Ruhe dringend zu empfehlen. In einer andern Versammlung sagte Hr. Hume: „Man habe ihm zur Schuld gelegt, daß er zu derb über den König gesprochen habe; allein er müsse noch beisetzen, daß wenn es nach seinem Willen ginge, einige Dutzend Männer und auch einige Weiber nach Hannover eingeschifft werden dürften." Diese Worte wurden mit einem furchtbaren Getümmel des Beifalls aufgenommen. In derselben Versammlung gab ein Hr. Potter folgende Beschreibung von einem Gespräche mit dem Herzoge von Wellington im verflossenen Oktober, als der Redner mit einer Deputation ins Oberhaus kam, um ihm eine Reformpetition vorzulegen. „Wir sagten ihm, das Volk vom nördlichen England sey durch und durch Reformer, und sie beständen Alle für Einen darauf, die Bill durchgesetzt zu sehen. Ich bemerkte ihm, welche schwere Folgen für das Land daraus entstehen würden, wenn die Reformbill nicht durchginge. Auch sagten wir ihm, daß die großen und einflußreichen Kaufleute von Manchester alle ihre Arbeiter entlassen würden, und wir für die Folgen nicht gut stehen wollten. Die Antwort des Herzogs war: „Das englische Volk ist ganz ruhig, wenn man es allein gehen läßt, und will es nicht ruhig seyn, so gibt es Mittel, es ruhig zu machen." — In dem Meeting zu Kensington sagte Kapitän Williams: „Kouriere fliegen bereits dahin, um dem Autokraten Rußlands, der noch im ungerächten Blute Polens badet, dem bigotten Ferdinand, dem schuldbeladenen Miguel die gute Botschaft zu bringen. Nichts kann Wellington's kühnem Schritte Halt gebieten, als Drohung, oder um ein neu eingeführtes Wort zu gebrauchen, Agitation. Mit dieser Waffe schlugen ihn die Irelander zu Boden und nöthigten ihm die Emancipationsbill ab. Laßt uns dieselbe Waffe ergreifen, und er wird abermals kapituliren. Man spricht von einer Auflösung des Parlaments; läßt es dazu kommen, und man soll sehen, was für ein gewaltiger Schlag durch das ganze Königreich geschieht. Man empfiehlt, keine Taxen zu bezahlen. Jedermann ergreife diese Maaßregel, ich selbst erkläre hiermit feierlich, daß ich keinen Heller bezahlen werde. Wenn Wellington und seine Günstlinge an's Ruder gelangen, so bleibt nichts übrig, als die Rose, die drei Kleeblätter und die Distel (die Wappen Englands, Irelands und Schottlands) aufzupflanzen und zu rufen: Zu deinen Gezelten, o Israel!"

In gleichem Geiste wurden überall in ganz England zahlreiche Versammlungen und Reden gehalten, so zu Liverpool, Manchester, York, Bristol, Chester, Kidderminster, Evesham, Worcester, Bathwik, in den verschiedenen Kirchspielen von Bath, Walcot, From (von mehr als 6000 Menschen), Preston, Bolton, Lincoln, Boston, Lynn, Melton Mowbray, Newcastle, wo wenigstens 25,000 Menschen beisammen waren u. s. w.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

„Die Pest hat ihren Bündel geschnürt, bemerkt der Figaro, und sich auf den Weg nach den Provinzen gemacht. Die Luft ist rein, die Sonne mild, Paris ergeht sich in aller Lust auf seinen Boulevard's. Wer am ersten Tage nach der Ankunft der Cholera aus Paris entfloh, verließ es als eine Kothstadt, als eine Stadt so schwarz, so schmutzig, so übelriechend, daß Poitiers, die pontinischen Sümpfe und der Senegambia dagegen gesunde Orte und Lustgärten sind. Wer am letzten Tage der Cholera nach Paris kommt, wird es so blank, so reinlich, so frisch finden, daß Nancy, Montmartre, die Insel Bourbon und das Boudoir einer Dame dagegen gehaltene Höhlen des Fiebers sind. Das choleriſche Paris konnte man für eine Mördergrube halten; das uncholeriſche ist ein Eldorado. Wenn die Cholera bei ihrer Flucht die Aerzte trostlos zurückläßt, so hinterläßt sie auch Verwundete, wie es nach jeder großen Schlacht Prahlhänse gibt, die herrliche abgeschossene Beine haben, Unglückliche, denen ein weggehauener Arm vortrefflich an den Schultern hängt. Auch die Pest hat ihre Verwundeten von übermorgen, wie die drei Julinstage. Seit die Cholera verschwindet, ist aber war Jeder choleraktank. Es ist eine wahre Wuth, und die Wuth, wie man weiß, wird manchmal Mode. Der Eine war nach Saintouge entflohen. Man begegnet ihm, frisch wie einer neu aufgeblühten Rose. „Ei, wo kommen Sie her, mein Freund? Schon drei Wochen ist es, daß ich Sie mit keinem Auge gesehen. — „Wo ich herkomme?" erwiderte er und bemüht sich so elend auszusehen, als möglich. „So wissen Sie also mein Unglück nicht? Ich habe die Cholera gehabt, meine Frau hat sie gehabt, mein Kind hat sie gehabt, mein Portier und drei Miethsleute meines Hauses sind daran gestorben. Mein Arzt gab mich verloren, man setzte mir achtzig Blutegel und nur durch ein Wunder kam ich davon. Ich bin unendlich schwach und gehe ein wenig spazieren. Ich komme aus dem Grabe, wie Sie mich sehen. Mein Arzt wurde vergangenen Donnerstag begraben. Ach, mein Lieber, wie hängt das Leben des Menschen doch nur an einem Faden! Besinet, Montaigne, Seneca haben gesagt — Ha, was seh' ich? Leben Sie wohl! Ich bin des Todes!" Der todtkranke Mann sieht in diesem Augenblicke seine Frau mit seinem Arzte in einem Einspänner vorüberfahren, und hat auf Einmal Beine bekommen. — Ein Anderer spielt den Choleraktanken, um seine Gläubiger zu rühren; ein Dritter, um seiner Verlobten eine dreiwöchentliche Untreue zu verbergen; einige Frauen kleiden sich als Wittwen, weil sie wohl wissen, daß Schwarz die weiße Haut erhebt und die Taille schmälert. Kurz Jedermann ist an sich selbst, oder in seinen Freunden und Angehörigen durch die Cholera verwundet, aus Spekulation oder Modesucht. Paris ist zu einem Spital von Choleraktanken geworden, die sich so vortrefflich befinden, als sie es nur wünschen mögen. Noch nie sah man so viel gesunde Kranke und so viel bleiche Menschen vom besten Aussehen."

*

Unter der Regierung Schuntsung, berichtet das „Kanton Register," bekleidete Wangkwei sechszehn Jahre lang den Posten eines Premierministers des chinesischen Kaisers. Man hielt ihn in China während seines Lebens für den größten Schmeichler seiner Zeit, und die Geschichte bezeichnete ihn nach seinem Tode mit dem Spottnamen „des Ministers der drei Befehle." Wenn Wangkwei bei dem Kaiser Audienz hatte, so pflegte er zu seinen Kollegen zu sagen: „Wir sind im Begriff, die Befehle Seiner Majestät einzuholen." Wenn man in seiner Gegenwart irgend eine Maßregel zum Behufe der öffentlichen Wohlfahrt besprach, waren seine einzigen Worte: „Wir werden darüber die Befehle Seiner Majestät einholen," — und wenn er von der Audienz vom Kaiser zurückkehrte, waren die einzigen Worte, mit denen er Jedermann zum Schweigen brachte: „Wir haben die Befehle Seiner Majestät eingeholt." — An Seitenstücken zu diesem trefflichen Staatsmanne dürfte es auch in Ländern nicht fehlen, wo keine Chinesen wohnen. Ein bekannter französischer Staatsmann pflegte gewöhnlich zu sagen: „Dieß ist meine Privatansicht, Dieß meine offizielle Ansicht, und Dieß meine öffentliche Ansicht."

*

Die erste Woche des verflossenen Monats wird in den Annalen der periodischen Literatur Epoche machen, da vom 1 Mai an in London drei neue Journale erscheinen, die nur um einen Halfpenny verkauft werden. Eines dieser Journale „The half penny library" enthält einen halben Druckbogen, und ist mit Holzschnitten geziert. Es ist kaum begreiflich, wie die Herausgabe eines solchen Blattes um einen solchen Preis möglich ist, da, um nur die Kosten zu decken, wenigstens zehntausend Abonnenten nöthig sind.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 161. 9 Junius 1832.

Die Gründung eines neuen Staates in Nordamerika. *)

Erste Skizze.

Die Geschichtschreiber schildern uns gewöhnlich die Bildung der Staaten als ein Werk von Jahrhunderten; in Nordamerika ist sie das Werk von zehn oder zwölf Jahren; stets sind dort zwei oder drei Staaten in der Wiege, und Nichts ist leichter, als die menschliche Natur im Laufe dieser Arbeit zu beobachten. Allen Flächenraum außer den Gränzen der Vereinigten Staaten haben Indianer inne, und selbst innerhalb dieser Gränzen findet man große Landstrecken, die ihre Ureinwohner, in Güte oder durch Gewalt gedrungen, verlassen haben. Ein weißer Mann begibt sich mitten unter einen noch völlig wilden Volksstamm, der in stolzer Unabhängigkeit, gesetzlos und unwissend dahin lebt; man nennt dergleichen kühne Leute: „Indian traders" — indianische Handelsleute. Unerschrockene Jäger, und eben nicht sehr gewissenhafte Handelsleute treiben sie das gefahrvolle Geschäft, in unbekannte Wildnisse einzudringen, und an die Indianer Pulver, Waffen, grobe Zeuge und vorzüglich Whiskey, gegen Pelzwerke und Häute umzutauschen. Gewöhnlich lebt ein solcher fahrender Handelsmann mit einer indianischen Frau, die ihm als Dolmetscher dient. Bald gewöhnen sich die Indianer an die kleinen Bequemlichkeiten des Lebens, und können sie nicht mehr entbehren. Wenn sie früher auf die Jagd gingen, bloß um sich zu nähren; so thun sie es jetzt, um Tauschhandel zu treiben.

Wenn nun der indianische Handelsmann mit reicher Beute aus einer noch unbesuchten Gegend zurückkehrt, wo er ergiebige Jagd, fruchtbaren Boden und gesundes Wasser getroffen hat, so findet augenblicklich eine Auswanderung von Leuten gleichen Schlages statt, und das, so zu sagen, neu entdeckte Land wird von Jägern überschwemmt, die sich unter die Indianer mischen. Letztere fangen nun an, Pferde und Vieh zu kaufen, und Hütten zu bauen, während ihre Weiber rings um dieselben einigen Mais und Tabak anpflanzen. Selten bleibt Zwist lange aus, und aus Anlaß dieser Streitigkeiten, die meist in offenen Kampf ausarten, geschieht es gewöhnlich, daß die Regierung der Union das erste Mal sich vermittelnd in die Sache mischt. Die Indianer erschlagen alle Weißen, die sie treffen, und dringen bisweilen sogar mitten in die Ansiedlungen ein, wo selbst Weiber und Kinder nicht von ihren Tomahawks verschont werden. Allein nicht minder muthig setzen auch die Jäger den Krieg fort, und werden bald auch durch die Linientruppen oder Milizen eines benachbarten Staates unterstützt. Die Indianer werden geschlagen, ihre Hütten verbrannt, ihr Vieh geschlachtet, und die Feindseligkeiten enden gewöhnlich mit einem Friedensvertrage, der fast überall gleichlautenden Inhalts ist. Die Indianer verzichten auf den größten und fruchtbarsten Theil ihres Landes, und die Regierung läßt ihnen, unter weiterem Vorbehalt, so viel sie für gut findet. Dann sendet sie einen Agenten, dessen Auftrag darin besteht, den wechselseitigen Verkehr zwischen den Weißen und Indianern zu beaufsichtigen. Eine „Agency," oder Wohnung für den Agenten wird gebaut, ein Schmied, ein Zimmermann und ein Schullehrer eingesetzt. Die auf diese Weise gezähmten Indianer verlegen sich nun zum Theil auf den Feldbau, wobei es ihnen manchmal glücklich geht; größtentheils aber versinken sie in Trägheit und Elend, und mächtige Stämme rother Menschen erlöschen ganz und gar. Doch wenden wir uns zu der weißen Bevölkerung.

Die ersten Ansiedler oder „Settlers" bilden jene, die man „Squatters" (Hocker) nennt. Es sind arme, wenig betriebsame Bürger, die nicht die Mittel besitzen, Ländereien zu kaufen, und deßhalb auf dem Grund und Boden Anderer leben, und ihn so lange bearbeiten, bis der Eigenthümer sie weiter ziehen heißt. Es gibt unter ihnen Einige, die aus Geschmack diese Lebensart gewählt

*) Aus der Schrift: Esquisse moral et politique des Etats-Unis, par Achille Murat. Paris 1832. Achill Murat, vormaliger Prinz des Königreichs beider Sizilien, ging nach dem Sturze seines Vaters nach Nordamerika, wo er sich als Pflanzer ansiedelte, später den Advokatenstand ergriff und Offizier der Nationalmiliz wurde. Voll der schönsten Träume eilte er auf die Nachricht der Julusrevolution nach Frankreich zurück, wo er, nach der Bemerkung des witzigen Colnet in der Gazette de France, den Krieg für unvermeidlich hielt, und die beste Gelegenheit zu finden glaubte, noch einige rückständige Rechnungen mit den Königen der heiligen Allianz auszugleichen. Denn Wer hätte glauben mögen, daß man dem Sohne eines der tapfersten französischen Feldherrn die Reihen des französischen Heeres verschließen würde? Wie groß aber war Murat's Erstaunen, als er vernahm, daß ungeachtet der Julusrevolution und der besten Republik ihm noch immer der Eintritt in Frankreich untersagt bleibe! In seinen Hoffnungen grausam getäuscht, ging er nach Belgien, wo der König — „nicht einer von Denen, wie Murat sich ausdrückt, die sich vor ihrem eigenen Schatten fürchten" — dem Verbannten die Hand reicht, und ihm eines seiner schönsten Regimenter zu kommandiren gibt. Allein da der Krieg zu lange auf sich warten läßt, verliert der Prinz die Geduld, legt seine Obristenstelle nieder, und macht sich wieder nach seinen Urwäldern auf den Weg. A. d. R.

Digitized by Google

haben, und sie aus Gewohnheit fortsetzen. Die meisten von ihnen haben Weiber, Kinder, einige Neger und zuweilen zahlreiche Heerden. Selten machen sie zwei Aernten auf demselben Boden, und verlassen die Gegend, sobald sie etwas bevölkert wird. Unter ihren Händen gewinnt das Land bald eine neue Gestalt. Alle sieben bis acht Meilen erheben sich Hütten (Cabines) aus Baumblöcken; Eisen ist bei ihnen zu kostbar, als daß sie sich dessen dazu bedienen sollten; nur Holz wird daher von ihnen, selbst zu Thürangeln und Schlössern, verwendet. Eine solche Hütte ist leicht in zwei bis drei Tagen erbaut, und man sieht sie wie Pilze aus dem Boden wachsen. Oft begegnet man mitten in einem Forste einem Wagen, der mit Hausgeräthe und Kindern beladen ist, während einer oder zwei Männer eine Heerde von etlichen dreißig Stücken Kühe und Schweine vor sich her treiben. Auf die Fragen: woher kommt ihr? und wohin geht ihr? die stets treuherzig erwidert werden, ersucht das Oberhaupt der Familie gewöhnlich um Auskunft über des Landes Art und Gelegenheit, und bittet Einen, ihn nach dem „Creek" oder der nächsten Quelle zu weisen. Kommt man eine Woche später dahin, so erstaunt man, dort eine gute Hütte, das Vieh eingehägt und Geflügel im Hofe zu finden; die Frau ist beschäftigt Baumwolle zu spinnen, der Mann Bäume abzutödten, indem er einen kreisrunden Einschnitt in dieselben macht; kurz man findet sie in voller Arbeit, sich einen festen Wohnsitz zu gründen, ohne darnach zu fragen, Wem Grund und Boden angehört. Manchmal sieht man sie auch um der geringfügigsten Ursache willen ihre kaum begonnene Ansiedlung wieder verlassen und Gott weiß, wohin ziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Mörder des Herzogs von Berry.

(Fortsetzung.)

Eines Tages war im Gefängnißhofe mehr als gewöhnliche Bewegung. Seine ganze Gefangenschaft hindurch hatte Louvel nicht einen so außerordentlichen Lärm vernommen, es war nicht das Geschrei, das zuweilen die Gefangenen erhoben, nicht der gewöhnliche Tumult. Es lag in dem Geräusche, das sich hören ließ, etwas Düsteres und Unheil Verkündendes. Ungeachtet der verworrenen Stimmen, die auf hundert Zungen zugleich laut wurden, vernahm Louvel doch, daß es sich um eine Hinrichtung handle: es war ein junger Bedienter, der seinen Herrn ermordet hatte, und von Bicêtre in die Conciergerie gebracht worden war. Als er das Gefängniß verließ, um den verhängnißvollen Karren zu besteigen, bezeigten ihm die Gefangenen nach ihrer Art ihr Mitleid. „In einer halben Stunde ist Alles vorbei," sagten sie. — „O warum bin ich es nicht!" seufzte Louvel. „So wäre ich doch endlich einmal erlöst. Es ist schon so lange, daß ich verhaftet bin, und so unnöthiger Weise. Je länger man zögern wird, desto weniger Wirkung wird mein Tod hervorbringen. Wenn man sich doch nur eilte! Die Regierung würde Geld ersparen und Sie, meine Herren, die mich nach der Reihe bewachen müssen, eine Mühe weniger haben. Auch alle die unschuldigen Menschen, die man verhaftet hat, werden erst nach meinem Tode wieder ihre Freiheit erlangen, und sie werden nicht weniger als ich glauben, daß man sie sehr lange warten läßt. Indeß glaube ich, daß man mich in wenigen Tagen nach dem Luxembourg bringen lassen wird; denn meine Verhöre sind bald beendigt, und meine Richter werden endlich die Hoffnung aufgeben, mehr von mir herauszubringen." Indem er diese Worte sprach, stützte er seinen Kopf zwischen beide Hände, hielt seine Augen auf den Boden geheftet und blieb lange regungslos und schweigend, wobei ihm von Zeit zu Zeit Schluchzen anstieß und sogar Thränen aus seinen Augen flossen; indeß schien sein Gemüth sich allmählich wieder zu beruhigen, und seine Züge erlangten ihre gewöhnliche Gelassenheit wieder; er sprach die Hymne der Theophilanthropen: „Vater des Weltalls, höchste Intelligenz u. s. w." und nachdem er einige Augenblicke in seinem Gefängnisse auf und abgegangen war, sang er die Marseillaise; als auf einmal eine andere Stimme in einem anstoßenden Gefängnisse ihm zu antworten schien. Louvel hielt inne, um zu horchen und vernahm deutlich eine Stimme, die etwas deklamirte. „Es ist ein Advokat," sagte er, „der einem Verhafteten die Vertheidigung, die er für ihn entworfen hat, vorliest, oder ein Gefangener, der sich selbst auf seine Vertheidigung vorbereitet. Doch wer wird sich wohl mit meiner Vertheidigung bemühen wollen? Und dennoch kann Jemand dabei sein Talent zeigen. Eine gewöhnliche Sache kann für einen Mann, welcher zu glänzen sucht, wenig Reiz haben; wiewohl die meinige Einem zu viel zu schaffen machen dürfte; denn es gibt keinen Advokaten, der beweisen könnte, daß ich nicht ein Verbrechen begangen habe, dessen Eingeständniß ich mir zum Ruhm rechne."

Es gibt wohl keinen Menschen, der nicht durch ein dreimonatliches Gefängniß, wenn seine Körperkraft auch noch so rüstig wäre, eine fühlbare Veränderung erlitte. Louvel konnte aller moralischen Energie ungeachtet, eben so wenig als ein anderer, dem zerstörenden Einflusse der Kerkerluft widerstehen. Seine Farbe war bleich, sein Auge geröthet und schwach geworden, und konnte die Tageshelle nicht mehr ertragen; seine Glieder waren abgemagert und zehrten von Tag zu Tag mehr und mehr ab. Louvel selbst fühlte die allmähliche Abnahme seiner Kräfte. Ein Arzt wurde gerufen und verordnete, um einer bevorstehenden Krankheit zu begegnen, kräftigere und ausgesuchtere Nahrung. Auch seine Untersuchungsrichter ließen dem Gefangenen einige Erleichterungen zukommen, wofür er sich sehr erkenntlich zeigte. Die unverhoffte Güte hatte ihn sehr gerührt, und er schien erstaunt, so viel Wohlwollen zu erfahren. Einer so freundlichen Behandlung hatte er sich nicht versehen, und obgleich er leicht bemerken konnte, daß diese Schonung und Aufmerksamkeit nicht sowohl ihm, als einem Leben galt, das der Gerechtigkeit verfallen war, so war er doch dafür nicht weniger dankbar. Mehrmals sprach er gegen seine Wächter seine Erkenntlichkeit aus, nur in einer Nacht, wo ihm endlich ein Schlummer zu Theil wurde, nach welchem er lange schon vergeblich sich gesehnt hatte, und aus dem ihn sein Wächter, der mit großem Geräusch hustete, aufschreckte, fuhr er mit Heftigkeit im Bette auf und beklagte sich in bittern Ausdrücken über diesen Mangel an Zartgefühl, wodurch man einen Unglücklichen des einzigen Augenblicks der Ruhe, den er genießen könne, beraube. Hiebei stieß er so derbe Worte aus, daß der Wächter, der nie dergleichen von ihm gehört hatte, darüber in Erstaunen gerieth; später legte er sich wieder und unterbrach

Digitized by Google

die Stille der Nacht nur durch einzelne Ausrufe der Unbehaglichkeit und Schlaflosigkeit.

Einige Tage später ließ ihn Herr Seguier, der ihn verhörte und bat, auf dem Plane von Rochelle das Haus des Zeugschmieds anzugeben, der den Dolch verfertigt hatte, neben sich setzen und sagte zu ihm mit leiser Stimme: „Sie haben sich vor einigen Tagen sehr erzürnt?“ — „Ja, mein Herr, man störte mich aus dem Schlafe auf; allein ich hatte Unrecht, darüber ungehalten zu seyn. Es thut mir leid, wenn ich Etwas gesagt haben sollte, was nicht in meiner Gewohnheit ist.“ — „Man hat Gefälligkeiten gegen Sie, erwiderte Herr Seguier, und Sie müssen durch Ihr gutes Betragen dafür erkenntlich seyn.“ — Als er wieder in sein Gefängniß zurückkam, erzählte er, was Herr Seguier ihm gesagt hatte, indem er hinzusetzte: „Herr Seguier hat ganz Recht, und ich hatte Unrecht, mich so vom Ungestüm hinreißen zu lassen, was mir schaden könnte. Man erweist mir hier wirklich viele Güte, und ich muß dafür erkenntlich seyn. Morgen wird man mir statt des Brodes, das mir übel bekam, zum Frühstück eine Suppe geben, was ich nie verlangt haben würde, aus Furcht unbescheiden zu seyn, und ich muß gestehen, daß mir meine Mahlzeit großes Vergnügen macht. Ich nehme sie täglich mit einer wahren Lust, und wünsche meine Kräfte bis zum letzten Augenblicke zu erhalten, denn obgleich ich wohl weiß, welches Schicksal mir bevorsteht, so will ich doch nicht zum Voraus tausendmal für einmal sterben. Indeß hoffe ich, daß dieser Augenblick nicht mehr fern seyn wird. Mein nächstes Verhör wird wahrscheinlich mein letztes seyn. Diese Herren müssen der Sache so überdrüssig werden als ich selbst. Gestern sprachen sie mir lange von Gott und seiner unendlichen Barmherzigkeit vor, und von dem wahrhaft christlichen Tode des Herzogs von Berry; sie sagten mir, daß er mir vor seinem Verscheiden noch verziehen und mehrmals dringend um Gnade für mich gebeten habe. Die Worte der Herren Bastard und Seguier haben mich gerührt; aber wenn sie glauben, mich dadurch meine That bereuen zu machen, so irren sie sehr. Wenn man ein Verbrechen begeht wie ich, so bereut man es nie und nimmermehr. Diese Herren fragten mich auch, ob ich einen Vertheidiger habe, und da ich ihnen mit Nein antwortete, kündigten sie mir an, daß die Kommission mir von Amts wegen die Herren Archambault und Bonnet, zwei der ausgezeichnetsten Advokaten, zu Vertheidigern bestimmt habe. Ich dankte diesen Herren für ihre Güte, aber ich sagte ihnen: Alle Advokaten von Paris werden hierin nichts thun können. Es ist eine Formalität, die man gegen mich wie gegen alle Angeklagten beobachtet. Deßhalb ist mein Loos jedoch nicht weniger gewiß. Bevor sie mich entließen, näherte sich mir Herr Bastard d'Estang und sagte: Als Sie der Polizeipräfekt zum erstenmale vernahm, antworteten sie, es sey keine so leichte Aufgabe (Commission) einen Prinzen zu tödten. So hatte Ihnen also wohl Jemand den Auftrag gegeben, den Herzog von Berry zu tödten, ich will sagen, Sie dazu ausgesucht, oder Ihnen gerathen, diesen Mord zu begehen? — Nein, mein Herr, antwortete ich, ich habe von Niemand einen Auftrag erhalten; ich behielt mein Geheimniß streng für mich, keiner lebendigen Seele sagte ich davon ein Wort, und man würde großes Unrecht thun, wenn man irgend Jemand darüber beunruhigen würde. — Allein weßhalb haben Sie das Wort Auftrag gebraucht? fragte Herr Bastard weiter. — Weil ich nicht das mindeste Gewicht auf dieses Wort legte, und indem ich es aussprach, nicht daran dachte, welche Bedeutung man ihm noch unterlegen könne.“

Am andern Morgen sagte er zu dem Friedensrichter, der bei ihm in Funktion war: „Heute wurde ich in die Kanzlei des Luxembourg hinaufgeführt, wo man mir meine Anklageakte vorlas, die mir sehr genau und gut abgefaßt schien. Indeß täuschte man sich doch über einige Punkte in Betreff meiner Reise nach Lyon. Jetzt begreife ich, warum die Untersuchung so lange währte. Man mußte mehr als zwölfhundert Personen verhören; Das war keine kleine Arbeit; allein es war viele verlorne Zeit, und viele Leute wurden unnöthiger Weise beunruhigt. Ich hoffe, daß man jetzt meine Verurtheilung nicht länger hinausschieben wird, und übermorgen werde ich in der Kanzlei alle Prozeßakten erhalten, die man aus der Pairskammer dahin bringen wird“. Am nächsten Tage erschien wirklich der Greffier und las ihm die von Herrn Bellart abgefaßte Anklageakte vor. Louvel hörte sie ohne eine Bewegung zu verrathen, und so lange die Vorlesung dauerte, mit dem aufmerksamsten Schweigen an; als er nachher aus den Händen des Greffiers die Abschrift erhielt, rief er aus: „Ei, welche schöne Schrift! Wie schön ist es geschrieben! Sehen Sie doch, Herr Brigadier, noch nie ist mir eine so herrliche Schrift vorgekommen.“ Und zu gleicher Zeit hielt er dem Gendarmen das Papier hin. Der Greffier, der in seinem Dienste grau geworden schien, und dem wohl so mancher Angeklagte durch die Hand gegangen war, betrachtete diesen mit einem Blick der Ueberraschung und des Zweifels, wie ein Mensch, der nicht weiß, was er sagen oder denken soll. Wahrscheinlich war Dieß die erste Anklageakte, die auf solche Weise in Empfang genommen wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Chronik.

(Schluß.)

Am 15 Oktober hatte Kapitän Finch eine feierliche Audienz bei dem Könige Tamehameha III, an den er folgende Rede hielt:

„König Tamehameha! Der Präsident der Vereinigten Staaten hat mir für dich und diejenigen deiner Räthe, die dein Vertrauen besitzen, eine schriftliche Mittheilung anvertraut und sie mit mehreren Geschenken für jeden begleitet, um die gute Meinung, die er von dir hegt, und den Wunsch zu bezeugen, daß zwischen deinen Unterthanen und meinen Landsleuten Freundschaft und friedlicher Verkehr stattfinden möge. Damit die Aechtheit des Schreibens keinem Zweifel unterliege, was bei einer gelegentlichen Zusendung leicht der Fall hätte seyn können, und um es für dich ehrenvoller zu machen, hat er zu diesem und andern Zwecken ein Kriegsschiff abgeschickt und mir, als dem Befehlshaber desselben, das Schreiben anvertraut, um es in deine Hände zu legen, die gute Meinung, die es enthält, zu wiederholen, und durch meine Gegenwart die Aufrichtigkeit meiner Beweggründe zu bezeugen. Die freundliche, gütige Aufnahme, die ein anderes unserer Schiffe, der Peacock, bei dir gefunden hat, wurde durch den Befehlshaber desselben auf das günstigste geschildert, und ohne Zweifel veranlaßte Dieß hauptsächlich den Besuch, den ich dir jetzt mache. Einer deiner Freunde, der hier neben mir stehende Hr. Stewart, hat uns von den Fortschritten deines Volks eine so interessante Schilderung gemacht, daß meine Landsleute die innigste Theilnahme für dich empfinden; es wird mein eifrigstes Bestreben seyn, bei meiner Rückreise diese günstige Meinung von dir noch zu verstärken, und die günstigen Berichte über den guten Charakter unserer neuen Freunde, der deiner Hoheit unterworfenen Insulaner, zu bestätigen. Mit deiner Erlaubniß will ich mich nun der mir auferlegten angenehmen Pflicht entle-

Digitized by Google

digen, indem ich dir das erwähnte Schreiben überreiche und es in deine Hände lege; es wird dir Erläuterung geben, wie der Präsident es mit deiner Nation zu halten wünscht, und du wirst es, wie ich hoffe reiflich, bedächtig und vollständig erwägen. Noch bitte ich um Erlaubniß, unter deine treuen Freunde die ihnen bestimmten Geschenke vertheilen zu dürfen; ich hoffe, sie werden dazu dienen, unsere Bekanntschaft zu erweitern; zu geselligen, anständigen Unterhaltungen den Weg bahnen und eine dauernde Erinnerung bleiben an die Versicherungen der uneigennützigen Freundschaft des Präsidenten und der Regierung der Vereinigten Staaten."

Nachdem Hr. Bingham eine Uebersetzung dieser Rede in Hawaiianischer Sprache gelesen hatte, schritt Kapitän Finch zur Vorlesung des Schreibens der Regierung:

An Tamehameha III, König der Sandwichinseln.

Marinedepartement der Ver. Staaten von Amerika.

Washington, 29 Januar 1829.

„Unter Genehmigung und auf Befehl des Präsidenten der Vereinigten Staaten richte ich dieses Schreiben an dich, und sende es durch den Kapitän William Compton Bolton Finch, Offizier unserer Marine und Befehlshaber des Kriegsschiffes Vincennes. Kapitän Finch überbringt auch vom Präsidenten einige kleine Beweise seiner Achtung für dich und die Häuptlinge deiner Umgebung, und ist beauftragt, dir in seinem Namen die herzlichsten Wünsche für dein Glück und fernere Fortschritte in den Künsten des civilisirten Lebens, so wie auch das innige Verlangen auszudrücken, daß zwischen deinen Unterthanen und den Bürgern der Ver. Staaten Eintracht und friedlicher Verkehr erhalten werden möge. Mit der innigsten Theilnahme und Bewunderung hat der Präsident die reißenden Fortschritte vernommen, die dein Volk in Wissenschaften und der wahren Religion — der Religion der christlichen Bibel — gemacht hat. Diese sind die segenreichsten und die einzigen Mittel, durch welche die Wohlfahrt und das Glück der Nationen befördert werden können. Der Präsident und Alle, die es gut mit dir und deinem Volke meinen, wünschen herzlich, daß du fortfahren mögest, sie zu befördern, und hoffen, daß du Jene, durch welche diese Religion in dein Land gebracht wurde, auch ferner schützen und unterstützen werdest. Der Präsident hegt auch die feste Hoffnung, daß Friede, Eintracht und gegenseitige Gerechtigkeit zwischen deinem Volke und jenen Bürgern der Vereinigten Staaten herrschen werden, die deine Inseln besuchen, und daß deine Regierung Verordnungen in diesem Sinne erlassen wird. Diejenigen unserer Bürger, welche deine Gesetze übertreten, oder sich deinen Verordnungen widersetzen, verletzen dadurch zugleich ihre Pflichten gegen ihr eigenes Land, und dessen Regierung, und verdienen Tadel und Strafe. Wir haben mit Verdruß gehört, daß Dieß zuweilen geschehen ist, und deßhalb alles angewendet, die Schuldigen aufzufinden. Kapitän Finch ist beauftragt, sich genau nach der Aufführung jener unserer Bürger zu erkundigen, die sich vielleicht auf der Insel befinden mögen und sie, so weit Dieß in seiner Macht steht, zu einem gesetzmäßigen Betragen anzuhalten. Der Präsident hofft indeß, daß die Zahl Derer, die Tadel oder Strafe verdienen, nur gering seyn werde, und vor Allem bittet er, daß deine Regierung ihnen Schutz und jede mögliche Erleichterung zum Betriebe ihrer Geschäfte angedeihen lassen möge. Für Jene, die sich in deinem Gebiete niedergelassen haben, bittet er um deinen Schutz und um Beförderung der Religion und des Unterrichts auf deinen Inseln. Er zweifelt nicht, daß ihre Beweggründe rein und ihre Absichten dem Glücke deines Volkes entsprechend sind, und daß sie sich so betragen werden, daß sie des geneigten Schutzes deiner Regierung würdig sind. Einer von ihnen, Hr. C. S. Stewart, der eine Zeit lang bei dir lebte, hat von seiner Regierung eine kirchliche Anstellung bei unserer Marine erhalten und den Kapitän Finch begleitet, um dich zu besuchen.

Der Präsident grüßt dich achtungsvoll, und wünscht dir Friede, Glück und Heil. Samuel L. Stothard.

Marinesekretär."

Die erste jener politischen Urkunden erschien bald in einer gedruckten Proklamation (es steht zu erwarten, daß man bald eine Sandwichs-Zeitung haben wird), in der, in Antwort auf ein Memorial des britischen Konsuls und der englischen Residenten, die sich beklagt hatten, daß Vieh von verlaufenen Heerden erschlagen worden sey, auf gewisse Gewaltthaten und Räubereien angespielt wird. Nach Hrn. Stewarts Angabe beruhte die ganze Klage auf der Thatsache, daß ein Eingeborner auf die zerstreute Heerde der Engländer schoß, weil diese sich früher das Nämliche gegen seine Heerde erlaubt hatten. Dieß war freilich zu viel, als daß britischer Stolz es hätte ertragen können, und obgleich die Engländer mit eigenen Händen an dem Eingebornen sich gerächt hatten, so erhoben sie doch noch Klage; der ganze Rechtsfall wird in der Proklamation sehr einfach erwogen, und die Rechtsansprüche der Betheiligten sind sehr gemäßigt. Solche Anomalien in der Rechtsverwaltung müssen, wenn sie ferner statt finden, mit der Zeit noch größere Kollisionen herbeiführen, besonders da die Sandwichsinseln in kommerzieller Hinsicht täglich bedeutender werden. Ihre Wichtigkeit für den Handel der Vereinigten Staaten ist in der folgenden Stelle eines offiziellen Schreibens bezeichnet, das der amerikanische Konsul, Kapitän Jones, am 50 Okt. 1829 an den Kapitän Finch richtete:

„Die Wichtigkeit der Sandwichsinseln für Schiffe, die von den westlichen Küsten von Nord- und Südamerika, nach China oder Manilla segeln, hat sich in den letzten Jahren hinreichend bewährt. Die Zahl solcher Schiffe, die diese Inseln besuchen, nimmt mit jedem Jahre zu, denn sie haben hier alle Gelegenheit zu Ausbesserungen, Einnahme von Lebensmitteln und besonders einen vortheilhaften Markt für Ladungen gefunden, die ehedem seit ihrem Auslaufen von den westlichen Küsten von Amerika unverkauft geblieben waren. Auch erhalten diese Schiffe von den Inseln Ladungen von Sandelholz nach Canton oder Manilla, und Dieß allein ist ein hinreichender Beweggrund hier zu landen. Der Handel der Vereinigten Staaten mit den Sandwichsinseln möchte sich in fünf Hauptrubriken eintheilen lassen, nämlich: 1) Solche Schiffe, die von den Vereinigten Staaten aus direkt nach den Inseln gehen, um Sandelholz einzuhandeln, das sie nach China und Manilla bringen, und von da nach Amerika zurückkehren; 2) Schiffe, die für den Pelzhandel nach der nordwestlichen Küste bestimmt sind, und auf ihrer Rückkehr nach den Vereinigten Staaten über China immer an den Sandwichsinseln landen und hier überwintern; 3) Schiffe, die auf ihrer Fahrt von Chili, Pern, Mexiko oder Kalifornien nach China, Manilla oder Ostindien an diesen Inseln landen, um Ausbesserungen vorzunehmen, Fracht oder Lebensmittel einzunehmen, oder über kleine Ladungen, die ihnen geblieben sind, zu verfügen; 5) Schiffe, die Amerikanern gehören, welche auf den Inseln ansässig sind, und von diesen zum Handel nach der nordwestlichen Küste, Kalifornien, Mexiko, Canton und Manilla verwendet werden; 6) Wallfischfänger an der Küste von Japan, die alle halbe Jahre hierherkommen. Die Zahl der Schiffe der ersten Klasse, die alle Jahre hierher kommen, kann man auf sechs anschlagen, ihren Tonnengehalt auf 1800, und den Werth der Schiffe, sammt Ladung auf 520.000 Dollars; der zweiten Klasse auf fünf, mit 1000 Tonnen, und ihren Werth auf 250.000 Dollars; der dritten auf acht, mit 2500 Tonnen, Werth 500,000 Dollars; der vierten auf sechs, mit 1000 Tonnen, Werth 200.000 Dollars; der fünften auf 100, mit 55.000 Tonnen, Werth 500,000 Dollars; folglich beläuft sich die Zahl der Handelsschiffe der Vereinigten Staaten, welche die Sandwichsinseln jährlich besuchen, auf 125, mit einem Tonnengehalte von 40.000 Tonnen und einem Werthe von 1.770.000 Dollars. Diese Schätzung ist nach der Durchschnittszahl der Schiffe entworfen worden, die diese Inseln in den letzten drei Jahren besuchten, und wird, wie ich glaube, den Werth unsers hiesigen Handels ziemlich genau angeben."

Vermischte Nachrichten.

Das „Journal der Karrikaturen" macht sich über gewisse Pariser Aerzte, die überall nichts als Cholera sehen, in folgendem Karrikaturwitze lustig: „Fällt Jemand vom fünften Stockwerk eines Hauses herab, hat es die Cholera in ihrem höchsten Stadium gethan. Glücklicherweise werden diese Fälle immer seltener, seitdem die Arbeitsleute nichts mehr zu thun haben. Hat einer den Schlucken, ist die Sache schon bedenklicher; der Schlucken ist der älteste Sohn des erlauchten Ungeheuers, des Choleron. Hat man kalte Füße, so läßt Dieß auf den jüngstgebornen schließen, den Cholerinon."

Der Herzog von Wellington, sagt der Figaro, soll auf die Bemerkung, daß das Volk über die lange Verzögerung der Reformbill müde sey, erwidert haben: „Um so besser, wenn es müde ist, wird es sich um so eher niederlegen." Zum Unglück für den armen Herzog hätte es sich auch begeben können, daß es aufgestanden wäre.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 162. 10 Junius 1832.

Ausflüge nach Illyrien und Dalmatien.

2. Seefahrt nach Cattaro.

Mit frühem Morgen wurden die Anker gelichtet. Während des mühsamen Heraufziehens sangen die Matrosen ihr monotones, scharfes „ehi, ehi, tira, tira, bon viaggio, ehi, ehi!“ Die aufgezogenen Raaen entfalten die Segel, die die mächtige Tramontana (Nord-West) schwellt. Die Matrosen springen hin und her, um die Raaen nach dem Winde zu heben, gewaltig steigt und fällt der Prognostico *), bald muß er auf diese, bald auf jene Seite gelegt werden, um die gefährlichen Untiefen der Lidi zu meiden, und zugleich Wind zu gewinnen. Hoch werfen die Wogen das Boot des Lootsen. „Guarda la testa!“ rief der Kapitän, als ich aus der Kajüte auf das Verdeck wollte, und gerade zur rechten Zeit noch zog ich den Kopf zurück, da der Wind bei einer Wendung des Schiffs die Hauptmast-Raae gewaltig über mich hinschleuderte. Zurückkehrend in die finstere Kammer mußte ich mich schon an den Wänden und Kisten festhalten, so stark war der Wogentanz. Viermal hatte ich schon früher die Seekrankheit überstanden, ich sah voraus, daß sie bei diesem Meere mich gleichfalls nicht verschonen würde, und tröstete einstweilen meinen bereits erkrankten Reisegefährten.

Wirklich wurde ich auch zum fünften Male von diesem Uebel heimgesucht; matt und müde legte ich mich auf den Boden der Kajüte, die Wellen stürzten unaufhörlich über die Prora; eine riesige Sturzwoge spritzte einen großen Theil ihres Inhalts bis in die Kajüte und über mich; die Schiedthüre wurde zugeschlossen, Nacht war im engen Raume, das ganze Gebäude zitterte; mit halbem Winde die aufgeregte See durchschneidend, berührte der eine Bord die See. Kisten und Kästen wurden in der Kajüte lebendig, und drohten mich zu erdrücken, die Gläser klirrten, und vom Verdecke mischte sich mit dem Knarren der Raaen das Geschrei der Matrosen, die mit ihrem „tira, tira, mola, mola, alla banda, al flocco“ Wogen und Sturm übertönten. Ich erwachte nach einigen Stunden aus meinem Schlummer, mein Kopf war noch schwer, die Kajütenthüre war aufgeschoben und ein heller Sonnenschein erleuchtete die Unordnung um uns, das Schiff ging ruhiger, ich kletterte auf der schmalen Stiege aufs Verdeck, der Kapitän empfing mich lächelnd mit einem: „come sta Signor?“ und ich überschaute den wogenden Ocean. Die massigen Wogen rollten ruhiger, kleine Tartanen, die uns begegneten, und die bald hoch hinauf, bald tief hinabgeschleudert wurden, begrüßten uns mit dem Schiffergruße: „padroni, padroni, amici!“ Bald erblickten wir die niedern, felsigen Küsten Istriens im Hintergrunde mit dem dunkeln Monte Maggiore, und aus den Wogen, die sich thurmhoch über die Klippen brachen, und ihren weißen Schaum sich zuschleuderten, erkannten wir, daß wir an den Brioni waren, den Inseln, welche die Steinmassen zu Venedigs Murazzi lieferten; links sahen wir den spitzen Kirchthurm Rovigno's; immer mehr näherten wir uns den kahlen, nur theilweise mit Gestrüppe bewachsenen Ufern, und noch zu guter Stunde warfen wir im Hafen vor Fasana die Anker. Ich und mein Reisegefährte fühlten uns hergestellt, das Feuer am Heerde wurde angefacht, eine warme Reißsuppe ersetzte unsre Kräfte, und zum Salzfleische kreiste die Flasche feurigen Dalmatiners.

Das letzte, lange aber niedere Promontor von Istrien lag hinter uns, der Monte maggiore und Monte Ofero bekränzten die Aussicht gegen Norden, und links ragte über die Inseln der abschüssige kahle Velebich, als ununterbrochener Riesendamm parallel auf dem Festlande mit der Küste sich dahinziehend, empor. Noch waren einige Schluchten (7 Mal) mit Schnee gefüllt, während am Fuße die Früchte des Südens zu reifen begannen. Wir schifften jetzt im Quarnero, die Sonne sank in das Meer, Abenddunkel lagerte sich auf diesen Bergen, und die Feuerröthe im Westen beglänzte mit sanftem Geld den Osten. Die Umrisse der Alpen Dalmatiens gränzten sich finster vom Horizonte ab, den der Abendstern erleuchtete. Das Heer der Sterne überzog den hohen Dom, tiefe Feier ruhte über der dunkeln Fläche, kein Lüftchen schwellte die Segel, lange stand ich in stummer Bewundrung, da knieeten hinter mir Kapitän und Matrosen vor dem Bilde der Madonna, der Himmelskönigin ein Loblied bringend. Der einfache und feierliche Hymnus war geendet, der Kapitän bat nun, uns nicht der feuchten Seeluft während der Nacht auszusetzen. Nur ungern stiegen wir in die dunkle Kajüte, und schon bei frühem Morgen waren wir wieder auf dem Verdecke.

Der günstigste Wind, doch etwas schwach, blies in die Segel; in Kurzem fuhren wir mitten im adriatischen Archipel. Links fuhren wir an den Inseln Sansego, dem niedern Selve mit seinem hübschen Kirchdorfe und einer Windmühle, rechts an Premuda und den Klippen i Cariboni vorbei, über die erstern Inseln ragte der

*) Name des Schiffes.

Digitized by Google

hohe Velebich, den man bis Zara nicht mehr aus dem Gesichte verliert. Hinter Selve kam das niedere Uglio um die weißen Ufer des flachen Pagos und Pontedurag hervor; rechts ist der kahle Inselberg Zapuntello (auch Isola Melata genannt), hinter diesem sieht man die Gebirge von Isola grossa. Links tritt jetzt das Festland Dalmatiens hervor, der Velebich verläßt hier die Küste, mit der er eine oder mehrere Stunden bisher ununterbrochen parallel verlief, und zieht sich landeinwärts; eine niedere Steinfläche, mit Oliven und Wein bepflanzt, bildet von nun an das Ufer, und mit dem Fernrohre erkannten wir bereits Zara, Dalmatiens Hauptstadt. Rechts ist die Insel Uglian mit einem ziemlich hohen Gebirgszuge, mit frischen Olivenwäldern, hinter denen weiße Häuschen hervorschimmern; ein verfallenes Schloß steht auf der Kuppe eines Berges, gerade gegenüber liegt Zara. Vor Uglian sind die drei niedern seche le tre sorelle. Die Isola grossa schaut über manche Punkte Uglian's hinweg, dessen Städtchen gleichen Namens recht artig ist. Wir fuhren jetzt im Kanal di Zara, der ungefähr eine Stunde breit ist; unsre Pässe lauteten nicht nach Zara, und für jetzt lag es auch nicht in unserm Zwecke, hier einzulaufen. Der Windj legte sich und bei voller Bonazza (Windstille) warfen wir Zara gegenüber die Anker.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gründung eines neuen Staates in Nordamerika.

(Fortsetzung.)

Unter diesen ersten Ansiedlern, von denen die Einen bestimmt sind, großes Glück zu machen, die Andern stets umherirrende Landfahrer zu bleiben, besteht gar keine Regierungsform; alle Streitigkeiten werden freundschaftlich durch Faustschläge ausgeglichen. Der Boden oder die Wohnungen haben in ihren Augen nur einen untergeordneten Werth, und der Begriff von Eigenthum ist nur auf ihre Heerden beschränkt; jedes Stück derselben ist mit einem Zeichen versehen; und Cow-stealing (Kuhdiebstahl) gilt in ihrer Moral als das größte Verbrechen. Die Squatters vermehren sich auf eine Weise, die einen Malthus und seine Freunde mit Entsetzen erfüllen könnte, und ihre Religion beschränkt sich auf die Feier des Sonntags und auf den Besuch der Predigt eines besessenen Methodisten, wenn sich ein solcher in diese entlegenen und armen Gegenden verirrt. Um die „Cabins" her liegen unregelmäßige Feldstrecken; die Bäume stehen noch auf ihren Wurzeln, sind aber abgestorben; große Stöße geschlagenen Holzes umgeben die Hütte wie mit Mauern. Zahlreiche gutgebahnte Fußpfade, auf denen man sich mittelst der in den Bäumen eingehauenen Zeichen zurechtfindet, führen von einer Cabin zur andern, und einige Fahrwege schlängeln sich für ihre Wagen durch den Forst, unter dem Schatten tausendjähriger Urwaldungen, hin.

Inzwischen richten unternehmende Bürger von benachbarten Staaten ihren Blick auf dergleichen Ansiedlungen. Einige machen sich auf den Weg, um sie näher in Augenschein zu nehmen; die Sache wird auf dem Kongresse zur Sprache gebracht; die Regierung schlägt vor, einen in diesen und jenen Gränzen beschlossenen Flächenraum in ein „Territory" umzuwandeln. Eine Bill setzt die Territorialregierung fest, die 1) aus einem Gouverneur besteht, den der Präsident der Vereinigten Staaten auf eine bestimmte Zahl von Jahren ernennt; 2) aus einem gesetzgebenden Rathe; 3) aus einem Richter für jeden Bezirk; 4) aus einem Abgeordneten, der alle zwei Jahre von dem Volke gewählt wird, um es auf dem Kongresse zu vertreten; wo er jedoch noch keine Stimme hat. So ist der neue Staat auf seiner ersten Stufe beschaffen. Die zweite ersteigt er bald darauf, wenn er zum Landbezirk (Land-district) erhoben wird. Alles herrenlose Land wird als den Vereinigten Staaten angehörig betrachtet. Es handelt sich nun darum, es zu verkaufen.

Zu Washington besteht ein Departement für das Staatsgrundeigenthum oder die öffentlichen Ländereien, das sich mit den verschiedenen Distrikten, unter die das neue Land vertheilt ist, zu benehmen hat. Handelt es sich nun darum, einen neuen Distrikt zu schaffen; so zeichnet man demselben seine äußern Grenzmarken vor, und bestimmt einen Mittelpunkt, wo eine Stadt, wahrscheinlich die künftige Hauptstadt des Staates, angelegt werden soll. Es wird ein Oberfeldmesser (Surveyor general) ernannt, der sich mit Weib und Kind und Gehülfen dahin begibt; und von diesem Punkte aus beginnen nun die Feldmesser mit Hülfe der Boussole die Basis und den Meridian zu ziehen, indem sie in gerader Linie von Norden nach Süden und von Osten nach Westen, durch Wald, Sumpf, Flüsse u. s. w. gehen und alle sechs Meilen einen Pfahl errichten. Von diesen Pfählen werden wieder andere Linien, parallel mit der Basis und dem Meridian, gezogen, wodurch das Land in Vierecke von sechs Meilen zerschnitten wird. Jedes dieser Vierecke erhält den Namen Stadtgebiet (Township), und eine Zahl nach der Stelle, die es einnimmt. Jedes solche „Township" wird sodann durch Linien, die an den Bäumen hingezogen werden, in Vierecke von einer Meile abgetheilt, und diese zweiten Abtheilungen heißen „Sections," enthalten 640 Morgen Landes und sind durch imaginäre Linien in Achttheile, jeder von achtzig Morgen, zerschnitten. Diese Sektionen und Achttheile sind in jedem Township numerirt, und diese Numern auf den Pfählen, die sich an den Winkeln befinden, angezeigt, so daß, wenn man mitten in einem Forste auf eine Linie stößt, und diese bis zum Winkel (Corner) verfolgt, man leicht sich zurecht findet, und weiß, wo man ist. In jedem Township wird die sechzehnte Numer für die Unterhaltung des öffentlichen Unterrichts aufbewahrt und kann nicht verkauft werden. Während dieser geodesischen Arbeiten, wobei eine Menge Leute Beschäftigung findet, organisirt sich die Regierung; der Gouverneur, die Richter kommen und in ihrem Gefolge auch die Advokaten. Der gesetzgebende Körper versammelt sich mitten in einem Forst und hält mit großer Würde seine Sitzungen in einem Blockhause. Welche Gesetze lassen sich für eine Gesellschaft entwerfen, wird man fragen, die eigentlich noch gar nicht besteht, und von der nur erst Andeutungen vorhanden sind? Der legislative Körper beschäftigt sich demnächst mit der Bestimmung der Orte, wo die Hauptstadt und andere Städte angelegt werden sollen; mit der Vertheilung des Landes in Grafschaften, mit der Bestellung de Friedensrichter und höheren Gerichtshöfe, mit dem Entwurf bürgerlicher und peinlicher Gesetze; denn obgleich diese Versammlung unter Vormundschaft des Kongresses steht, so ist sie doch bereits souverän; endlich liegt es im Geschäftskreise dieses Waldsenates,

Digitized by Google

Petitionen über alle Gegenstände, die er angemessen findet, an den Kongreß zu richten.

Eine solche erste Sitzung der Territorialregierung theilt dem Gebiete großes Leben mit; festeren Bestand gewinnt das Ganze aber erst durch den Verkauf der öffentlichen Ländereien. Sobald der Präsident es für angemessen erachtet, läßt er bekannt machen, daß zu bestimmter Zeit und an bezeichnetem Orte so und so viel öffentliches Grundeigenthum verkauft werden wird. Hiezu ernennt er einen „Register" und einen „Receiver." Eine Menge Fremder strömt herbei; die Einen suchen Grundstücke, um sich so bald als möglich ansässig zu machen; die Andern für einen Sohn oder Eidam; Andere wieder sind Spekulanten, die bloß auf Wiederverkauf kaufen. Alle breiten sich über das Land aus, mit der Boussole in der Hand, untersuchen den Boden, zeichnen sich Bemerkungen auf, beobachten ein tiefes Stillschweigen und suchen einander, so gut es geht, auszuweichen. Vielleicht hat Einer oder der Andere von einem Feldmesser das angebliche Geheimniß, wo sich besonders trefflicher und noch unbekannter Boden befinden soll, erkauft. Kleine Handzeichnungen von Planen mit geheimnißvollen Zahlen werden vorsichtig verborgen gehalten, und nur im größten Vertrauen mitgetheilt. Man sucht sich gegenseitig über die Beschaffenheit der Ländereien, ihre Bodengüte und den wahrscheinlichen Preis auszuholen; alle erdenklichen Ränke und die unverschämteste Gaunerei entfalten sich in ihrem vollsten Glanze.

Die in ihrer Entstehung begriffene Hauptstadt hat indeß seit der ersten Sitzung des Gemeinderathes bereits eine deutliche Gestaltung gewonnen. Ein Bauplan derselben ist entworfen, die Straßen sind ausgesteckt und gesäubert, die Baustellen auf Kredit verkauft worden; man hat sogar ein „Kapitol" dekretirt. Eine große Volksmenge wird zu den Verkäufen, bei den Gerichtshöfen und den Versammlungen des legislativen Körpers erwartet; Wirthshäuser erheben sich bereits, die den größten Theil des Jahres über verlassen stehen, aber bei solchen feierlichen Gelegenheiten nicht Raum genug für ihre Gäste haben. Der Tisch ist für dreißig Personen gedeckt, zwei oder drei große Kammern, die man gern für Kornspeicher gelten lassen möchte, gönnen in zwölf Bettstellen noch einmal so vielen Gästen die Nachtruhe. Wer in keiner dieser Lagerstätten Unterkunft finden kann, begnügt sich in eine Decke gewickelt, mit dem Fußboden. Es gibt weder am Tische noch im Bette vorbehaltene Plätze; Jeder zahlt seinen Dollar und hat das Recht zu essen und zu schlafen, wo es ihm beliebt, vorausgesetzt, daß er nicht einen Andern in schon früher erlangten Rechten kränkt. Es ist angenommene Sitte, daß jedes Bett zwei Individuen beherbergt, und Niemand macht sich der Lächerlichkeit schuldig, darnach umzusehen, wer sein Schlafgeselle ist. Man kümmert sich darum so wenig, als um seinen Nachbar in einem Schauspielhause.

Endlich kommt der große Tag heran; die Menge der Geschäfte und der Neugierigen hat sich vermehrt. Der Spekulant und der Agioteur sind auf den Beinen und in Berathung. Der Pächter, der sich eigenen Grund kaufen will, ist mit sich Eins und ruhig; er hat die nöthige Einsicht genommen, und sich seinen Preis gestellt. Die Stunde der Versteigerung naht. Der arme Squatter eilt nach der Stadt. Das ganze Jahr über hat er gearbeitet, um das Stück Land zu kaufen, auf dem seine Hütte steht. Wie oft wird es ihm durch habsüchtige Spekulanten entrissen, wenn seine Ersparniß um einen oder zwei Dollars nicht zureicht! Die Angst malt sich auf seinem ehrlichen und wilden Gesichte. Ein Agioteur macht sich an ihn, beklagt ihn, und verspricht für drei Dollars nicht zu steigern. Der arme Teufel gibt sie ihm, ohne daran zu denken, daß der Gauner nicht so viel hat, um ihn hinaufzutreiben. Dieß nennt man „Hush money" (Schweigelpfennige, Schweiggeld). Der Ausrufer bringt die Achtel nach einander zur Versteigerung; die Preise wechseln, das Aufgebot ist aber stets 1 Dollar und 25 Cents für den Morgen; zu niedrigeren Preisen verkauft die Union nie. Ein altes Indianerdorf, ein Ort, wo sich eine Mühle anlegen läßt, die Rodung eines Squatters, die vortheilhafte Lage an einer künftigen Straße oder an einem Flusse, die Aussicht, daß hier oder dort eine Stadt oder ein Stapelplatz errichtet werden wird; dienen den Preis um das Zehnfache und noch mehr zu erhöhen. Da übrigens alle Verkäufe nach der wirklichen oder nur imaginären Linie geschehen, so trifft es sich nicht selten, daß der Platz, wo die Wohnung eines Squatters steht, in zwei Theile geschnitten wird. Der Verkauf und das damit verbundene Leben und Weben dauert so lange, bis alle in der öffentlichen Bekanntmachung angekündigten Ländereien losgeschlagen sind. Der Spekulant, mit dem Kaufbrief in der Tasche, kehrt nun nach Hause zurück, und erwartet die Einwanderer. Der Pflanzer eilt fort, seine Neger und seine Familie zu holen. Der arme Squatter wandert mit schwerem Herzen heim, daß er seine Hoffnungen nicht zur Erfüllung bringen konnte und nun abermals aufbrechen muß, um eine neue Stätte zu suchen; zuweilen verdingt er sich auch an den Pflanzer, der seine Hütte und seine Rodung gekauft hat. Uebrigens ist noch zu bemerken, daß es im Vortheile des Pflanzers liegt, den Squatter so lange auf dem Gute sitzen zu lassen, bis er es selbst beziehen will, weil durch das längere Verweilen von jenem der Werth der Besitzung verdoppelt wird.

(Schluß folgt.)

Ein Orkan in Nordamerika.

Mehrere Gegenden von Nordamerika haben zu verschiedenen Zeiten bedeutenden Schaden durch Orkane erlitten, von denen einige fast das ganze Gebiet der Vereinigten Staaten durchzogen und ihre Spur mit so schrecklichen Verwüstungen bezeichneten, daß man sie nicht leicht vergessen wird. Der Naturforscher Audubon, der auf einer seiner Reisen von einem solchen Sturme überfallen wurde, gibt von dieser furchtbar erhabenen Naturerscheinung folgende Beschreibung:

„Auf meiner Rückreise von Henderson am Ohio hatte ich eben das an den Ufern des schönen Stromes gelegene Dorf Shawaney verlassen; die Witterung war schön und, wie mir schien, nicht wärmer als gewöhnlich zu dieser Jahreszeit. Mein Pferd ging seinen gemächlichen Schritt, und ich hatte mich ganz in Handelsspekulationen vertieft. Ich hatte Highland Creek durchwatet und befand mich eben nicht weit vom Eingange eines kleinen, zwischen Highland Creek und Canoe Creek gelegenen Thales, als ich plötzlich eine große Veränderung am Horizonte gewahrte. Dunkle Schatten hatten sich über die Gegend verbreitet, und ich fürchtete ein Erdbeben; doch schien mein Pferd nicht geneigt anzuhalten und sich auf ein solches Ereigniß vorbereiten zu wollen. Kaum hatte ich den Eingang des Thales erreicht, so stieg ich bei einem Bache ab, um meinen Durst zu löschen; ich kniete nieder, um meinen Mund an die Oberfläche des Wassers zu bringen, als ich auf Einmal ein fernes Murren von ganz eigener Art hörte. Ich trank indeß, und als ich wieder aufstand und nach Südwesten hinblickte, sah ich einen gelblichen eirunden Fleck am Himmel; eine

Digitized by Google

mir ganz neue Erscheinung, über die ich nicht Zeit hatte nachzudenken, denn im nächsten Augenblicke schon rauschte ein heftiger Wind durch die hohen Bäume, der plötzlich so gewaltig wurde, daß er die schwächeren Aeste und Zweige gegen den Boden schleuderte. Kaum zwei Minuten später war der ganze Wald vor mir in fürchterlicher Bewegung; hier und da wurde ein Baum gegen den andern gepreßt; wodurch ein krachendes Getöse entstand, dem ähnlich, das die heftigen Windstöße hervorbringen, die zuweilen durch das Land fegen. Da ich mich instinktmäßig nach der Seite wendete, von welcher der Wind blies, sah ich zu meinem größten Erstaunen, daß die stärksten Bäume des Waldes eine Zeit lang ihre hohen Gipfel neigten, bald aber, unvermögend dem Sturme länger zu widerstehen, zersplittert wurden. Zuerst fielen die Zweige unter krachendem Getöse, dann die oberen Theile des Stammes, und an vielen Stellen wurden sogar ganze riesenhafte Bäume aus den Wurzeln gerissen. Der Orkan selbst brach so schnell herein, daß er bereits auf der mir gegenüberliegenden Seite wüthete, ehe ich noch Zeit gefunden hatte, an meine Sicherheit zu denken. Nie werde ich des Anblicks vergessen, den ich in jenem Augenblick hatte: die Wipfel der Bäume bewegten sich in dem wirbelähnlichen Laufe des Sturms, der solche Massen von Blättern und Zweigen mit sich fortführte, daß die Luft davon verfinstert wurde, auf das Heftigste hin und her; mehrere der größten Bäume beugten sich unter dem gewaltigen Sturme, andere brachen plötzlich ab, und viele stürzten nach augenblicklichem Widerstande entwurzelt zu Boden. Eine Masse von Aesten, Zweigen, Blättern und Staub wirbelte wie eine Wolke von Federn durch die Luft, und ließ, wenn sie vorüber übergezogen war, einen weiten, mit zerbrochenen Bäumen und kahlen Strünpfen bedeckten Raum zurück, der die Spur des Orkans bezeichnete. Dieser Raum hatte eine Breite von ungefähr einer Viertelmeile, und kam mir wie das ausgetrocknete Bett des Mississipi vor, mit seinen Tausenden von Bewohnern und Pflanzen, die in verschiedenen Gruppirungen auf dem Sande zerstreut liegen. Das furchtbare Getöse des Sturms glich dem Donner des großen Niagara-Falls und erfüllte mich mit einem Entsetzen, das zu beschreiben unmöglich ist.

Die größte Wuth des Sturms war jetzt vorüber, obgleich noch immer Millionen kleine Aeste und Zweige aus weiter Ferne her durch die Luft wirbelten, als würden sie von geheimer Zauberkraft nachgezogen. Sogar nach Verlauf einiger Stunden trieben sie sich noch immer in der Luft umher, und schienen von den Staubwolken getragen zu werden, die hoch vom Boden empor wirbelten. Der Himmel hatte jetzt eine grünlich blaue Farbe, und ein höchst widerlicher Schwefelgeruch war durch die ganze Atmosphäre verbreitet. Da ich keinen Schaden genommen hatte, so wartete ich in Staunen versunken, bis die Natur zu ihrer gewohnten Ordnung zurückgekehrt war, und überlegte dann einige Augenblicke, ob ich nach Morgantown zurückkehren, oder versuchen sollte, meinen Weg durch die Verwüstungen fortzusetzen, die der Sturm hinterlassen hatte. Da indeß meine Geschäfte dringender Art waren, so entschloß ich mich zum Letzteren, und nach unendlicher Schwierigkeit war ich so glücklich, mich durch den mühsamen Pfad hindurch zu winden. Ich sah mich genöthigt mein Pferd am Zügel über die gestürzten Bäume hinzuführen, während ich, so gut es gehen wollte, bald über dieselben wegkletterte, bald unter ihnen durchkroch, wobei ich mich häufig von zertrümmerten Wipfeln und verworrenen Zweigen so aufgehalten sah, daß ich glaubte verzweifeln zu müssen. Als ich zu Hause ankam und erzählte, was mir begegnet war, hörte ich zu meinem Befremden, daß man nur einen unbedeutenden Wind gespürt habe, und deßhalb sehr erstaunt gewesen sey. Aeste und Zweige in Straßen und Gärten niederfallen zu sehen. Später hörte man erstaunliche Dinge von den zerstörenden Wirkungen dieses Sturmes erzählen. Mehrere hölzerne Häuser waren umgestürzt worden, und ihre Bewohner ums Leben gekommen; ein Mann war, wie mir versichert wurde, von der Gewalt des Sturmes auf eine Strecke von mehreren Meilen fortgeführt worden; ein anderer wollte eine Kuh in dem Spalte eines großen, halb zerbrochenen Baumes gefunden haben. Ohne die Wahrheit dieser Angaben zu untersuchen, beschränke ich mich nur auf Das, was ich von den traurigen Wirkungen dieses Sturmes selbst gesehen habe. Jenes Thal ist eine Wüste, mit Brombeer- und Dornensträuchern überdeckt, die zwischen den Wipfeln und Stämmen der gefallenen Bäume emporwuchern und ein Schlupfwinkel für Raubthiere, wohin sie sich flüchten, wenn sie verfolgt werden, oder ihren Raub aus den Maiereien der Umgegend bergen. Ich habe den Weg, den der Sturm nahm, auf eine Strecke von hundert Meilen von der Stelle aus, wo ich Zeuge seiner Wuth war, und dann noch vierhundert Meilen weiter aufwärts in den Staat von Ohio verfolgt. Kürzlich erst bemerkte ich Spuren seiner Verwüstungen auf den Gipfeln der mit den großen Fichtenwaldungen von Pensylvanien zusammenhängenden Gebirge, dreihundert Meilen von der erwähnten Stelle; auf allen diesen verschiedenen Punkten überzeugte ich mich, daß der Weg, der seine Spuren trug, nirgend über eine Viertelmeile breit war."

Vermischte Nachrichten.

Der auf der Gabarre „Emulation" von der argentinischen Republik nach Frankreich gesendete Churruas-Indianer heißt Ramon Matrojo, und ist ein Mann von mittlerer Größe, einer verhältnißmäßig stärkern Dicke und einem Gliederbau, der von Kraft strotzt. Seine Farbe ist ein lichtes Kastanienbraun, seine Haare sind schwarz, straff und fettig; er hat kleine Füße und sehr schöne Hände; der Kopf ist dick, und das Gesicht sieht wie aufgetrieben aus, was von den weit vorragenden Backenknochen herkommt; seine Nase ist stumpf und klein, so daß sie, wenn man von einem Backenbein zum andern eine Linie zöge, sie nicht darüber hinausragen würde. Die Augen dieses Wilden sind klein und von großen Augenbrauen beschattet. Sein Blick verräth eine außerordentliche Schärfe. Er hat weder Bart noch andere Haare an einem Theile des Leibes. Ramon, der fünf Weiber hatte, als er von den Truppen der Republik Montevideo zum Gefangenen gemacht wurde, spricht und versteht ein wenig das Spanische. Da man ihm nicht gestattete seine Weiber mit einzuschiffen, so brachte er die ersten Tage in stumpfer Regungslosigkeit zu; wenn man ihn anredete, weinte er manchmal und nannte sich klagend arm. Nach und nach wurde er vertraulicher, und endlich zeigte sich auch ein Lächeln auf seinem Gesichte. Ohne Widerrede vertauschte er die elenden Lumpen eines Poncho, das ihm zur Bedeckung diente, gegen andere Kleider; nur an die Schuhe sich zu gewöhnen, wurde ihm schwer, und das Schiffsvolk machte sich bei seinem Gange nicht wenig über ihn lustig, was er jedoch nicht übel nahm. Ramon nahm mit den Lebensmitteln des Schiffes vorlieb, wiewohl ihm manchmal doch wieder ein altes Gelüste nach Menschenfleisch anwandelte; einem frisch aussehenden Schiffsjungen sagte er eines Tages ganz im Ernste, er müßte einen guten Bissen abgeben; und er gestand mehreren Personen auf dem Schiffe, daß er zehn Weiße getödtet und gefressen habe. Der Gedanke an seine Ankunft in Frankreich machte ihm Freude, da man ihm dort Weiber und Pferde die Menge versprochen hatte; nach mehr verlangte er nicht. Ramon Matrojo sagte, daß er 29 Sommer zähle, was er an den Fingern herrechnete.

•

Der Handel von Guatimala belief sich im Jahre 1825, Einfuhr und Ausfuhr zusammen genommen, auf 16,520.000 Dollars (88,575.000 Fr.). Unter der Ausfuhr befindet sich Indigo für 2.000,000 Dollars, Leder für 50,000. Diese für ungefähr 2,500.000, Balsame für 195,000, Kochenille für 50,000. Diese Ausfuhren wurden durch eingeführte Handelsartikel aufgewogen. Außerdem bestand aber die Ausfuhr auch noch in Gold und Silber für 1,000.000 Dollars, Sarsaparill 22,000, Schmetterlinge 10,000, Kaffee, 5000, Baumwolle 500,000, Kakao 1,500,000, Tabak 100,000, Zucker 50,000, Pfeffer 10,000, Getreide 100,000, Arzneikräuter 35,000, Pech 5000, Thiere 20,000, Eisen 10,000, Blei 10,000.

•

Die Theetrinker mögen es sich gesagt seyn lassen, daß der grüne Thee in beträchtlicher Quantität reine Galläpfelsäure enthält, wovon man sich gleich überzeugen kann, wenn man einem Aufgusse von Theeblättern einige Tropfen aufgelöbten grünen Vitriol zugießt, worauf sich sogleich die Flüssigkeit in eine schwarze Dinte verwandeln wird. Diese Säure ist zusammenziehend, und wer häufig Thee trinkt, setzt sich allen schlimmen Folgen aus, die eine hartnäckige Verstopfung begleiten. Doch läßt sich den Theetrinkern auch wieder zum Troste sagen, daß einige Körner kohlensaurer Soda dem Thee beigemischt seine nachtheilige Wirkung heben. Die große Quantität der Säure, die im Thee enthalten ist, läßt sich auch dann bemerken, wenn man die kohlensaure Soda beimischt, wo ein starkes Aufbrausen statt findet.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 163. 11 Junius 1832.

Ausflüge in Illyrien und Dalmatien.
2. Seefahrt nach Cattaro.
(Fortsetzung.)

Hinter den hohen Mauern, die die Seeseite Zaras schützen, ragen nur die Zinnen des Doms und einige niedere Kirchthürme deutlich hervor. Zara, eine Kolonie Venedigs, hat dieselben engen Gassen und hohen Häuser; der geflügelte Löwe bezeugt an vielen Plätzen Venedigs ehemalige Herrschaft, und statt der Piazza di San Marco promenirt man auf der Piazza di Signori. Wichtig ist Zara als Stapelplatz türkischer Landesprodukte, wichtig sind seine trefflichen Likörfabriken, unter denen die von Drioli die bedeutendste ist. Der Maraschino ist selbst in unsern Gegenden bekannt, und obgleich summarisch alle feinen dalmatinischen Liköre Maraschino genannt werden, so wird der ächte Maraschino doch nur aus den Früchten der Mahalebpflaume (Prunus mahaleb), die um Alt-Zara in Wäldchen kultivirt wird, gewonnen.

Ruhig verstrich die dritte Nacht, wir fuhren durch den Canal di Pasman, die gleichnamige Insel zur Rechten, links das Dorf Alt-Zara. Der Kanal ist nur 3 — 5 Faden tief, und so hell, daß man die Holothurien, Tange und Fische bis auf den Grund gewahrt. Es war Sonntag, vom Lande tönten die Glocken, und im Kanal war eine Menge Kähne mit dem Fang der Dintenfische beschäftigt. An einer sehr langen, schlanken Stange war eine fünfzähnige mit Widerhaken versehene Gabel befestigt; der Harpunier stand im Vordertheil des Kahns, hielt die schwankende Stange in die Höhe, und so oft er im hellen Kanal eine Sepie mit gewandtem Auge erblickte, traf er sie so sicher mit der hinabgelassenen Stange, daß er fast stets mit glücklichem Erfolg seine Beute heraufbrachte. Ein zweiter Mann im Kahn ruderte, und manche hatten einen hübschen Vorrath zusammengebracht. Ein Fischerkahn näherte sich unserm Schiffe; die Schiffer waren Morlachen, ihre rothen schwarzgestickten griechischen Mützchen, die eng anliegenden nach ungarischer Art mit Schnüren besetzten Hosen, die blaue Weste, das sonnenverbrannte Gesicht, und der rauhe Schnauzbart gaben ihnen ein kriegerisches Ansehen; sie leiden so sehr Mangel an Lebensmitteln, daß sie von den vorüberseglenden Schiffen alten Zwieback für Fische einzutauschen pflegen, da die Felsen ihrer Inseln wohl Wein und Oel, aber kein, oder nur wenig Getreide hervorbringen. Die trefflichsten Aale kauften wir pfundweise um einige Kreuzer; der Blutbarsch (Serranus cabrilla), die vielfarbigen Seepfauen und Ritter (Lubrus julis und eques) machten jetzt unsre Küche aus, und wir stießen bei Zara vecchia mit dem Boot ans Land, um uns frisches Wasser und guten Wein zu holen.

In Alt-Zara angelangt, hatte kaum der Kapitän mich als „Signor Dottore" angesprochen, als mich eine Menge Leidender umringte, wobei jeder den andern mit seiner Krankengeschichte und der Aufzählung seiner verschiedenen Weh's zu überschreien suchte. Augenentzündungen, besonders chronische Konjunctivitis, sind an der ganzen Küste sehr häufig. Der beständige Genuß von Knoblauch, der slavischen Nationalspeise, von gesalzenen Fischen, starkem rothem Wein, besonders aber der Umstand, daß der Rauch in den schlechten Wohnungen sich zu Thüre und Fenster hinaus, nachdem er lange vergeblich einen Schornstein suchte, begeben muß, und daß die Seeluft stets mit Salztheilchen geschwängert ist, mag hievon der vorzügliche Grund seyn. Mit Noth entkam ich den ungestümen Patienten, und schnell hatten wir unsern Prognostico erreicht, der langsam den Kanal hinabglettete.

Rechts vorbei schifften wir weiter an Vergada, einer bergigen, nicht sehr großen Insel mit ihrem am Berge gelagerten Dörfchen, das oben ein Kirchlein ziert, links an Morter. Später kommt rechts abermals die lange kahle Isola grossa hervor, dann i Capri und Coronata. Weiter rechts, doch tief im Ozean, sieht man S. Andrea in pelago, später das hohe, felsige Lissa.

Links kam wieder das Festland Dalmatiens, dann Isola Solta zum Vorschein, der gegenüber abermals die Nacht hereinbrach. Der Morgen führte uns links an Lesina vorbei, hinter der ein hoher, gleichfalls wie der Velebith mit der Küste parallel laufender kahler, theilweise mit Schnee bedeckter Gebirgszug des Festlandes hervorragte. Diese Insel ist sehr lang, gebirgig, ziemlich mit Buschwerk bewachsen, und hat ihre höhern Berge gegen Osten. Bei wenigem Winde erreichten wir erst Abends die große Insel Curzola, die zu unserer Rechten blieb, indem wir uns immer mehr ihrem waldbedeckten Gestade näherten, da in unserm Rücken schwarze Wetterwolken aufzusteigen begannen. Ein unbeschreiblicher Wohlgeruch drang bis zum Verdeck. Die aromatischen Kräuter der Insel strömten ihn aus, und unsre Matrosen, die mit dem Boote Holz fällten, brachten Stücke von Rosmarinstämmen, orientalischen Wachholdern, balsamischen Cistussträuchern und Cypressen mit, die in Brand gesetzt, unserer Küche dienten, und das ganze Schiff

Digitized by Google

mit Duftgewölken erfüllten. Die Sonne sank hinter Curzola unter. In lichtem Feuer standen die Gesträuche auf dem Bergrücken, die schweren Wolken eöthete hoher Purpur, der nur langsam beim Dunkel des Abends verschwand. Die Anker waren geworfen, die Segel zusammengerollt, der Seewind erhob sich, und schaukelte das Schiff. Am felsigen Ufer brachen sich laut die Wogen, die immer mächtiger an den Peognostico schlugen. Längst war die Abendröthe hinter den Wetterwolken verschwunden, der Wind heulte durch das Segelwerk, und die Nacht erhellten zuckende Blitze, die uns den weißen Schaum der brechenden Wogen, und die nahen weißen Klippenellande zeigten. Zum Glück lagen wir ziemlich gedeckt gegen den Wind, und die eigentliche Macht des Wetters entlud sich weit hinter uns, so daß wir weiter nichts als den erhabenen Anblick und einen starken Gewitterregen hatten, der mich in die Kajüte trieb.

„Vento contrario!“ rief mir der Kapitän, als ich früh Morgens aufs Verdeck kam, verdrießlich zu; ein trüber Regentag hatte sich eingestellt, leichte Nebelwolken lagerten und schlichen an den Bergrücken, die Mannschaft mußte ins Boot steigen, und langsam das Schiff bugsiren. Das hohe, kahle Vorgebirg der Halbinsel Sabioncello der Monte Cumeno trat links aus den Wolken, und erst gegen Mittag sahen wir das Städtchen Curzola. Die ganze Insel ist mit hohem Gestrüppe bewachsen, die finstern Waldungen aber, von denen sie früher Corcyra nigra oder Meläna hieß, sind längst verschwunden. Curzola liegt amphitheatralisch von hohen Mauern umgeben, die in kleinen Zwischenräumen durch Thürme gedeckt sind, die Gäßchen sind eng und unreinlich. Oberhalb der Stadt steht ein sehr starker niederer, konischer Thurm mit zwei Reihen Schießscharten, San Biaggio genannt, den die Engländer zur Zeit ihrer Herrschaft über die Insel, zum Schutze des Kanals bis an die Ufer Sabioncellos, erbauten. Die Gestade Sabioncellos sind mit einzelnen Landhäusern und Dörfchen besetzt, man sieht Getreidefelder, Gärtchen und Weinberge, die sich an den Fuß des sehr hohen Bergrückens lagern, aus dem die ganze Halbinsel besteht. Der Rücken selbst ist kahl, und nur selten sieht man ein spärlich dünnes Cypressenwäldchen.

Noch immer hatte sich der Wind nicht gehoben, und aller Anstrengungen ungeachtet, gelang es uns innerhalb sechs Stunden nicht weiter als bis zu dem Gestade der eine halbe Stunde von Curzola entfernten Isola dei Frati zu kommen. Eine Menge Kreuze umgeben die felsigen Ufer des kleinen Eilandes, das seinen Namen von den Frati neri, Dominikanermönchen, trägt, die hier ein Kloster haben. Das Schiff lag in der ruhigen Bucht vor Anker, wir waren auf dem Boote ans Land gestiegen, um in vollen Zügen die Wohlgerüche des duftigen Eilandes zu schlürfen. Die Insel erhebt sich als Zirkelabschnitt aus dem Meere, und ist durchgängig mit hohem Gestrüppe bewachsen. Um eine Uebersicht der Gegend zu gewinnen, versuchte ich die ganz unbedeutende Höhe zu ersteigen. Das Gestrüppe, anfangs unter mannshoch, bestand aus dem phönicischen und rothbeerigen Wachholder, Tamarinden, Rosmarin, Sumach, gelb- und rothblühenden Cistusrosen, der Zitronen-Aloysia, Satarei und andern Gewürzkräutern. Mühsam bahnte ich mir einen Weg, nicht wenig zerrissen von den Dornen des spartium spirosum, die stachlichten Strauchwerke und hohen Kalkblöcke. Das Gesträuche, das je weiter gegen oben, desto höher wurde, und mich bald überragte und mit Schlingpflanzen durchzogen, fast undurchdringbar wurde, bewogen mich jedoch unverrichteter Sache zurückzukehren. Das Kloster bietet keine besondere Merkwürdigkeit; aus dem Klostergarten dufteten mir die blühenden Orangen entgegen. Einige gelbbraune Votokudenphysiognomien in zerlumpten schwarzen Kutten und pechschwarzen struppigen Haaren standen vor der Klostergartenthüre; an andern Orten hätte ich sie für Räuber oder Zigeuner gehalten!

(Fortsetzung folgt.)

Die Gründung eines neuen Staates in Nordamerika.

(Schluß.)

Die Bewohner der Stadt, vorzüglich die Gastwirthe, haben viel Geld. Statt ihrer „Log-Houses,“ Häuser aus ungezimmerten Baumstämmen, erheben sich mitten im Walde, dem man die Ehre erweist, eine Stadt zu nennen, wie durch einen Zauberschlag niedliche Wohnungen aus behauenem Holze, die mit allen möglichen Farben angestrichen werden. Die Bäume stürzen von allen Seiten, und abgebrannte Strünke zeigen den Straßenlauf und die öffentlichen Plätze an. Die Wichtigkeit des Ortes gewinnt bald darauf noch durch Errichtung einer Post-Office oder Briefpost (eine andere gibt es nicht) und durch den Aufenthalt des Postdirektors, eines Mannes von Gewicht; denn in dem Zustande, worin sich die junge Stadt noch befindet, ist der Zuwachs einer Familie oder auch nur eines einzelnen Menschen nicht gleichgültig. Nun gibt es auch Zeitungen vollauf; außer einem Journale von Washington, oder einer andern atlantischen Stadt, erhält Jeder auch das Blatt seines Städtchens oder Dorfes, von dem er ausgewandert ist — denn jedes hat ein solches. Die Revues und Magazines, die literarischen Journale und Neuigkeiten jeder Art werden zu billigen Preisen von Neu-York, Philadelphia und aus England bezogen, und langen einen oder zwei Monate nach ihrem Erscheinen an. Es ist kaum zu zweifeln, daß Walter Scotts letzter Roman in den amerikanischen Wildnissen eher gelesen wurde, als er nach Petersburg kam. Nun wollen wir auch sehen, ob die Fortschritte der Kultur auf dem Lande gleichen Schritt mit denen in der Stadt halten.

Der Pflanzer ist nach Hause zurückgekehrt, hat seine Ländereien und sein Haus verkauft, die Zahl seiner Neger vermehrt, und ist mit Allem, was er besitzt, Hausgeräthe und Lebensmittel auf Wagen gepackt, seine Neger zu Fuße, er selbst und seine Familie zu Wagen oder zu Pferde, aufgebrochen. Die Karawane schlägt alle Abende ihr Lager, durchzieht Wüsteneien, bahnt sich Wege, schlägt Brücken, und kommt endlich auf dem neuen Besitzthume an. Das erste Geschäft besteht darin, daß man aus Baumstämmen Hütten für die Familie und die Neger baut. Diese Arbeit dauert zwei bis drei Wochen, während welcher Zeit man biwakirt. Bald ist auch ein Stück Feld umgerodet und besäet; doch die größte Schwierigkeit besteht darin, für das erste Jahr Unterhalt zu gewinnen. Mais ist selten, stets theuer und der Transport sehr kostspielig. Glücklich der Squatter, der eine gute Ernte gemacht hat und davon entbehren kann, wenn er sich in der Nähe eines solchen Pflanzers befindet.

Digitized by Google

Mit dem Erlöse aus seinen überflüssigen Vorräthen kann er sich Grundstücke kaufen, selbst Pflanzer werden, und den Grund zu einem unabhängigen Vermögen legen. Die neue Ansiedlung des Pflanzers besteht aber nicht bloß in kleinen unregelmäßig ausgerodeten Waldflecken, und kleinen, zwischen den Bäumen zerstreuten Hütten. Gleich im ersten Jahre sind fünfzig bis hundert Morgen Landes ausgerodet, mit guten Gehägen (Fences) umgeben; man erblickt ein Dorf von regelmäßig gebauten Negerhütten, und ein großes Loghouse von drei oder vier geräumigen Kammern, sammt Küche, Stallung u. s. w. So elend diese Gebäude von Außen anzusehen sind, so ganz anders wird man es in ihrem Innern finden. Unter dem Dache dieser rohen Waldhütte wird man eine so gut erzogene und gebildete Familie treffen, wie es nur eine zu Boston und Neu-York gibt. In ihren Sitten und Benehmen gewahrt man keine bäurische Ungeschliffenheit; sie hat auf einige Zeit die gebildete Welt verlassen, um hier eine neue Welt um sich her zu schaffen; sie erhält ihre Briefe und Zeitungen, und ist nicht hinter der Politik des Tages zurück. Nicht selten findet man in einer solchen Ansiedlung einen Namen, den man mit hoher Achtung in den Journalen zu lesen gewohnt war, oder auf dem Kongresse und in den gesetzgebenden Versammlungen der Staaten eine glänzende Rolle spielen sah. Es ist ein Bürger, der sich ein neues Vaterland zu gründen im Begriffe steht. Die Frauen vorzüglich, die ein solches Loos, und so viele Entbehrungen theilen, sind Engel in Güte und Geduld; ihre freundliche Gegenwart mildert das rauhe und düstere Leben in diesen abgeschiedenen Wildnissen. Uebrigens kommt ein Pflanzer nie allein mit seiner Familie; er hat Verwandte und Freunde beredet, mit ihm auszuwandern, oder wenigstens ihn zu begleiten, um die Gegend seines neuen Aufenthaltes zu sehen; die meisten derselben lassen sich dann gleichfalls bei ihm nieder. Mitten in seiner entstehenden Pflanzung, im Kreise von Freunden und alten Bekannten lebt der Ansiedler glücklich und in ungestörter Ruhe dahin; Angelegenheiten, die ihn auswärts rufen, ereignen sich selten.

Der neue Staat schreitet in seiner Entwicklung unaufhaltsam fort; das bürgerliche Leben bildet sich aus, und bald wird auch öffentliches und politisches Leben sich entfalten. In einer zweiten Skizze werden wir die Ausbildung des sozialen Keimes bis zu ihrer letzten Stufe verfolgen.

Die große Volksbewegung in England.

(Schluß.)

In Schottland sprach sich die öffentliche Meinung wo möglich in noch stärkeren Zügen aus; jede Stadt von nur einiger Bedeutung hielt ihre Meetings, von denen wir hier nur einige der merkwürdigeren erwähnen wollen. Zu Edinburg war das Volk durch 72 der hochgeachtetsten Bürger eingeladen worden, sich im Königs-Parke zu versammeln, und den Ausdruck seiner Gesinnung an den Tag zu legen. Vom frühesten Morgen an füllten sich an dem zur Versammlung anberaumten Tage die Straßen; man hörte nur von der gefährlichen Krisis sprechen, der man entgegengehe, und von Mund zu Mund lief nur Eine Rede: „Reform, Reform — wir müssen die Reform haben!“ Als der Tag vorrückte, nahm die Volksmenge in unbeschreiblicher Masse zu, bis zuletzt eine Versammlung sich eingefunden hatte, die an Zahl, Einstuß, Talent, guter Ordnung, Entschlossenheit und imponirender Haltung jede andere übertraf. Man erblickte den jungen Herzog von Bordeaux an einem Fenster des Palastes, als das Volk Holyrood vorbei nach dem Königs-Park zog, und mehrere Menschen von seiner Umgebung sah man auf dem Dache des Palastes mit größter Neugierde beobachten, was vorging. Dem Zuge der Reformer wurde eine zahllose Menge schöner Fahnen vorgetragen, während Musikbanden, einige davon maskirt, abwechselnd „Rule Britannia“ und das schottische Volkslied: „Scots wha hae wi' Wallace bled“ aufspielten. Die meisten Banner, so wie die Stangen, woran sie getragen wurden, waren alle schwarz, was einen imposanten Anblick bot. Man schätzte die Zahl der Volksmasse auf 70 bis 100.000. An einem der Hustings (bretternem Gerüste für die Redner) stand auf einem Pfahle ein ungeheurer Busch von Ginster, fünf und zwanzig Fuß im Umfange, aufgerichtet. Gegenüber war auf einem großen Gemälde die schottische Distel mit dem Hosenband darunter und den Worten: „He that toucheth me shall not go unpunished“ (Wer mich berührt, wird es nicht ungestraft thun) abgebildet. Auf den zahlreichen Bannern bemerkte man folgende verschiedene Inschriften: „Vereint, wer vermöchte uns zu brechen?“ — „Wir werden frei seyn.“ — „Kein Kompromiß.“ — Auf einer großen schwarzen Fahne mit breiten Rändern las man die Worte: „Traue nicht auf Fürsten. Unsere Zahl ist Tausend. Unsere Herzen nur Eins“ — Auf der andern Seite stand: „Reform“ und das Landeswappen mit der Umschrift: „Nemo me impune lacesset.“ Eine dreifarbige Fahne trug die Inschrift: „Einigkeit unsere Kraft.“ neben einem Bündel Stäbe, der an der Spitze des Fahnenstocks befestigt war. Eine große schwarze Fahne mit Todtenkopf und kreuzweisen Knochen hatte die Aufschrift: „Freiheit oder Tod.“ Diese, so wie die vorige, wurden vom Volke mit großem Beifall begrüßt. Auf den andern schwarzen Fahnen war zu lesen: „Schotten, seyd stark und einig.“ — „Reformbill oder keine Steuern.“ — „Grey, Brougham, Russel, Althorp und das Volk.“ — „Stark und einig, betrogen, aber nicht überwunden.“ Eine Fahne stellte den Tod dar, mit der Aufschrift: „Mitleid für den armen alten König.“ Das Volk zischte an manchen Orten, als sie vorbeigetragen wurde, an andern ließ man sie schweigend vorübergehen. Eine andere schwarze Fahne hatte zur Aufschrift: „Tekel — Könige seyd weise in der Schlacht.“ Bei der, unter Vorsitz des Sir Thomas Dick Lauder, abgehaltenen Versammlung wurden fünf Motionen vorgeschlagen und angenommen. John Archibald Murray machte den ersten Antrag, der darauf hinausging, die Versammlung möge ihr Bedauern und ihren Unwillen über das Benehmen des Oberhauses ausdrücken. Sir John Dalrymple unterstützte diese Motion. Der Sprecher der politischen Union von Edinburg stellte den Antrag, daß der Abscheu gegen das Boroughsystem ausgesprochen werden sollte, was einstimmig angenommen wurde. Eine dritte Motion verlangte eine Eingabe an das Unterhaus mit der Aufforderung keine Steuern zu bewilligen, bis die Reformbill gesetzliche Kraft erlangt habe. Der vierte Antrag schlug vor, die Versammlung solle ihr Vertrauen auf den Earl Grey zu erkennen geben. Endlich wurde noch beschlossen, daß der Mann, den Edinburg zu seinem Vertreter wünsche, Francis Jeffrey, mit der Abfassung der Petition an das Unterhaus beauftragt werden möge. — Auch zu Perth wurde eine Versammlung von mehr als 10.000 Menschen gehalten, wobei die verschiedenen Gewerke mit Fahnen aufzogen, unter denen sich auch die dreifarbige befand. Zu Paisley kamen die Einwohner gleichfalls unter freiem Himmel zusammen, und ein Hr. Spiers sagte im Verlaufe der Verhandlungen: „er setze in keinen Fürsten Vertrauen, und eben so wenig in irgend einen Menschen, der unter dem Weiberrockregimente stehe. Gehorsam müsse man zwar den Gesetzen bleiben; wenn aber die Reformbill nicht durchgehe, so werde er der Erste seyn, der seine Taxen bei dem Kreuz von Renfrew, d. h. nicht einen Heller davon, bezahlen werde.“ Ein anderer Redner sprach das Vertrauen aus, es werde das Volk von Schottland dem Beispiele seiner Vorfahren folgen und einen feierlichen Bund und Covenant schließen, aller besteuerten Artikel sich zu enthalten. — In der Versammlung zu Dundee wurde durch allgemeinen Zuruf eine Petition angenommen, worin folgende Stelle vorkam: „Das Volk ist bereit, eher Alles zu wagen, als länger sich von einer grundsatzlosen Oligarchie mißregieren und unterdrücken zu lassen.“ Dieselben Ansichten und Gefühle herrschten in allen Versammlungen des Landes der Kuchen (Land of Cakes, wie die Engländer Schottland zu nennen pflegen) vor, und sprachen sich mit einer Kraft und Heftigkeit aus, die bedrohlich an den unbändigen Geist Alt-Schottlands gemahnten.

Auch die „seegrüne Insel“ — Ireland — war in diesen Tagen von Grund aus in Bewegung. Zu Dublin sollte mitten unter einem unbarm-

Digitized by Google

herzigen Regenguſſe eine Verſammlung gehalten werden, wobei der drei und achtzigjährige Hamilton Rowan als Redner auftreten wollte. Die Vaterlandsliebe des alten ehrlichen Patrioten war eben ſo wenig in der Länge der Zeit erloſchen, als ſein guter irländiſcher Humor. Als man ihn bat, ſeinen Hut aufzuſetzen, erwiderte er, er ſey noch immer ein verdammt hitzköpfiger Burſche, und könne ihn nicht auf dem Kopfe laſſen. Bei dem Ungeſtüme des Wetters ſah die Verſammlung ſich genöthigt, ſich vom Montag auf den Donnerſtag zu vertagen, wo man denn ſchon lange vor der anberaumten Stunde viele tauſend Menſchen die Platform in den Koburg-Gärten umringen ſah. Gegen ein Uhr Nachmittags verſammelten ſich, ungeachtet die Gewerke, die einen Tag zuvor ſchon in großer Anzahl zuſammengetreten waren, nicht dabei erſchienen, mehr als 50,000 Menſchen. Das Volk beobachtete dabei die ſtrengſte Ordnung und den beſten Anſtand, und übertrug unter einſtimmigem Zurufe dem Obriſten Talbot von Malahide-Caſtle den Vorſitz. Der Advokat Dr. Rouayn ſprach zuerſt zur Verſammlung, indem er ſagte: die Hoffnung der Nation ſey getäuſcht worden, und der Wunſch ihrer Feinde in Erfüllung gegangen; aber oft ſchon habe das Volk ſeine Macht gezeigt und auch jetzt werde es ſich im Stande zeigen, jede Privatkabale der Unterrocksein flüſſe und geheimen Intriguen zu zerſtören. (Beifall.) „Es würde denen, die eine hohe Stellung behaupten, gerathen ſeyn, fuhr er fort, ſich warnen zu laſſen, durch Das, was bereits geſchehen iſt; und die wenigen erbärmlichen und unbedeutenden Individuen werden eben ſo wenig die Reformſache aufhalten, als ſie dem Laufe der Themſe ſich entgegen zu ſtemmen vermöchten.“ — Ein anderer Redner ſagte: „Die Freiheiten unſeres Landes, und nicht bloß ſie, ſondern auch die des ganzen Reiches ſtehen auf dem Spiele, und es hängt jetzt von der Eintracht, Beharrlichkeit und Energie des Volkes ab, ob jene Freiheiten für immer auf die feſteſten Unterlagen gegründet, oder nochmals von der elendeſten und niederträchtigſten oligarchiſchen Faktion mit Füßen getreten werden ſollen. (Großer Beifall.) Ich ſchlage vor, unſern Beifall mit Hrn O'Connels Benehmen zu erkennen zu geben. (Stürmiſcher Beifall.) Welches Benehmen befolgte Hr. O'Connell? Er vergaß ſein eigenes Unrecht, er vergaß das Unrecht, das ſeinem Vaterlande geſchah, er ſetzte alle andern Fragen beiſeite, und nahm zu Gunſten der großen Reformmaaßregel und des großen Staatsmannes, Lord Grey, die entſchiedenſte Stellung ein.“ (Erneuerter Beifall.) Hr. Grattan Curran ſagte: „Irländer, tretet feſt und kühn für die Pflicht auf, welche Treuloſigkeit oder beiſpielloſe Schwäche uns Allen auferlegt hat. (Hört!) Kann der Herzog von Wellington Irland, ja das ganze Königreich, mit dem Steigbügelriemen regieren? (Furchtbares Geſchrei des Unwillens.) Dieß war die Prahlerei des großen Feldhauptmanns, der ſeinen Wahnſinn, der ihn früher trieb, die Zügel der Regierung zu ergreifen, nun abermals dadurch beurkundet hat, daß er ſich keckerweiſe abermals an die Spitze des Landes zu ſtellen wagt. (Geſchrei des Unwillens.) Ich geſtehe, daß die erſte Nachricht von dieſer treuloſen Verrätherei, die das Reich heftigen Convulſionen zuführte, mich einen Augenblick mit Furcht erfüllte. Allein laßt uns insgeſammt unſere Stimmen vereinigen, um mit kräftigem Nachdrucke die Zurückberufung des biedern und trefflichen Miniſters (Earl Grey) und die Durchführung jener Maaßregel verlangen, auf der die Freiheit des Unterthanen wie die Wohlfahrt des Landes beruht.“ (Lauter Beifall.) Hr. O'Dwyer ſagte in ſeiner Rede an die Verſammlung: in ſeinem ganzen Leben habe er kein höheres Gefühl von Stolz empfunden, als in dem Augenblicke, wo er den Geſinnungen der Verſammlung Ausdruck leihen und jenes tollköpfige Individuum anklagen könne, das in gegenwärtiger Zeit als der Götze zu betrachten ſey, den verdorbene und der Macht knechtiſch huldigende Menſchen anbeten. Sein Antrag gehe dahin, den allgemeinen Abſcheu auszuſprechen, von dem das irländiſche Volk erfüllt ſey, den Herzog von Wellington an der Spitze des königlichen Miniſteriums zu ſehen. Mit Vergnügen ſtimme er in die Verurtheilung des „großen Feldhauptmanns,“ der insbeſondere den Haß von Irland verdiene; denn Wellington war ein ſchlechter Irländer. (Lauter Beifall.) „Er wurde, ſo fuhr der Redner fort, auf ſeiner frühern Laufbahn auf einem Strome des beſten irländiſchen Blutes zu Ehren und Reichthum getragen, und er bezahlte die ihm geleiſteten Dienſte durch eine fortwährende Feindſeligkeit gegen die Intereſſen ſeines Geburtslandes, das ihn, wenn es möglich wäre, verläugnen würde. (Beifall.) Vierzig Jahre lang wurde Irland von den blutigſten Kämpfen zwiſchen einem Theile ſeines Volkes und dem andern zerriſſen, in Folge des verhaßten Uebergewichts, das einer Religion über der andern durch die Geſetze zugetheilt war. Von dieſer Zeit an begann über dieſe wichtige Frage das Spiel der Politiker. Von den Einen wurde ſie vom Geſichtspunkte des Handels aus betrachtet, von den Andern von dem Geſichtspunkte hoher Prinzipien aus; und es iſt nicht zu viel, wenn ich ſage, daß der öffentlichen Meinung in dieſer Frage größere Opfer, als man je gehört hat, von Wellington gebracht wurden, als er ſich unaufhaltlich an die glückliche Durchſetzung dieſer Maaßregeln gebunden fühlte. Wie kann aber in der gegenwärtigen Lage der Dinge der Herzog von Wellington ſeine Apoſtaſie auch nur gegen ſich ſelbſt rechtfertigen, wenn er nicht einbekennen will, daß er ein aufgemachter Heuchler iſt, und daß er von Anbeginn an feindlich gegen die Prinzipien geſinnt war, und nur darauf dachte, bei guter Gelegenheit ihnen Eins zu verſetzen. Wie kann er, der ſich durch eine Majorität von 25 einbekanntermaßen geſchlagen, zurückzog, wieder zur Gewalt gelangen wollen bei einer Majorität von 80 Stimmen, die den Prinzipien entgegen iſt, in welchen er ſeine große Verantwortlichkeit übernimmt. Ueberdieß iſt in dem vorliegenden Falle das Volk nicht getheilter Meinung. Das ganze Reich ruft mit einer Stimme nach Reform. (Lauter Beifall.) Eine Provinz kann verwüſtet, aber eine Nation nicht leicht unterdrückt werden, — eine einzelne ſchwache Stimme kann unterdrückt werden, aber welche Macht kann ihr Ohr gegen den Donner des Nationalwillens verſchließen? (Beifall.)

Noch mehrere andere Redner ſprachen in dieſem Sinne zur Verſammlung, und durch einmüthigen Zuruf wurde der Beſchluß gefaßt, daß man mit Nachdruck den Unwillen und Abſcheu (horror) der Nation bei der Ausſicht, den Herzog von Wellington wieder ans Staatsruder gelangen zu ſehen, ausſprechen ſolle.

Vermiſchte Nachrichten.

In „Jacobs Historical Inquiry in the precious Metals“ findet ſich eine Berechnung der während der zwanzig Jahre von 1810 bis 1829 in England, zu andern Zwecken als zu Münzen, verarbeiteten Menge Goldes und Silbers. Nach dieſer käme im Durchſchnitte auf jedes Jahr 1) an Gold: feines Gold von Vergoldern und Plattirern

verarbeitet	88.000 Unzen		
von Juwelierern	58.000 —		
	146.000 Unzen zu 4 Pf. 7 S. 6 D.		638.750 Pf.
Probegold von Juwelierern verarbeitet	252.000 —	— 5 — 17 — 10½ —	902.270 —
Uhrgehäuſe; nämlich in London jährlich 13.820, in Birmingham 600, in den übrigen Städten ungefähr 500; im Ganzen alſo 14.720 Uhren, jede im Durchſchnitte zu zwei Unzen achtzehnkaratiges Gold zu 5 Pfd. 5 S.			95.680 —
			1.636,700 Pf.

2) an Silber: Silber, welches den Zoll bezahlt, 1.275.316 Unzen; zu Uhrgehäuſen 506.740; zum Plattiren 900.000; zu geringern Zwecken 500,000; zuſammen 3.182,056 Unzen zu 5 Schilling, macht 795.514 Pf. St.; folglich werden in England außer der Münze jährlich ungefähr für 2.432,214 Pfd. St. an Gold und Silber verarbeitet.

*

„Man erinnert ſich doch wohl, ſagt der Corſaire, an jene berühmte Gastonaden-Epoche, wo im kopfhängeriſchen Jeſuitentone geſagt wurde: Noch ehe ein Jahr vergeht, muß Napoleons Aſche unter ſeiner Säule ruhen. Armer großer Mann! Sie dachten damals an Deine Aſche, wie ſie jetzt an Deine Bildſäule denken. Nur ſo viel iſt gewiß, daß Du, wenn ſie aus erobertem Kanonenmetalle gegoſſen werden ſoll, noch lange warten kannſt. Und doch fehlt es in Frankreich nicht an Kupfer; freilich braucht man es jetzt Alles zu Kayenmuſiken, und Hr. Thiers wird es vertheuern.“ (Die Leſer erinnern ſich, daß Thiers zu Marſeille und an andern Orten auf ſeiner Reiſe nach Italien mit entſetzlichen Scharivaris empfangen wurde.)

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 164. 12 Junius 1832.

Skizzen aus der Walachei. *)

Die Walachei ist ein schönes, von vielen Flüssen bewässertes Land, umgeben und geschützt von Bergen, deren Gipfel mit dichten Eichen-, Buchen- und Tannenwäldern bedeckt sind, und von der breiten, einem Meeresarme ähnlichen Donau bespült, aus deren Fluthen sich zahllose, mit ewigem Grün bedeckte Inseln erheben; allein dieser Fluß verwandelt die reichen Ebenen, die er befruchten sollte, nach und nach in gifthauchende Moräste, und Leibeigene, mehr als Leibeigene, Walachen, die ihren Herrn, der zuweilen alle Jahre wechselt, nur durch den Stock seiner Knechte kennen, verschlechtern den Boden mehr, als sie ihn kultiviren. Vier Nationen, zwei zu Sklaven gewordene, die Walachen und die Bulgaren, und zwei die Herren derselben, die Türken und die Griechen, theilen sich in dieses bald bevölkerte, bald entvölkerte Land. Die Griechen, Pächter der Bojaren, zahlen den Grundzins, saugen die Dörfer aus, und haben das Monopol auf Kauf und Verkauf. Von je zwanzig Maß Getreide erheben sie eines, und kaufen das Uebrige nach einer willkürlichen Schätzung; sie haben die Herrschaft des Despotismus nur noch mehr befestigt, und ziehen aus ihr Nutzen für ihren Pacht. Der Bauer ist zum Verkaufe genöthigt, denn der Pandur ist da, der die Abgabe für die Pforte verlangt, ein Maß von je zehen, die in Geld und nicht in Natur geleistet werden muß, und nur der Grieche allein hat Geld. Sind die Trauben gelesen, die Kufen gefüllt, so kommt der Pächter, nimmt zuvörderst sein reichliches Zwanzigtheil, kauft was übrig bleibt, bringt den Wein, der ihm kaum einen Sou die Bouteille kostet, in den Keller, und verkauft ihn den andern Tag zu einem zehnfach höhern Preise. Der Leibeigene, Bulgare und Walache, darf indeß so viel Boden anbauen, als ihm beliebt; nach erhobenen Zehnten, Zwanzigsten, Auflagen und Grundzins gehört der Ertrag seiner Aussaat auf diesen unermeßlichen Brachfeldern ihm zu, und er hat seinem Herrn nichts weiter, als noch zwölf Tage Frohndienste zu leisten.

Alles Dieß wird dem Walachen mit Stockschlägen abgezwungen; unreinlich, faul und hartnäckig, pflegt er nie zu broden, aber er meuchelmordet, legt Feuer, und rächt den Verlust seiner Freiheit durch Verbrechen im Dunkel der Nacht geübt. Zuweilen macht er mit dem Türken gemeinschaftliche Sache, um das Land zu verwüsten, das ihn nicht mehr nährt, oder um den Griechen zu erwürgen, der ihn bedrückt; er bringt sein Leben in dem Wirthshause zu, das zum Vortheile des Pächters unterhalten wird, und begibt sich, je nachdem ihm der Wein schmeckt, ohne zu taumeln, aus einer Schenke in die andere; denn der Wein äußert auf ihn eben so wenig eine Wirkung, als auf die Kanne, in die er gegossen wird. Er trinkt und trinkt, so lange er Geld, Kredit oder noch einen Fetzen zu verkaufen hat, singt, tanzt, bewirthet den Zigeuner, der seine Freude durch die ohrenzerreißenden Töne der Geige, des Gaëtan (eine Art Dudelsack) und der Guzla (Guitarre mit einer Saite) belebt, und hat der Sklave nichts mehr, um seine Gelage fortsetzen zu können, so geht er nach Hause, prügelt sein Weib, seine Kinder, und schläft, bis der Stock ihn aufweckt.

Neben der unterirdischen Wohnung des Walachen erhebt sich das Haus des Bulgaren; im letztern ist mit Anbruch des Tages schon Alles auf den Beinen; fast schon von dem Augenblicke an, wo seine Kinder sich auf ihren schwachen Füßen halten können, theilen sie sich in die häuslichen Verrichtungen; seine Frau, seine fleißigen Töchter erheitern sich bei ihrer Arbeit durch Gesänge; der Zeug zu ihren Kleidern ist von ihren Händen gewebt; sie spinnen Hanf, Wolle und Baumwolle. Alle Arbeit wird in Gemeinschaft verrichtet; hat ein Bulgare des Dorfes ein Haus im Bau, so treten alle Familien seiner Landsleute zusammen; die Einen fällen das Holz, Andere behauen es, bereiten den Mörtel, das Stroh, und tragen die Binsen zu, die zur Bedachung verwendet werden. Ist ein entlegenes Feld zu bestellen, so begibt sich Alles dahin: die kleinen Kinder, die lange Peitsche in der Hand, leiten die Ochsen und ziehen Furchen. Ist Erntezeit, so vertheilen die jungen Mädchen, mit Sicheln in den Händen, sich auf den Getreidefeldern, und die an der Spitze stehende beginnt einen sanften, klagenden Gesang, den die Uebrigen im Chor mit einem sanften, kaum artikulirten Murmeln begleiten. Diese halbwilden Völkerschaften lieben diese Poesien, volksthümliche Weisen voller Anmuth und Naivetät. Ist die Arbeit geendet, so versammeln sich Weiber, Greise, Knaben und Mädchen, Alles durcheinander, zum Tanze, dem munteren „Kolo.“ Indem sie sich um die Mitte des Leibes fassen, drehen sie sich anfangs langsam, dann immer schneller und schneller, wobei der Vortänzer mit einem Stocke gestikulirt. Dieser Tanz, der immer hef-

*) Ueber die frühere Geschichte dieses Landes und seiner Bewohner, seiner Produkte u. s. w. finden sich nähere Andeutungen in dem Artikel: „Das Land und das Volk der Walachen“ in den Nummern 198, 200 und 202 des Auslandes vom Jahre 1830.

Digitized by Google

tiger wird, endet mit einem allgemeinen Springen, wobei sie Arme und Beine mit solcher Kraft bewegen, daß das Sprüchwort sagt: „Nur ein Bulgar kann den bulgarischen Tanz aushalten.“ Ihre Feste beschränken sich, gleich den Arbeiten, auf den häuslichen Kreis; nie setzt sich der Bulgar ins Wirthshaus, er läßt sich dort seinen Krug füllen, trägt ihn aber nach Hause, um ihn mit seiner Familie zu leeren. Diese Ordnung und Thätigkeit tragen ihre Früchte; beim Zahlen der Auflage, bei der Arbeit auf seinem Felde und im Frohndienste stets der Erste, ist der Bulgare reich. In der kleinen Walachei, wohin sich, seit der Empörung des Pascha's von Widdin, Paswan Ogiu, viele Bulgaren flüchteten, trifft man einige, die ein Vermögen von 5 bis 600,000 Frankenthalern besitzen. Heerden von 200 Pferden sieht man auf fetten Triften weiden, und fragt man, Wem sie gehören, so ist die Antwort: einem Bulgaren. Große Getreidefelder, die im Hauche der Morgenluft wogen, gehören sicher einem Bulgaren; sieht man aber eine armselige, magere, kraftlose Kuh auf ausgedorrten Steppen sich mühsam hinschleppen, so kann man darauf rechnen, daß sie das Eigenthum eines Walachen ist.

Seit Jahrhunderten schon leben diese beiden Völker in den nämlichen Dörfern neben einander, ohne daß ihre Sitten sich vermischt, geändert oder verbessert haben. Sie sprechen dieselbe Sprache, leben unter gleichem Drucke, sind gleichen Plünderungen ausgesetzt, vermischen oder verbinden sich aber durchaus nicht unter einander, sondern bleiben im Feiern und Arbeiten stets getrennt. Der Bulgare, der sich weit über den Walachen erhaben dünkt, sieht im Griechen einen Höhern; der Grieche übt eine Oberherrschaft über diese beiden leibeigenen Klassen, und dünkt sich besser als der Türke, bis auch ihn der Stock oder der Yataghan nöthigen, seinen Ton herabzustimmen.

(Fortsetzung folgt.)

Melton Mowbray
und
Die englische Fuchsjagd.

(Schluß.)

Bis hieher hat sich Herr Snob noch immer in der vordersten Flucht gehalten; die Meltonianer fangen an, ihn zu beäugeln und wenn sich eine Gelegenheit findet, so fragt man sich wohl: „Wer ist der Reiter auf dem kleinen kastanienbraunen Pferd?“ „Kenn' ihn nicht,“ sagt Herr Gilmour (ein Schotte von vierzehn Stein Gewicht, beiläufig gesagt). — „Er kann reiten,“ ruft Lord Rancliffe. — „Ein Ausbund von Provinzialjäger, wo ihn die Haut anrührt; auf Ehre!“ fügt Lord Plymouth hinzu, der in aller Behaglichkeit ein reinblütiges Pferdchen reitet, das nicht vier und zwanzig Pfunde mehr wiegt, als er. Die Fährte läuft jetzt gerade mitten durch einen großen Wiesengrund, der etwas bergan geht, voll Ameisenhaufen und Maulwurfshügel, wie man sie auf einem alten Weidegrund findet, der vor hundert Jahren etwa mit dem Pflug in tiefe Furchen aufgerissen worden. Ueber das Gehäg umher zu setzen, ist keine Möglichkeit (es ist ein „Stopper,“ wie es in der meltonischen Kunstsprache heißt), nur über ein Gatter kann man kommen, das auf einen breiten grünen Rain führt, der zu beiden Seiten abschüssig ist. „Nun gilt es einen Sprung!“ ruft Herr Osbaldeston, der sich glücklich schätzt, seinen Clasher unter sich zu haben. „Um des Himmels willen meine Hunde in Acht genommen, wenn sie auf den Rain einfallen.“ Herr Snob sieht sich hier mitten in der besten Gesellschaft von England, und dieser Augenblick ist vielleicht der glücklichste seines Lebens; aber mit seinem glänzenden Looſe nicht zufrieden, will er sich selbst übertreffen und nebenbei auch Etwas erleben, um daheim davon erzählen zu können er jagt, was sein Pferd nur laufen kann, und zwar auf einem Boden, wo selbst alle Jäger von Leicestershire vorsichtig werden; schon ist dem kleinen kastanienbraunen Pferde von Jedermann das Horoskop gestellt. Doch Herr Snob hat zuerst das Gatter erreicht, und sieht, daß es aus fünf neuen starken Balken besteht, die weder biegen noch brechen werden. Freilich fährt ihm auch ein Gedanke vom Halsbrechen durch den Kopf, aber keiner, es nicht zu wagen; er drückt den Hut tief in die Augen, klopft mit der Hand seinem kleinen Pferde den Hals und setzt zum Sprunge an, als er plötzlich bemerkt, daß das Gatter sich öffnen läßt, und so vermeidet er den sichern Sturz, der in den Sternen geschrieben stand, wenn er ihn gewagt hätte. In dem Augenblicke, wo er mit dem Haken des Griffes seiner Reitpeitsche den Riegel aufhebt, saust, dicht an seinem Ohr vorbei, John White über das Gatter und hinter ihm drein Kapitän Roß. Herr Snob sprengt ihnen durch das geöffnete Gatter auf sicherem Grund und Boden nach. Die Scene wechselt jetzt. Am andern Ende des Raines ist ein Gehäge von Schwarzdorn in Brusthöhe, ein tiefer Graben davor. Alles setzt rechts und links von der Meute hinüber, allein das kleine braune Pferd ist mit seinen Kräften zu Ende; zweimal setzt Herr Snob an, allein vergeblich. Einige straucheln, nur Einer stürzt; alle Pferde aber haben es übergenug, und sehr zur gelegenen Zeit trifft man anderthalb Meilen weiter die frischen Pferde. Dreizehn Reiter sind noch von den zweihundert übrig und von Neuem geht es hinter den Hunden drein, die frische Witterung haben, in einem Rennen, als gälte es Leben und Tod.

Herr Osbaldeston hat jetzt den Blücher bestiegen: „Holyoake,“ ruft er, „reitet gemach und drängt die Hunde nicht zu sehr! Unser Fuchs ist uns gewiß! Ah, meine guten Hunde, Abigail und Fickle! Drauf, drauf auf den schurkischen Fuchs! Wie sie den Kopf tragen! Ich wette tausend Pfund, daß sie ihn fassen.“ — Die Gegend wird immer besser. „Er rennt in sein Verderben,“ ruft Sir Harry Goodricke, indem er Sir James Musgrave zwei Abkömmlinge Furriers zeigt, die allen andern voran sind. „Diese zwei Hunde sind ein Dutzend Reformbills werth,“ jauchzt Sir Francis Burdett auf seinem Samson. *) „Es geht jetzt über dem Whisendine,“ ruft Herr Maher, der jede Ruthe Landes in der Gegend kennt. „Und er ist noch dazu vom gestrigen Regen angeschwollen,“ bemerkt Kapitän Berkeley. Die Prophezeiung läßt nicht lange auf ihre Erfüllung warten. Schon hat der Fuchs das andere Ufer erreicht; schon stürzen sich aber auch drei Hunde hinter ihm drein und schütteln sich, jenseits angelangt. Sieben Reiter von dreizehn sind ebenfalls schon hinüber, dreien prallen Anfangs die

*) Das Lieblingsjagdpferd des Baronets, das er einmal den ganzen Weg von London bis Melton ritt, um einen Tag lang die Fuchsjagd mitzumachen. Anm. d. B.

Digitized by Google

Pferde etwas zurück, drei befinden sich erst mitten im Flusse; Einer von ihnen ist abgeworfen worden, und taucht mit Whissendine's Fluth den rothen Rock, den er gestern erst nagelneu aus der Hand des Schneiders erhielt. „Wer ist dort ins Wasser gefallen?" fragt Herr Green, dessen berühmte Stute wie eine Schwalbe über das Wasser hingestrichen ist. „Es ist bloß Dick Christian," erwidert Lord Foreſter, „und es ist ihm nichts Neues." — „Aber, er kann ja ertrinken," ruft Lord Kinnaird. „Es sollte mich wundern," meint Herr William Coke. Doch der Ritt geht zu gut, als daß man weiter nachsehen könnte.

Der Fuchs thut sein Möglichstes, seinen Balg zu retten; er setzt über Hecken und Zäune, sucht seine Zuflucht in den Außengebäuden eines Pachthofes, und macht einmal einen Widerlauf, der ihn beinahe außer Gefahr bringt; allein die Hunde wenden so rasch um, daß er an kein Entrinnen mehr denken darf. Indeß hat seit zwanzig Minuten der Ritt eine furchtbare Schnelligkeit gewonnen. Drei Pferde sind außer Athem gekommen, und müssen stehen bleiben, nur wenige setzen noch so gut es gehen will den Galopp fort. „Der Teufel hole mein Fleischgewicht! Kein Pferd in der Welt könnte es unter ihm, in solchem Laufe und auf solchem Boden aushalten!" ruft einer von den Jägern, indem er sich gerade unter seinem um vierhundert Guineen gekauften Rothfuchs hervorarbeitet, der mit kerzengerade ausgestrecktem Schweife, gewaltsam aufgeblasenen Nüstern und fast todesstarren Augen am Boden liegt. In einiger Entfernung von ihm stürzt der junge Peyton, der kein frisches Pferd getroffen, und auf dem ersten in Verzweiflung bis jetzt noch ausgehalten hat, aber als er eben über den dritten Zaun setzen will, unter den Bauch seines Pferdes zu liegen kommt." „Hoffentlich keinen Schaden genommen!" ruft Herr Marse, indem er vorbeijagt, und einen Blick zwischen das dichte Gesträuch einer Hecke hineinwirft, wo er ein Getümmel vernahm, das an das „procumbit humi bos" erinnert.

Die Aeneide endigt mit dem Tode eines der Helden, und auch eine Jagd ist ohne einen solchen nicht vollständig. Zum Glück ist es hier nur der Fuchs, dem die Parzen den Lebensfaden abschneiden; er findet sein Ende unter den Zähnen der Meute, die bis auf einen einzigen Hund beisammen ist, und den armen Reinecke auf einer grasigen Fläche niedergerannt hat. Jack Stevens mit dem Fuchs in der Hand wäre ein würdiger Gegenstand für den Pinsel eines Edwin Landseer's selbst. Ein Dorn hat ihm eine Wange aufgerissen, und seine Weste ist mit Blut befleckt. Die eine Hälfte seines Kopfs und seiner Kappe tragen die Spuren von einem lehmigen Graben, in den er mit seinem Pferde, in voller Flucht über eine Hecke, gestürzt wurde. Allein Jack Stevens wußte sein Pferd so gut zusammenzuhalten, daß er es wohl noch zwei Meilen reiten könnte, wenn die Jagd noch so lange dauerte, obgleich er seit dem Anfange der Jagd nicht gewechselt. Der Jagdruf, den Osbaldeston jetzt ausstößt, würde in Cottesmoore gehört werden, wenn der Wind nach jener Richtung wehte. Alle Jäger, die der Jagd so weit folgen konnten, betrachten mit entzückten Blicken den Fuchs. „Es ist der Rahm von einem Fuchs," *) sagt Lord Gardner. „Der Rahm von allen Füchsen, die nur je gejagt worden sind," fügt Sir James Musgrave hinzu, indem er auf seine Uhr sieht. „Gerade zehn Meilen in einer Stunde und zehn Minuten, wie es eine Krähe fliegt! Und nur zwei kleine Hinderungen! Was Dieß für herrliche Hunde sind!" „Ich wollte, mein Vater hätte sie heute arbeiten sehen können," bemerkt Obrist Lowther. Einige von der Jagdgesellschaft, die nicht unter der ersten Flucht bleiben konnten, kommen noch heran; allein da der blasse Neid über ein edles Waidmannsherz keine Gewalt hat, so wünscht man sich gegenseitig Glück zu der guten Jagd, und Jedermann wendet den Kopf seines Pferdes nun nach Hause.

Eine zahlreiche Gesellschaft speist diesen Abend zu Melton Mowbray, und eines der ältesten Mitglieder derselben, der wärmste Freund aller Fuchsjagden und des menschlichen Geschlechts obendrein, entwirft von der heutigen Jagd folgende genaue Beschreibung: „Wir fanden den Fuchs in Ashy Pasture, und gingen mit ihm, windentgegen, in gutem Ritt bis Thorpe Trussels, wo seine Fährte einen Augenblick verloren wurde. Nachdem er Thorpe zur Rechten gelassen, ging er über den Whissendine, eine Meile vom Dorfe. Das schöne Land, in der Richtung nach Teigh zu lag nun vor ihm und er verrieth den Muth, sich darauf zu wagen. Nachdem er Teigh zur Rechten gelassen, nahm er seine Richtung nach Woolwellhead, das er in zwei Feldeslängen erreicht haben würde. So fanden wir ihn also in Quorn, verfolgten ihn durch den schönsten Theil des Revieres von Landsdale, und erlegten ihn an der Gränze von Belvoir. Ich erinnere mich einer ganz ähnlichen Jagd, die wir an demselben Orte und Stelle mit Sir Bellingham Graham's Hunden machten."

Auch Snob und sein kleines kastanienbraunes Pferd werden von den Jägern nicht vergessen. „Dieser Provinzjäger, bemerkt einer von der Gesellschaft, hielt sich heute nicht übel." — „Wer war denn dieser Landjunker auf seinem kleinen kastanienbraunen Pferde, der uns im ersten Ritt so gut folgte?" fragt ein Andrer. Niemand weiß es zu sagen. Aber am andern und am folgenden Tage stellt sich Snob wieder ein und ist wieder unter den vordersten und kühnsten Reitern zu sehen. Man erkundigt sich weiter nach ihm, und erhält günstigen Bericht über ihn. Am vierten Tage nickt ihm schon ein Meltonianer freundlich mit dem Kopfe zu, ein zweiter sagt „How do you do?" Ein dritter: „Ein schöner Morgen heute" — und am fünften Tage, nach einem Kapitalrennen, wo Snob wieder sich auszeichnete, spricht ihn einer der vornehmsten Bonvivants mit den Worten an: „Vielleicht wollen Sie mir die Ehre erweisen, bei mir zu Mittag zu speisen; ich werde mich glücklich schätzen, Sie um sieben Uhr bei mir zu sehen." Und am andern Morgen schreibt Snob an einen seiner Freunde in der Provinz: „Es waren acht Gedecke, die Lieblingszahl des verstorbenen Königs, und vielleicht hielt Seine Majestät nie eine bessere Mahlzeit. Zu meiner größten Ueberraschung sprach man von der Jagd nur ein einziges Mal, und zwar nur, um zu fragen, ob ein armer Teufel, der mit seinem Pferd in einen Graben gestürzt war, mit heiler Haut davon gekommen. Die Unterhaltung war belebt und geistreich; es gab vortreffliche Musik und getrunken wurde nur wenig, woraus Du sehen kannst, daß die Fuchsjäger von heut zu Tage gar sehr von denen der frühern Zeit verschieden sind."

*) Jagdwitz: The cream of a fox.

Digitized by Google

Statistische Notiz über die Bevölkerung des Kirchenstaates.

Alles, was die neuere Statistik dieses Staates betrifft, ist so wenig bekannt, daß es für unsere Leser nicht ohne Interesse seyn wird, die Resultate der letzten, im Jahre 1827 geschehenen Volkszählung hier zu finden. Dieses offizielle Dokument wurde bisher sehr wenig verbreitet, so daß man in den letzterschienenen statistischen und geographischen Werken noch immer die Zahlen der Bevölkerung vom Jahre 1816, nebst der zu jener Zeit angenommenen administrativen Eintheilung findet. Wir wollen mit einer allgemeinen Uebersicht der verschiedenen politischen und administrativen Veränderungen dieses Staates beginnen:

Die Päpste besaßen bis gegen die Mitte des 8ten Jahrhunderts weder politischen noch weltlichen Einfluß. Pipin räumte ihnen, als Belohnung für die Willfährigkeit Stephan des Zweiten zuerst eine weltliche Gewalt ein, indem er ihnen das Recht der Auslegung des Willens Gottes über die Vertheilung der Kronen zuerkannte. Nach Astolphs Niederlage, im Jahre 754, beschenkte Pipin die Kirche von St. Peter mit dem Exarchate von Ravenna, und Karl der Große fügte später jener Schenkung noch die von Perugia und Spoleto hinzu. Im 11ten Jahrhundert erhielten die Päpste vom Kaiser Heinrich III das Herzogthum Benevent, und im 12ten von Mathilde, Gräfin von Toscana, das Gebiet, welches unter dem Namen des „Erbtheils von St. Peter" bekannt ist. Im Jahre 1552 vereinigte Ludwig von Gonzaga, ein General Clemens VII, die Mark von Ancona mit den Domänen des heiligen Stuhles, und durch die Wahl Julius II kam das seiner Familie gehörige Herzogthum Urbino ebenfalls hinzu. Die letzten Eroberungen der Päpste setzten sie in den Besitz von Orvieto, von dem Herzogthume Castro und der Grafschaft Romiglione. In Folge des Antheils, welchen der Papst an den politischen Verbindungen gegen Frankreich nahm, wurde sein Thron im Jahre 1796 umgestoßen, und das Land zu einer Republik umgestaltet, welche aber von selbst wieder zerfiel, als die Franzosen das Gebiet verließen. Im Jahre 1808 wurden die römischen Staaten mit der italienischen Krone vereinigt, allein in Folge eines Senatsbeschlusses vom 17 Februar 1810 dem französischen Reiche einverleibt, bis endlich die Ereignisse von 1814 den Papst in alle seine früheren Besitzthümer wieder einsetzten. Seit dieser Zeit wurden mehrere Versuche zu einer administrativen Eintheilung des Landes gemacht, aber erst am 25 Oktober des Jahres 1824 erhielten sie eine definitive Sanktionirung. Der Kirchenstaat besteht demnach heute aus 14 Provinzen, unter welchen Rom den Titel Comarca führt. Jene von Bologna, Ferrara, Ravenna und Forli heißen Legazioni, weil sie einen Legaten zum Gouverneur haben; die übrigen heißen Delegazioni, weil ein Delegat an ihrer Spitze steht. Die Delegation von Benevent und das Gebiet von Ponte Corvo, welches einen Theil der Delegation von Frosinone ausmacht, befinden sich in dem Königreiche Neapel inklavirt.

Im Jahre 1827 war die Bevölkerung dieser Provinzen folgende:

Provinzen.	Bevölkerung.	Hauptstädte.
Rom	292,529	Rom.
Bologna	506,675	Bologna.
Ferrara	205,084	Ferrara.
Ravenna	148,989	Ravenna.
Forli	188,097	Forli.
Urbino=e=Pesaro	216,071	Urbino.
Ancona	155,397	Ancona.
Macerata=e=Caverino	145,820	Macerata.
Fermo=e=Ascoli	160,956	Fermo.
Perugia	188,598	Perugia.
Spoleto	148,598	Spoleto.
Viterbo=e=Civita=Vecchia	145,022	Viterbo.
Frosinone	169,057	Frosinone.
Benevento	22,704	Benevento.
Summe	2,592,529.	

Nachstehende Klassifizirungen werden über die Verhältnisse dieser Gesammtbevölkerung in ihren verschiedenen inneren Beziehungen Aufschluß geben:

1) Klassifikation der Gesammtbevölkerung nach Alter und Geschlecht.

Erwachsene männlichen Geschlechts	758,982
Erwachsene weiblichen Geschlechts	759,150
Kinder männlichen Geschlechts	521,185
Kinder weiblichen Geschlechts	555,012
Summe	2,592,529

2) Klassifikation der Gesammtbevölkerung nach dem Civil=Stat.

Unverheirathete Erwachsene männlichen Geschlechts	289,177
Unverheirathete Erwachsene weiblichen Geschlechts	284,145
Verheirathet	718,586
Wittwer	45,616
Wittwen	54,126
Kinder männlichen Geschlechts	521,185
Mädchen	555,012
Ordensgeistliche	10,598
Weltpriester	54,600
Klosterfrauen	8,284
Summe	2,592,829

3) Klassifikation der Gesammtbevölkerung nach ihren gesellschaftlichen Beziehungen.

Ackerbautreibende Eigenthümer	1,176,178
Fabrikanten, Handelsleute und Arbeiter	691,805
Freie Professionen ausübende	24,908
Soldaten und Seeleute	21,508
Weltgeistliche und Ordensgeistliche beiderlei Geschlechts	55,484
Unerzogene Kinder beiderlei Geschlechts	624,448
Summe	2,592,829

(Schluß folgt.)

Das Bein der Madame Vestris.

Das Vermögen des reichen schottischen Grafen, Lord Fife, der vor einigen Jahren zu Paris, als ein zweiter Jupiter, den Goldregen in den Schooß der Danaen der dortigen Oper strömen ließ, scheint in einige Zerrüttung gerathen zu seyn; wenigstens wird gegenwärtig zu London auf gerichtlichem Wege sein Mobiliar dem öffentlichen Ausgebote unterworfen. Unter den versteigerten Gegenständen befand sich auch das in Gips gegossene Bein der Madame Vestris, Schauspielerin am Drury=Lane=Theater. Dieses Bein soll dem edlen Grafen mehr als tausend Guineen gekostet haben; sein gegenwärtiger Besitzer erstand es um zwei Schillinge.

Literarische Anzeige.

Im Verlage der Unterzeichneten ist so eben erschienen und versendet:

Leben der ausgezeichnetsten Maler, Bildhauer und Baumeister, von Cimabue bis zum Jahre 1567, beschrieben von Giorgio Vasari, Maler und Baumeister. Aus dem Italienischen. Mit den wichtigsten Anmerkungen der früheren Herausgeber, so wie mit neueren Berichtigungen und Nachweisungen begleitet und herausgegeben von Ludwig Schorn. Erster Band, enthaltend der Original=Ausgabe ersten Theil. Mit 30 lithographirten Bildnissen. 8. Preis 4 fl. 30 kr.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1832.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch=Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 165. 13 Junius 1832.

Ausflüge in Illyrien und Dalmatien.
2. Seefahrt nach Cattaro.
(Fortsetzung und Schluß.)

Noch in der Nacht lichteten wir bei gutem Winde die Anker, pfeilschnell durchflogen wir den Kanal zwischen Sabioncello und dem von einem niedern Gebirgszug durchstrichenen, waldigen Meleda. Heftig durchwühlte der Wind die See, und mit vollen Segeln wurde unser Prognostico bald hoch hinauf, bald tief hinab geworfen. Ich stand am Bugspriet, vor mir die hohen Felsenufer Ragusa's und den Montenegro betrachtend, am Kiel schäumte und rauschte die gewaltsam zurückgedrängte Fluth, und die durchbrochenen Wogen spritzten hoch über die Prora.

Bei der Klippe San Andrea, auf deren Gipfel ein verfallenes Kirchlein steht, war, nachdem wir den Inselkanal verlassen hatten, der Wogendrang ungemein heftig, und die Klippe war hoch hinauf mit dem Schaum und Staubregen der in die Höhe geschleuderten Wogen bedeckt. Bald erblickten wir das Fort Insel Lacromosa und auf der Zinne des Gebirgs das Fort Imperial und hinter hohen doppelten Ringmauern und mächtigen Thürmen, mit amphitheatralisch an den Berg gelagerten Gärten und Villen, Ragusa.

Die Küsten des Festlandes und der Inseln Dalmatiens senken sich nicht allmählich und sanft mit sandigen Ufern ins Meer; steil, oft senkrecht steigen die Kalkfelsen empor und nur in der Nähe der Ausmündung weniger Flüsse sieht man flache Sumpfufer. Alle Inseln bestehen aus fortlaufenden Gebirgsrücken, oder sind wie z. B. Pomo und Lissa ein einziger Berg, und an hinlänglichen Getreidebau ist nicht zu denken; da die nackten Felsen nur Buschwerk, Oel und Wein, der ohne alle weitere Kultur auf den Felsen rankt, hervorbringen. Ehedem deckten hohe Waldungen von Pinien und Meerfichten diese Gegenden; umsonst sucht man jetzt nach einem einzigen Holzwald, und man sagt, daß seit dieser Ausrottung der Wälder der Wassermangel stets mehr überhand nehme, da es sechs Monate fast gar nicht regnet. Dalmatien muß sein Bauholz von den nördlichen Häfen, 500 Miglien weit, holen; daher baut der arme Mann, um wenig Balken nöthig zu haben, schmale, kleine massive Häuschen, die von weitem, mit ihren mangelnden oder winzigen Fenstern, verwitterten Felsstücken gleichen. Das Dach wird mit Kalkschiefer gedeckt, und es ist eine große Masse Bindematerials zu einem solchen ganz massiven, aus Kalkschiefer erbauten Hause nöthig. Um Kalk zu brennen werden daher alle Gesträppe (da das hohe Holz mangelt) nicht etwa abgehauen, sondern mit der Wurzel ausgerissen, und nach Jahren erkennt man noch an den kahlen Flecken die Plätze, wo Kalköfen standen. Das nöthige Brennholz wird eben so ausgerissen, und der letzte Busch, der den Felsen bekleidet, von dem armen Bauer zum Verkaufe nach einer der Städte, oft über stundenhohe Gebirge getragen, oder von entfernten Inseln dahin geschifft.

Die ganze dalmatinische Inselgruppe scheint die emporragende Kuppe mehrerer untermeerischer Gebirgszüge zu seyn. Die meisten Inseln liegen sogar parallel mit den Gebirgszügen des Festlands und der Küste desselben und sind mit Klippen und unfruchtbaren Felseneilanden umgeben. So weit die See brandet, sind ihre Ufer kahl, und die nackten Felsen fangen erst viele Fuß hoch über dem Meeresspiegel an, sich zu bekleiden.

Auf den wenigsten Inseln sind Pferde und Maulesel, auf keiner ein Fuhrwerk irgend einer Art, auf allen schlechte Fußwege längs des Gestades oder über den Bergrücken.

Die Bewohner slavischen Ursprungs haben als Schiffer und im steten Umgange mit den Italienern sehr viel von ihrer Nationalität verloren; sind höchst unwissend (ganz ohne Schulen) und arm, und ihre schlecht besoldeten Geistlichen die Einzigen, die lesen und nothdürftig schreiben können. Der Produkte des Thierreichs sind, den Fischfang ausgenommen, der aber wegen des Geldmangels der Insulaner nie ins Große betrieben wird, in ganz Dalmatien wenige. Maulthiere und Rinder müssen aus Bosnien geholt werden, die Schafzucht ist nicht veredelt, und Bienenzucht, Seidenbau fangen erst seit einigen Jahrzehnten an, an einzelnen Orten betrieben zu werden. Merkwürdig ist es, daß Dalmatien auf einigen Punkten seines Festlandes und auf mehrern Inseln den Stammvater unsrer Hausthunde, den Schakal, wild beherbergt. Nach Aussage von Einwohnern, die schon mehrmals Bosnien durchreist, und auch den Landweg nach Konstantinopel gemacht haben, soll er durchaus nicht im Innern der Türkei vorkommen, und bloß auf diese wenigen Punkte beschränkt seyn. Die Punkte, welche der Schakal (canis aureus) in Dalmatien bewohnt, sind die Inseln Curzola, Giupana, Jaklian und die Halbinsel Sabioncello; auf dem eigentlichen Festlande trifft man ihn nicht. Die Eingebornen nennen ihn Chiacli und beklagen sich, daß er nicht nur den Schafen

Digitized by Google

feind ist, Aas und Fleisch jeglicher Art nachstellt, sondern daß er selbst Trauben, Oliven, Kohl und andere Feldfrüchte verzehrt, und Nachts besonders bei Veränderung des Windes und Wetters, bei großer Kälte und beim Läuten der Glocken, in Schaaren zusammengerottet, ein klägliches Geheul ausstoße. Im Sommer bewohnt er die Schluchten und unzugänglichen Höhen der Berge, im Winter aber kommt er tiefer herab, und wird nicht selten in der Nähe der Wohnungen erlegt. In Palästina und Nordafrika ist der Schakal gemein, und Simson schickte sie als Illuminaten in die Felder der Philister. Besonders merkwürdig aber ist der Umstand, daß der Schakal großen Antheil an der Entstehung des Haushundes hatte. Viele Naturforscher verbinden mit dem Worte Hausthiere noch immer den wirklich kindischen Begriff, als müsse ein jedes Hausthier ursprünglich wild in Hochasien gelebt, oder gar speziell vom Ararat herabgestiegen seyn. Das Rennthier, das Lama, die Gans und die Pauris sind weit verbreitete Hausthiere, und es wird keinem Verständigen einfallen, ihre Abkunft aus Hochasien ableiten zu wollen. Eben so wenig ist es wahr, daß alle zahmen Hunde den Menschen von Hochasien herab, über die ganze Welt folgten. Der Mensch zähmte sich an verschiedenen Orten, einheimische, wilde, sehr verschiedene Hundarten, und so ist die Frage gelöst, wenn man uns einwerfen möchte: wie ist es möglich, daß der Schakal, der nur in heißen Gegenden lebt, in die Kälte Grönlands und das Klima Neuhollands verpflanzt werden konnte! Wir glauben, daß nur die Hunde des alten Kontinents vom Schakal abstammen, vielleicht hat zu der Erzeugung dieser zahmen Rasse auch Canis pictus in Aegypten beigetragen. Unsre Hunde heulen beim Tone der Blasinstrumente und feierlichem Glockenläuten, sie fressen vegetabilische und animalische Kost, alles dieß thut der Schakal auch, und wild gefangen, läßt er sich stets leicht zähmen. Die Dingo's, die Hunde Neuhollands leben nur von Fleisch; sie können, eine gewiß sonderbare Erscheinung! nicht schwimmen, und werden nie so zahm als die der alten Welt, Umstände, die vorzüglich ihre Originalität bestätigen. Die ursprünglichen Hunde Amerika's, die nur heulen, von denen wir aber nur unsichere Kenntnisse haben, sprechen für die Abkunft vom Wolfe.

Immer bleibt uns jedoch das Vorkommen des Schakals auf diesen wenigen Punkten so weit von den andern Orten, wo er in zahllosen Schaaren lebt, entfernt, eine merkwürdige Erscheinung. Manche Eingeborne selbst glauben, er sey erst vor hundert Jahren durch den Schiffbruch eines persischen Fahrzeugs, das ein Pärchen an Bord hatte, nach Dalmatien gekommen. Dalmatien hat aber, sonderbarer Weise auch mehrere Amphibien und Vögel, die wohl Niemand als verpflanzt annehmen wird, mit Nordafrika gemein, und wir möchten glauben, daß auch der Schakal ein ursprüngliches Thier dieser Gegend sey.

Eine andere zoologische Merkwürdigkeit Dalmatiens ist die Knochenbreccie, die man in sehr festen Conglomeraten an verschiedenen Punkten, z. B. am Monte Supplial nordöstlich von Rogosnizza, auf den Scoglie Goi und Bukkovaz vor Lesina, am Lido die Badino poglie auf Meleda, bei Nona auf Isola grossa und Coronata, bei Dernis und am Ursprung der Cicolla und Salona auf den Inseln Calamotta, Gerso und Osera ferner bei der Punta della Planca bei Rogosnizza und bei Nona findet. Die Einwohner halten diese Knochen, die vorweltlichen Thieren aus dem Hirschgeschlechte angehören, für Menschenknochen, und ein schlauer Geistlicher bei Spalatro zog den logischen Schluß, da andere Menschenknochen bald verwittern, diese aber schon Jahrhunderte den Stürmen der Zeit trotzen, so müssen sie nothwendig — einem Heiligen angehört haben. Er verkaufte nun zu guten Preisen die zahlreichen Ueberreste des unbekannten Heiligen an die Gläubigen, bis ihm österreichische Offiziere einen langen versteinerten Unterkiefer brachten, und überzeugten, daß diese Knochen eher einem Esel als einem Heiligen zuständig gewesen seyn mochten. Eine andere Sage über den Ursprung der meledensischen Knochenbreccie theilt uns Professor Partsch mit: Eine Mutter wurde von ihrem Sohne mißhandelt. Sie fluchte ihm: „So sollen Dich in ihren Schoß weder Erde noch Meer aufnehmen." Als der Sohn gestorben war, begrub man ihn auf dem Kirchhofe des heiligen Pancratius zu Babinopoglie; bald fand man aber den Leichnam außerhalb des Grabes. Man warf ihn ins Meer, und dieses schleuderte ihn ans Land und drückte die zertrümmerten Knochen in die Felsen, wo man sie noch heute bei Giuscisz Rat sehen kann.

Skizzen aus der Walachei.

(Fortsetzung.)

In diesem immerwährenden Kriege der verschiedenen Racen, sichert sich der Grieche vor der Tyrannei des Säbels durch List, Geschmeidigkeit und Verstand. Der Bulgar hat Thätigkeit, Industrie und eine unermüdliche Geduld auf seiner Seite; was den Walachen betrifft, so wird man fast versucht, zu glauben, daß ihm das beste Loos gefallen; sorglos lebt er in den Tag hinein, denkt nicht mehr an das Gestern, und sorgt nicht für Morgen. Guter Wein, wohlfeil und im Ueberfluß, ist sein einziges Bedürfniß, im Uebrigen genügt ihm seine „Mamalingua." Er bereitet dieses Gericht, indem er in einen, bis zu drei Viertheilen mit Wasser gefüllten Topf Mehl wirft, und diese Masse bei einem Feuer kochen läßt, das ihn nichts kostet, denn auf dem flachen Lande, das zu weit von den Gebirgen und den Waldungen, mit denen sie bedeckt sind, entfernt ist, unterhält er es mit dem Miste seiner Heerde. Ist der Teig unter beständigem Umrühren zur gehörigen Dicke eingekocht, so wird er auf einen, auf die Erde gebreiteten Mantel geschüttet, wo er erkaltet. Bei einem solchen Fladen und einem Stück Käse dünkt ein Walache sich reicher als ein König, denn er hat ja genug, um seinen Bauch zu füllen; jetzt arbeitet er nicht mehr, und würde alle Reichthümer der Welt gleichgültig betrachten.

Ich habe einen Griechen gekannt, der nach langem Umherreisen sich endlich im „phanariotischen Peru," so nennt man nämlich diese Landstriche in der Nähe der Donau, niederließ, und bei Orsowa eine jener unermeßlichen Pachtungen des Landes übernahm. Ein Grieche geht gewöhnlich in keiner andern Absicht nach der Walachei, als um sich schnell zu bereichern, und dann sein Vermögen entweder in Therapia, oder irgend einem andern jener reizenden Dörfer am Bosporus, die aus Palästen bestehen, zu verzehren, und wo diese Nabobs sich, wie die Muschel am Felsen festsetzen. Giatani

Digitized by Google

p * * * hatte, wie seine Landsleute es nannten, noch andere lächerliche Sprünge im Kopfe; er wollte belehren und bilden. Er baute auf seine Kosten eine Kirche und eine Schule, aber beide blieben leer. In seinem Eifer lief er in den Straßen umher, und prügelte die Bauern, um sie religiös und fromm zu machen, allein alle seine Bemühungen waren umsonst; seine Bauern gingen weder, noch schickten sie ihre Kinder in die Kirche und Schule. „Zu was nützt Das," sagten sie, „wir haben ohne diese Anstalten gelebt, und unsre Kinder werden es eben so machen." Ueber die Thätigkeit ihrer bulgarischen Nachbarn pflegten sie sich nur lustig zu machen. „Sie geben sich viele Mühe, aber zu was nützt es," sagten diese stoischen Philosophen. Die Bevölkerung dieser Pachtung betrug auf einem Flächenraume von 12 bis 14 Stunden, nicht mehr als 2000 Seelen, und für diese Strecke, die anderswo mehrere Millionen eintragen würde, betrug der Grundzins nicht mehr als 15,000 Grossia 5000 Franken). Die Lebensmittel haben, des Ueberflusses wegen, fast gar keinen Werth; ein Lamm z. B. kostet 4 Grossia (24 Sous). Geflügel, das seine Nahrung nach Belieben auf den Maisfeldern um die Pachthöfe herum sucht, ist so zahlreich, daß man bei Giakani weder Rind- noch anderes Schlachtfleisch aß; der Koch warf auf gut Glück mit seinem Stocke unter das Federvieh auf dem Hofe, und konnte darauf rechnen, daß die Gans, das Huhn oder der Indian, den er traf, fett und gut war.

Die Ernten sind zuweilen so ergiebig, daß man das Getreide, um es aufzubewahren, eingräbt, wobei man folgenderweise zu Werke geht: Es wird ein Loch von 5 bis 6 Schuh Tiefe gegraben, in welches ein Bauer hinabsteigt, der mit Händen und Füßen die Erde unterhalb ausgräbt, bis die Grube die Gestalt einer Kürbisflasche hat, nämlich Unten weit und nach Oben enger. In diese geebnete, fest geschlagene und mit Stroh ausgefütterte Höhlung wird das gereinigte und geschwungene Getreide geschüttet, dann mit Stroh und endlich mit festgestampfter Erde bedeckt. Dieses Magazin wird alle sechs Monate geöffnet, um den Zustand des Getreides, das zuweilen vom Kornwurme angegriffen ist, zu untersuchen, in welchem Falle dann nichts übrig bleibt, als die Grube zu leeren, und den Inhalt schnell zu verkaufen, oder Branntwein daraus zu brennen. Die Fruchtbarkeit des Bodens bietet der Unerfahrenheit seiner Bearbeiter, der Tyrannei der Pächter und Eigenthümer Trotz. Die kleine Walachei besonders, und das benachbarte Bannat sind ein irdisches Paradies, ein wahres gelobtes Land. Der Boden bedarf keiner Kultur, das Vieh keiner Pflege; Alles gedeiht von selbst. Läßt man sich von den Frauen, die an der Spindel spinnend, ihre Ziegen hüten, Milch aus dem strotzenden Euter eines ihrer Thiere melken, und gibt sie, die Zahlung verweigernd, der Frau zurück, so gibt diese, ohne darüber ärgerlich zu werden, der Ziege die Milch zu trinken, überzeugt, daß sie wieder dorthin zurückkehre, wo sie herkam.

Aberglaube, Sitten und Gebräuche des Landes tragen ganz das Gepräge dieser üppigen Natur. Der Charakter von Trauer und Schwermuth, der Folge ihrer Institutionen ist, wird durch den Reichthum der Natur gemildert; diese ist hier zu lachend, als daß das Elend lästig fühlbar werden könnte. Auch die Gesänge, mit denen diese Menschen alle ihre Arbeiten begleiten, tragen etwas von dem Zauber ihres Himmelsstriches an sich; sie sprossen so üppig empor, wie die Blumen und Früchte dieses Bodens, und erhalten ihre Färbung, wie diese, nicht durch menschliche Willkür, sondern die verborgene, unwiderstehliche Kraft einer schönen, reichen Natur. Ich habe mehrere dieser Volksballaden gehört, und kann der Versuchung nicht widerstehen, zwei derselben hier fast wörtlich zu übersetzen.

Das Mädchen und der Fisch.

Es saß das Mädchen sinnend am Gestade,
Und blickte auf die unbegränzten Wogen.
„Was ist," so sprach sie, „größer als das Meer,
Was dehnt sich weiter aus als Landesfläche?
Was schneller als das Roß durchfliegt die Lüfte,
Was gibt es Süßeres als Honigseim?
Was ist der Schwester theurer als der Bruder?"
Ein Fisch der aus den Fluthen tauchte sprach:
„Der Himmel, thöricht Mädchen, dehnt viel weiter
Als selbst das Meer sich aus; mit mächt'gem Arm
Umschlingt das Meer die Erde, und das Aug'
Ist schneller als der schnellste Renner;
Der Honig ist nur Essig gegen Zucker
Und lieber, tausendmal, als ihren Bruder
Ist einem Mädchen der Geliebte."

* * *

Die drei Freuden der Liebe.

Nun hört: Erdelitza Königin pflanzt 'ne Tanne,
Und selbst, mit eigner königlicher Hand
Begoß sie ihren Pfleglinq und vertraute
Des Herzens Kummer dem verschwiegnen Baum.
„O grüne Tanne," sprach sie einst ganz traurig,
„Wachst, werde groß, ich bitte dich,
Daß deine Zweige mit dem Boden kosen,
Und in der Luft dein hoher Gipfel rausche.
Dann lasse mich von Zweig zu Zweige klimmend,
Des fernen Buda's weiße Mauern schau'n,
Wo Jovan, wo der tapfre Jovan weilet!
Blüht er noch kühn und schön in Jugendkraft?
Werd' ich wohl jemals noch den Reigerbusch
Von seinem Kalpack lieblich nicken sehn?
Sein stolzer Renner mit der schwarzen Mähne,
Erhebt er immer noch sein stolzes Haupt?
Ach, daß ich durch die Luft mich schwingen könnte!"
So sprach sie, denn sie glaubt' sich unbelauscht.
Doch bis zum Ban gedrungen war ihr Wort.
Ihr Herr, Gebieter und Gemahl vernahm es:
„Ha, bei dem Himmel! sprich treuloses Weib,
So besser als Erdelitza gefällt Dir Buda?
Und schöner als Dein Gatte ist Dir Jovan?"
Rief er, und zitternd sprach die Königin:
„Nicht schöner als Erdelitza ist Buda,
Jovan nicht schöner, kühner nicht als Du,
Doch war Er meines Herzens erste Freude,
Der erste Strahl der meiner Jugend glänzte,
Aus seinem Blick lernt' ich die Liebe kennen.
Mein Becher war zuerst von Blumen voll,
Dann war er bis zum Rand mit Wein gefüllt,
Und jetzt mit Wermuth nur und bittrer Galle."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Statistische Notiz über die Bevölkerung des Kirchenstaates.

(Schluß.)

Die „Revue Britannique" hat früher schon, bei einem zwischen dem englischen Klerus und jenem der übrigen Völker der Christenheit aufgestellten Vergleiche behauptet, daß im Allgemeinen die Einkünfte der Geistlichkeit in Italien am geringsten und zugleich am zweckmäßigsten vertheilt seyen. Als Beweis für die Richtigkeit obiger Behauptung lieferte sie neuerlich das hier folgende Verzeichniß der verschiedenen Diöcesen des ehemaligen Departement de Rome, deren Zahl sich auf 22 belief, nebst Angabe ihrer Volkszahl und der Einkünfte ihrer Dignitarien:

Namen der Diöcesen.	Bevölkerung.	Einkünfte nach Franken.
Rieti	30,000	12,000
Narni	16,000	8,000
Sabine a Magliano	18,000	1,600
Tivoli	22,000	15,000
Palestrina	15,000	2,700
Velletri-e-Ostia	19,000	26,000
Porto-e-Santa-Ruffina	1,000	2,600
Albano	17,000	2,600
Frascati	10,000	25,000
Segnro	8,000	15,000
Terracina	28,000	15,000
Bevoli	55,000	21,000
Matri	15,000	16,000
Ferentino	20,000	32,000
Anagni	14,000	10,000
Viterbo-e-Toscanella	35,000	32,000
Sutri-e-Nepi	18,000	7,000
Bagnarea	11,000	8,000
Montefiascone-e-Corneto	15,000	32,000
Civita Castellana e Galera	28,000	25,000

Hiezu kamen noch die Abteien, genannt Nullins, welche unabhängige Diöcesen bildeten:

San-Salvatore-Maggiore	8,000	16,000
Subiaco	18,000	24,000

Die Bisthümer Velletri-e-Ostia, Porto-e-Santa-Ruffina, Sabine, Albano, Frascati und Palestrina werden Suburbani genannt, und nur an Kardinäle verliehen. Die beiden ersten gehören immer von Rechts wegen dem Dekan und Unter-Dekan des heiligen Kollegiums. Die Bischöfe selbst wurden durch zahlreiche Kapitularien in ihren Funktionen unterstützt; daher sich in Rom allein 13 Domkapitel befanden, deren Totaleinkommen sich jedoch nicht höher als auf 525,000 Franken belief, welche unter mehr als 1000 Geistliche vertheilt jedem nur eine geringe Summe abwarfen.

Das Einkommen eines Pfarrers in Rom stieg im Jahre 1810 selten bis zu 1200 Franken, und war meistens nur 520 Franken. Wenige kasuale Einnahmen und der Ertrag ihrer Messen mußte die Mittel ihrer Existenz kompletiren.

Der ordentliche Klerus zählte im Jahre 1810 in Rom 119 Klöster mit 1,465 Ordensbrüdern, unter welchen mehr als ein Drittheil Bettelmönche waren. Das Kloster Santa Maria Concezione a Capo le Case hatte 131, jenes von San-Francisco a Ripa 105 Bettelmönche. Die begüterten Klöster zählten ungefähr 1000 Individuen, und besaßen 950,000 Franken Einkünfte, also 950 Franken auf jeden Kopf.

Außerhalb Roms befanden sich zur selben Zeit 210 Mönchsklöster, mit 1733 Ordensbrüdern, worunter ebenfalls ein Drittheil Bettelmönche. Alle diese Klöster waren arm, mit Ausnahme der Karthäuser von Trisulti bei Alatri, welche aus liegenden Gründen einen Ertrag von 96,000 Franken bezogen, und der Benediktiner von Santa-Scolastica, deren Einkommen 48,000 Franken betrug. Die ganze Anzahl sämmtlicher Klostergeistlicher belief sich auf 3196.

Die Zahl der Frauenklöster betrug in Rom 26, in welchen sich 1151 Nonnen befanden. Ihr Einkommen war im Allgemeinen gering. Die reichsten waren jene von San-Dominico-e-Sisto, mit 67,000 Franken, und von San-Silvestro in Capite, mit 47,000 Franken Einkünfte. Außerhalb Roms zählte man 73 Frauenklöster, mit 1526 Nonnen. Diese Klöster enthielten also insgesammt 2657 Nonnen.

Rekapitulirt man nun Alles, was die geistliche Bevölkerung dieses ehemaligen Departements betrifft, so findet man im Jahre 1810:

Bischöfe und Aebte mit bischöflichen Rechten	22
Domherren und andere Kapitularen	1,800
Pfarrer	665
Vikarien und Hülfspriester	1,575
Ordensgeistliche in Klöstern	3,196
Klosterfrauen	2,657
Summe	9,914

Vor der unglücklichen Epoche des Jahres 1797 besaß die Geistlichkeit in der Ausdehnung dieses Departements, in beweglichen und unbeweglichen Gütern ein Kapital von ungefähr 78 Millionen Franken, und zur selben Zeit betrug die Totalsumme aller geistlichen Güter im ganzen Umfange der päpstlichen Staaten 214 Millionen Franken. Nebst dem bezog der Klerus aus dem öffentlichen Staatsfonds ein jährliches Einkommen von 800,000 Franken.

Vermischte Nachrichten.

Vor das Polizeigericht der Union-Hall in London wurde in den jüngstvergangenen Tagen ein Mann, Namens Butcher, gebracht, der auf der Straße betroffen worden war, wie er an einer Stange einen Zettel trug, auf dem mit großen Buchstaben zu lesen war: „Sieg des Volkes." Darunter sah man die Königin zu Pferde und die Ueberschrift: „Die Frau, die das Roß Souverain reitet." Der Träger dieser Standarte verkaufte ein ungestempeltes Blatt, das den Titel führte: „John Bulls politische, satyrische und humoristische Galerie," weßhalb er vor Gericht gezogen wurde. Als Titelsignette sah man auf dieser Flugschrift einen Mann und eine Frau, die sich um ein Paar Hosen schlugen, die jener ausgezogen zu haben schien. Auf Seite des Mannes kämpfte Lord Grey und der Lordkanzler, auf Seite des Weibes die Herzoge von Wellington und Cumberland. Der gedruckte Theil des Blattes enthielt eine Rede, die in einer der politischen Versammlungen gehalten worden war, und die feierliche Erklärung der Union von Birmingham. Da der Polizeibeamte im Knopfloche Butcher's ein dreifarbiges Band erblickte, so fragte er ihn, was Dieß zu bedeuten habe. Der Angeklagte antwortete, daß Dieß das Erkennungszeichen der Reformfreunde sey, worauf der Polizeibeamte ihm bedeutete, daß der Verkauf ungestempelter Blätter verboten, daß seine Karrikaturen unanständig seyen, und daß er, wenn er noch ein Mal dergleichen Flugschriften verkaufe, mit Gefängnißstrafe belegt werden würde. Butcher erklärte sich bereit keine mehr zu verkaufen, wenn es ungesetzlich sey, und überließ den Rest seiner Blätter dem Gericht für einen Schilling.

*

Französische Blätter geben von der Cholerafurcht, die in Frankreich an manchen Orten herrscht, folgende erbauliche Geschichte: Ein aus Paris vor der Cholera entflohener Mann kam mit der Post nach Joigny, wo er von allen Symptomen der schrecklichen Krankheit befallen wurde. Man brachte ihn in das dortige Spital, die Aerzte eilen herbei und verordnen, nach Magendie's Heilmethode, Punsch und Reibungen. Das Getränke wird bereitet; allein als man zu den Reibungen schreiten soll, flieht Alles entsetzt davon, und selbst die barmherzigen Schwestern flüchten und verschließen sich in ihre Zellen. Man sah sich genöthigt, zwei freigelassene Galeerensklaven die Reibungen vornehmen zu lassen. Kaum befanden sie sich aber allein bei dem Kranken, als sie sich über den Punsch hermachten und ihm so wacker zusprachen, daß man am andern Morgen die Fenster des Zimmers offen und die beiden saubern Krankenwärter betrunken und fast eben so regungslos als den Fremden findet, der schon lange verschieden war.

*

Zu Boulogne sur la Mer wurde jüngst ein riesengroßer Mann, der in Wachsleinwand gekleidet und an Händen und Füßen mit schweren Ketten beladen, vor einer Feldkapelle mit dem Gesichte auf dem Boden liegend betroffen wurde, als verdächtig gefänglich eingezogen. Aus seinem Verhöre ergab sich, daß es ein Irelander war, der auf einer Pilgerfahrt nach Rom begriffen, zur Buße für seine Sünden, sich die Kettenlast aufgeladen hatte.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 166. 14 Junius 1832.

Die Gründung eines neuen Staates in Nordamerika.

Zweite Skizze.

In der vorhergegangenen Skizze sahen wir den jungen Staat von Stufe zu Stufe die Leiter der gesellschaftlichen Entwicklung emporsteigen; wir sahen die „Squatters" oder ersten Ansiedler auf den „Indian trader" oder kaufmännischen Jäger folgen, und den Pflanzer an die Stelle des Squatters treten. Das Gebiet ist abgemarkt, die Regierung hat sich gebildet, die Städte bevölkern sich nach und nach. Der Boden, den einst kaum der Fuß eines Wilden berührte, ist mit emsigen Bürgern bedeckt. Der Pflanzer, der nun die Früchte des civilisirten Lebens zu genießen anfängt, wird berufen, auch die Pflichten desselben zu übernehmen. Der Gerichtshof will seine erste Sitzung halten, die Geschworenen werden einberufen, und der Pflanzer ist einer derselben. Der Scherif langt bei ihm an, um ihm den Gerichtstag anzusagen, und bei ihm zu Mittag zu speisen. Noch besteht kein Justizgebäude (Court house). Der Richter, der gewöhnlich ein Mann von Verdienst ist, bei diesem Zustande der Gesellschaft aber manchmal auch der ausgeschossene Niederschlag anderer Gerichtshöfe, wählt die große Stube eines Wirthshauses oder einen geräumigen Speicher zum Sitzungssaale. Nicht selten nimmt der Gerichtshof in einem Magazine auf Brettern, die über Fässer gelegt werden, seinen Sitz. Eine Woche solcher gerichtlichen Verhandlungen ist für die Wirthe des Ortes eine Goldgrube. Das Volk strömt auf fünfzig Meilen in die Runde herbei, theils in Geschäften, theils aus Neugier. Die Zeit der Sitzungen wird von Jedem, der für die Bedürfnisse des Publikums thätig ist, benützt, seine Waaren feil zu bieten. Der Eine bietet seine Neger zum Verkaufe aus, der eine führt seinen zierlichen Hengst zur Schau, die Advokaten suchen Klienten, die Aerzte Patienten.

Der Scherif eröffnet den Gerichtshof, und ruft die Parteien vor; auf zwei Brettern sitzt eine Reihe von vier und zwanzig freien Männern, welche den „Grand Jury" bilden. Der Jäger, Hemd und Hose von Leder, und mit einem Bart, den vier Wochen schon kein Scheermesser berührte; der Squatter im Strohhute und in Zeug gekleidet, das die Hand seiner Frau gesponnen hat; der Krämer mit seiner Ladenfreundlichkeit; neben den rauhen Zügen des schwarzen Schmides der erst neulich angekommene reiche Pflanzer; alle Handwerker und Stände sind durch einander gemischt, und bilden das Publikum dieser Verhandlungen. Die Stille ist endlich hergestellt, die Advokaten halten ihre Vorträge, mit mehr oder minder vielem Talente, wie es allerwärts der Fall ist; der Richter faßt die Verhandlungen wieder zusammen, mit einer Würde, als säße er in Westminster, und die Entscheidungen fallen nicht schlechter aus, als irgendwo in einem marmorenen Gerichtssaale. Am Abende vertagt sich der Gerichtshof auf den andern Tag, und die Advokaten haranguiren das Volk in den Wirthshäusern mit der Gerechtigkeit ihrer Sache.

Die Zeit, wo Gericht gehalten wird, benutzen gewöhnlich auch Diejenigen, die als Abgeordnete zum Kongresse gewählt zu werden wünschen, um sich dem Volke vorzustellen. Sie und ihre Freunde suchen die Gunst der Menge durch alle erdenklichen Ueberredungskünste, oder auch durch Schliche und Ränke zu erlangen. Auf die bei dieser Gelegenheit gehaltenen Reden folgen Wortwechsel, die meistentheils Abends, wo man sich heiser gestritten, und den trockenen Mund mit einem Glase über den Durst angefeuchtet hat, mit einer Prügelei zu Ende gehen. Jeder Kandidat läßt es sich natürlich nicht nehmen, seine Freunde zu bewirthen. Uebrigens muß man die Wahlen eigentlich auf dem Lande vor sich gehen sehen. Schon mehrere Monate zuvor sind die Kandidaten und ihre Freunde auf den Beinen, machen von Haus zu Haus ihre Besuche, schmeicheln, schwärzen an, geben Erläuterungen und Zusicherungen, wobei sich jedoch, nebenbei gesagt, die Freunde noch mehr Mühe geben, als die Bewerber selbst. Der Gouverneur hat durch öffentliche Bekanntmachung den Wahltag ausgeschrieben, und das Land in „Precincts" (Wahlsprengel) abgetheilt; wo er in jedwedem ein im Mittelpunkte gelegenes Haus den Wählern zur Versammlung bestimmt, und drei Wahlaufseher ernennt. Diese drei Männer kommen an bestimmten Tagen zusammen, und schwören, indem sie die Bibel küssen, ihres Amtes treu und redlich zu warten; dann setzen sie sich um einen Tisch neben einem Fenster, eine alte Zigarrenkiste mit einem Loche im Deckel stellt die Wahlurne vor, und ein Blatt Papier und ein Schreibzeug bilden die ganze Kanzelei. Jeder Wähler tritt außen an das Fenster, gibt seinen Namen an, der auf das Blatt Papier gesetzt wird, legt seinen Stimmzettel in die Zigarrenkiste und geht seines Wegs. Wenn den Wahlaufsehern über die Eigenschaften des Wählers, etwa in Bezug auf sein Alter oder seinen Wohnort, Zweifel aufstoßen, so lassen sie es ihn mit einem Eide erhärten. Innerhalb des Wahlhauses geht Alles in gehöriger Ordnung vor sich; nicht so ist es außerhalb desselben. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Zustand der Wissenschaften in Italien.

(Fortsetzung und Schluß.)

Es würde zu weit führen, wenn wir alle Gelehrte aufzählen wollten, die sich in Turin mit Erfolg den physischen und mathematischen Wissenschaften gewidmet haben. Man kennt die schönen Arbeiten Avogadro's über die atomistische Physik, und die des Cisa de Gresy über die Störungen der Planeten und in verschiedenen Zweigen der Analyse. Colla ist zugleich ein gelehrter Advokat und ausgezeichneter Botaniker. In seinem Garten zu Rivoli findet man die seltensten Pflanzen beider Kontinente, von denen er, wie sie zur Blüthe gelangen, Beschreibungen herausgibt. Die Naturgeschichte hat unlängst einen Verlust an Bonelli erlitten, der eines wohlverdienten Rufes genoß. Joubert hat mit Erfolg seine großen chemischen Kenntnisse der Kunst zugewendet und Cantu machte sich durch Entdeckung der Jodine in den Mineralquellen berühmt. Der Major Omodei bewahrt auf würdige Weise in der Artillerie, was ihm sein Vorgänger Papacino degli Antoni hinterlassen hat. Mosca schuf eines der schönsten Baudenkmäler der neuern Zeit in der prachtvollen Brücke über die Dora, und Rolando, dessen Verlust die Wissenschaft erst seit Kurzem bedauert, brach durch seine Untersuchungen über die Physiologie des Gehirns den merkwürdigen Entdeckungen Flourens über denselben Gegenstand die Bahn.

Die schöne Literatur wurde in Piemont mit minder glücklichem Erfolge angebaut, als die abstrakten Wissenschaften. Alfieri, Denina und Baretti, obgleich Piemontesen, übten doch nur wenig Einfluß auf ein Land aus, das sie verließen, bevor sie noch ihren Ruhm begründet hatten. Caluso jedoch führte ein tieferes Studium der griechischen Literatur und der orientalischen Sprachen ein, und Vernazza, ein Mann von einer umfassenden Gelehrsamkeit, lenkte die Köpfe zu genaueren positiven historischen Untersuchungen. Während gegen Ende des verflossenen Jahrhunderts die alte italienische Literatur so in Vergessenheit gerathen war, daß man sich bemühte, nur ausländische Worte und Sprachwendungen nachzuäffen, erwarb sich Napione das Verdienst, als Einer der ersten die Stimme erhoben, und der Sprache Dante's und Petrarcha's das Wort geredet zu haben, indem er den Italienern rieth, doch wenigstens in den Worten noch sich eine Nationalität zu bewahren. Caluso gründete eine Schule, aus der Peyron, Boucheron und andere ausgezeichnete Gelehrte hervorgegangen sind. Peyron, der für einen der ersten Hellenisten in Europa gehalten werden kann, hat mit gründlicher Gelehrsamkeit und seltenem Scharfblick die griechischen Denkmäler des schönen ägyptischen Museums in Turin erläutert und Italien sieht seiner Uebersetzung des Thukydides entgegen, an der er schon zehn Jahre arbeitet, so wie seinem koptischen Wörterbuche, der Frucht seiner tiefen Bekanntschaft mit den orientalischen Sprachen. Boucheron, ein Mann von großer klassischer Gelehrsamkeit, hat das Verdienst die Sprache des Cicero mit einer Geläufigkeit zu schreiben, als ob er zu Augustus Zeiten geboren worden wäre.

In Piemont bildete sich eine historische Schule, an deren Spitze Botta genannt werden muß, der sich zwar schon seit dreißig Jahren in Frankreich niedergelassen, aber einen großen Einfluß auf sein Vaterland ausgeübt hat. Karl Botta folgte der französischen Armee nach ihrem unglücklichen Feldzug von 1799 auf ihrem Rückzuge. Unter dem Kaiserthum war er Mitglied des gesetzgebenden Körpers und in dieser Zeit gab er seine Geschichte des amerikanischen Befreiungskrieges heraus, wodurch er seinen Ruhm begründete. Nach der Restauration wurde er zum Rektor der Universität Rouen ernannt, aber von dem Ministerium Villèle, das ihn von allzu unabhängigem Charakter fand, abgesetzt. Im Jahre 1824 ließ Botta seine Geschichte Italiens vom Jahre 1789 bis 1814 erscheinen. Dieses Werk, von allen Parteien angefochten, machte in Italien solches Glück, daß in Toskana allein zwölf Auflagen davon gemacht wurden. So sehr die Geschichte von Italien die Buchhändler bereicherte, so wenig trug sie ihrem Verfasser ein, wie Dieß jenseits der Alpen stets zu geschehen pflegt, und Botta war nahe daran, sich in eine unangenehme Lage versetzt zu sehen, als sich eine Gesellschaft, die in Italien ohne Beispiel ist, mit dem Zwecke bildete, den Geschichtschreiber zur Fortsetzung des Guicciardini bis auf das Jahr 1789 zu ermuntern. Hundert Subskribenten machten sich anheischig, 60,000 Fr. zusammen zu schießen, durch die Botta für seine Arbeit entschädigt und die Druckkosten gedeckt werden sollten. Botta hat gegenwärtig das ihm übertragene Werk vollendet und die Fortsetzung der Geschichte des Guicciardini wird noch vor Ende dieses Jahres in zehn Bänden erscheinen. Der neue König von Sardinien bezeichnete den Antritt seiner Regierung dadurch, daß er von freien Stücken Botta eine Pension bewilligte, ihn zum Kommandeur seiner Orden ernannte, und ihm seine Stelle bei der Akademie zurückgab, die er im Jahre 1814 wegen politischen Verhältnissen niederzulegen gezwungen wurde. Botta hat mehrere Söhne, von denen der Eine, der sich bereits durch seine Schriften in der Naturgeschichte einen Namen erworben und eine Reise um die Welt gemacht hat, gegenwärtig in Senaar reist. Offiziere eines amerikanischen Schiffes gaben dem Sohne des Geschichtschreibers ihrer Unabhängigkeit, zu Ehren seines Vaters, vor einigen Jahren, wo sie mit ihm im stillen Ozean zusammentrafen, ein glänzendes Fest; beinahe gerade bei den Antipoden von Turin.

Dem Eifer und den Talenten mehrerer junger piemontesischer Gelehrten verdankt man wichtige Beiträge zur neuen Geschichte Italiens. Der Graf Cäsar Balbo, dessen Vater, Präsident der Akademie der Wissenschaften von Turin, sich als Schriftsteller und Diplomat auszeichnete, ist bereits durch seine Uebersetzung des Tacitus, durch die Erzählungen eines Schullehrers ehrenvoll bekannt, und gab vorläufig zwei Bände einer Geschichte Italiens heraus, deren Fortsetzung die gelehrte Welt mit großer Erwartung entgegensieht. Der Chevalier Sauli, der große Reisen in der Türkei machte, schrieb eine vortreffliche Geschichte der genuesischen Niederlassungen in der Levante. Manno verdankt man eine Geschichte Sardiniens und della Marmora die Beschreibung einer Reise in diesem Königreiche. Der Graf Sclopis beschäftigte sich mit der Geschichte der Herrschaft der Longobarden in Italien; Gazzera mit der Untersuchung der Alterthümer Piemont's und Cibrario mit der Herausgabe historischer Dokumente, wodurch alle drei unter den Schriftstellern ihres Landes ausgezeichnete Namen erworben haben. Der unlängst erfolgte Tod des Sekretärs der Akademie der Wissenschaften, Grassi, unterbrach

Digitized by Google

die Herausgabe eines großen militärischen Dictionäres, das er nach einem sehr umfassenden Plane begonnen hatte. Provana, Saint-Marsan und andere junge Schriftsteller, arbeiten an geschichtlichen Werken, von denen sich viel für die Wissenschaften versprechen läßt.

Während die Piemontesen so rühmlich in den Wissenschaften und der gelehrten Literatur hervortraten, scheinen sie in Werken der Einbildungskraft und des Geistes weniger fruchtbar, als die übrigen Italiener. Vergebens würde man unter den großen Dichtern und Künstlern Italiens einen suchen, der an den Ufern des Po geboren wäre. Alfieri selbst zeichnet sich mehr durch die Kraft seiner Gedanken und seines Styles, als durch den Reichthum seiner Einbildungskraft oder den Wohllaut seiner Verse aus. Auch fühlte Dieß der Dichter so sehr, daß er Calvi, dessen Gedichte voll Geist und Originalität aber leider im turinischen Dialekt geschrieben, und so in dem ganzen übrigen Italien unbekannt geblieben sind, um sein Talent beneidete. Indeß ist es doch ein Piemontese, Alberto Nota, der fast allein noch die Ehre des italienischen Lustspieles rettet; man verdankt ihm „den Jahrmarkt," „den ehelosen Philosophen" und andere Stücke, die sich den Beifall des Publikums erworben haben. Der Graf Bagnolo verpflanzte mit Glück die Meisterwerke Corneille's auf die italienische Bühne, und ein anderer Piemontese, Silvio Pellico, ist der Verfasser der „Francesca da Rimini," die sich eines glänzenden Erfolges zu erfreuen hatte. Der Beifall mit dem die Italiener dieses Stück aufnahmen, galt wohl auch zugleich als der Ausdruck ihres Mitleides für den jungen interessanten Schriftsteller, der in den Gefängnissen des Spielberges schmachtete. Pellico kehrte nach Piemont zurück, nachdem er neun Jahre im „Carcere duro" gelegen war. In der Einsamkeit seines Kerkers und der Mittel zum Schreiben beraubt, dichtete er dieses Trauerspiel, das er erst kurz nach seiner Befreiung niederschrieb. Seine Freunde wollten dieses Stück zum Besten des unglücklichen Verfassers in Druck geben; allein die italienische Apathie hat dieser patriotischen Anforderung schlecht entsprochen.

Außer der Universität zu Turin besteht in Piemont auch eine Hochschule in Genua, die auf ihren Lehrstühlen ausgezeichnete Gelehrte zählt. Mojon, der hier Chemie lehrt, ist einer von jenen Italienern, die Oersted in der Entdeckung des Elektro-Magnetismus vorgearbeitet haben. Der Professor der Botanik Viviani hat eine treffliche Flora von Lybien und Cirenaika herausgegeben. Die dritte Universität des Landes zu Cagliari in Sardinien ist auf dem festen Lande allzu wenig bekannt, und doch ist es Cagliari, wo Azuni sein umfassendes Wissen entfaltete. Es ist nicht zu verkennen, daß solche Mittel des Unterrichts einen großen Einfluß auf den Geist einer Bevölkerung ausüben müssen, die ohnehin schon eine Neigung zu ernsten und tiefen Studien hat. Um aber aus diesen Elementen alle Früchte zu gewinnen, die sich davon erwarten lassen, müßte der Volksunterricht seiner Fesseln entledigt und in den Staaten des Königs von Sardinien mehr verbreitet werden. Vorzüglich müßte die Aristokratie, die in Piemont noch in ihrer ganzen alten Macht besteht, die dem Lande nothwendigen und nützlichen Reformen zu fördern suchen, und ihre Reihen, wie die englische Aristokratie, lieber aus den geistigen Superioritäten des Landes ergänzen, statt sich hinter dem dreifachen und dennoch haltlosen Wall ihrer wurmstichigen Pergamente verschanzen. Dann würden auch gewisse Vorurtheile, die nicht mehr unserm Jahrhundert angehören, aus der höhern Gesellschaft von Turin verschwinden, und der Fremde nicht mehr erstaunen, überall die Bildnisse Saluzzo's und Caluso's, die den ersten piemontesischen Familien angehörten, nirgends aber das von Lagrange zu finden. Dann würde auch wahrscheinlich nicht mehr der Fall eintreten, daß man eine Sternwarte errichtete, nicht sowohl der Beförderung der Astronomie wegen, als um in den Sternen die künftigen Geschicke zu lesen. *)

*) Ein alter Kammerherr des Königs Victor Emmanuel versicherte dem Verfasser, daß dieser Fürst, während Piemont von den Franzosen besetzt war, und er sich nach Sardinien zurückgezogen hatte, den größten Theil seiner Zeit mit Astrologen zubrachte, die ihm, wie sich denken läßt, stets mit der Versicherung, daß er bald in seine Staaten zurückkehren würde, trösteten. Aus Liebe zur Astrologie allein habe dann der König nach seiner Rückkehr nach Piemont die Sternwarte bauen lassen, die sich gegenwärtig auf einem der Thürme des Palais Madame befindet.

Verfall des Handelsstandes in London.

Der so vielfältig beneidete Wohlstand des Londoner Handelsstandes folgt seit einigen Jahren einer rückgängigen Bewegung, deren Impuls stets in beharrlicher Richtung an Schnelligkeit zunimmt. Der Geldmangel ist der charakteristische Zug dieser mißlichen Lage; denn es gibt fast kein Handelshaus in London, welches nicht die traurige Erfahrung seines abnehmenden Gewinnstes und seiner zunehmenden Verlegenheiten vor Augen hätte. Die Kapitalisten, oder die Ausleiher auf Hypotheken und Pfänder, entrinnen allein jener gemeinsamen Noth, und dieser Stand der Dinge ist um so beklagenswerther, weil er nicht nur den Müßiggang auf Kosten der Arbeitsamkeit begünstigt, sondern weil er auch den Preis aller industriellen Produktionen immer tiefer drückt, und dadurch den relativen Werth des baaren Geldes noch mehr empor hebt. Die Zahl der Kaufleute, welche in den letzten sechs Jahren aus einer wohlhabenden Stellung in Armuth und Elend verfallen sind, ist leider sehr bedeutend. Man zählt ihrer Tausende, denen früher alle Genüsse des Luxus und die süßen Annehmlichkeiten des „Comfort" zu Gebote standen, und welche jetzt mit der Noth einen Kampf bestehen, der um so schwieriger in einem Lande wird, wo Portowein und türkische Teppiche zu den Nothwendigkeiten des Lebens gezählt werden.

Dieses Mißgeschick hat hauptsächlich die Kaufleute vom West-Ende, dem sogenannten Hauptwohnsitze der fashionablen Welt von London betroffen, wo namentlich der Handel mit Luxuswaaren vorzüglich durch die Wohlhabenheit der vornehmern Klasse unterstützt und gehoben wurde. Aber diese vornehme Welt, oder vielmehr die Aristokratie, bezieht größtentheils ihre Einkünfte von Gütern oder von Minen und andern Erträgnissen aus den Kolonien, und obgleich sie keinen wirksamen Antheil am Handel selbst nimmt, hat sie doch Theil an seinem Gewinnste, und leidet natürlich durch das Herabsinken desselben. Sie steht übrigens in weniger Verbindung mit den Finanziers, welche heutigen Tages das Mark des Landes aussaugen und ihre eigene Wohlbeleibtheit durch die Magerkeit aller Uebrigen zu erhalten suchen.

Die verminderten Einnahmen der Aristokratie üben also einen direkten Einfluß auf den Luxushandel, in welchem die Kaufleute nicht nur wegen geringerer Nachfrage weniger absetzen, sondern auch bezüglich auf ausständige Zahlungen bedeutende Schwierigkeiten erleiden, und endlich durch den herabgedrückten Werth der Waaren ebenfalls in Nachtheil kommen. Wo diese drei Ursachen des Verfalls zusammen wirkten, sind schon die solidesten Häuser zu Grunde gegangen, und sie untergraben täglich noch mit furchtbarem Erfolge die größten Vermögen, welche bisher für unverwüstlich gegolten hatten. Jene Industriezweige, welche sich mehr den einfachen Lebensbedürfnissen nähern, leiden weniger, weil Nachfrage und Zahlung sicherer sind; aber die Maler, die Bijouteriehändler, die Jagdpferde-Verkäu-

Digitized by Google

fer u. d. m., deren Schuldner nie durch Hunger und schwer durch gerichtliche Einschreitung zu zwingen sind, müssen allen übrigen Gläubigern stets weichen und nachstehen.

Der Geldmangel, welchen wir als Urquelle dieser traurigen Verhältnisse bezeichneten, ist zwar in allen Zweigen der Industrie mehr oder minder fühlbar; aber um den Umfang des Uebels besser darzuthun, wollen wir ein Beispiel in einem der mittleren Zweige derselben anführen, welcher sich sowohl an den Luxus, als an Nothwendigkeit und Bedürfniß knüpft, nämlich in dem Buchhandel.

Vor einigen Jahren war es ein Vergnügen, in jenen geräumigen Büchersälen einzutreten, wo sich eine Menge begieriger Menschen zusammendrängte, und wo eine unglaubliche Anzahl prachtvoll gebundener Bücher die Gefache an den Wänden zierten. Mit freudigem Gesichte nahte sich der Eigenthümer dem Fremden, welchem er nicht minder aus Eigenliebe, als um seine Neugierde zu befriedigen mit der Aufzählung seiner literarischen Reichthümer bereitwillig entgegen kam. Fragte man ihn, wie viel wohl alle diese Schätze werth seyn möchten, erhielt man nicht selten zur Antwort: „1,500.000 Franken, mein Herr! oder vielleicht mehr; doch würde ich mich begnügen auch nur die Hälfte davon zu verwerthen; Dieß wäre noch immer genug für Jemand, dessen Wünsche so gemäßigt sind, als die meinigen." — Tritt man dagegen heute in diese großen Hallen, so trifft man zwar noch dieselben Bücher, die nämlichen reich gezierten Gefache, denselben Luxus und gleiche Symmetrie; aber das Gedränge der Menschen hat sich verlaufen, und der Buchhändler schreitet mit gesenktem Haupte, einsam und schweigend in seinen Bücherkatakomben auf und ab. Aus Mitleid muß man sich der Frage enthalten, wie groß der Werth derselben seyn möge, denn längst schon hat er sie mit bedeutenden Rabatten ausgeboten, wartet aber umsonst auf Käufer. Sein Verderben rückt täglich näher, obgleich er sich keine unvorsichtige Spekulation, keine übertriebene oder tolle Ausgabe vorzuwerfen hat; denn — im Gegentheil — seine Industrie war nie wirksamer, und seine Anstrengung nie einsichtsvoller. Er unterliegt einer überlegenen Macht, und sein Vermögen schmilzt wie der Eisblock beim Herannahen des Frühlings.

In dieser Lage befinden sich heute eine Menge Kaufleute, welche vor einigen Jahren noch im Ueberflusse lebten, und deren Reichthümer nur noch ihrer Erinnerung wie ein Traum vorschweben. Der Boden sinkt unter ihren Füßen, und sie haben kein Mittel den Einsturz zu verhindern. Eine so bedauerungswerthe Lage muß nothwendig die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich ziehen.

Die großen kaufmännischen Etablissements, deren Unterhalt täglich bedeutende Kapitalien unwiederbringlich dahinrafft, können weder ihre Geschäfte liquidiren, noch fortsetzen; wohin sie sich wenden mögen, sehen sie nur ihren Untergang, und gedulden sich in der Hoffnung einer bessern Zukunft, deren Perspektive sich aber immer weiter entfernt. Die Chefs großer Häuser können zwar ihre Ausgaben einschränken, ihre Häuser in Maida Hill oder in Bayswater verkaufen, ihre Töchter aus den vornehmen und kostspieligen Erziehungshäusern zurück nehmen, und Das thun sie bereits; aber Wer schafft ihnen Erleichterung gegen den unerschwinglichen Miethzins, gegen die königlichen Taxen und Gemeindeabgaben, gegen alle diese Lasten, welche sie ehemals so leicht errangen, und unter denen sie jetzt erliegen. Doch diese Noth der größern Etablissements greift wie ein Krebsschaden nach und nach immer mehr um sich, und erweitert den Kreis des Elends auch über die kleineren. Bald wird sie in ihrem Ringe die ganze Nation einschließen, wenn die Mittel nicht gefunden werden, der Industrie ein neues Leben zu geben, welche in der konvulsivischen Auszehrung des gesellschaftlichen Körpers zu erlöschen droht.

Die Schauspielhäuser von Paris.

Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache in der Geschichte der Bretterwelt, daß die Zahl der Schauspielhäuser in Paris zu jener Zeit am größten war, wo die französische Nation im fieberhaftesten Zustande lag, im Jahre 1791. Damals gab es in Paris 41 Theater, große und kleine. Das älteste Theater ist das am Palais Royal, das Richelieu erbauen ließ, und wo seine und Corneille's Stücke aufgeführt wurden. Ludwig XIV ließ dieß Theater Molière und seiner Schauspielergesellschaft einräumen, und diese hatte es bis zum Tode des großen Künstlers im Jahre 1765 inne, wo die Oper, deren Privilegium Lulli erhalten hatte, davon Besitz nahm. Die Oper blieb daselbst bis zum Jahre 1781. Neben dem Theater Molière's entstanden noch zwei andere, das Theater du Marais, in der alten Templestraße, und das des Hôtel de Bourgogne in der Straße Mauconseil. Es gab also damals in Paris drei Theater, wo Tragödien und Komödien aufgeführt wurden. Als das Theater des Palais Royal der Oper überlassen wurde, schlug die Gesellschaft, die durch ihr Repertoir, wie durch ihre Künstler über die beiden andern Theater den Vorrang behauptete, ihre Bühne zuerst in der Straße Guénégaud auf, und im Jahre 1768 dem Orte gegenüber, wo heut zu Tage das Café Procope besteht. Die beiden andern Schauspielergesellschaften vereinigten sich dann mit ihr und bildeten, was man bis 1770 die Comédie française nannte. — Spanische Schauspieler kamen mit der Königin Maria Theresia von Oesterreich nach der Vermählung Ludwigs XIV nach Frankreich, mußten aber im Jahre 1672, weil es ihnen gänzlich an Besuch fehlte, in ihre Heimath zurückkehren. Nun trat eine italienische Gesellschaft auf dem leerstehenden Theater des Hôtels de Bourgogne auf, das im Jahre 1697 geschlossen wurde. Der Herzog von Orleans, als Regent des Königreichs, rief jedoch die Italiener wieder zurück. Bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bestanden also in Paris nur drei Bühnen: die Comédie française, die Opera und die Italiener; außer den Jahrmarktsschauspielen von Saint Germain und St. Laurent, aus denen die Opera Comique hervorging, die sich gegen das Jahr 1760 mit der italienischen Komödie vereinigte. In den Jahren, die der Revolution von 1789 vorausgingen, bildete sich unter dem Namen „Theater de Monsieur" eine andere lyrische Bühne, wo man französische und italienische Opern gab. Auch wurden Schauspiele von einigen kleinen Theatern, wie dem der Grands danseurs du Roi, des Audinot, Beaujolais u. s. w. aufgeführt. Alle waren mehr oder minder strengern Beschränkungen zu Gunsten der großen Theater unterworfen. Im Jahre 1791 wurde die völlige Freiheit der Theater ausgesprochen, und eine unglaubliche Anzahl derselben kam zum Vorschein. So das Concert spirituel, in der Straße Faydeau, das Theater der Opera, das italienische Theater, das Theater de la Nation, de la Liberté, Theater de Henry IV, Theater des Variétés, Theater Ambigu Comique, du Cirque, du Vauxhall u. s. w. Alle diese 41 Theater schmolzen nach dem kaiserlichen Edikt von 1807 auf zwanzig zusammen, von denen sich nur neun erhielten: die Opera, das Theater Française, die Opera Comique, das Theater de l'Impératrice, das Vaudeville, die Variétés, das Theater de la Gaité, das Theater de l'Ambigu und das Theater der Porte Saint Martin. Gegenwärtig bestehen in Paris dreizehn. Es müßte Stoff zu interessanten Bemerkungen geben, wenn man die Zahl der Theater zu verschiedenen Zeiten mit der der Einwohner der Hauptstadt, ihren Sitten, ihrem mehr oder minder schauspielslustigen Geschmack und der dramatischen Kunst in derselben Epoche vergliche. Die Geschichte der Schauspielhäuser ist gewissermaßen auch die Geschichte der dramatischen Kunst. Beide sind einem so schnellen und stäten Wechsel unterworfen, daß man die Sage von der Thespis unstät umherziehendem Karren für das Prognostikon des zukünftigen Geschickes der Theater halten möchte.

Die Saint-Simonisten auf ihrem Berge.

Die Saint-Simonisten, die sich in eine ihnen gehörige Wohnung zu Menilmontant zurückgezogen haben, leben dort seit einem Monate in größter Zurückgezogenheit ohne alle Dienerschaft, und verrichten alle häuslichen Geschäfte selbst, fegen und scheuern, klopfen ihre Röcke aus, wichsen ihre Schuhe u. s. w. Alles mit eigenen Händen. Da das Gebäude, das sie zu ihrem klösterlichen Aufenthalte gewählt haben, schon viele Jahre her nicht bewohnt war, so befand es sich, so wie der daranstoßende große Garten, in ganz vernachlässigtem Zustande; letzterer war ganz verwildert und mit Unkraut bedeckt. Die Saint-Simonisten stellten beide wieder her. Sie stehen Morgens fünf Uhr auf, wozu das Zeichen mit einem Horn gegeben wird, und arbeiten, studiren und beschäftigen sich mit den häuslichen Arbeiten bis Nachmittags fünf Uhr, wo sie sich unter Musik und in ihrem vollen Staate (denn sie haben eine Art Uniform angenommen) zu Tische setzen. Abends unterhalten sie sich mit gymnastischen Uebungen. — Indeß scheint ihnen bereits das beschauliche Klosterleben nicht mehr recht zuzusagen, und sie werden im Monate Junius wöchentlich zweimal Besuche annehmen und ihren Freunden ihre Eremitage zeigen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 167. 15 Junius 1832.

Skizzen aus der Walachei.

(Fortsetzung.)

Die Fruchtbarkeit des Landes, diese Segnungen des Bodens und des Klima's stehen im grellsten Gegensatze mit der anarchischen Tyrannei, die das Land zerrüttet. Außer den Ueberfällen, die alle zehn oder zwölf Jahre ganze Bevölkerungen zerstreuen, außer dem Elende, das gewöhnlich die Ungnade eines Hospodars, die Versetzung des russischen Ispravnik (Einnehmers) oder des türkischen Panduren und der öftere Wechsel der Eigenthümer *) über das Land verhängen, sind die Pächter noch durch den Haß der Bauern gegen ihre Unterdrücker, die Griechen und Türken, täglichen Gefahren bloßgestellt. Als Giatani im Kreise seiner Familie den Weihnachtsabend feierte, drang plötzlich eine furchtbare Röthe durch die Fenster, und beleuchtete sein häusliches Fest. Seine viereckigen, häuserhohen Schober von Getreide und Futter standen in Flammen und erhellten die Felder. Man steigt zu Pferde, eilt nach dem eine halbe Stunde entfernten Platze, aber Alles war verbrannt und das Verbrechen blieb ungeahndet. Wie hätte man auch den Schuldigen ausmitteln sollen? Zweitausend Seelen bevölkerten seine Pachtung, Alle waren verdächtig, denn Alle waren seine Feinde.

Solche Fälle kommen häufig vor, und auch die Zigeunerbanden, die das Land durchstreifen, stiften manches Unheil an, wie sie überhaupt eine wahre Landplage sind. Eine Horde von mehr als 60 Männern hatte sich auf den Besitzungen Giatanis gelagert; einer seiner Verwandten, ein junger Mann, Namens Panagiotis, ging mit zwei Bedienten aus, um sie wegzuweisen. Sie hatten sich am Saume eines dichten Waldes, in der Nachbarschaft großer Speicher gelagert, in denen Fässer mit Wein, Getreide, Schafwolle und andere Vorräthe aufgehäuft lagen. Unter dem Schutzdache eines Halbkreises von hohen, dichtbelaubten Bäumen hatte die Horde ihre Zelte aufgeschlagen. Der Grieche richtete seine Schritte nach dem größten derselben, aus dem ein Mann ihm entgegen trat: „Du mußt fort und zwar sogleich, Du und deine Horde," sagte Panagiotis in herrischem Tone zu dem Zigeuner. „Dieser Boden und dieses Dorf," erwiderte dieser demüthig, „gehören dem Bojaren Brancovano. Ihr seyd seine Pächter, ich bin sein Sklave; gönne dem Sklaven einen Ruheplatz auf dem Boden des Herrn." „Du mußt fort, sage ich, ich will es so." — „Ich bin nicht allein, wie du siehst, wir haben Weiber und Kinder, die Zelte sind für die Nacht aufgeschlagen, laß uns nur bis zum Anbruche des Tages ruhen." — „Fort von hier," erwiderte der Grieche heftig, indem er an dem Zeltpfahle rüttelte. Augenblicks erhob der Zigeuner seine Stimme, und rief seinen Gefährten in jener fremdartigen, schleppenden Mundart zu, die mit vielleicht ursprünglich phönicischen Worten untermischt ist, die man jedoch auch im Altgriechischen findet. Auf diesen Ruf stürzten fünf bis sechs nackte Weiber aus den Zelten, und hielten dem Griechen ihre neun bis zehn Monate alten Kinder entgegen, deren braune, volle Gesichter den fremden Mann anlächelten. Dieser bestand jedoch auf seinem Willen, und nun schwang eine der Frauen ihr Kind gleich einer Peitsche, und wollte es dem Griechen um den Kopf schlagen, der jedoch dem Schlage auswich, und sich, von nackten Weibern und Kindern, Hunden, Schweinen und Ziegen verfolgt, flüchtete.

Thiere und Menschen, Alles lebt und wohnt unter den Zigeunern gemeinschaftlich, und nährt sich gegenseitig ohne Unterschied der Race; der junge Hund hängt am Mutterschweine, das Ferkel an der Hündin, die Ziege am Schafe, das Kalb an der Stute, und bildet so eine widrige Vermischung, in der man nur mit Mühe die entarteten Racen unterscheidet, worin aber die Griechen, bei ihrer besondern Vorliebe für wunderbare Sagen, den Renner Alexanders, Bucephalus, das Pferd mit dem Ochsenkopfe, wieder zu finden glauben. In ihren Wohnungen, den Zelten, zu denen sie den Stoff aus der Wolle ihrer Heerden selbst weben, und die diese nomadischen Banden überall mit sich führen, haben Weiber und Kinder keine andere Hülle, als ihre langen und dichten schwarzen Haare; wozu auch Kleidung, wenn man wie sie, gleich den Elementen wild und grimmig, Mann gegen Mann mit den Elementen kämpfen kann. Das Weib kommt auf dem Schnee nieder, und legt den Neugebornen auf dieß kalte Bett; er schreit, wird blau, schwarz, was thut es? er kann höchstens sterben, und wenn er stirbt, war er nicht Sklave? „Desto schlimmer für den Herrn," sagt die Mutter. Man verbreitet über dieses verachtete Nomadenvolk die abgeschmacktesten

*) Die Bojaren, ein entarteter, zügelloser Adel, der seine Zeit in Bucharest mit Intriken und von einem übertriebenen Luxus umgeben, zubringt, und oft unermeßliche Besitzungen im Spiele verliert.

Digitized by Google

Sagen: sie stehlen, wie behauptet wird, Kinder, tödten jene, die sich nicht wehren können, und essen ihr Fleisch.

(Schluß folgt.)

Die Gründung eines neuen Staates in Nordamerika.

Zweite Skizze.

(Schluß.)

Der Wald füllt sich bald mit Pferden und Wagen. Die Wähler langen schaarenweise an, lachend und singend, manchmal noch vom Morgentrunke her etwas angestochen, indem sie sich gegenseitig aufmuntern, ihren Kandidaten nicht fallen zu lassen. Die Bewerber selbst kommen ihnen mit ihren Freunden entgegen, überreichen ihnen schon ganz fertige Wahlzettel, manchmal sogar gedruckte, und tragen keine Scheu, sich ihrem Spott und ihren Beleidigungen auszusetzen. Jeder Ankommende wird gefragt, Wem er seine Stimme geben werde, und wird je nach seiner Antwort mit Beifall oder Gezisch empfangen. Stellt sich ein einflußreicher Mann am Wahlfenster ein, um seine Stimme zu geben, wobei er gewöhnlich in einer kleinen Rede seine Meinung und seine Gründe dafür ausdrückt, so legt sich der Lärm einen Augenblick, und seine Meinung gewinnt manchmal Anhänger. Indeß geht der Whiskey im Kreise herum, und Abends ist fast Niemand, der seinen Beinen mehr zutrauen möchte, als seinem Kopfe, und selten legt das souveräne Volk seine Macht nieder, ohne ein allgemeines Faust- und Prügelgefecht, wobei keiner den andern kennt und Jeder, der noch seinen Wagen erreichen kann, sich wohl hütet, seine Haut ins Spiel zu bringen. Nachdem man sich nach Herzenslust gebalgt hat, sucht Jedermann sein Lager auf. Die Wahlaufseher öffnen die Stimmzettel und schicken das Resultat derselben nach der Hauptstadt. Am andern Tage sind Prügler und Geprügelte wieder die besten Freunde, als wenn nichts vorgefallen wäre, da Jeder von Kindesbeinen auf gelernt hat, vor der Majorität die Segel zu streichen. Vox populi vox Dei ist dort zu Lande eine absolute Wahrheit. Es ist noch zu bemerken, daß die öffentlichen Interessen unter diesen Tumulten nicht zu leiden haben, weil Jedermann, ehe er noch an den Stimmkasten tritt, schon lange vorher seine Wahl getroffen hat, und nüchtern oder betrunken dabei bleibt. Die Bewegung, die durch eine Wahl unter dem Volke hervorgebracht worden ist, legt sich äußerst schnell; am Abende zuvor war Alles voll Aufregung und Getümmel, am andern Tage ist keine Rede mehr davon. Um die Würde eines Kongreßmitgliedes bemüht man sich unter allen Stellen des „Territory" am meisten; denn außer den Vortheilen, die sie gewährt, wie z. B. den Winter unter den Vergnügungen der Hauptstadt und in der besten Gesellschaft zuzubringen, die persönliche Bekanntschaft von Allem, was die Union Ausgezeichnetes hat, zu machen; ist auch der Einfluß eines Kongreßmitgliedes auf die Wohlfahrt seines Territoriums von unbeschränkter Ausdehnung. Man zieht ihn amtlich über alles zu Rath, was auf seinen Distrikt Bezug hat, und meist werden die Stellen nach seinem Gutachten besetzt. Auf seine Verwendung erhält das Volk, oder schmeichelt sich wenigstens so, Straßen, Kanäle, Postämter, Veränderungen der Gerichtssprengel, unentgeltliche Verleihung von Ländereien zum Bau von Städten, neue Brücken, die Bestätigung eines Gesetzes oder die Verwerfung eines andern. Je nachdem der Abgeordnete mehr oder minder glücklich war, die Wünsche des Volkes zufrieden zu stellen, hat er auch Hoffnung nach Verlauf von zwei Jahren wieder gewählt zu werden.

Im ersten Jahre hat der Pflanzer seine Lebensbedürfnisse, seine Geräthschaften und Alles, was er zur Bekleidung seiner Neger bedarf, mit sich führen müssen; nicht so ist Dieß in den folgenden Jahren. Schiffsladungen der vorzüglich nothwendig erachteten Gegenstände werden von den Seestädten auf den ungeheuren Strömen und Kanälen, von denen Amerika wie mit einem Netze überspannen ist, abgesendet; in den neu angelegten Städten Waarenniederlagen begründet und daraus unendlicher Gewinn gezogen, da alle Waaren zu zwei- und dreifachen Preisen abgesetzt werden. Die ersten Sendungen bestehen in Lebensmitteln, wie eingesalzenes Rindfleisch, Schweinefleisch und Fische, Schinken, Butter, Speck, Mehl, gebrannte Wasser, Kleidungsstoffe für die Familien und Neger, Töpferwaaren, Schmidewaaren, Pferdegeschirr, kurze Waaren, Apothekerwaaren u. s. w. Alles dieß wird in demselben Laden durch einander und von derselben Person verkauft. Der Kaufmann, der gewöhnlich ein an dem Geschäfte betheiligter Kommis irgend eines großen Handelshauses aus dem Norden ist, hat seine Familie bei sich, die durch ihren Anstand und ihre Kleidung gewöhnlich einen vollkommenen Gegensatz zur übrigen Bevölkerung bildet. Die „Lawyers" und Rechtsgelehrte, Advokaten, Prokuratoren, Notare, denn unter dieser Benennung sind alle diese verschiedenen Geschäftszweige begriffen, langen ihrerseits auch an; das Land ist voll armer Schlucker, die kein Auskommen finden, und doch eine gewisse Erziehung genossen haben. Diese verlegen sich ganz allein auf das Gesetzstudium, während sie nebenbei im Heere, oder im Laden oder in einem Wirthshause, einstweilen ihren Unterhalt zu verdienen suchen; haben sie es endlich so weit gebracht, eine Prüfung zu bestehen, so melden sie sich und treten ihr neues Geschäft an. Zuvor war das Land noch zu arm und bot den Gaunerkniffen noch keine erkleckliche Beute, und bald nachher wird der Fortschritt der gesetzlichen Ordnung ihnen das Handwerk legen. Aber die Zeit zwischen diesen beiden Epochen ist es, wo das Territorium Landstreichern, Bankerotierern, Agioteurs jeder Art zur Beute wird, die sich aus allen Theilen der Union hier zu einer Zusammenkunft verabredet zu haben scheinen. Hier nur ein Wort von einer Art Leute dieses Gelichters, die nur allzuhäufig vorkommt. Agioteurs haben die Titel von Gebietserwerbungen der ersten Ansiedler fast umsonst an sich zu bringen gewußt, manchmal auch falsche Titel geschmidet oder mit Indianern Länderkäufe abgeschlossen, die durch das Gesetz verboten und daher an sich schon null und nichtig sind. Dann lassen sie sich schön illuminirte Plane ihrer angeblichen Besitzungen ausfertigen und wenn ihre Rechtstitel nicht ganz klar sind, so findet sich schon ein gutwilliger „Lawyer," der ihre Rechte handgreiflich zu Faden schlägt. Mit diesen trügerischen Urkunden versehen, begeben sie sich nach jenen Gebietstheilen, wo die Auswanderungen ursprünglich begonnen haben, und vertauschen dort ihre Mondbesitzungen gegen gutes gangbares Eigenthum jeder Art. Man kann sich kaum einen Begriff machen von den Ränken und Schwänken dieser gewandten Gauner und von dem Schaden, den sie anrichten.

Digitized by Google

Es ist ein Glück zu nennen, daß die Blüthenzeit dieser Gaunerbanden nur von kurzer Dauer ist. Die Bevölkerung nimmt mit jedem Tage zu, die bürgerliche Gesellschaft gewinnt mit jedem Tage festeren Bestand und stößt die schädlichen Stoffe, die sich in ihren Organismus eingedrängt haben, aus. Fast überall beginnt das eigentliche gesellschaftliche Leben mit öffentlichen Festen. Der 4 Julius, der Tag, wo die Unabhängigkeit Nordamerika's ausgesprochen wurde; der 22 Februar, Washingtons Geburtstag; der 8 Februar, der Jahrestag der Schlacht von Neu-Orleans, bieten hiezu Gelegenheit. Einige Zeit vorher wird eine öffentliche Versammlung in ein Wirthshaus zusammenberufen. Es wird ein Präsident und ein Sekretär — denn Alles geht dort in gehöriger Form vor sich — durch allgemeinen Zuruf ernannt. Ein Redner stellt den Antrag, den Tag feierlich zu begehen und erläutert, warum. Dann macht ein anderer die Motion, ein Diner zu veranstalten; der Vorschlag wird bestritten, weil es an einem Gelasse fehlt, das geräumig genug wäre, Alle, welche Theil nehmen wollen, zu fassen. Ein Dritter schlägt ein „Barbacue," Gastmahl unter freiem Himmel, vor; unterstützt, angenommen; ein Vierter, daß bei dieser Gelegenheit eine Rede gehalten werden solle; angenommen. Einem fällt es auch ein, auf einen Ball anzutragen; allein es gibt in der Stadt nur drei tanzfähige Frauenzimmer; gäbe es vier, so ginge die Motion durch. Dann ernennt die Versammlung einen Redner, ein Festkomité und trennt sich. Die Verhandlungen, von Präsident und Sekretär gehörig beglaubigt, werden in die Zeitung der Stadt — denn sie hat bereits ein Wochenblatt — eingerückt, zu großer Freude des Druckers, der zugleich Redakteur ist, da es ihm nicht selten an Material gebricht, sein Blatt zu füllen. Am bestimmten Tage versammeln sich die Bürger und begeben sich in feierlichem Zuge nach der Kirche oder ins Wirthshaus oder ins Court-house oder nach einem Kornspeicher, je nachdem es des Ortes Gelegenheit ergibt, wo die Rede gehalten wird, die gemeiniglich gut und beredt ausgearbeitet ist. Der Mensch steht hier in beständigem Gegensatz mit seinen Umgebungen. Von da begibt man sich unter die Bäume, wo ihrer ein gebratener Ochs und einige Schweine harren. Die Kosten werden durch Subskription gedeckt, und die ausgebrachten Toaste zeugen von der politischen Gesinnung des Volkes.

Im folgenden Jahre wird abermals Barbacue und Rede, aber auch Ball gehalten. Auch der Ball wird auf Subskription gegeben. Das Court-house ist zu diesem Ende eingerichtet worden. Die Bank, auf der an Gerichtstagen der Richter zu thronen pflegt, nimmt heute ein alter Neger ein, der die Geige schabt, zwei kleine Negerinnen spielen die Handtrommel und den Triangel; Unschlittkerzen beleuchten den Saal; allein die Frauenzimmer sind eben so schön und eben so modisch gekleidet, als das schöne Geschlecht in Neu-York. Der Pflanzer hat seinen groben Jagdkittel abgelegt, und aus dem Koffer einen blauen Frack hervorgeholt, den er zu andrer Zeit und an andern Orten trug, und sein Benehmen ist bei dieser Gelegenheit das der besseren Gesellschaft. Die Mängel der Musik und anderer zu einem Festballe gehöriger Dinge erhöht nur die Munterkeit der Tänzer.

Inzwischen sind mehrere Versammlungen des gesetzgebenden Körpers einander gefolgt, und jedes Jahr sah die Zahl seiner Mitglieder vermehrt. Die Regierung hat Bestand gewonnen, und in jeder Grafschaft haben sich Gerichtshöfe, die gleich ehrwürdig durch die Talente ihrer Richter wie ihrer Advokaten sind, gebildet; die Zahl der Grafschaften hat mit jedem Jahre zugenommen. Die Aufjagen auf die Neger, das Vieh u. s. w. sind festgesetzt; die verschiedenen Städte erhalten die Urkunden ausgestellt, durch die sie der Union einverleibt werden; es naht sich die Zeit, wo der Schritt zur zweiten Stufe der Territorialregierung geschieht. Dieser besteht darin, daß dem Volke die Wahl eines Konseils und anderer Privilegien in der Gerichtsorganisation ertheilt wird. Das Volk bleibt nicht lange gefühllos gegen die wohlthätigen Wirkungen des „Selfgovernement" — der Selbstregierung. Die öffentliche Meinung nimmt einen entschiedenen Charakter an; die Gauner und Ränkemacher bekehren sich zu einem bessern Lebenswandel oder machen sich aus dem Staube. Die letzten Schritte gehen mit reißender Schnelligkeit vor sich; die Einwanderung nimmt in geometrischer Progression zu, die Kapitalien häufen sich an, eine öffentliche Bank wird errichtet, eine jährliche Volkszählung angeordnet. Endlich kommt die ersehnte Zeit heran, wo das Territorium vierzigtausend Seelen zählt, und in den Rang eines Staates aufgenommen wird. Eine konstituirende Versammlung tritt zusammen, um die Verfassung zu entwerfen, die gewöhnlich einen wählbaren Gouverneur und zwei gesetzgebende Kammern bestimmt. Die Legislatur sendet zwei Senatoren, und das Volk einen Repräsentanten nach Washington, und der neue Staat beginnt jetzt seine Bahn in dem großen Sonnensysteme der Union, bildet sich im Innern immer weiter aus, und wechselt im Senate das politische Gleichgewicht. In dieser flüchtigen Skizze ist der Religion nicht erwähnt worden. Anfangs ein widerwärtiges Gaukelspiel unter dem Namen des Baptismus und Methodismus, läutert sie sich mit der Zeit, und man kann eine höhere Ausbildung der gesellschaftlichen Verhältnisse daraus bemessen, wenn eine presbyterianische oder gar eine episkopalische Kirchenverfassung eingeführt ist. Die Erziehung geht gleichen Schrittes mit der Religion, sobald das Territorium zum Staate erhoben wird, und auch schon früher wird die sechzehnte Sektion der Grundstücke als bleibender Fonds der öffentlichen Erziehung gewidmet.

Diese äußere Form der Gründung und allmählichen Ausbildung eines Staates kann nach Maßgabe der örtlichen Verhältnisse, im Süden oder Nordwesten, verschieden seyn; die Hauptzüge bleiben aber allerwärts dieselben.

Das Irrenhaus zu Kairo.

Alle Sehenswürdigkeiten der Hauptstadt Aegyptens hatte ich bereits in Augenschein genommen — so erzählt ein englischer Reisender — als mein Cicerone, der Dolmetscher des englischen Konsuls, mir den Vorschlag machte, meine Wanderungen in Kairo mit einem Besuche des Irrenhauses zu beschließen. Was ich dort sah und hörte, machte einen tiefen, schmerzlichen Eindruck auf mich, der nie verlöschen wird; denn es kann unmöglich einen gräßlichern, herzzerreißendern Anblick geben, als diese Wohnung des Unglücks und Elends bietet, von der ich hier eine kurze Schilderung zu entwerfen versuche. Der Aufseher verweigerte mir Anfangs den Eintritt, eine Gunst, die er, seiner Versicherung nach, noch keinem Franken gestattet hatte; allein der Name des Herrn, des englischen Konsuls, und ein halbes Dutzend Piaster, die ich ihm in die Hand drückte, überwanden seine Bedenklichkeiten. Er versah sich sogleich mit einem Kurbasch, einer Art Peitsche aus einem starken Riemen von Nilpferdleder, der russischen Knute ähnlich, und so bewaffnet schritt er uns voraus. Nachdem er uns durch eine zahllose Menge enger, dunkler Gänge geführt, und viele Thüren auf- und wieder zugeschlossen hatte, gelangten wir in einen unbedeckten Hof, der von den Zellen der Wahnsinnigen umgeben war. Im Hofe selbst gingen Jene, deren Geistes-

Digitized by Google

verwirrung stiller Art war, ungefesselt umher, während die übrigen mit am Halse befestigten Ketten an die eisernen Gitterstäbe ihrer Fenster angeschlossen waren. Der Aufseher riß an diesen Ketten, als ob er hier die Runde in einer Menagerie zu machen hätte, und zog die Unglücklichen, die sich nicht schnell genug zeigten, mit Gewalt hervor. Einer von ihnen, der mir, als ich an seiner Zelle vorüberging, ins Gesicht spuckte, erhielt sogleich eine strenge Züchtigung. Der Aufseher riß ihn an der Kette mit solcher Gewalt an sich, daß dem Unglücklichen, der gegen das eiserne Gitter stürzte, das Blut über das Gesicht herabströmte, und die Flüche, die er ausstieß, zogen ihm einen Hagel von Schlägen zu, bis es endlich meinen dringenden Bitten gelang, dem Barbaren seine Beute zu entreißen. Aus jeder Zelle, an der wir vorüberkamen, tönten uns Klagen über Hunger entgegen. Ich fragte, worin die Nahrung dieser Unglücklichen bestehe; allein wie groß war mein Erstaunen, als ich hörte, daß der Staat nichts für ihren Unterhalt aussetze, und daß dieser nur von den zufälligen Gaben öffentlicher Mildthätigkeit bestritten werde. Es war gerade Mittag, und seit ihrer letzten Mahlzeit waren bereits achtzehn Stunden verflossen. Während ich mich in der Anstalt umsah, traten zwei gutgekleidete türkische Frauen ein, die eine große Wassermelone und zwei Brode bei sich hatten, die sie den armen Verhungerten stückweise zuwarfen. Noch nie habe ich die menschliche Natur auf einer solchen Stufe der Erniedrigung gesehen. Was Jeder erwischen konnte, verschlang er mit der Gier eines Tigers, und Einige flehten mit großem Geschrei um noch einen Mundvoll. Gerührt von ihren Leiden schickte ich um Brod, Datteln und geronnene Milch; das Entzücken der Unglücklichen, als sie diese Lebensmittel erblickten, äußerte sich durch ein Geheul, das mir durch die Seele schnitt. Es war, als müßten die Eisengitter der Gewalt des Hungers weichen; der Kurbasch hatte sein ganzes Ansehen verloren; Jeder geberdete sich, um seinen Antheil zu erhaschen, auf eine so ungestüme Art, daß wir unsere Hände kaum vor ihren Zähnen und Klauen schützen konnten; denn die Nägel, mit denen diese bei den meisten versehen waren, erinnerten sehr an die Krallen der Raubvögel, deren Gier Alle theilten. Nur ein alter Mann befand sich hier, auf den die Vertheilung der Lebensmittel keinen Eindruck machte. Vergebens sah ich mich in seiner düstern Zelle nach einigen Lumpen zu seiner Bekleidung, nach einer Decke oder nur ein wenig Stroh um; ich sah nichts als einen abgezehrten Körper, der von keiner Handbreit Lumpen bedeckt, halb sitzend, halb liegend auf dem harten Boden kauerte. Er konnte sich nicht ganz ausstrecken; denn seine zu kurze Kette hielt ihn halb in der Schwebe an den Gitterstäben des Fensters fest. Aus seiner beengten Brust strömte ein heißer, keuchender Athem, der dem Todesröcheln glich; ich näherte mich dem Unglücklichen, und fand ihn wirklich in den heftigen Konvulsionen und dem Tode nahe. Seine Zelle hauchte einen pestartigen Gestank aus; der eckelhafteste Unrath war um den Sterbenden angehäuft, eine unvermeidliche Folge der Unbeweglichkeit, in der er so viele Tage lang gehalten wurde. Die Kette wurde ihm abgenommen, Dieß war Alles, wozu ich den Aufseher bewegen konnte; ich gab eine Kleinigkeit, um etwas Stroh für ihn zu kaufen; allein als ich mich zwei Tage später nach dem Greise erkundigte, hörte ich, daß er ohne die Streu gestorben war, die ich für ihn bezahlt hatte. In einer der Zellen sah ich einen anständig gekleideten Türken, der Offizier unter den Truppen des Pascha's gewesen war; er beklagte sich bitter über die harte Behandlung, bei der er, wie er sagte, fast vor Hunger sterbe; denn 5 Para's (ein halber Sou) müßten oft für mehrere Tage zu seinem Unterhalte ausreichen. Er sprach so verständig über seine Lage, daß ich den Aufseher ganz befremdet fragte, warum man diesen Mann nicht in Freiheit setze. Er lächelte mitleidig und sagte: „Sie scheinen nicht zu wissen, daß diese anscheinende Ruhe bei einem Narren das sicherste Anzeichen ist, daß er über irgend einem Streich brütet. Um Sie davon zu überzeugen, will ich ihnen ein Beispiel erzählen, aus dem sie sehen werden, wie nöthig es ist gegen die Narren auf seiner Hut zu seyn, wenn sie auch noch so friedfertig scheinen. Vor einigen Jahren, fuhr er fort, wurde ein Neger, seines Handwerks ein Fleischer, in diese Anstalt gebracht; sein Wahnsinn war so sanfter Art, daß man ihn nebst zwei oder drei andern, eben so Unverdächtigen, zum Dienste des Hauses bestimmte. Eines Nachts beredete dieser Neger, nachdem er vorher ein Messer entwendet hatte, einen seiner Kameraden, ihm in seine Zelle zu folgen; dieser fügte sich ohne alles Mißtrauen diesem Wunsche; der Neger hieß ihn neben sich legen, und als der Unglückliche eingeschlafen war, schnitt er ihm den Hals ab, theilte den Körper in mehrere Stücke, als ob er ein Kalb oder Schaf vor sich gehabt hätte, und hing das Fleisch in der Zelle gerade so auf, wie er es sonst in seiner Fleischbank zu thun pflegte. Als er fertig war, lud er die übrigen Narren ein, sich aus seiner Bank mit Fleisch zu versorgen, und denen, die angekettet waren, brachte er die Stücke, die sie verlangten. Zum ersten Male seit langer Zeit stillten sie ihren unersättlichen Hunger, aber als Menschenfresser. Ihr so seltenes Freudengeschrei machte endlich die Wächter aufmerksam; wir liefen Alle herbei, aber es war zu spät. Eine Zelle war leer; „hast du den Mann nicht gesehen?“ fragte ich den Fleischer. „Eben habe ich das letzte Stück von ihm ausgehackt,“ erwiderte dieser ruhig. Seit dieser Zeit, schloß der Aufseher, sind wir besser auf unserer Hut; denn sonst könnte leicht alle Tage ein Anderer gefressen werden.“

Ich fragte nach den Ursachen, welche die dreizehn männlichen Individuen, die man damals hier eingeschlossen hielt, an diesen traurigen Ort gebracht hatten. Vier waren in Geisteszerrüttung verfallen, weil sie unmäßig Haschis geraucht hatten, ein betäubender Tabak aus den Staubfäden der Hanfblüthe; fünf durch erhaltenes Gift, das zwei als einen die Geschlechtslust reizenden Trank genommen hatten, wahnsinnig geworden; drei aus überspanntem Glaubenseifer, und der dreizehnte endlich nach erhaltener Bastonade von Sinnen gekommen. Wahnsinn aus übermäßiger Betrübniß ist nirgends so selten, als unter den Türken. Die Araber haben einen Denkspruch; den jeder Unglückliche im Munde führt, und der ihn vor Verzweiflung schützt: „Geht es dir nicht gut, so hoffe; wer hofft, ist nicht unglücklich.“ Ein Ereigniß das hinreicht, einem Briten den Kopf zu verrücken, bringt einen Araber nicht außer Fassung, und während jener sich die Kehle abschneidet, ruft dieser: „Allah Kerim“ (Gott ist groß!) In Rosette hörte ich einen Araber, der vor dem Schutthaufen seines eingestürzten Hauses stand, rufen: „Allah Kerim!“ Dieß war die einzige Klage, die seinen Lippen entfuhr. Ein Engländer im Dienste des Hrn. Galloway war in den Nil gefallen; seine Gefährten beschworen die am Ufer stehenden Araber ihn zu retten; diese aber richteten die Augen gen Himmel, antworteten wie mit Einer Stimme: „Allah Kerim,“ und der unglückliche Engländer verschwand in den Fluthen. Ich sah in Alexandria einen Scheik der Leiche seines Sohnes folgen, der an der Pest gestorben war. Beim Ausgange aus dem Haus hieß der Vater die Bahre niedersetzen, um die geliebten Züge zu betrachten, die er nicht wieder sehen sollte. Ich bemerkte eine augenblickliche Veränderung auf seinem Gesichte; aber ein „Allah Kerim“ war Alles, womit sein Schmerz sich Luft machte. Die Lehre des Propheten erzeugt in den Gemüthern jene blinde Ergebung in den höhern Willen; überzeugt, daß keine menschliche Voraussicht ein Unglück abzuwenden vermag, macht der Muselmann sich ein Verdienst daraus, jedes ihn treffende mit Muth zu tragen.

Um wieder auf den Aufseher der Irrenanstalt zu kommen, so bemühte ich mich ihn zu überzeugen, wie nöthig es sey, seinen Pflegbefohlenen mit Sanftmuth und Menschenliebe zu begegnen, und stellte ihm vor, wie Viele schon geheilt worden wären, die man nach diesem Systeme behandelt habe. Allein er schüttelte den Kopf, behauptete das sey unmöglich und versicherte, das beste Mittel für die Narren sey der Kurbasch. „Uebrigens, setzte er hinzu, sperrt man sie nur ein, damit sie kein Unglück anrichten; ob sie übrigens genesen oder nicht, was liegt daran.“

Kunstnotiz.

Die Galerie des Vatikans ist neuerdings mit einem schönen Correggio bereichert worden. Dieses Gemälde mißt drei Fuß sechs Zoll in der Länge und Breite, ist auf Leinwand gemalt und stellt unsern Heiland dar, der auf einem Regenbogen sitzt und von Engeln umgeben ist, wie er die Arme ausstreckt, um das menschliche Geschlecht zu segnen. Wahrscheinlich wurde dieses Bild von dem Künstler für den Altar des Oratoriums der Bruderschaft von La Misericordia, in Allegri's Geburtsstadt, gemalt. Diese Bruderschaft verkaufte drei Bilder Correggio's an den Fürsten Giro in dieser Stadt, und unter denselben befand sich obiges unter der Benennung „Gott Vater“ angeführt. Von dem Prinzen kam es an den venetianischen Maler Ranieri, von dessen Erben es an die Gritty, eine venetianische Familie, verkauft wurde. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts kaufte es ein Armanni, und von diesem ging es an den Grafen Mareschalchi in Bologna über, aus dessen Sammlung es der Vatikan erwarb.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 168. 16 Junius 1832.

Der Mörder des Herzogs von Berry.

(Fortsetzung.)

Gerade hundert Tage waren seit Louvels Verhaftung verflossen, als er aufgefordert wurde, sich nach der Kanzlei des Gefängnisses zu begeben, um dort von seinen Prozeßakten Einsicht zu nehmen. Als er diese längst sehnlich erwartete Nachricht vernahm, zitterte er vor Freude; er bat, ihm schnell das Zwangskamisol abzunehmen, und zog in größter Hast seinen Ueberrock und seine Schuhe an, die er Abends zuvor selbst geputzt hatte, und stieg, auf zwei Männer gestützt, so schnell er konnte, die Treppe hinauf, die nach der Kanzlei führte. Hier übergab man ihm den mächtigen Stoß von Prozeßakten, den er unter den Arm nahm, und damit so schnell nach seinem Gefängnisse eilte, als er gekommen war. Nachdem er sein Mittagsessen in größter Eile zu sich genommen hatte, was er thun mußte, wenn er die dazu bestimmte Stunde nicht versäumen und nüchtern bleiben wollte, ging er unverzüglich daran, den vor ihm liegenden Aktenberg zu durchblättern, weniger jedoch mit den Händen, die im Zwangskamisol staken, als mit den Lippen. Die ersten Aktenstücke, die er suchte, waren die Aussagen seiner Schwestern; es waren für ihn die ersten Nachrichten, die er wieder von ihnen vernahm. „Die arme Martiale! ach, wie wird sie geweint haben! Und meine gute Therese, würde sie jemals gedacht haben, daß ihr kleiner Louis eine solche That begehen könnte! Die gute Frau ist wahrlich an Allem unschuldig; gewiß sie muß sehr unglücklich seyn, sie, die mich so sehr liebte und stets so gut unterrichtete," murmelte er, indem er die Aussagen seiner Schwestern las. Nachher durchlief er alle Papiere, eins nach dem andern, mit der größten Aufmerksamkeit, und legte sie nach ihrer Wichtigkeit in Ordnung, wobei er sich über einige, deren Lügenhaftigkeit oder Abgeschmacktheit ihm ein Lächeln abnöthigte, nicht des Spottes erwehren konnte. Bald scherzte er über die vermeintlichen Verschwornen, die von der Insel Elba herübergekommen seyn sollten, bald über die Ungeschicklichkeit der nach Rochelle gesendeten Leute, die den Messerschmid ausmitteln sollten, der ihm den Dolch verfertigt hatte. Die Aussagen der Frau von Bethizy, Ehrendame der Herzogin von Berry, rührten ihn durch ihr tiefes Gefühl und ihre Wahrheit. Das Lesen dieser Akten beschäftigte ihn, am ersten Abende, bis tief in die Nacht, und er legte sich nicht eher nieder, bis er den ganzen Papierwust zu den Füßen seines Bettes sorgfältigst in Ordnung gelegt hatte. Sobald die Tageshelle ihm zu lesen erlaubte, stand er auf und begann, wo er gestern stehen geblieben war, und setzte diese Arbeit noch zwei Tage lang mit der gewissenhaftesten Genauigkeit fort. Schon als er zu lesen begonnen hatte, und noch mehr, als er darin fortrückte, gewannen seine Gesichtszüge eine Heiterkeit, die sie bis zum Tage seiner Hinrichtung behielten. Es blieb ihm jetzt nichts mehr übrig, als seine Advokaten zu sprechen. „Heut über acht Tage," sagte er, „wird Alles vorüber seyn."

An dem Morgen, wo ihn seine Anwälte besuchen sollten, verwendete er größere Sorgfalt als gewöhnlich auf seinen Anzug. Die feinste Wäsche, die seine kleine Garderobe enthielt, wurde hervorgenommen, und die wenigen Kleider, aus denen sie bestand, zurecht gelegt, und als bemerkte er selbst die Lächerlichkeit dieser Bemühung von einem Menschen, der in einer Lage war, wie er, sagte er: „Wahrhaftig, ich ordne Dieß Alles, als ob ich noch hundert Jahre zu leben hätte." Gegen eilf Uhr kündigte ihm der Gefängnißwärter an, daß er in die Kanzlei hinaufgehen könne, um seine Advokaten zu sprechen. Eilig begab er sich dahin. Man las ihm zuvor hier die Namen der Zeugen vor, die in seiner Sache vernommen werden sollten, was er schweigend und mit Ruhe anhörte; nur Einmal bemerkte er, daß man einen Galeerensträfling als Zeugen gegen ihn vernehmen wolle, den er nie gekannt habe. Seine beiden Anwälte erwarteten ihn in einem anstoßenden Gemache. „Meine Herren," sagte er nach einigen Höflichkeitsbezeugungen, „ich verlasse mich ganz auf Sie. Sie werden, glaube ich, nur wenig zu sagen haben. Meine Anklagakte ist sehr gut gestellt, und Sie werden, so viel ich darüber urtheilen kann, wenig darüber zu sagen haben. Mein Prozeß kann sich nicht lange mehr hinausziehen. Montags wird man mich vor Gericht stellen, Dienstags werde ich verurtheilt werden, und Mittwochs kann Alles vorüber seyn. Ich bin sehr begierig darauf, wie Sie mich werden vertheidigen können. Sie haben meine Verhöre gelesen; ich habe nichts daran zu ändern. Jedenfalls bitte ich Sie nur um das Einzige, mir nicht zu widersprechen. Ich sagte Alles, wie es sich verhielt, und setze alles Vertrauen in Ihre Talente; nur bitte ich Sie, meinen Richtern bemerklich zu machen, daß ich bei meiner That von keinen eigennützigen Triebfedern bestimmt wurde, und daß mich nur die Vaterlandsliebe, verstanden, wie ich sie verstehe, zu dem Verbrechen trieb, dessen ich schuldig bin." — „Noch ist es Zeit," sagte Herr Archambault,

Digitized by Google

„die Namen Ihrer Mitschuldigen anzugeben: der letzte Augenblick naht bald heran, und Sie müssen daran denken, daß Sie bald vor einem allwissenden Richter stehen werden, um Rechenschaft abzulegen.“ — „Ich habe es immer betheuert, entgegnete Louvel, und wiederhole es nochmals, daß ich keinen Mitschuldigen gehabt habe; allein faßte ich meinen Vorsatz, und allein vollzog ich ihn. Von dem Tage an, wo mein Entschluß gefaßt war, mied ich allen vertraulichen Umgang, weil ich ohne es zu wollen, vielleicht etwas von meinem Geheimniß hätte verrathen können. Wenn ich auf meiner Wanderschaft stets unumgänglich und verschlossen schien, so war Dieß die natürliche Folge von dem Charakter eines Menschen, dessen unstäte und mühselige Lebensart ihn an keine dauerhafte Neigung fesseln läßt. Als ich mich später in Paris niederließ, war mein ganzes Sinnen und Denken mit meinem Vorhaben beschäftigt, und nichts Anderes konnte daneben eine Stelle bei mir finden. Ich hielt mich selbst dem weiblichen Geschlechte fern, obgleich ich es liebte, und um die Wahrheit zu sagen, habe ich niemals außer meinen Schwestern Jemand eigentlich geliebt; ausgenommen Florimont, einen Sattlergesellen bei der Artillerie; allein Dieß ist schon lange her; er stand bei der vormaligen Garde. Zu Metz schloß ich mich an Dumont an, der Bonaparte nach Aegypten gefolgt war, und der höchst interessante Geschichten aus seinen Feldzügen zu erzählen wußte; allein der Eine so wenig als der Andere wußten Etwas von meinem Vorhaben; wie Sie denn auch aus ihren Aussagen ersehen können. Deßhalb fragen Sie mich nicht mehr, ob ich Mitschuldige habe; denn nur allzuoft schon habe ich auf diese Frage Antwort geben müssen. Sie alle irren sich; wenn ich ein Mensch gewesen wäre, Geld zu nehmen oder Die zu verrathen, die mich gedungen haben sollen, so würde ich nie den Muth gehabt haben, eine That zu vollbringen, wie ich sie vollbrachte. Ich war so weit entfernt, Jemand mein Geheimniß zu entdecken, daß ich mir sogar nie erlaubte, auf die Bourbonen loszuziehen. Dieß wäre eine sehr nutzlose Unklugheit gewesen.“ — „Aber so werden Sie doch,“ meinte Herr Bonnet, „Ihre That bereuen?“ — „Nein, mein Herr,“ erwiderte Louvel, „ich habe eben so wenig Reue, als Mitschuldige. Ich habe, wie Sie wissen, meine That lange genug zuvor erwogen. Als der Augenblick kam, wo ich sie zu vollbringen entschlossen war, zog ich diesen leichten Ueberrock an, in welchem Sie mich sehen, und um besser fliehen zu können, diese feinen Schuhe, die ich noch trage. Ich hatte mir auch eine kleine Livrée, wie Einer von der königlichen Dienerschaft machen lassen, um desto ungehinderter der königlichen Familie nahe zu kommen. Wenn ich an dem Abende, wo ich den Prinzen ermordete, so glücklich gewesen wäre, zu entkommen, so würde ich nach meinem gewöhnlichen Logis im königlichen Marstalle heimgekehrt seyn, um mich niederzulegen. Sicherlich hätte Niemand etwas davon geahnt, ich aber mein Vorhaben gegen ein andres Mitglied der königlichen Familie fortgesetzt. Vielleicht hätte ich es mit Monsieur bewenden lassen; denn was den König betrifft, so glaube ich, hatte er nie die Waffen gegen Frankreich getragen, und nur jenen wollte ich verderblich werden, die sich dieses Verbrechens schuldig gemacht. Das Einzige, was ich in dieser Stunde bedaure, ist, daß ich zu früh gefangen wurde.“ — „So haben vielleicht die Journale Ihnen den Kopf schwindlicht gemacht?“ — „Die Journale! Schon seit 1814 las ich keines mehr. Sie konnten mir über die Bourbons keine neue Aufklärung geben. Mein Entschluß stand fest, als ich vor sechs Jahren Metz verließ. Seit jener Zeit schwankte ich allerdings öfters. Ich suchte mich, so viel es in meiner Kraft stand, jenes Gedankens zu erwehren, indem ich fortwährend fürchtete, eine ungerechte Handlung zu begehen; allein vergeblich sträubte ich mich dagegen, meine Gedanken führten mich immer wieder auf mein Vorhaben zurück. Vier Jahre folgte ich dem Herzog von Berry ins Theater, auf seine Jagden, auf den öffentlichen Spaziergängen, in die Kirche. Ich fand mehrere gute Gelegenheiten, aber stets fehlte mir der Muth; in den Jahren 1817, 1818 und 1819 war ich zu schwach dazu, und mehr als Einmal gab ich meinen Vorsatz auf. Aber bald wurde ich von einem Gefühle bemeistert, das stärker war als ich. Noch recht gut erinnere ich mich Dessen, was damals in mir vorging. Eines Tages wanderte ich im Gehölze von Boulogne umher, wo ich den Prinzen erwartete. Es kochte in mir vor Wuth, wenn ich an die Bourbonen dachte. Wenn ich sie mir an der Spitze der Fremden in Frankreich einrücken dachte; so konnte ich sie nicht genug verabscheuen; aber nun schlugen meine Gedanken eine andere Richtung ein, ich glaubte ungerecht gegen sie zu seyn, und machte mir Vorwürfe über meinen Entschluß; doch bald kehrte mein voriger Ingrimm wieder zurück. Länger als eine Stunde schwankte ich in diesem Kampfe mit mir hin und her, und ich war noch nicht einig in mir geworden, als der Herzog vorbei kam und so an diesem Tage mir entging. Auch am 13 Februar noch war ich unschlüssig, obgleich ich zwei oder drei Tage vorher, um mich in meinem Vorhaben zu stärken, auf dem Kirchhof Père Lachaise die Gräber Lannes, Massena's und anderer Generale besucht hatte. Nachdem ich im Verlaufe des Tages den Fastnachtsochsen (Boeuf-gras) hatte vorüber ziehen sehen, ging ich nach Hause, um einen zweiten Dolch zu holen, und begab mich dann zum Mittagstische in eine Restauration, wo ich schon lange Zeit abonnirt war. Um acht Uhr fand ich mich am Opernhause ein, in der Absicht, den Prinzen beim Hineingehen zu ermorden, allein der Muth versagte mir in diesem Augenblicke. Ich hörte die Wagen auf drei Viertel auf eilf Uhr bestellen, und ging daher nach Hause, fest entschlossen, mich zu Bette zu legen. Im Palais Royal erwachten meine Gedanken stärker als je. Ich besorgte, ich würde gegen Ende des Monats nach Versailles zurückkehren müssen, und dann wäre die Ausführung meines Vorhabens auf lange Zeit verschoben geblieben. Ich dachte weiter darüber nach, und sprach zu mir selbst: Wenn ich Recht habe, warum versagt mir der Muth? Wenn ich Unrecht habe, warum wollen diese Gedanken nicht von mir weichen? Hierauf entschloß ich mich, diesen Abend noch die That zu vollbringen. Es war erst neun Uhr, und indem ich die bestimmte Zeit erwartete, ging ich langsam vom Palais Royal nach dem Opernhause, ohne daß mein Entschluß wankte, ausgenommen hie und da auf einige Augenblicke. Um eilf Uhr stand ich vor der Oper; ich stellte mich bei einem Kabriolette an, das dem Wagen des Herzogs folgte, und indem ich mich zunächst dem Kopfe des Pferdes hielt, konnte ich für einen Bedienten gelten. So wartete ich ungefähr eine Viertelstunde. Als aber der Prinz erschien, gewann ich meine ganze Festigkeit wieder. Ich stürzte mich auf ihn, einen Dolch in der Hand und einen andern auf den Fall

Digitized by Google

in Bereitschaft, wenn mein erster Stoß fehlen sollte. Indeß verlor ich im Augenblicke, wo ich ihn verwundet hatte, die Geistesgegenwart; ich ließ den Dolch in der Wunde stecken, hatte jedoch zuvor den Griff abgeschabt, um ihn nicht erkennen zu lassen. So meine Herren, faßte ich meinen Entschluß, und so führte ich ihn aus. Die Journale hätten mir hiezu nichts helfen können. — „Sie wissen, daß die Pairs über Sie das Urtheil sprechen werden. Wollen Sie vielleicht andere Richter?" — „Nein, meine Herren, es liegt mir wenig an den Richtern. Mein Loos ist geworfen. Uebrigens habe ich die Namen der Pairs unter der Anklagakte verzeichnet gefunden; es sind ihrer 208; ich habe sie gezählt. Ich nehme sie alle zu meinen Richtern an. So, meine Herren, sehen Sie wohl ein, was Sie zu sagen haben. Sprechen Sie nicht von Reue, am wenigsten von Nachsicht, denn ich erkläre, wenn man mir die von dem Herzog von Berry für mich angerufene Gnade angedeihen lassen wollte, so würde sie mir mehr Schmerz verursachen, als der Tod selbst."

Diese Unterredung dauerte ungefähr eine halbe Stunde, worauf sich seine Advokaten mit den Aktenstücken, die ihnen der Gefangene zugestellt hatte, wegbegaben. Noch hatten sie einige Zusammenkünfte mit ihm, konnten aber nichts aus ihm herausbringen, was sie nicht schon in der ersten Unterredung mit ihm gehört hatten. Sie sprachen ihn noch einmal ganz allein, und drangen zum letztenmale in ihn, ob er nichts mehr zu entdecken habe, er erwiderte: wenn er noch Eröffnungen zu machen gehabt hätte, so würde er nicht so lange gewartet haben. Einen Augenblick darauf trat Herr Bellart ins Gefängniß. „Haben Sie, fragte er, die Aktenstücke zu ihrem Prozesse hinreichend gefunden, oder wollen Sie noch andere?" — „Nein, mein Herr, Alles ist vollständig und in Ordnung; übrigens würde Alles für meine Sache nur unnöthig seyn." — „Haben Ihre Advokaten Sie besucht?" — „Ja, mein Herr, ich danke dem Gerichtshofe sehr für die zwei Advokaten, die er mir beizugeben die Güte hatte; sie haben mein volles Vertrauen, und ich hoffe, daß sie nichts Anderes sagen werden, als was ich ihnen anbefohlen; nämlich, daß nur die Besorgniß für mein Vaterland mich zu meinem Verbrechen angetrieben habe." — „So haben Sie also nichts mehr zu verlangen?" — „Nichts, als daß man meine Aburtheilung so schnell als möglich vor sich gehen lasse." — Nachdem er wieder mit seinem gewöhnlichen Wächter allein war, liebkosete er ganz ruhig einem kleinen schwarzen Hunde, der ihn sehr zu lieben schien, und den ganzen übrigen Tag herrschte in Louvels Gefängniß die tiefste Stille.

(Schluß folgt.)

Fahrten auf dem Michigan-See.*)

Es war uns der Auftrag geworden, einen Theil des Landstrichs, den die Gewässer des Michillimackinack bespülen, topographisch aufzunehmen und die Strömungen der Hauptwässer zu untersuchen, die in den Michigan-See einmünden. Um diese Aufgabe mit möglichster Genauigkeit zu lösen, mußten wir fast alle Sümpfe und Flüsse befahren, die mit diesem Binnenmeere in Verbindung stehen, und können auch deßwegen die Wahrheit aller erzählten Umstände über örtliche Eigenthümlichkeiten strenge verbürgen.

Obgleich unsere Reise nicht immer gefahrlos vorüber ging, und wir mitunter manche große Hindernisse zu überwinden hatten, blieben uns doch nur die angenehmsten Rückerinnerungen von diesen malerischen Gegenden, wo die reizende Natur stets neue und reiche Abwechselungen darbietet. Den technischen Geschäften unserer Arbeit widmeten wir täglich nur einige Stunden, während wir den übrigen Theil des Tages mit Exkursionen auf den Seen und Flüssen zubrachten, deren eigenthümliche Beschaffenheit und Strömungen wir kennen lernen sollten. Dieser Theil unserer Aufgabe konnte allein unsere sechsmonatliche Aufgabe angenehm machen, und die peinlichen Beschwerden einer sehr mühseligen Reise versüßen.

Der kleine Kahn, welcher uns trug, war von unsern indianischen Schiffleuten selbst verfertigt, und wir würden eine Undankbarkeit begehen, seiner nicht zu erwähnen, da er uns so viele und wichtige Dienste leistete. Seine Konstruktion war in Betreff der Leichtigkeit und Wasserdichtigkeit wahrhaft bewundernswürdig zu nennen. Drei an einander gefügte, oder vielmehr mit Riemen an einander genähte Bretter von Tannenholz, äußerlich mit Häuten von Alligatoren überzogen, waren hinreichend, diesem Nachen die erprobteste Haltbarkeit zu geben; und obgleich er ziemlich schwer beladen war, glitt er doch so leicht dahin, daß er die Oberfläche des Wassers kaum zu berühren schien. Er diente uns nicht nur als Fahrzeug, sondern auch als nächtliches Obdach; denn unsere Indianer zogen ihn des Abends auf das Land, wo er in wenig Augenblicken, mit Hülfe einiger Baumzweige zu einer bequemen Hütte umgewandelt war. So oft der Lauf eines Flusses durch einen Wasserfall oder durch sonstige Hindernisse unterbrochen war, luden unsere willfährigen Schiffer die leichte Last auf ihre Schultern, und trugen sie bis zur Stelle, wo der Fluß wieder schiffbar wurde. Unser Gepäcke bestand in zwei Gewehren, unserm Instrumentenkasten, einigem Küchengeräthe und zwei Bärenhäuten. Sonst führten wir keine Vorräthe mit; denn die Seen und Flüsse versorgten uns reichlich mit Fischen und trinkbarem Wasser, die Jäger brachten uns Wildpret und von herumziehenden Krämern kauften wir eingesalzenes Schweinefleisch, Branntwein und Tabak. Ueberdieß entdeckten wir bald eine unversiegbare Nahrungsquelle in dem wilden Reiß (Zizania aquatica), welcher fast auf allen Wasserflächen dieser Gegend wächst. Diese Art Reiß ist angenehmer für den Geschmack, und enthält mehr Nahrungsstoff als jener, welcher in Carolina gebaut wird; auch kann man ihn sehr gut mit allen andern Speisen vermischen. Diese Pflanze, welche eigentlich mit Unrecht „wilder Reiß" genannt wird, hat mit dem gewöhnlichen Reiße keine andere Aehnlichkeit, als daß sie, wie dieser, auf dem Wasser wächst. Ihre Aehre gleicht eher jener des wilden Hafers, und sie gedeiht am besten in ruhigen oder stehenden Wässern, deren Grund aus Sand oder Pflanzenerde besteht. Ihr Stengel erreicht eine Länge von vier bis zwanzig Fuß, je nach der Tiefe des Wassers, in welchem er aufwächst, aber die kürzesten enthalten am meisten Reißkörner. Unsere Reiß-Ernte, nach Art und Weise der Indianer, war sonderbar genug, um hier einer Erwähnung zu verdienen; während nämlich unsere Ruderer im Hintertheile des Nachens saßen, und mit kräftigen Ruderschlägen das Vordertheil desselben durch die Reißfelder lenkten, ergriff Einer von uns die Reißstengel, und bog sie einwärts in den Nachen, während der Andere mit einem Stöckchen die Körner aus den Aehren klopfte. Diese Frucht ist hier in einer solchen Menge vorhanden, daß es nicht länger als einer Viertelstunde Zeit bedurfte, um das Schiffchen damit auszufüllen. Unsere Indianer verstanden ihn sehr gut zu bereiten, indem sie ihn entweder mit Wasser kochten, oder unter der Asche rösteten. Wenn wir dann beim Nachtmahle zu dieser Schüssel noch einiges Wildpret und ein Glas Rum erhalten konnten, waren wir mit unserer Mahlzeit vollkommen zufrieden, und verlängerten oft bei dem Gepraſſel des Biwuakfeuers unser trauliches Geplauder bis in die späte Nacht.

Nichts war aber ergötzlicher für uns, als das Schauspiel der aufgehenden Sonne. Alles schien neues Leben und neues Glück zu athmen. Die ganze Vegetation schmückte sich mit den lebhaftesten Farben, und die zahllose Menge lebender Geschöpfe, von denen die Seen und Flüsse wimmeln, scheinen — jedes nach seiner eigenthümlichen Weise — ihre Freude kund zu geben. In der ersten Morgenstunde ist der See fast immer mit einem Heere von Schwänen und Flamingo's, von Enten aller Art, und Wasservögeln von den verschiedensten Gattungen überdeckt, welche mit ihrem tau-

*) Die obenstehende interessante Erzählung aus einem Berichte zweier amerikanischer Ingenieure, der Herren Warran und Goldsmith, die sich in Aufträgen einer Gesellschaft von Unternehmern längere Zeit auf dem See Michigan und auf einigen Flüssen, welche sich in denselben ergießen, aufgehalten haben, ist aus dem „Boston Magazine" entnommen.

Digitized by Google

sendsachen Geschrei die Strahlen der aufgehenden Sonne zu begrüßen scheinen. Doch bald folgt auf diese muntere Regsamkeit eine Stille der Trauer und des Todes; wenn nämlich der Indianer seinen Nachen vom Ufer lenkt, um den nöthigen Reißvorrath zu sammeln, und der schlaue Jäger mit listiger Behutsamkeit seine Beute zu verfolgen beginnt. Die kreischenden Gesänge der Freude verwandeln sich dann in einzelne Klagetöne, auf die eine tiefe Stille erfolgt, welche nur durch den Knall der Feuerwaffen, oder durch das Plätschern der Verwundeten und Sterbenden unterbrochen wird. Nach den ersten Entladungen der Jagdgewehre sieht man aus dem Schoße des See's eine lange, spiralförmige Säule aufsteigen, in der die buntesten Farben, schwarz, roth, weiß oder lazurblau prangen, je nach der Verschiedenheit der Vogelgruppen, aus welchen sie gebildet ist. Nachdem dieselbe eine Zeitlang hoch und majestätisch über unsern Häuptern geschwebt hatte, zertheilte sie sich nach verschiedenen Richtungen, und verschwand in den Wäldern oder in den nahgelegenen Bergen. Zuweilen sah man wohl noch einzelne unglückliche Verwundete, die ihren Kräften zu viel zugemuthet hatten, sich von der großen Heersäule absondern, und an das Ufer sterbend niederstürzen. Doch hat noch bei Weitem das ganze Wasserheer den See nicht verlassen. Die Kühnsten, oder vielleicht die Trägsten sind zurückgeblieben, und lassen sich in ihren muntern Erlustigungen nicht stören, bis sie endlich durch anhaltende Verfolgung der Jäger gewahren, daß der Platz nicht mehr haltbar sey. Dann schwingen sie sich sämmtlich auf, und suchen in raschem Fluge den vorangegangenen nachzueilen.

Das Blei und der Pfeil des Jägers sind aber nicht die einzigen Feinde, welche die Wasservögel in diesen Gegenden zu fürchten haben; auch die Alligatoren und Kaimans verfolgen sie auf das Aeußerste. Wir waren zuweilen über die Beharrlichkeit und Raubgier erstaunt, mit welcher diese furchtbaren Amphibien ihnen nachstellen. Selten entkommt ihnen ihre Beute, sobald sie ihr nahe genug sind, wobei sie alle List anwenden, um sich derselben zu bemeistern. Man sollte glauben, diese gefräßige Brut verfolge die gefiederten Bewohner jener Gewässer mit besonderm und eingefleischtem Hasse; denn wir waren oft in dem Falle nahe an jenen Wasserungeheuern vorüber zu fahren, ohne daß sie Miene gemacht hätten uns anzugreifen; im Gegentheil war der geringste Schlag mit einem Ruder hinreichend, sie untertauchen zu machen. Viele Indianer behaupten auch von der Mehrzahl dieser Thiere, sie sey gegen Menschen nicht bösartig; auch sahen wir Kinder, welche sich die Belustigung machten einem Aligator auf den Rücken zu springen und von da wieder in ihre Piroge zu steigen, ohne daß er versucht hätte, ihnen Schaden zuzufügen. Dennoch möchten wir Niemand rathen, diesem gefräßigen Scheusale zu viel Vertrauen zu schenken.

Vermischte Nachrichten.

Ein Fremder, bemerkt das „New Monthly Magazine," kann schwerlich einen vollgültigen Schiedsrichter über Das, was in einem fremden Lande schicklich ist, abgeben. Der Franzose, der auf Armes Länge in sein ausgespanntes Sacktuch spuckt, verräth in unsern Augen wenig Gefühl für Schicklichkeit, während der Engländer, der mit einem Rockschoße unter jedem Arm seine Kehrseite am Kamine wärmt, und dessen Feuer sorgfältig den Damen, mit denen er kost, als spanische Wand verdeckt, dem Franzosen als ein Scheusal vorkommt. Die Londoner nannten Georg IV den feinsten Gentleman von Europa, und die alliirten Könige fanden in ihm die wahre Essenz des mauvais ton. Eine sehr bezeichnende Anekdote über die wirkliche und bloß angenommene Schicklichkeit gibt Sir James Campbell in seinen jüngst im Drucke erschienenen Memoiren. Sir James besuchte Voltaire, nicht, wie er unverholen gesteht, um den großen Mann zu bewundern, sondern um auf seinem Gute jagen zu dürfen. „Eines Tages, erzählt er, zerlegte Voltaire ein Rebhuhn, und stach zuerst seine Gabel darein, die er dann in den Mund schob, wahrscheinlich um zu sehen, ob der „Fumet" so war, wie er es wünschte. Dann zerschnitt er es vollends und ließ mir ein Stück davon vorlegen. Ich gab es zurück, ohne Etwas davon zu essen, indem ich unumwunden die wahre Ursache angab und sagte: weil er beim Zerlegen eine Gabel gebraucht habe, die zuvor in seinem Munde gewesen." Offenbar ist hier die an Voltaire gerügte Unschicklichkeit nur ein konventioneller Fehler, und zwar unappetitlich, wiewohl keineswegs ein Zeichen eigentlicher Rohheit. Der Philosoph von Ferney war so wenig überzeugt, daß er etwas Unschickliches begangen habe, daß er mit einem sardonischen Lächeln sagte: „die Engländer seyen ein sonderbares Volk und hätten sonderbare Gewohnheiten." Allein wenn man gleich darauf eben diesen zartfühligen Sir James Campbell sagen hört; „indeß hinderte mich Dieß nicht, gelegenheitlich wieder mit ihm zu speisen, oder auf seinem Gute zu jagen"; so kann man nicht umhin, die eigentliche Gemüthsroheit dort anzuerkennen, wo Jemand bei einem Witze über seine eigene Kleingeistigkeit vor Lachen bersten möchte.

*

Der Chevalier Dillon, der zuerst ausmittelte, was aus La Perouse und seiner Expedition geworden, steht im Begriffe, die Resultate seiner zwanzigjährigen Reisen und seines vielfältigen Verkehrs mit den Einwohnern der Südseeinseln, unter dem Titel: „Dillon's Fortsetzung von Cook's Reisen" in Druck zu geben. Kapitän Dillon betrat schon frühzeitig seine Laufbahn als Seefahrer in den stillen Ozean, und stand länger als irgend ein Europäer mit den Eingebornen in genauestem Verkehr; er spricht geläufig fast alle Sprachen der verschiedenen Inseln, und wird auf den meisten derselben als ein angesehener Häuptling betrachtet. Seine Reisebeschreibung wird ungemein interessante Berichte von mannichfachen Abenteuern des Kapitäns und Schilderungen vieler blutigen und gräuelvollen Szenen enthalten, von denen er Augenzeuge war. Insbesondere sollen seine Mittheilungen über die Bewohner der Fidschi-Inseln, über die fast noch gar nichts bekannt ist, von großem Interesse seyn. Kapitän Dillon schildert sie als die civilisirtesten unter den Inselstämmen der Südsee; nur sind auch sie dem Kannibalismus ergeben. Sie sind die einzige Völkerschaft im stillen Ozean, die Töpferwaaren haben, kochen und gesottene Lebensmittel genießen. Ihre Wohnungen sind die größten und reinlichsten in der Südsee. Die Fidschi-Insulaner sind die besten Schiffleute auf jenen Inseln, und haben Kanoes von 90 bis 120 Fuß Länge, 6 Fuß Tiefe und 22 Fuß Breite, und jedes Fahrzeug kann 350 Krieger fassen. Auch in ihren Heirathsgebräuchen und Leichenbegängnissen herrschen Eigenthümlichkeiten vor; auf den Fidschi-Inseln werden die Weiber, wie in Indien, mit ihren verstorbenen Männern getödtet. Das weibliche Geschlecht ist züchtiger, als es irgendwo auf einer der Südseeinseln getroffen wird; ihre Väter verloben die Mädchen schon, wenn sie nur wenige Tage alt sind. Ihre Gastfreundschaftlichkeit ist eines civilisirten Volkes würdig, und in Betreff ihrer kannibalischen Feste, ihrer Zerstückelung der gefallenen Feinde, Verfertigung von Kleidern u. s. w. werden von Kapitän Dillon ganz neue, und noch bis jetzt nirgends von diesen Söhnen der Natur erhörte Züge mitgetheilt.

*

In Pegu, einem Staate des Birmanenreichs, ist eine Art Gottesgericht üblich, das darin besteht, daß man, wenn zwei vor Gericht kommen, und der Richter nicht Beweise genug vorliegen findet, um einen zu verurtheilen oder loszusprechen, beide Parteien ins Wasser wirft. Wer von ihnen zuerst wieder auf der Oberfläche des Wassers zum Vorschein kommt, hat seine Sache verloren, und kann sein Leben nur dadurch retten, daß er sich zum Sklaven des Kaisers erklärt, dem er sich mit Hab und Gut übergiebt. Auf die Aehnlichkeit zwischen diesem Gerichtsbrauche und unsern alten Wasserproben braucht kaum hingewiesen zu werden.

*

In der portugiesischen Provinz Entre Minho y Douro befindet sich ein Berg, Namens Stella, der eine Merkwürdigkeit besitzt, die von den Geologen noch zu wenig berücksichtigt worden ist. Das Plateau desselben bildet nämlich einen sehr großen See, dessen Tiefe noch nicht ergründet worden ist, so daß man glaubt, daß der ganze Berg davon ausgefüllt ist. Dieß schließt man daraus, daß am Fuße des Berges mehrere Quellen mit großer Heftigkeit hervorbrechen. Uebrigens ist dieser See wie alle andern beschaffen, und nur in gewissen Jahreszeiten wegen der heftigen Stürme, die auf ihm toben, nicht gut zu beschiffen.

*

Im Jahre 1827 wurden in Großbritannien von den Spielkarten 20,864 Pf. St. 12 Sch. 9 P. erhoben, und die Abgabe von jedem Spiel Karten betrug 2 Sch. 6 P. Im Jahre 1828 war die Gebühr auf 1 Sch. herabgesetzt, und betrug nur 17,565 Pf. St. Diese Einnahme fiel seitdem noch mehr, und belief sich im verflossenen Jahre nur auf 14,400 Pf. St.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 169. 17 Junius 1832.

Die Sandwichinseln.

3. Die königliche Familie.

Der Gründer des königlichen Hauses, das gegenwärtig die früher von einzelnen Häuptlingen beherrschten zehn Sandwichinseln, als vereinigtes Königreich regiert, ist Tamehameha. Halawa, ein großer Landstrich auf der nordöstlichen Küste von Hawaii, war sein von seinen Vorfahren auf ihn vererbtes Gebiet, und erst durch die in der Geschichte der Sandwichinseln so berühmte Schlacht von Keei schwang er sich zur Alleinherrschaft dieser großen Insel auf. Schon frühzeitig scheint sich Tamehameha unter den übrigen Häuptlingen durch Unternehmungsgeist, entschiedene Willenskraft und Beharrlichkeit in Allem was er vornahm, ausgezeichnet zu haben. Aber auch durch seinen kräftigen Körperbau, so wie durch seine Geschicklichkeit in allen Leibes- und Waffenübungen, worin er von Keinem seiner Landsleute übertroffen wurde, behauptete er großen Einfluß. In seinen Jugendjahren versammelte er um sich eine Anzahl Häuptlinge, die mit ihm von gleichem Alter und gleicher Sinnesart waren, und denen er bei allen Gelegenheiten seinen Geist und sein entschlossenes Wesen einzuhauchen verstand; hiedurch versicherte er sich am besten ihrer Anhänglichkeit und Mitwirkung. Große Unternehmungen, scheint es, waren seine Freude, und am liebsten legte er Hand an Das, was Andern unmöglich dünkte. Die Küste seines väterlichen Gebietes erhebt sich an einigen Theilen in hundert Fuß hohen, senkrechten Felsen, und Tamehameha und seine Gefährten brachen Stufen in die Felsenwand, auf denen sie bequem ihre Fischerboote ins Meer hinab bringen und wieder hinauftragen konnten. Noch zeigt man andere Stellen, wo der unternehmende Häuptling tief in die Felsen eingegraben hatte, um frisches Wasser zu finden, allein nachdem er mehrere Schichten durchbohrt hatte, stieß er auf so harte Lava, daß er mit ihren unbehülflichen Werkzeugen nicht durchdringen konnte, und die Arbeit aufgeben mußte. Noch waren die Sandwichinsulaner damals weder mit Pulver versehen, um Felsen zu sprengen, noch besaßen sie auch hinlängliche eiserne Geräthschaften. Einen großen Strich Landes um seine Wohnung her hatte Tamehameha in regelmäßige Felder abgetheilt, die er sorgfältig anbaute, und mit Kartoffeln und andern nutzbaren Gewächsen bepflanzte. Eines dieser Felder trug seinen Namen, und er pflegte es mit seinen eigenen Händen zu bearbeiten. Die übrigen hatten ihre Namen von seinen Gefährten und Freunden, die seinem Beispiele folgend, gleichfalls Sorgfalt auf den Anbau ihrer Grundstücke verwendeten, während sie die übrige Flur von ihren Unterthanen bestellen ließen. Noch zeigt man das Haus, das Tamehameha vor der Eroberung der Inseln bewohnte, und mehrere Gruppen von Nonibäumen (morinda citrifolia), die er mit eigener Hand gepflanzt, bevor er noch einen Bart trug, wie Häuptlinge von ihm erzählen, die noch zu seinen Tagen gelebt haben. Tamehameha war unbestritten ein Fürst von großer Geisteskraft und Charakterstärke. Unter seiner Regierung erweiterte sich die Aufklärung seines Volkes ungemein, so wie ihr häusliches Leben an Bequemlichkeit und ihre Sitten an Verfeinerung gewannen. Die eisernen Werkzeuge, die ihnen die Europäer brachten, erleichterten ihnen viele ihrer Arbeiten, die Einführung der Feuergewehre änderte die ganze vorige Art, Krieg zu führen, und europäische Kleidungsstücke verdrängten allmählich die inländischen Zeuge aus Baumrinde. Wenn diese Verbesserungen in dem gesellschaftlichen Zustande der Sandwichinsein zwar mehr dem häufigen Verkehre mit den Fremden, als den Maßregeln ihres Beherrschers zugeschrieben werden müssen, so gebührt ihm doch das Verdienst, diesen Verkehr den Fremden sehr erleichtert zu haben. Tamehameha allein hintertrieb die feindseligen und mörderischen Gesinnungen einiger Häuptlinge gegen die Europäer, und stets bemühte er sich, den Schiffen, die seine Inseln besuchten, alle mögliche Freundschaft zu beweisen. Obgleich in dem Gefechte, worin Kapena Kuke (wie die Insulaner den Kapitän Kook nannten) ermordet wurde, selbst verwundet, ging seine Neigung für die Engländer doch so weit, daß er während des Aufenthaltes des Kapitäns Vancouver (1793) sich entschloß, Hawaii an die großbritannische Krone abzutreten, und sich und seine Besitzungen unter britischen Schutz zu stellen, was auch von seinem Sohne wiederholt wurde, als er zur Herrschaft gelangte. Die Engländer nannten ihn den „Alfred der Hawaiianer", eigentlich aber ist es ihr Alexander; da Ehrgeiz und Eroberungssucht einen großen Theil seines Lebens hindurch seine herrschende Leidenschaft ausmachten. Erst gegen die Neige seiner Tage hin wurde er geizig. Man behauptet, daß er einen Kriegszug nach den Gesellschaftsinsein im Sinne führte, um auch sie seiner Herrschaft zu unterwerfen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Mörder des Herzogs von Berry.

(Schluß.)

Louvel erschien vor der Pairskammer in dem Anzuge, den er am Abende, wo er dem Hause Bourbon die tödtlichste Wunde schlug, getragen hatte. Sein blauer Ueberrock war bis an die schwarze Halsbinde zugeknöpft; sein Gesicht war blaß und schmächtig, eine Folge des langen Gefängnisses; in seiner Haltung beobachtete er Ruhe und vollkommene Sicherheit. Ohne sichtliche Bewegung seines Innern betrat er den Saal, wo ihn die gespannteste Neugier erwartete. Alles war erstaunt über die Würde und den Anstand eines Mannes von seinem Stande. Das Verhör dauerte nicht lange, und er antwortete mit Festigkeit und Verstand auf alle an ihn gerichteten Fragen. „Warum haben Sie den Herzog von Berry ermordet?" — „In der Absicht, seinen Stamm auszurotten." — „Wie konnten Sie als mittelloser Handwerksgeselle so große Reisen machen? Und warum hielten sie sich von Zeit zu Zeit an manchen Orten länger auf?" — „Ich hielt mich auf, um meinen Unterhalt zu verdienen, wenn mein Geld erschöpft war: und bei mäßiger Lebensweise und Sparsamkeit erübrigte ich bald wieder so viel, um meine Reise fortsetzen zu können." — „Wurden Sie nicht gerührt, als Sie hörten, daß der Herzog von Berry vor seinem Tode noch um Gnade für Sie gebeten habe?" — „Erlassen Sie mir die Antwort hierauf, mein Herr." — „Warum gaben Sie Ihr Vorhaben nicht auf, nachdem Sie mehrmals gefühlt hatten, daß der Muth Sie verließ?" — „Ich konnte es nicht." — „Was verstanden Sie darunter, als Sie sagten, es sey eine schwere Aufgabe, einen Fürsten zu tödten?" — „Ich verstand darunter keine andere Aufgabe, als die ich mir in meinem Innern selbst gesetzt hatte." — „Sie wußten aber, daß Sie der Todesstrafe verfielen?" — „Dieß kam hiebei nicht in Anschlag. Man muß in mir nichts als einen guten Franzosen sehen, der sich für sein Vaterland opfert. Wäre es mir geglückt zu entkommen, so würde ich mit dem Herzog von Angouleme und allen Andern fortgefahren seyn, die die Waffen gegen ihr Vaterland getragen und es verrathen haben. Außerdem hätte ich auch mein Verbrechen so oft wiederholen müssen, bis ich beim zweiten oder dritten Male ergriffen worden wäre, um die Unschuld aller Personen, die durch mich in Verdacht gekommen waren und darunter zu leiden hatten, an den Tag zu bringen. Es sind ihrer sicherlich zehn oder zwölftausend, und Manche wurden wegen sehr geringfügiger Anlässe verfolgt; ich ersah aus den Akten meines Prozesses, daß Leute wegen eines Blumenstraußes, wegen eines absichtelos gesprochenen Wortes und wegen anderer unbedeutenden Dinge in Unannehmlichkeiten geriethen."

Nachdem noch einige andere Fragen gestellt worden waren, worin der Angeklagte bloß wiederholte, was er schon in seinen vorausgegangenen Verhören ausgesagt hatte, wurde die Sitzung auf den andern Tag verlängert, wo der Generaladvokat gehört werden sollte, unter dem Vorwande, daß mehrere der Pairs allzusehr ermüdet seyen, um die Verhandlungen noch denselben Tag vollends anzuhören. Der Präsident fügte sogar noch hinzu, einer der edlen Pairs sey so eben als das Opfer der langen Sitzungen in dieser Sache gestorben. „Ein Tag länger ist immer gewonnene Sache," bemerkte einer von den Gendarmen gegen Louvel. „Und ich," erwiderte dieser, „nenne es verlorne Zeit." Nachdem er den geistlichen Beistand, den Herr von Semonville ihm anzunehmen rieth, abgelehnt hatte, erbat er sich als die einzige Vergünstigung, daß man ihm die letzte Nacht, die er noch zuzubringen habe, etwas feinere Leintücher geben möchte.

Bevor noch seine Vertheidiger vor der Pairskammer das Wort nahmen, bat Louvel um die Erlaubniß, eine kleine Rede vorlesen zu dürfen, die ganz von seiner eigenen Hand war und von einem Zeugen nachgeschrieben wurde: „Meine Herren, so lautete sie, ich habe heute wegen eines Verbrechens zu erröthen, das ich allein begangen habe. Es bleibt mir aber, indem ich zum Tode gehe, der tröstliche Glaube, daß ich weder die Nation, noch meine Familie entehrt habe. Man muß in mir nichts als einen Franzosen erblicken, der sich als Opfer geweiht hat, um seiner Ueberzeugung treu, einige Menschen zu vernichten, die die Waffen gegen sein Vaterland getragen haben. Ich bin angeklagt, einem Prinzen das Leben geraubt zu haben, ich bin allein schuldig; aber unter den Menschen, welche die Regierung in Händen haben, gibt es weit Schuldigere als ich. . . Sie haben, meiner Meinung nach, Laster als Tugenden anerkannt. Die schlechtesten Regierungen, welche Frankreich hatte, straften Jene, die es verriethen, und die gegen ihr Vaterland die Waffen trugen." . . .

Hier begann seine Stimme merklich schwächer zu werden; er schien über einige Sätze seiner Rede verlegen, die er übergehen wollte, und von denen er nur den Anfang las, ohne sie vollenden zu können; indeß fand er sich bald wieder zurecht, und fuhr dann mit einigen Zwischenpausen fort.

„Nach meiner Ansicht, wenn fremde Heere drohen . . . . müssen die Parteien im Innern aufhören, und sich vereinigen, um sie zu bekämpfen, und gemeinschaftliche Sache gegen die Feinde aller Franzosen zu machen. Die Franzosen, die sich hiezu nicht anschließen, sind strafbar. Der Franzose, der durch die Ungerechtigkeit der Regierung gezwungen wird, Frankreich zu verlassen, wenn dieser Franzose für die fremden Heere gegen Frankreich die Waffen ergreift, wird strafbar und kann nicht in seine Eigenschaft als französischer Bürger wieder eintreten. Meiner Meinung nach . . . ich kann nicht umhin zu glauben, daß, wenn die Schlacht von Waterloo für Frankreich so unheilvoll wurde, die Ursache davon war, daß es zu Gent und Brüssel Franzosen gab, die Verrätherei in unserm Heere anspannen und den Fremden Hülfe leisteten. . . Meiner Meinung und meinem Systeme nach war der Tod Ludwigs XVI nothwendig, weil die ganze Nation ihre Zustimmung gab. Wenn eine Handvoll Intrikanten in den Palast des Königs eingedrungen wäre, und ihm das Leben in dem Augenblicke geraubt hätte . . . ja, dann würde ich es glauben . . . . Allein da Ludwig XVI und seine Familie lange Zeit im Gefängnisse blieben, so kann man nicht begreifen, daß es nicht der Wille der Nation gewesen seyn soll . . . denn wenn es nur einzelne Menschen gewesen wären, so würde er nicht umgekommen seyn. Die ganze Nation würde sich widersetzt haben . . . Gegenwärtig behaupten sie die Herren der Nation zu seyn, und die Nation würde sich entehren, wenn sie sich von ihnen beherrschen ließe."

Diesen letzten Theil seiner Rede trug er mit so leiser Stimme

Digitized by Google

vor, daß man die Worte kaum verstehen konnte, obgleich im Saale tiefe Stille herrschte. Louvel grüßte, als er zurücktrat, die Versammlung, und man führte ihn, während der Berathungen des Gerichtshofes nach der Conciergerie zurück. Ungefähr eine Stunde darnach begab sich Herr Cauchy, der Sekretär der Pairskammer dahin, um dem Angeklagten sein Todesurtheil vorzulesen, das Louvel am Fuße seines Bettes sitzend, ohne die mindeste Bewegung zu verrathen, anhörte. Die Hinrichtung war auf den andern Tag Morgens acht Uhr bestimmt. „Soll ich Ihnen einen Geistlichen schicken?" fragte Herr Cauchy. — „Nein, mein Herr, ich danke Ihnen. Wozu soll er mir dienen? Kann er mir ins Paradies verhelfen? Ich hätte freilich große Lust dahin zu kommen, da ich dort vielleicht den Prinzen von Condé zu treffen hoffe, der gleichfalls gegen Frankreich die Waffen getragen hat!" — Da Herr Cauchy in den Verurtheilten drang, doch einen Geistlichen anzunehmen; so sagte Louvel endlich: „So sey es! Schicken Sie mir einen Geistlichen, und ich werde ihn mit Vergnügen annehmen; er wird mir Gesellschaft leisten." Einen Theil der Nacht brachte hierauf Louvel zu, Briefe an seine Familie zu schreiben. Der Abbé Montes blieb die ganze Nacht bei ihm, indem er ihn zur Reue ermahnte und auf die unendliche Barmherzigkeit Gottes verwies. „Sie haben mir da," sagte Louvel am andern Morgen zu Herrn Cauchy, der ihm anzeigte, daß die Hinrichtung bis Nachmittags vier Uhr verschoben worden sey, „einen vortrefflichen Mann gesendet; ich fürchte nur, daß ihm meine Unwillfährigkeit zu sehr leid gethan hat, und seine Güte rührte mich so sehr, daß ich vor ihm auf die Knie fiel, und einige kleine Sünden beichtete."

Um sieben Uhr Morgens hatte ihn der ehrwürdige Abbé verlassen und Louvel sich angezogen und eine Tasse Fleischbrühe und etwas Wein verlangt, um sich von der nächtlichen Anstrengung zu erholen. Uebrigens verrieth er einige Ungeduld über den unwillkommenen Aufschub, der seine Hinrichtung um einen halben Tag verzögerte. Louvel schlief einige Stunden, schrieb noch mehrere Briefe, und nach einem abermaligen Verzug von vier bis sechs Uhr, bestieg er endlich unter der Bedeckung der Gendarmen und Gardekürassiere den Karren. Der Abbé Montes war an seiner Seite, Louvel aber schenkte ihm kein Gehör. Die Haltung des Verurtheilten war wie immer, ruhig, kalt und an diesem Tage sogar etwas höhnisch. Man hatte ihm erlaubt, seinen Hut aufzubehalten, womit er sein kahles Vorderhaupt bedeckte. Seine Augen schweiften ruhig über die zahllose Menge hin, die herbeigeströmt war, um ihn zu sehen. Sein Gesicht ließ auf dem ganzen Wege keine Veränderung bemerken; übrigens war seine Farbe schon lange her leichenblaß. Am Fuße des Schaffots sagte der Abbé zu ihm: „Mein Sohn, noch ist es Zeit, den Herrn durch eine aufrichtige Reue zu entwaffnen." — „Lassen Sie uns eilen, erwiderte er, ich bin es müde, man erwartet mich da oben." Louvel suchte mit festen Schritten die Stufen hinaufzusteigen, allein das lange Gefängniß hatte ihn so entkräftet, daß ihn die Knechte des Henkers unterstützen mußten. Während man ihn auf das verhängnißvolle Brett band, richtete er seine Blicke mit Festigkeit nach allen Seiten hin auf das Volk. Um sechs Uhr fiel sein Kopf. Wie er berechnet hatte: „Am Mittwoch war Alles vorüber."

Gastmähler der Polen im siebzehnten Jahrhundert.

(Aus Beauplan's Beschreibung der Ukraine.)

.... Wenn die Bewaffnung und Kriegserfahrung der polnischen Edelleute der unsrigen nicht gleich kommt, so ersieht man aus der folgenden Beschreibung, daß ihre Gastmähler und Bewirthungen weit ausgezeichneter sind, als die anderer Nationen. Mehr als alle prahlen die Magnaten; reiche und dürftige Herren bemühen sich, jeder nach dem Maße seiner Kräfte, seine Gäste so prächtig wie möglich zu bewirthen, und ich darf keck behaupten, daß bei den gewöhnlichen Mahlzeiten der Polen weit mehr Ueberfluß herrscht als bei unsrern Gastmählern, zu denen man die Gäste geladen hat. Hieraus läßt sich leicht schließen, wie die Gastmähler beschaffen seyn müssen, welche von den Polen bei besondern Ereignissen gegeben werden. Diese Gastmähler sind besonders verschwenderisch zur Zeit der Reichstagsverhandlungen zu Warschau an den Tagen, wo keine Sitzungen stattfinden; dann verwenden die ausgezeichneten Magnaten und Kronbeamten 50, ja 60,000 Livres, ungeheure Summen, wenn man bedenkt, wie die Bewirthung in Polen ist. Da wissen sie nichts von Moschus, von Ambra und Perlen, nichts von theuern Gewürzen, womit man sich in andern Ländern zu Grunde richtet. Alle polnischen Gerichte sind sehr gewöhnlicher Art und schlecht zubereitet, obgleich man sie im größten Ueberflusse auf den Tisch bringt, aber die Raubsucht der Bedienten vermehrt, wie man weiter unten sehen wird, den Aufwand. Man kann beurtheilen, was ein solches Gastmahl kostet, wenn ich sage, daß mir eine Rechnung zur Hand kam, nach welcher die Gläser bei einem einzigen Gastmahl 100 Thaler kosteten, obgleich solche keineswegs theuer sind. Gewöhnlich ladet man nur 4 bis 5 Senatoren zum Gastmahl ein, wozu manchmal die fremden Gesandten am königlichen Hofe kommen. Diese Anzahl von Gästen steht mit dem Aufwand in keinem Verhältniß, aber jeder Senator bringt 12 bis 15 Edelleute mit sich, so daß nicht selten 70 bis 80 Personen am Tische sitzen. Drei Tische, ungefähr 100 Schuhe lang, werden im Eck zusammengestoßen und mit drei feinen und sehr schönen Tischtüchern bedeckt; das Tafelservice ist von Silber und vergoldet, auf jeden Teller legt man Brod unter einer Serviette, die nicht größer ist als ein Schnupftuch, einen Löffel, aber kein Messer. Diese so bedeckten Tische stehen in einem großen weitläufigen Saale, an dessen einem Ende sich ein Büffet befindet, das mit einer Menge prächtigen Silbers verziert und mit Geländerchen umgeben ist, in welches nur ein Haushofmeister mit seinen Aufwärtern hineingehen darf. Auf dem Büffet sieht man oft 8 bis 10 verschiedene silberne Schüsseln und eine solche Menge von Tellern, daß sie Mannshöhe erreichen, obgleich die Polen nicht kleinen Wuchses sind. Dem Büffet gegenüber, gewöhnlich an der Thüre, ist ein Chor gebaut, auf welchem Musikanten mit verschiedenen Instrumenten und Sänger sich aufstellen. Sie spielen nicht alle auf ein Mal, sondern zuerst fangen die Geigen an, dann kommen die Hörner, und endlich stimmen gemiethete junge Leute Gesänge an, die ziemlich angenehm lauten. Musik und Gesang dauern abwechselnd fort bis ans Ende des Gastmahls, und damit die Musikanten ihre Pflicht desto besser erfüllen, werden sie hinreichend gespeist und getränkt. Wenn eine Menge Schüsseln mit verschiedenen Gerichten auf dem Tische stehen, ladet man die Herren ins Speisezimmer ein, wo vier Edelleute ihrer warten; zwei halten ein Waschbecken von Silber und vergoldet, das mehr als 3 Fuß im Durchmesser hat, und ein verhältnißmäßiges Handbecken, gleichfalls von Silber und vergoldet. Sie nähern sich den Herren, lassen sie die Hände waschen, und machen dann zwei andern Edelleuten Platz, welche ihnen ein Handtuch von drei Ellen Länge zum Abtrocknen der Hände hinbieten. Nach diesem bitten der Wirth und der Haushofmeister der Tafel Ehre anzuthun, und weisen ihnen je nach Würde und Amt ihre Plätze an. Bei Tafel werden die Gäste von besondern Mundschenken bedient, deren an jedem Tische sich drei befinden; sie bieten den Gästen von den auf dem Tische stehenden und nach polnischem Geschmack zubereiteten Gerichten an. Das Fleisch wird in große Schnitten zerlegt, damit die Gäste desto bequemer, je nach ihrem Appetite nehmen und die Sauce dazu gießen können; dieser letztern sind vier Arten, gelbe aus Safran, rothe aus Kirschensaft, schwarze aus Pflaumen, endlich eine graue, Chonschtsch genannt, aus gesottenem Knoblauch, der durchgetrieben wurde. Die Polen sind keine Freunde von Suppe, die manchmal gar nicht auf die Tafel kommt. Unter diesen Gerichten werden Fleischpasteten aufgestellt; außerdem geben sie Rindfleisch, Hammelfleisch, Kalbfleisch und geräuchertes Fleisch ohne Sauce,

Digitized by Google

aber ausnehmend stark mit Salz und andern Sachen eingerieben. In dem Maaße wie diese Schüsseln sich leeren, werden andere aufgetragen, z. B. Stücke von Schweinspeck mit saurer Kapusta (Kohl, das gewöhnlichste Gericht in Polen) oder Hirse oder gesottenem Weizen. Die Polen halten Dieß für ein Naschwerk, so wie auch eine Sauce, die aus einer besondern Wurzel, im polnischen Chrzan genannt, bereitet, durchgetrieben und mit Essig angerichtet wird. Der Meerrettig ist dem Senf ähnlich und zum Rindfleisch, Pökelfleisch und allen Arten von Fischen ungemein angenehm. Nach diesem ersten Gange an Schüsseln, wo die Bedienten, wie wir unten beschreiben werden, den größten Theil des Fleisches verzehren, wird das oberste Tischtuch weggenommen und der zweite Gang aufgetragen. Dieser besteht aus warmen Speisen: Kalbfleisch, Hammelfleisch, Rindfleisch, Kapaunen, Hühnern, Gänsen, Enten, Hasen, Gemsenfleisch, schwarz Wildpret, Haselhühnern, Lerchen, Wachteln und mehreren kleinen Vögeln, deren es sehr viele in Polen gibt; Tauben, Schnepfen und Kaninchen sind selten. Man gibt diese warmen Speisen ohne alle Ordnung durcheinander, mit verschiedenen Arten von Salat. Zwischen dem zweiten Gang und dem Desserte trägt man verschiedene Fritassee's auf, und ein großes Stück Schweinespeck mit Erbsenbrühe; ein jeder Gast nimmt dazu ein kleines Stück zu seinem Antheile, zerschneidet es in kleine Stückchen, und schluckt sie mit etwas Erbsenbrühe ohne zu kauen hinunter. Dieß ist das Lieblingsgericht der Polen, und sie halten sich für schlecht bewirthet, wenn ihnen nicht am Ende des Gastmahls dieser Leckerbissen vorgesetzt wird, ebenso Hirse- oder Gerstengrütze mit Oel, Pastete mit Käse gefüllt und kleine Pfannkuchen aus Buchweizen, Mehl mit Mohnsamendl; alles Dieß essen sie meiner Meinung nach nur, um sich hinreichend den Bauch auszufüllen und gut einzuschlafen. Nach dem zweiten Gange wird das mittlere Tischtuch abgenommen und das Dessert aufgestellt, das je nach den Umständen und der Jahreszeit zusammengesetzt ist: saurer Rahm, Schmierkäse und andere Gerichte, deren ich mich jetzt nicht mehr erinnere. Alle diese Leckerbissen sind schlechter, als ein mittelmäßiges Ragout bei uns, wovon eine Schüssel mir lieber ist, als zehn polnische. Im Allgemeinen bleibt die polnische Küche weit hinter der unsrigen zurück; aber die Polen verstehen es besser als alle Nationen, die Fische zuzubereiten; das verstehen auch die Franzosen und andere Fremde, die sich in Polen aufhalten. Außerdem, daß es dort viele vortreffliche Fische gibt, bereiten die Polen solche auch so schmackhaft zu, daß selbst bei dem Sattesten unwillkürlich der Appetit rege gemacht wird. Dieß ist auch nicht zu verwundern; denn die Polen sparen weder Wein, noch Oel, noch Gewürze jeder Art, womit auch ein mittelmäßiger Koch eine Schüssel Fische mit Geschmack zubereiten kann. Im Laufe des Gastmahls trinken die Herren, um den Appetit nicht zu verlieren, nur wenig, und nur Eine Art Bier aus hohen cylindrischen Bechern; in das Bier wird Brod getaucht, das ein wenig mit Oel geröstet ist. Wir haben bereits bemerkt, daß die Schüsseln vom ersten und zweiten Gange fast leer vom Tische weggenommen werden, wenn auch die Gäste nicht viel davon genießen. Dieß ist vollkommen wahr; hinter dem Stuhle eines jeden Gastes stehen je zwei Bediente; wenn der Herr ihnen den Teller zum Wechseln gibt, fällt er ihn mit Speisen an; die Diener gehen in eine Ecke und essen, oder richtiger zu sprechen, verschlingen das Dargereichte, lärmen und treiben Ausgelassenheiten; die Herren aber sind gewohnt, dieser Sache keine Aufmerksamkeit zu schenken. So essen die Herren an den Tischen sich satt, und die Bedienten fressen sich in den Ecken voll. Hierauf fangen die Herren an einer die Gesundheit des andern zu trinken, aber nicht mehr in Bier, sondern mit dem vortrefflichsten und besten Wein von der Welt, der, obgleich er eine weiße Farbe hat, ihnen doch eine lichterlohe Röthe ins Gesicht jagt. Es ist schwer zu berechnen, wie viel davon verbraucht wird, und Dieß ist's, was die Gastmähler in Polen so theuer macht; jede Pinte Wein kostet 4 Livres; dabei sehen sie mehr auf die Güte, als auf die Seltenheit. Ein Herr, der die Gesundheit eines Gastes trinkt, gibt ihm seinen mit Wein gefüllten Becher; dieser erwiedert es mit derselben Höflichkeit. Die Gäste erfüllen diese Verbindlichkeit ohne Mühe, und sind hiezu der Diener nicht mehr benöthigt, denn der Tisch wird mit großen silbernen und krystallenen Bechern besetzt, die ohne Unterlaß gefüllt und geleert werden. Wenn damit eine oder zwei Stunden hingegangen sind, betrachten sie neugierig die Menge der Becher mit Wein, die vor jedem Gaste stehen, denn alle auszutrinken ist unmöglich. Viereckige, dreieckige, lange, runde Becher und Pokale bewegen sich in so mannichfachen Richtungen, daß selbst die Planeten keine so ungeregelte Bewegung haben. Das muß man der Wirkung des weißen Weins zuschreiben, eines Getränks, das eine unbegreifliche Kraft hat. Wenn 4 oder 5 Stunden mit so ausgezeichneten und nicht minder schwierigen Thaten hingegangen sind, schlafen einige vom Wein ermattet ein, andere gehen in die frische Luft und kehren mit neuen Kräften zum Wettkampfe zurück, einige endlich sprechen von ihren frühern Siegen über ihre Gegner beim Mahle. Uebrigens sind die Thaten der Herren nichts im Vergleiche mit denen ihrer Diener. Abgesehen von dem, was sie hinter dem Tische an Speisen wegnehmen, richten sie den Wirth auch noch beim Trinken zu Grunde; sie trinken zehnmal ein Glas leer, bis die Herren einmal es thun, und begehen unerhörte Frechheiten, indem sie schmutzige, unreine Teller mit prächtigen Tapeten und sogar mit den rückgeschlagenen Aermeln der Oberröcke ihrer Herren abwischen, ohne auf diese selbst oder auf das schöne Kleid die geringste Rücksicht zu nehmen. Als Zugabe hiezu trinken Herren, Diener und Musikanten sich satt, bis sie nicht mehr können; nur diejenigen Diener, denen das Silbergeschirr anvertraut ist, sind etwas zurückhaltender, wenigstens bis das Silbergeschirr zusammengebracht ist. Indessen sind auch diese nicht faul, vergessen oft ihr Silber, und selten geht eine Mahlzeit ohne Verlust vorbei.

Vermischte Nachrichten.

In England hat die Admiralität Versuche mit einem neuen Taucherapparate anstellen lassen, der eben so sehr durch seine Zweckmäßigkeit als Einfachheit ausgezeichnet befunden wurde. Der Taucher steigt auf einer Leiter ins Wasser hinab und kann geraume Zeit unter demselben verweilen. Dieser Apparat besteht in einem metallenen Helme mit zwei Schläuchen, die zu einer Luftpumpe hinaufführen, durch die beständig Luft zugeführt wird. Zwei Gläser an der Stelle der Augen lassen den Taucher bequem Alles sehen. Seine Kleidung besteht bis auf die Handschuhe aus einem wasserdichten Zeuge, unter welchem der Taucher eben so trocken als warm bleibt, wie es sich nach angestelltem Versuche auswies, als man dem Taucher Helm und Gewand abnahm.

*

Es bestehen gegenwärtig auf dem amerikanischen Kontinent elf Republiken, Paraguay mit seinem Diktator Francia nicht mit eingerechnet, an deren Staatsruder militärische Chefs stehen. Folgendes ist, wie wir glauben, ein ziemlich genaues Verzeichniß derselben: in den Vereinigten Staaten, General Jackson; in Mexiko, Gen. Bustamente; in Guatemala, Gen. Morazan; in Neu-Granada, Gen. Obando; in Venezuela, Gen. Paez; in Ecuador, Gen. Flores; in Peru, Gen. Gamarra; in Chili, Gen. Printo; in Bolivia, Gen. Santa Cruz; in Buenos-Ayres, Gen. Rosas; in Hayti, Gen. Boyer. Bustamente und Obando sind zwar nur Vicepräsidenten, üben aber die Gewalt wirklicher Präsidenten aus. Rosas hat seine Entlassung gegeben, steht aber noch, den neuesten Nachrichten zufolge, an der Spitze der Verwaltung, und es war noch nicht entschieden, ob seine Entlassung angenommen worden sey.

*

Die englischen Niederlassungen am Gambia wurden in der jüngsten Zeit durch Angriffe des Königs von Barra, eines Landstrichs am rechten Ufer des Flusses, beunruhigt. Dieser Häuptling begann die Feindseligkeiten im August vorigen Jahres, indem er eine kleine Abtheilung afrikanisch-englischer Truppen, die zu Barra Point aufgestellt waren, angriff, und mit Verlust von 9 Todten und 10 Verwundeten über den Fluß zurück zu gehen nöthigte. Schleunig von Sierra Leone angelangte Hülfe jedoch zwang den König von Barra wieder zum Frieden.

*

Folgendes waren nach dem „Cabinet Annual Register" die ständigen Abgaben (Assessed taxes) in England, im Jahre 1830: für Fenster 1,485,478 Pfund; bewohnte Häuser 295,122; Wagen 597,654; Reitpferde 362,606; andere Pferde 62,450; Hunde 186,124; Haarpuder 15,947; Wappen 54,745; Spiel 142,158; Compositionsauflage 28,095.

*

An die Stelle des verstorbenen Bischofs von Calcutta, des gelehrten Dr. Turner, ist der Vikar von Islington, Daniel Wilson, ernannt worden.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 170. 18 Junius 1832.

Die Sandwichinseln.
5. Die königliche Familie.

(Fortsetzung.)

Die oben erwähnte Schlacht von Keei fiel im Jahre 1780 oder 1781 vor. Kaulkeouli, der älteste Sohn und Nachfolger Taraiopu's, zu dessen Zeit Kapitän Cook die Sandwichinseln entdeckte, aber auch dort ein so unglückliches Ende fand — an Taraiopu's Seite wurde er erschlagen — verlor in diesem Treffen Leben und Reich an seinem Vetter Tamehameha. Sieben Tage dauerte der Kampf unentschieden. Am Morgen des achten wurde er von beiden Seiten mit erneuerter Wuth fortgesetzt, und dauerte bis gegen Mittag, wo Kaulkeouli getödtet wurde. Sein Tod war mit einem besondern Zufalle verbunden. Keraumoku (der Vater Knalinis, des gegenwärtigen Statthalters von Hawaii), einer der angesehensten Feldherren Tamehameha's, war mit einer Anzahl seiner Waffengenossen eine Strecke weit seinem übrigen Heereshaufen vorausgeeilt, und von Kaulkeouli's Kriegern umringt worden. Nach einer heftigen Gegenwehr wurde sein ganzes Gefolge von der überlegenen Feindesmacht überwältigt, und er selbst von mehreren Stichen mit dem Pahoa — ein achtzehn Zoll bis zwei Fuß langer Dolch von Holz oder Eisen — tödtlich verwundet, fiel mitten unter der feindlichen Schaar. Kaulkeouli, der herbeikam, rief seinen Kriegern zu, auf das Paraoa, eine schön geglättete Zierrathe, die aus einem Wallfischzahne verfertigt, und an einer Schnur von kunstreich geflochtenen Menschenhaaren um den Nacken getragen wird, und bei den Eingebornen in hohem Werthe steht, Acht zu geben; zugleich bückte er sich, um den Schmuck vom Halse seines Feindes abzulösen. In diesem Augenblicke erholte sich Keraumoku von seiner Ohnmacht, und da er Kaulkeouli über sich herabgebeugt sah, raffte er alle Kräfte zusammen, fuhr auf und umschlang den Nacken des Königs mit seinen Armen, oder, wie einige der Eingebornen erzählen, faßte ihn bei seinen langen Haaren, und riß ihn, da er ein Mann von ungeheurer Größe und Stärke war, mit sich zu Boden. Vergeblich strengte sich Kaulkeouli an, dieser Umklammerung los zu werden, als eben Tamehameha und seine Kriegerschaar, die gehört hatten, daß Keraumoku und seine Gefährten gefallen seyen, und herbeieilten, ihn zu rächen, anlangten. Einer von Tamehameha's Kriegern, Narimaerua, der Kaulkeouli in einer so hülflosen Lage erblickte, drang auf ihn ein, und durchstieß ihn mit seiner Lanze; ein Anderer verwundete den König mit dem Pahoa. Kaulkeouli hauchte sogleich den Geist aus, und fiel entseelt auf die Leiche seines bis zum letzten Augenblicke ergrimmten Feindes. Auch des Königs Oheim, Keoua, der neben ihm focht, wurde zu gleicher Zeit mit einer Lanze in den Schenkel verwundet, und mußte das Schlachtfeld verlassen. Sobald Kaulkeouli's Tod bekannt wurde, ergriff seine Schaaren ein panischer Schrecken, und Jeder suchte sich durch die Flucht zu retten. Viele sprangen in die See, und schwammen nach einigen in der Nähe gelegenen Kanoes, Andere flohen ins Gebirge, noch Andere in ein vier Stunden vom Schlachtfelde gelegenes Puhonua (geheiligtes Asyl). Unter Letztern befand sich Karaimoku, damals ein Jüngling, gegenwärtig der vornehmste Häuptling auf den Sandwichinseln. Tamehameha, nun Herr des Schlachtfeldes, drang noch vor Einbruch der Nacht bis Honaunau, dem Aufenthaltsorte des erschlagenen Königs vor. Die Gegend, wo dieses entscheidende Treffen geliefert wurde, besteht aus einer großen Strecke zerklüfteter Lava, die vor Zeiten durch ein Erdbeben auseinandergesprengt wurde. Noch erblickt man dort eine Menge Steinhaufen, die als Denkmäler die Gebeine der umgekommenen Krieger bedecken, und nach ihnen zu urtheilen, muß die Zahl der Gefallenen sehr beträchtlich gewesen seyn. Ein großer Hügel von Steinen bezeichnet die Stelle, wo Kaulkeouli fiel. Die Eingebornen zeigen noch die Orte, wo Tairi, Tamehameha's Haus- und Kriegsgott, umgeben von den Priestern stand, und wo Tamehameha, seine Schwestern und Freunde, am Morgen des achten Tages gefochten hatten. *)

Auf gleiche Weise unterwarf sich Tamehameha auch die übrigen Sandwichinseln, so Oahu, im Jahre 1790, wo der letzte König dieser Insel, und der König von Tauai und Niihau, Taeo, an dem Engpasse von Anuanu, Schlacht und Leben verlor. **) Taeo's Sohn Taumuarii, unterwarf sich freiwillig, und behielt die Herrschaft seiner Inseln gegen einen jährlichen Tribut, den er Tamehameha und dessen Nachfolger Rihoriho entrichten mußte, bis zum Jahre 1824, wo er Niihau und Tauai an Karaimoku, der in Abwesenheit des nach England gereisten Königs, Statthalter der Sandwichinseln war, kurz vor seinem Tode förmlich abtrat. Taumuarii's Sohn und einige alte Krieger, die mit dieser letztwilligen

*) Von dem Kriegswesen auf den Sandwichinseln in einem folgenden Artikel.

**) S. Ausland. S. 42.

Digitized by Google

Verfügung des Königs unzufrieden waren, ergriffen die Waffen, um ihre Insel von dem fremden Joche unabhängig zu machen. Allein sie wurden in einem Treffen, das in einem Thale nahe bei Waimea vorfiel, geschlagen, und Tauai steht jetzt, wie die übrigen Sandwichinseln, unter dem jungen Fürsten Kauikeouli, der seit seines Vaters Rihoriho Tod, unter Vormundschaft Karaimoku's herrscht.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus der Walachei.

(Schluß.)

Als der in die Flucht geschlagene Panagiotis seine Wohnung glücklich wieder erreicht hatte, kam ein Walache zu ihm, und erbot sich, den Häuptling der Horde in seine Hände zu liefern. Bewaffnet, von vier Dienern begleitet, stieg der Grieche zu Pferd, und findet auf einem Verkaufsplatze den Aeltesten des Stammes, der sich hier mit Mundvorrath versehen wollte. Der Zigeuner trug eine von Messingdrath so künstlich geflochtene Peitsche, daß der Grieche dem Wunsch, sie zu besitzen, nicht widerstehen konnte. Der Alte verfocht die Sache seiner Angehörigen, „seiner Kinder," wie sie zu sagen pflegen, mit aller Unterwürfigkeit. „Ohne Umstände," du folgst mir," rief Panagiotis, indem er dem Alten die Peitsche aus der Hand riß, und ihn vor sich her trieb. „In Hause werde ich Dir schon sagen warum," war alles, was er auf dessen inständige Bitten erwiderte; auf halbem Wege versuchte der Zigeuner zu entwischen, wurde aber eingeholt und durch Schläge mit seiner eigenen Peitsche gezwungen voran zu gehen. Auf dem Pachthof angekommen, herrschte der Grieche dem Alten zu: „Ich werde Dich auf eine Art behandeln, die Dich schreien machen soll, wenn Du nicht augenblicklich in Deinem verdammten Kauderwälsch Deiner Bande zuheulst, daß sie die Zelte abbricht, und die Nachbarschaft räumt." Der Alte stieß nun ein gellendes Geschrei aus, auf welches die Horde von allen Seiten herbeistürzte; alle liefen Sturm auf das Thor, und die Weiber warfen ihre Kinder über die niedere Mauer in den Hof, wobei sie schrieen, wenn eines ums Leben komme, so sey der Pächter Schuld daran, und müsse es bezahlen; Brancovano werde sich für seine Sklaven schon schadlos zu halten wissen, und Alle forderten unter dem heftigsten Geschrei ihren Häuptling, ihren Vater zurück. Man sah sich endlich genöthigt mit ihnen einen Vertrag zu machen, und der Horde zu liefern, was sie bedurfte, unter der Bedingung, daß sie sich augenblicklich entfernte; Panagiotis behielt die Peitsche. „Du bist sehr unglücklich," sagte er zu dem Zigeuner, „Du mußt Dir eine andere flechten."

Diese elenden Geschöpfe müssen den Bojaren ein Kopfgeld entrichten, und werden von ihrem Herrn, der sie auf den weiten Flächen der Walachei, die sie nie verlassen dürfen, stets im Auge behält, nach Belieben verschenkt oder verkauft. Oesterreich läßt sie nicht über die Gränze, der Türke verabscheut und tödtet sie; sie selbst sind einander feindlich gesinnt, und ohne Treue und Glauben verrathen sie gegenseitig jeden Plan zur Flucht, jeden Schlupfwinkel und irren so im Lande umher, wie in einem großen Gefängniß. In der Walachei werden sie Tzinganos, Tzinganules genannt; in Italien Zingaris; und Guiphtis in Griechenland, wo es hie und da einige gibt, die man, obschon sie den griechischen Ritus befolgen und die Landessprache sprechen, an ihrem schleppenden Ton, ihrer langsamen Aussprache und ihrer kupferfarbigen Haut erkennt, „unauslöschliche Kennzeichen, dieser verfluchten Race Pharaos," oder vielmehr wegen Pharaos verfluchten Race, wie sie die Griechen nennen. Einige, in den Augen ihrer Brüder, entartete Zigeuner leben, aus Liebe zum Gewinn, des Strolchenlebens, des Elends und auch vielleicht des allgemeinen Hasses müde, einzeln in den Städten und den wenigen Weilern der Walachei, wo sie als Handwerker, z. B. Schlosser, Kesselflicker, Schmiede u. s. w. ihren Unterhalt suchen. Diese sind freilich genöthigt bekleidet zu gehen, allein jene, die in Horden leben, und von Feld zu Feld, von Wald zu Wald umherschweifen, und auf den lichten Stellen der Gehölze ihr Lager aufschlagen, gehen meist nackt.

Einer dieser Tzinganos war in einem Dorfe acht Stunden von Orsowa zurückgeblieben; des Nachts schlief er in einem Schoppen, unter einem Schober, oder an einem Zaun; am Tage ließ er sich für ein Gericht Mamalinqua oder ein halbes Glas Wein zu allerhand Arbeiten gebrauchen, half in den Weinbergen und lebte so wie jene, die da nicht spinnen und säen, guten Muthes am Sonnenschein, und von dem Brode, das eine milde Hand ihm spendete. Glatani versorgte ihn mit Kleidern; so oft er auf den großen Pachthof kam, erhielt er zu essen, und so fand man ihn an einem schönen Morgen im Hof schlafend. „Es geht mir gut hier," sagte er, „und nun bleibe ich bei Dir. Du hast mich gespeist und gekleidet, warum solltest Du mich fortjagen wollen? Ich bin Dein Sklave, und Dein Haus ist das meine." Man behielt ihn und nannte ihn Sokereh, das erste Wort des Zigeunergrußes: „Sokereh mora?" Wie geht's Dir?

Sokereh wuchs im Hause auf, leistete Dienste, arbeitete oder ging müßig, wie es ihm gelegen war, aß, wenn er Hunger hatte, trank, wenn ihn dürstete, legte sich schlafen, nicht wenn die Andern es thaten, sondern wenn er müde war, kurz er lebte so ganz nach seinem Gefallen, daß er sich weder an Zeit oder Stunde band, noch nach den Launen seines Herrn oder der übrigen Leute des Hauses fragte, was diesen letztern so sonderbar vorkam, daß man ihn nur den närrischen Sokereh nannte. Wurde er von den Dienstboten bei diesem Spottnamen genannt, so verdroß es ihn; von seinem Herrn nahm er ihn aber als Beweis von Wohlwollen gern hin. „Ich bin Dein Sklave, Du wirst mich nicht fortjagen," sagte er schmeichelnd, wenn ihn der Grieche schalt; und hatte er Streit mit den Kindern des Hauses, so rief er ihnen zu: „Schweigt, ich bin so alt als ihr!" Wenn bei schlechtem Wetter oder großer Hitze Niemand nach der Stadt wollte, um dort einen Auftrag zu besorgen, so ging Sokereh, sehr erfreut, wenn er einige Paras zur Zehrung und zum Brückengeld erhielt, um den nähern Weg einschlagen zu können. Dieses Geld verwahrte er jedoch sorgfältig, aß bei irgend einem Walachen, bei dem er sich als Dienstmann des großen Pachthofes trotzig zu Gast lud, machte einen Umweg von zwei starken Stunden, um das Brückengeld zu sparen, und kam zurück, ohne seinen kleinen Schatz angegriffen zu haben, den er nun mit Bequemlichkeit in seiner gewöhnlichen Schenke vertrank. Als ein

Digitized by Google

besonderes Geschäft war ihm das Besorgen der Oefen aufgetragen, die von Außen geheizt werden konnten; diesen Dienst ließ er sich von keinem Andern nehmen, und trug immer ungeheure Lasten Holz zu. Wurde er schläfrig und war er recht erfroren, so holte er sich glühende Kohlen und Feuerbrände aus dem Ofen, legte sie auf den Boden, kehrte dann später den Platz rein und schlief nun auf der erwärmten Stelle ein. Der Name Zigeuner versetzte ihn in Wuth, und wenn seine ehemaligen Genossen ihn an seiner dunkeln Farbe erkannten, und als Kameraden begrüßten, so wies er sie zornig zurück. Seine Muttersprache hatte er ganz vergessen, weigerte sich sie zu sprechen, und stellte sich, als ob er selbst die gewöhnlichsten, Jedermann in der Walachei bekannten Worte, nicht mehr verstehe. Auf ein „Sokereh mora," antwortete er immer: „Packt euch, ihr Räuber, ich bin keiner der Eurigen." Der närrische Sokereh war einer jener verschmitzten Menschen, die sich selten und immer nur dann bloßgeben, wenn ihr Vortheil es erheischt. Dieser halb schmeichelnde, halb unabhängige Mensch, so sehr er die Namen Sklave und Zigeuner verabscheute, legte sie sich doch selbst bei, wenn er mit seinem Herrn sprach: „Ich bin Dein Zigeuner, dein Sklave," sagte er dann mit einschmeichelndem Tone. Erhielt er von seinem Gebieter, dessen Schwächen und Gewohnheiten, unter welche auch die gehörte, daß er oft vergaß was er haben wollte, und deßhalb wiederholt um den nämlichen Gegenstand schickte, er genau kannte, so sagte er freimüthig: „Besinne Dich wohl, ist das Alles, was Du brauchst? Mache es doch nicht wie die Türken, die immer drei Diener ausschicken, wenn sie drei Löffel haben wollen." Hat dieser Narr der Barbarei nicht viel Aehnliches mit jenen der Paläste und Schlösser des Mittelalters? Gleiche Umstände erzeugen gleiche Charaktere: Menschen, die zugleich schmiegsam und Freunde der Unabhängigkeit sind, greifen nach Schellenkappe und Narrenkolben, um dem Joche zu entgehen; so hat es dieser Zigeuner gemacht. Die Wilden sagen: „Der Affe schneidet immer Capriolen, will aber niemals reden, weil er fürchtet, man möchte ihn zum Sklaven machen."

Ein Besuch in Konstantinopel im Jahre 1831.

Kaum konnte ich meinen Augen trauen, als ich die gewaltige Veränderung gewahrte, die seit meinem letzten Besuche in Konstantinopel, im Jahre 1818, in Sitten und Kleidung der Bewohner, so wie mit der Stadt selbst vorgegangen war. Das gewichtige, ehrenfeste Aussehen der Türken ist mit ihrer alten, reichen, zierlichen und mannichfaltigen Tracht gänzlich verschwunden, und die neuen Kleider, nach europäischem Schnitte, geben ihnen eine gezwungene, linkische und fast lächerliche Haltung, so daß Wer sie früher sah, fast glauben konnte, die ehedem so stattlichen Türken seyen zu magern Zwergen zusammengeschrumpft. Die kleine karmoisinrothe Plattmütze (Feß), oben mit einer großen Quaste geziert, die über die Augen herabhängt, ist ihnen außerordentlich unbequem, und stets vermissen sie den stattlichen, prächtigen Turban, auf den sie so stolz waren. Junge Leute und Türken von untergeordnetem Range, welche sich zur neuen Tracht bequemt haben, tragen kleine runde, bis ans Kinn zugeknöpfte Aermelwesten mit anschließendem Kragen und, je nach der Jahreszeit, entweder sehr weite Pantalons von weißem Kattun oder gefaltete Kosackenbeinkleider. Aeltere Türken und solche, die zu den höheren Klassen gehören, lange, sehr weite Kleider, mit umgeschlagenem Kragen, Leibchen, weite Pantalons und Schuhe mit Bändern, wozu noch zuweilen eine weiße, schmutzige Binde kommt, die nachlässig um den Hals geschlungen wird.

Um dem Auge diese schmähliche Verstümmelung der alten Nationaltracht zu entziehen, auf die sie so stolz waren, tragen die Effendis stets große militärische Mäntel, um nichts von der jetzigen Kleidung sehen zu lassen. Die Vornehmern fühlen diese Umwandlung ihrer alten Tracht so schmerzlich, daß es mich keineswegs befremden würde, wenn sie, um sich am Sultan zu rächen, die mohammedanische Religion gegen das Christenthum vertauschten. Die europäische Tracht wird nie, weder den Türken, noch den asiatischen Völkern jemals zusagen; Bänderschuhe, lange Strümpfe, enge Beinkleider, zugeknöpfte Fracks mit langen Aermeln sind für diese Völker sehr unbequeme Kleidungsstücke, die ihnen in der strengen Beobachtung ihrer religiösen Gebräuche hinderlich im Wege stehen, und wirklich werden auch, seit Annahme der neuen Tracht, ihre sonst so häufigen Abwaschungen fast gänzlich vernachlässigt.

Man sollte nicht glauben, welchen Einfluß der Schnitt der Kleidung auf die Gewohnheiten des Menschen übt; die Türken geben den Beweis; in ihrer vormaligen, durch die Menge von Stoff, die dazu erforderlich war, schwerfälligen Tracht, in ihren unbequemen Pantoffeln, die keinen leichten Gang zuließen, sahen sie würdevoller, aber auch träger aus; seit hingegen die Schleppen an ihren Kleidern verschwunden sind, bewegen sie sich schneller. Worte bewirkten niemals eine so schnelle Bekehrung, als das Schwert, und wie bekannt griff der Sultan unbedenklich zu dem letztern Mittel; aber man muß auch bekennen, daß die Türken feig, kriechend, Poltrons und leicht einzuschüchtern sind. Dieß hat sich besonders bei der Auflösung der Janitscharen bewährt, und es ist fast unbegreiflich, wie es möglich war, daß die Türken je mit Erfolg Europäer bekriegten. Als Männer sind wir ihnen an Wuchs, Regelmäßigkeit der Gesichtszüge, körperlicher Stärke und Muth bei weitem überlegen, und doch war es nahe daran, daß Wien ein Paschalik der ottomanischen Pforte wurde.

Die Militärkleidung ist gegenwärtig die Modetracht; Jedermann ahmt dem Sultan nach; man trägt den Bart eben so lang als er, und drückt den Feß oder die Plattmütze, eben so wie er, tief in die Augen. Das Aussehen der Truppen ist, ungeachtet einer Menge von Mißverhältnissen, die sie zu bekämpfen hatten, weit friedigender, als ich es erwartete. Die kleinen Mützen, die sie tragen, machen eine schlechte Wirkung, und ihre Waffen, Kleidung und Schuhe sind gewöhnlich von schlechter Beschaffenheit. Die Soldaten haben jenen Grad von Disziplin und Kenntniß der Manöver erreicht, den man durch Mühe und Arbeit sich nur immer eigen machen kann; allein ich zweifle sehr, ob die europäischen Offiziere, die sie unterrichten, sie jemals so weit bringen, daß sie große Evolutionen auszuführen im Stande sind. Die Mannschaft des Infanteriekorps, die ich gesehen habe, war noch sehr jung, sie bestand so zu sagen aus Kindern; indeß machten sie ihr Exerzitium nicht schlecht, und hatten ein ganz martialisches Aussehen.

Die Uniformirung der Regimenter*) ist höchst verschieden; einige haben runde Aermelwesten von Tuch ohne Rabatten, andere dagegen rothe Krägen, Rabatten und Aufschläge. Blau ist die Nationalfarbe der Armee. Mit Ausnahme einer kleinen Anzahl sehr alter Offiziere trägt das Militär keine Bärte; die Soldaten sehen im Ganzen sehr gut aus, und scheinen sich auf ihre militärische Kleidung, die sie sehr reinlich halten, etwas einzubilden. Die Grade unterscheiden sich durch Sterne von verschiedenem Metall und verschiedener Größe, die auf der linken Seite getragen werden. Die Korporale und Sergeanten haben Sterne von Bronze, die Lieutenants und Kapitäns von emaillirtem Gold, die Majors tragen Sterne vom nämlichen Metall, nur größer, und die der Obersten sind in Diamanten und hängen an goldenen oder silbernen Ketten von der linken Schulter auf die Brust herab.

Die Soldaten leben in schönen Kasernen, die der Sultan bauen ließ, werden regelmäßig bezahlt und gut verpflegt; die Rekruten kommen meist aus Asien. Die Musketen scheinen größtentheils alte, ausgebesserte Waffen zu seyn; die der Garde hingegen sind neu, mit vergoldetem Lauf und Bajonnet. Einige Regimenter haben Musikbanden; die der Garde ist sehr zahlreich und ziemlich gut eingeübt, allein die Instrumente sind schlecht.

Das bei der türkischen Armee eingeführte Exerzitium ist, wie ich glaube, das französische; wenigstens gehören mehrere Offiziere dieser Nation an. Hr. Galland, der dem Kommandant en Chef beigegeben ist, or-

*) S. Ausland Nr. 60 von d. J.

Digitized by Google

ganisirt die Infanterie, und Hr. Kriesso, ein Sardinier wie ich glaube, ist mit der Organisation der Kavallerie beauftragt. Der Letztere ist der Liebling des Sultans und, wie man sagt, ein Mann von großem Verdienste, der allgemeine Achtung genießt. Die Lage eines europäischen Offiziers in türkischen Diensten ist nichts weniger als beneidenswerth; im Anfang bewies man ihnen weder Achtung noch Gehorsam, sie waren nicht berechtigt Degen zu tragen, und manchen Beschimpfungen und Erniedrigungen ausgesetzt; selbst jetzt noch ist ihre Behandlung nicht ausgezeichnet.

Das System, welches die Regierung befolgt, bezweckt durchaus Ersparungen, und mit Erstaunen sieht man, daß der Sultan es wagt, zu gewissen Zeiten den Sold seiner neu errichteten Truppen zu schmälern, da doch auf ihrer Treue und Ergebenheit allein seine Sicherheit beruht. Bei Organisation der neuen Armee betrug der monatliche Sold eines Soldaten 40 Piaster (12 Franken 50 Cent.), und jetzt ist er nach und nach bis auf 30 Piaster herabgesetzt worden; für einen türkischen Soldaten, der gewöhnt ist Tabak zu rauchen und Kaffee zu trinken, allerdings ein schmaler Sold. Jetzt beläuft sich der tägliche Sold eines Soldaten nicht über 4 Sous, aber die Unzufriedenheit ist auch allgemein in der Armee. Schon sind mehrere Verschwörungen entdeckt worden, die eine Regierungsveränderung bezweckten, und in die selbst Offiziere verwickelt waren. Alles läßt voraussehen, daß wenn nur erst Einstimmigkeit und Gemeingeist in den verschiedenen Zweigen der Armee herrscht, diese eben so aufrührerisch und gefährlich werden wird, als die Janitscharen. Die Offiziere sind meist schöne junge Leute, und ich war sehr erstaunt, als ich einst an der Hauptwache vorüber ging, sie mit dem Reglement in der Hand zu sehen, in dem sie eifrig studirten. Die neuen Truppen halten strenge Disziplin, und wenn Fremden irgend eine Gefahr droht, so eilen sie schnell zur Hülfe herbei.

(Schluß folgt.)

Französische Polizeiverhandlungen.

Auf den öffentlichen Spaziergängen von Paris bemerkte man häufig einen jungen Cavallerieoffizier, dessen Brust die Dekoration des Julius und ein belgischer und polnischer Orden zierte. Seine blühende Jugend und sein zartes Wesen fielen bei dem ersten Blicke auf. Dieser junge Offizier wurde dieser Tage vor das Zuchtpolizeigericht gestellt, unter der Anklage, sich unbefugt Orden und Militärtracht angemaßt zu haben, was um so wahrscheinlicher wurde, als der unbärtige Achilles sich Katharine Charlotte Raffour nannte. Die siebzehnjährige Angeklagte behauptete, Lieutenant in dem belgischen Regiment des Obristen Pontécoulant zu seyn; ließ aber in ihrem Benehmen den tiefsten Schmerz und die größte Verwirrung blicken. Auf die Frage, warum sie unbefugterweise die Dekoration des Julius trage, antwortete sie nur mit Thränen. Auch ihr Oheim erschien vor den Richtern, war aber gleichfalls sehr angegriffen, und konnte nichts weiter vorbringen, als daß seine Nichte einen sehr überspannten Kopf und schon von frühester Jugend an eine unwiderstehliche Neigung zum Soldatenstande verrathen habe. Nachdem sich die schöne Amazone etwas gesammelt hatte, hielt sie, nicht ohne Vergießung vieler Thränen, folgende Rede: „Wenn mein Vergehen so schwer ist, als Sie, meine Herren, mir zu erkennen geben; so bitte ich Sie, zu glauben, daß es mehr die Folge einer Unbesonnenheit, als einer schlechten Handlung ist. Wenn Sie mich aber fragen, welche Gründe mich bestimmten, diese Kleidung der meines Geschlechtes vorzuziehen; so muß ich mir folgende Bemerkung erlauben: Obgleich jung und Weib, wurde ich doch von der Liebe zum Vaterlande und zur Freiheit, die alle guten Bürger in unsern glorreichen Tagen so muthig vertheidigten, hingerissen. Als ich den Donner der Kanonen hörte, bedauerte ich ein Weib zu seyn und dem Kampfe fern bleiben zu müssen; und als in Belgien ebenfalls eine Revolution, der unsrigen ähnlich, ausbrach, glaubte ich die Schwäche meines Geschlechtes unter Männerkleidung verbergen zu können; ich reiste dahin ab, und mehr als eine glaubwürdige Person, die gleich mir dahin eilte, wird mir bezeugen können, daß ich mit allem Muthe, dessen ich fähig war, der Schwäche meines Geschlechtes Trotz bot, und in dem Gedanken an mein Vaterland dort für die Freiheit focht, wie ich es auch thun würde, wenn mein Vaterland in Gefahr käme. Nachdem ich nach Paris zurückgekehrt war und mich meiner neuen Lebensart als Mann nicht mehr entwöhnen konnte, da sie mehr meinem Geschmacke zusagte; so wollte ich doch nicht den Gesetzen zuwider handeln, und begab mich zu dem Präfekten, von dem ich die Erlaubniß erhielt, meine Verkleidung beibehalten zu dürfen. Was die Dekorationen betrifft, die ich mir angemaßt habe; so glaube ich, meine Herren, daß Ihre Nachsicht, auf die ich mein ganzes Vertrauen setze, diesen Fehltritt nur einer jugendlichen Unbesonnenheit und einem meinem Alter wohl verzeihlichen Nationalstolze zuschreiben werde. Die lange Verhaftung, durch die ich für meine Unklugheit schon büßen mußte, wird Ihnen Grund genug seyn, mich in Freiheit zu setzen." Der Generaladvokat blieb indeß auf seiner Anklage stehen, empfahl jedoch dem Tribunal Nachsicht gegen das Geschlecht der Angeklagten, deren Advokat nun das Wort nahm, indem er ihre der Freiheit geleisteten Dienste hervorzuheben suchte und bewies, daß Dlle. Raffour in Belgien in dem Regimente des Obristen Pontécoulant als Freiwilliger gedient, allen Gefechten mit den Holländern beigewohnt und an der Spitze von vierzig Mann ein Fort erstiegen habe, für welche kühne That sie zum Rang eines Lieutenants befördert worden sey. Der Gerichtshof, weder durch die Schönheit, noch durch die Thränen, noch die Tapferkeit der Angeklagten gerührt, verurtheilte sie, streng und unerbittlich wie der athenienfische Areopag, zu achttägiger Gefängnißstrafe.

Abel Remusat.

Frankreich hat durch den Tod, der in diesem Jahre der Welt so schnell hinter einander so viele ihrer größten Männer raubte, einen neuen Verlust in dem berühmten Orientalen und chinesischen Sprachforscher Abel Remusat erlitten. Hier über ihn vorläufig folgende biographische Notizen: Jean Pierre Abel Remusat war am 5 Septbr. 1785 zu Paris in einer Familie geboren, die eigentlich aus Marseille stammte. Zum Studium der Arzneikunde bestimmt, verband er hiemit das der Sprachen Ostasien's. Sein Essai sur la langue et la literature chinoise, den er im Jahre 1811 herausgab, und einige andere kleinere Schriften über denselben Gegenstand, erwarben ihm frühzeitig einen ausgezeichneten Rang unter den gelehrtesten Sinologen. Im Jahre 1813 erhielt er bei der medizinischen Fakultät zu Paris den Doktorgrad; im folgenden Jahre fand er Gelegenheit, mit seiner Kunst den verwundeten Soldaten in den Spitälern der Umgegend von Paris hülfreich beizustehen. Gegen Ende des Jahres 1814 wurde auf Vorschlag Sylvestre de Sacy's am College de France für Remusat ein Lehrstuhl für chinesische und Mandschusprache, wie für Chezy eine Lehrstelle des Sanskrit errichtet. Remusat eröffnete seine Vorträge im Laufe Januars 1815, wurde zum Mitglied der Akademie der Inschriften und schönen Künste ernannt, am 5 April 1816, und war im Jahre 1818 einer der Redakteurs des „Journal des Savans." Im Jahre 1822 half er die asiatische Gesellschaft gründen, bei der er die Stelle eines Sekretärs bis 1828 bekleidete, wo er die Präsidentenstelle Sylvestre de Sacy's übernahm, der sich genöthigt sah, seine Entlassung zu nehmen. Gegen Ende des Jahres 1823 war er auf Verwendung des Bischofs von Hermopolis zum Conservator der orientalischen Manuskripte der Bibliothek des Königs ernannt worden; bald darauf half er das Journal „L'Universel" gründen, das durch die Julusrevolution einging. Nach diesem Ereigniß, das auf ihn einen schmerzlichen Eindruck hervorbrachte, näherte sich Abel Remusat seinen Kollegen, die anderer politischer Ansicht waren als er, wieder und nahm Theil an den Berathungen der über die Bibliotheken niedergesetzten Commission, deren Gutachten bis jetzt noch ohne Erfolg geblieben ist. Um diese Zeit verlor er seine Mutter, die er zärtlichst liebte. Die vielerlei Verdrüßlichkeiten und der Schmerz, den er unter diesen Verhältnissen zu erleiden hatte, verursachten ihm vor fünf oder sechs Monaten ein Blutbrechen, was aber nur der Vorbote eines noch gefährlichern Uebels war. Seit den ersten Tagen des Aprils erschien er nicht mehr auf der Bibliothek des Königs; seine Kräfte schwanden nun merklich, und vor acht Tagen erklärten seine Aerzte, daß er am Magenkrebse leide, der auch am 5 Junius seinem Leben im 46sten Jahre ein Ende machte. Vor zwei Jahren hatte Remusat die Tochter eines Marechal de Camp geheirathet, blieb aber ohne Nachkommenschaft. Abel Remusat besaß sehr ausgebreitete Kenntnisse und war außer den orientalischen Sprachen auch in den verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaft sehr bewandert, was ihn mit Cuvier in Verbindung brachte. Sein Verlust läßt eine unersetzliche Lücke in dem Institut, am College de France und bei der asiatischen Gesellschaft.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 171. 19 Junius 1832.

Rom und der Papst im Jahre 1832.

(Aus Blackwoods Magazine.)

Betrachtungen über die gegenwärtige Lage der päpstlichen Herrschaft von einem Engländer und Protestanten werden nicht ohne Interesse gelesen werden. In manchen Stücken richtiger aufgefaßt, als es gegenwärtig selbst von manchen Katholiken geschieht, sind die Verhältnisse des römischen Stuhls freilich nicht immer ganz ohne vorgefaßte Meinung beurtheilt; indeß wird Manches, was bisher in Schatten gestellt blieb, trefflich beleuchtet, und der Leser wird leicht herausfinden, was auf Rechnung des Engländers und Protestanten geschrieben werden muß.

Die bedeutenden Unruhen, die in den römischen Staaten ausgebrochen, der überwiegende Einfluß, den Oestreich auf die Regierung des heiligen Stuhls errungen zu haben scheint, die ganz in diesem Sinne geleitete Bewegung seiner Truppen und der allgemeine Geist des Aufstandes und der Widersetzlichkeit gegen die bestehende Ordnung der Dinge, der die Centralprovinzen Italiens erschüttert, lenken natürlich die Aufmerksamkeit der Politiker auf die päpstliche Regierung. Man pflegt gegenwärtig ungescheut zu behaupten, daß die weltliche Herrschaft des heiligen Vaters ihrem Ende nahe ist; daß der zerrüttete Zustand seiner Finanzen, die Lage seiner Staaten und die Unzufriedenheit des Volkes, die Wiederherstellung seiner Macht unmöglich machen, und daß Europa, das so lange das Uebergewicht des christlichen Roms fürchtete, diese Besorgniß jetzt eben so vergessen kann, wie die Gespensterfurcht und die Hexenprozesse.

Wir glauben indeß die Richtigkeit dieser Behauptung bezweifeln zu müssen. Was die charakteristische Eigenthümlichkeit des Papstthums ausmacht, ist seine Unabhängigkeit von allen Regeln, nach welchen die irdische Gewalt besteht; es erhob sich aller menschlichen Voraussicht entgegen, gelangte zu seinem Gebiete, allen gewöhnlichen Grundsätzen der Politik zuwider, und behauptete sich mitten unter dem Zusammenstoße mit den Erschütterungen der großen militärischen Mächte von Mittel- und Südeuropa. So geschwächt es auch durch den Lauf der Zeit jetzt erscheinen mag, so sehr es auch noch an den Wunden leidet, die Frankreich und Oestreich ihm geschlagen haben, so dürfen wir doch, weder von den systematischen Angriffen der letztern Macht, noch von den Erschütterungen innerer Unruhen seinen gänzlichen Sturz erwarten. Die eigentliche Macht des Papstes beruhte stets auf dem Glauben der Völker, den in unserer Zeit auch die öffentliche Meinung vertritt. Sein Gebiet hat sich seit der Schenkung Karls des Großen nur wenig vergrößert; es besteht noch immer aus den drei Legationen, dem Erbtheile St. Peters, Umbrien, Spoleto, Perusa und einigen andern unbedeutenden Besitzungen. Allein die Lage der römischen Staaten ist eine der günstigsten; da sie sich quer über die Breite der Halbinsel erstrecken, und folglich an beiden Meeren Häfen haben, so hätten sie längst schon Theil an dem Handel ihrer nördlichen und westlichen Nachbarn, der Venetianer und Toscaner, nehmen sollen. Das Klima ist herrlich, der Boden fruchtbar, die Bevölkerung verständig; und doch sind alle diese Vorzüge, mit denen die Natur diesen Länderstrich gesegnet hat, für seine Bevölkerung verloren gegangen. Der Anblick des Landes bietet dem Reisenden das traurige Bild aller Uebel, die den Despotismus und die Unwissenheit zur Wurzel haben; der Boden bleibt unangebaut, die Luft ist durch die giftigen Ausdünstungen der Sümpfe verpestet, und das Volk wird sprüchwörtlich als das ärmste, unzufriedenste und feigste in ganz Italien bezeichnet.

Der wunderbare Einfluß, den Rom auf die christliche Welt geübt hat, denZes zum Theil noch jetzt übt, und in der ersten allgemeinen Glaubenskrise in Europa unvermeidlich üben wird, Dieß ist es hauptsächlich, was eine genauere Untersuchung der päpstlichen Regierungsgrundsätze zu einem der interessantesten Studien im Bereiche der politischen Wissenschaften macht. Das ganze System des Papstthumes ist eine Kette der seltsamsten Widersprüche. Rücksichtlich des Gebietsumfangs, einer der schwächsten Staaten Europa's, übt er dennoch einen außerordentlichen Einfluß auf einige der mächtigsten Länder des Kontinents; einer der ärmsten an Einkünften, beinahe ohne Handel und Manufakturen, und mit einer Bevölkerung, die fast nur aus Mönchen und Bettlern besteht, ist dennoch kein Staatsschatz Europa's vor einem Bankerotte sicherer als der seinige. Eine der despotischsten Regierungen, die noch dazu von dem Willen eines einzigen Individuums abhängig ist, gibt es dennoch nur wenige, unter denen das Volk einer größern Willensfreiheit genießt, und weniger von der vollziehenden Gewalt beunruhigt wird, wenn es irgend eine Thorheit begeht. Eine der willkürlichsten Regierungen in der Welt, von Klosterleuten oder Kardinälen geleitet, einen greisen, abgelebten Priester an ihrer Spitze, der meist eben seiner Hinfälligkeit wegen gewählt wird, ging Rom, durch alle Stürme und Gefahren seiner tausendjährigen Existenz, stets mit

Digitized by Google

neuer Kraft hervor; und obschon es einen großen Theil des Unglücks, das ganz Italien betraf, mit zu tragen hatte; obschon mehreremale der Verwüstung preisgegeben, durch den Streit der Gegenpäpste zerrüttet, und durch die blutigen Kämpfe der italienischen Fürsten verstümmelt, hat es dennoch mitten unter all diesen Bedrängnissen, das Gebiet, das es seit seinen ersten Donationen besaß, fast ungeschmälert behauptet.

Der päpstliche Stuhl, oder wie man das Kabinet des Papstes sonst nennen will, besteht ganz aus Prälaten, die jedoch nicht alle Priester sind. Die meisten sind Laien, obschon sie bischöfliche Kleidung und Tonsur tragen; ihre Anzahl beläuft sich auf ungefähr dreihundert. Aus diesen Prälaten wählen die Päpste die Kardinäle, von denen einige einen Anspruch auf diese Würde haben, wenn sie früher als Prälaten gewisse öffentliche Aemter begleiteten. Alle genießen das besondere Vertrauen des Papstes, und ihre Stellen werden „pasti cardinalizi" genannt, weil sie in der That die Anwartschaft auf den rothen Hut geben; es sind dieß die Stellen des Gouverneurs von Rom, des Schatzmeisters, Majordomus, der Sekretäre des heil. Collegiums, der Auditore der Kammer, der Präsidenten von Urbino u. s. w. Diese Prälaten bilden eine Art von päpstlicher Pairie, deren Ursprung sich bis in die Zeiten der Kreuzzüge verliert. Zur Zeit der Eroberung von Palästina versah die päpstliche Regierung den geistlichen Theil des Kreuzheeres überflüssig mit Verstärkung; ein Heer von Priestern, die man mit dem Titel von primitiven Bischöfen belohnte, ward hingesendet, um die Bisthümer einzunehmen, die durch die Schwerter Gottfrieds und Tankreds erobert wurden; das christliche Heerlager hatte eine Menge Bischöfe von Ephesus, Antiochien, Cäsarea u. s. w.; allein die Bogen und Säbel der Sarazenen machten den frommen Männern des Abendlandes bald ihre bischöflichen Stühle streitig, und von Jahr zu Jahr wurden die Gränzen ihrer Sprengel enger, bis endlich die ganze Klerisei sich wieder in die Arme des Papstthums flüchten mußte, das sie eingesetzt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sandwichinseln.

3. Die königliche Familie.

(Fortsetzung.)

Tamehameha folgte in der Regierung über die ganze Gruppe der Sandwichinseln sein Sohn Rihoriho, der von Kaikeouli's des letzten Königs Tochter, Keopuolani, im Jahre 1795 oder 1796 auf Hawaii geboren wurde. Rihoriho — eigentlich Kalani-nui-Rihoriho — „des Himmels großer Schwarzer, *) wurde bisweilen auch nach seinem Vater Tamehameha genannt, obgleich auf den Sandwichinseln die Namen nicht immer erblich sind. Außerdem führte er auch noch einige andere Namen, von den der gebräuchlichste Jolani war. Das Wort Lani, Himmel oder Wolke, kommt in den meisten Namen der vornehmen Häuptlinge vor. Rihoriho war offenherziger und gutmüthiger Natur. Die Eingeborenen wußten viel von seiner Herzensgüte zu sagen, so lange seine Sinne nicht von geistigen Getränken, die er ungemein liebte, verwirrt waren. Sein Benehmen war ungezwungen und dabei würdevoll und für seine Umgebung stets angenehm. Sein Geist war von Natur aus mit großer Wißbegier begabt. Die Fragen, die er gewöhnlich an die Fremden stellte, betrafen keineswegs unbedeutende Gegenstände, und sein Gedächtniß war ihm treu. Man konnte ihn manchmal mehrere Stunden lang mit seinen Häuptlingen über verschiedene Theile der Welt sich unterhalten hören, wobei er z. B. die großen Seen, die Berge und Minen von Nord- und Südamerika, die Elephanten und Bewohner von Indien, die Gebäude und Manufakturen von England u. s. w., mit nicht weniger Genauigkeit beschrieb, worüber man sich, in Betracht, daß er dergleichen Dinge nie gesehen hatte, billig verwundern mochte. Sein Eifer zu lernen war nicht minder groß als sein Fleiß. Der Missionär Elliot hörte ihn eines Tages, als er seinen Schreibpult öffnete, sagen: er verspreche sich mehr Nutzen von diesem Schreibtisch, als von der schönen Brigg, die ihm gehörte, und dem Hause wo er sich befand, gegenüber vor Anker lag. Elliot und Bingham, beide Missionäre, waren seine täglichen Lehrer und staunten nicht wenig über seine unermüdliche Beharrlichkeit. Elliot mußte oft von neun oder zehn Uhr Morgens bis zu Sonnenuntergang neben ihm am Schreibtische sitzen, und diese ganze Zeit über legte er nicht länger als drei Viertel Stunden, während er speiste, Feder oder Buch aus der Hand.

Man weiß nicht, wie viel Einfluß die Lehren des Christenthums auf seinen Geist hatten; so viel aber ist gewiß, daß er die ersten Missionäre freundlich aufnahm, ihre Kenntnisse benützte, um die seinigen zu vermehren, und in den letzten Jahren seines Lebens entschieden; ihren Bemühungen günstig war. Man hörte ihn oft seine Ueberzeugung von der Wahrheit der christlichen Lehre aussprechen; auch besuchte er am Sonntage den Gottesdienst der Missionäre und empfahl Dieß auch seinem Volke zu thun. Seine Sinnesart war nicht durch jene Grausamkeit, Raubzier und Gefühllosigkeit gegen die Leiden des Volkes bezeichnet, wie man sie gewöhnlich bei den Häuptlingen wilder Völkerschaften findet. Sein Herz war gutmüthig und den Missionären begegnete es auf ihren Wanderungen durch die Insel oft, daß Mütter ihnen ihre Kinder zeigten, die Rihoriho, wenn er vorüberging, geküßt hatte; eine Herablassung, worauf sie sich viel zu Gute zu thun schienen, und die wahrscheinlich bis auf die spätesten Enkel durch Ueberlieferung gerühmt werden wird. Zwar von edelmüthiger Gesinnung und menschenfreundlichen Herzens, mußte man an ihm nur seine Neigung zum Trunke beklagen: man weiß nicht, soll man dieses Laster einem natürlichen Hang oder dem bösen Beispiel Anderer zuschreiben. Allein man darf wohl annehmen, daß er sich dieser bösen Angewöhnung nie so hingegeben haben würde, wenn er von Jugend auf, mit weniger rohen Menschen umgeben gewesen wäre.

Obgleich in kriegerischem Muth und Charakterstärke nicht so ausgezeichnet als sein Vater, besaß er doch Entschlossenheit und Unternehmungsgeist. Die Abschaffung des Götzendienstes ist ein Beweis für jene; seine Reise nach England für diesen.

Die ersten amerikanischen Missionäre, welche den Boden der

*) Kalani, der Himmel, nui, groß und rihoriho, was jedes schwarzgebrannte Ding bedeutet.

Digitized by Google

Sandwichinseln betraten *) waren nicht wenig erstaunt, den Götzendienst abgeschafft, das Tabu aufgehoben, und die Priester als Körperschaft aufgelöst, und unter das übrige Volk zerstreut zu finden. Eine der ersten Handlungen des jungen Königs, nachdem er zur Herrschaft gelangt war, bestand nämlich in der Abschaffung des alten Götzendienstes und des Tabusystems, das seit undenklichen Zeiten einen höchst erniedrigenden und man möchte fast sagen, dämonischen Einfluß auf das Volk ausgeübt hatte. Der vorzüglichste Grund, der den König zu einem so gewagten Schritte bestimmen konnte, scheint in dem Wunsche Rihoriho's gesucht werden zu müssen, das Loos seiner Frauen und des weiblichen Geschlechts auf den Sandwichinseln überhaupt zu verbessern. Das weibliche Geschlecht befand sich aber hier zuvor in einem Zustande der tiefsten Erniedrigung, so zwar, daß ihm sogar gewisse bessere Speisen durch den Tabu bei Todesstrafe verboten waren, und es weder seine Lebensmittel an einem und demselben Feuer mit den Männern kochen, noch mit ihnen zu Tische sitzen durfte. Ein zweiter Grund scheint auch in Rihoriho's Absicht gelegen zu seyn, die Macht der Priester zu schwächen und das zur Unterhaltung des Götzendienstes bestimmte Grundeigenthum zu andern Zwecken zu verwenden. Auch das Beispiel Pomare's und der Häuptlinge von Taheiti scheint seinem Entschluß einen mächtigen Anstoß gegeben zu haben. Der große Schwarze des Himmels berieth sich darüber zuerst mit den vornehmsten Häuptlingen, insbesondere mit Karaimoku, der sich sogleich bereitwillig zeigte, das Tabu nicht mehr zu halten; und obgleich viele Priester mit dem Zorn und Strafgericht der Götter drohten, so erklärte doch Hevaheva, der Oberpriester von Tamehameha's Kriegsgott, die Abschaffung des Götzendienstes werde keine schlimmen Folgen nach sich ziehen. Bald nachher veranstaltete Rihoriho ein großes Fest, wozu die Häuptlinge der verschiedenen Inseln eingeladen waren. Die Gäste versammelten sich, wie gewöhnlich, die Männer in dem einen, die Weiber in dem andern Hause. Als man sich aber zur Mahlzeit niedersetzen wollte, befahl der König den Frauen mit Geflügel und andern dem weiblichen Geschlechte verbotenen Speisen aufzuwarten; er selbst begab sich zu ihnen, setzte sich in ihre Mitte, und ermunterte die übrigen Häuptlinge, dasselbe zu thun. Ein Schrei des Erstaunens entfuhr der versammelten Volksmenge; einige andere Häuptlinge folgten des Königs Beispiel, und Männer und Frauen aßen gemeinschaftlich, was sie Ai uoa, gemeinschaftliche Mahlzeit, im Gegensatze zu dem früheren Ai tabu, oder gesonderte Mahlzeit, hießen. Nachdem der König einmal so weit gegangen war, zögerte er nicht länger, das ganze religiöse System umzustürzen. Der Oberpriester Hevaheva legte seine Stelle nieder, und der König erklärte, daß es fortan keine Priester und keinen Götzendienst mehr geben solle. Als daher die Missionäre in Hawaii landeten, fanden sie ein Volk, das gar keine öffentliche Gottesverehrung mehr hatte, und daher um so bereitwilliger sein Ohr der neuen Lehre öffnete.

Indeß wollten sich die Priester doch nicht so leichten Kaufes ihrer althergebrachten Rechte begeben, und stifteten einen der nächsten Verwandten des Königs, Rihoriho's Vetter, Kekuaokalani, an, die Waffen gegen den König zu ergreifen, was ihnen um so leichter gelang, als dieser junge Häuptling sehr ehrgeizig war, und die Herrschaft über die Inseln mit seinem Vetter zu theilen, wo nicht gar sie ihm ganz zu entreißen strebte. Außerdem hatte auch Tamehameha auf seinem Todbette das Reich zwar seinem Sohn übertragen, mit ihm gemeinschaftlich aber Kekuaokalani und andern Häuptlingen die Sorge für die Götter und ihre Tempel anempfohlen. Mißvergnügte Häuptlinge und ein großer Theil der Priester schlossen sich ihm an, und letztere entflammten den ohnehin thatenlustigen Geist des feurigen Jünglings durch die Verheißung des unmittelbaren Schutzes der Götter und eines unzweifelhaften Sieges. Rihoriho's Oberfeldherr, Karaimoku, dessen leibliche Schwester die Mutter Kekuaokalani's war, suchte die Sache gütlich beizulegen, und selbst als die beiderseitigen Heere schon sich gegenüberstanden, vermied er so lang als möglich die Schlacht, in der Hoffnung, seinen Neffen auf bessere Gesinnung zu bringen. Noch am Morgen vor dem Treffen schickte er eine Botschaft an den jungen Häuptling, und lud ihn zu einer persönlichen Zusammenkunft ein, um eine friedliche Ausgleichung zu versuchen. Allein der Bote wurde zurückgejagt, und mußte sich, um sein Leben zu retten, ins Meer stürzen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Sie landeten mit einigen jungen Eingebornen, die ihr Trieb zu lernen und zu reisen nach Amerika geführt hatte, und nun den Missionären als Dolmetscher dienten, am 2 Februar 1820 zu Kairua auf Hawaii.

Ein Besuch in Konstantinopel im Jahre 1831.

(Schluß.)

Konstantinopel selbst bietet jetzt einen ganz neuen Anblick; die Straßen sind gereinigt; neue Bazars sind gebaut und die alten verschönert worden; eine sehr thätige Polizei wacht über die Stadt, und nirgends sieht man mehr jene Haufen von Schutt und Unflath, die sonst die Straßen versperrten. Um den Palast des Serasskier Pascha hat Alles ein anderes Ansehen gewonnen; die engen Zugänge, die hüttenartigen, unregelmäßig zusammengedrängten Häuser haben geräumigen, nach der Schnur gezogenen Straßen Platz gemacht, die mit eleganten und gleichförmig gebauten Kaufläden geziert sind. Dieses so schnell verschönerte Stadtviertel bietet jetzt den reizendsten Anblick und hat eine gesunde Lage; das Volk gafft die Fremden nicht mehr an, und europäische Damen können jetzt ungehindert spazieren gehen und die Stadt nach allen Richtungen durchstreifen, ohne daß sie nöthig hätten, das Mindeste in ihrem Anzug zu ändern.

Da sich der Sultan am vergangenen Donnerstag in eine Moschee begab, um dem Gottesdienste beizuwohnen, was er jede Woche ein Mal zu thun pflegt, so war ich sehr neugierig den Aufzug zu sehen. Da er damals gerade eine Moschee der Vorstadt Pera in der Nähe von Dohlmbdy Bagtscheh besuchte, so war sein Gefolge weniger zahlreich, als es in Konstantinopel selbst zu seyn pflegt. Ungefähr 500 Mann Infanterie, eine Musikbande an der Spitze, bildeten am Haupteingange der Moschee eine Gasse; die Soldaten gehörten zum Eliteregiment der Bostandschis, waren schöne, hochgewachsene Leute von martialischem Aussehen, schön gekleidet und herrlich bewaffnet.

Wir nahmen unter einem Kaffeezelt Platz, an dem der Zug vorüber mußte; voraus kamen sechs arabische Pferde auf europäische Weise gesattelt und gezäumt und mit prächtigen Schabracken belegt; diesen folgte eine große Anzahl berittener Pagen in doppelter Reihe, die in kurze Aermelwesten von verschiedenen Farben und in weiße Pantalons gekleidet waren, dann kamen die Hausoffiziere des Sultans und die Stabsoffiziere der Armee, und endlich der Favorit Mihr Allaee mit Hussein Pascha, Obrist des Garderegiments. Nach diesen kam Mahmud, und den Zug schlossen einige Compagnien des Garderegiments zu Fuß, lauter schöne, junge Leute. Der Sultan trug eine kleine Militärmütze, ganz in Gold gestickt, mit einer prachtvollen goldenen Quaste, deren Gewicht den leichten Stoff der Mütze auf eine Seite herabzog, und hatte einen himmelblauen Mantel mit engem gesticktem Kragen umgeschlagen, unter dem ein bis an das Kinn zugeknöpfter Frack von Tuch hervorsah. Weiße in Gold gestickte Beinkleider und

Digitized by Google

Stiefel mit Sporen vollendeten seinen Anzug. Auf der linken Seite der Brust glänzte ein prachtvoller Stern in Diamanten; Säbel und Kuppel, so wie Sattel und Zaum seines Pferdes waren ganz auf europäische Weise. Ich wußte in der That nicht, ob ich meinen Augen trauen sollte.

Welch eine merkwürdige Veränderung war in dem Zeitraum von wenigen Jahren mit diesem mächtigen Monarchen vorgegangen. Vor nicht gar langer Zeit noch hatte ich ihn, als er sich bei einer feierlichen Gelegenheit in eine der Moscheen von Konstantinopel begab, von orientalischer Pracht und Herrlichkeit umgeben gesehen. Die glänzenden Federbüsche einer Menge von Baschis wogten in der Luft, und ein fortwährend ab- und zuströmender Troß von Dienerschaft entzog ihn den Augen seiner Unterthanen. Damals war sein Blick trübe, und seine bleichen Züge trugen einen Ausdruck von tiefer Melancholie. Heute dagegen, bei einer ähnlichen Veranlassung, sah ich den nämlichen Herrscher in eine einfache Uniform gekleidet, daß man ihn für einen Offizier der leichten Kavallerie hätte halten können; seine Gesichtsfarbe war frisch und lebendig, seine Augen voll Feuer und sein Bart reichte kaum über das Kinn herab. Mahmud hatte allen Zwang asiatischen Pomps und Gepränges abgeschüttelt; schon nach Verlauf einer Stunde kam er zurück und zog mit seinem ganzen Gefolge in der größten Ordnung bei uns vorüber.

Wenn die Türken in ihrer neuen Tracht mager und dürftig aussehen, so machen sie zu Pferde auf den europäischen Husarensätteln keine bessere Figur. Es fehlt ihnen die nöthige Gewandtheit, um ihre Pferde zu lenken, und Körper, Arme und Beine haben eine schlechte Haltung; der Sultan dagegen zeigt zu Pferde viele Grazie und ist sicher ein tüchtiger Reiter.

Obschon Mahmud, wie ich glaube, seiner persönlichen Sicherheit wegen oft sehr besorgt seyn mag, so zeigt er sich doch häufig in den belebtesten Straßen, trifft aber immer die nöthigen Vorsichtsmaßregeln gegen eine Revolution, die etwa plötzlich ausbrechen könnte. Seit der Niederlage der Janitscharen hat der Sultan nur selten innerhalb der Ringmauern des alten Serails gewohnt; bald hält er sich in einer der am Bosporus gelegenen Paläste, bald in einem andern auf, und jetzt wird jenseits der Dardanellen, ungefähr vier Meilen von Scutari, ein Palast von unermeßlicher Ausdehnung gebaut.

Männer, die durch langen Aufenthalt in Konstantinopel die Lage der Türkei genau kennen gelernt haben, behaupten, daß die neuerlichen Reformen und Verbesserungen den Sturz dieses Reichs nur um so schneller herbeiführen werden. Sie sagen, daß der Sultan durch Auflösung der Janitscharen, Errichtung einer neuen Armee und Einführung der europäischen Tracht nur bezweckt habe, eine unumschränkte Gewalt an sich zu reißen, und um sich ungehindert dem Despotismus jeder Art überlassen zu können. Dieselben Männer behaupten auch, daß der Zustand der Finanzen des Reichs durchaus nicht verbessert worden sey, daß die neuen Auflagen den Handel mehr und mehr lähmen, und daß der Sultan seinen Ministern und Günstlingen Monopole auf die nothwendigsten Lebensbedürfnisse seiner Unterthanen verleihe. Auch sagt man, daß der Nationalgeist der Türken für immer erloschen sey, daß die religiösen Gefühle, die ehedem einen so mächtigen Einfluß auf die Mohammedaner übten, jetzt unter die Füße getreten würden, und man fürchtet sehr, daß das Volk bei einem feindlichen Einfall keineswegs ruhiger Zuschauer des Kampfes bleiben, aber nicht wie sonst für den Sultan und die Religion zu den Waffen greifen dürfte.

Selbst für einen weisen, beharrlichen und entschlossenen Fürsten bleibt die Reformation eines ganzen Volkes, und vollends erst eines Volkes, das dem Glauben Mohammeds zugethan ist, jederzeit ein höchst schwieriges Unternehmen. Indeß waren Mahmuds Bemühungen in Konstantinopel doch von großem Erfolg, und diese Stadt scheint jetzt die Hauptstadt eines mächtigen und glücklichen Reichs zu seyn. Die öffentlichen Gebäude sind überall wieder hergestellt, neue Paläste erheben sich an den Plätzen, wo früher Ruinen standen, und in der ganzen Stadt waltet der Geist der Reform. Allein diese Fortschritte der Civilisation bemerkt man nur in Konstantinopel, denn die sich selbst überlassenen, dem Blick des Sultans entrückten Provinzen seufzen noch unter einer despotischen Verwaltung. Bewirkt das von Mahmud angenommene System auch nicht die Wunder, die von Vielen vorausgesagt wurden, und die Wiedergeburt des ganzen Volks, so hat der Sultan doch immer einen gerechten Anspruch auf den Dank der Nation, daß er sie von dem eisernen Joch der unverschämten Janitscharen, Derbis u. s. w. befreite, der furchtbaren Räuberbanden, die gleich den Söldnertruppen des Mittelalters in Frankreich und Italien das Land mit Feuer und Schwert verwüsteten. Jetzt fallen die Verbrecher, da sie von keinen Janitscharen mehr geschützt werden, der Polizei in die Hände; die Justiz geht ihren regelmäßigen Gang, und — Dank sey es der Festigkeit des Sultans — noch nie hat das türkische Reich einer so tiefen Ruhe genossen, und nie noch waren Fremde, Reisende und Kaufleute so sicher als jetzt.

Vermischte Nachrichten.

Die Heftigkeit der Cholera in Paris, im Vergleich mit dem weit gelindern Verlauf dieser Krankheit in London, gibt dem „New-Monthly-Magazine" zu folgenden Bemerkungen Anlaß: „Es ist der Mühe werth, den Ursachen nachzuspüren, die eine größere Sterblichkeit zu Paris zur Folge hatten, als Dieß in London der Fall war. So viel ist gewiß, daß dort die Krankheit dieselbe und ihrem Wesen nach nicht bösartiger war als hier. Der Unterschied muß also in der Leichtigkeit liegen, mit der das Uebel in Paris Wurzel fassen konnte, d. h. in der größern Disposition der Einwohner, den Krankheitsstoff anzunehmen, oder in einem ihrer Fortpflanzung günstigerem Medium. In Paris mag beides zur größern Verbreitung der Krankheit beigetragen haben. Paris ist von jeher wegen seines Schmutzes bekannt, und man kann seine Straßen nicht durchwandeln, ohne mächtig daran erinnert zu werden, daß die Luft mit Unreinlichkeiten jeder Art erfüllt ist. Die Kloaken sind im schlechtesten Zustand, und was Gesundheit dienliche und zuträgliche Lebensart betrifft, bleiben die Pariser, obgleich sie hierin den Engländern nachzuahmen suchen, weit hinter diesen zurück. In Bezug auf die Leibesbeschaffenheit ist zwischen dem Pariser und Londoner ein so großer Unterschied, daß die antiphlogistische Behandlung, die einem Engländer zur Genesung verhilft, den Franzosen unfehlbar tödten würde. So sind die Londoner mehr akuten, die Pariser mehr chronischen Krankheiten unterworfen; was bei jenen auf stärkere Fibern, gehaltvolleres Blut und größere Masse von Nervensaft schließen läßt. In England hat die Cholera noch nicht jene Gegenden erreicht, wo sie ganz die Heftigkeit erreichen wird wie in Frankreich; Manchester z. B., wo Schmutz, Ausschweifung, Hunger und Unreinlichkeit sich vereinigt zu haben scheinen, dem gefräßigen Ungeheuer, der Cholera, ein reiches Mahl zu bereiten. Es soll in Manchester tausend Schnapsbuden geben. Jemand will in Bezug hierauf gezählt haben, wie viele Personen in fünf Minuten in Branntweinschenken gingen. Diese Beobachtung stellte er acht Sonnabende hintereinander zu verschiedenen Zeiten von 7 Uhr bis 10 Uhr Abends an, woraus sich ergab, daß im Durchschnitt 112 Männer und 163 Weiber, also in vierzig Minuten 275 und in einer Stunde 412 Individuen, die Branntweinschenken besuchten. Die Bevölkerung von Manchester und seiner Umgebung beläuft sich auf 250,000 Einwohner, und mehr als die Hälfte davon sind so arm oder herabgekommen, daß sie, wie ein dortiger Arzt über diesen Zustand berichtet, der öffentlichen Mildthätigkeit bedürfen, um sich fortzubringen.

*

Der Sprecher der Birminghamer Union, Herr Thomas Attwood, ist der dritte Sohn von Matthias Attwood, eines ehrwürdigen Greises von 90 Jahren. Thomas Attwood ist Compagnon der Bankierhäuser Attwoods und Spooner in Birmingham, und Spooner, Attwoods u. Comp. in London, desgleichen Besitzer einer Fabrik zu Rouen, in der Kupferwalzen zum Drucke der Kattune in der Normandie, Elsaß u. s. w. verfertigt werden. Attwoods älterer Bruder wurde durch den mächtigen Einfluß des Herzogs von Newcastle mit Sir Charles Wetherell ins Unterhaus gewählt. Herr Thomas Attwood ist verheirathet und Vater einer zahlreichen Familie; sein anspruchloses Wesen und sein ehrenfester und liebenswürdiger Charakter haben ihn allgemein sehr beliebt gemacht. Seine Freunde erstaunten nicht wenig über die thätige Rolle, die er bei der Union übernahm, wodurch er sich den politischen Ansichten seines Bruders geradezu entgegenstellte. Es läßt sich denken, daß das Ministerium des Lord Grey, zum Dank für die ihm geleisteten wichtigen Dienste, Herrn Attwood, ein so einflußreiches Parteihaupt, dessen kraftvollen Schritten das gegenwärtige Kabinet vorzüglich seine Zurückberufung verdankt, näher an sich zu ziehen suchen wird. Als ein sehr einsichtsvoller Finanzmann würde Herr Attwood für das Ministerium ein großer Gewinn seyn.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 172. 20 Junius 1832.

Ausflüge nach Illyrien und Dalmatien.

3. Ragusa.

Der Tag neigte sich, als wir unter den hohen Zinnen der Hafenmauern einliefen. Auf den Zugbrücken, die über die tiefen Gräben führten, standen die neugierigen Zuschauer, und auf den Molos die morlachischen Fachins in ihrer türkischen bunten Tracht. Bis das Schiff gewendet, zwischen andere Schiffe geschoben, und die Anker geworfen waren, verstrich die achte Stunde, und wir durften heute nicht mehr ans Land; ungeduldig erwarteten wir den künftigen Morgen. Unzählige Mauersegler schwirrten schrillend durch die Luft und zurück an die alten Gemäuer, eine helle Sternennacht folgte dem schönen Abend, und ihre Stille wurde nur durch den lauten Ruf der Wachen auf den hohen Bastionen unterbrochen. Unruhig verlief für mich die letzte Nacht, endlich schlug die ersehnte Stunde, und ich betrat Ragusa. Die Pässe wurden kritisirt, die Koffer visitirt, ich examinirt, meine Aufenthaltskarte kontrasignirt, und zuletzt wurde mir vom gefälligen Polizeibeamten die „Locanda alla corona d'Ungheria" rekommandirt. Von allen diesen Iren war das letzte das beste; ich miethete für die Tage, während der Kapitän umladen wollte, ein Zimmer, und zwischen den hohen Mauern eilte ich über die Zugbrücke gegen den Bazar zu, ins Freie.

Am Fuße eines hohen kahlen Gebirgsrückens, der auf seinem Gipfel das Fort Imperial trägt, liegt Ragusa. Nur eine halbe Stunde hinter Fort Imperial liegt der erste türkische Punkt, die Festung Zarina. Die Stadt hinter hohe Mauern und Thürme versteckt, hat enge schmutzige Gassen, wovon nur der Corso, der vom Fischthore zur Porta Pila führt, eine Ausnahme macht. Vor der Porta Pila ist eine hübsche schattige Allee, ein Kaffeehaus und eine herrliche Aussicht auf das Meer. Freundlich blicken vor der Stadt, von dem unmittelbar an den Thoren aufsteigenden Berge, Villen mit Lustgärten herab, in denen Dattelpalmen, Baummalven und Granaten blühen, und ein Rebendach vor der heißen Sonne schützt. Weit öffnet sich über den Zinnen der Stadtmauern die Aussicht in die hohe See, riesenmächtige Agaven und Cactus wuchern aus den steinernen Terrassen, nur Neapels Golf hat ähnliche Schönheiten aufzuweisen. Und dennoch stehen viele dieser Villen öde, ohne Fenster, ohne Dachstuhl, und die verarmten Besitzer haben die von den barbarischen Russen und Montenegrinern, als Ragusa unter französischer Botmäßigkeit stand, zerstörten Villen, in ihrem traurigen Zustande lassen müssen.

Ragusa leidet Mangel an Trinkwasser, und Quellen naher Berge müssen ihm zugeleitet werden. Den ganzen Sommer hindurch fällt oft kein Regen, die Berge glühen, ihre Pflanzen werden versengt, kein frisches Grün erquickt dann das Auge, und wenn im Winter Schnee die nahen Gebirge bedeckt, so hat die Niederung nur eine mehrwöchige Regenzeit, in der sich zugleich die heftigsten Gewitter entladen. Wegen des steilen Bergrückens gibt es wenig Spaziergänge; der am Bazar vorbei ist kurz, der nach Gravosa viel unterhaltender und bedeutend lang. Beide führen in einer beträchtlichen Höhe an dem in der Tiefe gewaltig tosenden Meere vorbei, und die treffliche Kunststraße des letztern ist ein Werk Marmonts. Obgleich sie nicht viel über eine Stunde lang ist, so ist sie schon deßhalb für Dalmatien werthvoll, da das ganze 600 Miglien lange Land, außer zwischen Zara, Spalatro und Sebenico keine weitere fahrbare Straße hat. Die meisten Dalmatiner kennen Landfuhrwerke nicht einmal dem Namen nach. Eine einfache Tafel am Anfange der Kunststraße bezeichnete den Erbauer, dessen Name von rohen Händen herausgemeiselt wurde. Die Giardini publici, die die französische Regierung in Ragusa anlegen wollte, sind bei der kurzen Dauer derselben, gleichfalls nicht zu Stande gekommen, und der Ragusaner hat keine weitern Spaziergänge als zum Bazar hinaus oder auf Marmonts Straße nach Gravosa.

Gravosa ist eine lange Reihe hübscher Villen, die sich um eine weite gleichnamige Meeresbucht zieht; der Hafen ist gegen alle Winde geschützt, und nur wenige kleine Fahrzeuge ankern deßhalb in dem eigentlichen, der Wuth der Stürme preisgegebenen Hafen von Ragusa.

Diese Stürme erreichen im Dezember ihre größte Heftigkeit. Ueber hundert Fuß hoch spritzt die Salzfluth in die Cisternen der Festungswerke und des ehemaligen, jetzt zum Militärspital umgewandelten Jesuitenkollegiums; bis zur Brustwehr, von der man vor der Porta pila ins Meer sieht, stürzen sich die Wogen. Die feuchte Luft ist dann so sehr von Salztheilchen gesättigt, daß diese sich an den Fenstern niederschlagen, und sie mit einer Kruste wie Eis überziehen. Am Weihnachtsabende 1825 oder 26 wüthete ein solcher Orkan, und riß eine im Hafen lagernde Brigg von den Ankern, die nun Wogen und Sturm preisgegeben, die andern

Digitized by Google

kleinen im Hafen befindlichen Fahrzeuge zerschellte, beschädigte und selbst bedeutende Lecke erhielt.

Mehrmals wurde Ragusa von Erdbeben heimgesucht. Das Städtchen Ragusa vecchia, das alte Epidaurus, soll ehedem auf einer Insel gelegen seyn, die sich bei einem Erdbeben aus dem Meer so erhob, daß sie jetzt eine Halbinsel bildet. Im Jahre 1667 zerstörte am 10 April ein furchtbares Erdbeben die Stadt Ragusa, 5000 Menschen wurden in einem Augenblicke unter den Trümmern ihrer Wohnungen begraben! Die Stadt soll ehedem auch weiter gegen Gravosa zu gelegen, und gleichfalls durch Erdbeben zerstört, erst später, dahin wo sie jetzt steht, versetzt worden seyn.

Auf der acht Miglien von Ragusa entfernt liegenden Insel Meleda hörte man seit dem März 1822 unterirdischen Donner, der mit solchen Erschütterungen begleitet war, daß Felsmassen, von den Gebirgen losgerissen, hinab an die Küste stürzten, und die Häuser in einer weiten Strecke mehr oder minder erschüttert und beschädigt wurden. Das nahe Cattaro wurde im Jahre 1563 völlig, dann im gleichen Jahre mit Ragusa und noch öfter, sowohl später als früher, von Erdbeben zerstört. Der ganze untere Theil des adriatischen Littorale, besonders die jonischen Inseln, haben viel durch Erdbeben gelitten, und der Umstand, daß auf den kleinen zwischen Apulien und Dalmatien liegenden Inseln, „i Fremiti" sich erst im Anfange dieses Jahrhunderts ein thätiger Vulkan bildete, möchte auf den nahen Zusammenhang untermeerischer Klüfte zwischen dem adriatischen Littorale und Süditalien schließen lassen.

Die Gassen Ragusa's, besonders den Markt und den Molo, bevölkern die Morlachen, die in bunte türkische Tracht gekleidet gehen. Kurze dunkle, viel gefältelte Pluderhosen, ein buntes, reich mit Gold gesticktes Leibchen ohne Aermel, eine grelle Schärpe, in der nie das lange krumme türkische Messer (Handschar) fehlt, rothe bis an die Knöchel reichende Kamaschen, vielfarbige kurze Strümpfe und eine Art Sandalen, Opanken genannt, die sich jeder selbst fertigt, bilden die Nationaltracht. Ueber die Schulter trägt er eine hellfarbige wollene Decke (Struka), die ihm Betttuch, Regentuch und noch mehr ersetzt; ein Turban deckt das kurzgeschorne, hinten gewöhnlich rasirte Haupt, und selten bringt der Morlache die Pfeife mit roththönernem Kopf aus der Hand. Die ganze Gestalt ist kraftvoll und erreicht mehr als mittlere Größe, das blaue Auge ist voll Feuer und Muth, ein langer Schnurrbart trägt noch mehr zu seinem martialischen Aussehen bei, und da das stäte Arbeiten nicht Sache des Morlachen ist, so steht oder sitzt er mit türkischer Gleichgültigkeit, schmauchend im Dolce far niente so lange am Molo oder auf der Piazza, bis man ihn ruft, um Gepäcke vom oder aufs Schiff tragen zu lassen. In diesem Dienste gibt er dann auch Proben von seiner außerordentlichen Stärke. Da es keine Art Fuhrwerk, nicht einmal Schubkarren gibt, so trägt er Kisten von mehr als hundert Centnern in der brennendsten Sonnenhitze bis zu dem eine Stunde entfernten Gravosa, und Dieß für wenige Kreuzer.

Nichts ist bunter als die Gruppen dieser morlachischen Fachini, deren Kleider aus schreiendem Roth, Gelb, Grün und Violett zusammengesetzt sind. Vom Schweizer-Kaffeehause aus sieht man bald die Morlachen, bald die Inselbewohner, die sich stets mehr oder minder in ihrer Tracht unterscheiden, die hübschen Brünetten von Lessina mit ihrem von Rauschgold und Glasperlen durchflochtenen Kopfputz; die feurigen Mädchen Sabioncellos, deren Auge an Schwärze mit der vom spitzen Hütchen wallenden, schwarzen Straußfeder wetteifert; die fetten Türken und die hagern Griechen im langen ärmellosen Schlafrock und im pelzverbrämten Kaftan, in Geschäftsgesprächen oder Wortwechsel begriffen, vorbeiwandern oder in ruhigen Gruppen beisammen stehen. Die Mädchen der niederen Stände Ragusa's winden korallenrothe Bänder durch ihre schwarzen Haarflechten, die Damen von höherem Stande tragen sich französisch, eben so die Herren, die jedoch höchst selten anders als schwarz ausgehen.

Es war der zweite Morgen unsres Aufenthaltes in Ragusa, als wir in einer Barke nach dem nahen Inselfort Lacromosa fuhren. Gegenüber am hohen Gebirgsrücken des Festlands, der unmittelbar vom Meer aus sich in steiler Höhe erhebt, blitzten Gewehre und Bajonnette, die hinter den Felsen bald verschwanden, bald wieder zum Vorschein kamen. Einer Schaar Soldaten folgten Pferde, die den steilen Weg so behend als ihre Führer, die sie leiteten, hinaufkletterten. Der Zug schien kein Ende nehmen zu wollen und auf dem Gipfel erschienen noch immer neue Saumrosse, während der ganze Zug auf dem Zickzackweg des Berges sich herabschlängelte und die vordersten desselben schon nahe am Fuße waren. Eine andere Abtheilung von Truppen schloß endlich den Zug, und ich eilte ans Land und zum Bazar, in dem dreimal wöchentlich diese türkische Karawane anlangt. Der Weg, so wie die Ankunftstunde im Gränzdorfe Bargado ist der Karawane streng vorgeschrieben. Sind alle Führer, Rosse und Maulthiere beisammen, so werden sie von den zwei Militärabtheilungen hinab geleitet; an den zur Ankunft bestimmten Stunden darf kein Ragusaner den Karawanenweg betreten, und die ganze Karawane wird, wenn sie angelangt ist, in den Mauern des Bazars eingesperrt. Nur wenn in der Herzegowina oder Bosnien die Pest ausbricht, leidet der Karawanenverkehr Unterbrechung.

(Schluß folgt.)

Rom und der Papst im Jahre 1832.

(Fortsetzung.)

Palästina blieb dem Schwert Saladins überlassen, und Rom ward von allen jenen Prälaten belagert, die es, wenigstens für diese Welt, hinlänglich versorgt zu haben glaubte. Mehrere dieser zurückgekehrten Bischöfe gehörten den mächtigsten Familien Italiens an, und da Verwandtschaft natürlich gegründeten Anspruch auf Beförderung gibt, so sahen sich die Päpste genöthigt, ihnen entweder Stellen oder Pensionen zu geben. Man entschied sich für Stellen, und so sahen die Italiener zu ihrem Erstaunen diese frommen Pilger, diese eifrigen Bekenner, mit weltlichen Stellen aller Art begleitet. Ich weiß nicht, wie viele Bischöfe jetzt noch mit Diöcesen in Partibus Infidelium belohnt sind, imaginäre Inseln tragen und die geistige Oberherrschaft über Provinzen haben, wohin sie nicht einen Fuß zu setzen wagen dürfen, indem sie sich weislich damit begnügen, ihre wilden türkischen und arabischen

Digitized by Google

Schafe aus der Ferne zu weiden. Bis der Weg zu ihren muselmännischen Diöcesen wieder frei seyn wird, beziehen sie ihre Einkünfte aus dem römischen Schatz, oder dienen als Nuntien oder wozu sie sonst die päpstliche Diplomatie verwendet.

Doch auch diese Prälatur hat ihre Classen und Rangstufen. Außer den Bischöfen in partibus infidelium gibt es auch noch mehrere Prälaten, deren Ansprüche sich auf ihr Cölibat und auf eine Summe begründen, die sie in den römischen Finanzen anlegen, und deren Interessen sich auf 1200 römische Thaler (ungefähr 7000 Franken) belaufen; auch können sie diese Summe auf eine Besitzung hypothekiren. Andere werden durch das einfache „Dictum" des Papstes ohne jene Garantie des bestimmten Einkommens ernannt, wofür ihnen jedoch irgend eine einträgliche Stelle angewiesen wird. Andere werden zu Prälaten ernannt, weil sie einer Familie angehören, in der gestiftete Prälaturen zur Versorgung jüngerer Söhne bestehen. Die Emolumente werden aus den Gesammteinkünften bestritten, und das Individuum der Familie, das sie annimmt, wird tonsurirt, eingekleidet und folglich auch dotirt.

Es gibt drei Kardinallegaten oder Statthalter der Legationen, die unter den, durch Erfahrung und Kenntnisse ausgezeichnetsten Prälaten gewählt werden. Die meisten der übrigen Prälaten lassen sich jedoch an den Kenntnissen genügen, die für die gewöhnliche Geschäftsführung eben ausreichen; etwas Latein und einige juristische Floskeln reichen hin, um Anspruch auf gewisse Würden in der päpstlichen Regierung zu begründen. Wenn man etwas ohne Mühe erlangt, so bekümmert man sich gewöhnlich nicht mehr viel darum, wenn man es einmal erhalten hat; es lassen sich daher auch wohl von solchen Männern als Minister und Magistrate nicht sonderliche Wunder in Politik und Gesetzgebung erwarten. Um jedoch gar zu arge Mißgriffe zu vermeiden, lassen sie sich bei den Gerichtshöfen von Assessoren vertreten, die in der Regel Advokaten von Profession sind, und die, wenn sie auch sonst keine Kenntnisse besitzen, doch wenigstens die Form des Rechtsgangs kennen. Zuweilen erscheint indeß ein Mann, dessen Genie trotz aller Hindernisse Raum gewinnt; ein solcher war der Kardinal Gonsalvi, der für einen Mönch sehr geistreich, für einen Römer sehr energisch, und für einen Geistlichen sehr gelehrt war. Als Kardinal und Minister war er ein Wunder; er setzte der Verwegenheit der Räuber Schranken, und war nur unglücklich in seinen Bemühungen die Spielhäuser aufzuheben, an denen die Römer zu sehr hängen, als daß es ihm hätte gelingen können. Er war gefällig gegen Fremde, besonders gegen Engländer, lebte ohne Nepotismus, und bereicherte seine Verwandten nicht auf Kosten des Staates.

Bei allen Regierungen sind die Finanzen eine der wesentlichsten Lebensfragen, und an der päpstlichen war immer ihr verhältnißmäßiger Reichthum eine wunderbare Erscheinung. Das Geheimniß beruhte jedoch auf den großen Summen, die alle katholischen Staaten ihr als Tribut zahlten. Durch die Reformation wurde diese Quelle natürlich sehr geschmälert. Das Europa des sechzehnten Jahrhunderts wurde durch doppelte Erpressung ausgesaugt; weltliche und geistliche Herren wetteiferten darin miteinander; allein bald wurden jene auf diese eifersüchtig. Die Heerden, die so von zweierlei Hirten zugleich geschoren wurden, hegten bald gegen beide gleichen Haß. Der Erste, der gestürzt werden mußte, war der Papst, und dazu rief man den Beistand der gekrönten Häupter an; Luther that viel, aber ohne die deutschen Fürsten wäre seine Sache verloren gewesen. Noch einige Jahre vor der französischen Revolution belief der vom heiligen Stuhl aus fremden Staaten erhobene Tribut sich auf 2,500,000 römische Thaler (4,150,000 Franken).

Der folgende Auszug aus der Dataria (päpstlichen Kanzlei) zu Rom ist als Höhenmesser des Einflusses, der dem Papstthum in den Staaten des Continents blieb, besonders merkwürdig. Spanien steht an der Spitze der frommen Zinspflichtigen:

Spanien und seine Colonien	640,845	Röm. Thaler.
Deutschland und die Niederlande . .	488,811	— —
Frankreich	357,133	— —
Polen	180,745	— —
Portugal und seine Colonien . . .	260,100	— —
Die beiden Sizilien	136,170	— —
Italien (ohne die päpstl. Staaten) . .	107,067	— —
Die Schweiz	87,234	— —
Die nördlichen Länder	87,033	— —
Sardinien	60,712	— —
Toscana	3,052	— —
Zusammen . .	2,406,702	Röm. Thaler.

Wir sehen aus diesem Verzeichnisse, daß Spanien und Portugal fast die Hälfte, und was noch von Katholiken in den Ländern der Reformation übrig ist, 500,000 Franken an der ganzen Summe beitragen. Ein großer Theil dieses Geldes blieb in den Händen der Agenten des Papstes, der „Spedizioneri," die mit allen auswärtigen Angelegenheiten des heiligen Stuhls beauftragt waren; allein wenn es auch nicht direkt in den Schatz floß, so ersparte man dadurch doch die Gehalte, die man ihnen außerdem hätte zahlen müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Der General Lamarque und die pariser Junitage.*)

Selten erlitt Frankreich durch den Tod eines einzigen Mannes so viele empfindliche Verluste zugleich, als durch das Hinscheiden des Generals Lamarque, an dessen Grabe Paris ein so blutiges Todesopfer brachte. Die Armee verlor einen ihrer besten Feldherren, die Freiheit einen ihrer muthigsten Vertheidiger, die Nationaltribüne einen ihrer feurigsten und glanzvollsten Redner, und sehr gelichtet stehen die Reihen jener Männer, die wie Manuel, Foy, Benjamin Constant unter der Republik und dem Kaiserreiche herangebildet, unbeugsame Begeisterung für Freiheit und Vaterland von jener, und soldatischen Muth und Liebe des Ruhmes von diesem in sich vereinigten. Es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung, daß die parlamentarischen Kämpfe Frankreich fast eben so viele ausgezeichnete Männer kosteten, als es auf fremden Schlachtfeldern begrub; es ist kein Zweifel, daß Foy, Manuel, Benjamin Constant u. a. m. in den vielen heißen Schlachttagen der Kammerverhandlungen, von Anstrengungen erschöpft, ein allzu frühzeitiges Ende fanden. Auch entging es seit dem Beginn der letzten Sitzungen den Freunden Lamarque's nicht, daß seine Gesundheit bedeutend gelitten. Man erinnert sich, mit welchem Feuer der Beredsamkeit er gegen das Gesetz über die Fremden, die aufs Frankreichs Boden eine Zuflucht gesucht, in die Schranken trat, und nach der stürmischen Sitzung vom 9 April war es, wo er die ersten Anfälle der furchtbaren

*) Die in den verschiedenen Blättern stückweise gegebenen Berichte über die, bei Lamarque's Leichenfeier vorgefallenen, blutigen Auftritte in Paris sind hier aus dem Constitutionnel, Courrier, Messager des Chambres, Temps und Galignani's Messenger zu einem Ganzes zusammengestellt.

A. d. R.

Digitized by Google

Krankheit verspürte, die damals in Paris wüthete, und der er endlich am 1 Junius erlegen ist.

Maximilian Lamarque war zu Saint-Sevère im Jahre 1772 geboren. Sein Vater war Mitglied jener konstituirenden Versammlung, die für Frankreich eine neue Aera begann. In einem Alter, wo noch die wenigsten jungen Leute sich Grundsätze und bestimmte Ansichten gebildet haben, hielt bereits der junge Lamarque als das unverrückte Ziel seiner Zukunft die Liebe für Freiheit und Vaterland im Auge. Erst zwanzig Jahre alt eilte er, als der erste Trompetenstoß des Krieges Frankreichs Söhne zu den Waffen rief, der einzige Sohn einer reichen und angesehenen Familie, sich als gemeiner Soldat in die Reihen des französischen Heeres zu stellen. Bald zeichnete er sich so sehr aus, daß ihn seine Waffengefährten zum Kapitän jener tapfern Schaar ernannten, an deren Spitze der erste Grenadier Frankreichs, Latour d'Auvergne, stand. Mit 200 Mann sah man ihn am 17 Pluviose des Jahres 2 eine spanische Kolonne aufhalten, die den linken Flügel des französischen Heeres umgehen wollte; und bald darauf, kaum von zwei Wunden genesen, die er in jenem ungleichen Kampf empfangen hatte, ging er über die Bidassoa, erstürmte die Redouten, welche die Stadt Fuentarabia beherrschten, warf sich in die Gräben dieser Festung, sprengte die Zugbrücke aus ihren Ketten, und nöthigte, obgleich nur noch von 75 Mann umgeben, die Besatzung zur Uebergabe. 1800 Gefangene und 80 Feuerschlünde waren die Frucht dieser kühnen That. Der Convent erklärte damals durch einen feierlichen Beschluß: „daß der Kapitän Lamarque, der noch nicht volljährig, sich wohl um das Vaterland verdient gemacht." Mündig erklärt durch den Ruhm, wurde er bald darauf zum Adjutant-General ernannt, und kämpfte als solcher in den Schlachten von Hohenlinden und Austerlitz. Noch größern Ruhm aber erwarb er sich in Italien durch die Eroberung der Insel Capri, aus der die Engländer ein zweites Gibraltar gemacht hatten. „Ich fand die Franzosen dort, schrieb der Minister Salicetti an König Murat, allein ich konnte nicht begreifen, wie sie dahin gekommen sind." Die militärische Laufbahn Lamarque's ist von mehreren solchen Beispielen unerschütterlichen Muthes und großer taktischer Kenntnisse bezeichnet. Mit sechs Bataillonen erstürmte er das verschanzte Lager der Oesterreicher bei Laibach, nahm ihnen 65 Kanonen und 5000 Gefangene. Zweimal brach er in den Schlachten von Engendorf und Wagram an der Spitze seiner Division in die österreichische Linie ein. Auch in den blutigen Schlachten auf der pyrenäischen Halbinsel wurde sein Name ruhmvoll genannt. Erst im Jahre 1814 kehrte er von dort nach Frankreich zurück und blieb unter der ersten Restauration ohne Anstellung. Nachdem Napoleon von der Insel Elba zurückgekehrt war, übertrug ihm der Kaiser nach einander die Kommandantenstelle von Paris, und einer Division an der belgischen Gränze. Im Monat Mai ernannte er ihn zum General en Chef der Vendée-Armee. Ein einziges Treffen reichte hin, das royalistische Heer zu zerstreuen, und der Besonnenheit und Energie Lamarque's gelang es, durch die am 26 Junius 1815 geschlossene Convention von Cholet, den Feindseligkeiten, die einen Monat hindurch das Land zerrüttet hatten, ein Ende zu machen. Damals schrieb er nach seinem Siege an die Häupter des royalistischen Heeres die schönen Worte: „Ich errathe nicht, Sie um Frieden zu bitten, denn in einem Bürgerkriege besteht der einzige Ruhm darin, ihm ein Ende zu machen."

In den Augen der Bourbonen konnte sein Verdienst, Bürgerblut geschont zu haben, ihm nur zum Verbrechen angerechnet werden. Der unglückliche Ausgang der Schlacht bei Waterloo entfesselte abermals die Leidenschaften der rachesüchtigen und haßerfüllten Gemüther, und Lamarque's Name erschien auf den Proscriptionslisten des 24 Julius 1815. Erst nach dreijähriger Verbannung wurde ihm erlaubt, den heimischen Boden wieder zu betreten. Lamarque gab nach seiner Rückkehr eine Schrift heraus: „Nécessité d'une armée permanente," worin eben so viel Höhe des Gedankens, als Erfahrung und Kenntnisse vorherrschen. Von dieser Zeit an weihte er seine Feder den Interessen Frankreichs, und die liberalen Journale entbieten von seiner Hand eine Menge merkwürdiger Artikel, vorzüglich über die auswärtige Politik. Seine Vaterstadt berief ihn endlich im Jahre 1826 in die Deputirtenkammer, wo seine großen Eigenschaften erst im vollen Glanz erschienen. Hier focht er an der Seite seines alten Waffengefährten Foy mit nicht minderer Beredsamkeit als er, und mit gleichem Muth und gleicher Hingebung die heilige Sache des Vaterlands und der Freiheit in den Reihen jener kleinen Schaar von Männern, die damals Frankreichs Stolz waren. Sechs Jahre lang behauptete er ohne Unterbrechung seinen Sitz in der Deputirtenkammer, und keiner von den Abgeordneten des Landes kann sich rühmen, während dieser Zeit wichtigere Fragen beleuchtet und heftigere Stürme bestanden zu haben. Lamarque war als Redner erhaben, voll Leben, Kraft und Farbe, reich an Bildern und von einem edlen Schwunge. Seine Reden gaben Zeugniß von dem Reichthume seiner gründlichen und mannichfaltigen Kenntnisse, und Geschichte und Alterthum boten ihm die Quelle, aus denen er große Gedanken und hochherzige Ansichten schöpfte. Seine seltenen militärischen Talente, seine ausgebreiteten Kenntnisse, seine sorgfältigen Studien über alle Fragen, die sich an Politik knüpften, gaben ihm in den parlamentarischen Diskussionen ein großes Uebergewicht, und seine Reden wurden von allen Seiten der Kammer nicht minder mit allgemeiner Aufmerksamkeit angehört, als außer ihr von allen Klassen der Bevölkerung mit Eifer gelesen.

Nach den drei Julinstagen erhielt General Lamarque das Kommando in den Departements des Westen, und er war dort nicht sobald erschienen, als dieses Land, voll von innerer Gährung und einem neuen Bürgerkriege nahe, zur Ordnung und Ruhe zurück kehrte, und Niemand zweifelt, daß dem Ausbruche der später dort erfolgten Verwirrungen vorgebeugt worden wäre, wenn Lamarque seine Stelle behalten hätte. Aber die Julusbegeisterung kühlte sich bald in dem lammfrommen Bürgerkönigthum ab, das statt des Reichsapfels und des Schwertes Geldsack und Regenschirm in der Hand, Geistern wie Lamarque wenig zusagen konnte; Intrike, gehässige Einflüsterungen begannen ihr unwürdiges Spiel, und Lamarque verlor seine Stelle, wie General Bachelu das Kommando über die Division von Lyon, wie General Lafayette das der Nationalgarde des Königreichs. Die blutigen Tage von Lyon und Grenoble, die Räuberbanden in der Vendée, die Ermuthigung der Karlisten und die Entmuthigung der Vertheidiger der Revolution sind die bittern Früchte, die dieses Werk politischen Undankes getragen hat.

Doch Frankreich verlor hiedurch nicht einen seiner kräftigsten Vertheidiger. Wie er zuerst gegen die für Frankreich wenig ehrenvollen Schweizerkapitulationen Ludwigs XVIII, und gegen ihre Einführung, als einen Schandfleck der französischen Nation, sich erhoben hatte, so sprach er jetzt mit eben so viel Nachdruck zu Gunsten der in den hundert Tagen ernannten Mitglieder der Ehrenlegion und die damals vorgenommenen Beförderungen; für die Aufhebung der Salzsteuer; für die Abschaffung der Erblichkeit der Pairie; für die Mobilisirung der Nationalgarde. Unvergeßlich, wie die Reden über diese Fragen in der Geschichte der französischen Kammerverhandlungen bleiben werden, sind es auch jene Philippiken, die er gegen Frankreichs Erniedrigung durch fremde Gewalt, mit einer des Alterthums würdigen Beredsamkeit hielt. Noch auf dem Todbette, mitten unter schweren Leiden, verließ ihn der Gedanke an Frankreich keinen Augenblick, und mit sterbender Hand unterzeichnete er den Compte rendu der Oppositionsmitglieder. Als er die Nachricht erhielt, daß Wellington wieder ans Ruder gekommen, entführten dem Sterbenden die Worte: „Dieser Wellington! Ich bin gewiß, daß ich ihn geschlagen haben würde!" Nicht das erste Mal indeß sprach er diesen Gedanken aus; er hatte den Sieger von Waterloo studirt, und wünschte seit der Julusrevolution nichts lieber, als sich mit ihm einmal messen zu können. In einem der Anfälle seiner schmerzhaften Krankheit ließ er sich den Ehrendegen bringen, den ihm im vergangenen Jahre die dankbaren Offiziere der hundert Tage überreicht hatten. „Meine guten, meine treuen Offiziere der hundert Tage haben mir ihn gegeben, sagte er, indem er ihn gerührt an seine Brust drückte, „ach, ich werde mich seiner nicht mehr bedienen können!" Der Schmerz, Frankreich nicht mehr dienen zu können, trübte allein seine letzten Augenblicke. „Mein guter Lisfranc, sagte er zu seinem Arzte, Sie wissen, daß ich den Tod nicht fürchte; allein ich nehme den Kummer mit ins Grab, nicht genug für mein Vaterland gethan zu haben; ich fühle mich noch kraftvoll genug ihm Dienste zu leisten; ich bin überzeugt, daß ich ihm hätte nützlich seyn können: das Schicksal will es anders!" Dieselben Gedanken sprach er gegen den Gefährten seiner Verbannung, Hrn. Dumoulin, aus: „Ich scheide, und ich scheide mit dem Schmerz, die für Frankreich so schmachvollen Verträge von 1814 und 1815 nicht gerächt zu haben!"

(Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Litterarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 173. 21 Junius 1832.

Rom und der Papst im Jahre 1832.

(Fortsetzung.)

Die Einkünfte des päpstlichen Gebiets oder der apostolischen Kammer beliefen sich zur nämlichen Zeit auf 3,200,000 röm. Thaler (18,604,550 Fr.), und flossen aus folgenden verschiedenen Quellen: Aus den Pachtgeldern verschiedener der apostolischen Kammer gehörigen Ländereien; aus der Verpachtung der Taxen, die dem Staat von den Kirchspielen bezahlt werden; aus der Verpachtung der Abgaben auf Wein und geistige Getränke; aus den Taxen der Fleisch- und der Mehlconsumtion in Rom; aus dem Einfuhrzoll auf alle Lebensmittel und aus der Lotterie. Noch besteht auch eine Auflage auf eine Classe von Menschen, die man auf dem Einnahmebudget eines geistlichen Staates wohl nicht suchen sollte, nämlich auf Freudenmädchen. Die Lotterie ist eine nicht viel moralischere Quelle von Einnahme. Die Ziehung geschieht neunmal des Jahres zu Rom, und in der Zwischenzeit haben die Ziehungen der Lotterie zu Neapel statt. Damit alle Classen des Volks Theil an diesem Spiel nehmen können, ist die Einrichtung getroffen, daß man auch Loose zu 3 Baios ausgibt, mit denen man einen Terno von 180 Thalern gewinnen kann, wobei aber die Habsucht des Volkes nicht bedenkt, daß es 117,479 Nieten gegen einen Treffer gibt. Sehr selten macht man durch die Lotterie sein Glück, allein die Versuchung ist groß genug, um die eine Hälfte des Volkes durch den Verlust seines Geldes und die andere durch den Verlust seiner Zeit zu ruiniren. Die alten Weiber in Rom bringen Tag und Nacht mit der Kabala oder bei Wahrsagern hin, die von Amtswegen die guten Nummern wissen müssen.

Das Schuldentilgungssystem des römischen Stuhls ist nicht minder merkwürdig, als das übrige Getriebe dieser seltsamen Regierung, die England mit einer Erfindung vorausging, auf die dessen Finanzmänner sich so viel zu Gute thun, nämlich mit der Einrichtung eines Schuldentilgungsfonds, der Ausgabe von Bankbillets von sechsmal höherem Betrag als das Kapital, einer Nationalschuld, die regelmäßig anwächst, ohne die geringste Hoffnung ihrer Abnahme, kurz — ein Borgen auf Pfänder in seiner größten Ausdehnung. Nichts Neues unter der Sonne. Die römische Nationalschuld verliert sich bis ins sechzehnte Jahrhundert, jene denkwürdige Epoche, wo das Gestirn der Königin der Städte zu erbleichen begann. Karl V., ein großer Politiker, oder mit andern Worten ein großer Heuchler, warf sich zum Ritter des Papstthums auf, weil er den päpstlichen Einfluß benützen wollte, um sich die Treue jener Provinzen zu sichern, die zu ausgedehnt für eine Gewaltherrschaft und zu aufgeklärt für einen Verfolger der Glaubensfreiheit waren. Aber der Kampf, der in Deutschland geführt wurde, mußte in Rom bezahlt werden, und Klemens VII. überzeugte sich bald, daß es wohl ehrenvoll aber auch kostspielig sey, Kaiser zu Rittern zu haben. Die päpstlichen Dukaten flogen durch die Welt, um die Türken und Ketzer auszurotten, allein der Schatz schmolz nach jedem Siege immer mehr zusammen, nnd Papst Klemens sah sich zu gleicher Zeit mit der Universalherrschaft bekleidet und von einem Bankerot bedroht. In dieser Krise erwachte das italienische Genie; eine Erfindung, an die keiner der Monarchen der letzten dreißig Jahrhunderte gedacht hatte, entsprang aus dem sinnreichen Kopfe des Präsidenten des Comité der „Mittel und Wege" zu Rom: Es ward der Vorschlag gemacht, Jedem, der 100 Thaler in den Schatz legen würde, 10 Procent Interesse zu bezahlen. Diese Idee schmiegte sich wundersam den italienischen Sitten an; in einem Lande, wo die Meisten theils aus Mißtrauen, theils aus Trägheit oder Geitz ihr baares Geld liegen ließen, ergriff Jeder dieses Mittel, das ihm die Aussicht bot, sein Kapital oder seine Einkünfte zu vermehren, und ihn dabei noch der Mühe überhob, sein Eigenthum gegen Diebe zu schützen, mit Begierde. Klemens erhielt auf diese Weise die Fonds, deren er bedurfte; seine Nachfolger fanden dieses Verfahren unvergleichlich, und ahmten es nach, indem sie die Schuld vergrößerten, bis endlich Sixtus V., ein Mann voll Kraft und Geist, der verdient hätte in einem andern Jahrhundert zu leben, diesem System die Krone aufsetzte, indem er auf einmal eine Anleihe von zehn Millionen machte, eine für jene Zeiten unermeßliche Summe.

Man mußte indeß die Interessen bezahlen und auf einen Ausweg denken, der wenigstens für die Folge eine Zurückbezahlung des Kapitals hoffen ließ. Sixtus V. fand seine Regierung mit Sinecuren überladen; ein minder geschickter Finanzmann würde durch Aufhebung der Sinecuren den Staat erleichtert haben, allein der italienische Scharfsinn faßte die Sache besser an. Der Papst bot die Sinecuren, die alle auf Lebenszeit waren, zum Verkaufe aus; man nannte sie ihrer Natur gemäß Vacabili, und sie trugen ein ruhiges Einkommen von ungefähr 8 Procent vom Ankaufspreis. Es war dieß also nur eine andere Weise Geld zu

Digitized by Google

einem jährlichen Intereſſe von 8 Procent zu borgen, und wir ſehen hieraus, daß man in Italien der Finanzoperation unſerer Zeit weit vorausgeeilt war.

(Fortſetzung folgt.)

Ausflüge in Illyrien und Dalmatien.

3. Ragusa.

(Schluß.)

Der Bazar iſt mit einer breiten, aber niedern ſteinernen Bruſtwehr umgeben, von Akazien gegen die Sonnenhitze geſchützt, und mit einer, reichliches Waſſer ſprudelnden Fontaine geſchmückt. Die ſchmächtigen Roſſe und Maulthiere, die oft 3 bis 6 Tagreiſen aus dem gebirgigen Innern Bosniens im eigentlichen Sinne des Worts herkletterten, werden abgeladen, und Wachs, Fett, Talg, Bälge, Häute, Wolle, die ſie trugen, auf Haufen gebracht. Kauflustige ſtehen um die Mauern und unterhandeln, wehe aber Jedem, der dabei einen Türken berührt, er muß dann die zehntägige Landquarantäne halten, wenn dieß einer der zahlreichen „Guardiani" bemerkt, die die Briefe räuchern und die peſtſaugenden Stoffe in das Kontumaz-Magazin tragen. Dagegen wird Wachs, Fett u. ſ. w. gleich verabfolgt. Dieſer Karawanenhandel iſt großentheils in den Händen der Griechen, denen an einem Tage oft hundert Pferde ihre Ladungen bringen. Vier ja fünfhundert Pferde ſtehen oft mit ihren ſchweren Saumſätteln im Bazar, während ihre Führer mit Turbanen und ſonnenverbrannten Geſichtern, mit übergeſchlagenen Beinen ihre Pfeife ſchmauchen, und ſich Mittags nach dem Geſetze Mohammeds am ſprudelnden Borne waſchen. Die Führer ſind ſelten Beſitzer der Ladungen, ſondern beſorgen bloß aus Mangel an Fuhrleuten den Transport. Die Thiere werden mit ſchweren Bürden beladen, und ein Pferd mit 1500 Haſenbälgen belaſtet ſcheint von ferne ein wandelnder Hügel zu ſeyn. Als Rückfracht nehmen ſie Kolonial- und Manufakturartikel, beſonders aber Tücher und Salz mit. Die Desinfizirung der Wolle wird nicht etwa durch Räucherungen oder dergleichen vollzogen. Die Kontumazanſtalt ſucht ſich von der Reinheit der verdächtigen Stoffe auf einem weit weniger umſtändlichen, obgleich aber auch hinlänglich lächerlichen Wege zu überzeugen. Ein Kontumazdiener, der nie das Gebäude verläßt, ſteckt nämlich ſeinen Arm als Reagens tief in die türkiſche Wolle und gibt den Probierſtein des Peſtcontagiums ab. Das heißt doch argumentum ad hominem! — Wer von der Türkei nach Ragusa ſelbſt will, muß die 10tägige Kontumaz in einem dem Bazar gegenüberliegenden Gebäude halten. Selbſt die Pferde müſſen ſich bequemen, ſo lange im Freien vor den Zellen der Kontumaz zu ſtehen, und da man von der Straße in den Hof der Kontumazanſtalt ſehen kann, ſo hat man Gelegenheit zu ſtaunen, wie ein Türke von früh fünf Uhr bis Sonnenuntergang, gleich einer indiſchen Pagode, unbeweglich mit untergeſchlagenen Beinen zuſammengekauert daſitzen kann, muß aber eben ſo ſehr ſeine Mäßigkeit bewundern, bei der er mit Tabakwolken und Kaffee ſich begnügt. Diejenigen, welche ſchon mehrere Tage in der Kontumaz — im eigentlichen Sinne des Worts — ſitzen, ſind von den ſpätern wohl nicht im Hofraum ſtreng geſondert, bei jeder Berührung jedoch muß die unerfreuliche Gefangenſchaft von vorn an erſtanden werden; weßhalb ſich Jeder, ſo gut er kann, ſelbſt in Acht nimmt. In den Zellen hingegen, die nichts als vier nackte Wände darbieten, ſind alle ſtreng nach den verſchiedenen Tagen ihrer Ankunft getrennt. Zur Zeit der nahen Peſt wird die Strenge und die Dauer des Aufenthalts verdoppelt.

Lange ergötzten uns die bunten Geſtalten und das rege Treiben im Bazar, wir kehrten zurück in die Stadt; der Wein wurde in den, an das Alterthum erinnernden Bocksſchläuchen zum Verkaufe gebracht; die Facchins beugten ſich unter der Laſt des über die Schultern geworfenen Schlauches. Den Obſtmarkt fanden wir ſchlecht, da der träge Dalmatiner lieber hungert als arbeitet, und Veredlung der Bäume ihm fremde Dinge ſind, wiewohl Dalmatien die köſtlichſten Früchte liefern würde. Gegenwärtig findet man außer kleinen Kirſchen, ſauren Aepfeln, geſchmackloſen Birnen, Maulbeeren und Feigen, nur in den Gärten weniger reicher Privatleute veredelte Obſtarten. Der induſtriöſe Boccheſe verpflanzte aus Neapel Orangen und Citronen an ſein Geſtade; mehrere Tauſende gehen jährlich für dieſe Früchte nach Apulien und dennoch bemüht ſich der Dalmatiner nicht um ihren Anbau.

Dieſe gränzenloſe Trägheit fällt im ganzen Lande nur allzudeutlich ins Auge. Brod iſt in den wenigſten Häuſern zu finden, und als ich in einer Kneipe bei Malvi Brod verlangte, entgegnete mir die Wirthin: „ja ſeit die Montenegriner unſre Mühle abbrannten, haben wir kein Brod!" Ich dachte nun nicht anders, als Dieß hätte ſich vor einigen Wochen zugetragen, und fragte ſie wann und auf welche Veranlaſſung Dieß geſchah: „Nun, wißt ihr denn nicht, als ſie mit den Ruſſen da waren!" erhielt ich zur Antwort. Nun geſchah Dieß aber 1806, und ich fragte 1831; ſeit dieſer Zeit denkt man weder an Mühle noch Brod!! Oliven und Wein bleiben ganz ſich ſelbſt überlaſſen; letzterer rankt ohne alle Stütze auf den Kalkfelſen und dennoch liefern die erſtern ein Oel, das trefflicher, als das der Provence iſt. Der ſchwarze Wein würde ohne ſein eigenthümliches Feuer in den Schläuchen, die der Hitze ausgeſetzt, oft Tage lang auf dem Markt liegen, ſicher in Säure übergehen; die ſüßen gelben Weine von Logoſta, der Vageva von Brazza u. ſ. w. können ſelbſt von Kennern mit Malaga und Cyperwein verwechſelt werden. Im Umkreiſe von Ragusa wächst der feurigaromatiſche, weißgelbe Malvaſia, und die höhern Gegenden liefern die im Süden ſo ſeltenen und geſuchten ſengerlichen Weine. Von der gewöhnlichen Sorte koſtet das Kuttla (1/2 Maß öſtr.) in Quantitäten 2 bis 4 kr., und wären Keltern, Keller und taugliche Fäſſer in Dalmatien zu Hauſe, ſo könnte es mit den reichſten, berühmteſten Weinländern rivaliſiren.

* * *

4. Umgegend von Ragusa.

Der nächſten Spaziergänge um Ragusa haben wir bereits erwähnt. Vom Bazar aus führt eine für Dalmatien hübſche Straße am hohen Meeresufer, deſſen Felſen undurchdringliche Hecken der üppigen Agave überziehen, nach den Thälern von Breno, Canali und Ragusa Vecchia; intereſſanter iſt das freilich ſchon entfernte Canoſſa. Man geht nach Gravoſa, und von da am Meeresgeſtade bis zur Bucht von Ombla. Ombla iſt eine Meeresbucht, an deren Ende ſich unterirdiſche und eine ſichtliche, gewaltige Süßwaſſerquelle am

Digitized by Google

Fuße des Gebirgs, wo sie sogleich eine Mühle treibt, befinden. Im Sumpf wird das riesige Rohr (Arundo speciosa) oft 20 Fuß hoch und der obere Theil der Bucht enthält süßes, von einer Menge Schildkröten bevölkertes, der dem Meere nahe Salzwasser; bei der Fluth wird das süße Wasser zurückgedrängt, und bei Stürmen oft alles salzig. Am Ende der Bucht ist ein dunkles Cypressenwäldchen; Caroben (Johannisbrodbäume) und stattliche Oleander beschatten das Gestade, und nicht fern vom linken Eingang der Bucht ist ein schwefelhaltiges Bassin. Man fährt über und kommt durch Oliven und Weingärten nach Malvi (illyrisch: Satoe). Links im Meere liegen die Klippen i Pettini (die Kämme) und Dara mit einem Fort, das von den Franzosen aus einem Kloster geschaffen wurde. Der Weg wird nun bergig, doch bald erreicht man das Kirchdorf Canossa, in dem zwei große Platanen und eine Celtis australis weit umher die Bewunderung der Eingebornen erregen. Für ein Land, das nur Gesträuch und keine Bäume hat, sind diese 5 Klafter im Umfang messenden Bäume mit ihrem weiten kühlen Laubdach, allerdings eine außerordentliche Erscheinung; bei uns wird manche stärkere Dorflinde kaum einer Beachtung gewürdigt. Dem Dalmatiner gelten die Platanen in Canossa mehr als dem Sicilianer seine „Castanie di cento cavalli"; mir gaben sie die Bestätigung, daß nicht die Natur, sondern die Rohheit der Einwohner das Aufkommen von Hochwäldern in Dalmatien verhindert. Heißt ja heute noch Ragusa im Illyrischen Dubrovnich, die Eichenstadt. Umsonst suchte ich diesen vaterländischen Baum, und da das Volk diesen Namen wohl nicht zum Scherz geschöpft haben wird, so ist es deutlich, daß einst Eichenwälder die kahlen Felsen bekleideten, deren brennendes Weiß jetzt nur rosenrothes Heidekraut färbt. Canossa gegenüber liegt die Insel Giuppana, auf der die in Dalmatien nicht sehr häufige Pinie wächst. Der Erdbeerbaum (arbutus unedo), der Mastixstrauch, die Blasencoluthee wachsen wild in Gebüschen, und Blumen, die unsre Gärten zieren, sprossen aus den Felsritzen.

Ein anderer Spaziergang nach dem auf dem Rücken des Berges liegenden Fort Imperial und dem Dorfe Bargado gewährt eine reizende Aussicht über das Meer, und die zu Füßen liegende Stadt. Gegenüber lagern sich die türkischen Berge, und wundervoll war der Anblick, als wir bei einem beginnenden Sirocco, der schnell die Gegend mit Nebel umhüllte, herabstiegen. Wir hörten unter uns den Donner der See und das Schreien der Schiffer, und allmählich hinabklimmend sahen wir die silbernen Köpfe der in der Luft gebrochenen Wogen, wie silberne Sterne, durch den dichten Nebelschleier blitzen. Die feuchtwarme Temperatur dieses hier sehr häufigen Windes erschlafft ungemein, prädisponirt zu Rheumatismen und ist selbst in Zimmern fühlbar.

Die Besteigung des Sniesnitza ist beschwerlich, aber durch die prachtvolle Fernsicht — auf seinen lange mit Schnee bedeckten Zinnen überblickt man das ganze adriatische Meer bis an die dämmernden Küsten Apuliens — belohnend. Die Sage nennt eine oben befindliche Grotte den Aufenthaltsort des Aeskulap, und das Volk spricht von einer dicken roth, gelb und grünen Schlange, die mit immer tödtlichem Biß verwundend, in diesen Gebirgen hausen soll.

Wer um Ragusa und in Dalmatien überhaupt Ausflüge auf das Land oder gar weitere Reisen machen will, hat mit unendlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Er ist vor Allem zur Fußreise gezwungen, wenn er sich nicht auf dieselbe Art wie die dortige Briefpost befördern lassen will, nämlich — auf einem Esel! Der langsame Gang dieser Thiere, der schneidende, harte Saumsattel und die brennende Hitze machen eine Wanderschaft letzterer Art noch unerträglicher als die erste. Will der Reisende nicht Hungers sterben, so muß er wie in einer afrikanischen Wüste den ganzen Mundvorrath auf mehrere Tage mit sich tragen, denn nur selten findet man ein Wirthshaus, in dem Wein und geschmacklose Castradina (geräuchertes Schöpsenfleisch) zu haben ist; statt Brod bekommt er in einzelnen günstigen Fällen Zwieback, der mit dem Beil gespalten, und in Wasser eingeweicht, noch immer eine harte Nuß für die Zähne bleibt. Von Betten und Nachtherberge ist keine Rede; selbst in den Hauptstädten findet man gewöhnlich nur ein Wirthshaus, und der Gasthof in Cattaro besitzt nur ein schmales Bett, weßhalb wir, in Gesellschaft dort angelangt, wieder abziehen, und mehrere Stunden nach einer Privatwohnung herumlaufen mußten, die wir ohne unsere dortigen Freunde nicht einmal gefunden haben würden. Doch muß dem Volke zum Ruhme nachgesagt werden, daß es, so arm es ist, gern Gastfreundschaft übt; jedoch nicht gegen Fremde, die der illyrischen Landessprache unkundig sind, und nur an der Küste versteht der Dalmatiner italienisch. — Es ist unmöglich, das Innere Dalmatiens ohne Empfehlungsbriefe zu bereisen; dann kann man aber einer gastfreien Aufnahme und weiterer Empfehlung versichert seyn. Der Wirth reicht seinem Gaste beim Eintritte sogleich den trüben, nach türkischer Art bereiteten starken Kaffee, der noch nicht vom Satze abgegossen ist, eine Pfeife feinen aromatischen türkischen Tabak, sucht ihm seinen Aufenthalt angenehm zu machen, und gibt ihm bis zur nächsten Station einen Führer, der ihm unterwegs bei seinen Verwandten einzelne Erquickungen, so gut sie das arme Land darbietet, verschafft, und so kann der Fremde von Portorè bis Budua durch stete weitere Empfehlung reisen. Da kein Mann ohne seinen Handschar, zwei Pistolen und eine lange türkische Flinte ausgeht, und in einzelnen Gegenden zuweilen Räubereien vorfallen, so thut auch der Fremde wohl, in vollständiger Bewaffnung zu reisen, besonders da Dieß nicht auffällt und dennoch Respekt einflößt. Die Reisen ins türkische Gebiet sind höchst unsicher, wegen Zgänzlichen Mangels an Straßen beschwerlich, und wegen der Quarantäne, die man bei der Rückkehr auszustehen hat, lästig. Obgleich unter den benachbarten Türken wenig Mohammedaner, sondern meistens Sklaven von griechischer Konfession sind, so herrschen unter ihnen dennoch feindliche Gesinnungen gegen Fremde, und unter ihnen selbst eine Anarchie, die das Beispiel des Pascha's von Skutari, der schon lange gegen die Pforte rebellirt, unterstützt. Die Obrigkeiten, die Agas und Cadis, sind Renegaten, und erpressen nach Gutdünken Abgaben von den Einwohnern, und wie rücksichtslos ihre Willkür schaltet, hier nur ein Beispiel: In einem bosnischen Städtchen gerieth der Cadi und der Militärchef, ein Capitano, in Hader, und der erstere beschoß mit eisernen Feldschlangen die Burg, die jener bewohnte, worauf ihm dieser in die Stadt hinein auf dieselbe Art antwortete, und die Kanonade dauerte fort, bis sich der Pascha ins Mittel legte!

Digitized by Google

Der General Lamarque und die pariser Junitage.

(Fortsetzung.)

Der General Lamarque hatte vor seinem Hinscheiden wiederholt den Wunsch ausgesprochen in der Kapelle von Eyres, Dep. Landes, wo die Asche seines Vaters ruht, beigesetzt zu werden. Die Leiche des Verblichenen sollte daher am 5 Juni Vormittags 10 Uhr, von seiner Wohnung, in der Straße Sainte Honoré, über den Boulevard de la Madeleine an die Austerlitzbrücke gebracht, und auf dem Platze vor derselben auf einen Wagen gelegt, und nach dem verlangten Ruheorte abgeführt werden. Der 5 Juni war ein trüber regnerischer Tag. Schwere Wolken hingen am Himmel und entluden sich, als der Leichenzug sich um halb zwölf Uhr in Bewegung setzte — man weiß nicht, was einen so langen Aufschub veranlaßte — in einem heftigen Regenguße, der aber weder die Zahl des Geleites verminderte, noch die dichte Volksmasse lichtete, die mit entblößtem Haupt dem Zuge folgte. Sobald der Sarg auf den Leichenwagen gehoben war, spannten junge Leute, die sich mit Strängen versehen hatten, um ihn selbst zu ziehen, die Pferde aus. Gegen dreihundert Personen hatten sich auf diese Weise dem Leichenwagen vorgespannt, der mit dreifarbigen Fahnen besteckt, und ganz mit Immortellenkränzen überhangen war. Zahlreiche Abtheilungen der sechs ersten Legionen der Nationalgarde, dichte Schaaren von Ouvriers gingen dem Wagen voran, welchem der Sohn des Generals Lamarque, geführt von zwei Mitgliedern der Deputirtenkammer, mehrere Invaliden, welche die Insignien des Verstorbenen trugen, Deputirte und Offiziere von jedem Range und jeder Waffengattung, unter andern auch die polnischen Generale Sierawski und Uminski, folgten. Der General Lafayette mit einem Julinsdekorirten hielt die eine Spitze des Bahrtuches, die übrigen wurden von Lafitte und Chatelin, vom Marschall Clauzel und General Pelet, von Mauguin und einem Zöglinge der polytechnischen Schule getragen. Ein Bataillon Linien-Infanterie trennte diesen Theil des Zugs von verschiedenen Abtheilungen, die mit Fahnen aufgezogen waren. Man erblickte unter denselben die fremden Ausgewanderten um ihre Nationalbanner geschaart; so die Italiener mit einem grün weiß rothen Panniere; die Deutschen mit einem schwarz roth goldenen; die Polen mit einem weiß und rothen; letztere wurden von der unermeßlichen Volksmasse überall mit dem Rufe: „Es leben die Polen! Es lebe Polen!“ empfangen. Das Gewerk der Färber trug eine eigene Fahne mit der Aufschrift: „Die Färber dem General Lamarque,“ auf der einen, und mit der Devise der Nationalgarde: „Freiheit, öffentliche Ordnung,“ auf der andern Seite. Die Buchdrucker führten eine Fahne mit der Aufschrift: „Die Buchdrucker dem General Lamarque, dem Vertheidiger der Preßfreiheit.“ Die Artillerie der Nationalgarde folgte mit einer rothen Fahne, die mit Krepp umwunden war; die Julinsdekorirten, die Gesellschaft der Volksfreunde, die Schulen des Rechts, der Medizin, des Handels, der Veterinärschule von Alfort u. s. w. zogen gleichfalls mit Fahnen auf.

Als der Zug die Rue de la Paix erreichte, erhoben sich Tausende von Stimmen, welche verlangten, daß die Leiche um die Vendome-Säule herumgeführt werden sollte, was auch unter dem ununterbrochenen Geschrei: „Es lebe die Freiheit,“ geschah. Aber hier schon verursachte die Weigerung der Wache auf dem Vendomeplatze, unter Gewehr zu treten, und der Leiche die gebührende Ehrenbezeigung zu erweisen, ein heftiges Getümmel, wodurch der Offizier der Wache sich veranlaßt sah, der an ihn gestellten Forderung schleunig nachzugeben. Inzwischen war die andere Abtheilung des Zuges, unter der sich die Julinsdekorirten, die Zöglinge der Schule von Alfort, die Buchdrucker u. s. w. befanden, vor dem italienischen Theater angelangt, wo der Zug in Stocken gerieth. Man vernahm, ein Bürger, der „Vive la republique!“ gerufen, sey von einem Polizeiagenten verhaftet worden. Im nächsten Augenblicke schon waren alle Stühle auf dem Boulevard zerbrochen, und die jungen Leute bewaffneten sich mit den Trümmern derselben, um sich gegen Angriffe zur Wehr zu setzen, von denen sie sich bedroht glaubten. Die hiedurch veranlaßte Unterbrechung dauerte jedoch nur einige Augenblicke, und der Zug setzte sich wieder in Bewegung. Eine neue Gährung unter der Volksmasse veranlaßte der Herzog von Fitz-James, bekannt durch seine heftige Vertheidigung der Legitimität in der Pairskammer, der in der Rue de Grammont auf dem Balkone eines Hauses mit bedecktem Haupte bemerkt wurde. Sogleich erhob sich wüthendes Geschrei: „Herab mit dem Hute,“ und als der Pair zu zögern schien, flogen zerbrochene Stühle und Steine nach dem Balkone. Der Herzog, von einem Stein am Hute getroffen, zog sich zurück, ohne den Hut abzunehmen. Zu heftigern Auftritten kam es indeß bereits an der Porte Saint-Denis, die, wie viele Häuser und alle Theater, an denen der Zug vorüber kam, mit Trauerflor umwundene Fahnen aufgesteckt hatte. Ein Stadtsergent näherte sich dem Fahnenträger der Julinsdekorirten. Man bedeutete ihm sich weiter zu begeben, und als er zögerte, erhob sich das Geschrei: „Nieder mit dem Stadtsergenten!“ Der Stadtsergent zog hierauf seinen Säbel, und in demselben Augenblicke auch ein Lieutenant der Invaliden, ein Julinsdekorirter, der nur einen Arm hatte, seinen Degen. Die Waffen kreuzten sich bereits, und einige Stöße wurden gewechselt; als aus dem Faubourg Saint-Denis andere Stadtsergenten ihrem Kameraden zu Hülfe eilten. Ein Handgemeng entstand, allein die Nationalgardisten nahmen hier die Partei der Julinsdekorirten; die Stadtsergenten wurden entwaffnet und verjagt; die Ruhe stellte sich sogleich wieder her. Doch dieser Vorfall erbitterte zahlreiche Gruppen, die sich an der Ecke der Tempelstraße aufgestellt hatten; man wirft sich auf andere Stadtsergenten und jagt sie in die Flucht. Von Zeit zu Zeit läßt sich aus der dichten Volksmasse der Ruf hören: „Es lebe die Republik! Nieder mit Louis Philipp! Herab mit der faulen Birne!“ Die vorüberziehende Nationalgarde erwidert dieses wilde Geschrei nur mit einem düstern Schweigen. Unter gleichem Geschrei zogen zahlreiche Schaaren gutgekleideter junger Leute und Artilleristen der Nationalgarde, mit Zöglingen der Schule von Alfort und verdächtig aussehenden Menschen in zerlumpter Kleidung vermischt, neben dem Leichenwagen einher; in ihrer Mitte gewahrte man zwei mächtige Fahnen mit der Aufschrift: „Fraternité — Liberté!“ An der Straße des Faubourg du Temple stieß ein Haufe von ungefähr zweihundert Zöglingen der polytechnischen Schule zum Zuge, die meisten nur halb angekleidet und ohne Hüte. Es war ihnen am Morgen Befehl ertheilt worden, das Institut nicht zu verlassen; allein sie hatten die Thore aufgesprengt und erschienen jetzt, indem sie die Luft mit dem ununterbrochenen Geschrei: „es lebe die Freiheit!“ erfüllten.

Um 8 Uhr Nachmittags war der Zug auf dem Platze der Bastille angelangt. Ueberall drängten sich, ungeachtet des Regens, dichte Volksmassen, und alle Fenster auf den Boulevards waren mit Damen erfüllt, die ihre Tücher schwangen. Der Austerlitz-Brücke gegenüber war eine schwarz behangene Bühne aufgeschlagen; auf der der Sarg ausgestellt und die Leichenreden gehalten werden sollten. Allein das Gedränge wurde hier wegen der engern Straße so heftig, daß der Zug eine halbe Stunde brauchte, um von dem Bastilleplatze nach der Austerlitz-Brücke zu gelangen, und hier war die Estrade so voll Menschen, daß der Sarg auf dem Leichenwagen gelassen werden mußte. Ununterbrochen brauste das tausendstimmige Geschrei: „Ehre dem Lamarque! Es lebe Lafayette! Es lebe die Freiheit!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Bevölkerung von Großbritannien.

Die folgende Angabe von Englands Bevölkerung ist aus Marschall's „Analysis of the Population Returns 1851“ genommen:

Bezirk.	Bevölkerung. 1821	1851	Verhältniß der Zunahme.
England und Wales:			
Bergwerksbezirk	1,028,078 —	1,559,856 . .	50 pCt.
Manufakturbezirk	2,578,565 —	2,984,101 . .	25¾ —
Hauptstadtbezirk	2,904,266 —	3,465,288 . .	17 —
Im Ganzen	6,510,707 —	7,787,245 . .	23¾ —
Landstädte und Dörfer . .	5,668,168 —	6,402,450 . .	7¾ —
Ganz England und Wales	11,978,875 —	15,689,675 . .	16 —
Hiezu Schottland . . .	2,093,456 —	2,365,952 . .	13 —
Großbritannien	14,072,331 —	16,255,607 . .	15½ —
Land- und Seemacht . .	319,500 —	277,017 . .	— —
Irland	6,802,095 —	7,754,565 . .	13¾ —
Die vereinigten Königreiche	21,195,724 —	24,266,989 . .	14½ —

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 174. 22 Junius 1832.

George Canning.

Eine politisch-biographische Skizze. *)

Zu keiner Zeit wird ein großer Mann so wenig beachtet und so sehr verkannt und vergessen, als in den Jahren, die unmittelbar seinem Tode folgen. Da sein Ruhm und Preis nicht mehr von seinen Anhängern verkündet wird, oder auch sein Name nicht mehr aus dem Munde seiner ungestümen Feinde durch die Welt erschallt; so verliert er in den Augen seiner Zeitgenossen seine ganze frühere Wichtigkeit, und Wer zunächst auf seine Stelle Anspruch macht, erhält sie und noch mehr dazu. Die Nachwelt besteht für ihn erst von dem Tage an, wo die Lebenden von den Todten werden geschieden werden; wenn die Zeit, in der er gelebt, und die Ereignisse, an denen er Theil genommen, für uns in eine ferne Perspektive gerückt sind, wo das Auge nur die Erhabenheiten mit einem Blicke gewahrt, während untergeordnete Gegenstände, wie Redner, deren Reden nur für Diejenigen Meisterstücke sind, deren Sache sie verfochten, oder Staatsmänner, deren Politik nur Jenen großartig vorkommt, die von ihnen Anstellungen erhalten haben, in der großen Masse der Alltäglichkeit verschwinden.

Canning scheint sich mehr dem gegenwärtigen Gange der Dinge entfernt zu haben, als der Vergangenheit anzugehören. Allerdings sucht unser Auge nicht mehr im Unterhause jene charakteristische Physiognomie, die ein tief eingedrückter Hut nur zur Hälfte sehen ließ; allerdings beobachten wir nicht mehr jene verächtlich spöttischen Lippen, jenes durchbohrende Auge, mit welchem das alte Parlamentsoberhaupt von seinem gewohnten Platze aus die Bänke der Opposition überflog. Wir erwarten nicht mehr, wenn sich eine Verhandlung zu Ende neigt, jene so besonders volltönige und sanfte Stimme zu hören, jene klassische Sprache, die bald von epigrammatischen Pfeilen blitzte, bald in poetischen Bildern schwelgte, bald von heißer Leidenschaft glühte, und eine an Gehorsam gewöhnte Versammlung in stille Aufmerksamkeit zu fesseln wußte. Gewiß man würde mit höchster Ueberraschung heute oder morgen Canning im Unterhause aufstehen sehen, um Sir Charles Wetherell oder Sir Robert Peel zu antworten; allein man würde nicht minder erstaunt seyn, wenn man ihn mit Pitt, Fox oder irgend einem der großen Männer, die weit genug von uns entfernt sind, um der Geschichte anzugehören, in eine Reihe gestellt sähe. Wenn man an Canning zurückdenkt, so geschieht es mehr, als habe er sich von den Geschäften zurückgezogen, nicht als sey er gestorben. Wir machen hier diese Bemerkungen, weil wir glauben, daß man die Würdigung, die ein Staatsmann bei der Nachwelt finden wird, nicht aus dem Ruf ermessen kann, den er unmittelbar nach seinem Tode hinterläßt. Möge ihm auch die Mitwelt Unrecht thun; er weiß, daß die Zeit, über ihn ein Urtheil zu fällen, noch nicht gekommen ist.

Wir gehören nicht zu jenen Kritikern, die ihre Freunde mit allen römischen Tugenden ausschmücken und eben so gewissenhaft ihren Gegnern alle politische Schmach aufbürden; man muß die Menschen in Bezug auf die Verhältnisse betrachten, unter denen sie auftreten. Canning war in einem Stande der Gesellschaft von ganz eigener Art, unter einer ganz eigenthümlichen Regierung geboren, und betrat die politische Schaubühne zu einer Zeit, die in der Weltgeschichte gleichfalls ganz eigener Art ist. Seit den Tagen der Königin Anna war England in zwei aristokratische Parteien getheilt, deren Prinzip das Wort Ordnung, deren Ziel aber die Gewalt war. Die öffentliche Meinung bestand damals in der einer gewissen Koterie; die Staatsmänner wurden im Allgemeinen zu ihren Ehrenstellen weder durch das Publikum, noch durch die Interessen des Publikums erhoben. Es war nothwendig, daß man einige gute Redner hatte, die den Beifall des Hauses zu gewinnen im Stande waren. Fand man solche Männer mit großem Vermögen und der Hoffnung Pairs zu werden, um so besser; wo nicht, mußten sie sich durch irgend ein anderes Verdienst auszeichnen. Eine geistreiche Flugschrift, eine Rede im Klub oder in einer Wahlversammlung oder bei einer andern Gelegenheit reichte hin, einen Mann bekannt zu machen. Der Minister oder große Herr, der Minister zu werden wünschte, schickte ihn ins Parlament; scheiterte er hier, so wurde er in das Dunkel der Vergessenheit zurückgestoßen; drang er durch, so arbeitete er noch eine Zeit lang für seinen Gönner, und wurde zuletzt selbst ein Minister oder großer Herr. Was das Volk betrifft, so blieb ihm nichts weiter übrig, als diesen oder jenen lustigen Strohjunker oder einen reichen Nabob zu wählen, der ihm seine Stimmen abkaufte. Die kleinen Wähler wurden durch alle reichen Dummköpfe repräsentirt, von denen sie

*) Diese interessante biographische Skizze ist von dem Verfasser des Artikels: „Fürst Talleyrand" (s. Ausland dieses Jahrgangs N. 51) Herrn Henry Bulwer, Bruder des Dichters und Redakteurs des New Monthly Magazine gleichen Namens.

Anm. d. Red.

Digitized by Google

bezahlt wueden, die Whigs und die Tories durch die talentvollsten Männer, die zu finden oder zu erkaufen waren. Wen möchte es bei einem solchen Zustand dee Dinge Wunder nehmen, daß das Volk geplündert und verachtet wurde?

Wenn ein junger, talentvoller und ehrgeiziger Mann die politische Laufbahn zu betreten wünschte, ließ er sich einem Borougheigenthümer, einem Gentleman von würdigem und gebieterischem Wesen, vorstellen, der ihn mit der größten Höflichkeit empfing, ihm viel Schmeichelhaftes über seine Talente sagte, auf die vertraulichste Weise mit ihm von seinen Entwürfen sprach und Gesinnungen blicken ließ, die man bei eigenem gutem Willen füe patriotische gelten lassen konnte. Nun denke man sich denselben jungen Mann, seine Talente und seine Beredsamkeit mochten auch noch so außerordentlich seyn, vor einer Wähleeversammlung auftreten, die an ihn keine andere Frage richtete, als: „Willst Du bezahlen was herkömmlich ist, und uns in Schenken und Kneipen zechfrei halten?" Wenn die Menschen, die diese Frage stellten, mit Liebe und Achtung betrachtet zu werden hofften, so bewiesen sie weiter nichts als eine völlige Unkenntniß des menschlichen Herzens; sie wurden verächtlich durch sich selbst, verächtlich durch ihre Repräsentanten.

Daher fühlten auch Diejenigen, die sich im Staatsdienste hervorzuthun suchten, und nicht reich genug waeen, die Gunst des Volkes zu erkaufen, keine aufrichtige Liebe füe das allgemeine Wohl, und konnten sie auch nicht fühlen; und man muß gestehen, der Fehler lag nicht ganz allein an ihnen; es war größeren Theiles noch der Fehler des Volkes oder vielmehr die Schuld eines Systems, das so das Volk in Unwissenheit und Gedankenlosigkeit vermorschen ließ. Von jenen talentvollen und ehrgeizigen Männern, die bei den Wahlen nicht Gold verschwenden konnten, und auf der einen Seite von der Volksmasse sich zueückgestoßen, auf der andern von einer einzelnen Klasse die Hand geboten sahen, ließ sich doch wahrlich nicht viel Eifer für die öffentliche Wohlfahrt oder für die Verbesserung des Looses Jener erwarten, mit denen sie weder durch Gesinnungen noch durch gemeinschaftliche Interessen sympathisieten. Wenn man, um eine gesunde Ansicht zu finden, wie der Arme denken und empfinden mußte, geriethen sie meistentheils in Irrthum; wo hingegen ihre Schritte in der Politik von den Gefühlen und Ansichten des „Gentleman" geleitet werden konnten, fand man sie gewöhnlich billigenswerther. Ob das Brod oder Bier wohlfeil oder um gar keinen Preis zu haben waren, galt ihnen gleichviel. Aber eine gewonnene oder verlorene Schlacht regte ihre tiefsten Gefühle auf. Man hätte vor ihren Augen einen Haufen sogenannten Pöbels abschlachten können, ohne ihr Mitleid zu erregen; aber mit aufrichtigem Schmerz bejammerten sie den Verlust eines Generals oder Staatsmannes. So waren die Männer beschaffen, die man mit Recht: „politische Abenteurer," nennen kann, und unter denen es Namen gibt, die als die glanzvollsten auf den letzten Blättern der englischen Geschichte strahlen. So waren die politischen Abenteurer, Kreaturen der politischen Ansichten Jenee, die sie zu den Staatsgeschäften beriefen, zur Zeit (1793) beschaffen, wo Pitt einen jungen Mann von glänzenden Talenten und geistiger Superiorität — Canning, zu sich rufen ließ, und ihm einen Sitz im Unterhause anbot. Hier die einfachen Worte eines Biographen Cannings, mit denen er diese Zusammenkunft beschreibt: „Here Pitt theilte auf besonderem Wege seinen Wunsch mit, Canning zu sehen. Herr Canning fügte sich diesem Wunsche. Herr Pitt entwickelte in dieser Unterredung Herrn Canning seine Absichten. Er sagte ihm, daß er von ihm als einem jungen unterrichteten Manne und Redner viel Vortheilhaftes gehört habe, und wenn er die von der Regierung damals befolgte Politik unterstützen wolle, so werde man die Einleitung treffen, ihn ins Parlament zu schicken."

Diese wenigen Worte werden den Nachkommen über die Art und Weise Aufschluß geben, wie man unter dem alten englischen Regime die Volksvertreter machte. Die ersten Feeunde Cannings gehörten der Opposition an, einige waren sogar übergespannten Ansichten zugethan; man hatte ihn als ihren Schützling betrachtet; allein ein Sitz im Unterhause vom Premierminister angeboten — eine zu mächtige Lockspeise für einen jungen Mann, der sich seines Talentes bewußt ist, und dessen gesellschaftliche Stellung die Versuchung unwiderstehlich macht. Zu bemerken ist noch, daß Canning dieses Anerbieten in jener kritischen Zeit gemacht wurde, als Fox bei seiner Trennung von Burke Thränen vergossen hatte, und die ältesten politischen Freunde mit jedem Tage sich schroffer geschieden sahen.

(Fortsetzung folgt.)

Ausflüge nach Illyrien und Dalmatien.

5. Die Bocche.

Das Schiff hatte seine Ladung, eine kräftige Tramontana wehte, und unser Kapitän lud uns ein, an Bord zu kommen. Am frühen Morgen verließ der Prognostico den Hafen, und eilte mit vollen Segeln am Felsengestade dahin. Näher und näher kamen die Berge Montenegro's, und gegen Mittag waren wir am Eingange der Bocche angelangt. Hier bilden zwei Inselklippen Scoglio di Zagnitza und Scoglio della Madonna drei Eingänge (bocche) in den Meerbusen, wovon der ganze, beiläufig 25 Miglien lange Golf seinen Namen: „le Bocche di Cattaro," hat. Das Vorgebirg zur Linken, die Punta d'Ostra, ist das Ende eines nackten Kalkfelsens; rechts sind die mit niederm Gestrüppe bewachsenen Höhen von Lustizza zu sehen, an deren Fuß der Contumaz-Hafen Portorose mit einigen Wachschiffen sich befindet. Die Fluthen der Bocche kräuselte nur ein sanftes Lüftchen, und während die Diener der Dogana das Schiff visitirten und siegelten, setzten wir uns in die Barke, und steuerten gegen das dem Eingange der Bocche gegenüber liegende Städtchen Castel nuovo.

Hohe Gebirge lagern hinter demselben, und an ihrem Fuße selbst lehnt sich Castel nuovo. Oelbäume und Weingärten umgeben die Häuser, in den Hofräumen duften üppige Orangenbäume, und die riesenhaften Mauern, die von Spaniern und Türken siegreich erstürmt wurden, rollen jetzt in die See, Epheu überrankt die Breschen, die keine Feuerschlünde, sondern die Zeit in die Mauern brach, und aus den Ritzen wächst rother Löwenzahn und gelbes Wollkraut. Die mächtigen runden Thürme drohen, von vielen frühern Erdbeben in ihren Grundfesten erschüttert, den Einsturz, und lehnen sich schief an die Felsen. Von der Piazza aus, übersieht man den reizenden Golf, und auf dem noch höhern Fort Spagnioi erweitert sich das Panoeama noch mehr.

Digitized by Google

Mit frühem Morgen bestieg ein Guardian das Schiff, und die Anker wurden gelichtet. Der Wind blies uns fast ganz entgegen, und das Schiff mußte meistens bugsirt werden, was uns jedoch nicht unangenehm war, da die Ufer wohlbebaut und üppig bewachsen, einen reizenden Anblick gewährten. Niedliche Landhäuser bedeckten die linke Seite, rechts öffnete sich eine tiefe Bucht mit der Insel i Stradiotti. Die Berge verloren das kahle, abgestorbene Ansehen, das sie im übrigen Dalmatien haben, und auf dem verwitternden Kalkschiefer wurzeln Kastanien und Oliven.

Bei Lepitanno nähern sich abermals die Ufer, rechts steht ein verfallener Wachtthurm, und vor Zeiten sperrte eine ungeheure Kette die weitere Einfahrt. Unmittelbar vor diesem Engpasse liegen zwei Inselchen S. Georgio und Santa Madonna, deren eine der alten gegenüberliegenden Stadt Peraſto zum Friedhofe dient. Ueber dem kleinen finstern Peraſto liegt ein Fort, ein anderes am Ufer befindliches dient gleichfalls die Einfahrt zu bestreichen. Man blickt nun links in eine tiefe, von hohen Felsen umschlossene Bucht, in der ein mächtiger Wasserfall aus einem Felsloche, nur wenig Fuß über dem Meere, hervorstürzt. Ganz im Hintergrunde dieser Bucht, aber vom Schiff aus nicht sichtbar, liegt die uralte halb verfallene Stadt Risano, von der ehemals die Bocche den Namen: Portus Risonicus erhielten. Hieher flüchtete sich die schöne illyrische Königin Teuta, als sie von ihren dalmatinischen Inseln vertrieben worden war, und noch heute findet man dort Trümmer von Mosaik-Fußböden. Die Männertracht soll sich sehr der altrömischen nähern. Die Risanoten trieben ehedem das Seeräuber-Handwerk, und stehen noch jetzt im Rufe der Tapferkeit.

Von Peraſto aus wird die Landschaft immer reizender; ihre vielen Vorsprünge und Krümmungen bieten eine unendliche Abwechslung von Ansichten, und oft drängen sich die Felsen so nahe an das Schiff, daß ich manchmal auf dem Königssee an den Wänden des riesigen Watzmann vorbei zu segeln wähnte. An den Ufern sieht man Villa an Villa, von hohen Maronen beschattet, die sich an dem Bergrücken hinauf ziehen. Orangen, Citronen, Granaten, kurz alle die üppigen Kinder des Südens schmücken die Gestade, während ewiger Schnee die nahen Zinnen der Felskette deckt, aus deren Eingeweiden Ströme in das Meer stürzen. Die romantischen Schönheiten der Schweiz und des Bosporus sind hier wundersam vereint, wir konnten des Sehens nicht satt werden.

Der letzte Bergvorsprung wich zurück, und vor uns lag Cattaro, über ihm in steiler Höhe das kühne Fort St. Giovanni und darüber emporragend die Zinnen des nackten Montenegro.

* * *

6. Cattaro.

Frühzeitiger als über die andere Gegend, brach über Cattaro, das in einem tiefen Bergkessel liegt, der Abend herein, als wir nach dem Hafen wanderten. Ruhig lag die schwarze Fläche des Golfs vor uns, die Stadt umhüllte ein leichter Nebel, und die dunkeln Berge im Westen warfen ihre Schatten auf die nackten, weißen Felsen des Montenegro, deren Spitzen die Abendsonne hell erleuchtete, während vom Thale das Abenddunkel immer höher an den Bergen hinaufschlich. Wie Schwalbennester hingen die Kapellen, zwischen den Ringmauern des Forts, an den jähen Felsen, und von dem Zickzackwege, der sie vereinigt, gingen die Andächtigen vom Gebete nach Hause. Noch viel höher lag das mächtige Fort, weit die Umgegend beherrschend, auf den Bastionen bewegten sich als kleine Punkte die Wachen; die Schatten stiegen immer höher und hüllten den Gipfel des Montenegro ein.

Ein blinder Musikant mit einer Art Geige (Guzla), deren runder Bogen mit Pergament überzogen ist, und die nur Eine Saite hat, setzte sich vor uns nieder, und begleitete sich zu einer Ballade, die Marko Kraplowich's Thaten besang. Bald sammelte sich um ihn eine Gruppe, die in einzelne Strophen mit funkelnden Augen feurig mit einstimmte, und wie mit einer wehmüthigen Klage schloß das einfache Instrument den Gesang. Eine edle Einfachheit, ein tiefes Gefühl, eine hohe Begeisterung für Tapferkeit leuchtet aus allen slavischen Heldenliedern. Jeder Stamm besingt seine gefallenen Helden, und ermahnt die Enkel, das Blut der Ahnen zu rächen, und ihren Tugenden nachzueifern. So betrauren die freien Nomaden der Höhen von Grivoscie ihren durch Verrath gefallenen Helden Wikalin, die Albanesen ihren Giorgi Scanderbeg, die Montenegriner ihren Raimanitz. Goethe würdigte zuerst diese Nationallieder, und machte uns Deutsche durch die Uebersetzung von: „Seto je bjeli u gorje zelenoj?“ auf ihren Werth aufmerksam, den eine schätzbare Uebersetzung der heroischen Volkslieder in neuester Zeit ehrenvoll bestätigte. Weniger gehaltvoll sind die erotischen Lieder; während des Tanzes zählt der Sänger die Schönheiten der Braut auf. Er beginnt mit der großen Anzahl der farbigen Steine, die sie im Gürtel trägt, und fährt auf diese Art fort, so daß es scheint, als wolle er eine gerichtliche Schätzung von ihr inventiren. Das Weib ist bei den meisten slavischen Stämmen viel zu wenig geachtet, um ein Gegenstand dichterischer Begeisterung zu werden.

Noch leuchtete der Morgenstern, und tiefe Stille deckte die Gegend, als wir, um nicht von der Hitze überfallen zu werden, mit unsern Freunden den steilen Berg des Forts San Giovanni hinanstiegen. Bald kletterten wir an den steilen Felsenwänden hinan, bald stiegen wir über steinerne Treppen, und kamen durch einige Vorwerke in das Fort selbst, das eine unbeschreibliche Aussicht über den Golf und die umgebenden Gebirge darbietet. Fast senkrecht unter uns lag Cattaro, man könnte die ganze Stadt durch hinabgerollte Felsblöcke zertrümmern; aber noch viel höher als das Fort erhebt sich im Rücken desselben der Monte Sella, Montenegro's Gränzberg. Zwischen ihm und dem Fort ist ein Bergsattel, auf dem das Dorf Spigliari liegt, dessen Einwohner in der größten Dürftigkeit leben, und meistens aus Schlächtern bestehen, aber tapfer und im beständigen Hader mit den Montenegrinern sind. Vor wenigen Jahren waren die männlichen Bewohner des Dorfes sämmtlich in die Stadt ihrem Geschäfte nachgegangen, als eine Horde Montenegriner so kühn ist, unter den Kanonen des Forts alles Vieh der Spigliaresen zu rauben; sie treiben es mühsam das hohe Gebirge hinauf, als die Spigliaresen ihre geraubten Thiere, und die an den Felsen kletternden Montenegriner bemerken. Mit einer Schnelligkeit, die nur ein Augenzeuge glauben kann, springen sie über die steilen Felsen, den Räubern nach; allein die Montenegriner, viersach an Zahl überlegen, wollten ihren Raub nicht fahren lassen; ein Gefecht entspinnt sich, doch sehr zum Nachtheile der Spigliaresen, welche die Sonne im Gesicht hatten, und während jeder Schuß der

Digitized by Google

Montenegriner einen ihrer wenigen Leute niederstreckte. Der Offizier des Fortes wagte nicht, ohne ausdrücklichen Befehl auf die Räuber feuern zu lassen, die ein einziger Kanonenschuß zerstreut haben würde, und bis auf seine Anfrage Antwort vom Kommandanten kam, vergingen einige Stunden. Die unglücklichen, ihrer wenigen Habe beraubten Männer lagen entseelt auf den Felsen, als er Erlaubniß erhielt, blind schießen zu dürfen. Wenn gleich das gute Verhältniß mit Montenegro für das österreichische Albanien höchst wichtig ist, so heißt Dieß doch die Nachsicht ein wenig zu weit treiben!

(Schluß folgt.)

Aleppo.

Aleppo wird ohne Zweifel in kurzer Zeit eine wichtige Rolle in der Geschichte der Türkei spielen. Der zwischen der Pforte und dem Pascha von Aegypten ausgebrochene Krieg muß sich im Norden von Syrien entscheiden, und Aleppo wird daher der Mittelpunkt der Operationen beider Theile werden. Ibrahim Pascha hat schon Tripolis besetzt, und ist im Begriffe sich des Hafens von Latakkia zu bemächtigen, dessen Besitz seine Armee mit den Hülfsmitteln von Candien in Verbindung bringen und ihn in Stand setzen wird, seine Unternehmungen gegen Aleppo zu betreiben, an dessen Besitz ihm Alles gelegen seyn muß. Er wird in Aleppo eine starke Partei finden, die geneigt seyn muß, seine Plane zu begünstigen, nämlich die Janitscharen, welche seit 1826 die Gewalt, die sie lange über die Stadt ausgeübt hatten, verloren haben. Die Bewohner der Stadt sind von alter Zeit her in zwei Parteien getheilt: die Scheichs, d. h. die Nachkommen des Propheten, und die Janitscharen. Jene zeichnen sich durch einen grünen Turban mit einer rothen Mütze aus; die Letztern trugen, so lang ihr Kostüm erlaubt war, hohe Mützen mit einem weißen Turban, und es gibt nur wenige Türken in der Stadt, die nicht einer dieser Parteien angehören. Die Scheichs hatten sich vor etwa 70 Jahren der Gewalt bemächtigt, und regierten einige Jahre lang, ohne einen Pascha von der Pforte anzuerkennen, bis der Bei von Alexandrette zum Pascha von Aleppo ernannt wurde, die Stadt überfiel und alle Häupter der Scheichs erdrosseln ließ. Dadurch kamen die Janitscharen wieder an das Ruder, und übten durch einen aus ihrer Mitte, Tscheledi Effendi, einen Mann von großer Familie und unermeßlichem Reichthume, den größten Einfluß. Verschiedene Paschas, die sich seinen Ansichten nicht fügen wollten, wurden von ihm aus Aleppo vertrieben; aber er selbst wollte nie das Paschalik annehmen, so oft es ihm die Pforte auch anbot, um ihn in ihr Interesse zu ziehen. Er starb im Jahre 1786, und sein Einfluß vererbte sich auf einen seiner Anhänger, Ibrahim. Der damalige Pascha, Kussa Pascha, war eifersüchtig auf diesen, und ließ ihn einst bei einem Besuche, den er im Schloß abstattete, unter dem Vorwande, daß eine Schuld gegen ihn eingeklagt sey, verhaften. Ibrahim bezahlte, und fing sogleich einen Krieg mit dem Pascha an, der mit der Vertreibung des Letztern, und der Anerkennung seines Gegners als Pascha endigte. Von dieser Zeit an war die Macht der Janitscharen in Aleppo fest gegründet, und unter Scheich Pascha, dem Nachfolger von Ibrahim, fiel Alles vollkommen in ihre Hände. Im Jahre 1804 wurde Muhammed, der Sohn von Ibrahim, zum Pascha ernannt; er fand die Tyrannei der Janitscharen so unerträglich, daß er gegen die Politik seiner Familie sich den Scheichs näherte, aus denen er seine Garde wählte, und ihnen das Schloß von Aleppo anvertraute. Es brach ein bürgerlicher Krieg aus, der mehrere Jahre lang die Stadt verwüstete; die Scheichs beschossen die Stadt von der Festung aus, und die Janitscharen blokirten den Pascha und seine Anhänger. Dieser Zustand dauerte bis die Pforte Muhammed Pascha zurückrief, was die Janitscharen wieder in den unbeschränkten Genuß der Macht setzte. Die Pforte ernannte zwar die Paschas, aber sie wagte nie das Geringste gegen die Janitscharen zu unternehmen, die jedoch fortfuhren die Abgaben zu bezahlen, äußerlich den größten Anstand gegen die Pforte beobachteten, und bedeutende Summen als Geschenke nach Konstantinopel schickten, um einem offenen Bruche zuvor zukommen, der ihnen verderblich und der Pforte nicht vortheilhaft gewesen wäre. In der Stadt haben sie eine Art von Patrizlat gebildet, mit 6 Familien an seiner Spitze, und jeder Aleppiner, der nicht selbst Janitschar war, war gezwungen, eine derselben zum Patron zu wählen. Der Klient bezahlte nach seinen Umständen zwischen 20—2000 Piaster jährlich, Geschenke ungerechnet, welche bei irgend einem bedeutenden Dienste, den der Patron ihm leistete, gegeben werden mußten. Dafür beschützte dieser seine Klienten, zwang ihre Schuldner zur Bezahlung, trat für sie ein bei aller Art von Streitigkeiten mit der Obrigkeit oder Privatpersonen, und beschützte sie vor der Unterdrückung der andern Janitscharen. Dabei hatten sie das Monopol fast aller Handelsartikel, und diese waren daher in Aleppo weit theurer, als sonst irgendwo in Syrien. Auf der andern Seite erlaubten sie sich nicht die willkürlichen Bedrückungen von Individuen, die sonst in der Türkei so häufig sind; ihre Tyrannei war hart, aber regelmäßig, so daß die Masse der Bewohner sie der des Páschas vorzog, weil die Steuer, die sie bezahlte, wenigstens den Rest ihres Vermögens sicherte. Die Einkünfte der Janitscharen waren verschieden, je nach dem Reichthume und der Zahl der Klienten, die jeder hatte. Die Einnahmen von Einzelnen beliefen sich bis auf 100,000 Thaler jährlich; die der meisten waren natürlich unendlich geringer, denn ihre Zahl betrug 5—6000. Sie erhielten ziemliche Ruhe im Innern, und die Europäer hatten sich nie über sie zu beklagen; man erzählt, daß oft, wenn sie und die Scheichs sich in einem Bazar schlugen, beide Parteien, sobald ein Franke vorüberging, aufhörten, um ihn passiren zu lassen. Seit dem Jahre 1826 hat dieser Zustand der Dinge sich natürlich geändert. Die Pforte hat die Macht in der Stadt wieder an sich gerissen, und die Paschas stützen sich auf die Scheichs; daher kann Mehemet Ali auf die Wünsche und die Unterstützung der Janitscharen rechnen, sobald er eine Armee gegen Aleppo schicken wird. Aleppo besaß vor dem großen Erdbeben von 1822 etwa 200 000 Einwohner, und war eine wohlgebaute, reiche Stadt. Die meisten Häuser wurden damals zerstört, und die Stadt hat seitdem sehr an Bevölkerung abgenommen, ist aber doch noch von großer Bedeutung. Fast in der Mitte derselben liegt eine Festung auf einem steilen, mit soliden Mauern bedeckten Hügel. Die Stadt selbst ist nicht vertheidigt, sondern liegt in der Mitte von Gärten, die sich mehrere Meilen weit erstrecken und den Zugang überall offen halten.

Es ist bei diesen Umständen höchst wahrscheinlich, daß die Stadt in die Hände des Paschas von Aegypten fallen wird; aber ihr Besitz wird ihm wohl keinen so großen Zuwachs an Macht geben, als es scheinen möchte. Sein militärischer Despotismus und seine fiskalen Grundsätze vertragen sich nicht mit der Wiederherstellung der Macht der Janitscharen, so daß er sich wahrscheinlich in kurzer Zeit den Haß der beiden Parteien zuziehen wird. Aber in militärischer Hinsicht ist ihm Aleppo höchst wichtig, weil es ihm zum Meister der Kommunikationen von Damaskus mit dem Rest des türkischen Reichs macht, und ihm erlaubt, Position am Euphrat zu fassen, und damit die Operationslinie der Paschas von Bagdad, Mosul und Diarbekir zu unterbrechen.

Ein chinesischer Stuzer.

Unsre Modemännchen in Kravatte und Frack würden vielleicht über einen chinesischen Stuzer lachen, denken aber nicht daran, daß sie selbst in Peking keine andere Rolle spielen würden, als der Policinell in einer Puppenkomödie; auch möchten manche es wohl bleiben lassen, es mit einem chinesischen Dandy aufzunehmen. Sehr weite Kleider von den kostbarsten Seidenstoffen; Beinkleider mit reicher Stickerei um das Knie herum; eigens zugeschnittene Stiefelchen oder Schuhe von Atlas auf hohen Sohlen von Papier, eine Mütze von zierlicher und leichter Form bilden den Anzug eines chinesischen Petit maitre. Eine Pfeife von hohem Werthe und mit kostbaren Verzierungen, Tabak aus den berühmtesten Fabriken von Fokien, eine goldene Uhr aus der besten englischen Werkstätte, eine Perlenschnur im Knopfloch, woran ein Zahnstocher hängt, und ein parfümirter Fächer sind unerläßliche Attribute eines Elegant. Hiezu denke man sich noch eine zahlreiche Dienerschaft, Palankine, und die Träger derselben in seidenen Gewändern, prächtige Möbel nach dem besten Geschmack, und man hat das vollständige Bild eines chinesischen Mannes nach der Mode.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 175. 23 Junius 1832.

Die Sandwichinseln.
3. Die königliche Familie.
(Fortsetzung.)

So fand also im Spätjahre 1819 das Treffen statt, in welchem Kekuaokalani völlig geschlagen wurde und das Leben verlor. Die Eingebornen zeigen noch bis auf diese Stunde das Schlachtfeld, wo sich die Krieger des Königs in einer Linie, vom Seegestade bis nach dem Gebirge aufgestellt hatten, und ihre Gegner nach einer etwas höher gelegenen Gegend zurückdrängten, wo sie hinter einer steinernen Mauer von Brusthöhe noch eine Zeit lang Widerstand leisteten. Noch sieht man diese Gegend weit und breit mit kleinen Steinhaufen bedeckt, welche die Grabmäler der gefallenen Krieger bilden. Kekuaokalani selbst fiel an einem Orte, den die Eingebornen Tuamoo nennen. Hier setzte sich der junge Häuptling noch einmal zur Gegenwehr, sammelte seine fliehenden Krieger um sich, und schon schien das Kriegsglück ihm wieder günstig werden zu wollen, als er, durch den Blutverlust aus einer im ersten Angriffe erhaltenen Wunde, entkräftet — ohnmächtig zu Boden sank. Indeß raffte er sich doch bald wieder auf, und da er nicht mehr stehen konnte, so setzte er sich auf einen Lavablock, lud noch zweimal seine Flinte, und schoß sie auf die Feinde ab. In dieser Stellung wurde ihm die linke Brust von einer Kugel durchbohrt, worauf er sein Gesicht mit seinem Federmantel verhüllte, und augenblicklich den Geist aufgab. Seine Gemahlin, Manona hatte den ganzen Tag mit unerschütterlichem Muthe an seiner Seite gefochten. Einige Augenblicke nach Kekuaokalani's Tod sah sie Karaimoku und seine Schwester auf sich zukommen, und bat um ihr Leben. Allein kaum war das Wort über ihre Lippen, als eine Kugel ihr durch die Schläfe fuhr, und sie todt auf die Leiche ihres Gemahls sank. Seine Anhänger leisteten nach dem Verluste ihres Anführers nur noch geringen Widerstand; indeß hatte der Kampf von Vormittag bis nach Sonnenuntergang fortgedauert. Die Krieger des Königs, da sie sich endlich im unbestrittenen Besitze des Schlachtfeldes sahen, zogen nach Kairua zurück, in dessen Nähe der Kampf vorgefallen war.

Karaimoku benützte seinen Sieg mit großer Schonung, und ließ die Wohnungen der geschlagenen Feinde, die in die Berge geflohen waren, eben so wenig als ihre Familien, wie es früher gewöhnlich war, der Rache opfern. Alle unterwarfen sich zuletzt, und kehrten an ihren Herd zurück. Ueber dem Grabe Kekuaokalani's und seiner Gattin Manona erhebt sich ein länglicher Steinhaufen von zehn Fuß Länge und sechs Fuß Breite, am Ufer des Meeres. Niederes Gebüsch umgibt es jetzt, und ein schöner Convolvulus bedeckt es fast ganz mit seinen Blumen und Blätteen. Es war bei den Sandwichinsulanern wie auf den Gesellschaftsinseln Sitte, daß die Weiber ihren Männern in die Schlacht folgten, um ihnen in Kalabaschen Wasser oder getrocknete Fische und andere Lebensmittel während des Treffens zur Stärkung zu reichen; vorzüglich aber um sie zu verbinden, wenn sie verwundet wurden. Manche kämpften auch an der Seite ihrer Männer, und oft sah man solche Amazonen, in der einen Hand eine Kalabasche mit Wasser, in der andern eine Lanze oder einen Stein, in der vordersten Reihe fechten. Selten überlebten sie ihre Männer.

Wenn Rihoriho sich durch die Abschaffung des Götzendienstes unter seinem Volke, als einen Mann von Entschlossenheit und großem natürlichem Verstand bewies, so gab seine Reise nach England ein nicht minder vortheilhaftes Zeugniß von seinem unternehmenden und wißbegierigen Geiste. Die Gründe, die ihn bestimmten, eine so lange und gefahevolle Reise anzutreten, waren sehr lobenswerth. Rihoriho wollte mit eigenen Augen jene Länder sehen, von denen er so verschiedene und wunderbare Erzählungen gehört; dann wünschte er auch, den König von England und die vornehmsten Männer des Reichs kennen zu lernen, wobei er dann auch die früher von Tamehameha ausgesprochene Abtretung einer der Sandwichinseln erneuern, und sich und seine Länder unter britischen Schutz stellen wollte. Es lag hiebei zugleich in seiner Absicht, sich über die Art und Weise der Rechtspflege, über Handel, Industrie und andere Gegenstände, die für seine Inseln ersprießlich werden konnten, Belehrung zu suchen.

Alle diese löblichen Absichten gingen leider nicht in Erfüllung. Rihoriho und seine Gemahlin wurden bald nach ihrer Ankunft in England vom Tode hinweggerafft. Dieses unglückliche Ereigniß wurde in England nicht allein ungemein bedauert, sondern man schöpfte auch die Besorgniß, das Volk der Sandwichinseln, unbekannt mit den wahren Umständen des Hinscheidens Rihoriho's, möchte seinen Tod einer üblen Behandlung zuscheiben, oder gar ergwöhnen, er sey zur Vergeltung von Kapitän Cook's Ermordung vergiftet worden. Man fürchtete daher, die bisherige freundschaftliche Gesinnung der Insulaner gegen die Engländer möchte sich in Feind-

Digitized by Google

seligkeit und Mißtrauen verkehren, und hiedurch die Keime der Civilisation, die dort so glücklich Wurzel gefaßt, wieder verkümmert werden. Wie man dem Könige und der Königin der Sandwichinseln bei ihrer Ankunft von Seite des englischen Hofes mit der größten Freundlichkeit begegnet war, und während ihrer Krankheit, eine Folge des nördlichen Klima's, ihnen jede nur mögliche Pflege bewiesen hatte; so war man nach ihrem Tode darauf bedacht, die Leichen des königlichen Paares nach den Sandwichinseln zurückbringen zu lassen, um ihnen eine Ruhestätte in vaterländischer Erde zu geben. Eine englische Fregatte, „die Blonde," unter Befehl des Kapitäns, Lord Byron, erhielt hiezu den Auftrag.

(Schluß folgt.)

Rom und der Papst im Jahre 1832.

(Fortsetzung.)

Der Erlös aus den Vacabili war vorgeblich dazu bestimmt einen Tilgungsfond zu bilden; allein Sixtus fand für besser, die eine Hälfte seiner Finanzen zu Unterhaltung von Intriken an allen europäischen Höfen, und die andere zum Bau von Kirchen und Palästen zu verwenden. Er war ein kühner, stolzer und charaktervoller Priester; doch hatten die Italiener kein Recht sich über seine Fehler zu beklagen, denn er war bis in den innersten Winkel seines Herzens ganz Italiener, und die Römer mußten ihm für seinen „Furore" zu bauen, dankbar seyn. Sicherlich hätte er ein neues Rom gebaut, wäre das Tiberthal von ihm leer gefunden worden; da er es aber voll von Ruinen fand, so stellte er wenigstens Das wieder her, was er so gern neu geschaffen hätte.

Der römische Schatz gab nie einen Dukaten zu Bezahlung seiner Schulden aus; das Geld für die Vacabili wurde für Feste verschwendet, man baute ein neues Opernhaus, besoldete ein stehendes Heer von Neffen und Nichten, das stets zum Vorschein kam, so oft die Erhebung eines Oheims proklamirt wurde, und für welches der ehrwürdige Nachfolger des heil. Petrus die Zuneigung eines Vaters fühlte. Die Schuld von 20 Millionen Thalern, die Sixtus V künftigen Geschlechtern hinterlassen hatte, stieg nach und nach bis auf dreißig, dann bis auf vierzig Millionen, und in den letzten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts erreichte sie endlich die Summe von 50 Millionen Thalern oder 500 Millionen Franken! Was sind 500 Millionen, wird ein Politiker ausrufen, im Vergleich mit den 20 Milliarden der englischen Nationalschuld? Ein Maulwurfshügel neben einem Berg! Allein Rom hatte in neueren Zeiten nicht wie England den sinkenden Kredit aller Regierungen vom Pol bis zur Linie aufrecht zu erhalten, jede neuerrichtete Armee zu rekrutiren, jede geschlagene wieder herzustellen, für einen König, der am Rande des Abgrundes stand, zu kämpfen, und einen andern nach einer seiner entlegenen Kolonien zu führen; es hatte nicht den Russen zu lehren, das Feuer auszuhalten, und dem Großtürken zu Bezahlung seines Pulvers beizusteuern. Rom war nicht wie England der Soldat und Matrose von allen Kontinenten und allen Meeren; der Proviantmeister, der Portugal Wein, Spanien Getreide, Italien Macaroni, der Türkei Opium zuführen mußte; der Bäcker und Bankier für alle Welt, der Mitschuldige aller verschwornen Patrioten von Lima bis Labrador, der Kämpfer, Dienstbote und das Faktotum des ganzen menschlichen Geschlechts.

Man muß indeß bekennen, daß die Besuche der Franzosen in Italien, die jeden Monat wiederkehrenden Aufstände und die Kreuz- und Querzüge der Oesterreicher, um sie zu unterdrücken, nicht wenig dazu beigetragen haben, die Nationalschuld der römischen Staaten zu vergrößern. Seit vierzig Jahren haben die Interessen derselben zu nur 5 Proz., die Einkünfte des heiligen Stuhls bis auf etwas mehr als 1,500,000 Thaler (ungefähr 9,775,000 Fr.) vermindert.

Braschi, oder Pius VI, ein liebenswürdiger, vollkommener Fürst, der von seinen Feinden, den Franzosen, sehr schlecht, und von seinen Freunden, den Oesterreichern, nicht viel besser behandelt wurde, trug durch seine übelberechneten Pläne ebenfalls noch zur Vermehrung der Schuld bei. Er war ein geborner Projektenmacher und hätte er nicht fremde Gelder zu seiner Verfügung gehabt, so würde er vielleicht ein reicher Mann geworden seyn, allein als Papst fand er es angemessener, den Schatz zu verschwenden. Jede Regierung hat stets irgend ein Steckenpferd im Hinterhalt, und das Steckenpferd des römischen Stuhls war zehn Jahrhunderte hindurch die Austrocknung der pontinischen Sümpfe. Unter Braschi kostete dieses Steckenpferd dem Volk eine Summe von 500,000 Fr. nebst einer bedeutenden Anzahl von Menschen, und es wurde nichts bezweckt als eine noch größere Anhäufung von Miasmen. Man schien zuletzt die Ueberzeugung zu fassen, daß das Fieber durch ein Naturgesetz an jene Gegenden gebannt sey, und daß weder Päpste noch Kardinäle es je würden vertreiben können. Um dieser Meinung beizupflichten, wollen wir jedenfalls abwarten, bis diese Austrocknung von einem englischen Ingenieur, mit englischem Geld, englischen Arbeitern und mit Dampfmaschinen versucht seyn wird. Jene, die ihre Behauptung auf die fruchtlosen Versuche so vieler Jahrhunderte stützen, werden freilich einwenden, die pontinischen Sümpfe sind zu tief, als daß man sie austrocknen könnte, Alles was man thun könne sey, den Boden fest genug zu machen, daß er dem Vieh, das auf die Märkte von Rom getrieben wird, als Weide dienen kann; allein eine so unvollständige Austrocknung absorbirt die Miasmen nicht, und jedenfalls würde es besser seyn, diese Sümpfe ganz unter Wasser zu setzen, und so den Einwohnern jener Gegenden, die jedes Jahr von der Malaria decimirt werden, die Gesundheit wiederzugeben.

Eine andere kostspielige Liebhaberei Pius VI war seine Neigung einzureißen; er ließ ein Heer von Maurern gegen den an St. Peter stoßenden Tempel der Venus, gegen dieses von Michel Angelo bewunderte Werk antiker Baukunst, anrücken. Es war unstreitig eine Barbarei, diesen Tempel niederzureißen, um Raum für eine neue Sakristei der Peterskirche zu gewinnen. Ein Jahr vorher würde diese Barbarei nicht das leiseste Mißfallen erregt haben; zwei Jahre früher hätte man aus ihr vielleicht Anlaß zu eiden; zwei Jahre früher hätte man aus ihr vielleicht Anlaß zu einer Lobrede genommen, und in noch früheren Zeiten wäre der Barbar heilig gesprochen worden. Allein Pius VI hatte den päpstlichen Stuhl in diesen bösen Tagen der letzten Zeiten bestiegen; die französischen Philosophen hatten den Römern gepredigt, und durch revolutionäre Ideen ihren klassischen Geschmack wieder geweckt. Venus fand ihre Rächer; der italienische Geist erschöpfte sich in beißen-

Digitized by Google

den Spottgedichten und Witzeleien gegen den Maurermeister Papst, und der Unwille des Volkes, der sich bei dieser Gelegenheit laut aussprach, erleichterte es Napoleon ungemein, als er an einem schönen Morgen den Papst seiner Gemälde, seines Schatzes, des Papstthums und der persönlichen Freiheit beraubte.

Die Verwaltung des päpstlichen Stuhls überhaupt ist eben so seltsam, als die seiner Finanzen; jede Provinz hat eine Art Vicekönig der befugt ist, über alle Fälle Recht zu sprechen, mit Ausnahme jener Verbrechen, denen Todesstrafe folgt. Die drei bedeutendsten Provinzen hingegen, Bologna, Ferrara und Ravenna (oder die Romagna), die drei Legationen genannt, werden von Legaten a latere verwaltet, die der Papst alle drei Jahre ernennt, und die in ihren Bezirken eine fast eben so unumschränkte Gewalt üben, als der Papst selbst. Diesen folgt der Präsident von Urbino, Prälat-statthalter, der sich von den Statthaltern der Legationen dadurch unterscheidet, daß seine Ernennung nicht auf bestimmte Zeit, sondern nur auf so lange statt findet, als es dem Papst gefällt. Jede Stadt hat ebenfalls einen Prälaten-Statthalter als Oberhaupt; die Flecken, die man nicht mit dem Namen einer Stadt beehrt, haben Breve-Statthalter zu Beamten, d. h. solche, die durch ein Breve des Papstes ernannt werden, und die Dörfer haben Kommissäre, welche das Staatssekretariat einsetzt. Diese beiden letzten Klassen von Beamten bilden die einzigen Ausnahmen von dem der Geistlichkeit vorbehaltenen Stellenmonopol; von ihnen wird nicht verlangt, daß sie Geistliche sind, sie dürfen sogar heirathen, doch müssen sie das Diplom als Doktoren der Rechte haben, das man indeß, wie Alles in Rom, kaufen, und zwar um den geringen Preis von 75 Fr. haben kann.

Das eigentliche Staatsgetriebe aber ist die „Sagra consulta, ein Tribunal, das die richterliche Gewalt über alle Unterthanen des heiligen Stuhls übt, mit Ausnahme der Stadt Rom selbst, die unter der Jurisdiktion von Lokalgouverneuren steht. Dieses Kollegium besteht aus einem Kardinalstaatssekretär als Präsidenten, einem Prälat-Sekretär und acht Prälaten, die „Ponenti" genannt werden, und bei Berathungen gleiches Stimmrecht haben. Die sämmtlichen päpstlichen Staaten sind in acht Distrikte getheilt, von denen jeder seinen besondern Ponente, Agenten oder Generalbeamten hat. Diese Magistrate sprechen über alle Kriminalfälle; der Gouverneur einer Stadt, in der ein Verbrechen begangen wird, erstattet dem Ponente des Distrikts sogleich Bericht; der Ponente untersucht den Fall und erstattet der Sagra consulta seinen besondern Bericht, die nun ihrerseits nach Stimmenmehrheit entscheidet. Der Sekretär macht dann den letzten Bericht an den Papst selbst, der das Urtheil unterzeichnet, und es der Consulta zurückschickt, damit es von dem Präsidenten und dem Sekretär ebenfalls unterzeichnet werden kann.

Alles dieß gleicht wohl einem richterlichen Verfahren, ist aber im Grunde genommen nicht sehr von der absolutesten Willkür verschieden. Man beginnt damit, den Angeklagten ins Gefängniß zu werfen, und von allen scheußlichen Orten ist ein italienischer Kerker der scheußlichste. Hier muß nun der arme Gefangene in Schmutz, fast Hungers sterbend, von Allem entblößt, nach und nach mit Verlust der Gesundheit, des Verstandes und Lebens bedroht, die Entscheidung der Sagra Consulta abwarten, deren Berathungen oft Jahre lang dauern. Der Prozeßgang scheint dem Systeme der Inquisition nachgebildet; Alles bleibt in Geheimniß gehüllt; der Gefangene wird nie seinem Ankläger gegenüber gestellt; die Zeugenaussagen werden stets von einem apostolischen Notar aufgenommen, die Zeugen bekommen sie nie zu lesen, und werden auch nie dem Angeklagten, der sie gar nicht kennt, gegenüber gestellt. Ist die Anklage vollständig, so wird der Angeklagte aus seinem Kerker geholt, und von demselben Notar, und einem der Unterrichter verhört, oder mit andern Worten, gezwungen, sich schuldig zu bekennen. Die Tortur, zu der man vormals seine Zuflucht nahm, ist glücklicher Weise abgeschafft; allein ist ein verpesteter Kerker, in dem der Angeklagte bei Wasser und Brod allen Zweifeln der Ungewißheit preis gegeben ist, nicht eben so viel als Tortur?

(Fortsetzung folgt.)

Die chinesischen Kalender.

Die chinesische Regierung läßt jährlich durch das Astronomen-Kollegium von Peking verschiedene Kalender herausgeben. Allein nur einer derselben ist im strengen Sinne des Wortes astronomisch, und wird an die zum Hofe gehörigen Personen, an die großen Würdeträger des Reichs, an die Statthalter und höhern Beamten vertheilt. Die übrigen Kalender sind mit astrologischen Träumereien über Himmelszeichen und deren Einfluß auf die menschlichen Geschicke, die glücklichen und unglücklichen Tage u. s. w. angefüllt. Die europäischen Missionäre, welche Mitglieder und größtentheils Vizepräsidenten des astronomischen Kollegiums sind, von dem jene astrologischen Kalender ausgehen, müssen auch zu letztern ihre Namen hergeben. Der gewöhnliche Kalender, der von der Regierung durch alle Provinzen des Reiches in Umlauf gesetzt wird, besteht gewöhnlich nur aus siebzehn Blättern, denen außerdem noch zwei kleine eingelegte Tabellen vorangehen, von denen die erste die Stunde und Minute des Auf- und Untergangs der Sonne in allen Provinzen des chinesischen Reiches, in den Ländern der Mongolei und bei den China unterworfenen mohammedanischen Stämmen angibt. Auf der zweiten Tabelle sind für dieselben Länder die Monate, Tage, Stunden und Minuten aufgezeichnet, an welchem die vier und zwanzig Tsie khe, oder Konstellationen und Jahreszeiten der Chinesen beginnen; je zwei derselben entsprechen immer einem Sternbild unsers Thierkreises. Diese Kalender sind sich an Gestalt und Abfassung alle Jahre gleich. Hr. Klaproth gibt die Beschreibung eines solchen vom Jahre 1802 in dem neuesten Hefte des „Asiatic Journals" in Folgendem:

Auf dem gelben Umschlage befindet sich zuerst der Titel: „Kalender für das siebente Jahr Ki khing der großen Dynastie Ta-tsing." Ki thing war der Nien haou oder Ehrenname der Regierungsjahre von dem Vater des gegenwärtigen Kaisers, dem Sohne jenes Kaisers, den man in Europa gewöhnlich Kien-lung nennt, obgleich Dies gleichfalls nur die Benennung seiner Regierungsjahre ist. Diese Aufschrift findet sich mit großen Buchstaben auf der ersten Zeile des ersten Blattes wiederholt; jedoch ist noch der cyklische Name des Jahres Jin-seuh, d. h. das neunzehnte Jahr des Cyclus von sechzig Jahren beigefügt. Auf dem gelben Umschlage liest man auch noch die Worte: „Das Khin-thien-kien (das astronomische Kollegium) vertheilt, dem hohen Befehle des Kaisers zufolge, diesen Kalender durch das Reich; derselbe ist nach den kaiserlichen Tafeln entworfen und durch das Siegel des genannten Kollegiums als ächt beglaubigt." Auf dem hintern Blatte des Umschlags stehen folgende Zeilen: „Wer diesen Kalender verfälscht, soll vor Gericht gestellt werden und seinen Kopf verlieren; und wer die Regierung von einem solchen Verbrechen in Kenntniß setzt und behülflich ist, des Thäters habhaft zu werden, eine Belohnung von fünfzig Unzen Silber erhalten, die ihm auch zu Theil werden sollen, wenn der Kalender ein solcher ist, der nicht mit dem Siegel des astronomischen Kollegiums gestempelt ist." Dieses Siegel des astronomischen Kollegiums ist mit rother Farbe auf den Umschlag und das erste Blatt des Kalenders gedruckt, und enthält in alten chinesischen Buchstaben die Inschrift: „Khin thien kien schi bien schu chi yn," und in Mandschusprache die Worte:

Digitized by Google

„Abtai be ginggutere yamun-ni Erin forgon-ni ton-i bitthei doron.“ d. h. „Siegel des Kalenders des astronomischen Staats-kollegiums.“

Das erste Blatt enthält bloß die Tafel der zwölf Monate des Jahres mit den Anfangsperioden der vier und zwanzig Tsie-khe, für Peking berechnet. Auf der letzten Zeile der Kehrseite des zweiten Blattes liest man, daß das Mondjahr, auf das der Kalender lautet, 354 Tage zählt. Beide Seiten des zweiten Blattes bilden ein Viereck, das den Himmel darstellt. Die Aufschrift dieser Tafel ist: „Nien schin fang wei chi thu“ oder „Tafel der Plätze, die den Geistern entsprechen, welche das Jahr beschützen.“ In der Mitte des großen Quadrats befindet sich ein kleineres, in dessen unterem Winkel zur rechten Hand das Zeichen Khien zu sehen ist, das einem der acht Kwa angehört und die ewig wirkende Kraft des Himmels bedeutet. In dem obern Winkel zur rechten Hand steht das Zeichen Khuen, oder die wirkende Kraft der Erde. Im obern Winkel zur linken liest man Seuen, der Name des Kwa, welcher Hülfe oder Anfang bedeutet; im untern Winkel Ken, gleichfalls ein Kwa, der die Zeit des Innehaltens, d. h. die Zeit, wo man nichts beginnen oder unternehmen soll, bedeutet. Zwischen diesen vier Charakteren sind an den verschiedenen Seiten des Quadrats zwanzig andere Zeichen vertheilt, von denen zwölf den chinesischen Stundencyklus andeuten, der den Tag und die Nacht nur in zwölf Stunden theile, von denen jede zweien der unsrigen gleich ist. Die acht andern Charaktere beziehen sich auf die Cyklus von zehn und zwölf Jahren, die den sechzigjährigen Jahrescyklus bilden. Von den vier Winkeln des Vierecks gehen vier Linien aus, auf welchen mit großen Charakteren die Namen der vier Obergenien zu lesen sind, die in diesem Jahre als Schutzgeister walten. Auf der Linie von Khien steht so Lih-sse, „der mächtige Lehrer;“ auf der von Khuen, Thsan schi, „Haus der Seidenwürmer“; auf der von Seuen, Tseu schu, „der den Schriften vorsteht,“ auf der von Ken, Puh sse, „der gelehrte Lehrer.“ Diese vier höchsten Genien sind die Vorsteher der vier und dreißig andern Geister, die über dem chinesischen Jahre walten; einige ihrer Namen stehen an den Seiten des mittleren Vierecks. Es gehört eine tiefere Bekanntschaft mit der chinesischen Astrologie dazu, als wir besitzen, um die Deutung dieser geheimnißvollen Tafel zu finden. Die folgende Bemerkung, die sich am Schlusse derselben befindet, ist nicht sehr geeignet, darüber Licht zu geben. „Was die Geister Tseu schu und Puh sse betrifft, heißt es da, so sollte man ihnen vertrauen; aber vor andern auf seiner Hut seyn. Wenn man etwas zerstören will, so kann man es mit Glück an dem Tage des Geistes der himmlischen Kraft thun, eben so am Tage des Geistes der Kraft der Erde, am Tage des Geistes der Kraft des Mondes u. s. w.“

Hinter dieser mystischen Tafel folgen zwölf Blätter, von denen jedes einen Monat enthält: jeder Tag hat eine senkrechte Kolumne, die oben die Zahl führt. Die Monate sind entweder kleine, d. h. solche, die nur neun und zwanzig Tage haben; oder große, Monate von dreißig Tagen. Die drei ersten Charaktere jeder Kolumne benennen den Tag des Monats; die vierten und fünften Charaktere geben seine cyklischen Zeichen an; denn die Tage des Jahres werden eben so, wie der sechzigjährige Jahrescyklus berechnet. Der sechste Charakter auf dieser Kolumne eines jeden Tags bezeichnet eines der fünf chinesischen Elemente, unter dessen Einfluß er steht. Diese fünf Elemente sind: Wasser, Feuer, Holz, Metall und Erde, und stellen zugleich die fünf Planeten Merkur, Mars, Jupiter, Venus und Saturn vor. Zwei Tagen ist immer dasselbe Element oder derselbe Planet zugetheilt. Der siebente Charakter macht eine der acht und zwanzig Konstellationen namhaft, die auf diesen Tag fällt; der achte ist der Name einer von zwölf andern Konstellationen. Was noch von der Kolumne übrig ist, enthält andere Bemerkungen, die auf den Tag Bezug haben. So liest man unter den ersten neun Tagen des ersten Monats folgende Angaben:

Erster Tag: Gut waschen und baden und den Kopf scheeren. Du sollst nicht das Haus verlassen noch spazieren gehen. — Zweiter Tag: keine nähern Bestimmungen. — Dritter Tag: Du kannst ausgehen, von einem Orte zum andern wandern. Deine Wohnung wechseln, waschen und baden, Kleider zuschneiden, ausbessern und machen, graben, die Hauptpfeiler eines Hauses setzen (Dieß soll in der Stunde Mau, zwischen 5 und 7 Vormittags, geschehen), einen Markt oder Laden eröffnen, Geld einnehmen, den Grund zu einem Hause legen, einem Vergnügen nachgehen, den Zettel eines Gewebes anlegen, kaufen und verkaufen, Geld einnehmen, Verbrecher ergreifen, Vieh züchten und Todte begraben. — Vierter Tag: Du magst opfern, Gebete verrichten, Bücher herausgeben, vor die Obrigkeit gehen, studiren, Verlobung begehen, Freunde und Verwandte besuchen, heirathen, reisen, die Wohnung wechseln, waschen, baden, Gewand ausscheiden, ausbessern und verfertigen, das Feld bestellen, die Hauptpfeiler eines Hauses setzen, einen Markt oder Laden eröffnen, Geld einnehmen, den Grund zu einem Hause legen, einen Kanal oder eine Wasserleitung eröffnen, einen Brunnen graben, einen Mühlstein in Gang bringen, säen und pflanzen, Vieh züchten; Nichts ist an diesem Tage verboten. — Fünfter Tag: Du magst Opfer bringen, aber nicht reisen, oder die Wohnung wechseln, oder säen, oder pflanzen, oder das Feld bestellen. — Sechster Tag: Heirathen mögen geschlossen, Freunde und Verwandte besucht, Kleider zugeschnitten, die Dachsparren (in der Stunde schin) aufgerichtet, Vergnügungen genossen, Handel abgeschlossen, Geld eingenommen, Vieh gezüchtet werden. Du sollst das Haus nicht verlassen, noch ausgehen. — Siebenter Tag: Gut ausgehen und reisen (in der Stunde Man), waschen und baden, Kopf scheeren, das Haus und Dach reinigen; Nichts ist verboten. — Achter Tag: Gut opfern, aber nicht ausgehen und pflanzen. — Neunter Tag: Gut Straßen bauen und herstellen; aber nicht ausgehen oder reisen.

Vermischte Nachrichten.

Bekanntlich ist die Vielweiberei bei den Chinesen gebräuchlich; allein die Sorge, das kaiserliche Harem mit schönen Mädchen zu versehen, bleibt nicht wie bei den Türken den Sklavenhändlern überlassen, sondern der Kaiser hält alle drei Jahre Heerschau über alle zwölfjährigen Töchter der tatarischen Beamten seines Hofstaates und der vornehmsten Familien. Unter diesen Kindern wählt nun der kaiserliche Vater des himmlischen Reiches seine Weiber und Beischläferinnen. Erst nach dreimal ausgehaltener Beschau sind diejenigen, welche nicht das erste und zweitemal gewählt wurden, von der Verpflichtung befreit, sich dem Kaiser vorzustellen. Allein später müssen sie noch ein Mal dem Beherrscher des himmlischen Reiches vorgestellt werden, wo er dann aus ihnen die Lücken im Dienstpersonal seines Harems ergänzt, der nicht weniger als 5000 Frauen enthält. Die auf diese Art gewählten Mädchen werden erst mit dem 25sten Jahre wieder frei, wenn nicht der Kaiser mit einer derselben ein Kind erzeugt hat, in welchem Fall es ihm überlassen bleibt, über sie nach Gefallen zu verfügen, oder sie als Beischläferin im Palaste zu behalten. Dem glorreichen Sohn des Himmels ist es übrigens nach Gesetz und Herkommen nicht erlaubt, mehr als sieben rechtmäßige Beischläferinnen oder Frauen zu halten. Unter dem gegenwärtigen Kaiser geschah es, daß eine solche durch die Intrike einer unrechtmäßigen Beischläferin, der sie im Wege stand, aus dem Palaste vertrieben wurde, obgleich sie gesegneten Leibes war. Da sie aber von einem Sohne entbunden wurde, und der Kaiser durch die Behörde hievon Kenntniß erhielt, so ließ er sie wieder in den Palast kommen und mit dem ihr gebührenden Range behandeln.

Seit dem Jahre 1823 wurde in England für Zimmt aus Ceylon jährlich zwischen 52,409 und 170,524 Pf. St. bezahlt, die Abgaben in Ceylon und London mit eingerechnet. In den letzten sieben Jahren wurden im Durchschnitt 4,507,000 Pf. St. dafür ausgegeben, und der Durchschnittspreis für den besten war 6 Sch. 6 P. das Pfund. Die Zimmtrinde wird zur bestimmten Jahreszeit von Leuten geschält, die Tschaliars genannt, diese Arbeit in den Wäldern um geringen Lohn zu verrichten gezwungen sind. Einige Einwohner von Ceylon haben in der neuesten Zeit angefangen, Zimmtbaumpflanzungen anzulegen, und die Regierung nimmt Zimmtrinde für Bezahlung der Abgaben an. Der wilde Zimmt wächst in Ueberfluß in den Wäldern von Malabar. Es scheint, daß von den Holländern jährlich zwischen 180,000 und 920,000 Pfund Zimmt aus Ceylon ausgeführt wurden; sie kauften das Pfund an Ort und Stelle um 5 Pence (5 Groschen), und verkauften es in Europa um 11 Schillinge (6 fl. 36 kr.). Auch Pfeffer wurde früher in Ceylon gebaut, wird aber gegenwärtig größtentheils aus Malabar bezogen.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cottaschen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 176. 24 Junius 1832.

Georg Canning.

(Fortsetzung.)

Schon war der erste Glanz der französischen Freiheit erblichen; die Nationalversammlung, aus den ältesten und vernünftigsten Vertheidigern der Freiheit zusammengesetzt, war nicht mehr; ihr großer Redner, ihr Orakel, das Genie dieser großen Epoche, Mirabeau, gestorben, und seine Büste stand verschleiert auf dem Schauplatz seines ersten Ruhmes. Die öffentlichen Gefängnisse waren erbrochen, die Verhafteten von trunkenen und blutdürstigen Pöbelhaufen ermordet worden. Lafayette, dessen Schimmel die Hoffnung Frankreichs getragen hatte, war als Verräther von seinem Vaterlande ausgestoßen. Ludwig XVI, der Volkskönig, das Idol der Föderationsfeste auf dem Marsfelde, „der einzige Fürst vielleicht, wie ein beredter Schriftsteller der französischen Revolution sich ausdrückt, „der ohne Leidenschaften, die zwei Eigenschaften eines guten Königs: Gottesfurcht und Volksliebe, in sich vereinigte — Ludwig XVI, der Erbe Hugo Capet's, des heiligen Ludwigs und Heinrichs IV war unter Henkershand gefallen, im Angesicht eines in Schweigen versunkenen, vielleicht gerührten Volkes, das seine vom Trommelschlag übertäubten Worte nicht mehr vernehmen konnte.

Der Philosoph beklagt die vielerlei Wechselfälle, die Feuer- und Wasserproben, welche die Meinung der Menschen zu bestehen hat, bis sie zur Wahrheit gelangt; allein er weiß auch, daß die Vernunft eines Volkes nie lange Zeit Rückschritte macht. Durch die Staubwolken hindurch, die der meuterische Septemberpöbel, nach Blute lechzend, aufwirbelte, oder später, als er neben dem Siegswagen des Eroberers herlief, dessen Soldatenherrschaft an die Stelle der blutgetränkten Republik trat, konnte der Philosoph bereits die glänzende Morgenröthe des Siegs einer besser geleiteten Intelligenz wahrnehmen; damals konnte er voraussehen, daß der kriegerische Despot, der auf dem ungeduldigen Bedürfniß nach innerer Sicherheit emporgestiegen war, sich mit seinem Prinzip abnützen, und ein System der Freiheit, wenn auch noch unvollkommen, aber doch vom Schild der Gesetze geschirmt und durch eine lange Vorbereitung der Ideen geheiligt, die Absichten der Revolution des Jahres 1791 verwirklichen würde, wie sie von den hochherzigsten und erleuchtetsten Geistern jener Zeit aufgefaßt worden waren. Dieß konnte der Philosoph voraussehen, und sah es auch voraus. Die vorübergehenden Gräuel der republikanischen Schreckenszeit waren nicht zu vergleichen mit den weit längeren, aber mit stummer Geduld, ertragenen Leiden, die auf dem Volke unter der Gewaltherrschaft des alten Königthumes lasteten. Große Veränderungen in einem Staate lassen sich nicht ohne jene furchtbaren Erschütterungen bewerkstelligen, die eine Gesellschaft von Grund aus umwühlen, und alle alten Elemente durch einander stürzen. So oft Alleinherrscher Revolutionen durchführten, waren die Mittel, deren sie sich dazu bedienten, nicht minder grausam, nicht minder gemein als die des Volkes; allein da der Ruhm und das Verbrechen in einem einzigen Menschen sich die Hand boten, ließ die Größe des Erfolges die Größe der Unthaten vergessen. Gewöhnlich ist es eine bunte Reihe von Menschen, die nacheinander die einzelnen Theile dieser großen Bewegungen vollendet, und Jene, die das Unglück haben, in den schlimmsten Zeiten dieser Krisen zu leben, laden den Fluch der Nachkommenschaft auf ihre Namen. Jedenfalls waren die blutigen Thaten, mit denen Robespierre und Marat sich befleckten, nicht gräuelvoller und grausamer, als jene, mit denen die Regeneration Rußlands begann. Wenn die französische Revolution als Person darzustellen wäre, so könnte man sie mit Peter dem Großen vergleichen.

Diese Betrachtungen kann der Philosoph an seinem Schreibtische machen; diesen Träumen kann er in seiner Einsamkeit nachhängen; allein jene Menschen, welche mit der Welt leben und handeln, welche Freunde und Verwandte haben, deren Leben ihnen theuer ist, welche Eigenthum besitzen, das sie nicht einbüßen wollen — alle diese werden stets vor den unmittelbaren Folgen einer gesellschaftlichen Umwälzung zurückschrecken, deren zerstörenden Wirkungen kein Stand, kein System zu entgehen vermag. Das alte Regime und sein Adel endigten für immer mit der Auswanderung des Grafen von Artois und des Grafen von Provence; das Bürgerthum und die Konstitution fielen mit Lafayette; das reinste Republikanerblut, das je auf einem Schaffotte vergossen wurde, floß aus den Adern der beredten und edlen Girondisten; und endlich fielen die Redner des Pöbels, die Politiker der Kaffeehäuser unter dem Hackbeil der Guillotine, die sie aufgerichtet hatten.

Den wilden Heros des zehnten Augusts rettete nicht das Andenken an diesen Aufstand vor dem Schicksal, das die Kaisertochter des Hauses Habsburg betroffen hatte. Es lag in der Natur der Sache, daß man vor dem Beispiele einer Nation zurückschauderte, die von einem schrecklichen und unerklärbaren Wahnsinn be-

Digitized by Google

herrscht schien, die die Septembermetzeleien für nothwendig hielt zum Sieg von Valmy, und die sich von dem furchtbaren Elende des Bankerottes, der Proskription und des Mordes aufgestachelt zum verzweifeltsten Widerstande erhob. Aber unerklärlich blieb es, wie England dieser Nation den Krieg ankündigen konnte, weil sie in einen so unseligen Zustand verfallen war. Wo war die Moral, als man neue Schrecken dort verbreitete, wo deren ohnehin genug waren? Wo war die Staatsklugheit, als man ein so furchtbares System durch einen Angriff von Außen noch mehr befestigte? Die Verbündeten von Pillnitz waren es, nicht der französische Konvent; der gegenrevolutionäre Krieg war es, nicht die Revolution, die einen Brand anfachten, dessen Flammen über die Throne von Europa zusammenzuschlagen drohen. Von diesem Augenblick an wurde der Kampf zwischen den Nationen zu einem noch wüthenderen Kampfe zwischen den Meinungen; von diesem Augenblick an hörte der Zwist unter den Königen auf, und ein neuer Kampf begann zwischen den Königen und Völkern. An den deutschen Reichstag zu Regensburg richtete der beredte Isnard das Wort, als er sagte: „Zeigen wir Europa, daß das französische Volk die Scheide wegwirft, wenn es das Schwert zieht; nur mit den Lorbeeren siegreicher Siege gekrönt hebe es sie wieder auf; zeigen wir, daß wenn die Kabinete die Könige zu einem Krieg gegen die Völker verbünden, wir die Völker zu einem Kriege gegen die Könige vereinen werden.“ Kühne Worte, die in einer prophetischen Begeisterung gesprochen wurden.

Aber wenn dieser Krieg, selbst im günstigsten Moment unternommen, ungerecht und unpolitisch war, was soll man erst über den Zeitpunkt sagen, wo man ihn unternahm? Zwei Wege waren in Bezug auf Frankreich einzuschlagen, wenn man dem Verbrechen der Revolution vorbeugen wollte, um sich selbst gegen ihre Ausschweifungen zu verwahren. Der erste bestand darin, es anzugreifen, als beide Parteien, sich noch fast die Wage haltend, einander anzugreifen begannen, wobei man sich als Freund von einer dieser Parteien erklären mußte; der zweite darin, daß man diesen Geist, die Ursache und Folge großer Ereignisse, mit der Zeit austoben, und in innern Erschütterungen sich verzehren lassen mußte. Machiavell's bekannter Ausspruch, der auch von Montesquieu wiederholt wurde, daß eine Nation nie stärker ist gegen einen auswärtigen Feind, als wenn sie von innerer Zwietracht zerrissen wird, erlangt erst volle Wahrheit, wenn diese Zwietracht nicht sowohl wegen allgemeiner Meinungen entstanden ist, sondern durch Faktionen, die über Detailfragen hadern, und einander die Gewalt zu entreißen suchen. Wenn man, als Ludwig XVI noch ein volksthümlicher König hieß; als noch eine konstitutionelle und royalistische Partei in der Nationalversammlung und im Volke bestand; als die Armee unter Befehl eines konstitutionell gesinnten Feldherrn in ihrer Politik noch schwankte, durch den Abfall ihrer Offiziere geschwächt und noch ohne jene unwiderstehliche Stoßkraft war, die sie später durch glückliche Kriegsereignisse oder die Schreckensregierung erlangte; wenn man, als die französischen Truppen unter Theobald Dillon bei dem Anblick des Feindes die Flucht ergriffen; als man noch über den kleinen Robespierre als über einen bedeutungslosen Mordbrenner spottete, und die beredten Girondisten sich noch in allgemeinen Erörterungen von Zeit zu Zeit in ihre republikanischen Träumereien verloren; wenn man damals den Verbündeten, die an Frankreichs Gränze standen, mehr Mäßigung in ihren Berathungen und größere Energie in ihrem Handeln einzuflößen; wenn man den Herzog von Braunschweig zu bestimmen gewußt hätte, geradezu auf Paris loszugehen, statt sein bekanntes Manifest zu erlassen; wenn man ihn in diesem kritischen Moment überredet hätte, für den neuen König der neuen Konstitution das Schwert zu ziehen, anstatt eine militärische Bannbulle zu Gunsten der alten Tyrannei der zerstörten Bastille zu erlassen; so wäre es wenigstens für damals gelungen, Ludwig XVI wieder auf den Thron zu setzen, mit derselben Charte, die in der Folge bei der Restauration von seinem Bruder gegeben werden mußte.

Welches Ziel hatte man damals im Auge, als man den Krieg erklärte? Offenbar kein anderes, als Ludwig XVI zu retten, und jenen Geist der Propaganda zu unterdrücken, zu dem man sich damals in der Nationalversammlung bekannt hatte, und den man durch die Eroberung verbreiten wollte. Um dieses Ziel zu erreichen, griff man zu den Waffen, als Ludwig XVI bereits sein Haupt unter das Henkerbeil gelegt hatte; als die Heere der Republik, durch den Sieg, oder im Fall der Niederlage, durch die angedrohte Guillotine in eine Heldenwuth versetzt, ihre neu konskribirten Soldaten zu verzweifelten Veteranen geworden sahen.

Man verschob die Vertheidigung des Monarchen bis er auf dem Schaffotte verblutet hatte; die Vertheidigung der Monarchie, bis die französische Republik sich in Belagerungszustand und Frankreich als ein Heerlager erklärt hatte. Dann erst begann England mit den Verbündeten den Krieg, die den Frieden wünschten, und das britische Geld nahmen, um ihren Aufwand für ihre bereits geendigten Feldzüge zu decken, ohne auf den kriegerischen Schwindel Rücksicht zu nehmen, der plötzlich die Köpfe der englischen Regierung ergriffen hatte.

Dieß war die Politik, über die Pitt den jungen Canning befragte, und diese Politik war es, die Canning im Parlament zu vertheidigen übernahm, die er bei jeder Gelegenheit vertheidigte, und die stets vertheidigt zu haben, er sich bis zu seinem letzten Augenblicke rühmte.'

Am ersten Dezember 1788 machte Thierney die Motion, mit der französischen Republick Frieden zu schließen; es war hohe Zeit. Die Unterhandlungen von Lille, niemals mit aufrichtigem Willen begonnen, hatten sich zerschlagen. England war ein neues Bündniß mit Rußland und der Pforte eingegangen, das bald auch durch Oesterreich verstärkt wurde, und die Feindseligkeiten gegen Frankreich wurden mit dem Meuchelmorde der drei französischen Kommissäre in Rastadt eröffnet. England bereitete sich vor, den Kampf mit einer neuen Energie zu beginnen, unter Auspizien, die wahrlich nicht ermuthigend waren. Die Coalition von 1792/93 hatte sich völlig aufgelöst; Preußen lebte seit drei Jahren im Frieden mit Frankreich, und das Wiener Kabinet hatte kein Bedenken genommen, einen für beide Theile wenig ehrenvollen Vertrag zu unterzeichnen, der vollends den Rest von Venedigs Freiheiten opferte. Dieß waren gewiß sehr schwache Bürgschaften für die Treue der Verbündeten Englands, die es mit seinem Gelde nähren mußte. Frankreich, diese ganze Zeit über im Innern zerrüttet, hatte inzwischen Belgien, Luxem-

Digitized by Google

burg, Nizza, Savoyen, Piemont seinen Gränzen einverleibt, und seine Macht durch das Protektorat über Genua, Mailand und Holland verstärkt. Thierney's Gründe gegen den Krieg waren so, wie sie ein vernünftiger Mensch geltend machen konnte: die unsichere Freundschaft von Englands Verbündeten, die stets im Wachsthume begriffene Macht seiner Feinde und der zerstörende Kampf, den England aus eigenen Mitteln zu unterhalten gezwungen war. „In sechs Jahren, sagte er, haben wir unsre Nationalschuld um 15 Millionen vermehrt; wir mußten die jährlichen Staatslasten um acht Millionen erhöhen, eine Summe, die unsrer ganzen Staatsausgabe bei der Thronbesteigung des gegenwärtigen Monarchen (Georgs III) gleichkommt." Canning antwortete Thierney's Gründen.

Nur Wer durch eine lange Erfahrung im Hause der Gemeinen eingeweiht ist, kann begreifen, daß Thierney mit gleichgültigem Schweigen und Canning mit enthusiastischem Beifall gehört wurde. Nie fand man noch in einer Rede so viele glänzende Widersprüche, so prachtvolle Sophismen beisammen, als in dem deklamatorischen Vortrage des jungen Redners. Man mußte den Krieg fortsetzen, hieß es, weil wir siegreich waren; der Friede müsse verworfen werden wegen der Vortheile, die der Feind errungen; Frankreich sey zu schwach, um gefürchtet zu werden, zu furchtbar, als daß man sich seinen Fortschritten nicht widersetzen sollte. Die Summen, die England aufgewendet, seyen geringfügig in Betracht des Zieles, das man sich vorgesteckt. Die Vorfahren jenes Parlamentes aber, die Canning so gern im Munde führte, würden höchlich erstaunt gewesen seyn, ob dieses Zieles, wenn sie gefunden hätten, daß es in nichts Anderm bestand, als Spanien mit seiner alten Macht wieder herzustellen, und Rom der Herrschaft des Papstes wieder zu unterwerfen.

(Fortsetzung folgt.)

Die chinesischen Kalender.

(Schluß.)

In dieser Art bestimmt der Kalender Tag für Tag im Jahre, was man zu thun oder zu unterlassen hat. An gewissen Tagen warnt er, junge Hunde zu essen. Jedes Blatt eines Monats beginnt mit einer kurzen Vorrede, in der angegeben ist, was gewöhnlich in diesem Monate sich zuträgt oder zu verrichten ist. Diese Andeutungen über die zwölf Monate lauten, wie folgt:

„Erster Monat: Dieß ist ein kleiner Monat (nur von 29 Tagen). In diesem Monat wird das Eis vom Ostwind geschmelzt; die Würmer in der Erde erlangen ihre Bewegung wieder; die Fische werden von dem Eis auf ihrem Rücken befreit; der Biber schlachtet Fische; die Wildgänse fliegen gegen Norden, und die Knospen der Bäume und Pflanzen fangen an aufzuspringen. — Zweiter Monat: In diesem Monat stehen die Pfirsichbäume in Blüthe; die Lerche singt; Geyer wechseln mit der Turteltaube; die Schwalben kommen wieder; Donner rollen und Blize zucken. — Dritter Monat: Der Thungbaum (bignonia tomentosa) beginnt zu blühen; Feldmäuse verwandeln sich in Wachteln; Regenbogen werden wieder gesehen; Meerlinsen fangen an zu wachsen; Turteltauben spreiten die Flügel aus und girren, und der Tatschingvogel sizt auf den Maulbeerbäumen. — Vierter Monat: Das grüne Heimchen zirpt; der Regenwurm kriecht hervor; Gurken werden groß; die Cichorie zeitigt; saftreiche Pflanzen ersterben und Körner werden reif. — Fünfter Monat: Die Mantis religiosa wächst; der Kuhvogel singt; der Staar verstummt; der Hirsch wirft sein Geweih ab; der Grashüpfer (die Zikade) singt wieder und das Drakontium wird groß. — Sechster Monat: Der warme Wind hört auf; das Heimchen zieht in die Mauern ein; der Falke beginnt wieder seine Schwingen auszuspreiten; Glühwürmer leuchten auf abgewelkten Pflanzen; die Erde ist feucht; das Wetter sehr warm; die Zeit der großen Regen naht heran. — Siebenter Monat: Die kühlen Winde hören auf; es fällt weißer Reif; der Grashüpfer der kalten Jahreszeit singt; der Geyer schlachtet Vögel; der Himmel und die Erde beginnen sich weiter von einander zu entfernen, und die Kornähren erheben sich. — Achter Monat: Die Wildgänse kommen zurück; die Schwalben ziehen davon; Vögel versammeln sich in Schaaren und suchen Futter; des Donners Stimme verstummt; Gewürm flüchtet in seine Höhlen, und die Wasser fangen an zu vertrocknen. — Neunter Monat: Wildes Geflügel zeigt sich; Sperlinge gehen in große Seen und werden Frösche; das gelbe Chrysanthemum steht in Blüthe; der Leopard opfert Thiere; Bäume und Pflanzen werden gelb und verlieren ihre Blätter; alle Insekten, die in der Erde wohnen, richten ihren Kopf hinunterwärts. — Zehnter Monat: Die Gewässer fangen an, sich mit Eis zu bekleiden; der Boden ist wieder gefroren; Fasanen begeben sich in die großen Wasser und werden in große Austern verwandelt; der Regenbogen ist nicht mehr sichtbar; der Hauch des Himmels steigt empor und der Hauch der Erde hinab; Alles ist verschlossen und es ist Winter. — Eilfter Monat: Der Hotanvogel singt nicht mehr; Tiger beginnen sich zu paaren; das duftige Lithingkraut knospet; die Regenwürmer krümmen sich; die großen Hirsche verlieren ihre Geweihe; Ströme und ihre Quellen sind mit starkem Eis bedeckt. — Zwölfter Monat: Die Wildgänse ziehen wieder nach dem Norden; die Elster beginnt ihr Nest zu bauen; der Fasan schreit; die Vögel haben Junge; der Jagdfalke hat ausgeruht und gewinnt seine Schnelligkeit wieder; die Ströme und Seen sind mit sehr dickem Eis bedeckt."

Am Schlusse des Kalenders findet man unter Anderm eine Tafel mit acht Charakteren, welche wahrsagen, angeben, ob man diese oder jene Person heirathen soll, oder ob die Heirath glücklich ausschlagen werde. Das leyte Blatt enthält die Namen der Mitglieder des astronomischen Staatskollegiums, das den Kalender verfaßt hat. Unter ihnen liest man auch den Soste tschaou oder Pater Bernardo, portugiesischer Bischof von Peking, zur Zeit der Christenverfolgung im Jahre 1805.

Ein anderer Kalender vom Jahre 1811, wahrscheinlich der oben erwähnte Staatsalmanach, der nur an die Hofleute und höhern Beamten vertheilt wird, ist von dem eben beschriebenen ganz verschieden. Auf der ersten Seite des Umschlages ist ein karmoisinrothes Blatt aufgeklebt, das zwei Figuren darstellt, die eine Art Fahne mit der Inschrift: Tan kwei thang Ta Tsuen Tung Schu — „Tan kwei thang's großer vollständiger Kalender," tragen. Das Titelblatt zeigt einen Priester, der eine Rolle in der Hand hält mit der Aufschrift: Yih pun wan le — „ein Werk von unschätzbarem Nutzen." Oben ist zu lesen: „Tan kwei thang's große Charaktere der sieben herrschenden (oder planetarischen) Kräfte." Zur Linken ist folgende Bemerkung zu lesen: „Würdige und ehrenwerthe Fremde werden ersucht und gebeten, die amtliche Autorität dieses Werkes zu betrachten, anzuerkennen und zu erwägen." Dann folgen zwei amtliche Siegel. Ebendaselbst steht auch als Jahreszahl: „Kea king, sechzehntes Jahr," was auch auf dem außen angeklebten Blatte zu lesen ist. Dieser Almanach bildet einen ziemlich dicken Band, und ist fast ganz mit astrologischen Faseleien, Anleitungen, die zukünftigen Begebenheiten zu erforschen, Offenbarungen über die Strafen in der nächsten Welt u. s. w. angefüllt. Auf der dritten und vierten Seite ist eine Tafel mit rothen Buchstaben, welche die Namen der verschiedenen Gottheiten darstellen; in der Mitte derselben ist in einem Quadrate mit sehr großer Schrift zu lesen: Tien kwan Tsze-Fuh, „des Himmels Mächte mögen Segen verleihen!" Dann folgt der eigentliche Jahreskalender, an dessen Schluß sind die vier Jahreszeiten, als vier alte Personen in Gewändern abgebildet, auf denen die Stundenzeichen zu sehen sind. Hierauf kommt eine Ode auf die vier Jahreszeiten in dem achtsylbigen Versmaße; zulezt erblickt man eine Art Aderlaßmännchen, wie es in unsern alten Kalendern vorkommt, das Wahrsagungen in Bezug auf den menschlichen Leib für jeden Monat im Jahr enthält. Die Figur ist nach den vier Weltgegenden gerichtet; so zwar, daß der Kopf gegen Süden, die Füße gegen Norden, die rechte Seite gegen Osten, die linke gegen Westen zu stehen kommen. In diesem Almanach findet man auch eine sehr roh gearbeitete Landkarte von China, auf der das himmlische Reich abgebildet zu sehen ist; gegen Norden von der großen Mauer umgeben, gegen Süden und Westen von der See, gegen Osten von Etwas, das so undeutlich gezeichnet und mit so unleserlichen

Digitized by Google

Worten beschrieben ist, daß man nicht herausbringen kann, was es bedeuten soll. Die Namen der Hauptstädte: Peking, Schantung, Nanking u. s. w. stehen weißgeschrieben auf schwarzem Grunde. Einige Holzschnitte, von verschiedener Hand, sind ziemlich geschmackvoll; die Bewegung und Stellung der Figuren ist gut und die Draperie schön geordnet.

Tanz und Gesang in Japan. *)

Bei dem Tanze in Japan ist, wie bei andern östlichen Nationen, das europäische Hüpfen und Trippeln ganz unbekannt; er besteht nur in abgemessenen Bewegungen oder vielmehr Windungen des Körpers, der Hände und Füße; ein hübsches Mädchen weiß jedoch diesen Bewegungen ausnehmend viel Reiz zu geben. Außerdem haben die Tänzer in Japan das Eigenthümliche, daß sie stets eine Handlung nachahmen, oder eine Leidenschaft ausdrücken, und also, eigentlich gesagt, mimisch sind. Bald ist es ein Fischer, der die täglichen Geschäfte seines Berufs verrichtet; bald ein Mann, der das schmerzliche Gefühl des Zweifels über die Treue seiner Frau ausdrückt u. s. w. Die Musik ist zu genau verwandt mit dem Gesang, und dieser wiederum mit der Dichtkunst, daß die letzte sich unfehlbar findet, wo die beiden ersten vorhanden sind. Musik und Tanz gehen denn auch in Japan Hand in Hand, und das Improvisiren ist hier allgemeiner als anderswo. Gegen die Gewohnheit der übrigen östlichen Völker schließen die Japaner die Frauen von ihrer Gesellschaft nicht aus, im Gegentheile wird ihnen gewöhnlich die Sorge übertragen, die Ehre des Hauses zu wahren. Bei fröhlichen Zusammenkünften geben denn auch Frauen und Mädchen den Ton an, und singen mit ihren Sjamsi in der Hand passende Lieder, und suchen und finden nicht selten Gelegenheit, solche zu improvisiren, und so mit ihrem Instrumente zu begleiten, daß sie dabei ihren Geist und ihre Kunst bewundern lassen können. Natürlicherweise haben bei solchen fröhlichen Zusammenkünften die Liebeslieder die Oberhand. Hier eine Probe davon:

Aita kanbé Kawo mita kanbe Mamasi hana siwo.	Sehr wünsche ich, dich zu sehen, Mit die zu sprechen, Aber ich muß es entbehren.
Hasi ta kanbe, Uti siri tava Sakamasi kanbé Sikenni war kanbé.	Denn erführe Jemand in meinem Hause, Daß ich mit die gesprochen, Groß wäre mein Verdruß, Mein guter Name auf immer verloren.
Aita mata sawa Tobi tatau bakari A! Kagono tori kaia Mama na rann.	Was büßt mein Verlangen, dich zu sehen, Ich bin ja gefangen, Ach! meine Freiheit ist hin, Ich schmachte wie ein Vogel im Käfig.
Kago no tori siato Kfu jama na nak funa Kagoga jaburer Setsu mo aru.	Bist du auch gefangen, schmachtend, Gleich einem Vogel im Käfig, Sey darüber nicht betrübt, Denn auch Käfige werden zerbrochen.

Vermischte Nachrichten.

In einer Sitzung der geographischen Gesellschaft in London wurde eine geschichtliche Skizze der Entdeckungen in Australien vorgelesen, wovon Folgendes der wesentliche Inhalt ist: „Kein Theil der Welt ist so wenig der Gegenstand geographischer Untersuchungen gewesen, als Australien. Fünf und zwanzig Jahre verstrichen, bevor die blauen Berge, unmittelbar hinter der Kolonie von Neu-Süd-Wales, besucht wurden, und selbst große Dürre mußte erst dazu nöthigen. Seitdem wurden verschiedene Expeditionen, an denen Hr. Cunningham selbst, der Verfasser der erwähnten Denkschrift, Theil nahm, tiefer ins Land hinein, mit verschiedenem, aber meist glücklichem Erfolge, unternommen. Allein verhältnißmäßig ist noch wenig geschehen, und große Landstriche im Innern bieten der Neugier und dem Muthe unternehmender Reisender ein noch unbegränztes Feld. Es war im Jahre 1813, wo die ersten Entdeckungen tiefer landeinwärts begannen. Drei Männer aus Neu-Süd-Wales, die Herren Blaxland, Wentworth und Lawson machten sich auf den Weg, um neuen Weidegrund für die Heerden der Kolonie aufzusuchen, da eine ungewöhnliche Hitze das Land versengt hatte. Sie bestiegen das Gebirge am Groß-River (einem Zuflusse des Hawkesbury), und indem sie seinen Krümmungen folgten, gelangten sie endlich an einen Punkt 25 Meilen westlich vom Nepean-Fluß, wo sie die Bathurst-Downs längs dem Fuße des Gebirges ausgebreitet sahen. Mangel an Lebensmitteln zwang sie zur Rückkehr; im folgenden Jahre aber wurde durch die Hände der Verurtheilten ein gangbarer Weg nach jenen Grasebenen gebahnt; wodurch für die Kolonie große Vortheile erworben, und hierauf allmählich die Flüsse Lachlan und Macquarrie entdeckt wurden. Die zweite Expedition von Bedeutung unternahm der Generalinspektor der Kolonie, Hr. Oxley im Jahre 1817; in seiner Gesellschaft befand sich auch unter Andern Hr. Cunningham. Man hatte sich vorgenommen, den Lauf des Lachlan zu verfolgen, in der Hoffnung, er würde sich in einiger Entfernung mit dem Macquarrie vereinigen und einen einzigen großen Strom bilden. Diese Erwartung täuschte, und man fand dagegen, daß er sich unter 144° 50′ O. L., und ohne auf seinem langen Laufe einen einzigen Nebenfluß aufzunehmen, in eine Sumpfebene verlor, die keine 250 Fuß über der Meeresfläche lag, und deutliche Spuren von häufiger Ueberfluthung trug. Von diesem Punkte trat Hr. Oxley wieder seinen Rückweg an, ohne zu ahnen, daß er zwanzig Meilen weiter südwestlich den Fluß Morrumbudgee gefunden haben würde; dagegen nahm er eine Richtung nach Osten, in der Absicht wieder über den Lachlan zu setzen und den Macquarrie zu erreichen, über dessen Lauf er gleichfalls sichere Nachrichten einziehen wollte. Nach einer mühseligen Reise von sechs Tagen war das erstere Vorhaben durchgesetzt; und auch das andere ging in Erfüllung, und obgleich hier zur Rückkehr gezwungen, so glaubte man doch aus der großen Breite und Tiefe des Stromes, so wie aus seiner steten Richtung nach Nordwest zu der Hoffnung berechtigt, in ihm einen schiffbaren Fluß zu finden, der quer das Land durchschneidend die Verbindung mit dem indischen Meere herstellen würde. Allein diese Aussicht schwand im nächsten Jahre, wo sich ergab, daß auch der Macquarrie sich in einen großen Sumpf verliert. Indeß wurde durch diese Expedition doch so viel gewonnen, daß man die Bathurst-, Liverpool- und andere Grasebenen entdeckte, welche den westlichen Fuß der blauen Berge in nördlicher Richtung umgürten. Von 1819 bis 1825 wurden die hauptsächlichsten Nachforschungen südwärts gerichtet, die Bergkette auch dort überstiegen, und der Morrumbudgee und die schönen Ebenen Oxleham-Downs mit ihrer Bewässerung genauer untersucht. Im Jahre 1824 entschlossen sich zwei unternehmende Männer, Hovell und Hume, auf eigene Kosten den Versuch zu machen, von Argyle in Neu-Süd-Wales, südwestlich nach den Ufern der Baßstraße, durchzudringen; und nach großen bestandenen Mühseligkeiten sahen sie wirklich ihren Plan gelingen, und kamen zu Port Phillipp an. Ihren Rückweg nahmen sie in mehr westlicher Richtung, auf einer niedrigeren Linie, und sie hatten daher auch nicht so große Beschwerden als im Hinweg zu bestehen. Diese Reise vermehrte die schon vorher gewonnene Kenntniß von diesem südwestlichen Landstriche Australiens. Des großen Stromes, der neuerdings von einem entlaufenen Sträfling entdeckt worden seyn wollte, und der dahin gerichteten neuen Expedition, ist bereits jüngst in diesen Blättern erwähnt worden.

Das Decken der Häuser mit dünnen Eisenplatten ist bei allen neuen Häusern in Moskau und Petersburg jetzt sehr gebräuchlich. Diese Eisenplatten sind 2° 4′ lang, doppelt so breit, und wiegen 4 Pfund 10 Loth per Quadratfuß; auf dem Dache selbst nimmt eine solche Platte wegen des Uebereinanderlegens nur 2 Fuß Breite und 4 Fuß Länge ein. Man mahlt sie anfangs auf beiden Seiten, und erst, wenn sie auf dem Dache befestigt sind, werden sie zum zweitenmale angestrichen. Die gewöhnliche Farbe ist roth, grün soll aber zweimal so lange halten. Da wo die Platten über einander geschlagen sind, werden Ohren umgeschlagen, um die Platten auf den zwei Zoll breiten Latten festzunageln, die zur Unterlage dienen. Um 100 Quadratfuß zu decken, braucht man 12½ Platten, die nur 150 Pfund wiegen und nicht weiter als 21 fl. kosten.

*) Aus: Japan, voorgesteld in Schetsen over de Zeden en Gebruiken van dat Ryk, byzonder over de ingezetenen der Stad Nagasaki, van Meylan.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 177. 25 Junius 1832.

George Canning.

(Fortsetzung.)

Frankreich und die französischen Prinzipien, denen England Feindschaft geschworen hatte, weckten bei Allen, die einigen Grund zu Beschwerden gegen letzteres zu haben glaubten, eine warme Anhänglichkeit an beide. So hatten das Direktorium zu Paris und die irländischen Katholiken ein Bündniß geschlossen, dessen Folge ein Aufstand war, der mit großer Geschicklichkeit angelegt, und lange Zeit geheim gehalten, wahrscheinlich ohne Verrath und andere Ereignisse, die sich nicht voraussehen ließen, geglückt seyn würde. Pitt benützte die Furcht vor einer völligen Trennung Großbritanniens und Irlands — eine Furcht, die der Aufstand und die zwischen den legislativen Gewalten beider Länder entstandenen Mißhelligkeiten erweckt hatten — und sprach durch eine Botschaft der Krone an das Parlament den Wunsch aus, beide Königreiche zu vereinigen. Die Regierung machte in diesem Antrage aus der Idee einer Vereinigung Irlands mit England in der Art, wie sie bereits mit dem unabhängigen Königreiche Schottland bestand, kein Geheimniß. Welche Folgen auch immer aus dieser Vereinigung entspringen mochten; so konnten doch die Versprechungen, unter denen die Union in Antrag gebracht wurde, die jedoch so unwürdig und schmachvoll mit Füßen getreten wurden, wenigstens der Hoffnung Raum geben, daß in Irland ein besseres und weniger parteiliches Regierungssystem eingeführt werden würde, als dort so lange bestanden hatte. Was die damals schon erhobenen, und seitdem so oft wieder erneuerten Klagen über jenes unabhängige irländische Parlament betrifft, das durch die vorgeschlagene Maßregel mit dem englischen vereinigt werden sollte; so findet sich die geräuschvolle Anpreisung der Vortrefflichkeit jenes legislativen Körpers am besten durch die Leichtigkeit widerlegt, mit der er sich erkaufen ließ. Die Zeiten des guten alten Sir Robert Walpole dürften Nichts darbieten, was eine Vergleichung zwischen einem englischen Unterhause und den verderbten und so hochgepriesenen irländischen Parlamenten rechtfertigen könnte. Die Partei, die Canning in dieser Sache ergriff — wenn es in der aufrichtigen Absicht geschah, die katholischen Unterthanen Irlands in den Genuß des Staatsbürgerrechts zu setzen, und nicht in der Absicht (was zu präsumiren eine Ungerechtigkeit wäre) sie zu gewinnen und dann zu verrathen — diese Partei, obgleich sie damals Opposition fand, war eine der ehrenhaftesten für ein englisches Ministerium. Allein über dem Benehmen des damaligen Ministers schwebt noch immer einiges Dunkel. Da man so oft die Emanzipation der Katholiken, als die hauptsächlichste wohlthätige Folge der Union, verheißen hatte, so konnte man sie jetzt nicht verweigern; und da dergleichen Verheißungen vor dem Angesichte der ganzen Welt, in offenem Parlamente, wiederholt gemacht worden waren, so kann man nicht annehmen, daß der König nichts davon hätte wissen sollen. Wenn er aber so unüberwindliche Einwürfe gegen diesen Akt der Gerechtigkeit hatte, warum ließ er sie damals nicht laut werden? Wenn er sich über diese Frage nicht bestimmt aussprach, so täuschte er sein Kabinet; und wenn er von aufrichtiger Gesinnung beseelt war, so täuschte sein Kabinet das irländische Volk. Die Sprache, die damals Canning führte, war keineswegs zweideutig:

„Zwei Parteien," sagte er, „stehen sich hier gegenüber, aber einig in einer gemeinschaftlichen Ansicht; und gewiß, wenn es einen Mittelweg gibt, um ihre Erbitterung zu besänftigen, ihre Zwietracht zu versöhnen, und ihre entgegengesetzten Interessen zu vereinigen, so muß er alsbald mit Eifer eingeschlagen, und in Vollzug gesetzt werden. Gesetzt, eine Union ist dieser Mittelweg, was sehr wahrscheinlich wird, wenn wir uns erinnern, daß das papistische Gesetzbuch entstand, nachdem der Vorschlag zu einer Union gemacht, aber als ein Vorschlag, der von Irland kam, von der englischen Regierung verworfen worden war. Diese Verwerfung hatte den papistischen Codex zur Folge. Wenn daher in die Union gewilligt würde, so wäre die Wiederaufnahme dieses Codex unnütz. Kurz, wenn es durch die Verwerfung der Union in einer früheren Zeit geschah, daß die Gesetze gegen den Papismus entworfen und bekannt gemacht wurden, so läßt sich vernünftiger Weise der Schluß ziehen, daß eine Union einen solchen Codex unnütz machen, daß eine Union die Freunde des protestantischen Einflusses zufrieden stellen würde, ohne neue Gesetze gegen die Katholiken zu machen, und ohne die noch in Kraft bestehenden aufrecht zu erhalten."

Da Pitt im Jahre 1801 den König nicht überreden konnte, die Bedingungen, die er seinem Minister zu machen erlaubt hatte, in Vollzug setzen zu lassen — eine Sinnesänderung des Monarchen, durch die Pitt um so mehr sich verletzt fühlen mußte, als er sie nicht vorausgesehen hatte — so legte er seine Stelle zu Gunsten Attingtons nieder, und erklärte sich als eine Stütze seiner Administration. Nicht so Canning, der jetzt durch eigene Mittel, d. h.

Digitized by Google

durch sein eigenes Geld einen Sitz im Parlament erlangt hatte, und sich in eine heftige Opposition warf. In diesem Sinne trat er nicht nur im Unterhause auf, sondern er unterstützte auch, wie behauptet wird, außer dem Parlamente, kräftig die politischen Angriffe des Tages. Eben so wenig dürfen wir aber hier der übrigen glänzenden Produkte seiner Feder vergessen, die allgemein als von ihm herrührend betrachtet werden, und von einer ungemeinen Anmuth und Leichtigkeit sind. Der „Knife-Grinder" (Scheerschleifer) und die „Liebschaften der Mary Pottinger" sind Gedichte einzig in ihrer Art und könnten als Muster politischer Parodie betrachtet werden. Canning setzte die Arbeiten in diesem Geschmacke zu seiner und seiner Freunde Unterhaltung fort, und fand darin Erholung von seinen ernsteren Beschäftigungen. Wir erinnern uns hier nur eines Beispieles. Es war zur Zeit, als Sir Charles Bagot, wie ich glaube, Gesandter im Haag war, als er plötzlich eine höchst mystische Depesche aus London erhielt. In jenem Augenblicke aber war Alles in tiefster Ruhe und vollkommenem Frieden, und die Posten hatten seit geraumer Zeit nichts als Stadtklätschereien von London und brüsseler Spitzen zu spediren. Die Depesche war in Chifferschrift. Was mochte sie enthalten? Die Sekretäre und Attachés wurden angespannt, und nach vielem Grübeln und diplomatischem Unsinn legten sie dem englischen Gesandten der Niederlande zur tiefen Erwägung — einen Brief in Versen vor.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sandwichinseln.

3. Die königliche Familie.

(Schluß.)

Die Blonde erreichte im Monat Mai des Jahres 1825 die Sandwichinseln, deren Bevölkerung schon zwei Monate vorher durch Nachrichten aus Valparaiso die Kunde von dem Tode ihres Königs erhalten hatte. Sobald das Schiff vor Oahu Anker geworfen hatte, begab sich Boki, einer der vornehmsten Häuptlinge, die sich im Gefolge Rihoriho's befunden hatten, mit seinen übrigen Landsleuten, die von der weiten Reise zurückgekommen waren, ans Ufer. Hier kam ihm sein Bruder Karaimoku und andere angesehene Häuptlinge entgegen, und nachdem man sich in Freude und Schmerz herzlich begrüßt hatte, begaben sie sich in feierlichem Zuge nach dem Orte, wo gewöhnlich Gottesdienst gehalten wurde, um Gott für ihre glückliche Wiederkehr zu danken. Karaimoku, gegenwärtig Regent der Sandwichinseln, und damals Minister des verstorbenen Königs, erhob sich und sagte: „Wir haben unsern König und unsre Königin verloren; sie starben in einem fremden Lande, wir sollten sie nicht wieder sehen. Es ist recht, daß wir Dieß beweinen, aber laßt uns deßhalb keine bitteren Gedanken gegen Gott hegen. Gott hat Alles wohl gemacht. Laßt uns demüthig seine Hand verehren; stellt alle Vergnügungen ein; laßt die täglichen Geschäfte verschoben seyn, und die Nation vierzehn Tage lang ihre gewöhnliche Arbeit aussetzen, um im Gebete vor Gott sich zu neigen." Bevor die Versammlung auseinanderging, stand auch Boki auf und erzählte in Kürze die vorzüglichsten Begebenheiten auf ihrer Reise, und erwähnte insbesondere die Güte und Freundschaft, mit der sie von dem Könige von England aufgenommen, und welche Aufmerksamkeit ihrem Könige und seiner Gemahlin bewiesen worden; er selbst, sagte er, habe persönlich eine Unterredung mit dem Könige gehabt, der ihn aufgemuntert, nach seiner Rückkehr in die Heimath sorgfältig die Aufklärung und den religiösen Unterricht seiner Landsleute zu fördern. Dieß machte auf die ganze Versammlung den günstigsten Eindruck, und verscheuchte jeden Argwohn aus den Gemüthern des Volkes, das sogar von jetzt an nur um so eifriger Belehrung und christliche Unterweisung suchte.

Der Tod des Königs verursachte auf den Inseln nicht die geringste Unruhe. Rihoriho hatte einen jüngern Bruder, Namens Kauikeouli, der aber erst zehn Jahre alt war, und von den Häuptlingen als König anerkannt wurde. Während seiner Minderjährigkeit besteht eine Regentschaft, die aus Karaimoku und den Häuptlingen, welche den König nach England begleitet hatten, gebildet ist.

Mehr noch als den Verlust des Königs bedauerte man den Tod der Königin. Sie war eine Tochter von Tamehameha und Kalakua, und im Jahre 1797 oder 1798 geboren. Zwei Jahre jünger als Rihoriho, zählte sie sechs und zwanzig Jahre, als sie die Inseln verließ. Wie alle Sandwichinsulaner von hohem Range hatte sie mehrere Namen; gewöhnlich wurde sie aber Kamehamaru (Kameha's Schatten) genannt, von Kameha, eine Verkürzung von ihres Vaters Namen, und Maru, der Schatten. Sie war wegen ihrer Herzensgüte allgemein geliebt, und das arme Volk, wenn es seine Abgaben nicht bezahlen konnte, oder von den Häuptlingen gedrückt wurde, oder sonst eine Angelegenheit hatte, wendete sich stets an sie und durfte auf ihre Unterstützung zählen. Gleiche Güte erwies sie auch den Fremden, die auf den Inseln in mißliche Lage kamen, und obgleich sie Leuten, die von ihren Schiffen entwichen waren, niemals Unterschleif gab, so speiste sie dieselben doch oft, wenn sie hungrig waren, und schenkte ihnen inländisches Zeug zu Kleidern. Kamehamaru wird von den Missionären im Umgange sehr munter und liebenswürdig geschildert; eben so fleißig als der König im Lesen und Schreiben, machte sie jedoch nicht so schnelle Fortschritte als er. Dagegen war sie als treffliche Hausfrau ausgezeichnet, und besorgte die häuslichen Geschäfte mit eben so viel Verstand als Geschicklichkeit. Früher dem Genusse gebrannter Wasser ergeben, entwöhnte sie sich derselben völlig, sobald sie christlichen Unterricht anzunehmen begann. Die glücklichen Fortschritte, welche die Bemühungen der Missionäre auf den Sandwichinseln hatten, sind insbesondere der Unterstützung der Königin zu danken, die sich für die sittliche und intellektuelle Erziehung des Volkes sehr besorgt erwies, und sobald sie selbst zum Christenthume übergetreten war, Alles aufbot, um ihre Unterthanen zu bewegen, ihrem Beispiele zu folgen. Also auch hier, wie bei den Barbaren des Abendlandes, fand das Christenthum in den Gemüthern der Frauen den ersten gedeihlichen Boden. Die Königin errichtete zu Honururu eine Schule, wo gegen vierzig Kinder und junge Leute täglich im Lesen und Schreiben, und in den Anfangsgründen der christlichen Lehre von einem Eingebornen, für dessen Unterhalt sie ganz allein sorgte, Unterricht erhielten. Diese Schule lag ihr ungemein am Herzen, und die Fortschritte der Schüler machten ihr die größte Freude. Um sie aufzumuntern, besuchte die Königin, von den Frauen anderer

Digitized by Google

Häuptlinge begleitet, häufig die Lehrstunden; auch pflegte sie den öffentlichen Prüfungen beizuwohnen, und jene Zöglinge, die sich vorzüglich auszeichneten, mit einer Schiefertafel oder einem Schreibbuch, Pinsel, Federn u. dgl., als Zeichen ihrer Zufriedenheit zu beschenken. Die Missionäre auf den Sandwichinseln betrauerten daher ihren Tod, als einen für sie sehr empfindlichen Verlust.

Die Abreise der Königin insbesondere war mit rührenden Umständen begleitet. Der König war bereits am Bord des Schiffes „L'Aigle", und das Boot wartete nur noch auf die Königin, um sie gleichfalls an Bord zu bringen. Sie erhob sich von der Matte, auf der sie saß, umarmte ihre Mutter und ihre andern Verwandten zärtlichst, und begab sich durch eine große Volksmenge, die sich herbeidrängte, um von ihr Abschied zu nehmen, ans Ufer. Die guten Insulaner fielen, indem sie an ihnen vorbeiging, auf ihre Knie, umschlangen und küßten ihre Füße, benetzten sie mit ihren Thränen, und stießen ein klägliches Geschrei aus, das von Tausenden am Ufer wiederholt wurde. Als sie am Meere angelangt war, gab die Königin dem Volke ein Zeichen, seinen Jammer schweigen zu lassen. Sobald es stille geworden war, sagte sie: „Ich gehe nach einem entfernten Lande, und vielleicht werden wir uns nicht wieder sehen, laßt uns Jehova bitten, daß er uns auf dem Meere, wie euch auf dem Lande beschützen möge." Hierauf rief sie Anna, einen eingebornen Lehrer von den Gesellschaftsinseln, und bat ihn, ein Gebet zu sprechen. Nachdem Dieß geschehen war, winkte sie mit ihrer Hand dem Volke Abschied zu und sagte: „Aroha uni outou" — „Große Liebe für euch" — der Gruß der Sandwichinsulaner. Die Volksmenge folgte ihr nicht allein bis ans Meeresufer, sondern viele wateten auch noch ins Wasser und winkten ihr mit der Hand den Abschiedsgruß, indem sie alle Zeichen der aufrichtigsten Betrübniß an den Tag legten, und bis das Boot ihren Blicken entschwunden war, unaufhörlich: „Ue, Ue!" (wehe! wehe!) riefen.

Der König und die Königin waren auf ihrer Reise nach England von einem Gefolge begleitet, das zwar nicht so zahlreich war, wie das, von denen sie gewöhnlich auf den Inseln umgeben waren; doch befanden sich darunter einige der vornehmsten Häuptlinge; unter andern Boki, Gouverneur von Oahu, und Liliha, seine Frau; Kaurubeimarama, ein entfernter Anverwandter des Königs, Kakuanaoa und Kapihe, zwei seiner Lieblinge; letzterer, in seiner Art ein Mann von großen Kenntnissen, hatte Reisen nach Kanton in China gemacht, um sich in Handelsgeschäften Erfahrungen zu sammeln, und da er eines der schönsten Schiffe, das dem König gehörte, eine Brigg von neunzig Tonnen, Haaheo Hawaii — „Hawaiis Stolz" genannt, befehligte, so hieß man ihn auch den Admiral. Er starb auf der Rückreise zu Valparaiso.

Der General Lamarque und die pariser Juninstage.

(Fortsetzung.)

Nachdem Herr Lepelletier eine Art Nekrolog seines hingeschiedenen Freundes vorgelesen hatte, bestiegen nach einander der Marschall Clauzel, die Herren Mauguin, Galabert, Pons de Herault, Lelewel, der vormalige Cortesdeputirte Florez Estrada, die Generale Uminski und Saldanha, Sercognani u. s. w. die Bühne und hielten Leichenreden auf Lamarque.

„Bevor wir uns von der sterblichen Hülle Lamarque's trennen, sagte der Marschall Clauzel, sey es mir erlaubt, im Namen des Heeres eine letzte Huldigung auf seinem Sarge niederzulegen. Nicht eine Aufzählung seiner Thaten will ich hier geben; Wer wie Lamarque sein ganzes Leben vor den Augen der Welt auf Schlachtfeldern zugebracht, hat eine Geschichte, die keinem Franzosen ins Gedächtniß gerufen zu werden braucht. Wenn die Schlachten von Villanova, an der Piava, von Oberlitz und Laybach, wenn die Schlachten von Engendorf und Wagram, die Siege von Alta Julia, Col Sacro und La Sitar ihn an die Spitze der ausgezeichnetsten Feldherren stellen, so umstrahlen ihn die Eroberung von Fuentarabia mit 500 Grenadieren, die fast fabelhafte Einnahme des uneinnehmbaren Capri und die Beruhigung der Vendée, unter den tapfern Kriegern und gewandten Staatsmännern mit der Krone eines Ruhmes, der nicht seines Gleichen hat. Es ist auch nicht eine Lobrede, die ich ihm hier zu halten gedenke; denn ich muß hier wiederholen, meine Herren, der Mann, dem an beiden Enden seiner militärischen Laufbahn, bei seiner ersten und seiner letzten That, das Los zu Theil wurde, sich um das Vaterland wohl verdient gemacht zu haben; der Mann, der als gemeiner Grenadier eintrat und als Marschall von Frankreich starb, hat sich selbst eine Lobrede geschrieben, der Niemand gleich kommen kann. Ja, meine Herren, obgleich auf diesem Sarge nur die Insignien des Generallieutenants glänzen; so war Lamarque doch Marschall von Frankreich. Er war es in den Gedanken des Kaisers, und an dem Tage, wo Napoleon auf dem Felsen von St. Helena ihm mit einem Worte das Diplom dazu ausstellte, wurde er es eben so unverrückbar in dem Gedanken des Volkes, als wenn ihm dieser Titel unter den Zelten von Erfurt oder im kaiserlichen Schlosse der Tuilerien verliehen worden wäre. Wenn ich daher hier einige Worte spreche; so geschieht es nicht sowohl der Vergangenheit zu Ehren, die von Ehre überfüllt ist, als um eine schmerzvolle Zukunft zu beklagen. Ja, er wird uns fehlen, Lamarque, ein thätiger Arbeiter am Baue der Freiheit, wenn das noch unvollkommene Werk alle unsere Hände in Anspruch nimmt. Wenn ein Krieg mit dem Auslande ausbricht, und Frankreich seine jungen und seine alten Soldaten unter die Fahnen ruft, werden jung und alt nach Lamarque, als einem ihrer Anführer, verlangen. Wenn die Erbitterung des Bürgerkrieges, der uns umgibt, sich noch mehr entzündet, und Energie und einen versöhnlichen Geist erfordert, wird man vergeblich den Friedensstifter der Vendée suchen; endlich wenn die heilige Freiheit, die so lange von ihrer wahren Bahn abgelenkt wurde, der Tribüne die Sorge für ihren Triumph überläßt; so wird die Freiheit in diesem parlamentarischen Kampfe stets einen Ritter weniger haben. Wenn wir also nach Manuel, Foy, Benjamin Constant auch Lamarque hinscheiden sahen; so sind wir es, die zu beklagen sind; so ist es das Vaterland, das man beweinen muß. Seine Leiche wird nach seinem Willen im Boden seiner Heimath, an der Gränze jenes Spaniens zur Ruhe bestattet werden, wo er so großen Ruhm erwarb. Möge sich Lamarque's Grab, wenn je unsre alten Feinde einen Fuß auf Frankreichs Boden setzen, als Bollwerk ihnen entgegenstellen, auf dem die furchtbare Aufschrift: „Fuentarabia und Capri" zu lesen ist. Lebe wohl, Lamarque! Lebe wohl! Im Namen der Soldaten von jedem Range beuge ich mich vor Deiner Bahre!"

Um zu begreifen, wie die ohnehin schon heftig aufgeregte Stimmung der Gemüther bald darauf in jenen furchtbaren Sturm ausbrechen konnte, der ein so beklagenswerthes Ereigniß zur Folge hatte, wird es nothwendig seyn, hier noch einige Stellen aus den an Lamarque's Sarge gehaltenen Reden anzuführen. Es wird daraus augenscheinlich hervorgehen, daß die republikanische Partei keineswegs eine vorhergängige Verabredung zum Aufstande getroffen zu haben brauchte. Auch deutet Alles darauf hin, daß nur die augenblickliche Eingebung des Schmerzes und Zornes die ersten Bewegungen veranlaßte. Zuverlässig bestand keine vorläufige Verständigung fürdiesen Tag zwischen den Häuptern der republikanischen Partei, den Doktrinären der Republikaner, wie sie die Gazette de France nennt, und jenen jungen Leuten, die in ihrem unbändigen Sinne blindlings in den Tod stürzten. Die Leiche eines der edelsten Patrioten vor Augen, der so zu sagen auf dem kuruli schen Stuhle gestorben war *), während das der ungestümen Jugend Frankreichs so verhaßte Justemilieu in phlegmatischer Spießbürgerlichkeit wohlbehalten auf seiner Geldkiste sich breit machte; der schmerzliche Gedanke, wie viel

*) Lamarque wurde unmittelbar nach der heftigen Debatte über das Fremdengesetz von der Cholera befallen.

Digitized by Google

man hier begrub, und wie wenig ihn überlebte; die Verbannten der verschiedenen Nationen daneben, mit ihrer sturmumwickelten Fahne, stumme und doch sehr beredte Zeugen der Treulosigkeit des neuen Königthums gegen seine in den Julustagen übernommene Verpflichtung; die hierdurch nothwendig erweckten Gedanken an Frankreichs Erniedrigung gegen Außen, so wie an seinen hoffnungslosen Zustand im Innern; der mit erneuter Stärke gefühlte Schmerz über so bitter getäuschte Hoffnungen — alles Dieß mußte unvermeidlich die schon lange der gährenden Köpfe in die furchtbarste Aufregung versetzen. Und nun mußte man erst alle diese, als die eifrigsten Patrioten Frankreichs bekannten Männer, Mauguin, Dumonlin, Lafayette u. s. w. nach einander auftreten sehen, um einen geliebten Todten zu beweinen, der mit so glänzender Beredsamkeit Frankreichs Ehre einem Ministerium gegenüber vertreten, dem er zugerufen hatte, daß es stehen bleiben wolle: „à cette halte de la boue" der Restauration — man mußte aus Lelewels Munde an das schreckliche Schicksal des unglücklichen Polens gemahnt werden — man mußte die Klagen eines Uminski, Saldanha, Sercognani u. s. w. hören, von denen jedes Wort als der bitterste Vorwurf durch die Seele schnitt! Wen kann es Wunder nehmen, wenn in einem solchen Augenblicke die lang genährte Entrüstung in helle Flammen der Empörung aufloderte?

„Der Tod des Generals Lamarque, sagte Mauguin, ist ein öffentliches Unglück. Er war einer der seltenen Menschen, denen es gegeben ist, zugleich die Herrschaft des Wortes, des Muthes und des Willens auszuüben. Seine glühende Seele war ganz dem Vaterlande ergeben; er träumte nur von Frankreichs Größe; unsere Erniedrigung fühlte er mit aller Energie eines Franzosen und eines Soldaten... Mit seinen öffentlichen Eigenschaften verband er den Schatz aller Privattugenden. Ich werde ihm nur strenge Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn ich sage, daß man nicht umhin konnte, die Milde, ich möchte fast sagen, die Naivität seines Charakters zu lieben. In seinen Herzensergießungen, selbst in den vertraulichsten, war nicht ein einziges Gefühl, das nicht durchaus uneigennützig, nicht ein Gedanke, der nicht edel und rein gewesen wäre. Und doch wollte man aus ihm ein Schreckbild für Frankreich machen, aus ihm, dem nachsichtsvollen und edelmüthigen Ueberwinder der Vendée, deren Verirrungen er beklagte, und die unter seiner Hand ruhig geblieben wäre, durch Zuneigung für ihn eben sowohl, als aus Furcht. Wir haben Dich verloren, Lamarque; wir werden nicht mehr Deine beredte Stimme hören; der Tod hat das Schwert zerbrochen, auf das am Tage der wahrscheinlichen Gefahren Frankreich zählte. Wir wissen nicht, sollen wir dich glücklich preisen oder beklagen. Es war Dir nicht vergönnt den Triumph zu sehen, der sich für die hochherzigen Meinungen vorbereitete, denen Du Dein Leben weihtest; aber Du solltest auch nicht jene Zeiten der Gefahren erleben, wo Franzosen gegen Franzosen fechten, im Angesichte der Fremden, die uns belauern und bedrohen...."

Welche Empfindungen mußten in den Gemüthern aufleben, als man Lelewel, gleichsam das mahnende Gewissen an Polens Untergang, an Lamarque's Leiche unter andern die Worte sagen hörte: „Erlauchter Schatten! In Deinem Leben warst Du lange Zeit geächtet; lange Zeit irrtest Du auf fremder Erde umher. So stehen wir auf Deinem vaterländischen Boden. Noch schwebst Du über uns und durchfliegst mit einem Blicke die Tugenden Deiner irdischen Laufbahn. Ewig wirst Du in unsern Herzen, die voll der Zukunft und der Hoffnung, fortleben. Dein Andenken wird unsern Geist entflammen in dem Augenblicke des Handelns. Die Polen, ungewiß, ob sie in Dir mehr den Helden von Capri, den Helden der Schlachtfelder, oder den Bürger, den Vertheidiger der Freiheit bewundern sollen, werden Dich zu ihrem Vorbilde nehmen und sich bemühen, nach Deinem Beispiele stets gute Bürger zu seyn, und zugleich mit dem Schwert in der Hand ihr unglückliches Vaterland zu vertheidigen. Ruhe in Frieden, Lamarque's erlauchter Schatten! Es lebe das Vaterland Lamarque's! Es lebe die Freiheit und das französische Volk!"

Nach Lelewel nahm der vormalige spanische Cortesdeputirte, Florez Estrada, das Wort: „Der General Lamarque, sagte er am Schlusse seiner Rede, wünschte glühendheiß Polen, Belgien, Italien frei zu sehen, weil er mit Liebe an der Freiheit seines Vaterlandes hing. Sein edles Herz, und sein großer Geist sagten ihm, daß die Emanzipation aller dieser Völker für Frankreich eine Bedingung der Fortdauer seiner politischen Existenz und seiner innern Ruhe sey. Mit Recht war er der Meinung, daß es im Interesse Frankreichs liege, offen die Völker zu unterstützen, die den Kampf beginnen, um ihre Freiheit wieder zu erlangen. Indem Frankreich ihnen seine Unterstützung verweigerte, hatte es in seinen Augen Erkenntlichkeit und selbst Gerechtigkeit verweigert.... In der That, meine Herren, ist es nicht ein Hirngespinnst, zu glauben, daß Frankreich lange Zeit die reine Luft der Freiheit werde athmen können, so lange die andern Völker unter dem Joche der Knechtschaft seufzen? Auf dem Grabe dieses erlauchten Patrioten möge die Inschrift stehen: „Ihm, der die Freiheit seines Vaterlandes zu sichern, bemüht war, einen Bund der freien Männer aller Länder zu stiften;" denn Dieß war der Gedanke, der all seine Schritte leitete."

„Stolz, so schloß der General Saldanha seine Rede, die Freundschaft und das Vertrauen des hochherzigen Mannes erworben zu haben, an dessen Grabe wir Thränen ewiger, aufrichtiger Dankbarkeit vergießen, werde ich allen meinen Ruhm darin suchen, ihn zu meinem Vorbilde zu machen. Glücklich werde ich mich preisen, wenn ich, stark durch seinen Rath und sein Beispiel, in die Fußtapfen dieses großen Bürgers treten, wenn ich, wie er, mein Leben dem Dienste der Freiheit weihen, und treu der Ehre und dem Vaterlande sterben kann."

Auch im Namen der Deutschen nahm Einer das Wort, Garnier, aus Baden gebürtig:

„Ich erscheine im Namen der deutschen Patrioten, sagte er, um einige Worte dem tapfern General Lamarque als Lebewohl zu sagen. Das konstitutionelle Deutschland verdankt dem beredten Deputirten, dem Erben von Foy's Patriotismus und Talent, einen Theil jener liberalen Erziehung, die uns vorbereitete, die Freiheit zu erwerben. Als die Censur in Deutschland jeden Ausdruck der nationalen Meinung erstickte, ersetzten uns die Reden eines Manuel, Foy, Benjamin Constant und Lamarque die Preßfreiheit. Deutschland schloß sich von Herzen allen hochherzigen Ideen jener berühmten Männer an. Ihre Namen waren dort volksthümlich geworden, weil ihr Patriotismus, der doch wenigstens eine Tribune hatte, um sich auszusprechen, für den stummen Patriotismus Deutschlands das Wort redete; wir verehrten sie, weil sie für uns sprachen, weil sie für alle Freunde der allgemeinen Weltangelegenheit, die Freiheit, sprachen. So oft Frankreich einen dieser großen Bürger verlor, empfand Deutschland den rückwirkenden Stoß davon; so oft das französische Volk ihre Leichenzüge zu einer Nationalsache machte, und dabei die Gelegenheit ergriff, eine schmerzliche Protestation gegen eine Regierung auszusprechen, die seine Bedürfnisse nicht begriff und seine Sympathien nicht theilte, schloß sich Deutschland schweigend dieser Protestation an." — „So lebe denn wohl, so schloß der Redner, tapferer General; Du gehörst durch Deine der Freiheit geleisteten Dienste dem liberalen Deutschland an. Der Ruhm der Männer, die wie Du gestorben, indem sie von dem freien Rednerstuhle ins Grab steigen, ist ein Eigenthum aller Völker. Lebe wohl!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Konskription in Siam.

Ein sehr interessanter Charakterzug der siamesischen Regierung ist die dort bestehende allgemeine Conscription, wonach der Dienst der ganzen männlichen Bevölkerung, sowohl für die gewöhnlichen Geschäfte als für den Krieg, unter den Befehlen der Regierung steht. Jeder Einwohner von Siam ist verpflichtet, von seinem 21 Jahre an dem Staate jährlich 4 Monate lang zu dienen. Die einzige Ausnahme machen die Priester (Talopoinen). Um den Wunsch, dieser Staatsdienstbarkeit zu entgehen, einigermaßen zu erfüllen, bestimmt ein allgemeines Landesgesetz, daß man einen Theil seines Lebens im Priesterstand zubringen muß. Eine andere Ausnahme macht der chinesische Theil der Bevölkerung, weil sie für diese Dienstpflicht ein gewisses Kopfgeld bezahlt; ferner sind alle Sklaven davon frei, so wie jeder Hausvater, welcher drei dienstpflichtige Söhne hat. Früher dauerte diese Staatsdienstbarkeit durchgehends sechs Monate im Jahr, aber der Großvater des jetzigen Königs verminderte sie auf vier, wahrscheinlich um die Zuneigung des Volkes zu gewinnen, da er den Thron mit Gewalt eingenommen und alle Mitglieder der gesetzlichen Königsfamilie hatte umbringen lassen. Die ganze Bevölkerung, welche verpflichtet ist, dem Staate zu dienen, wird in zwei Abtheilungen, die der rechten und die der linken Hand, abgetheilt, jede dieser beiden Abtheilungen in Haufen von 1000, 100 und 10 Mann, deren jeder seinen besondern Anführer hat.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 178. 26 Junius 1832.

Lander's Entdeckungsreisen auf dem Niger. *)

(Hiezu die beigelegte Karte.)

1. Einleitung.

Ein langes Dunkel schwebte über den Quellen, dem Laufe und der Mündung des Nigers, von den verworrenen Nachrichten der Schriftsteller des Alterthums an, bis zu den Beschreibungen Afrika's durch Abulfeda und Edrisi, Leo den Afrikaner und bis zur neuesten Zeit. Wenn man den Arabern glauben wollte, so durchschnitt der Niger in seinem Laufe Afrika von Osten nach Westen, um sich in die „See der Dunkelheit" — den atlantischen Ozean — zu stürzen; Andere dagegen behaupteten gerade umgekehrt, der Niger ströme von Westen nach Osten, und als der Major Houghton, und nach ihm der so berühmte und unglückliche Mungo Park genauer ermittelt hatten, daß der Dschaly-Ba (Joliba) oder „große Strom" (wie die Mandingvölker den Niger benennen) wirklich eine östliche Richtung nehme, erschöpfte man sich in scharfsinnigen Konjekturen, um beide Behauptungen in Einklang zu bringen. Eben so große Ungewißheit herrschte über die Quellen des Niger, und bis auf Delisle gab man dem Niger und dem Nil entweder gleichen Ursprung oder setzte ihre Quellen dicht neben einander. Delisle zuerst, und nach ihm D'Anville, ließen den Niger in den nämlichen Gebirgen entspringen, wohin sie auf ihren Karten den Ursprung des Gambia und Senegal versetzten. Mungo Park gab dieser Annahme bessere Begründung, und schon Mollien, der die Quellen der beiden letztgenannten Flüsse besucht hatte, bestimmte hiernach mit ziemlicher Genauigkeit den Ursprung des Dschalyba; bis endlich Major Laing mit vollkommen geognomischer Genauigkeit den Ursprung des Niger nachwies. Nicht minder war die Mündung des Stromes ein Gegenstand vielfältiger Widersprüche; denn der mancherlei Annahmen von Delisle nicht zu gedenken, nach welchen der große Strom sich bald in den westlichen Ozean ergießen, bald den Senegal und Gambia, oder den Rio Grande und Rio Castos zu Mündungen haben sollte, behaupteten die Araber, daß der „Nil der Neger oder Sklaven" wie sie ihn zum Unterschiede vom ägyptischen Nil nannten, einige Seen durchströme, dann unter Sandwüsten hin seinen Lauf nehme; bis er mit dem ägyptischen Nil vereint, sein Gewässer in das mittelländische Meer ergieße. Selbst Major Rennell, der Mungo Parks Entdeckungen weiter verfolgte, kam nach unsäglichen Mühseligkeiten zu keinem andern Resultate, als daß der Niger über Tembokta hinaus, noch tausend Meilen ostwärts ströme, und sich dann in den großen See Wangara ergieße. Marwell und Mungo Park hielten den Dschalyba für einerlei mit dem Zaire oder Kongo, und auch des Kapitäns Tuckey und des Majors Peddie Expeditionen (1816) gaben hierüber keine nähern Aufschlüsse. Kapitän Laing hielt dafür, daß sich der Niger in den Lagos ergieße, und erst einem deutschen Reisenden, Reichard, war es vorbehalten, der Wahrheit am nächsten zu kommen, indem er die Meinung aussprach, daß sich der Niger in die Bucht von Benin ergieße und der Rio Formoso so wie andere Flüsse, die in den Golf von Guinea münden, Arme des Nigers seyen, die wie der Nil in Aegypten ein Delta bildeten. Diese zu ihrer Zeit vielseitig angefochtene Hypothese fand durch Clappertons afrikanische Reisen, auf denen ihn Richard Lander, als Diener, begleitete, nähere Begründung und ist gegenwärtig durch die neuesten Untersuchungen des letztern außer Zweifel gestellt. Nach dem unglücklichen Ende Clappertons zu Sakatu war Richard Lander nach England zurückgekehrt, von wo aus er mit seinem Bruder John zum zweitenmal die gefahrvolle Reise antrat, auf der schon so viele ausgezeichnete und muthvolle Männer ihren Untergang gefunden hatten. *) Richard Lander, von unbemittelten Eltern in Cornwallis geboren, ist weder mit glänzenden Talenten begabt, noch genoß er einer eigentlichen Schulbildung. Seine vorzüglichste Eigenschaft ist eine unerschütterliche Beharrlichkeit und Seelenstärke, die sich bei ihm auf ein fast kindliches Vertrauen in die Fügungen der Vorsehung grün-

*) Journal of an Expedition to explore the Course and Termination of the Niger with a Narrative of a Voyage down that River to its termination, by Richard and John Lander. Vol. III. London 1832.

*) Lebyard, der erste Reisende, den die afrikanische Gesellschaft in London zur Untersuchung des Nigerlaufes absendete, starb schon zu Kairo, obgleich ein Mann, der an die beschwerlichsten Reisen gewöhnt war, und mit Kapitän Cook die Welt umsegelt hatte. Major Houghton hatte gleiches Loos zu Jarra. Mungo Park kam im Niger um. Von Hornemann, der im Jahre 1800 abreiste, ist seitdem nichts mehr gehört worden. Ein Deutscher, Rüntgen, wurde von seinem Bedienten ermordet. Nicholls starb auf dem Wege. Major Laing fiel durch die Hand eines maurischen Kaufmanns. Clapperton, Pearce und Morrison, die zusammen die letzte Entdeckungsreise angetreten hatten, kamen gleichfalls dabei ums Leben.
Anm. d. Red.

Digitized by Google

det, und ihn Schwierigkeiten überwinden half, denen weit ausgezeichnetere Männer vor ihm unterlegen waren. Der jüngere Bruder John Lander, der die Gefahren dieser Reise mit seinem Bruder theilte, ist demselben in Schulbildung überlegen, und hatte sich einer besseren Erziehung zu erfreuen; wodurch das Tagbuch der Reisenden manche schätzbare und interessante Schilderung mehr gewann. Wie viel Entschlossenheit dazu gehörte, sich in ein für Europäer so tödtliches Klima, unter höchst argwöhnische und feindselig gesinnte Völkerschaften zu stürzen, und mit so geringen Hülfsmitteln eine ungeheure Strecke auf einem noch ganz unbekannten Strome zu durchschiffen, läßt sich gleich aus einigen Zeilen der Einleitung ihrer Reisebeschreibung entnehmen, wo es heißt:

„Obgleich wir nie davon sprechen, waren wir auf unsrer mühseligen Reise doch fast ununterbrochen mehr oder minder unpäßlich. Kaum waren einige Tage seit unserer Ausschiffung zu Badagry verflossen, als wir schon den schwächenden Einfluß des afrikanischen Himmelsstriches und eine Erschlaffung empfanden, deren auch der glühendste Eifer nicht immer Herr werden konnte. Es braucht fast kaum gesagt zu werden, daß unser Muth oft nahe daran war, diesem mächtigen Feinde zu unterliegen, zumal wir kein Mittel fanden, seinem bösartigen Einfluß entgegenzuwirken.“

So wurden durch den Muth und die Ausdauer zweier anspruchsloser Männer die langverschlossenen Pforten von Westafrika zu einer Reihe von Entdeckungen geöffnet, die in ihren Folgen von eben so großer Wichtigkeit für Europa seyn können, als die des transatlantischen Kontinentes. Im Rathe der Vorsehung aber, wie es scheint, war es beschlossen, daß das Innere von Afrika dem Unternehmungsgeiste der Europäer nicht eher aufgethan werden sollte, bis sie eine Stufe der Civilisation erreicht hatten, durch die sie fähig wurden, von dieser Entdeckung zu ihrem und der Eingebornen Vortheil einen weisen Gebrauch zu machen. So nahe lag den Blicken der abenteuersüchtigen Europäer dieser unermeßliche Kontinent; so anlockende Sagen von seinen Schätzen, Wunderthieren und köstlichen Spezereien waren im Umlauf, und dennoch suchte man eher jenseits einer ungeheuren Wasserwüste der andern Hemisphäre ein Land auf, das wie ein Traumbild nur in der poetischen Seele eines einzigen Mannes bestand, als daß man es wagte, in das so vor Augen gelegene Wunderland einzudringen. Eine Reihe Muthmaßungen und Wahrscheinlichkeiten stellt sich dem Geiste dar, wenn er sich das Innere von Afrika zur Zeit geöffnet denkt, wo Columbus den Gedanken faßte, der untergehenden Sonne nach einer neuen Welt zu folgen. Mit wie viel schrecklicheren Verwüstungen würden die harmlosen Negervölker von jenen blutgierigen und raubsüchtigen Eroberern Mexiko's heimgesucht worden seyn, die dorthin wegen der ungeheuren Entfernung doch nur in kleinen Schaaren gelangen konnten, während das nahe Afrika mit zahllosen Schwärmen wilder Abenteurer überschwemmt worden seyn würde. Ist es nicht wahrscheinlich, daß man eben wegen dieser Nähe die so leicht bezwinglichen und so leicht zur Sklaverei abzurichtenden Neger stammweise fortgeschleppt und Afrika entvölkert haben würde, um Europa, das damals noch die Leibeigenschaft so sehr liebte, mit schwarzen Sklaven zu überschwemmen? Und würde man es nicht zuletzt, wenn nichts mehr zu unterjochen übrig, wenn, wie es in Südamerika geschah, die Berge eilig durchwühlt, der Schaum des Reichthums abgeschöpft, die Völker unter dem Schwerte gefallen, oder in Knechtschaft fortgeschleppt waren, als eine menschenleere Wüste verlassen haben, um so mehr, als der für Europäer so tödtliche Himmelsstrich von dauerhaften Niederlassungen abschrecken mußte? Wird es nicht wahrscheinlich, daß die ohnehin wenig zu angestrengter Arbeit geneigten Völker des südlichen Europa's mit erbeuteten Sklavenheeren sich überladen haben, und in eine völlige Faulheit und Stumpfsinnigkeit versunken seyn würden? Es ist kein Zweifel, daß der schnell erworbene Reichthum und die dadurch begünstigte Unthätigkeit, die Spanien und Portugal in unsern Tagen in so tiefes Elend stürzten, damals dem größten Theil von Europa gleiches Schicksal bereitet haben würde. Ja, es ist unter diesen Voraussetzungen mehr als wahrscheinlich, daß die schönsten und von den geistreichsten Völkern bewohnten Länder Europa's, wenn ihre Einwohner mit der Zeit immer mehr in Stumpfsinn versunken, und als nothwendige Folge des Sklavensystems, durch Faulheit entkräftet, der in gleichem Verhältniß erstarkten Sklavenbevölkerung zur Beute geworden wären, wie Dieß bereits in mehreren Theilen der jenseitigen Hemisphäre der Fall ist, oder zu werden droht.

Diese und andere Betrachtungen lassen sich folgerecht aus einander ableiten, wenn man Afrika von Europäern in einer früheren Zeit erobert voraussetzt. Gegenwärtig, wo im Rathe der civilisirten Völker der Menschenhandel mit gerechtem Abscheu gebrandmarkt worden; wo eine vernünftigere Staatsökonomie sie gelehrt hat, daß die Erziehung der Nationen eine dauerhaftere Quelle des Reichthums öffnet, als Bergwerke und Diamantgruben bieten können; wo Spaniens und Portugals Beispiel, an denen in so furchtbarer Wahrheit das alte untrügliche Sprüchwort: „wie gewonnen so zerronnen,“ in Erfüllung gegangen ist, warnend vor die Augen tritt — gegenwärtig wird Europa von einer Entdeckung, die ihm das Innere von Afrika öffnet, einen ganz andern Gebrauch machen. Europa hat eine große Schuld an die so viele Jahrhunderte hindurch mißhandelten Negervölker, an die mißhandelte Menschheit abzutragen. Es wird sie abtragen, indem es das Licht der christlichen Civilisation unter Völkern verbreitet, auf denen noch alle Gräuel des grassesten heidnischen Aberglaubens lasten.

Eine unverkennbare, wundersame Fügung ist es aber auch, daß mit der Entdeckung Landers, so genau die Vervollkommnung der Dampfschifffahrt zusammentrifft, die allein Mittel und Wege bietet, schnell und sicher auf den reißenden Strömen Afrika's in das Innere desselben einzudringen, ohne sich den unüberwindlichen Gefahren auszusetzen, die mit einem Zuge zu Lande verbunden waren. In Kurzem werden die schwarzen Stämme von der Bucht von Benin an, bis nach Temboktu das erste Dampfschiff, wie ein schnaubendes Seeungeheuer, den „großen Strom“ hinauf steigen sehen. Leicht werden sich friedliche Handelsverbindungen mit Völkerschaften anknüpfen, die so begierig nach Gegenständen europäischen Kunstfleißes sind; das feindselige Mißtrauen der Negerstämme wird in dem Maße abnehmen, als sie einsehen, daß sie die Weißen nicht mehr als Menschenräuber zu fürchten haben, und es wird nicht an jenen entschlossenen Männern fehlen, die nach allen Seiten in diesen unermeßlichen Kontinent eindringen werden, um ihn mit den Waffen der christlichen Lehre der Civilisation zu unterwerfen; denn man ist endlich in unserer Zeit zur Einsicht gelangt, daß diese Waf-

Digitized by Google

sen allein einen dauerhaften und gesegneten Einfluß auf noch uncivilisirte Völker begründen. Während sich Dieß vom Westen her im Herzen von Afrika vorbereiten wird, läßt sich hoffen, daß die auf Aegyptens Boden ausgestreuten Samenkörner der Civilisation nicht auf dürren Felsen gefallen sind, und daß die Eroberung von Algier so lange Bestand haben wird, um europäischer Kultur im nördlichen Afrika Eingang zu verschaffen. Zu gleicher Zeit sind die französischen Niederlassungen am Senegambiastrom gleichfalls vortrefflich geeignet, in Sudan einzudringen; durch den Bafing läßt sich in Ober-Senegal leicht eine Verbindungsstraße mit dem Dschalyba in der Nähe von Sego herstellen, von wo aus man ohne Schwierigkeit in das Goldland von Burr hinaufsteigen oder flußabwärts nach den Städten Djennè und Temboktu gelangen kann. So von allen Seiten dem Unternehmungsgeiste und der Uebervölkerung Europa's geöffnet, wird dieser so zu sagen neu entdeckte Welttheil, dem Handel, der Industrie, der Wissenschaft in kurzer Zeit ein ungeheures Feld zur Bearbeitung aufschließen, und ohne große Sehergabe läßt sich davon eine höchst wohlthätige Rückwirkung auf Europa vorhersagen.

Ausflüge nach Illyrien und Dalmatien.

6. Cattaro.

(Schluß.)

Der Morgen war angebrochen, als ich mit dem Fernrohre die Höhen des Monte Selia besah, an dem sich schwarze Punkte, wie Irrlichter hin und her bewegten; bald entzogen die Felsen sie dem Anblicke, bald kamen sie an einem andern Orte, wo wir es am wenigsten vermuthet hatten, zum Vorscheine. Es waren Montenegriner, die mit schweren Bürden auf dem Kopfe, die fast senkrechten Höhen, im vollen Sinne des Wortes, wie Gemsen herabsprangen. Männer und Weiber sahen wir oft wie an den Felsen angeklebt, und selbst Maulthiere, Kühe und Ziegen wurden die jähen Wände herabgetrieben, wobei die Männer, mit lautem Geschrei, das deutlich zu uns herabdrang, die Richtung des Weges andeuteten, der genommen werden mußte. Es war Bazar, auch wir eilten vom Fort die schmalen Treppen hinab durch die Porta di Finmara, dem Markte zu. Am Fuße des Felsen, auf dessen Gipfel San Giovanni liegt, quillt aus dem Kalkgerölle eine mächtige Quelle, die gleich beim Ursprunge eine Mühle treibt, und nach wenigen Schritten als krystallhelles Flüßchen sich in den Golf ergießt. Eine steinerne Brücke führt darüber, und gleich daneben ist der Bazar, ein freier Platz, auf den Montags, Dienstags und Samstags die Montenegriner ihre Landesprodukte zum Verkaufe bringen. Vor dem Platze, am Fuße des Monte Sella, ist ein Wachthaus, wo die Montenegriner, die den Marktplatz früher nicht selten zum Kampfplatze ihrer blutdürstigen Leidenschaften machten, alle ihre Waffen abgeben müssen. Zahlreiche Truppenabtheilungen mit scharf geladenen Gewehren machen die Runde, und kein Montenegriner darf ohne besondere Erlaubniß ins Innere der Stadt, wohl aber die Weiber. Bald war der Platz von den fremdartigen Gestalten erfüllt.

Die Männer hatten bei einer mehr als mittelmäßigen Größe einen muskelkräftigen Körperbau von größtem Ebenmaße; ein muthig blitzendes dunkelblaues, seltener braunes Auge, meistens einen braunen Schnauzbart und ähnliche Haupthaare, die sie aber oft nach türkischer Art theilweise abrasiren. Die Weiber sind kleiner, aber eben so kräftig, ihr Gesicht größtentheils geistlos, selten schön und von einem eigenen Ausdrucke gutmüthiger Dummheit; braune Augen sind bei dem weiblichen Geschlechte häufiger, die braunen Haare sind üppig, der Busen selten voll, und erinnert oft an le Vaillants Hottentotinnen; die Zähne sind bei beiden Geschlechtern von blendender Weiße. Am meisten fallen beim ersten Anblicke die Waffen des Montenegriners auf. Sie bestehen aus einer langen türkischen Flinte, deren Lauf oft mit getriebener Arbeit verziert, und am Schaft mit vielen vergoldeten Blechen befestigt ist. Das Schloß hat einen unförmlich großen Hahn nach Art der spanischen Schlösser, der Schaft ist sehr schmal, gekrümmt, und mehr für eine Pistole als eine Flinte geeignet. Das ganze Gewicht liegt auf dem langen Laufe; aber trotz der Unbehülflichkeit dieser Gewehre, unter denen man nie gezogene antrifft, fehlt der Montenegriner in großer Weite selten seines Zieles, schießt aber nie aus freier Hand, sondern auf oder an einem Steine angelegt. Im rothen Gürtel, der seine weiße, altrömische Tunika zusammenhält, steckt ein einziges, zuweilen auch ein paar Pistolen; nie fehlt jedoch der Handschar, eine Art Hirschfänger, aber nur auf einer Seite geschliffen. An einem zweiten ledernen Gürtel hängen an Trotteln zwei schwarze, mit Silberdraht und Buckeln gezierte Täschchen für Patronen und Feuerzeug, und ein Tabaksbeutel; im Gurte steckt eine lange Pfeife, die bei Armen aus einem thönernen Türkenkopfe, einem Haselrohre, und einer runden Hornspitze besteht. Beim Reichen ist das Rohr oben mit getriebenen Figuren von Silberblech umgeben, und eine Spitze von Ambra (so nennt man hier den Bernstein, besonders ist der wolkige geschätzt) bildet das Mundstück. Unter seiner Tunika trägt er dunkelblaue, weite, faltige, bis an's Knie reichende Hosen. Die Füße bis zum Knöchel sind nackt, von hier an mit einem bunten, starken, gewirkten Wollzeuge, den Tyroler-Teppichen ähnlich, bekleidet, und statt der Schuhe trägt er Opanken, rohe Sohlen, die mit ledernen Schnüren befestigt werden. Die wollenen Socken schützen ihn nicht nur gegen den Druck der Opanken, sondern auch gegen den Biß der giftigen Schlangen, die, wie im Lande als gewiß angenommen wird, nie in Wolle beißen, und so häufig sie auch sind, deßhalb weder die Schafheerden noch die Sockenträger verletzen. Ueber die Achsel trägt er eine lange, in die Quer braun oder roth und schwarz gestreifte, aus Wolle und Ziegenhaaren gewirkte, starke Decke, die mit langen Trotteln geziert ist, und ihm als Regentuch und Unterlage beim Kauern dient; den Kopf bedeckt ein griechisches, rothes, schwarz eingefaßtes oder gesticktes Mützchen. Die Weiber tragen oft bloß eine kurze Tunika ohne Aermel; die weiten Aermel des weißen Hemds sind mit bunten Blumen gestickt, die Fußbekleidung, wie bei den Männern. Reichere Frauen tragen einen breiten, mit rothen Achaten besetzten Gürtel. Vom Gürtel hängt zuweilen eine ovale, bunte, aus Wolle gewirkte Decke herab, selten trägt die Montenegrinerin eine lange Decke (strucka), wie der Mann, und fast nie Waffen, unter Hunderten führt höchstens eine einen Dolch. Von dem hohen Gipfel ihrer Gebirge tragen sie für einige Kreuzer Holz, Eier, Hühner, Fische aus dem See von Skutari, Felle u. s. w. herab; merkwürdig war es mir, hier unter den zum Verkauf ausgebotenen Gegenständen, eine Gemsenhaut zu treffen, die ein Grivoscianer zu Markt gebracht hatte. Mehrere er-

Digitized by Google

fahrene Jäger versicherten mich einstimmig mit ihm, daß in den wilden Gebirgsschluchten dieses Völkchens noch viele Gemsen leben, die demnach die Pyrenäen, die Schweizeralpen, den Kaukasus, die Karpathen und den Hämus bevölkern.] Unter die Montenegriner mischten sich die bunten Nationaltrachten der Umgegend Cattaro's; da stand ein schwarzer Bocchese, dort Matrosen mit langen rothen, altphrygischen Mützen, hier lehnten sich Panduren auf ihre langen Flinten, und ließen sich von ihrem Sardar Befehle ertheilen. Die Bekannten grüßten sich mit Küssen, und des Lärms und Geschnatters war bis 11 Uhr kein Ende, wo die Mittagssonne, die bisher durch die hohen Felsen des Forts abgehalten war, sengende Strahlen warf, und sich die Käufer allmählich in die Stadt, die Verkäufer nach dem Gebirge zurückzogen.

Französische Literatur.

Paris, 16 Juni.

Von Martignac's Mémoires sur l'expédition d'Espagne en 1823 ist der erste Band erschienen, der einzige, den der Verfasser auszuarbeiten Zeit hatte. Die zwei Bände, welche nachfolgen sollen, werden nach seinen Materialien von seinem Sekretär bearbeitet werden. Der Verfasser begleitete bekanntlich als Kommissär für die Civil-Administration den Herzog von Angoulême, in dem Feldzuge von 1823, und die vielen Angriffe, denen diese Unternehmung seitdem ausgesetzt war, hat ihn veranlaßt, dieses Werk zu unternehmen. Er befand sich dazu in der günstigsten Lage, hatte alle Verhältnisse selbst und aufs genaueste gekannt; seine spätere politische Stellung sprach ihn zum voraus gegen den Verdacht einer fanatischen Anhänglichkeit an seinen damaligen Herrn und Gönner frei, und die bekannte Mäßigung seines Charakters erlaubte ihm beide Seiten der Frage zu erwägen. Der erste Band enthält die Darstellung der politischen Lage von Spanien, von dem Ende der Regierung Karls IV an, bis ans Ende des Jahres 1822. Es ist ein wohlgeschriebenes Buch, wie man gegenwärtig leider nur wenige hier findet, und er hat sich nur selten von dem gewöhnlichen fieberhaften, nach dem Pittoresken haschenden Style der jetzigen Mode anstecken lassen. Im Ganzen neigt er sich zu sehr auf Seite der legitimen Partei; alle Fehler und Verbrechen der andern Partei sind mit schonungsloser Hand aufgedeckt, die der königlichen Partei leichter gehalten, die des Königs selbst in Ungewißheit gelassen. Es ist nicht zu verwundern, wenn man seine Stellung bedenkt, die ihm bei allem Streben nach Unparteilichkeit doch unvertilgbare Eindrücke gelassen haben mußte. Es ist sehr Schade, daß er nicht im Stande war das Werk zu vollenden; es hätte nothwendig ein helles Licht auf die Plane und Mittel des damaligen französischen Kabinets werfen müssen, in dessen Geheimnisse er eingeweiht war. — Der dritte Band von Valery Voyages historiques et littéraires en Italie ist erschienen; er enthält Toscana, die Legationen und Neapel, und der vierte wird Rom enthalten. Er ist, wie die beiden ersten, eine Art von Cicerone, weniger lästig und geschwätzig als ein lebendiger, und zeigt so gut als ein solcher die Kuriositäten, die an jedem Orte den unglücklichen gebildeten Reisenden erwarten; und da dieser natürlich nicht Alles verstehen kann, so gibt ihm Valery gemäßigte Urtheile über Alles an die Hand, so daß er nachher als ein hübscher Mensch in anständiger Gesellschaft von Gemälden und Alterthümern, von Palästen und Naturscenen, von Bildsäulen und Theatern reden kann. Man ist bisweilen geneigt, das Buch für eine feine Satyre auf diese allwissend-unwissende Art zu reisen anzusehen, und es kommen solche Züge vor, daß man den Verfasser als einen großen Humoristen ansehen würde, wenn er nicht wieder auf eine so honnete Art langweilig und schwerfällig wäre, daß man sich am Ende überzeugt, daß es ernstlich gemeint sey. Der Verfasser selbst ist ein Bibliothekar, und der Theil, der die Bibliotheken betrifft, ist daher auch derjenige, der am ehesten etwas Neues enthält, und wo die Bemerkungen des Verfassers von Werth seyn können. Unglücklicherweise ist er aber in den bodenlosen Abgrund der Inkunabeln und seltenen Bücher versunken; ebenso sind Autographen und dergleichen Spielereien seine große Leidenschaft, so wie Alles, was die Adepten in der Freimaurerei der Bibliomanie zu Gegenständen ihres Kultus gemacht haben, als da sind Bücher auf Pergament gedruckt u. s. w. Daher lernt der Leser auch in diesem Theile nicht viel Nützliches und Erhebliches. Von Italien selbst, dem lebenden Volke und seinen Verhältnissen ist nicht viel die Rede; das Land erscheint in dem Buche, wie ein großes Kunstkabinet allein da die meisten Reisenden den Gesichtspunkt des Verfassers gewählt haben, so ist es ein verdienstliches Unternehmen, ihnen hier in einem mäßigen Format ein ziemlich vollständiges Repertorium aller der Dinge an die Hand zu geben, bei denen sie ein Trinkgeld zu geben haben. Der Ton des Buchs ist sehr anständig, die Anekdoten nicht indiskret, was bei italienischen Reisebeschreibungen eine große und seltene Tugend ist, der Styl höchst mittelmäßig. — Ein neuer französischer Reisender, Desnoyers, ist im Monat December von Calcutta abgereist, um, von seiner Frau begleitet, eine Reise im Innern von Asien zu unternehmen. Der Generalgouverneur von Indien hat ihm von dem Radschah von Lahore die Erlaubniß verschafft, nach Lahore und Caschemir zu gehen, von wo er nach Afghanistan vorzudringen gedenkt, wenn es die politische Lage des Landes erlauben sollte, was jedoch nicht wahrscheinlich ist. — In wenigen Tagen wird die französische Uebersetzung des chinesischen Drama's: „der Kreis von Kreide," in 5 Akten erscheinen. Er ist von St. Julien übersetzt, und das erste chinesische Drama, das vollständig übersetzt erscheint, sowohl der Theil, der in Prosa, als der in Poesie geschrieben ist. Etienne Quatremère verspricht eine französische Uebersetzung der Beschreibung von Aegypten, von Macrizi. — Der Tod Cuviers hat einen allgemeinen und höchst schmerzlichen Eindruck hervorgebracht; er war vom Publikum nicht geliebt, sein politischer Charakter war vielem Tadel ausgesetzt, und der Neid nagte an seinem wissenschaftlichen Ruhme; aber dennoch behauptete das Verdienst und das Talent seine Rechte, und das Publikum sah mit Schrecken eine so kräftige Natur plötzlich gebrochen, und den größten literarischen Ruhm von Frankreich verschwinden. Die Akademie der Wissenschaften ist in großer Verlegenheit, ihm einen Nachfolger als Sekretär zu finden. Es scheint, er hatte seit mehreren Monaten ein Vorgefühl seines bevorstehenden Todes, und viele Personen erinnern sich jetzt an Aeußerungen von ihm, die beweisen, daß er dieses Jahr nicht zu überleben glaubte. Diese Ueberzeugung hatte ihn vermocht, mit angestrengter Arbeit an den Werken zu schreiben, die er noch zu vollenden wünschte, und in den letzten sechs Wochen hatte er zwei Bände seiner vergleichenden Anatomie völlig umgearbeitet, und für eine neue Ausgabe fertig geschrieben.

Es ist kürzlich hier und in London eine Sammlung von lithographirten Skizzen der häuslichen Gebräuche von Ostindien erschienen, unter dem Titel: 24 Sketches of the domestic manners of the Hindoos by Mad. Belnos and Mr. Colin. Mad. Belnos ist eine indische Mulattin, die eine Menge von Zeichnungen aus Bengalen mitgebracht, und sie gemeinschaftlich mit dem Maler Colin herausgegeben hat. Die Wahl der Scenen und die Ausführung sind ziemlich gut; die meisten derselben sind neu, und finden sich weder in Solevns, Cox und Grindlay, noch in dem lächerlichen Werke von Williamson über die Engländer in Indien. Mad. Belnos hat sie mit einem Texte begleitet, der zugleich englisch und in einer sehr mittelmäßigen französischen Uebersetzung beigedruckt ist, und einige unbekannte Details über die Sitten der untern Klassen in Bengalen gibt. Einige der Zeichnungen, z. B. die, welche einen Gaukler vorstellt, der einen Bock auf eine Menge aufeinander gestellter Holzstücke steigen läßt; die, welche Parias vorstellt, die einen todten Büffel zerstücken, u. a. sind ausgezeichnet hübsch. — Renouard hat den Druck seines längst angekündigten provençalischen Lexikons angefangen; es wird in 4 Quartbänden nicht nur ein eigentliches Lexikon, sondern auch eine Menge ungedruckter provençalischer Gedichte enthalten, die theils als Beispiele in den Text des Buches eingeschoben, theils als Anhang beigegeben werden. — Pasquier, der Präsident der Pairskammer, schreibt ausführliche Memoires über sein öffentliches Leben, die von der Zerstörung der Bastille, bei der er gegenwärtig war, bis auf den heutigen Tag gehen; sie enthalten das genaueste Detail aller Staatsangelegenheiten, an denen er seit dieser Zeit Theil genommen hat, und werden 20 Bände bilden; sie können nicht während seines Lebens erscheinen. — Einen unersetzlichen Verlust hat die Literatur und Gelehrsamkeit in Frankreich durch den Tod des großen Sinologen Abel Remusat erlitten. Er war der Schöpfer und Chef der historischen orientalischen Schule in Paris, und im Begriffe vier große Werke, an denen er seit vielen Jahren arbeitete, herauszugeben; seine Constitution und sein Alter (44 Jahre) schienen ihm noch eine lange Laufbahn zu sichern. Hr. Remusat ist in der Nacht vom 3—4 Juni gestorben.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Beilage: Charte zu Lander's Reisen in Afrika.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 179. 27 Junius 1832.

Lander's Entdeckungsreisen auf dem Niger.

1. Ankunft zu Badagry. — König Adule.

Richard und John Lander gingen am 9 Januar 1830 auf der Brigg „Alert" zu Portsmouth unter Segel, und erreichten am 22 Februar, nach einer Fahrt von zwei und vierzig Tagen, Cape Coast Castle, eine englische Faktorei auf der Goldküste, wo sie das Glück hatten, einen alten Neger, Namens Pascoe nebst seiner Frau, und einen andern, Dschoddi mit Namen, zu treffen, die alle drei im Gefolge Kapitän Clappertons Lander auf seiner ersten Reise in Afrika bekannt geworden waren. Diese alten Freunde, und zwei andere Eingeborne aus Bornu, Ibrahim und Mina, die in der Haussasprache wohl bewandert, und mit den englischen Sitten vertraut waren, wurden in Dienst genommen. Am 4 März schiffte sich die Reisegesellschaft nach Accra ein, der gesündesten Faktorei der Engländer auf der westlichen Küste von Afrika. Am 15 verließen sie auf einem königlichen Schiffe Accra und langten am 21 zu Badagry (auf den Karten gewöhnlich Badagh genannt) an. Der Fluß Badagry, ein Seitenarm des Lagos, bildet ein schönes Wasserbecken, das einem kleinen See gleicht; sein Gewässer ist spiegelglatt und bis auf den Grund durchsichtig; seine malerischen Ufer beschatten Bäume von einem glänzenden Grün, zwischen denen Heerden von Hirschen, Antilopen und Büffeln auf der Weide zu sehen waren.

„Sobald wir," so heißt es in dem Tagebuch der Reisenden aus dem wir nur hie und da die Verfasser redend einführen werden, „am jenseitigen Ufer des Flusses angelangt waren, sahen wir uns von einem Haufen Männer, Weiber und Kinder bis nach der Stadt Badagry begleitet. Alle machten hinter uns her einen furchtbaren Lärm, ohne daß wir Anfangs errathen konnten, ob dieß verworrene Geschrei Freude oder Unwillen, Bewunderung oder Spott bedeuten sollte; wir merkten aber bald, daß letzterer vorherrschte; auch war unser Aufzug wirklich so seltsam, als man sich nur denken kann; er bestand aus einem Strohhut breiter als ein Sonnenschirm, einer scharlachrothen Kutte, wie sie die Mohammedaner zu tragen pflegen, und einem Gürtel nebst türkischen Stiefeln und weiten Pluderhosen. Eine so ungewöhnliche Kleidung mußte freilich unserm ungebetenen Gefolge hinlänglichen Stoff zum Lachen geben; wirklich machten sie sich auch darüber weiblich lustig, und nur die bescheidnern Frauen wendeten sich beiseite, und suchten ihr unwiderstehliches Kichern zu bergen, um uns nicht zu beleidigen. Auf unsrem Wege sahen wir hingegen verschiedene Gruppen von Leuten, die unter dem Schatten prächtiger Bäume Lebensmittel und inländisches Tuch feil hatten, und bei unserer Annäherung aufstanden, sich verbeugten oder zum Zeichen ihrer Ehrfurcht gar auf die Erde fielen."

Am folgenden Morgen wurden die Reisenden Adule, dem Könige von Badagry vorgestellt, der durch eine Reihe von Unglücksfällen, die ihn kurz vorher betroffen hatten, in tiefe Traurigkeit versenkt schien. Gleichgültig nahm er sie und ihre Geschenke auf, die er kaum eines Blicks würdigte, und erst einige Zeit darauf, klärte sich den Reisenden seine befremdende Kälte durch die Erzählung seines Mißgeschickes auf. In einem Treffen gegen die Lagos waren seine besten Krieger und zwei seiner Feldherrn gefallen; und um das Maß des Unglücks voll zu machen, war kurze Zeit nachher seine Wohnung in Brand gerathen und eine Menge darin aufgehäufter Waffenvorräthe, Geschenke von Europäern, Pulver u. s. w. zu Grund gegangen. Kaum war er selbst mit seinen Weibern den Flammen entronnen, da die nach Landessitte stets geladenen Gewehre losgingen und Alle verwundeten, die zur Rettung des Gebäudes herbeigeeilt waren. Als die Reisenden ihn später um Erlaubniß baten, ihre Reise fortsetzen zu dürfen, antwortete er ihnen, daß die Wege ungangbar und unsicher seyen, und suchte sie so lange als möglich zurück zu halten. An dieser Verzögerung waren aber vorzüglich mehrere Häuptlinge schuld, die das Mißtrauen des Königs gegen die Absichten der Weißen zu erwecken gewußt hatten. Nur durch eine Menge Geschenke und die größten Versprechungen gelang es ihnen endlich seine Einwilligung zu erkaufen. „Unter anderm verlangte er eine Anweisung auf mehrere Artikel, die ihm aus Cap Coaste Castle oder England geliefert werden sollten; so vier Uniformen, wie sie der König von England zu tragen pflege, für sich, und vierzig andere weniger prachtvolle für seine Häuptlinge; zwei große metallene Drehbassen, fünfzig Musketen, zwanzig Tonnen Schießpulver, vier schöne Schwerter, und vierzig Säbel; außerdem noch zwei Tonnen Rum, eine Kiste mit Zimmermanns-Werkzeugen, Oelen, Farben und Pinseln, da der König sich rühmte, er sey ein Schmid, Zimmermann, Maler, kurz Alles, nur kein Schneider. Außer diesen Kleinigkeiten mußten ihm noch ein halb Dutzend Raketen und eine Raketenbüchse, sammt einem Soldaten aus Cap Coast, der sie loszubrennen verstehe, zugesagt werden.

Digitized by Google

Zuletzt verlangte er noch ganz bescheiden zwei Fässer Porzellanschnecken (die Münze dieser Völkerschaften) als Entschädigung für die Kriegskosten, die ihm durch die Angriffe der Einwohnee von Porto Novo, Atta und Dschunculi zugewachsen seyen, die ihn mit Krieg überzogen, weil er ohne ihre Einwilligung weiland Kapitän Clapperton die Erlaubniß, ins Innere des Landes zu reisen, ertheilt habe. Zum Spaß fragten wir ihn, ob er mit dem bereits Verlangten zufrieden sey, als er nach einigem Bedenken und einer lauten Berathung mit seinen Häuptlingen, erwideete, er habe vergessen, daß er auch noch einen großen Sonnenschirm brauche, ferner vier Kisten Kartätschenkugein, und eine Tonne Feuersteine. Auch Dieß wurde auf das Verzeichniß gesetzt, und die Anweisung endlich zusammengelegt und versiegelt. So wurde sie den Händen Adule's übergeben, dee bemerkte, ee werde sie durch einen seiner Häuptlinge über Accra nach Cap Coast Castle schicken, wo er so lange warten solle, bis ihm die vorgeschriebenen Sachen übergeben wären. Wenn dee gute Häuptling so lange warten konnte, bis seine Anweisung honorirt wurde, so wollen wir seine Geduld loben."

Der Aufenthait in Badagry wurde den Brüdern fast unerträglich gemacht; von unaufhörlichen Besuchen belästigt, die alle Geschenke oder Rum haben wollten, waren sie auch gezwungen, ihnen alle mögliche Höflichkeit zu beweisen, und stets ein freundliches Gesicht zu zeigen. Die meisten ihrer schwarzen Freunde verließen sie in einem Zustande völliger Trunkenheit. Lantern, der Sohn Adule's allein, machte hievon eine rühmliche Ausnahme. Er sprach etwas englisch und zeigte in seinem Benehmen viele Achtung und Bescheidenheit. „Obgleich er wie ein kleiner Knabe aussah," bemerkt das Tagebuch, „hatte er doch schon drei Frauen und war Vater von drei Kindern. Seine Vorderzähne waren nach der Mode der Lagosneger spitzig zugefeilt; doch hatte sein Gesicht nicht den Ausdruck von Wildheit, den wir bei dem größten Theil der Unterthanen seines Vaters bemerken konnten. Als wir ihn fragten, ob er im Stande seyn würde, uns oder andern Europäern Leides zu thun, wenn er zur Herrschaft gelangte, antwortete er nichts, sondern näherte sich schweigend unserm Sitze, fiel vor uns auf die Knie, drückte mich lebhaft an seine nackte Brust und küßte mir zärtlich die Hand. Ich glaube nicht, daß Worte halb so beredt hätten seyn können, als diese stumme Sprache."

Endlich erhielten die jungen Reisenden die Einwilligung des Königs zur Abreise; doch wollte er sie nicht auf dem kürzesten Wege nach Djenne gehen lassen, weil sie ein Fetischland betreten müßten, wo sie unfehlbar mit dem Tode bestraft werden würden, so bald sie nur einen Fuß dahin gesetzt hätten. Freudig verließen sie Badagry, wo sie von dem Könige bis zu dem geringsten Bettler herab, nichts als Habsucht und die roheste Trunkliebe gefunden hatten. Nur eine Tugend nahmen sie an diesen Negern wahr: die tiefste Ehrfurcht gegen Eltern und alte Leute; sonst stießen sie überall auf böse Eigenschaften.

(Schluß folgt.)

Rom und der Papst im Jahre 1832.

(Fortsetzung.)

Es ist ein charakteristischer Zug aller Tribunale des Kontinents, daß die Präsumtion stets gegen den Angeklagten ist, und Dieß besonders in den Ländern, wo Alle, die mit zwölf Sous und einer Beichte ihr Gewissen von jeder nur einigermaßen lästigen Bürde befreien zu können glauben, die Spionerie als Handwerk treiben. Dieß ist in Rom der Fall, wo eine Anklage oft auf den nichtswürdigsten Vorwand gegründet wird. In England, wo die Anklagen seltener sind, weil sie durch gegründete Beweise beigt werden müssen, ist die Präsumtion immer für den Angeklagten; in Italien dagegen ist es nicht Sache des Richters, zu zeigen, daß der Angeklagte die Gerechtigkeit für sich hat, sondern nur, daß er ihr nicht entgehen kann. Dieses System ist augenscheinlich weit weniger geeignet, dem Siege der Wahrheit, als vielmehr der Strenge der Gesetze Vorschub zu leisten; der Ankläger ist vom Gerichte begünstigt, der Angeklagte das Opfer. Der Richter spielt eine obligate Rolle, der Rechtskundige verhört, und stellt dem Angeklagten verfängliche Fragen, treibt ihm Thränen in die Augen und erschreckt ihn; der Angeklagte, vielleicht unschuldig, wird verwirrt und muß schweigen; der Richter dagegen erwirbt sich durch diese mündliche Tortur den Ruf eines geschickten Beamten, der Angeklagte wird gehangen, und das Tribunal feiert den Triumph seiner Macht über Leben und Tod. Selbst in Frankreich leidet die Würde der Gerechtigkeit, die dort in ihrer vollen Unabhängigkeit besteht, unter dieser Leidenschaft, einen Schuldigen zu überführen. Der Richter in England wird der Advokat des Angeklagten, wenn kein anderer da ist; der Richter in Frankreich zum Advokaten des Anklägers.

In Rom finden nur wenige Hinrichtungen statt, denn hier, wie fast überall, werden die meisten Verbrechen unter dem Pöbel begangen, der seine Rache nur selten dem langsamen Gange der Gerechtigkeit anheimstellt. Mit dem Stilet verschafft er sich schnelleres Recht; ein Dolchstoß wird durch einen andern beantwortet, und das Gesetz kümmert sich wenig darum, diesen Repressalien Einhalt zu thun. Eine merkwürdige Ausnahme findet zu Gunsten der Priester und Frauen statt, die keiner Todesstrafe unterworfen sind. Ein Priester, sey er nun Dieb, Verführer, Verschwörer oder Meuchelmörder darf nie ein Schaffot besteigen; das Aergste was ihm geschehen kann, ist, daß er in das Korrektionshaus „Ergastolo" kommt, wo er nichts zu thun hat, und auch nichts thut. Er kann sein Brevier lesen, und muß täglich eine Messe hören, das ist Alles. So wird er vom Papste so lange gefüttert, bis sein Pfleger es müde wird, ihn länger zu füttern; sobald er zur Last wird, findet man ihn auf dem Wege der Besserung, sein Aufenthalt in diesem römischen Fegfeuer wird plötzlich abgekürzt, man sieht, daß er bereut, und seine Fehler abgebüßt hat; der Padre cherico bürgt für seine Tugend, und er wird frei gelassen. Stirbt er im Gefängniß, so kommt er noch ehrenvoller davon; er wird absolvirt, in das Kleid des heiligen Dominicus gewickelt und geradeswegs in den Himmel geschickt. Die Frauen werden auch zum Kerker verurtheilt, jedoch mit dem Unterschied, daß man ihnen Beschäftigung gibt. Viele weiße Hände römischer „Donzelle" sind beschäftigt, Hanf und Wolle zu spinnen und Stalldecken zu weben. In ihrer „Casa"

Digitized by Google

die den Namen des Erzengels Michael führt, tödten diese Damen den Satan und das Fleisch durch die Geißel, Brod, Wasser und unaufhörliche Messen; — freilich ein gewaltiger Kontrast mit dem Leben einer Spaziergängerin der Piazza di Spagna, einer freien Trasteverina und einer ersten Sängerin des Theaters Phönix; indeß, Alles wohl überlegt, immer noch ein annehmlicher Zufluchtsort für die unglücklichste aller gesunkenen Mächte, für eine alternde Schöne.

Die Sagra consulta vereinigt mit ihren sonstigen Amtsverrichtungen auch ein Quarantänekomité. Gleich der Lanze des Achilles, deren Spitze tödtete und deren Rost heilte, spendet sie wechselsweise Leben und Tod. Im jetzigen Augenblick, wo man von der Cholera bedroht ist, dürfte es nicht überflüssig seyn, im Vorbeigehen mit einigen Worten der Quarantäneanstalten von Rom zu erwähnen.

Die Staaten des heiligen Vaters sind bekanntlich von der Pest umlagert. Mohammed vermachte diese Geißel seinen Anhängern und bei den Muselmännern ist die Pest unsterblich. Schwebt sie nicht über den Turbanen von Konstantinopel, so schwebt sie über den wollenen Mützen von Schiras und Teheran; verwüstet sie die tatarischen Lager an den Ufern des Baikal nicht, so lichtet sie die Harems von Marokko; ist sie nicht in Marokko, so ist sie in Kairo, und ist sie nicht in Kairo, so zwingt sie die Barbaren von Tunis und Tripolis Frieden zu machen, indem sie beide Völker decimirt; kurz sie ist immer im Zuge, immer thätig und streicht stets um die Staaten Sr. Heiligkeit herum. Eine so drohende Gefahr vermochte selbst die römische Faulheit aufzuregen, und der glückliche Erfolg spricht am besten für den Werth der gegen diese schrecklichste aller Geißeln getroffenen Maßregeln.

(Schluß folgt.)

Der Prediger Irving vor dem schottischen Presbyterium.

Das Unwesen, welches Herr Irving mit seiner unbekannten Sprache angerichtet hatte, war endlich so arg geworden, daß er vor dem Presbyterium der schottischen Nationalkirche, zu der er früher gehörte, verklagt wurde, als ein Mann, der nicht geeignet sey, fortan die Pflichten eines Geistlichen dieser Kirche zu erfüllen. Als das, nach der Weise der schottischen Kirche, aus Geistlichen und Laien zusammengesetzte Presbyterium sein Ame wie gewöhnlich mit Gebeten eröffnete, kam über eines der Schaft des Herrn Irving der Geist, und es redete in der unbekannten Sprache. Es dauerte dießmal zum Glück nur wenige Minuten, und endete noch vor dem Schlusse des Gebets. Dann ward die Klage verlesen, des Inhalts, daß Herr Irving gegen die Bedingungen seines Amtsantrittes Leuten, die nicht Mitglieder oder Lizentiaten der schottischen Kirche waren, gestattet habe, öffentlich und während des Gottesdienstes aufzutreten. Die aufgerufenen Zeugen, alle, wie es scheint, selbst mit der Gabe in der unbekannten Sprache zu reden, behaftet, gaben an, daß der regelmäßige und gewöhnliche Gottesdienst von verschiedenen Personen, welche die Gabe der Sprache zu haben behaupteten, unterbrochen worden sey, und daß Herr Irving nicht nur keinen Versuch gemacht, diese Unterbrechungen zu beseitigen, sondern öfters gebeten, daß der heilige Geist sich in der unbekannten Sprache äußern möchte, und für die Aeußerungen dem Herrn gedankt habe. Alle diese Zeugen erklärten, sie hielten das Vermögen, in der unbekannten Sprache zu reden, für ein Geschenk des heiligen Geistes. Herr Irving fragte die Zeugen, ob diese Offenbarungen nicht mit der heiligen Schrift übereinstimmten? Der Vorstand bemerkte, er könne diese Frage nicht zulassen. Man habe zu entscheiden, ob diese Dinge sich mit den Lehren der schottischen Kirche vertrügen und nicht, ob sie sich mit der Schrift vertrügen (bei diesen Worten ließen sich in der orthodoxen Versammlung, so wenig sie sonst Herrn Irving beipflichtete, doch einige Zeichen von Mißbilligung hören). Die schottische Kirche habe den Worten der Schrift eine bestimmte Bedeutung beigelegt, und die daraus hervorgehenden Dogmen in ihre Konstitutionen aufgenommen. Herr Irving habe angelobt, sich an diese Konstitutionen zu halten, und die Frage sey nun nicht, ob diese Konstitutionen richtig seyen, sondern ob Herr Irving sich daran gehalten habe. Herr Irving bemerkte, das Presbyterium, indem es ihn hindere, an die heilige Schrift zu appelliren, habe bewiesen, daß es nicht von Christus, sondern von dem Antichrist beseelt sey. Das Zeugenverhör nahm nun an diesem Tage (26 April) noch so viel Zeit weg, daß die Fortsetzung der Verhandlung auf den folgenden Tag verschoben werden mußte, wo dann Herr Irving seine Vertheidigungsrede hielt, die nicht weniger als fünf Stunden dauerte, und sich namentlich durch eine ungemeine Kraft und eine Schwärmerei auszeichnete, die ein neuer Beweis ist, daß die Schilderungen Walter Scotts in seinen „Schwärmern" aus dem Leben eines zu einer tiefen, düstern Schwärmerei geneigten Volkes genommen sind. Er begann damit, dem Presbyterium ins Gedächtniß zurückzurufen, daß Johannes der Täufer laut die Ankunft des Sohnes Gottes in den Worten verkündet habe: nach mir kommt einer, der vor mir gewesen ist, dem ich nicht würdig bin, die Schuhriemen aufzulösen. Ich taufe mit Wasser, aber er wird mit dem heiligen Geist taufen. Es hat Gott gefallen in seiner großen Gnade und zur Erwiderung des Flehens seines Volkes, das gläubig zu ihm emporrief Tag und Nacht, der Kirche, deren Hirte ich bin, durch die Gabe des Sprechens in Sprachen und durch Prophezeiungen die Taufe mit dem heiligen Geiste kund zu thun, und nachdem ich diese Zeichen nach dem Worte der Schrift und dem Zeugnisse meines Gewissens untersucht hatte, hielt ich sie für Offenbarungen des heiligen Geistes, und in diesem Glauben wagte ich nicht, ihnen Schweigen aufzulegen, sondern befahl sie zu hören, da sie dem Worte Gottes gemäß und den Satzungen der schottischen Kirche in nichts entgegen sind. Jetzt stellt man mich zur Rede, weil ich nicht meine Hand an sie legen und sie unterdrücken wollte gegen mein eigenes Gewissen, gegen das Gewissen der meisten Andächtigen, gegen das Wort Gottes und gegen den Namen des Herrn Jesus. Anfangs ergriff der Geist nur in Privatandachten die Personen, die er erwählt hatte, allmählig aber, als sie Gott näher und näher kamen, wurde die Gabe in ihnen vervollkommt, und sie begannen in Gegenwart Anderer zu sprechen. Unter diesen Umständen hielt ich es für meine Pflicht, zu prüfen, ob Dieß falsche und betrügliche Offenbarungen seyen, nach dem zweiten Kapitel der Offenbarung, worin geschrieben steht, daß der Engel der Kirche von Ephesus getadelt ward, weil er zugab, „daß das Weib Jesabel, das sich eine Prophetin nennet, meine Diener lehrt und verführt, Hurerei zu begehen und Dinge zu essen, die den Götzen geopfert worden." Das Erste, was ich that, war, daß ich diese Personen ihre Prophezeiungen vor mir aussprechen ließ, und da Alle, welche ich hörte, so weit ich weiß, ein gottseliges Leben führten, so wagte ich es nicht, ihnen Einhalt zu thun. Oeffentlich in der Kirche in einer unbekannten Sprache zu sprechen, ist den Ordnungen der schottischen oder irgend einer andern protestantischen Kirche nicht entgegen; wenn Dieß aber auch der Fall gewesen wäre, so würde ich mich nicht zum Gehorsam verbunden gehalten haben, da ich diese Reden für Offenbarungen des heiligen Geistes hielt. Der Herr Jesus läßt ihnen keinen Einhalt thun, und man soll ihnen auch keinen Einhalt thun, so lange der Herr mich mit dem Dienste dieser Kirche beehrt. Mögen Die, welche mich anklagen, sich in Acht nehmen, was sie thun. Sie haben ihre Ohren der Stimme der Wahrheit entzogen, und sich keine Mühe nehmen wollen, die Sache zu untersuchen, und mit der Besitzurkunde des Gebäudes in ihren Händen, suchen sie Jesus aus seinem Hause zu vertreiben. (Hier erinnerte der Vorsitzer Herrn Irving, daß er eine solche Sprache gegen die Klagsteller nicht dulden könne. Herr Irving fuhr sodann fort.) Ich finde, daß im 11 und 14 Kapitel des Buchs an die Korinther den Weibern verboten ist, in der Kirche zu sprechen, aber nach der Erklärung von Locke, Scott und Browne beziehen sich diese Stellen nur auf Weiber, die aus eigener Kraft, aber nicht auf solche, die in Kraft des heiligen Geistes sprechen. Da ich nun geprüft und gefunden hatte, daß die unbekannte Sprache nicht das Werk eines bösen, sondern des heiligen Geistes sey, so blieb mir nur noch die Unter-

Digitized by Google

suchung übrig, wie die Offenbarungen dieses Geistes in der Kirche in Ordnung zu bringen seyen. Ich fand aber hierüber nichts in der Schrift. Es ist indeß den Satzungen der schottischen Kirche nicht entgegen, daß andere als Licentiaten oder graduirte Geistliche in der Kirche öffentlich reden; offenbar will man mit dieser Klage nur verhindern, daß die Stimme des Herrn in seinem eigenen Hause vernommen werde. (Der Präsident bemerkte hier wiederum, daß man den Klagstellern Beweggründe unterschiebe, gegen die sie sich durchaus verwahrten.) Der Zweck dieser Klage ist, den Namen von Jesus als Täufer mit dem heiligen Geist zu vernichten, und mich und meine Heerde aus dieser Kirche auf die Straße hinaus zu werfen, die, ich muß es sagen, größtentheils auf das Ansehen meines eigenen Namens gebaut wurde. Ich unterwerfe den gegenwärtigen Fall dem Presbyterium als einem Presbyterium der schottischen Kirche nicht, denn ich habe mich mit meiner Gemeinde der Gerichtsbarkeit derselben entzogen. Ich unterwerfe den Fall ihm nicht, als einem Gerichtshof der christlichen Kirche, denn er hat sich selbst dieser Stellung begeben, indem er eine Berufung auf die Schrift nicht hören wollte, was nur ein Gerichtshof des Antichrists thun konnte, und ich glaube, daß das Presbyterium kein richtiges Urtheil in der Sache geben kann, bis es bereut, was es gethan, und eine Berufung auf die Stimme Gottes zuläßt. Noch bitte ich, das Presbyterium inne zu halten, ehe es einen Spruch gegen mich fällt, denn wenn, wie ich glaube, der heilige Geist sich in seiner Kirche geoffenbaret hat, so würde ihre Lage bedauernswerth seyn, wenn sie den Tempel schlössen, in welchem vor allen andern Gott sich gezeigt hat."

Bemerkenswerth für den Geist der Versammlung ist namentlich die Sorgfalt, mit welcher der Präsident des Presbyteriums den Vorwurf von sich ablehnte, daß er keine Berufung auf die heilige Schrift habe gestatten, daß er, wie Herr Irving sich ausdrückte, die Stimme dieses heiligen Geistes nicht habe hören lassen wollen. Der Erfolg der Berathung läßt sich leicht denken; das Presbyterium erließ das Urtheil, daß Herr Irving den Satzungen der schottischen Kirche entgegengehandelt habe, und sein Amt als Prediger dieser Kirche nicht länger behalten könne. Seit dieser Zeit hat er schon mehrere Predigten auf freiem Felde gehalten.

Die Bisonjagd in Nordamerika.

Der amerikanische Bison steht dem sonst in Deutschlands Wäldern häufigen Auerochsen sehr nahe. Er streift unaufhörlich umher, theils um den Verfolgungen der Jäger zu entgehen, theils um seine Nahrung zu suchen. Stiere und Kühe leben einen großen Theil des Jahres hindurch in abgesonderten Heerden, gewöhnlich aber begleiten ein Paar alte Stiere die Kühe zu allen Jahreszeiten. Während der Brunstzeit streiten die Männchen wüthend gegen einander, und es ist dann sehr gefährlich, sich ihnen zu nähern. Sonst ist der Bison ein scheues Thier, und nimmt die Flucht, wenn er nur einen Feind vermuthet, den er durch seinen sehr scharfen Geruch in großer Entfernung schon entdeckt. Sind ihrer aber mehrere beisammen, dann scheinen sie sich minder zu fürchten, folgen meist blindlings dem vorangehenden alten Stier, ohne sich an die Jäger zu kehren, die sie dann oft wüthend unter die Füße treten. Hat ein Jäger einen Bison verwundet, so darf er sich nicht sehen lassen, denn das Thier verfolgt ihn, und so schwerfällig und plump sein Gang zu seyn scheint, so holt es doch den schnellsten Läufer ein. Ein Schotte, Namens Finnan M'Donald, fuhr einst in einem Boote den Laskatcheiran hinab, und als er Abends sein Zelt aufgeschlagen hatte, ging er ans Ufer, um in der Dämmerung noch einiges Wild aufzuspüren. Er war schon ziemlich dunkel, als er auf einen Bisonstier feuerte, der über einen kleinen Hügel ging. Er wollte nachsehen, ob er den Stier getroffen habe, aber das verwundete Thier fiel ihn sogleich an. Er hatte Gegenwart des Geistes genug, den Stier, der ihn mit den Hörnern in die Seite stieß, an den langen Haupthaaren zu fassen, und da er ein ungewöhnlich großer und starker Mann war, so erfolgte nun ein Kampf, der so lange dauerte, bis er sich das Handgelenk verrenkte. Da sein Arm hiedurch kraftlos geworden war, stürzte er nieder, und blieb, da er noch einige Stöße erhalten hatte, ohnmächtig liegen. Bald hernach fanden ihn seine Genossen im Blute gebadet und an verschiedenen Stellen verwundet. Der Bison hatte sich nahe daneben niedergelegt und wartete augenscheinlich, ob er noch ein Zeichen des Lebens von sich gebe, um den Anfall zu erneuern. Herr Donald wurde zwar scheinbar wieder hergestellt, starb aber einige Monate darnach. Die Amerikaner jagen den Bison am liebsten, indem sie zu Pferde auf den fettesten losgehen, und ihn mit Pfeilen durchbohren. Wenn viele Jäger auf diese Weise auf einer großen Fläche beschäftigt sind, so gibt Dieß einen malerischen Anblick, und Jünglinge haben eine vortreffliche Gelegenheit, ihre Kunst und Behendigkeit zu zeigen. Die Pferde scheinen dabei so viel Geschick als ihre Reiter zu haben, und wissen mit vieler Gewandtheit den Stößen auszuweichen. Das beste Mittel, den Bison zu schießen, besteht darin, daß man gegen den Wind auf ihn losgeht. Auch fängt man sie häufig in Gruben. Beim Laufen rennt der Bison abwechselnd bald auf die eine, bald auf die andere Seite. Sein Fleisch ist sehr zart und schmackhaft, und die Zunge gilt für einen Leckerbissen. Da die Haare des Bison sehr fein sind, kann man aus seiner Haut herrliche Decken machen, die in Canada, wo man sich des Winters bei weiten Reisen dareinwickelt, zu 4 bis 5 Pfund das Stück verkauft werden.

Vermischte Nachrichten.

Aus Massachusetts hat sich jüngst eine Gesellschaft Missionäre nach den Sandwichinseln eingeschifft, die aus neunzehn Personen, acht eigentlichen Missionären, einem Arzt, einem Buchdrucker und neun Frauen besteht. Die ersten Missionäre, die sich nach jenen Inseln begaben, gingen von Amerika im Herbste des Jahres 1819 ab, es folgten ihnen mehrere andere in den Jahren 1822, 1827 und 1830. Wenn die oben erwähnten glücklich an dem Orte ihrer Bestimmung anlangen, so werden sich jetzt sieben und fünfzig christliche Lehrer aus den vereinigten Staaten auf den Sandwichinseln befinden, acht oder zehn Eingeborne ungerechnet, die in Amerika erzogen wurden, und nun mit Unterweisung ihrer Landsleute beschäftigt sind. Die zuletzt abgegangenen Missionäre führen zwei Druckerpressen mit sich, um dort Schulbücher und Auszüge aus der heiligen Schrift drucken zu lassen. Bereits ist das ganze neue Testament und ein beträchtlicher Theil des alten in die Landessprache übersetzt. Man zählt gegenwärtig auf den zehn Inseln neunhundert Schulen, in denen eingeborne Lehrer Unterricht geben, und gegen fünftausend Kinder, die sie besuchen. Die Einrichtung dieser Schulen hat der Missionsgesellschaft keine weitern Ausgaben verursacht, als für Anschaffung der Schulbücher, die sich für jedes Kind auf ungefähr 50 Cents (15 Groschen) beliefen. Die Eingebornen tauschen mit Freuden ihre Landesprodukte gegen Bücher um, was die Ausgaben der Gesellschaft sehr vermindert. Die Missionäre erhalten gleichfalls keine Besoldung, und dürfen auf den Inseln weder Eigenthum besitzen noch Handel treiben. (Neu-Yorker Blätter.)

•

Zu Paris ist eine Uebersetzung von Tieck's Werken erschienen. Die erste Lieferung enthält: „Shakspeare et ses Contemporaines;" die spätern Lieferungen werden die Novellen unsers kerndeutschen Dichters in folgender Reihe, unter folgenden Titeln enthalten: „Joies et douleurs musicales, le Vieux de la Montagne, la Maison de Pous, l'Amant de la Lune etc." enthalten. — Mit Befremden vermissen wir zuvörderst den herrlichen Phantasus in diesem Verzeichnisse. Wir sind noch nicht in den Stand gesetzt, den Werth dieser Uebersetzungen zu beurtheilen; jedenfalls aber ist es wünschenswerth, daß die Franzosen mit einer bessern Gattung deutschen Humors bekannt gemacht werden, als sie durch die Uebersetzungen von Hoffmanns Schriften kennen gelernt haben; wiewohl ihnen die wilden Phantasmagorien Hoffmanns, den man mit gutem Fuge den fieberkranken Tieck nennen könnte, wunderbar zugesagt und eine Menge unglücklicher Nachahmungen eingegeben haben.

•

Die Auswanderung heirathslustiger Mädchen nach dem weiberarmen Van Diemensland scheint guten Fortgang zu gewinnen. Unlängst sah man vier und zwanzig Mädchen aus dem Londoner Kirchspiel Marylebone, die wegen Dürftigkeit in der dortigen Beschäftigungsanstalt schon Jahre lang gearbeitet hatten, nach dem gelobten Lande der heirathslustigen Männer sich einschiffen. Es waren lauter schmucke, kernhafte Dirnen zwischen sechzehn und fünf und zwanzig Jahren, die alle wohlgekleidet und voll guten Muthes waren. Das Kirchspiel hatte es sich 500 Pf. Sterling kosten lassen, um diese Expedition unter Segel und unter die Haube zu bringen

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 180. 28 Junius 1832.

Rom und der Papst im Jahre 1832.

(Fortsetzung.)

Die beiden vorzüglichsten Gesundheitsanstalten der römischen Staaten sind die zu Civita Vecchia und zu Ancona. Unmittelbar nach Ankunft eines Schiffes steigt der Kapitän ans Land und begibt sich an einen angewiesenen Ort, wo jede Berührung durch Pallisaden gehemmt ist. Hier liest er sein Gesundheitsjournal dem Kommissär der Anstalt vor, der bei dem geringsten Verdacht gegen das Schiff, das Papier mit einer Zange anfaßt, und es, ehe er es liest, über den Rauch von angezündetem Stroh hält. Lautet das Journal günstig, so erhält die Mannschaft des Schiffes den Befehl zu erscheinen, und wird einer besondern Untersuchung unterworfen. Ist alles in Ordnung, so werden alle Matrosen ans Land gelassen; befinden sich Kranke an Bord, so werden sie vom Hafenarzt besucht, und findet dieser sie pestkrank, so werden Kapitän und Schiffsvolk an Bord zurückgeschickt, und der unglückliche Arzt muß bei ihnen ausharren, bis die Ansteckung sich vollkommen entwickelt hat, oder bis sie erloschen ist. Wachen werden am Bord und am Ufer aufgestellt, um jede Kommunikation zu verhüten; spricht sich die Pest unverkennbar aus, so werden die Waaren im Lazareth verbrannt, oder, wenn der Kapitän dagegen protestirt, an Bord zurückgeschickt und dem Schiff Befehl ertheilt, sich sogleich zu entfernen, widrigenfalls es auf dem Ankerplatz in den Grund geschossen wird. Außerdem besteht noch ein immerwährendes Gesundheitskomité, das aus dem Gouverneur des Distrikts und fünf Magistratspersonen, die, jeder eine Woche hindurch, den Kommissär in seinen Geschäften unterstützen, zusammengesetzt ist. Bei jedem außerordentlichen Fall hat der Kommissär das Recht Alle zu berufen; ihre Abstimmungen und Meinungen werden dann dem Sekretär der Sacra consulta mitgetheilt. Die Angelegenheit wird in sorgsame Berathung gezogen, und das Schiff sammt seiner Bemannung unter strenger Quarantäne gehalten. Ein Gesundheitszeugniß aus der Levante oder von der Küste der Berberei wird durchaus nicht berücksichtigt; Alles, was von dort kommt, wird als aus einem mit der Pest behafteten Lande betrachtet und der Quarantäne unterworfen. Das Resultat dieser Verordnungen ist, daß seit undenklichen Zeiten die römischen Staaten vor jeder Ansteckung geschützt waren.

Die Zusammensetzung des päpstlichen Kabinets ist sehr einfach; es besteht, so zu sagen, nur aus drei Ministern; nämlich aus dem Gouverneur von Rom, dem Auditor des Papstes und dem Kardinalvikar; drei Würdeträger, von denen jeder mit hohen Funktionen bekleidet ist. Der Gouverneur von Rom ist stets ein Prälat; er hat ein glänzendes Gefolge um sich, und geht nie ohne Wache aus. Man kann ihn gewissermaßen als den Repräsentanten der zeitlichen Gewalt des Papstes ansehen, doch sind seine eigentlichen Dienstgeschäfte die eines Chefs der Polizei. Die meisten Civil- und Kriminalfälle, die jedoch in Rom gewöhnlich nur aus Streitigkeiten unter dem Pöbel, und Zänkereien zwischen Krämern bestehen, gehören unter seine Gerichtsbarkeit. Es besteht in der römischen Rechtspflege eine Sektion, die deßhalb eine besondere Berücksichtigung verdient, weil sie einen Beleg zu der bereits erwähnten Tendenz gibt, den Angeklagten in Nachtheil zu stellen. Verklagt nämlich ein Dienstbote bei dieser Behörde seine Herrschaft, daß sie ihm die Bezahlung des Lohnes verweigert habe, so besteht, wäre die Anklage auch noch so grundlos, die erste Verfügung des Gerichts darin, daß der Angeklagte die geforderte Summe bei Gericht niederzulegen, oder hinlängliche Sicherheit zu stellen habe, bei Vermeidung des Gefängnisses. Der Nachtheil ist hier ganz auf Seite des Angeklagten, denn an ihm ist es zu beweisen, daß der Kläger gelogen hat, statt daß man diesen anhalten sollte, den Grund seiner Klage zu beweisen. Da nun dem Angeklagten kein Reinigungseid gestattet ist, so muß er entweder Zeugen für eine Sache beibringen, die zehnmal für einmal ohne Zeugen abgemacht wird, oder die Forderung bezahlen. Auf diese Weise können fünf oder sechs mit einander einverstandene Schurken das Vermögen eines Mannes mit Beschlag belegen lassen, und ihn bis auf den letzten Groschen ausplündern, wenn er ihnen auch nicht einen Pfenning schuldig ist. Ein solcher Rechtsgang muß einem Volke, das von Natur aus ohnehin schon zu Spitzbübereien geneigt ist, und das bei jeder Gelegenheit Winkelzüge dem geraden Weg vorzieht, Gelegenheit zu den unerhörtesten Betrügereien geben. Man erzählt sich in dieser Hinsicht folgende Anekdote von einem Engländer und seinem Advokaten:

Ein englischer Lord, der sich bereits einige Monate in Rom befand, wurde auf einmal von einer Menge von Kunsthändlern überlaufen, die ihn zu seinem größten Erstaunen, nicht etwa um Aufträge für Kunstgegenstände baten, sondern die Bezahlung ihrer Rechnungen verlangten. John Bull antwortete ihnen Anfangs nur mit einem Gelächter, da aber endlich der Zorn über seine gute

Digitized by Google

Laune die Oberhand gewann, so sagte er den Leuten auf gut englisch, wofür er sie halte, und schloß mit der Erklärung, daß er geneigt sey, seine letzte Antwort mit der Reitpeitsche zu geben, was die ganze Bande zum eiligen Rückzug über die Marmortreppe des Palastes bewog. Am andern Morgen erschien indeß eine bedrohliche Vorladung in Gestalt eines Sbirren des Gouverneurs, der dem Lord den Befehl zustellte, mit dem fraglichen Geld vor Gericht zu erscheinen, oder ins Gefängniß zu wandern. Da man nun in Rom nichts von einer Habeas-Corpus-Akte, von Gesetzen zu Gunsten der Zahlungsunfähigen, oder von den englischen Rechten eines Bürgers weiß, sondern nur von Zahlung, Prozeß und Kerker die Rede war, so weihte der Engländer den Papst, den Gouverneur und die Antikenhändler den Göttern der Unterwelt und ging zu einem berühmten Advokaten. — „Sie läugnen also," sagte der Rechtsgelehrte, „irgend etwas gekauft zu haben? weder für 500 Thaler Bronzewaaren, noch für 1000 Thaler Kameen, noch für 3000" — „Dreitausend Teufel, schrie der Engländer, halten Sie mich denn für verrückt? Ich habe nicht für einen Pfenning von ihren Schnurrpfeifereien gekauft, seit ich in Rom bin, und ich hoffe morgen abzureisen, ohne auch nur einen Knopf zu kaufen." — „Sie wollen also die geforderte Summe bezahlen?" sagte der Advokat. — „Nicht einen Heller will ich bezahlen," sagte der Engländer, „ich kann's beschwören, daß ich nicht ein einziges von jenen gelben Schurkengesichtern jemals gesehen habe." —

Es gelang endlich dem Advokaten, den Zorn seines Klienten zu beschwichtigen, und ihn zu überreden, ihm die Sache zu überlassen. Sobald indeß das Geld bei Gericht deponirt war, zog sich die Sache gewaltig in die Länge, denn erstlich lag dieß ganz im Geist der römischen Rechtspflege, und zweitens wußte der Advokat der Gegenpartei den ganzen Handel bis zur Jahreszeit der Malaria hinauszuziehen, wo alle Fremde Rom verlassen. John Bull knirschte mit den Zähnen, und war schon auf dem Punkte den ganzen Prozeß fallen zu lassen, um nur nach Albano, Neapel oder irgend einen andern Theil der Erde abreisen zu können, wo er vor einem sechsmonatlichen Fieber sicher, und nicht der Gefahr ausgesetzt war, sein ganzes Leben hindurch lahm zu werden. Das Glück war ihm indeß noch günstig. Das Fieber drang bis in den Palast des Gouverneurs, und Se. Excellenz befahl nun alle noch schwebenden Prozesse aufs schleunigste zu entscheiden. Der Advokat kam zu dem Engländer. „Sie können anspannen lassen," rief er ihm beim Eintreten entgegen, „denn wir haben unsre Sache gewonnen." — „Bravo," sagte der Klient, „ohne Zweifel haben Sie dargethan, daß es diesen Schurken unmöglich ist zu beweisen, daß ich jemals auch nur für einen Pfenning von ihrem Antikenkram gekauft habe?" — „Im Gegentheil, erwiderte der Advokat, „unsre Gegner haben das Faktum bewiesen, und zwanzig Zeugen haben eidlich erhärtet, daß sie zugegen waren, als Sie ihre Bestellung machten." — Dem Engländer entfuhr hier jener Ausdruck, der im Munde eines Matrosen der Themse so kräftig lautet, und den Figaro die Quintessenz der Sprache nennt. „Aber wie haben Sie denn die Sache gewonnen?" —

„Läugnen, indem man das Gegentheil beschwört, würde nichts geholfen haben; ich habe also fünfundzwanzig Zeugen beigebracht, die beschworen, sie seyen zugegen gewesen als Mylord bezahlte. Die Schurken waren darauf nicht gefaßt, und so haben Sie ihre Sache gewonnen."

Der Auditor des Papstes hat einen ähnlichen Wirkungskreis wie der Lordkanzler von England; er ist der höchste Richter in allen Civilangelegenheiten, wobei er jedoch nicht an die Regeln und Beschränkungen der andern Tribunale gebunden ist. Ueber die an ihn gelangten Rechtsfälle gibt er gewöhnlich in der Art Bescheid, daß er den eigentlichen Punkt der Streitfrage heraushebt, und sie dann an die bezüglichen Gerichte zurückweist. Uebrigens stellt er seine Erkenntnisse meist nach billigem Ermessen.

Die Funktionen dieses hohen Magistrats gehen so unmittelbar vom Staatsoberhaupte aus, daß sie mit dem Tode des Papstes aufhören. Der Auditor bleibt im Amt so lange es dem Papst gefällt, und obschon stets ein Prälat diese Würde erhält, so hört seine Amtsgewalt doch auf, sobald er zum Kardinal ernannt wird, was dem neuen Papst ein bequemes Mittel an die Hand gibt, sich seiner zu entledigen. Wird er im Amte gelassen, so ist dieß immer nur als Pro-Auditor oder provisorisch, bis die Ernennung des künftigen Auditors erfolgt, denn gewöhnlich ist es der erste Akt des neuen Papstes diese Stelle anders zu besetzen.

Der römische Senat besteht noch, aber diese versammelten Väter, diese Männer auf den kurulischen Stuhlen werden jetzt — ein trauriges Bild von der Vergänglichkeit menschlicher Größe! — von einem einzigen Adeligen, einem Prokurator und drei kleinen Friedensrichtern dargestellt. Jener Senat, der einst Reiche verschenkte und Könige züchtigte, ist jetzt nichts mehr, als eine Stadtbehörde, die den wöchentlichen Preis des Fleisches ausschreibt, und die kleinen Schuldhändel entscheidet.

(Schluß folgt.)

Lander's Entdeckungsreisen auf dem Niger.

2. Ankunft zu Badagry. — König Adule.

(Schluß.)

Die Geschichte Adule's oder Addale's selbst erinnert an eine jener Erzählungen der Kalender in Tausend und Einer Nacht.

„Adule, der gegenwärtige Fürst von Badagry, ist der jüngere Bruder des verstorbenen Königs der Lagos. Noch zu seines Vaters Lebzeiten, und seit undenklichen Zeiten vorher, war Badagry eine Provinz von Lagos und ihm zinsbar, wie hinwieder Lagos dem mächtigen Könige von Benin unterworfen ist. Adule zeigte schon in früher Jugend lebhaften Verstand und Scharfsinn, und eine besondere Liebe für mechanische Arbeiten. Sein Vater, der König von Lagos, der diese Neigung an ihm bemerkte, bot Alles auf, was in seinen beschränkten Kräften stand, die Anlagen seines Sohnes auszubilden und zu ermuntern. Schon als Knabe galt Adule für einen geschickten Zimmermann, Schmid, Maler und Büchsenmacher. Dieß gewann ihm die Zuneigung seines Vaters so sehr, daß er ihn allen seinen Kindern vorzog, und auf dem Todbette zu seinem Nachfolger ernannte, was gegen die Landesgesetze war, durch die unveränderlich dem ältesten Sohne die Herrschaft zufällt. Es wurde deßhalb auch bald nach dem Tode des alten Fürsten sein letzter Wille nicht weiter berücksichtigt; der älteste Sohn übernahm das Reich, und

Digitized by Google

Adule fügte sich weislich ohne Murren einige Jahre lang. Endlich aber, nachdem er einen starken Anhang auf seine Seite gebracht und alle Mißvergnügte des Landes um sich versammelt hatte, forderte er mit dem Schwert in der Hand von seinem Bruder die Herrschaft zurück.

„Eine Schlacht erfolgte, in der Adule völlig geschlagen wurde und die Flucht ergreifen mußte. In einem Gefühle kindlicher Liebe, das unter diesen Wilden häufig ist, grub er jedoch vorher den Kopf seines Vaters aus, um ihn auf der Flucht mit sich zu nehmen. Der Rumpf des verstorbenen Fürsten war nach altem Herkommen nach Benin gesandt worden, um mit seinen Gebeinen den großen Nationaltempel daselbst zu schmücken. Aber Adules Mutter lebte noch, als er von seinem Bruder geschlagen wurde, und auch sie wollte er nicht zurücklassen. Schon vorher hatte er für sie eine Art Vogelbauer verfertigt, in der er sie nun auf den Schultern von vier Sklaven von Dorf zu Dorf tragen ließ. Adule wurde von seinem Bruder von einem Orte zum andern verfolgt, und sah bald keinen Ausweg mehr vor sich, als er zuletzt die Stadt Badagry erreichte. Von seinem Mißgeschicke zu Boden gedrückt, und durch die unaufhörlichen Gefahren und Mühseligkeiten gebeugt, ließ er seine Mutter auf das Gras setzen, und begann an ihrer Seite bitterlich zu weinen. Die Vornehmsten des Volkes von Badagry waren mit seinem Unglücke schon bekannt, und fühlten sich so sehr von der kindlichen Liebe des Prinzen gerührt, daß sie ihm beizustehen beschlossen. Zu diesem Ende wurde eiligst eine Volksversammlung angesagt, der Adule beiwohnte. Einer der Häuptlinge, der Thränen über die Wangen des Prinzen rollen sah, sagte zu ihm: „Thörichter Knabe, wische diese Thränen ab, denn sie sind Deiner unwürdig; zeige Dich als Mann und Fürst. Von diesem Augenblicke nehmen wir Dich zu unserm Könige an; Du sollst uns in den Krieg führen, und wir wollen Dich gegen Deinen Bruder schützen, und ihn entweder besiegen oder mit Dir umkommen. Deine Mutter soll hier im Frieden wohnen, und Deines Vaters Haupt nach Gebühr verehrt werden." In einem Kampfe, der hierauf zwischen den Lagos und dem Volke von Badagry erfolgte, blieb Letzteres Sieger, und Adule gelangte so zu dem ruhigen Besitze einer blühenden Stadt, die sich jetzt ganz von Lagos unabhängig erklärte. Seitdem erfolgten zwar von Seite der Lagos neue Angriffe, die jedoch von Badagry kräftig zurückgewiesen wurden, das so seine Unabhängigkeit erhielt. Im Jahre 1829 starb der König der Lagos, und nun hielt Adule die Gelegenheit für günstig, seine Ansprüche auf den „leeren Stuhl," wie diese Stämme den erledigten Königsthron zu nennen pflegen, geltend zu machen. So wenig Widerstand er zu finden hoffte, so sehr sah er sich getäuscht. Die Lagos hatten einen unmündigen Sohn ihres verstorbenen Fürsten zu dessen rechtmäßigem Nachfolger erklärt, und schlugen das Heer Adule's mit großem Verluste zurück. Seine besten Krieger und Feldherrn, wie schon oben erwähnt, kamen in diesem Gefechte um, und einer seiner Lieblinge, Bombani, war lebendig in die Hände der Feinde gefallen, die ihm unverzüglich die rechte Hand auf den Kopf nagelten, und die andere wie einen Zweig abhackten. In dieser kläglichen Verstümmelung schleppten sie ihn durch die Stadt, und gaben ihn der Verspottung des Volkes preis. Zuletzt schnitten sie ihm den Kopf ab, dörrten ihn in der Sonne, stießen ihn zu Pulver, und schickten ihn dem Fürsten von Badagry zu. Als wir zu Badagry ankamen, war Adule noch voller Betrübniß und Niedergeschlagenheit über diese erlittenen Unfälle und Kränkungen. Indeß war er klug genug, alles Mißgeschick auf den Umstand zu schieben, daß er der letzten afrikanischen Mission gegen den Willen seiner Nachbarn, den Durchzug durch sein Gebiet verstattet habe."

Der Isthmus von Panama.

Vasco Nunez de Balbao war es, der zuerst im Jahre 1515 über den Isthmus von Panama ging. Als sich die Spanier in den benachbarten Gegenden niedergelassen hatten, wurden über diese Erdzunge die reichen Erzeugnisse Peru's und der andern spanischen Besitzungen Südamerika's, die vom großen Ozean bespült werden, von diesem Meere an die Küste des Meeres der Antillen hinübergeschafft, wo man sie nach Europa einschiffte. Die Schwierigkeiten, die dieser Weg dem Transport entgegensetzte, erweckten wiederholt den Gedanken zur Anlegung eines Kanals; indeß hatte man, wie Herr von Humboldt im Jahre 1811 bemerkte, nach einem Zeitraum von 300 Jahren noch kein Nivellement des Landes aufgenommen, und nicht ein Mal eine genaue Bestimmung der Lage von Panama und Portobello.

Bolivar endlich gab einem englischen Ingenieur, Herrn Lloyd, der in seinem Stabe angestellt war, im Jahre 1827 den Auftrag, die Vermessung des Isthmus vorzunehmen, und zu ermitteln, ob sich zu einem Verbindungswege ein Kanal oder eine Kunststraße besser eigne. Die Arbeiten Lloyd's und seiner Gehülfen waren von unzähligen Schwierigkeiten umgeben, und konnten erst im Jahre 1829 beendigt werden. Hier das Resultat derselben.

Der Isthmus von Panama hat zwischen der Stadt, von der er seinen Namen führt, und der Bay von Limon oder Puerto de Naos, nicht mehr als dreißig englische Meilen in der Breite. An seinen beiden Enden erweitert er sich, und ist noch nicht ganz der Herrschaft von Columbien unterworfen; da die Mandingoindianer, ein wilder und unruhiger Volksstamm, der im nordwestlichen Theile der Erdzunge wohnt, bis auf diese Stunde noch ihre Unabhängigkeit zu behaupten gewußt haben. Die Kette der Andes, die sich durch den ganzen amerikanischen Kontinent von Norden nach Süden hinzieht, ist auf dem Isthmus zweimal unterbrochen. Gegen Norden läßt sich die erste Absenkung dieses Gebirgszuges in der Provinz Misaragua wahrnehmen, aber er steigt wieder eine Zeit lang in der Provinz Veragua, und endigt in derselben mit einem schönen Plateau, das „La mesa" oder die Tafel genannt wird. Im östlichen Theile dieser Provinz findet man statt der Bergkette einzelne sehr hohe, steile und rauhe Berge; noch weiter östlich eine zahllose Menge kegelförmiger Berge, deren Höhe aber nicht 500 bis 400 Fuß übersteigt, während Ebenen und Savanen ihren Fuß umgeben. Zu Chagres endlich am Meere der Antillen, und zu Chorrera am großen Ozean verschwinden diese Höhen auf einer Strecke von einigen Meilen gänzlich, und das Land ist fast ununterbrochen flach und eben. Bald aber erscheinen die kegelförmigen Berge wieder, rücken immer näher zusammen, und bilden zuletzt eine kleine Cordillere, die sich von Portobello bis an die Mandingobay erstreckt, wo die zweite Unterbrechung des Gebirgszuges eintritt. Das Land ist wieder eben in den Provinzen von Darien und Choco; dort gibt es zahlreiche Gewässer, von denen einige, die nach Norden strömen, sich in den Golf von Ouraba oder Darien ergießen; die ihren Lauf südwärts nehmen, münden in den Fluß San Miguel; über diesen Punkt hinaus steigt die Cordillere wieder zu einer bedeutenden Höhe, und zieht sich in das südliche Amerika. Der Gebirgszug in der Nähe von Panama nimmt seine Richtung von Nordost nach Südwest; wechselt übrigens auch und folgt beinahe der Küste, obgleich er nicht immer mit ihr parallel läuft. Die Höhe der Gebirge steigt in der Nähe dieser Stadt nicht über 1000 oder 1100 Fuß; bedeutender ist sie westlich von Portobello, wo die Berge häufig mit dichten und undurchdringlichen Waldungen bedeckt sind, und wo der Boden ungemein fruchtbar und tief ist. Das vorherrschende Gestein ist Kalkformation, die gegen Norden an Madreporenfelsen, gegen Süden an gebärteten Thon stößt. Diese Steine geben treffliches Baumaterial. Im Innern des Landes findet man Kiesel, Chalcedon, Jaspis, eisenhaltiges Gestein, Thon zu

Digitized by Google

Ziegelsteinen und trefflichen Sand zu Mörtelbereitung. Zwei Goldminen geben nur geringe Ausbeute und sind beinahe aufgegeben.

Die Vegetation ist prachtvoll und kräftig. Mehrere Bäume bieten Holz für Tischler- und Zimmerarbeiten; die Kohle, die aus andern bereitet wird, ist zur Heizung der Oefen sehr gesucht; man führt davon nach Peru aus. Andere Baumarten endlich werden von den Indianern als Färbeholz benützt, oder man zieht daraus wohlriechende Harze oder bedient sich ihrer starken Rinde als Gärbestoff.

Das Thierreich ist dasselbe wie in dem Aequinoktial-Amerika. Obgleich giftige Schlangen nicht sehr häufig sind, so verlassen die Einwohner doch aus Furcht vor ihnen selten nach Tagesneige noch ihre Wohnungen, und tragen dann in diesem Falle stets ein Gegengift bei sich, das aus einer bittern Wurzel, Namens Guavito, besteht, oder was sie noch für wirksamer halten, einen Alligatorzahn, der mit zerriebenen Kräutern gefüllt und durch den geheimnißvollen Spruch einer alten Frau gesegnet ist; letzteres Verwahrungsmittel wird am Halse getragen. Die Sandflöhe (chigues), Schnaken, Moskitos, Maringouins und andere lästige Insekten gibt es in Ueberzahl; ein Gleiches ist es mit den leuchtenden Fliegen. Der Entomologe würde hier manche neue Beute finden.

Die trockne Jahreszeit oder der Sommer beginnt gegen Ende Dezembers und dauert bis April; die Regen- oder Winterszeit nimmt das übrige Jahr ein. Die auf diese Weise fallende Wassermenge ist ungeheuer, jedoch nach den verschiedenen Oertlichkeiten verschieden. Der Regen hört in der ganzen Ausdehnung des Isthmus am Sommersolstitium fünf oder sechs Tage lang auf; weßhalb diese heitere Zeit Del veranito di San Juan — „der kleine Frühling des h. Johannes" — genannt wird.

Portobello ist eine der heißesten und ungesundesten Städte auf der Welt. Zu Panama hingegen steigt das Thermometer während der Regenzeit in der Nacht nur auf 22° Reaumur, und am Tage auf 24. Die Winde wechseln dort und sind erfrischend; epidemische Krankheiten kennt man nicht. Im Sommer steigt die Hitze auf 26 bis 27°. Den Tag über verursachen die von der Meeresfläche widerprallenden Sonnenstrahlen und die heißen Winde, die unausgesetzt von Südost über dürre Savanen herwehen, eine erstickende Hitze; in der Nacht jedoch wehen erfrischende Landwinde vom Gebirge her. Das Klima ist im Ganzen genommen gesund zu nennen; obgleich oft bedeutende Sterblichkeit herrscht, die jedoch nach Lloyd's Meinung mehr Fehlern in der Diät zugeschrieben werden dürfte.

In der Regenzeit kann man kaum eine Meile Wegs zurücklegen, ohne auf ein Wildwasser zu stoßen, das oft schwer zu passiren ist; im Sommer jedoch sind die meisten dieser Strömungen vertrocknet. Es bleibt dann nur noch eine geringere Anzahl kleiner Flüßchen übrig, von denen die nordwärts strömenden sich fast alle mit dem Chagres vereinigen; die eine südliche Richtung nehmenden ergießen sich meist unmittelbar in den großen Ozean, sind aber von keiner Bedeutung. Der Chagres ist bis auf eine gewisse Entfernung vom Antillenmeer schiffbar, an einigen Stellen jedoch nur für Piroguen, wegen der Wasserfälle und reißenden Strömungen. Da der Rio Grande, der zwei Meilen von Panama ins Meer fällt, sehr breit ist, und sich an einigen Stellen einem Seitenflusse des Chagres nähert, so faßte man den Gedanken, eine Wasserverbindung quer über den Isthmus zwischen beiden Meeren herzustellen. Da sich aber unbesiegbare örtliche Schwierigkeiten diesem Plane, wenigstens für den Augenblick, widersetzen, so zieht Herr Lloyd eine Eisenbahn dem übermäßig kostspieligen und nur langsam ausführbaren Kanalbau vor.

Gegenwärtig ziehen sich zwei Hauptstraßen über den Isthmus; die eine von Panama nach Portobello; die andere gleichfalls von Panama nach Cruces oder Gorgona am Chagres; hier schifft man sich ein und gelangt an die Stadt gleichen Namens, an der Mündung des Flusses. Es gibt auch noch andere Wege für den Transport des Viehes und der Getreidefrüchte, allein sie sind wenig bekannt; die alte spanische Regierung ermunterte zu neuen Kommunikationen nicht im Mindesten. Nach Lloyd's Vorschlag sollte eine Straße von Puerto de Naos ausgehen; von da würde man auf einem Kanal den Fluß erreichen, der nur zwei und eine halbe Meile davon entfernt ist, wo man ihn bis zu einem für Anlegung von Quais und Magazinen geeigneten Ort hinaufschiffen würde; endlich sollte eine Eisenbahn von da nach Panama führen, wobei man so viel als möglich das ebene Land zu benützen suchen würde.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Sir James Campbell erzählt in seinen jüngst zu London herausgekommenen Memoiren seine Einführung in das „Pandämonium", einem Mittagstischklub, in einem Hause in Piccadilly. „Ich war vorher von Herrn Foote vorgeschlagen worden, und man hatte über mich ballotirt. Als ich zum ersten Mal den Klub besuchte, ging ich allein hin. In einem Nebenzimmer zunächst dem Feuer fand ich einen dicken Herrn, den ich noch nie zuvor gesehn hatte. Neben ihm stand, in eifrigem Gespräche mit ihm begriffen, ein kleiner flinker Mann, der mir sehr bekannt vorkam. Im übrigen Zimmer standen noch andere kleine Gruppen umher, die alle unverkennbar mit großer Ungeduld auf das Essen warteten. Unter ihnen erblickte ich Jemand, an den ich mich wenden konnte, da ich ihm schon früher bekannt war; allein dieser Jemand war so tief in Gedanken versunken, daß es mir einige Mühe kostete, ihm meine Bitte begreiflich zu machen, mich dem dicken Herrn im Armsessel und einigen Andern, deren Bekanntschaft ich zu machen wünschte, vorzustellen. Der Jemand, den ich mit dieser Bitte aus seinen Träumen aufstörte, war Oliver Goldsmith, der abstrakteste Mensch in Europa. Der dicke Herr, der zuerst meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, war der große Moralist jener Zeit, der Verfasser des „Rambler." Meinen tiefen Bückling erwiderte er mit einem mürrischen Kopfnicken, ohne sich in einigen scherzhaften Bemerkungen, die er mit einem gewissen sphinxischen Ernst an seinen kleinen Nachbar richtete, unterbrechen zu lassen. Dieser kleine Nachbar war aber niemand Anderer, als David Garrik. Der Roscius nahm mich mit einem Anschein von Herzlichkeit und sehr artig auf. Endlich setzten wir uns zu Tische. Die Unterhaltung wurde, zu meiner großen Zufriedenheit, noch ehe abgetragen war, allgemein. Einige Mitglieder schienen es darauf angelegt zu haben, den Dr. Goldsmith in seine eigenthümliche Laune zu bringen. Damals hatte er „den gutmüthigen Mann" und einige andere Lustspiele geschrieben. Herr Foote sagte zu ihm, er wundere sich, wie er solche leichte Waare schreiben könne, nachdem er sich durch so unnachahmliche Werke, wie der „Traveller" und das „öde Dorf" unsterblich gemacht habe. „Ei, Master Foote, erwiderte Goldsmith in seiner vollen singenden irländischen Mundart," meine schönen Verse, wie Sie sie nennen, hätten mir nie ein Beefsteak und eine Kanne Porter eingetragen, seit ich aber Unsinn, wie Sie es zu nennen belieben, für eure nackten Bretter schreibe, kann ich wie ein Gentleman leben."

*

Der französischen Akademie der Wissenschaften wurden in einer ihrer letzten Sitzungen mehrere Abhandlungen über die Ornithologie von Lucian Bonaparte vorgelegt; so: „ein vergleichendes Gemälde der Ornithologie von Rom und Philadelphia"; „Beschreibung einer neuen Vogelgattung der Insel Cuba"; „Beobachtungen über das Genus Tetrao." In derselben Sitzung las Herr Jomard eine Abhandlung vor, betitelt: „Fragmente über die Erfolge und wahrscheinlichen Mittel der ägyptischen Mechanik." Der Verfasser suchte, auf verschiedene Beweise gestützt, darzuthun, daß die alten Aegyptier alle unsre einfachen Maschinen gekannt und davon in ihren Bauwerken Gebrauch gemacht haben. Mehrere dieser Maschinen sind durch Gemälde und Bildhauerarbeit, im Innern und Aeußern der Tempel, Paläste und Grabmähler dargestellt. Für einige, wie für die Schraube, fehlt dieser Beweis; allein die Zeugnisse der römischen und griechischen Schriftsteller, namentlich das von Vitruv, heben allen Zweifel darüber. Die Aegyptier hatten verschiedene Maschinen, das Getreide zu mahlen, die Oliven zu pressen, den Gyps zu reiben u. s. w. Ihr Verfahren bei Bewässerungen, das sich zum Theil noch bis auf diese Tage erhalten hat, ist eben so einfach als sinnreich. Sie bedienten sich der Schiffswinde, und auf einem Gemälde im Palaste von Carnac sieht man ein schwer beladenes Schiff von einem Schifftau gezogen, das sich auf die Spille eines andern vor Anker liegenden Schiffes aufwindet. Man hat Beweise, daß die Aegyptier den Rollenzug kannten; es ist jedoch ungewiß, ob sie ihn in dem System anwandten, das bei uns den Flaschenzug bildet, und so wirksam zur Aufhebung der schwersten Körper angewendet wird. Wahrscheinlich bedienten sie sich zur Fortschaffung der ungeheuern Massen, die sie zu ihren riesenhaften Bauwerken verwendeten, bloß der abschüssigen Fläche, der Walze und der Spille. Noch erblickt man in der Nähe der Pyramiden Ueberreste von Kunststraßen, die eine Neigung von ungefähr zwanzig Graden haben, und ohne Zweifel den untern Theil der Straße bildeten, auf der die gewaltigen Felsblöcke zu diesen Bauwerken herbeigeführt wurden.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 181. 29 Junius 1832.

George Canning.

(Fortsetzung.)

Nach dem Sturze Addingtons, dieses so mißhandelten Mannes, im Jahre 1804, wurde Canning Schatzmeister des Seewesens. Man weiß nicht, warum seine Biographen nicht angeben, wie, wenn Alles auf eine seiner Biederkeit würdige Weise vor sich ging. Canning legte seine Stelle im Jahre 1801 nieder, weil man ihm untersagt hatte, die katholische Frage ferner in Anregung zu bringen, und warum übernahm er sie im Jahre 1804 unter der ausdrücklichen Bedingung wieder, daß kein Mitglied der Regierung auf diese Angelegenheit gegen den Willen des Königs zurückkommen sollte? War das damals gegebene Versprechen nur auf zwei Jahre von bindender Kraft? War sein Rücktritt bloß eine Kriegslist? Oder war sein Wiedereintritt durch ein Opfer erkauft, durch die Aufopferung der Ehre und der Grundsätze, um sich den armseligen Genuß einer Ministerstelle zu erkaufen?

Pitts Tod warf Canning abermals in die Opposition, und da er nicht mehr durch das mächtigere Genie und das überwiegende Ansehen seines Chefs in Schatten gestellt wurde; so trat er jetzt in hellerem Lichte hervor als bisher. Nach Auflösung des Whigministeriums, das sich nicht lange Zeit halten konnte, selbst unter einem Fox nicht, trat er wieder als Mitglied des Kabinets und Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Wirksamkeit. Er nahm Theil an der Verwaltung bis 1810, jener Epoche, wo die Engländer Kopenhagen beschossen, mit Rußland brachen, in Spanien so glücklich intervenirten, und jene unglückliche Expedition auf der Schelde unternahmen, die in den Verhandlungen des Parlaments der Jahre 1809 und 1810 wie ein düsterer Themsenebel geschwebt hatte. Der traurige Ausgang der Expedition von Walchern und die heimlich eingeleiteten Unterhandlungen, um Lord Castlereagh auszuschließen, veranlaßten einen Hader, der durch einen Zweikampf zwischen beiden Parteien endigte. Lord Castlereagh handelte bei dieser Gelegenheit als ein eitler und stolzer Mann, der sein Vertrauen hintergangen und seine Talente in Zweifel gestellt glaubte, und als wahrer Irelander, der zwischen einem Duell und einer Beleidigung nichts als die Länge eines Pistolenschusses sah. Canning, von gleichem Stolz, fühlte, daß er sich in eine unangenehme Geschichte verwickelt hatte, und auf keine ehrenvollere Weise sich aus der Sache ziehen konnte, als durch einen Zweikampf. Das Benehmen Lord Castlereagh's, von dem man als Staatsmann größere Besonnenheit hätte erwarten sollen, war lächerlich; Cannings Benehmen mußte, ungeachtet seiner beschönigenden Erklärungen, einen widerlichen Eindruck machen, zumal wenn man sich erinnerte, wie er sich stets mit seinem Edelsinn und seiner Offenherzigkeit brüstete; dieß Gefühl erregte es noch mehr, wenn man daran denkt, daß er im Jahre 1812, als man die Idee eines Coalitionskabinetes aufgegeben hatte, die Gesandtenstelle in Portugal annahm, die den Erminister, um alles Andere mit Stillschweigen zu übergehen, in eine Stellung der Dankbarkeit und Abhängigkeit gegen eben jenen Mann brachte, dessen Freundschaft er verletzt, und dessen Unfähigkeit in auswärtigen Angelegenheiten er in ein so grelles Licht gestellt hatte.

Canning gelangte im Jahre 1818 abermals zur Staatsgewalt. Es war eine Zeit voll Verwirrung und Ungewißheit, und in den Herzen der Menschen waltete eine so große Beängstigung, daß die Opposition mit größerer Erbitterung als je, die Abschaffung der alten Mißbräuche verlangte. Das Land, durch seine Staatsschuld unterhöhlt, durch Auflagen erschöpft, die nicht mehr das Handelsmonopol zur Beschönigung hatten, richtete natürlich seinen Blick auf die Quelle, aus der alle diese Uebel flossen.

Da man eine tiefe Kluft zwischen Theorie und Praxis in der Konstitution wahrnahm, und wiederholt hören mußte, das Volk habe das Recht, sich nur durch seine Repräsentanten besteuern zu lassen; so schien es ungerecht und unerträglich, auf diese Mandatare keine Einwirkung zu haben, und sie nicht durch vorbedingende Uebereinkunft zwingen zu können, die eigentlichen Interessen des Volkes zu vertreten. Ersparungen, Verminderung der Stellen wurden laut gefordert. Eine Reform allein versprach Abhülfe. Es wurden daher öffentliche Versammlungen zu Gunsten dieser Reform veranstaltet, Beschlüsse zu Gunsten dieser Reform gefaßt, Petitionen für sie entworfen; die Energie eines freien Volkes wachte auf. Die Gährung war ungeheuer. Wenn ein Land in solche Aufregung kömmt, muß ein Minister entweder kraftvoll Widerstand leisten, oder auf gute Art nachgeben. Ungerechten und heftigen Forderungen muß die Stirne geboten, gemäßigten und gesetzlichen Wünschen muß mit Concessionen begegnet werden, diese Concessionen läßt sich ein zu schwacher Widerstand bald durch Gewalt entreißen; eine Zurückweisung, wenn sie auch glückt, beugt Forderungen nur für einen Tag vor; sie werden eine Woche später wieder vorgebracht

Digitized by Google

und man kann sich nicht mehr von ihnen losmachen. Lord Castlereagh und Canning waren verschiedener Meinung. Die Habeas-Corpus-Akte wurde aufgehoben, die Bill über aufrührerische Versammlungen ging durch, und der beklagenswerthe Aufruhr, oder um es mit dem rechten Namen zu nennen, die schändliche Metzelei von Manchester ereignete sich. Canning suchte in und außer dem Hause die Schuld von sich abzuwälzen, d. h. er hielt giftige Reden und erließ drei Ausforderungen, eine an Hume, eine andere an Sir Francis Burdett, eine dritte an den anonymen Verfasser einer Flugschrift. Es war hart für die Freiheit, einen so rüstigen und unbaemherzigen Gegner zu haben, einen Gegner, der nicht zufrieden, die gesetzlichen und klassischen Waffen zu führen, die er mit so großer Geschicklichkeit handhabte, auf jede Feder, die sich gegen ihn erhob, ein Pistol richtete.

Im Jahre 1820 kehrte die Königin nach England zurück, und Canning legte sein Portefeuille nieder, und zog sich auf das Festland zurück. Sein Benehmen in dieser Sache war, nach allgemeinem Urtheil, durch den ausbündigsten Geradsinn und großes Zartgefühl bezeichnet. Es ist möglich; allein in unsern Augen gab es für einen Mann von festen politischen Grundsätzen, und für einen Mann von Ehre in diesen Konjunkturen keine zwei Wege. Wenn die Königin von England schuldig war, wenn sie vor den Höfen Europa's die königliche Majestät, mit der sie bekleidet war, und die unzertrennlich vom Lande ist, mit Füßen getreten hatte; so war sie eine Schmach für den Thron, eine unwürdige Gemahlin des Souveräns, ein Schandfleck für den englischen Hof, und hatte eben so aller Ehren baar, als schamlos ihre brutalen Liebeshändel einzugestehen gewagt, und ohne Erröthen den Augen der Welt zur Schau gestellt. Als sie den Fuß auf Englands Küste setzte, war sie also die Verworfenste ihres Geschlechts, oder die unglücklichste und verfolgteste der Frauen. Wird man daher im ersten Falle sagen, es sey die Pflicht eines mächtigen Ministers gewesen, die peinliche Verantwortlichkeit seiner Stelle aufzugeben, um einem Gefühl der Neigung oder Achtung gegen das verächtlichste Geschöpf zu gehorchen? Im andern Falle, wenn die Königin Karoline unschuldig war, wie viele dafür halten, wie Addington feierlich es betheuerte, konnte es da noch irgend eine Rücksicht auf der Welt geben, die einen Mann von Ehre, einen Mann von menschlichem Gefühl bestimmen durfte, unter dem Drucke einer so furchtbaren Verfolgung eine Frau zu lassen, die er seine Freundin nannte? Was uns betrifft, so ist in unsern Augen Canning's Benehmen in dieser Sache einer der häßlichsten Flecken, den wir in seinem öffentlichen und Privatleben kennen, und der unwiderlegliche Beweis von einem Geiste, der wenig geeignet war, menschliche Handlungen von einem erhabenen Standpunkte aus zu betrachten.

Canning brachte die Jahre 1821 und 1822 im Auslande zu; bei seiner Rückreise erwählte ihn die ostindische Kompagnie zum Generalgouverneur von Indien; allein da Lord Castlereaghs trauriges Ende dazwischenkam, wurde er noch einmal Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Dieser Zeitpunkt ist es, den Stapyiton wählte, um die Geschichte von Cannings politischem Leben (London 1831) zu beginnen, ein Werk, das mit allem Talent eines gewandten Publizisten, aber mit aller Parteilichkeit eines Freundes geschrieben ist. Bis dahin war Canning, eine ganze lange Laufbahn hindurch, eine Laufbahn von dreißig Jahren, volksthümlichen Ansichten und liberalen Zugeständnissen unveränderlich entgegen gewesen. Nie hatte er sich gescheut, Vorschläge zu machen, die darauf ausgingen, die öffentlichen Freiheiten zu verstümmeln; nie verrieth er das mindeste Bedenken, wenn die Krone eine außerordentliche Gewalt verlangte; unbedenklich hatte er die schärfsten Gesetze gegen die Presse genehmigt, die willkürliche Verhaftung der Bürger vertheidigt, Lobsprüche auf die Anwendung der Gewalt gegen politische Versammlungen zu finden gewußt, er hatte sich feierlich als den beständigen Gegner der Parlamentsreform erklärt. Die einzige Sache — die katholische Frage, für die er liberale Ansichten ausgesprochen hatte, war gerade die einzige, gegen die damals die Mehrzahl des Landes von Vorurtheilen eingenommen war. Dieß war die Laufbahn und der Charakter Cannings bis zum Jahre 1822. Im Jahre 1827 starb er als der Erzjakobiner Europa's. Welches waren die gewaltigen Thaten, die ihm diese furchtbaren Namen erwarben?

(Fortsetzung folgt.)

Rom und der Papst im Jahre 1832.

(Schluß.)

Der Kardinalvikar, der dritte der Großwürdenträger des Staates, hat einen sehr ausgebreiteten und wichtigen Wirkungskreis. Sein Tribunal, das aus ihm selbst, einem Auditor, einem Prälaten, unter dem Titel Viceregent, und einem andern unter dem Titel Civilluogotenente besteht, übt die geistliche und bürgerliche Gerichtsbarkeit über einen Umkreis von zehn Meilen um Rom; unter gewissen Modifikationen hat er auch in Kriminalprozessen zu entscheiden. Ein anderes Amt, das ausschließlich mit dieser Würde verbunden ist, verleiht ihm indeß noch eine andere furchtbare Gewalt; als Kardinalvikar oder Generalvikar des Papstes ist er nämlich Censor der öffentlichen Sitten, wodurch die Freiheit aller Bewohner Roms in seine Hand gegeben ist. Das Spioniren ist an und für sich schon eines der verächtlichsten und gehässigsten Gewerbe der europäischen Regierungen, aber das römische Spionirsystem ist unermüdlich und umfassend, eine wahre Landplage und eine Beschäftigung, die dem müßigen Mönchsleben so ganz entspricht. Der Kardinalvikar kann nach Belieben Alle jene verhaften und einkerkern lassen, die seine eigne, oder die Laune Anderer ihm bezeichnet; der Mann, der seine Frau los seyn will, oder die Frau, der ihr Mann lästig ist, bedürfen in diesem Vaterlande ehelicher Intriken nur einiger Begünstigung des Kardinals, oder seines Kammerdieners, oder vielleicht gar nur des Bedienten dieses Kammerdieners, um den verhaßten Gegenstand verhaften und lebendig in einen Kerker begraben zu lassen.

In England würde eine solche Handlung ein Ministerium stürzen, und eine solche Obrigkeit würde das Land in Aufruhr versetzen; allein die Italiener begnügen sich mit Achselzucken, und erzählt man ihnen einen solchen Mißbrauch der Amtsgewalt, so danken sie der heiligen Jungfrau, daß sie nicht das Opfer waren. Hat der Italiener nur einen Mantel, der ihn gegen den Regen schützt, kann er seine Zigarre rauchen, und hat er seinen Polichinello auf der Straße und eine Sängerin im Theater, so lacht er der Tyrannei

Digitized by Google

der apostolischen Vikare unter die Nase. So viel man auch des Geredes von italienischen Aufständen machen mag, sie sind das Hirngespinst einiger Thoren, das Volk zeigt für eine französische Revolution nicht mehr Sympathie, als für Julius Cäsar oder die zehnte Legion.

Von allen Städten der Welt seufzt wohl keine mehr unter der Landplage der Advokaten als Rom. Jeder Beamte, vom Papst bis zum letzten Prälaten, ist mit gewissen richterlichen Funktionen bekleidet, und man muß es selbst erfahren haben, um zu wissen, was diese Sporteln, diese Verzögerungen und diese ewige Rechtskrämerei kosten. Außer der Segnatura di Giustizia, einem Rechtstribunale im strengsten Sinne des Worts, und der Segnatura di Grazia, die nach billigem Ermessen entscheidet, gibt es noch die Rota, eine Art Repräsentativtribunal der italienischen Provinzen, das aus zwölf Prälaten von Rom, Mailand, Toscana u. s. w., besteht, und die apostolische Kammer, die aus 11 Mitgliedern unter Vorsitz des Kardinals Camerlengo oder Großkammerherrn, und des Schatzmeisters von Rom zusammengesetzt ist.

Unter einem Regierungssysteme, wo der Wille eines einzigen Mannes Gesetz ist, denn die persönliche Entscheidung des Papstes wird in letzter Instanz als über alle geschriebenen Gesetze erhaben angesehen; in einem Lande, wo das Gesetz selbst, in seiner entscheidendsten Form, jedes mündliche Zeugniß, jedes kontradiktorische Verhör, jede Konfrontation des Klägers mit dem Angeklagten verweigert; wo selbst die obersten Gerichtshöfe anonyme Anklagen annehmen, wo der Gehalt einiger Assessoren nicht über 125 Franken jährlich beträgt, und wo man endlich mit 60 Franken einen Prozeß sechs Jahre lang von einem Gerichtshofe zum andern schleppen kann, muß man sich nicht darüber wundern, daß die Hälfte von Rom nahe daran ist, ihr Brod zu betteln, sondern nur darüber, daß ganz Rom nicht schon längst zu einer Bevölkerung von Bettlern, oder ein großes Korrektionshaus geworden ist, was auch ohne die fortwährenden ab- und zuströmenden Fremden, die nach Rom kommen um zu sehen, bestohlen und von den Dieben verspottet zu werden, gewiß bereits der Fall seyn würde. Das neue Rom hat in der That stets von den Fremden gelebt, vor der Reformation von den katholischen Pilgern, und später von den protestantischen Engländern. Vorzüglich fällt aber das Elend in den Provinzen in die Augen. Die am adriatischen Meere gelegenen, Umbrien, die Marken und Legationen, haben einen von Natur fruchtbaren Boden, wodurch die Faulheit und Armuth des Volkes wieder ausgeglichen wird. Ungeachtet der schlecht betriebenen Landwirthschaft findet man hier Pachtungen von tausend Morgen Brachfeld und unverwüstliche Anflüge von Niederholz, die dem Vieh als Weide dienen, und Feuerung für den Winter liefern. An den Küsten des mittelländischen Meeres, den Maremme, wird der Mangel dieses Systems besonders fühlbar; die Maremme sind trotz des außerordentlich fruchtbaren Bodens eine Wüste, denn die Luft ist mit giftigen Dünsten verpestet. Ein arbeitsames Volk könnte die Moräste dieser Küsten, die bei weitem keine pontinischen Sümpfe sind, austrocknen. Aber um Dieß zu bewerkstelligen, müßte man damit anfangen, den Charakter der Landesbewohner zu ändern. Der Italiener raucht lieber den elendesten Tabak, trinkt lieber die erbärmlichste Chokolade, athmet lieder die schlechteste Luft, und lebt unter der drückendsten Herrschaft, als daß er die Hacke in die Hand nähme, hinter dem Pfluge ginge, seine Lumpen und seine Trägheit ablegte und seine Priester und Pädagogen zu den Eskimos auf Mission schickte.

Die Italiener sprechen viel von Politik, denn sie sind wie die Athenienser, in den Tagen ihres Verfalls, Liebhaber von Neuigkeiten, und beschäftigen sich gern damit, die Angelegenheiten des menschlichen Geschlechts in Ordnung zu bringen. Aber ihre Freiheitsfreunde wissen nicht was sie wollen, seufzen nach einer Jakobinerherrschaft, und können sich einen Sieg der Freiheit ohne Plünderung und ohne Umsturz aller gesellschaftlichen Ordnung so wenig denken, als einen Ausbruch des Vesuvs ohne Flammen oder einen Papst ohne Neffen.

Wir haben hier den Charakter der Italiener so geschildert, wie er durch die Fehler der Regierung geworden ist. Menschen, die in einem Gefängnisse leben, eignen sich die Gewohnheiten des Kerkerlebens an; der Italiener, der beständig von Spionen umgeben ist, muß Spion oder Opfer der Spionerie werden. Wenn seine Regierung ihm keine Arbeit gibt, oder ihm nicht erlaubt zu arbeiten, so muß er entweder ein Dieb oder ein Faulenzer werden, oder mit der Drehorgel fremde Länder durchziehen. Die Natur hat ihn reich begabt, sein Land ist der Boden des Genies, er hat einen lebhaften, durchdringenden Verstand, Geschmack für das Edle, Schöne und Große in der Kunst, er ist Musiker aus Instinkt, Dichter von Natur und nur durch die Schuld Derer, die ihn beherrschen, verwahrlost und ein Sklave.

Der Isthmus von Panama.

(Schluß.)

Der Isthmus enthält zwei Provinzen: Panama und Veragua, die in Kantone eingetheilt sind. Die Bevölkerung der erstern beträgt 70,000 Seelen; die der letztern 58,000. Die Bezirke von Porto bello und Darien liegen fast ganz unangebaut. Fast alle Einwohner bestehen jetzt aus Mestizen oder Mulatten; wer nicht von ganz schwarzer Farbe ist, gilt als Weißer. Das Verhältniß der Frauen zu den Männern ist wie vierzehn zu eilf; die gleiche Verhältnißzahl hat man unter den Hausthieren beobachtet. Die Hälfte der Bevölkerung besteht aus farbigen Menschen, meistens Indianern, die durch ihre gesellschaftliche Stellung zu einer Art Leibeigenschaft verurtheilt sind, sehr gering in Geld oder Lebensmitteln bezahlt werden, jedoch nicht Sklaven sind. Die Zahl der letztern, die kaum 500 Köpfe übersteigen mag, besteht aus afrikanischen Negern.

Die Todesfälle wiesen in den best angebauten und am zahlreichsten bevölkerten Provinzen einen Todten auf acht und zwanzig Lebendige aus, was für einen tropischen Himmelsstrich sehr wenig ist, und Lloyd's Behauptung von der gesunden Lage der westlichen Kantone bestätigt. Man zählt auf sechs Individuen eine Geburt, und eine Heirath auf 174; dieselben sind häufiger bei den farbigen, als bei den weißen Menschen.

Fast die Hälfte der Wohngebäude befindet sich auf dem Lande; was zugleich ein Beweis von der innern Sicherheit ist, deren der Isthmus genießt, und von dem Geschmacke seiner Einwohner am Landleben. Uebrigens ist die Bevölkerung weder arbeitsam, noch für Mühseligkeiten abgehärtet, obgleich kräftig gebaut. Ihre Trägheit muß nicht sowohl der Erschlaffung durch das Klima zugeschrieben werden, als vielmehr der ungemeinen Fruchtbarkeit des Bodens und der Leichtigkeit, womit eine Familie ihren Unterhalt von ihm gewinnen kann. Leute, die nichts weiter im Vermögen besitzen, als ein Feuergewehr und eine Holzart, wählen sich einen Winkel im Walde zu einer Niederlassung aus; in drei oder vier Tagen ist eine Wohnung gezimmert, und mit Palmzweigen gegen Wind und Regen trefflich gedeckt. In der Folge baut die Familie noch ein oberes Stockwerk darauf, zu dem man auf einer Art Hühnersteige gelangt. Ein Paar

Digitized by Google

Steine zu einem Herd, ein eiserner Topf und einige Bänke machen das ganze Hausgeräthe aus. Die Bäume zunächst um das Haus werden gefällt, die weiter entfernten verbrannt; dann kann der Boden besäet werden, wozu man die ersten Regen benützt. Uebrigens verläßt man sich, um seinen Unterhalt zu finden, auf seine Flinte; Niemand geht ohne dieselbe aus, selbst nicht auf die Feldarbeit. Man kann sich darauf verlassen, in einer oder zwei Stunden so viel Wild zu erlegen, daß man eine Woche davon leben, und überdieß dafür in einem benachbarten Dorfe Reiß und Bananen eintauschen kann. Die der freien Bevölkerung eigene Arbeitsscheu und die geringe Anzahl von Sklaven könnte vielleicht muthmaßen lassen, daß man schwerlich eine ausreichende Anzahl Hände für die öffentlichen Arbeiten finden dürfte; übrigens scheint auch der abscheuliche Zustand der Straßen, nebst andern Hindernissen jeder Verbesserung dieser Art im Wege zu stehen. Hr. Lloyd glaubt dagegen, daß diese Schwierigkeiten nicht unübersteiglich seyn würden, wenn sich eine Kompagnie mit einem Werte von so unbestreitbarem Nutzen befassen wollte. „Es gibt in diesem Lande, sagt er hierüber, mehrere Regimenter Milizen, die aus der untern Klasse der Indianer gezogen werden, und aus Leuten bestehen, die vortreffliche Arbeiter abgeben, wenn es darauf ankommt, eine Waldung zu lichten und den Boden urbar zu machen. Ueberdieß haben sie große natürliche Geschicklichkeit für mechanische Arbeiten, und wären auf keinen Fall durch Europäer zu ersetzen. — Ein Stück Tassajo, oder gedörrtes Ochsenfleisch, einige Bananen und ein wenig Reiß genügt zu ihrem Auskommen; denn Dieß sind die Nahrungsmittel, an die sie von Jugend auf gewöhnt sind. Eine Ochsenhaut dient ihnen zur Lagerstätte, ein Holzblock zum Sitze. Ihre Bedeckung ist stets eine und dieselbe — eine Bluse, oder ein kurzes Hemd aus einem gewürfelten Stück Leinwand, und eine Hose, die bei der Arbeit meist beiseite gelegt werden. Schuhe sind ein Luxus; ihre Fußbekleidung, wenn sie anders eine haben, besteht aus einem Stücke Leder, das nach dem Fuße zugeschnitten, und wie eine Sandale befestigt ist. Ihr Sold mit Einschluß ihrer Nahrung besteht täglich in vier Realen. Die Regierung hat sich angeboten, tausend solche Indianer zur Verfügung einer Kompagnie zu stellen."

Die Hautfarbe der vornehmern Stände, vorzüglich der Frauen, nähert sich weit mehr der europäischen, als man nach der geographischen Lage des Landes denken sollte. Allein diese Weißen sind weit weniger civilisirt, als ihre Nachbarn. Die Columbier sind unter allen am meisten abergläubisch, und am wenigsten frei von religiösen Vorurtheilen. Obgleich sie in häufigem Verkehr mit den Engländern stehen, und sich den Schein geben, als bewunderten und ahmten sie diese Nation nach, „so lieben sie uns doch nicht," sagt Hr. Lloyd. Die Frauen führen ein sehr eingezogenes Leben, und sind auch wenig gesellig; sie gehen nur aus, um Messe zu hören oder Prozessionen beizuwohnen. Selbst sehr unwissend, geben sie ihren Kindern eine sehr schlechte Erziehung, indem sie dieselben mit den kleinen Negern von der niedrigsten Klasse aufwachsen lassen. So versäumt man es, von Jugend auf ihren Charakter zu bilden, und ihnen gute Grundsätze einzuprägen; obgleich zu Panama ein sehr gutes Kollegium besteht, an dessen Spitze sich ein trefflicher und sehr gelehrter Geistlicher befindet, und man sich viele Mühe gibt, die jungen Leute in Mathematik, Naturgeschichte, Philosophie und andern Wissenschaften zu unterrichten. Billard und Kartenspiele, den Hahnengefechten beizuwohnen, in Gesellschaft gemeiner Leute Tabak zu rauchen, sind ihre einzigen Vergnügungen. Es ist daher nicht zu hoffen, daß diese Menschen ihre vorzüglich in die Augen fallenden Fehler: Gleichgültigkeit gegen die Vergnügungen des häuslichen Lebens und Geschmack an Ausschweifungen, bald ablegen werden. Ihre beste Eigenschaft ist noch ihre Großmuth gegen Arme, vorzüglich Greise und Siechhafte. Uebrigens bemerkt man unter den Einwohnern von Panama eine besondere Neigung zum Handel. Vom Größten bis zum Kleinsten hält jeder eine Tienda oder Bude. Die Arbeiten der Handwerker sind sehr roh; nur die Goldschmiede sind weit und breit wegen Verfertigung goldener Ketten berühmt; allein diese Industrie, so wie Alles, was auf den Luxus Bezug hat, ist sehr in Abnahme gekommen. Es gab eine Zeit, wo zu Panama jede Familie auf massivem Silber speiste, und die meisten Hausgeräthe gleichfalls von Silber waren. Die Weiber waren mit Perlen, goldenen Ketten und anderm Geschmeide überladen; aber alles Dieß ist verschwunden, und selbst ein großer Theil des Kirchensilbers ist durch die Schmelze von der neuen Welt in die alte gewandert. Jedoch bemühen sich noch einige Personen, bei festlichen Gelegenheiten die alte Pracht zur Schau zu tragen.

Die Perlenfischerei wird in der Bucht von Panama noch immer betrieben, eine Arbeit, die mit großen Beschwerlichkeiten und sehr ungewissem Erfolge verbunden ist; allein die Perlenfischer treiben sie dennoch mit Vergnügen, und sind sehr geschickt darin. — Der Handel des Isthmus, von dem alle Reisenden glänzende Schilderungen machen, ist nicht mehr wie zu jener Zeit beschaffen, wo Panama und Portobello die einzigen Stapelplätze waren. Im Jahre 1825 sah Chagres in seinem Hafen, die Kriegsschiffe, Paketboote und Küstenfahrer ungerechnet, acht französische Schiffe, ein und zwanzig englische Goeletten, die von den Antillen kamen, sechs Goeletten der Vereinigten Staaten und drei aus Carthagena einlaufen. Diese Zahl nahm im Jahre 1828 noch mehr ab, wo kein einziges französisches Schiff erschien. Die innern Unruhen, die in dem südlichen Amerika noch immer nicht aufgehört haben, lassen nicht hoffen, daß seitdem der Handel einen großen Aufschwung genommen haben sollte.

Vermischte Nachrichten.

Der französische Weltumsegler Bougainville, der im Jahre 1767 die magellanische Meerenge durchschiffte, legte dort auf einer Bergspitze, die sich neben dem Port Gallant 2400 Fuß über die Meeresfläche erhebt, eine Beschreibung seiner Reise nieder. Die Stelle hiezu war gut gewählt, da diese Bergkuppe ganz einzeln liegt, und von den meisten Stellen der Meerenge gesehen werden kann. Vom Jahre 1786 bis 1789 beschäftigte sich Don Antonio de Cordova, auf Befehl der spanischen Regierung, mit Untersuchung der Magellans-Straße, und bei dieser Gelegenheit fanden seine Offiziere die von Bougainville hinterlassenen Dokumente. Dem Beispiele des letztern folgend, schrieb auch er einen Bericht über seine Reise, und ließ ihn sammt der Urkunde des französischen Seefahrers auf der Spitze des Berges niederlegen. In der neuesten Zeit wurden diese Dokumente von der Expedition des Kapitäns King, der von der englischen Regierung mit den zwei Schiffen „Adventure" und „Beagle" abgesendet worden war, um die mittägliche Küste von Südamerika, das Feuerland und die magellanische Meerenge genauer zu untersuchen (1826 bis 1830) abermals gefunden. Während die Offiziere dieser Schiffe in der Nähe von Port Gallant umherstreiften, fanden sie auf dem erwähnten Berge eine zerbrochene Flasche, und nicht weit davon eine Rolle Papier, die sie ihrem Kapitän überbrachten. Obgleich die Schrift sehr durch Wetter gelitten hatte, so konnte man doch daraus entnehmen, daß es die lateinisch abgefaßten Berichte der beiden vorigen Seefahrer waren. In der Flasche fand man auch eine Münze. Uebrigens waren die Angaben in diesen Dokumenten so unleserlich geworden, daß sie für künftige Seeleute von keinem Nutzen mehr sind. Kapitän King ließ daher eine Abschrift auf Pergament machen, auf der Spitze des Berges einen hohen Steinhaufen errichten, und die in eine Flasche verschlossenen Berichte, sammt einer Nachricht von seinen eigenen Reisen an diesen gefährlichen Küsten, dort niederlegen.

•

Zu den vielen berühmten Männern, die der Tod in diesem Jahre der Welt entriß, gehört auch Jeremias Bentham, der am 6 Juni zu Westminster in seinem fünf und achtzigsten Jahre an einer Luftröhren-Entzündung gestorben ist. Einige Tage zuvor noch hatte er das Manuscript von dem dritten Bande seines noch nicht herausgegebenen konstitutionellen Gesetzbuches (Constitutional Code) geordnet. Bentham, dessen Ruf so ausgebreitet ist, als seine Kenntnisse es waren, verdankt seine Berühmtheit nur einigen Werken. Der größte Theil seiner Schriften ist noch nicht im Druck erschienen. Durch letzten Willen vermachte er seine Leiche der Anatomie.

•

Der berühmte Reisende Aimé de Bonpland wurde, den zuletzt eingetroffenen Nachrichten zufolge, in Buenos-Ayres erwartet; seit seiner Befreiung aus der Gefangenschaft bei dem Dr. Francia hatte er sich in der Provinz Santa-Fe aufgehalten.

•

Ein Reformer zu Birmingham bewahrt einen pariser Pflasterstein, der in der Julusrevolution eine Rolle gespielt, unter einer Glasglocke auf, mit der Ueberschrift: „Ultima ratio populorum!"

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 182. 30 Junius 1832.

Die Vendée und Schottland.

Eine politische Parallele von Walter Scott.

Der Bürgerkrieg in der Vendée ist eine der denkwürdigsten Episoden der französischen Revolution. Die ganze Dauer dieses Krieges über hatte man in England nur eine sehr undeutliche Vorstellung von ihm, und die Geschichte wird einst die englischen Minister tadeln, daß sie die Gelegenheit versäumten, in einer Sache, die England zu der seinigen gemacht hatte, wichtige Vortheile zu erringen. Man wußte zwar im Allgemeinen, daß die französischen Royalisten bewaffnete Anhänger in Poitou zählten, und in mehreren Gefechten die Republikaner aus dem Felde geschlagen hatten; allein nur wenig bekannt war es, daß, während die übrigen Provinzen Frankreichs sich mehr oder weniger geduldig Robespierre und seinen Kollegen unterwarfen, die in England kaum dem Namen nach bekannte Vendée, bedeutende Heere auf den Beinen hatte, die regelmäßige Schlachten lieferten, entscheidende Siege erfochten, feste Plätze wegnahmen, und mit nur geringer Unterstützung an Geld und Truppen vielleicht mehr als ein Mal durch einen Marsch nach Paris die Revolution hätten beendigen können. Bei gehöriger Erwägung dieser Umstände lag wohl der Schluß nicht fern, daß eine Provinz, die solcher Anstrengungen für eine Sache fähig war, die fast ganz Frankreich aufgegeben hatte, eine ganz besondere Eigenthümlichkeit besitzen müsse, und wenn wir die Natur dieses eigenthümlichen Elementes genauer untersuchen, so finden wir in ihm eine große Lehre für Fürsten und Völker.

Niemand wird es läugnen, daß während der letzten Regierungsjahre Ludwigs XVI irgend eine wesentliche Veränderung der alten despotischen Regierungsform Frankreichs unvermeidlich ward. Die Staatslasten, die von allen Unterthanen der Monarchie nach Verhältniß des Vermögens gemeinschaftlich hätten getragen werden sollen, lasteten einzig auf dem Volke und dem Mittelstande, ohne daß die Geistlichkeit oder der Adel etwas zu den öffentlichen Ausgaben beitrugen. Die Finanzen befanden sich in einem Zustande der äußersten Zerrüttung, und die Mehrzahl der gegen die Obrigkeit erbitterten Unterthanen verlangte Wiederherstellung jener Rechte, die ihr durch die alte Feudalverfassung entrissen worden waren. Eine solche Lage der Dinge konnte im achtzehnten Jahrhundert nicht mehr bestehen, und laut forderte man daher von allen Seiten Abhülfe der vielseitigen Beschwerden. Ehrgeizige Männer benützten diese allgemeine Aufregung, und stürzten den löblichen Reformgeist der Nation in alle Gräuel der wildesten Revolution, die je die Welt noch gesehen. Statt dem Volke seine gesetzlichen Freiheiten und dem König, der Kirche und der Aristokratie den Besitz jener Vorrechte zu sichern, die einer Regierung das gehörige Gleichgewicht geben, zerstörten sie die ganze alte Ordnung der Dinge von Grund aus, stürzten den Thron um, verbannten den Adel, verläugneten nicht nur ihren Kultus, sondern sogar die Religion und Gott selbst, und begingen, unter dem Vorwande, ihre Freiheit zu befestigen, die furchtbarsten Grausamkeiten. *)

Diese Demagogen würden nie so viel Gewalt über das Volk erlangt haben, um es als Werkzeug für ihre verbrecherischen Anschläge zu brauchen, wenn die französische Aristokratie vor der Revolution jene Pflichten gegen die niedern Klassen, deren Erfüllung zum festen Verband der verschiedenen Stände in der Gesellschaft so nothwendig ist, nicht so gänzlich vernachlässigt hätte. Der Edelmann, der Gutsbesitzer sollte wenigstens während irgend einer Zeit des Jahres auf seinen Besitzungen leben; er ist der natürliche Vorgesetzte und der beste Schutzherr seiner Pächter und seiner ärmern Nachbarn. Dadurch, daß er seinen Theil seiner Einkünfte unter seinen Unterthanen verzehrt, befördert er ihren Wohlstand; seine Freigebigkeit mildert ihre Noth, und in ihren Zwisten ist er Schiedsrichter; sie dagegen sind seine Begleiter auf seinen Jagden und bei andern ländlichen Unterhaltungen. Durch solche gegenseitige Dienstleistungen werden beide einander näher gebracht, und durch gegenseitige Zuneigung verbunden.

Unglücklicherweise war ein solches Verhältniß in Frankreich gänzlich zerrüttet worden. Eine unheilvolle Politik, zuerst von Kardi-

*) Sir Walter Scott hat hier offenbar außer Acht gelassen, daß bei einem, in seinen Grundvesten unterhöhlten Staate, wie ihn Ludwigs XVI Vorfahren an diesen unglücklichen Fürsten vererbten, eben so wenig mit einer englischen Konstitution geholfen werden konnte, als einem baufälligen Hause mit einem neuen Anstriche. Ferner vergißt Sir Walter Scott, daß ein großer Theil des furchtbaren Unglückes, das Frankreich in dieser gewaltsamen Umwälzung traf, dem wenigen guten Willen des Hofes, den verderblichen Rathschlägen des Adels, den Konspirationen der Geistlichkeit zugeschrieben werden muß, ohne die die Geduld des Volkes nicht bis aufs Aeußerste getrieben worden, ohne die es den Aufreizungen der oben bezeichneten Demagogen minder zugänglich gewesen seyn dürfte. Anm. d. R.

Digitized by Google

nal Richelieu befolgt, hatte die Pflichten des hohen Adels der französischen Aristokratie gänzlich entstellt. Da der Adel vorzüglichen Werth darauf legte, stets am Hofe zu leben, und durch Intriken aller Art sich der Gunst des Königs zu versichern, so ruhte die Verwaltung seiner Güter ganz in den Händen von Intendanten, und die Unterthanen fühlten sich weder durch Furcht noch Dankbarkeit an einen Heren gefesselt, der Alles einem Beamten überließ, und an dessen Daseyn sie nur die Steuern erinnerten, die in seinem Namen erhoben wurden. Da wo die beiden vorzüglichsten Klassen der Gesellschaft in einem Zustande von gegenseitigem Mißtrauen lebten, war es leicht den Samen der Zwietracht unter ihnen auszustreuen und die untern Klassen gegen einen Adel zu erbittern, der sich weder durch Wohlthaten, noch unter irgend einem andern Einflusse ihnen näherte. Es gab zwar manche einzelne ehrenwerthe Ausnahmen, allein im Ganzen waltete jener feindselige Zustand in Frankreich vor, und trug ganz besonders dazu bei, daß die Revolution die Gränzen einer weisen und gemäßigten Reform überschritt. Statt daß die Edelleute in den Provinzen und auf ihren Besitzungen Vertheidiger gegen die Wuth der Jakobiner gefunden hätten, mußten sie vielmehr meist in ihren eigenen Bauern ihre erbittertsten Feinde sehen, und wurden von Denen verjagt, in Denen sie bei besserer Behandlung die treuesten Vertheidiger gefunden haben würden. Deßhalb waren auch die Emigrationen so zahlreich; ein an und für sich schon unheilvoller Ausweg, weil er jene Güterbesitzer, die durch ihre Geburt verpflichtet waren, jeden feindlichen Einfall in ihr Vaterland abzuwehren, den fremden Soldaten anschloß.

(Fortsetzung folgt.)

Georg Canning.

(Fortsetzung.)

Der Einmarsch französischer Truppen in Spanien war ein neues Zwischenspiel jenes langen Krieges, der durch die Revolution von 1791 zwischen Königen und Völkern begonnen hatte. Englands politische Interessen waren damals, man mag davon auch sagen was man will, schnurgerade der Partei entgegen; die es unter andern Umständen in dem großen Kampfe der Meinungen genommen haben würde. Die Machtvergrößerung Frankreichs, und jene Eroberungssucht, die es zu allen Zeiten auszeichnete, war für Großbritannien fast eben so furchtbar unter der legitimen Monarchie der Bourbonen, als unter dem Direktorium, dem Consulate und dem Kaiserreiche. England wollte durchaus, daß die französische Fahne, von welcher Farbe sie auch seyn wollte, nie jenseits der Pyrenäen wehen sollte. Spanien insbesondere war ein Namen, der in den Engländern ganz eigene Erinnerungen weckte. Es wäre einem Minister unmöglich gewesen, den Angriff Frankreichs gut zu heißen; es wäre von ihm höchst unpolitisch gewesen, nicht Alles zu thun, wenigstens was auf friedlichem Wege gethan werden konnte, um der Invasion Einhalt zu thun. Canning mußte daher als Minister der auswärtigen Angelegenheiten, acht und vierzig Stunden nach dem Antritte seines Ministeriums, anerkennen, daß der Einmarsch in Spanien der öffentlichen Meinung des Landes geradezu entgegen war. Allein diese Invasion stützte sich auf ein Prinzip; es war also dieses Prinzip, gegen das zu kämpfen er sich berufen fühlte. Die französische Thronrede, wie gewöhnlich in doppeltem Sinn abgefaßt, in dem einen für Frankreich, in dem andern für die übrige Welt, oder vielmehr für jene Parteien der Welt, bei denen der doppelte Sinn nothwendig seyn konnte, war in allen Beziehungen unerklärlich, nur darin nicht, daß sie kühn das göttliche Recht behauptete (eine Behauptung, die im Vorbeigehen gesagt von dem Liberalen der Legitimität, Herr von Chateaubriand, wieder aufgewärmt wurde); dieser Rede, erklärte Canning, der überhaupt in seinen Ausdrücken nicht sehr zurückhaltend war, unumwunden, könne er nur eine Auslegung geben, die ihn mit „Abscheu und Schrecken" erfülle. Von diesem Augenblicke an war es, wo er bei den Kaisern von Rußland und Oesterreich, im preußischen Kabinet und bei den Legitimisten Spaniens, Italiens und Frankreichs, als ein Liberaler, Jakobiner, Carbonaro und Königsmörder galt. Von nun an wurde sein Charakter von ihnen in der Art dargestellt, als sie sich von ihm mehr oder minder angegriffen fühlten; und wenn die Opposition in England zu frieden gestellt worden wäre, so würden die Tories bereits mißvergnügt zu werden angefangen haben; allein der Abscheu und Schrecken Cannings gab sich nur in Worten kund. Wir können ihn deßhalb nicht tadeln. Ein Krieg gegen Frankreich würde sich wohl haben rechtfertigen lassen; allein ein Krieg keineswegs für Spanien, sondern nur für eine Partei in Spanien, wäre unsrer Meinung nach, obgleich wir uns zu den Ansichten jener Partei bekennen, ein unkluger und nutzloser Krieg gewesen. Indem man aber den Krieg mit Frankreich vermied, lag es in der Pflicht der Regierung Alles, was in ihren Kräften stand, aufzubieten, um die Macht Frankreichs zu schwächen, oder seinem nebenbuhlerischen Ehrgeiz Hindernisse in den Weg zu thürmen. Deßhalb jene merkwürdigen Erklärungen, die einige Zeit darauf die Anerkennung der spanischen Kolonien als unabhängige Staaten aussprachen. Die englische Regierung erklärte somit, „daß sie die Trennung der Kolonien vom Mutterland als faktisch anerkenne, und daß sie eine Abtretung, die Spanien mit diesen Kolonien, auf die es keinen positiven und unmittelbaren Einfluß mehr habe, vorzunehmen geneigt seyn könnte, in keinem Falle gestatten werde."

Diese Erklärungen entsprangen aus keiner Sympathie für die Freiheit, sondern bloß aus politischen Gründen; keineswegs aus dem Wunsche, daß die Kolonien eine freiere Regierungsverfassung erlangen sollten, sondern aus dem Wunsche, ihrer allenfallsigen Abtretung an Frankreich vorzubeugen. Die Maßregeln, die hieraus hervorgingen, waren die nothwendigen Folgen dieses Prinzips, und wir haben zum Belege für diese Meinung die Worte Cannings selbst, die es unumwunden aussprechen, daß die Anerkennung der südamerikanischen Staaten nicht das Ergebniß seiner eigenen liberalen Ansichten, sondern eine politische Maßregel sey, die von dem Kabinete, dessen Mitglied er sey, einstimmig angenommen worden.

„Ich hielt es nicht für nothwendig," sagte er, „den ehrenwerthen und gelehrten Gentleman in Rücksicht auf die Willensmeinung des Kabinets zu widerlegen; aber ich muß eine seiner Behauptungen in Abrede stellen. Er hat es als ausgemacht angenommen, daß, weil das Kabinet wie die Nation über eine Angelegen-

Digitized by Google

heit in zwei Parteien getheilt ist, Jeder, der in der katholischen Frage mir entgegen, es auch in Betreff der Anerkennung der südamerikanischen Staaten seyn müsse; Dieß ist durchaus irrig. Ich kann versichern, daß die Linie, welche man in der Einbildung zwischen Liberalen und Illiberalen im Kabinet ziehen könnte, keine gerade, sondern eine elliptische ist, und obgleich diese Theilung der Ansichten, wie in der katholischen Frage, sich auch in andern Fragen leicht ausscheiden lassen könnte, bei denen die Mitglieder des Kabinets nicht durch Gewohnheit, Verbindungen oder persönliche Ehre bestimmt werden, so kann ich doch sagen, daß sie geradezu den Gründen ihrer Kollegen beigetreten sind."

Wir kommen jetzt auf die Angelegenheiten Portugals. Die von Sir Charles Stuart dorthin gebrachte Konstitution war nothwendig ein neuer Stein des Anstoßes für die unkonstitutionellen Staaten Europa's; diese hatten sich in einen Kampf zu Gunsten des Despotismus eingelassen. Einem Land eine konstitutionelle Verfassung empfehlen, war also fast so gut wie eine Kriegserklärung. Canning glaubte daher erklären zu müssen, und erklärte wirklich, daß Sir Charles Stuart ohne Auftrag gehandelt habe. Indeß blieb Sir Charles Stuart stets in Gunst, und es wäre schwer zu glauben, daß er gegen die Absichten des Ministers handelte. Es wurde Politik der neuen Regierung Spaniens, jene Regierungsform wieder zu zerstören, die England aufrecht erhalten hatte, während es gegen die Zerstörung der alten spanischen Regierung eingeschritten war. Portugal wurde durch jene neue Richtung, welche Spanien einschlug, mit einem Kriege bedroht, und England war durch Verträge verpflichtet, Portugal zu beschützen. Canning sah sich gezwungen, abermals der heiligen Allianz gegenüber zu treten. Es geschah in jener merkwürdigen Rede, wo er die Ueberfahrt englischer Truppen nach Portugal verkündete; und als er sich im Unterhause gegen die Bänke unter der Gallerie wendete, als seine Stimme mächtig sich erhob, schien sein ausgestreckter Arm den Ministern eben jener Souveräne persönlich den Handschuh hinzuwerfen, denen er drohte, sie der Entrüstung und Rache ihrer Unterthanen zu überliefern. Dießmal siegte der Charakter Cannings über das Gefühl seiner Stellung; der nach unmittelbarem Beifall geizende Redner vergaß den Minister, der stets die weitern Folgen abwiegen muß. Er sprach mit Heftigkeit; denn er mochte nun für die Tyrannei oder für die Freiheit sprechen, immer geschah es mit Heftigkeit und hitzigem Ungestüm. Kurz, es war dieselbe glänzende Energie der Rede, dieselbe Gluth des Gefühls, die ihn ehemals den Freunden der Reform so furchtbar gemacht hatte, und die er jetzt entwickelte, um die gegen ihn erbitterten Potentaten zu geißeln. Was ihn den Feinden der Freiheit entfremdete, gewann ihm Freunde; und wie er sonst den Angriffen der Opposition mehr bloßgestellt war, als seine Kollegen; so erhielt er jetzt auch in reicherem Maaße als sie die Lobsprüche und die Gunst dieser Opposition.

In dieser für Canning so kritischen Zeit starb Lord Liverpool. Seine Talente, die Reihe seiner Dienste, die glänzende Stellung, in der er sich lange Zeit der Nation gegenüber befunden hatte, bezeichneten Canning als Premierminister. Nur ein einziger Grund stand dieser Wahl entgegen; seine bekannten Ansichten, rücksichtlich der katholischen Frage. Diese Ansichten würden ihm aber schwerlich die Reihen jener Fraktion des Kabinetes, die er so lange auf den Bänken des Unterhauses bekämpft hatte, zugeführt haben, wenn die Entlassung, welche Lord Eldon, Peel und der Herzog von Wellington gaben, den König nicht zu seinen Gunsten gestimmt hätten; und mit einemmale, ohne es gesucht und vielleicht ohne es auch nur gewünscht zu haben, sah er sich an der Spitze der liberalen Partei von England, der er so lange als Gegner gegenüber gestanden war.

Der letzte Akt seines Ministeriums (wozu der Entwurf schon lange gemacht war) stellte seinen Ruf in ein günstiges Licht; es war der londoner Vertrag, der die drei Mächte, England, Rußland und Frankreich für die Freiheit Griechenlands vereinigte.

(Schluß folgt.)

Der blinde Naturforscher.

Franz Huber wurde am 2 Juli 1750 zu Genf in einer ehrenwerthen Familie geboren, in der Lebhaftigkeit des Geistes und der Einbildungskraft ein Erbgut zu seyn scheint. Sein Vater, Johann Huber, stand im Rufe eines der geistreichsten Männer seiner Zeit, und Voltaire, der seine originelle Unterhaltung liebte, gedenkt seiner oft in dieser Hinsicht. Er war ein angenehmer Meister, machte Verse, die selbst im Salon von Ferney gelobt wurden, zeichnete sich durch geistreiche, treffende Reflexen aus, malte fertig und mit Talent, schnitt Landschaften so vorzüglich aus, daß er der Erfinder dieser Kunst zu seyn scheint, war sogar ein besserer Kupferstecher, als Liebhaber dieser Kunst gewöhnlich zu seyn pflegen, und verband mit allen diesen Fähigkeiten noch ein ganz besonderes Talent für Beobachtung der Gewohnheiten der Thiere.*) Sein Werk über den Flug der Raubvögel wird noch jetzt von den Naturforschern benützt. Johann Huber übertrug fast alle seine Neigungen auf seinen Sohn, der in seiner Jugend das Gymnasium besuchte, wo er unter der Leitung guter Meister seinen Geschmack an den Wissenschaften ausbildete, der durch die Unterhaltungen seines Vaters geweckt worden war. Dem väterlichen Beispiele verdankte er auch seine Neigung zur Naturgeschichte und Saussure's Vorlesungen, so wie seine Handreichungen im Laboratorium eines Verwandten, der sich zu Grunde richtete, um den Stein der Weisen zu finden, brachten ihm Geschmack an der Physik bei. Mit einem feurigen Geiste begabt, entwickelte er sich frühzeitig; in einem Alter, wo andere Kinder kaum wissen, daß es eine Natur gibt, beschäftigte er sich schon damit sie zu beobachten, und ward in einem Alter schon von heftigen Leidenschaften bewegt, in dem andere Kinder kaum die ersten Regungen fühlen. Es schien beinahe, als habe er den schmerzlichen Verlust, der ihn treffen sollte, geahnet, und als wollte er deßhalb für den Rest seiner Tage Schätze von Gefühlen und Erinnerungen sammeln. — In einem Alter von 15 Jahren fingen seine Gesundheit und sein Gesicht an abzunehmen; der Eifer, mit dem er sich seinen Arbeiten wie seinen Vergnügungen hingab, die Leidenschaftlichkeit, mit der er den Tag über studirte und die Nacht hindurch beim matten Schimmer einer Kerze, und wenn man ihm diese wegnahm, bei Mondlicht Romane las, waren, wie man sagt, Ursache, daß seine Körperkräfte und sein Gesicht bedroht wurden. Sein Vater ging mit ihm nach Paris, um seinen Gesundheitszustand von Tronchin und seine Augen von Wenzel untersuchen zu lassen. Tronchin verordnete ihm, um der Abzehrung vorzubeugen, die im Anzuge war, den Aufenthalt auf einem Dorfe (Stain) in der Umgebung von Paris, wo er sich wo möglich vor jeder Gemüthsbewegung hüten sollte. Hier führte er nun das Leben eines Bauers, regierte den Pflug und verrichtete alle ländlichen Arbeiten. Diese Lebensordnung hatte den besten Erfolg, und Huber gewann durch seinen Aufenthalt auf dem Lande nicht nur eine unverwüstliche Gesundheit, sondern auch manche angenehme Erinnerung und einen besondern Geschmack am Landleben. Der Augenarzt Wenzel dagegen fand den Zustand seiner Augen unheilbar; er hielt es für unmöglich, die, damals weit weniger als jetzt bekannte Operation des Starstichs zu unternehmen, und kündigte dem jungen Huber an, daß er wahrscheinlich und zwar bald gänzlich erblinden werde. Seine Augen begegneten indeß trotz ihrer Schwäche, sowohl vor seiner Abreise als nach seiner Rückkehr nach Genf, denen der jungen Marie Aimée Lullin, Tochter eines Syn-

*) Als einen Beweis seines Talents erzählt man, daß er einst einem Hunde ein Stück Brod vorhielt, und es diesen von allen Seiten so benagen ließ, daß eine treffend ähnliche Büste Voltaire's daraus wurde.

Digitized by Google

bikus der Republik, mit der er oft in den Tanzstunden zusammen gekommen war. Eine gegenseitige Liebe, wie man sie nur immer in einem Alter von 17 Jahren fühlen kann, hatte die jungen Leute so innig vereinigt, daß sie einen Theil ihres Wesens ausmachte, und beide den Gedanken nicht fassen konnten, daß ihre Lebenswege getrennt laufen sollten. Die immer größere Wahrscheinlichkeit von Hubers baldiger Blindheit bestimmte indeß Hrn. Lullin, seine Einwilligung zu einer Verbindung zu versagen; allein je gewisser das Unglück ihres Freundes wurde, des Lebensgefährten, den sie selbst gewählt hatte, desto mehr hielt Marie sich für verpflichtet, ihn nicht zu verlassen. Anfänglich fühlte sie sich aus Liebe, dann aus Großmuth und einer Art Heroismus an ihn gefesselt, und so entschloß sie sich, ihre Volljährigkeit abzuwarten, die damals erst mit dem 25sten Jahre eintrat, um sich mit Huber zu verbinden. Demoiselle Lullin widerstand allen Ueberredungen, ja selbst den Verfolgungen, durch die ihr Vater ihren Entschluß wanken zu machen versuchte, und in dem Augenblicke ihrer Mündigkeit führte sie den Gatten, den sie gewählt hatte, als er noch heiter und glücklich war, und dessen traurigem Geschick sie jetzt ihr Leben widmen wollte, selbst zum Altar. Madame Huber zeigte sich durch Muth und Ausdauer als eine würdige Frau; während ihrer vierzigjährigen Ehe unterließ sie auch nicht einen Augenblick ihrem blinden Gatten die zärtlichste Sorgfalt zu weihen; sie war seine Vorleserin, sein Sekretär; sie machte Beobachtungen für ihn, und vermied jede Verlegenheit, die sein unglücklicher Zustand herbeiführen konnte. Diese rührende Ehe wurde von berühmten Federn geschildert; Voltaire gedachte ihrer oft in seinem Briefwechsel, und die Episode von der Haushaltung Belmonts in Delphine, ist ein treues, nur ein wenig verschleiertes Gemälde des häuslichen Lebens von Herrn und Frau Huber. Blinde haben sich schon als Dichter, Philosophen und Mathematiker ausgezeichnet; aber Hrn. Huber war es vorbehalten, sich, obschon des Gesichts beraubt, durch Untersuchungen und zwar über so unendlich ins Kleine gehende Gegenstände berühmt zu machen, die selbst hellsehende Beobachter nur mit Mühe aufzufinden im Stande sind. Das Studium der Werke Reaumurs und Bonnets, und seine Unterredungen mit dem Letztern lenkten seine Aufmerksamkeit auf die Naturgeschichte der Bienen. Sein gewöhnlicher Aufenthalt auf dem Lande erzeugte den Wunsch ihn ihm, sich zuvörderst von der Wahrheit einiger Angaben über diese Thiere zu überzeugen, und dann einige Lücken in ihrer Naturgeschichte zu ergänzen. Zu dieser Arbeit gehörte indeß nicht allein ein Instrument der Art, wie ein Optiker nur es verfertigen kann, sondern auch ein gelehriger Gehülfe, den nur er selbst sich bilden konnte. Er hatte damals einen Bedienten, Namens Franz Burnens, der sich durch Scharfsinn und treue Ergebenheit gegen seinen Herrn auszeichnete. Huber unterrichtete ihn in der Kunst der Beobachtung, und leitete seine Untersuchungen durch geschickt gestellte Fragen; durch Erinnerungen aus seiner Jugend, den Bestätigungen, die seine Frau und seine Freunde ihm lieferten, und die er dann mit den Berichten seines Gehülfen verglich, gelang es ihm, sich auch von dem geringsten Gegenstand ein treues und vollständiges Bild zu entwerfen. Lächelnd sagte er einst zu mir: „Ich bin in Dem, was ich sage, weit zuverlässiger als Sie: denn Sie behaupten, was nur Ihre Augen gesehen haben, ich aber schöpfe meine Ueberzeugung aus den zusammengestellten Berichten Mehrerer.“ Unstreitig ein sehr plausibler Schluß, der indeß wohl schwerlich irgend Jemand den Gebrauch seiner Augen verleiden dürfte. Huber machte die Entdeckung, daß die so geheimnißvolle Begattung und merkwürdige Befruchtung der Bienenkönigin, dieser einzigen Mutter ihres Stammes, nicht im Stock vor sich geht, sondern in der Luft, und zwar hoch genug vollzogen wird, daß sie gewöhnlichen Augen, aber nicht dem Scharfsinn eines Blinden, der von einem Bauer unterstützt ward, verborgen bleiben konnte, und gab eine ausführliche Beschreibung von dieser Lusthochzeit, über die man früher nur Vermuthungen aufgestellt hatte. Durch wiederholte Beobachtungen bestätigte er die damals noch bestrittene Entdeckung Schirachs, daß die Bienen durch geeignete Nahrung aus den Eiern der Arbeitsbienen nach Willkühr Königinnen ziehen, oder, um bestimmter zu sprechen, Geschlechtslose in Weibchen verwandeln können. Er zeigte auch, wie gewisse Arbeitsbienen fruchtbare Eier legen können. Mit großer Genauigkeit beschrieb er die Kämpfe der Königinnen unter sich, die Schlachten der Drohnen und alle besondern Umstände, die sich in einem Bienenstocke ereignen, wenn der herrschenden Königin eine fremde untergeschoben wird. Er bewies, welchen Einfluß die Größe der Zellen auf die Größe der Insekten hat, die aus ihnen hervorgehen, beschrieb die Art und Weise, wie die Bienenlarven die Seide ihrer Cocons spinnen; bewies bündig, daß die Königin Eier legt; ergründete die Ursachen, die das Schwärmen der Bienen herbeiführen, und war der Erste, der eine gründliche Naturgeschichte dieser geflügelten Kolonien herausgab. Er bewies, daß den Bienen ihre Fühlhörner dazu dienen, sich gegenseitig zu unterscheiden, und leitete aus den Kenntnissen, die er sich über ihre Lebensart erworben hatte, viele nützliche ökonomische Regeln ab. Die meisten der scharfen Beobachtungen, die seinen Vorgängern entgangen waren, dankte er seiner Erfindung gläserner Bienenstöcke von verschiedener Gestalt, von denen er die eine Art mit dem Namen Bienenstöcke in Blättern und die andere mit dem Namen flacher Bienenstöcke bezeichnete. Sie waren so eingerichtet, daß man die Arbeiten dieser kleinen Kolonien in allen ihren Einzelnheiten und, so zu sagen, jede Biene einzeln beobachten konnte. Diese Untersuchungen wurden besonders durch die Geschicklichkeit Burnens und seinen Eifer für Ergründung der Wahrheit erleichtert; er trotzte dem Zorn eines ganzen Bienenstocks, wenn irgend eine Entdeckung zu machen war, und sehr oft sah man ihn, ungeachtet der schmerzhaften Wunden, die er bei solchen Gelegenheiten erhielt, ein ungeheures Wespennest ausnehmen. Man kann hieraus auf die Begeisterung schließen, die Huber seiner Umgebung für Ergründung der Wahrheit einzuflößen wußte. (Schluß folgt.)

Die javanische Sprache.

Die javanische Sprache wird von neun Zehntheilen der Bevölkerung der Insel Java gesprochen; in den Gebirgen spricht man das Sundi, was übrigens nur eine Mundart des Javanischen mit einer größern Beimischung von malayischen Wörtern ist. Das Javanische ist eine weit ausgebildetere Sprache, als alle andern im südlichen Archipel, und seine Literatur keineswegs unbeträchtlich, obgleich sie von den Europäern wenig berücksichtigt worden ist. Ueberhaupt besaß man bis jetzt über die javanische Sprache nichts als ein malayisches, javanisches, balinesisches und lampungisches Wörterbuch von Sir Stamford Raffles, das seiner unschätzbaren Geschichte von Java angehängt ist. Indeß ist so eben eine javanische Grammatik von einem jungen gelehrten Holländer, Herrn Gerike, erschienen, der während eines mehrjährigen Aufenthaltes in Java sich dem Studium der javanischen Sprache widmete, und gesonnen ist, in Kurzem noch genauere Mittheilungen über Sprache, Geschichte und Literatur der Javanesen zu geben. Das Javanische ist in dieser Grammatik durchgehends mit den ihm eigenthümlichen Buchstaben geschrieben, die vielleicht das sonderbarste von allen asiatischen Alphabeten bilden. Es wird Djarakan genannt, und verräth in seinen Grundzügen seinen indischen Ursprung. Es wird von der linken zur rechten geschrieben, und besteht ursprünglich aus zwanzig Konsonanten, von denen jeder, wie im Sanskrit, mit einem Vokale verbunden ist, der ursprünglich ein kurzes a ist, aber als ein Mittelton zwischen a und o ausgesprochen wird. Außer diesen zwanzig hörbaren Konsonanten gibt es auch zwanzig stumme Mitlauter, die jenen beigesetzt werden, um anzudeuten, daß ein Vokal fehlt. Außerdem hat die javanische Sprache fünf Vokale und vier Halbvokale. Eine ihrer eigenthümlichsten Sonderbarkeiten ist, daß die verschiedenen Rangstufen der Nation ihre eigenen Worte haben, wodurch verschiedene Mundarten entstehen. Hr. Gerike hat diese Verschiedenheit genau beachtet und die jedem Stande angehörigen Worte von einander geschieden. Ein Mann von höherm Range bedient sich so anderer Ausdrücke gegen einen von niederm Stande, als dieser gegen jenen; sogar Leute von gleichem Range haben eigene Worte zur vertrauten Unterhaltung. Die Grammatik ist höchst einfach, wie bei allen Sprachen des indischen Archipels. Das Hauptwort hat weder Geschlecht, noch Zahl, und auch die verschiedenen Bengungsfälle werden nicht immer bestimmt bezeichnet. Das Beiwort erleidet fast gar keine Veränderung, und die Konjugation hat nur geringe Abwandlungen. Die ganze Grammatik zählt daher, obgleich sie ziemlich umständlich abgefaßt ist, nicht mehr als 69 Seiten. Die angehängte Chrestomathie enthält mehrere merkwürdige Stücke; so einen ziemlich langen Bericht von Mengku Negoro an den holländischen Statthalter Van den Bosch, und schließe mit einem Auszuge aus dem langen Gedicht des berühmten Prinzen, Kyahi Hogeng Seselo, der ungefähr vor dreihundert Jahren lebte. Der Verfasser dieser Grammatik kündigt auch ein javanisches Wörterbuch an.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 014 937 473

AP30
A88
v.5
no. 92-152
1832
Apr-June

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

Digitized by Google